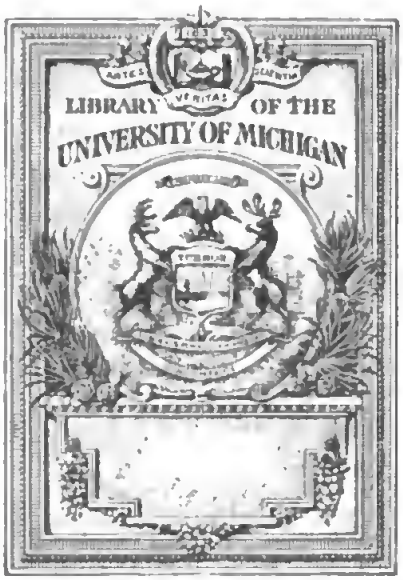
C 3 9015 00338 248 1
University of Michigan - BUHR


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

G
1
.68

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenter Band.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Seite

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig 192
Das Saterland und seine Bewohner. Von Hermann Meier. I. II. 274 301
Die Lüneburger Haide. Von Heinrich Jastram. I. II. . . 191 213
Das nordfränkische Bauernhaus. Von Archivrath Dr. Brückner . 59
Die Industrie Nürnbergs. Von Friedrich Brinkmann 11
Durch die Kassubei. Von Karl Ruß 234
Der Leba-See in Hinterpommern. Von Dr. Ernst Boll 284
Land und Leute am Frischen Haff. Von Friedrich Denker . . . 82
Die Eishöhle bei Roth in der Eifel. Von Dr. Ernst Boll 146
Eine Sprachenkarte Preußens . . 192
Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens . . 371
Volksschulunterricht in Leipzig . 128
Reisebilder aus dem Elsasslande. Von Friedrich Brinkmann. III. 117
Die Lungauer im Salzburgischen. 128
Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden 256
Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands 160
Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865 383
Neue Karte von Mähren . . . 64
Petroleumquellen in Galizien . . 191
Die hohe Tatra und ihre Anwohner 33
Pflanzenleben in den ungarischen Wäldern 121
Kroatische Tischsitte 160
Von Bajo bis Mehadia. Reiseerinnerung von A. Leist . . . 193

Seite

Baumwollenkultur in Oesterreich. 160
Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen. Von Major v. Abendroth. I. II. . . 311 334

Großbritannien und Irland.

Von Oban nach Staffa und Jona. Von Dr. Richard Andree . . . 77
Keltenthum und Germanenthum in Schottland. Von Dr. Richard Andree. I. II. 306 338
Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland 256
Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland . . 288
Eröffnung eines altbritischen Grabes 256
Zahl der Fremden in England . 128
Eisenbahnen in Großbritannien und Irland 32
Viereinfuhr nach England . . . 256
Eine gerichtliche Statistik Irlands 159

Frankreich.

Aus dem Volksleben in der Bretagne 367
Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc 251
Aberglauben in Frankreich . . . 384
Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich 256
Volksschulen in Paris 320
Frankreichs Eisenbahnen 192
Die directen Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid . . . 64

Spanien und Italien.

Der Golf von Gibraltar. Von Moritz Willkomm 26

Seite

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche 97
Von Oribuelo nach Granada . . 225
Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena. Von Moritz Willkomm 184
Die Zigeuner in Spanien . . . 268

Der Tunnel durch den Mont Cenis 96
Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien 96
Pompeji und seine Bewohner. I. II. III. 1 43 65

Balkan-Halbinsel.

Serbien und seine Bewohner. Von A. Leist 161
Die kolarischen Colonien in Bulgarien 331
Die Zinzaren. Von A. Leist . . 370
Die Sklaverei im osmanischen Reiche 159
Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern. Von A. Leist 305

Rußland.

Moskau's öffentliche Gebäude. Von B. Lohse 85
Ethnographisches Museum in Moskau 384
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen 127
Nationalitätsstatistik Westrußlands 313
Radde's Reise in Swanetien 1864 319
Die Schutzpatrone der Russen. Von Dr. Hermann Schmidt . . . 377

Topographische Karte von Holland 256
Bevölkerung Schwedens . . . . —

Asien.

Barbarenasien.

Aus Palästina 320
Ani, die alte Hauptstadt Armeniens 352
Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen 222

Ostindien.

Die Moharattenstadt Puna . . . 286
Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen . . 124
Eine Mördergesellschaft in Indien 352

Das Opferfest des Dschogganatha zu Puri in Orissa, im Juni 1864 20
Wilde Stämme im südwestlichen Indien 189
Der südwestliche Theil von Ceylon. Von Ludw. K. Schmarda. I. II. 178 209

402234

Seite

Hinterindien.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren . . 375
Plaudereien aus Hinterindien . . 252
Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos 129
Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina 222

Ostasien.

Yeddo 295
Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking 287
Der Handelsverkehr auf dem Yangtsekiang 191

Seite

Die Religionen in China . . . 321
Aus dem Leben des Volkes in China 23 112
Baumwollenausfuhr aus China . 61
Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße 219
Compagnie générale de l'Indo-Chine 319
Steinkohlen auf Sumatra . . . 254
Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes 188
Der Telegraph zwischen Indien und Australien 157

Sibirien und Innerasien.

Alexander Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze 345

Seite

Michie über China, die Mongolei und Sibirien 243
Der sibirisch-amerikanische Telegraph 191
Ueber den sibirischen Telegraphen 255
Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara 278
Der Reisende Vambery (d. h. Bamberger) und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara . . 31
Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1811 und 1812 . . . 48
Die Turkomanenstämme in Centralasien 190
Capitain Melville im buddhistischen Kloster Hissin 320

Afrika.

Der Norden und Nordwesten.

Das Weltrennen und die Messe in Algier. Von Alfred Lommatzsch 108
Bevölkerung der Stadt Algier . . 128
Die Wälder in Algerien . . . 381
Die Ritan; Anbau der Dattelpalme in Erdkesseln 64
Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten. Von R. C. Pleimes 52
Bericht des Missionärs Jaquet aus Sedbiou am Senegal 350
Ausfuhrprodukte vom Senegal . 191
Neue Nachrichten vom obern Niger 31
Krokodilthränen in Congo . . . 287

Nilquellengebiet und der Süden.

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil 63
Burton über das Problem der Nilquellen 94
Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika. Von Karl Andree. I. II. . 16 113
Der Handel Zanzibars im Jahre 1863 157
Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika 249
Die Austrocknung des Innern von Südafrika 157
Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten . . 32
Des schwedischen Reisenden Anderssson Abenteuer unter den Damaras und Namaquas in Südwestafrika 348

Handel mit Straußfedern in der Capstadt 382

Afrikanische Inseln.

Unruhen auf Madagaskar . . . 221
Neue Nachrichten aus Madagaskar 95
Streifzüge an den Küsten von Madagaskar 257
Kaffeebau auf Nossi beh bei Madagaskar 254
Ein Besuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inseln 328
Von den maskarenischen Inseln . 221
Einweihung einer Kirche auf Mauritius 254
Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira. Von Dr. A. Stübel 332

Amerika.

Nordamerika.

Capitain Halls Reise nach Frobishers Bay, 1860 bis 1862 . . 315
Die Geologie Canada's 151
Einwanderung in Canada . . . 352
Weinbau in Canada 126
Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863 254
Eisenlager am Oberen See . . . —
Milton und Cheadle's Expedition durch die Felsengebirge . . . 244
Der neue Staat Nevada 223
Die deutsche Gesellschaft in Pennsylvanien 383
Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens . 191
Aus der Steinöl-Region in Nordamerika 220
Was hat der Unterjochungskrieg in Nordamerika schon gekostet? . . 158

Mittel- und Südamerika.

Kulturverhältnisse in Westindien . 246
Zustände auf der Insel Martinique 283
Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- u. Südamerika's 127
Die neue Verfassung in Venezuela 95
Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru. I. II. III. . 202 289 353
Ein englischer Consulatsbericht über Peru 150
Leben in Chile 32
Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo 223
Estancialeben am La Plata . . . 383
Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay 96
Goldseifen in Catamarca entdeckt . 158
Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome. I. II. 139 174

Bates über das Delta des Amazonenstroms 241
Eine Karte des Amazonenstroms . 64
In den Einöden des Amazonenstromgebietes 286
Brasilianische Nachrichten . . . 223
Die brasilianische Akademie St. Paulo 223
Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina 126
Die Verbrechercolonie in Cayenne 384
Die Schiffbarmachung des Tocantins 286
Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins 94
Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea 222
Erforschung des obern Parana . —

Australien.

Der Continent.

Die Chinesen in Australien . . 148
Australische Nachrichten 127
Fortschritte in Australien . . . 351
Ein Giftstrauch Australiens . . 382

Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien 190
Australische Expeditionen . . . 235
Volksmenge von Südaustralien . 287
M'Douall Stuart über einige Sitten der Australier 245

Zur Statistik von Neu-Süd-Wales 158 382

Die Inseln.

Die Hongiesiotten und die Missionäre in Neuguinea 369

	Seite
Fortſchritt Taßmania's	157
Der letzte Taßmanier	320
Merkwürdige eelig. Erſcheinungen unter d. Eingebornen Neuſeelands	149
Auswanderung der Maoris auf Neuſeeland	287
Von den Inſeln der Südſee	95
Engliſch-franzöſiſche Rivalität im Großen Ocean. — Miſſionsangelegenheiten	255
Von den Marſchallsinſeln im Stillen Ocean	351

Allgemeines und Verſchiedenes.

	Seite
Die Gegenſätze zwiſchen Morgenland und Abendland	239
Eberard Osborns Vorſchlag zur Erreichung des Nordpols	374
Lyells Eröffnungsrede der britiſchen Naturforſcherverſammlung zu Bath	54
Die europäiſche Auswanderung	242
Die deutſche Beſiedlung Preußiſch-Polens	383
Ueber die Auswanderung der Tſcherkeſſen nach der Türkei	384
Prof. Phillips über das Alter des Menſchengeſchlechts	127
Neue Beweiſe für das hohe Alterthum des Menſchengeſchlechts	14
Die Beſtändigkeit der Menſchentypen	188
Menſchenſeele und Thierſeele	91
Die Pflanze und der Menſch	313
Die vergifteten Pfeile der Wilden	188
Branntweingenuß bei verſchiedenen Völkern	159
Woher nahmen die Alten ihe Zinn?	245
Die Produktion der Edelmetalle	96
Silberabzug nach dem Orient	158
Bereicherung des zoologiſchen Gartens in Paris	128
Züchtung gezähmtee Strauße in der Kapcolonie	287
Foſſile Knochen im Delta des Sambeſi	94
Entdeckung von Moaeiern in Neuſeeland	287
Der Rieſenalk	288
Die Gucuzoläſee in Merico	158
Heuſchreckenfang in Kleinaſien	254
Die Sardellenfiſcherei im Mittelmeere	382
Ungeziefee auf Cypern	—
Die k. k. öſterreichiſche geographiſche Geſellſchaft zu Wien	128
Der öſterreichiſche Alpenverein	160
Das militäriſch-geographiſche Inſtitut in Wien	—
Verein für Landeskunde von Niedee-Oeſterreich	383
Die geographiſche Geſellſchaft zu London	224
Einfluß der Rotation dee Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüſſe	128
Erdbeben	96
Ruſſiſche geographiſche Werke	224
Photographiſches Album dee indiſchen Völker	384
Götzenbilderfabrik im feommen England	224
Das Wetter im Sprichwort	216

Perſonal-Nachrichten.

	Seite
Dee Afrikareiſende Graf Krokow	30 318
Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Gbartum	31
Der Reiſende Lejean	63
Robert Schomburgk	—
Richard Buelon	94
Samuel Bakers afrikaniſche Reiſe	94 156
Nachrichten von Du Chaillu	156
Miani's Expedition	157
Capitän Speke u. die Mondgebirge	221
Der Reiſende Pedeo de Gieza de Leon	250
Der Afrikareiſende Gerhard Rohlfs	319
Ein engliſchee Loed als indiſcher Götze	320
Friedrich Georg Wilhelm Struve	255
Kapitän Hanning Speke's Tod	93
Tod des Löwentödters Gerard	222
Tod des Afrikareiſenden Dr. Baikie	319
Der Nachlaß Moritz v. Beurmanns	384
Tod des Dr. Hugh Falconee	—

Bücherbeſprechungen.

	Seite
Aus dem Oeient von H. Brugſch	27
Afrikaniſche Studien von Wernee Munzinger	88
Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien von Guſtav Spieß	125
Bavaria. Landes- und Völkerkunde des Königreichs Bayern	125
Atlas zur Induſtrie und Handelsgeographie von Klun u. Lange	125
Oeſterreichiſche Revue 1864	126
Der große norddeutſche Canal zwiſchen Oſtſee und Nordſee	126
Aus dem Natur- und Völkerleben im tropiſchen Amerika von Dr. K. v. Scheezer	153
Flußkarten dee Donau und Theiß von Dr. Klun	316
Mittheilungen des öſterr. Alpenvereins von P. Grohmann	316
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern	316
Voeſchule der Völkerkunde u. Bildungsgeſchichte von Dr. L. Dieſenbach	317

Digitized by Google

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Deutschland und Ungarn.

	Seite
Grundriß eines nordfränkischen Bauernhauses	60
Ein nordfränkisches Bauernhaus	61
Die Tatra, von Poronin (von Norden) gesehen	33
Die Lomnitzer Spitze, gesehen von Hunsdorf	36
Das Koprovaer Thal mit den Smretschino Seen (im Hintergrunde der Mönch)	37
Slovakische Trachten	39
Slovakische Typen	40
Gorolen aus der Tatra	41

Italien.

Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung	1
Ausgrabungen in Pompeji	2
Plan von Pompeji	3
Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji	4
Forum. Ruinen des Tempels der Venus in Pompeji	5
Das Forum in Pompeji	6
Straße; Haus mit Balkon. Pfoster, Läden in Pompeji	7
Ein Backofen mit Broten. Mahlmühle in Pompeji	8
Das nolaner Thor in Pompeji	9
Das wieder hergestellte herculanische Thor in Pompeji	10
Das Tepidarium in Pompeji	44
Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa	45
Broncene Küchengeräthschaften in Pompeji	47
Peristyl des Hauses der Quästoren in Pompeji	65
Das Haus des Lucretius in Pompeji	66
Die neuen Ausgrabungen. Exedra im Hause des Sirius in Pompeji	67
Ariadne und Bacchus. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	68
Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulysses überrascht. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	69
Das kleine Theater in Pompeji	70
Das Amphitheater in Pompeji	71
Das Urtheil des Paris. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	72
Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände	73
Pompejanische Lampen aus Terra cotta und Bronce	75
Gypsabgüsse pompejanischer Leichen in Aschenformen	76

Spanien.

Ruinen der Burg bei Chinchilla	97
Die Navosa	98
Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy	99
Auf dem Jahrmarkte in Alcoy	100
Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy	101
Ein Mann aus Albacete	102
Straße in Albacete	103
Alicante	104
Frauen in Alicante	105
Lastträger im Hafen von Alicante	106
Bauern aus der Umgegend von Alicante	107
Der Felsenpaß von Despeñaperros	185
Bauer aus der Umgegend von Oribuela	225
Eine Figur aus Murcia	227
Schnitter in der Huerta von Murcia	228
Melonenverkäufer in Murcia	229
Ein Mädchen in Carthagena	230
Landleute bei Totana	231
Wasserträger in Lorca	232
Bauer aus der Umgegend von Granada	233
Eine Zigeunerin kocht sich das Frühstück	269
Zigeunerinnen in Diezmo	272
Zigeuner in Totana	273

Türkei.

Das letzte türkische Medschliß in Uschitza	161
Die Prinz Eugen-Ruine im verlassenen Türkenstadttheil Belgrads	164
Typen serbischer Türken	165
Serbische Karaulo in der Drina	168
Die Beegfeste Uschitza in Serbien	169
Der türkische Gerichtshof in Uschitza	172
Weigerung der Türken, Sokol zu verlassen	173
Aquaeduct zwischen Orsowo und Mehadia	193
Walachische Typen aus dem Banat	196
Walachische Trachten aus dem Banat	197
Die Tatarencolonie Rabisch in Bulgarien	331

Asien.

Hinterindien.

Hütte in Laos	129
Ueberraschung durch einen Leoparden	130
Frauen aus Laos	131
Ein Mann aus Laos	132
Eine Frau aus Laos	133
Heinrich Mouhot's Audienz zu Luang Phrabang bei den drei Königen zu Laos	135
Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos	136
Der protestantische Friedhof in Bangkok	137

China und Japan.

Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking	25
Chinesische Gerichtssitzung	113
Strafe des Holzblocks	114
Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt	115
Die Strafe der Körperzerstückelung	116
Eine Sedrimühle	321
Büßer in einem buddhistischen Kloster	322
Weihrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster	323
Der Himmelstempel in Peking	324
Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking	325
Haus in Yeddo	296
Vornehme Japanesen	297
Kaiserlicher Tempel in Yeddo	299
Friedhof der Adligen in Yeddo	300

Digitized by Google

Afrika.

Seite

Stammeszeichen von Negern 18 19 20

Madagaskar.

Raharta, ein Miniſtee der Howa-Königin 257

Spähee der Königin von Madagaskar 259
Ein Malgaſchenkrieger 260
Eine madagaſſiſche Wittwe . . . 261
Vacoabaum (Pandanus utilis) . . 262
Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa) 263

Zwergpalme auf Madagaskar . . 264
Latanbaum auf Madagaskae . . 265

Dſchumbe Suli, Königin der Comoro-Inſel Moheli 328
Ein Baobab auf Moheli . . . 329

Amerika.

Peru.

Tempel des Vicacocha 202
Crucifix in dee Kirche von Combayata 203
Dorf Combapata in Peru . . . —
Maiskauen zur Chichabereitung . 204
Ein Nachtlager in Acopia . . . 205
Eine Huarmipampayrunacuna . 206
Toeten-Verkäuferinnen in Acopia —
Eine Alſtrömerie in der Quebeada du Cuzco 207
Das Dorf Andajes 208
Der Circus vor dem Stadthauſe in Cuzco 289

Zuſchauer beim Hahnenkampf . . 291
Hundefänger in Cuzco 292
Arbeitszimmee des Malees Raphael de la Cancha 293
Ein Altar auf den Straßen von Cuzco 294
Urabamba in Peru 353
Das Dorf Occobamba in Peru . 354
Hacienda de los Camotes im Thale von Occobamba 355
Die Schlucht von Occobamba in Peru 356
Uebergang über die Cordillere von Occobamba 357

Abendeſſen beim Gemeindevorſtand im Dorfe Chaco in Peru . . 359
Der Garten dee Hacienda de la Lechuza in Peru 360
Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru 361
Der Antis-Indianer Simuco . 362
Fray Bobo und Fray Aſſuta . . 363
Fray Bobo lieſt Meſſe auf dem Strande von Cachuaels in Peeu 364
Fray Bobo und ſeine Begleitee . 365
Der peruaniſche Lieutenant . . . 366
Der peruaniſche Kapitän nach dem Schiffbruch . . . . . —

Stahlſtiche.

Der Golf von Gibealtar. Zu dem Artikel: Der Golf von Gibraltae 26
Dee Kreml in Moskau. Zu dem Artikel: Moskau's öffentliche Gebäude 85
Gilimalle. Zu dem Artikel: Der ſüdweſtliche Theil von Ceylon. I. 178
Dee Kaluganga. Zu dem Artikel: Der ſüdweſtliche Theil von Ceylon. II. 209
Cabo Gieão. Zu dem Artikel: Cabo Gieão und Cama de Lobos auf Madeira 332

Digitized by Google

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Pompeji und seine Bewohner.*)

I.

Der Vesuv und die campanische Küstenlandschaft. — Die Eisenbahnfahrt von Neapel nach Pompeji. — Die Lage der Stadt; ihr Charakter im Alterthum. — Das Erdbeben vom Jahre 63, und Wiederaufbau in modernem Styl. — Die große Katastrophe vom Jahre 79. — Geschichte der Ausgrabungen. — Die verschiedenen Methoden derselben. — Die Porta des Diomedes. — Das Forum. — Die Tempel des Jupiter und der Venus. — Malerische Ziergärten. — Die Basilica. — Die Thore und Straßen. — Leben und Treiben der Pompejaner.

Franz Löher hat vor einigen Wochen ein vortreffliches Buch herausgegeben: „Sicilien und Neapel“ (München, bei Fleischmann). Er schildert, wie er den Vesuv bestieg, auf dessen Höhe er einen unvergeßlichen Anblick hatte: hinunter in den Höllenkessel des Feuerberges, und hinaus in den Himmel auf Erden. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich in der Tiefe Alles schön übersichtlich zusammenrückt; er steht, wie ein stolzer König, für sich allein.

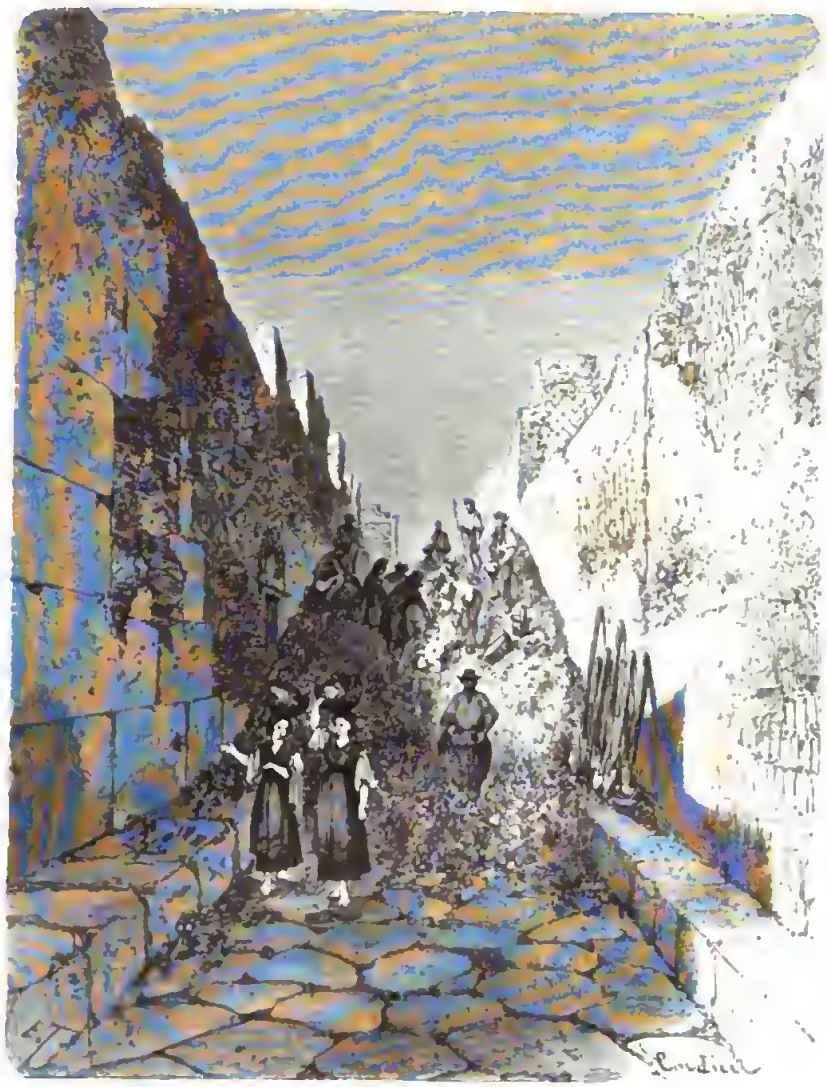
Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung. (Nach einer Photographie.)

Overbeck hat seinem, mit großem Fleiß und feinem Kunstverständniß gearbeiteten Werk eine Ansicht von Pom-

*) J. Overbeck, Professor in Leipzig, „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, für Kunst- und Alterthumsfreunde dargestellt.“ Leipzig 1856, mit einer großen Menge schöner Abbildungen. — Marc Monnier, in Le Tour du Monde, Nr. 233 und 234.

Digitized by Google

peji aus der Vogelſchau und eine Ueberſichtskarte von Campanien beigegeben; beide orientiren ſehr gut. Man hat den „Himmel auf Erden“ vor ſich, die prächtige Küſtenlandſchaft, in welcher das alte Pompeji liegt, zwiſchen den Flüſſen Liris und Sarnus, das „glückliche Campanien“. Ohne Frage bildet dieſe Gegend eine der herrlichſten und reichſten der Erde, ein Paradies an landſchaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Das gilt namentlich von der Geſladeregion zwiſchen den beiden Vorgebirgen, welche den Golf



Ausgrabungen in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

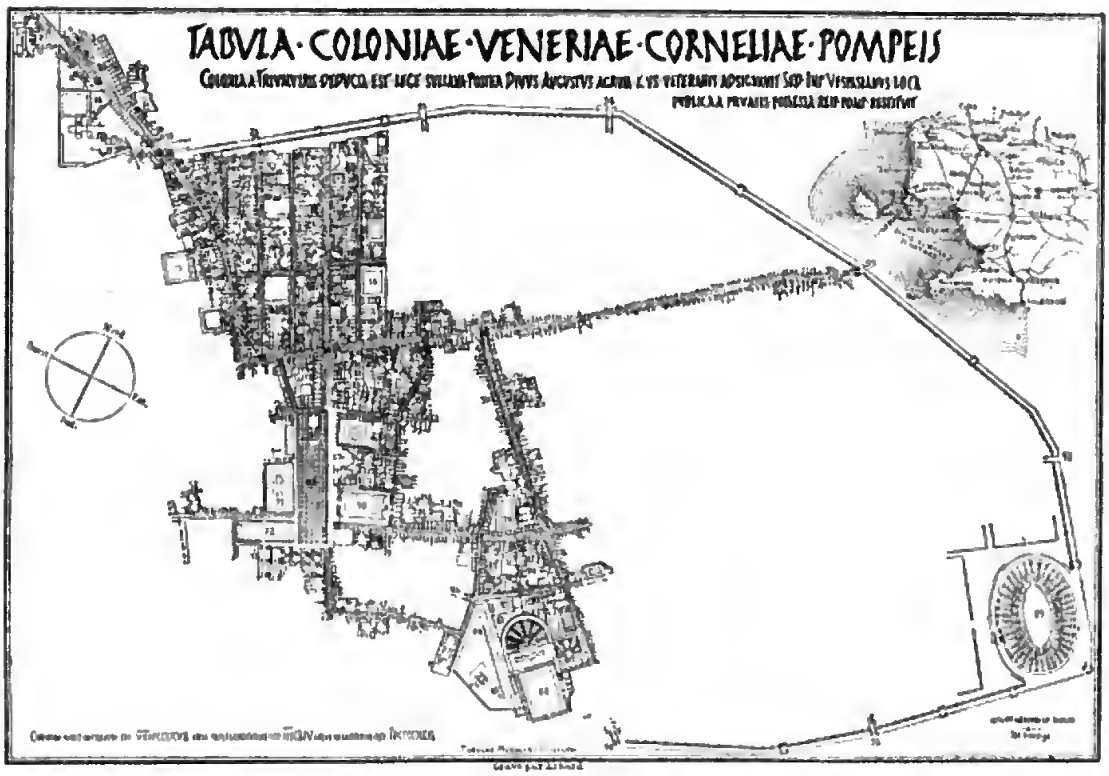
von Neapel begrenzen, dem Kap Miſenum mit den vorliegenden Inſeln Prochyta und Iſchia und dem Promontorium der Minerva mit dem Eiland Capri.

Dieſe Ebene iſt von Bergen umgrenzt, aber nach Weſten gegen das Meer hin offen und zugänglich für die feuchten und kühlenden Seewinde. In ihrer Mitte ſteigt der gewaltige Vulkan empor, den das Alterthum längſt erloſchen wähnte. Aus dem Aſchengeröll und den kleinen Kraterliefen auf des Berges nackem Haupte zog man den Schluß, daß er wohl in längſt vergangenen Zeiten Feuer geſpien habe. Er war bis zum Gipfel mit Laubhölzern beſtanden; alle Götter wohnten in dieſen duftenden Wäldern, in den Weingärten und Roſengefilden; die glücklichen Menſchen Campaniens wurden von keiner Sage über des Berges glühende Eingeweide geängſtigt. Aber bald nach Anbeginn der Kaiſerzeit in Rom begannen die Ausbrüche; ſie waren im Jahre 79, als Herculanum und Pompeji verſchüttet wurden, ſo furchtbar, daß der Dichter Martialis ſagt, ſelbſt für die Götter ſeien ſie zu gräßlich geweſen, die Himmliſchen hätten den Wunſch gehabt, daß für ſolche Verwüſtung ihnen keine Macht zugetheilt geweſen wäre. Die Kataſtrophe war entſetzlich und hat ihres Gleichen nicht.

In unſeren Tagen fährt man auf der Eiſenbahn von Neapel nach Pompeji und bedarf dazu einer Stunde Zeit. Man wirft abwechſelnd einen Blick auf den Veſuv oder auf

das blaue Meer, und eine klaſſiſche Erinnerung verdrängt die andere. Bajae, Bauli, Neapolis und Surrentum trugen ſchon im Alterthum faſt dieſelben Namen wie heute; da, wo nun Portici ſteht, lag Herculanum, wo Caſtellamare, das alte Stabiae. Aber der Feuerberg bot einen grünern Anblick.

Pompeji war nicht groß; Löher glaubt, es als „halb eine ſicilianiſche Bauernſtadt“ bezeichnen zu können. Aber dieſe hatte eine wunderbar herrliche Lage im Hintergrund eines reizenden Thales, nicht weit vom Meer und in der Nähe eines Fluſſes, des Sarnus, der freilich jetzt nur ein wenig bedeutender Bach iſt. Die Bewohner trieben Handel und Gewerbe; Pompeji war eine Art von Stapelplatz für den Handel mit Nola, Nuceria und Atella; der zu ihm gehörende Hafen konnte auch Kriegsſchiffe aufnehmen, und in ihm fand die Flotte des Publius Cornelius Schutz. Vornehme Römer, welche politiſcher Aufregungen müde waren, ſuchten Ruhe in dieſer friedlichen Landſtadt, ſelbſt Cicero erwarb dort ein Haus mit Garten. Rom hatte die Pompejaner für römiſche Bürger erklärt, geſtattete ihnen aber die municipale Autonomie, wir können ſagen eine Selbſtregierung. Der Senat beſtand aus Decurionen; eine durch die Auguſtales repräſentirte Ariſtokratie entſpricht den römiſchen Richtern; dann kam die Volksmaſſe, die Plebs. Die Pompejaner ernannten ihre eigenen Prieſter, beriefen Comitien ein, veröffentlichten ihre ſtädtiſchen Geſetze, vertheilten die Steuern, hoben die Rekruten zum Kriegsdienſte ſelber aus; ſie hatten ihre Conſuln, die Duumvires überwachten die Rechtspflege; auch Quäſtor und Aedilen fehlten nicht. Demnach war Pompeji nicht eigentlich eine Provinzialſtadt im römiſchen Sinne, ſondern bildete eine Art von eigenem Staat, ein Rom im Kleinen.



1. Straße der Gräber. — 2. Haus des Diomedes. — 3. Gräber der Familie Arria. — 4. Grabmal des Cejus Fabius. — 5. Triclinium funebre. — 6. Grabmal der Nereleja Tyche. — 7. Grabmal des Calventius. — 8. Grabmal des Lucius Libellus. — 9. Grabmal am Marmorthore. — 10. Das runde Grabmal. — 11. Das Grabmal des Umbricius Scaurus. — 12. Ein im Bau befindliches Grabmal. — 13. Ländliche Gaſtwirthſchaft. — 14. Villa des Cicero (?). — 15. Das Haus mit den Moſaikſäulen. — 16. Der Richterſtuhl. — 17. Das Grabmal mit Blumengewinden. — 18. Büſte des Bildhauers. — 19. Grabmal des Terentius. — 20. Grabmal im Bau befindlich. — 21. Grabmal der Mammia. — 22. Unbeſtimmtes Grabmal. — 23. Schilderhaus (?). — 24. Das herculaniſche Thor. — 25. Thurm und Stadtmauer. — 26. Stufen zum Emporſteigen an denſelben. — 27. Thermopole. — 28. Gaſtwirthſchaft des Albinus. — 29. Haus der Beſtalinnen. — 30. Haus des Wundarztes. — 31. Hofſtätte. — 32. Haus mit drei Stockwerken. — 33. Seifenhändler. — 34. Haus der Tänzerinnen. — 35. Brunnen. — 36. Oeffentliches Backhaus. — 37. Haus des Sallust. — 38. Bäckerei. — 39. Akademie der Muſik. — 40. Haus des Polybius. — 41. Haus der Thermen. — 42. Haus des Pansa. — 43. Haus des tragiſchen Dichters. — 44. Oeffentliche Thermen. — 45. Straße des Mercur. — 46. Fullonica. — 47. Brunnen von Moſaik. — 48. Haus des Adonis. — 49. Haus des Apollo. — 50. Haus des Meleager. — 51. Haus des Centauren. — 52. Haus des Caſtor und Pollux. — 53. Das Haus mit dem Anker. — 54. Tempel und Straße der Fortuna. — 55. Haus des Faun. — 56. Das Haus mit der ſchwarzen Mauer. — 57. Das Haus mit Figuren an den Capitellen. — 58. Das Haus des Großherzogs. — 59. Das Haus der Arabne. — 60. Das Jägerhaus. — 61. Vico ſtorto, das gewundene Gäßchen. — 62. Die Nachgrabungen der Geſellſchaft. — 63. Die Stabiſtraße. — 64. Haus des Lucretius. — 65. Forum civile. — 66. Pantheon oder Tempel des Auguſtus (?). — 67. Saal des Senates. — 68. Tempel des Jupiter. — 69. Tempel des Mercur (?). — 70. Das Gebäude der Eumachia. — 71. Tempel der Venus. — 72. Baſilica. — 73. Das Haus Championnet's. — 74. Curien. — 75. Straße des Ueberfluſſes. — 76. Das Haus mit dem Eber. — 77. Gäßchen der zwölf Götter. — 78. Theaterſtraße. — 79. Stadiſche Thermen. — 80. Neue Nachgrabungen. — 81. Haus des Cornelius Rufus. — 82. Iſistempel. — 83. Curia ſtinca (?). — 84. Forum triangulare. — 85. Tempel des Herkules (?). — 86. Das große Theater. — 87. Das kleine Theater, Odeum. — 88. Quartier der Soldaten oder Gladiatoren. — 89. Amphitheater. — 90. Das Thor nach Stabiä. — 91. Das Thor nach Nuceria. — 92. Das Thor zum Sarnus. — 93. Das nolaniſche Thor. — 94. Das capuaniſche Thor. — 95. Das veſuviſche Thor.

Schon im Jahre 63 war die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgeſucht worden; mehrere Tempel und Theater, die Säulengänge am Forum, die Baſilika, viele Häuſer und Grabmäler ſtürzten ein. Die meiſten Bewohner waren dann geflohen und hatten die beſten Habe mit ſich genommen; der Senat zögerte lange, bevor er ſeine Erlaubniß zum Wiederaufbau ertheilte. Nach und nach kamen die Pompejaner zurück, aber die Decurionen verfügten, daß die

Wiederherſtellung zugleich eine Verjüngung und Moderniſirung der Stadt ſein müſſe. Nun erhielten die Säulen am Forum neumodiſche Kapitäller; die römiſch-korinthiſche Ordnung kam in faſt allgemeine Aufnahme, und dadurch erhielt das Ganze einen andern Styl. Mit der Herſtellung ging es gewiß ziemlich raſch von ſtatten, denn als die Kataſtrophe vom Jahre 79 hereinbrach, ſtanden ſchon wieder die Tempel des Jupiter, der Venus, der Iſis und der Fortuna; die Theater waren in gutem Stande, die Häuſer mit Gemälden geſchmückt, und in den Straßen wogte ein munteres Leben und Treiben.

Pompeji wurde im Jahre 79 verſchüttet. Aber nach Verlauf einiger Zeit kamen manche Einwohner nach der Stelle, wo einſt ihre Heimath geweſen; ſie gruben in die Aſche hinein, um von ihrer zurückgelaſſenen Habe ſo viel als immer möglich zu retten, auch Diebe fanden ſich in Menge ein. Wir wiſſen, daß Kaiſer Titus den Plan hegte, allen Schutt entfernen und die Stadt in neuem Glanz erſtehen zu laſſen; auch ſchickte er zwei römiſche Senatoren an Ort und Stelle zum Zweck umfaſſender Vorunterſuchungen. Es ſcheint aber, daß Arbeit und Koſten zu ſchwierig und zu hoch befunden wurden, denn der Plan wurde nicht ausgeführt. Die Imperatoren waren ohnehin von wichtigen Dingen vollauf in Anſpruch genommen und dachten ferner nicht an die verſchüttete Landſtadt. Dieſe verſchwand allmälig unter Wein- und Obſtgärten und unter dichtem Geſtrüpp.

Ein Jahrhundert nach dem andern rollte in den Schooß der Zeiten; Pompeji wurde vergeſſen und war verloren. Dann und wann forſchte ein Gelehrter nach, aber nicht einmal der alte Platz konnte genau angegeben werden.

Da erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Baumeiſter Fontana den Auftrag zum Anlegen eines unterirdiſchen Kanals, vermittelſt deſſen man das Waſſer des Sarno nach Torre dell' Annunziata leiten wollte. Bei dieſer Arbeit wurde Pompeji von einem Ende bis zum andern durchſtochen; die Leitung durchbrach Mauern, zog in alten Straßen hin, traf auf alte Grundmauern, man fand auch Inſchriften, aber noch dachte Niemand daran, daß hier die Stelle ſei, an welcher ein Aſchenregen die Stadt verſchüttet hatte. Das mit einer Erdkruſte bedeckte Amphitheater bildete einen regelmäßigen Graben; die Landleute, welche einen richtigern Treffer zeigten, als die Gelehrten, und bei denen auch wohl alte Ueberlieferungen nicht völlig in Abgang gekommen waren, ſprachen von einer „Civita", ſie bezeichneten damit das Terrain, wo die verſchüttete Stadt gelegen.

Im Jahre 1748 trafen Weingärtner, welche den Boden tief aufwühlten, Spuren alter Gebäude und brachten einige Statuen ans Licht. Damals, während der Regierung König Karls III., war in Folge der Wiederentdeckung von Herculanum die Aufmerkſamkeit der Gelehrten geſpannt, und ein Ingenieuroberſt, Roccо Alcubierre, bat um Erlaubniß, in Pompeji nachzugraben. Der König ſtellte ihm 12 Sträflinge zur Verfügung, und mit dieſen begann er die Arbeit; aber volle acht Jahre verfloſſen, bevor man wußte, daß man auf Pompeji's Boden thätig war; man hatte Stabiä vermuthet.

Seit jener Zeit ſind dann, allerdings mit Unterbrechungen, die Nachgrabungen fortgeſetzt worden, aber lange Zeit ohne Plan, Syſtem und Methode. Der große Winckelmann ſah einſt den Arbeiten der Galeerenſträflinge zu und ſchrieb dann: „Wenn das mit derſelben Langſamkeit ſo weiter getrieben wird, dann haben unſere Nachkommen in der vierten Generation noch bei dieſen Ausgrabungen zu thun." So iſt es auch gekommen, und auch heute iſt das alte Pompeji noch nicht zum dritten Theile aufgedeckt.

Eiſenbahn in den Ruinen von Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Kaiſer Joſeph II. war am 6. April 1786 in den Ruinen und äußerte gegen König Ferdinand IV. ſein Bedauern darüber, daß man auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nur wenig Geld verwende und für die ganze Angelegenheit einen geringen Eifer zeige. Der Bourbon verſprach, Alles ſolle beſſer gehen, hielt aber nicht Wort. Seitdem die Franzoſen Neapel in Beſitz genommen, wurden die Ausgrabungen raſcher und mit mehr Nachdruck in Angriff genommen, und der Staat erwarb allen Grund und Boden, welcher Pompeji überdeckt. Im Jahre 1813 betrug die Zahl der Arbeiter 476. Bald aber zogen die Bourbons in Neapel wieder ein und kauften die unter Murat für den Staat erworbenen Ländereien wieder an ſich; mit den Arbeiten ging es dann von Jahr zu Jahr ſchläfriger und zuletzt wurden ſie

Digitized by Google

Forum. Ruinen des Tempels der Venus. (Nach einer Photographie.)

ganz wieder eingestellt. Nur dann und wann, falls etwa irgend ein gekröntes Haupt nach Neapel kam, ließ man eine Nachgrabung vornehmen, und dabei spielte man in folgender Weise Komödie. Eine Anzahl verschiedener Sachen, welche früheren Funden angehörten, wurde vorher an gewisse Punkte gelegt und mit Asche oder Bimsstein überdeckt; wenn dann der fürstliche Gast Pompeji besuchte, brachten die Aufseher jene Dinge zum Vorschein, und zwar in einer Weise, als ob man durch Zufall auf dieselben stieße.

Man entdeckte also nur wenig Neues, und vieles von dem, was zu Tage gefördert war, wurde verzettelt. König Ferdinand meinte, eine Jahresausgabe von 25,000 Lire sei zu viel für die Ausgrabungen, mit 10,000 jährlich könne man auch ausreichen! Diese armselige Summe ging aber durch viele Hände, an denen allen etwas hängen blieb; für die Arbeiten in Pompeji hatte man so viel wie nichts übrig.

Die Regierung des Königreichs Italien benimmt sich verständiger. Sie ernannte 1860 einen eifrigen und sachverständigen Gelehrten, Fiorelli, zum Direktor der Nachgrabungen. Diese wurden sofort mit Nachdruck betrieben, man brachte die Zahl der Arbeiter auf 700 und förderte binnen drei Jahren mehr, als während der vorhergegangenen dreißig. Nun wird Alles nach Regel und Methode betrieben; man zahlt beim Eintritt zwei Lire (Francs) und wird nicht mehr von einem Schwarme habgieriger Führer, Knaben und Bettler belästigt. Es ist ein kleines Museum gegründet worden, in welchem der Besucher einen Ueberblick der ausgegrabenen Gegenstände gewinnt; auch ist eine kleine Bibliothek vorhanden; man findet in ihr die Werke von Zahn, Overbeck, Mazois, Raoul Rochette, Gell, Breton ꝛc. und kann an Ort und Stelle über Pompeji nachschlagen. Geschickte Handwerker sind mit der Ausbesserung beschädigter Mauern beschäftigt; Künstler restauriren an Marmor und Bronce, und Padiglione verfertigt jetzt ein wunderbar genaues Modell der Ruinen aus Korkholz. Mit gesteigerter Theilnahme sieht der Beschauer stundenlang den Arbeitern zu.

Bei den Nachgrabungen ist man nicht immer gleichmäßig zu Werke gegangen. Unter Karl III. grub man auf gutes Glück ein, nahm heraus, was man fand, und verschüttete die Löcher wieder. So bekam man kostbare Gegenstände für das Museum, zerstörte aber Pompeji. Als man endlich wußte, daß es sich um eine Stadt handle, beliebte man eine andere Methode, die allerdings besser war und nach und nach vervollkommnet wurde. Man nahm den Boden an mehreren Stellen zugleich in Angriff, so daß die Arbeiter einander entgegen kamen, durchschnitt Hügel und legte Straßen blos. Aber das letztere geschah von unten her, auf der Bodenfläche, und während man Asche und Bimsstein fortschaffte, erfolgten nicht selten Einstürze, durch welche manche Monumente in bedauernswerther Weise beschädigt wurden. Der obere Theil der Häuser, vom Dach an, sank zusammen; was zerbrechlich war, zerbrach. Fiorelli verfährt zweckmäßiger. Er beginnt die Ausgrabungen nicht an der Bodenfläche, sondern legt oben auf dem Hügel den Lauf der Gassen aus, zwischen Bäumen und beackertem Lande hin; so gewinnt er große Vierecke, und diese bezeichnen die mit Schutt überdeckten Häuserinseln. Die Erde wird also **oben** weggeschafft und auf einer zu diesem Zwecke ge-

Das Forum (Nach einer Photographie.)

bauten Eisenbahn fortgebracht; Lokomotiven hat man nicht nöthig, denn die Bahn ist abschüssig, und die entleerten Wägen werden von Maulthieren zurückgebracht. (S. 4.)

Unsere Abbildungen zeigen, in welcher Weise man dabei zu Werke geht, und auch, wie die Ausgrabungen in Angriff genommen werden. Die Männer lockern vermittelst der Hacke oder eines Spatens den Schutt auf, und eine Menge junger Mädchen füllt ihn in Körbe, um ihn fortzutragen. Diese Arbeiterinnen waren früher in den Fabriken der Umgend beschäftigt, als aber der hohen Baumwollenpreise wegen das Geschäft ins Stecken gerieth, fanden sie bei den Ausgrabungen Verwendung. So wirkt der Unterjochungskrieg, welchen die Yankees gegen die conföderirten Südstaaten unternommen haben, bis in die Ruinen von Pompeji hinein. Diese Arbeiterinnen nahmen sich in ihren hellfarbigen, nicht selten durchlöcherten Kleidern malerisch genug aus. Wären nicht Fremde in modern europäischer Tracht in dieser Trümmerstadt, so könnte man sich in der That ins Alterthum zurückversetzt wähnen; denn die Arbeiter beiderlei Geschlechts, mit ihrer urthümlichen Bekleidung, stören nicht etwa, son-

deru tragen dazu bei, dem Bild einen antiken Anſtrich zu geben. Wir befinden uns inmitten einer virgiliſchen Landſchaft, zwiſchen Blumen und Rebgewinden, unter klarem, blauem Himmel; der Veſuv raucht und unwillkürlich fragen wir uns, ob die arbeitenden Mädchen nicht etwa Sklavinnen des Rediten Panſa oder des Dunmvir Holconius ſeien?

Bevor wir eine Wanderung durch die Stadt ſelber antreten, gehen wir in die Popina des Diomedes. Sie iſt eine ganz modern eingerichtete Speiſe- und Schankwirthſchaft, hat aber den Reiſenden zu lieb, die doch gern von vorne herein antik angeheimelt ſein wollen, den alterthümlichen Namen angenommen. Man trinkt angeblichen Falerderſelben frei umhergeben, wie ein alter Pompejaner. Zuerſt erblickt man eine Arkade und eine „Madonnennische"; in dieſer ſteht aber keine Madonna, ſondern eine Minerva. Unter der Arkade ſind große Magazinräume, alte Waarenlager. Weiter kommt man in eine anſteigende, gepflaſterte Straße, geht zwiſchen dem Tempel der Venus und der Baſilika hindurch und iſt nun auf dem Forum. Beim erſten Anblick bemerkt man nur ein längliches Viereck, das im Hintergrunde von einem regelmäßigen, zwiſchen zwei Arkaden ſich erhebenden Hügel geſchloſſen erſcheint; zur Rechten und Linken laufen Säulengänge zwiſchen Säulenſchäften und zertrümmerten Gebäuden; Steinhaufen deuten auf alte Altäre oder Untergeſtelle für Standbilder. Im Hintergrunde des Bildes raucht der Veſuv.

Straße; Haus mit Balkon. Pflaſter, Läden. (Nach einer Photographie.)

nerwein, der in Neapel vom Chemiker Scala fabricirt wird, auf guten Glauben für ächtes Gewächs; wer ein römiſches jentaculum verlangt, wird von Kellner mit einem Beafſteak bedient und erhält dazu Kartoffeln, von welchen die alten Pompejaner ſich nichts träumen ließen.

Nun ſteigt man über die Schutt- und Aſchenhügel, welche vor den Ruinen liegen; von dieſen hat man noch nichts geſehen. Nachdem man zwei Lire gezahlt, wird man durch einen Drehbaum eingelaſſen und dann von einem uniformirten Führer begleitet; er beaufſichtigt die Fremden, beſonders die „Landsleute Lord Elgins", darf aber keinerlei Gebühr fordern. Das kann man vermittelſt der überall angebrachten Maueranſchläge in einem halben Dutzend Sprachen leſen.

Alſo man befindet ſich jetzt in der Stadt und kann in

Nachdem wir einen Geſammteindruck gewonnen haben, betrachten wir die Einzelnheiten. Die cannelirten Säulen ſind aus Cafertaſtein, Tuff oder Ziegelſtein, mit Stucco bekleidet, und ſtehen zwei Stufen höher als die Fläche des Platzes. Unterhalb der niedrigſten Stufe läuft die Goſſe hin. Dieſe Säulen trugen eine Gallerie, zu welcher man auf einer engen, ſteilen Treppe hinaufſtieg; dieſe iſt noch vorhanden; die obere Gallerie war, wie es ſcheint, bedeckt, und auf ihr luſtwandelten die Frauen. Auf der erſten Säulenreihe ruhte eine zweite, welche wahrſcheinlich von den Monumenten unterbrochen war. Das Pflaſter iſt von Travertin.

Wir ſtehen vor den Ruinen des Tempels, der ſich auf einem Podium (Baſament) erhob und nach Norden gerichtet

iſt. Man gelangt zu ihm vermittelſt eines Auftrittes (Perron), welcher im Centrum eine Platform durchſchneidet, auf der vielleicht ein Altar ſtand. Auf dem Podium gewahren wir Spuren von 12 Säulen, welche den vordern Porticus, das Pronaos, bildeten. Zur Rechten und Linken des Auftritts haben Statuen geſtanden, wahrſcheinlich Koloſſalſtandbilder. Hinter dem Pronaos ſehen wir den Platz der Cella, von welcher aber nur das Moſaikpflaſter und die Mauern vorhanden ſind. An den mit Stucco bekleideten Mauern gewahren wir noch hübſche Ziermalereien.

Aber welchem Gotte war dieſer Tempel geweiht? Man ſagt, dem Jupiter, weil man Bruchſtücke einer Koloſſalſäule dort gefunden hat, welche möglicherweiſe den Beherrſcher der Götter und Menſchen darſtellt. Auch förderte man

Auf der öſtlichen Seite dieſes öffentlichen Platzes ſehen wir vier öffentliche Gebäude, und zwar von Süden nach Norden den Palaſt der Eumachia, den Tempel der Minerva, den Verſammlungsſaal des Senats und das Pantheon. Auf der weitern Wanderung von Norden nach Süden gewahren wir zuerſt einen ziemlich langen Porticus, der öſtlich auf das Forum ſtößt; man meint, er ſei eine Poecile geweſen, oder ein Muſeum, oder ein Getreideſpeicher ꝛc., iſt alſo über ſeine eigentliche Beſtimmung noch im Unklaren. Hinter der Poecile findet man kleine, zum Theil gewölbte Gemächer, in welchen Gerippe ausgegraben worden ſind; man meint, ſie ſeien Gefängniſſe geweſen. Weiter nach abwärts zieht ſich, am Forum hin, die Seitenmauer des Tempels der Venus; ſie war Schutzgöttin der Stadt.

Ein Backofen mit Brötern. Mahlmühle. (Nach einer Photographie.)

Fragmente von Stein und Bronce zu Tage, die an den Extremitäten nicht zerbrochen, wohl aber auf allen Seiten geglättet und derart verfertigt ſind, daß man ſie aufhängen konnte. Es waren Votivopfer.

Zu beiden Seiten dieſes, wir wollen ſagen Jupitertempels, ſtehen, wie ſchon bemerkt, Arkaden. Jene zur Linken iſt ein gewölbtes Thor, aber zu niedrig und ſo weit vorgerückt, daß es dem andern nicht recht entſpricht und die Symmetrie in dieſem Theile des Forums ſtört. Die andere Arkade iſt offenbar ein Triumphbogen, von dem wir aber nur noch das Backſteingerippe, einige Niſchen und Spuren von Halbſäulen erkennen. Man könnte aber den Marmor und die Statuen leicht hinzufügen. Uebrigens zeigt dieſes Monument von ſchlechtem Styl. So alſo finden wir den Hintergrund des Forum.

Der Eingang zu dieſen Ruinen, den ſchönſten Pompeji's, liegt in der benachbarten Straße, welche wir ſchon durchwandert haben. Overbeck entwirft (S. 85 ff.) eine ſehr anſchauliche Darſtellung. Durch jenen Eingang tritt man in den geräumigen Umgang, den Peribolos, und ſteht unter einem im Durchſchnitt vier Meter breiten, ringsumlaufenden, bedeckten Umgang von 48 Säulen. Man hat vor ſich den Hauptaltar, der ſeiner Geſtalt nach nicht für Blut- und Brandopfer geeignet war, ſondern nur für Spenden von Früchten, Kuchen und Weihrauch; denn die Opfer für die Venus waren unblutig. Hinter dem Altare erhebt ſich mit vorliegender Freitreppe von 13 Stufen die bedeutende Baſis des Tempelbaues. Dieſer muß einſt einen überaus prächtigen und zierlichen Anblick gewährt haben; 28 Säulen umgeben die Cella; die Decke der Vorhalle wird von ſechs Säulen

in der Front und außerdem von je vier zu beiden Seiten getragen. Ein Theil des Fußbodens ist mit farbiger Mosaik bekleidet; die Wände der Cella sind mit einfachen Feldern bemalt. Die vielen kleinen Gemächer, welche hinter dem Peribolos liegen, waren wohl Wohnungen für die Priester.

Sehr reich ist die malerische Ausschmückung dieses Tempels. Gleich die Säulen und das über ihnen liegende Gebälk zeigen lebhafte Bemalung; die ursprünglich dorischen Säulen sind vermittelst einer Tünche in korinthische verwandelt worden, um mit den Säulen des Tempels zu harmoniren. Wir finden die Wände des bedeckten Umgangs, welche nach der Seite des Forum hin Nischen von verschiedener Tiefe bilden, mit geschmackvollen architektonischen Perspektiven bemalt, welche letzteren sonst in Pompeji nur

Am südwestlichen Theile des Forums steht die Basilica; sie ist durch die oben erwähnte Straße vom Venustempel getrennt. Ueber die Bestimmung des Gebäudes kann kein Zweifel obwalten; zum Ueberfluß haben müssige Leute das Wort Basilica oder Bassilica mit Messern eingekratzt. Rom überkam die Basilica, die königliche Halle, aus Griechenland nicht vor 184 v. Chr. Ihrem Grundprincip nach ist sie nur eine bedeckte Halle, welche Schutz gegen Sonne und Regen bot und für den Verkehr bestimmt war. Später verband man mit diesen antiken Börsen eine Gerichtsstätte (Tribunal), welche am hintern Ende etwas erhöht und abgetrennt angebracht wurde, häufig in einer eigenen herausgebauten Nische, der Absis, in welcher der Prätor mit seinen Leuten sich aufhielt und von wo aus er

Das nolaner Thor in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

selten vorkommen. Bemerkenswerth ist das in der Mitte in einen eigenen Rahmen eingeschlossene Viereck; dieses enthielt ein Tafelgemälde auf Holz, das bei der Verschüttung verbrannt ist. Hier haben wir ein Zeugniß dafür, daß die beiden Arten der Malerei: auf den Kalk und auf einzulassende Tafeln, in Pompeji in gemischtem Gebrauche waren, wenn auch nur ausnahmsweise. Aber die schönsten Gemälde finden wir in den außerhalb des Tempelhofes befindlichen Gemächern, den Priesterwohnungen. Unter denselben kann eins als herrlich bezeichnet werden. Es stellt den jugendschönen Bacchus dar, wie er sich auf Silen stützt; während jener den Inhalt eines Weinbechers auf einen Panther ausschüttet, spielt Silen die Leier; musikalische Begeisterung ist mit der bachischen verbunden. —

das ganze Treiben des Verkehrs übersehen konnte. Die Christen haben in Rom mehrere antike Basiliken als Kirchen benutzt und ähnliche neue Gebäude mit einigen, für ihre gottesdienstlichen Zwecke passenden Veränderungen gebaut.

In der Basilica zu Pompeji hat offenbar ein reges Leben geherrscht; der weite Raum war mit den Hauptgebäuden der Stadt umgeben, nämlich drei Tempeln, den Tribunalen, Gefängnissen ꝛc. und von allen Seiten geschlossen; man sieht noch die Falzen und Rillen für die Fallgatter; er war mit Statuen, Triumphbogen und Säulengängen geschmückt; dort fanden sich Geschäftsleute und Müssiggänger zusammen, er bildete Corso und Boulevard, er ist gleichsam das Herz der Stadt gewesen.

Pompeji zählte acht Thore; vielleicht noch ein neuntes auf der dem Meere zugekehrten Seite. Das nolaniſche Thor ſcheint aus ſehr alter Zeit herzurühren; das herkulaniſche iſt jünger, hat aber trotzdem mehr gelitten, denn der Bogen iſt eingeſtürzt. Unſer Bild zeigt, wie es einſt ausgeſehen. Von den drei Eingängen waren die zu beiden Seiten der großen Pforte für Fußgänger beſtimmt; jene mittlere konnte man durch ein Fallgatter ſchließen; dieſes ſcheint aber lange Zeit nicht mehr benutzt worden zu ſein, denn in den Falzen findet man noch die Stuccobekleidung; Pompeji war keine Feſtung mehr.

Ein Blick auf unſern Plan kann zeigen, wie viel oder wie wenig von dem alten Pompeji bis jetzt wieder zu Tage gebracht worden iſt. Der weiße Raum zeigt, was noch zu thun bleibt; rechts, unten an der Ecke, hat man das Amphitheater bloß gelegt; das Uebrige bildet einen mit Weingelände und Gärten bedeckten Raum. Zur Linken ſehen wir Linien, welche Straßen vorſtellen, oder Monumente und öffentliche Plätze. Den Gaſſen hat man ganz beliebige Namen beigelegt, z. B. des Ueberfluſſes, der zwölf Götter, des Mercur, der Fortuna, der Fortunata ꝛc., und die Benennungen der Häuſer ſind wo möglich noch viel willkürlicher.

Die Straßen von Pompeji haben keinen ſchönen oder mannigfaltigen Anblick dargeboten, und keine iſt über 23 Fuß breit. Die Vorderſeite hat faſt nur glatte Wände, eine nur wenig verzierte Eingangsthür und kleine Fenſter im obern, ausnahmsweiſe auch wohl im untern Geſchoſſe. Das antike Haus war ein Innenbau und hing mit dem Straßenverkehr weſentlich nur durch die Eingangsthür zuſammen. Enge Gaſſen hielt man, des Schattens wegen, für geſunder als breite. Der Fahrweg, agger, war ſchmal, denn viel Fuhrwerk gebrauchte man nicht; an der Seite liefen margines, Gehwege, Fußwege, die man jetzt auch in Deutſchland allerdings Trotteirs (alſo Trottwege) nennt. Der Fahrweg iſt mit Lavablöcken ſorgfältig gepflaſtert, auch haben ſie für die querübergehenden Fußgänger Trittſteine. Die Gehwege mußten von den Hausbeſitzern angelegt und unterhalten werden; je nach dem Wohlſtande derſelben ſind ſie gewürfelt, oder von geſtampfter Erde oder aus einer rohen Steinmoſaik, dem ſogenannten opus signinum. An den hohen Seitenſteinen ſind oft Löcher angebracht, damit die Landleute, welche zur Stadt kamen, dort ihre Kühe und Eſel anbinden konnten. An den Gehwegen liefen auch Abzugsrinnen, welche das Regenwaſſer in einen unterirdiſchen Kanal ableiteten; dieſer ging bis vor die Stadt hinaus.

Leben erhielten die Häuſerfronten durch die zahlreichen Läden, welche das Erdgeſchoß einnahmen. Sie waren weit geöffnet zu Kauf und Verkauf, unterbrachen die Einförmigkeit der kahlen Façaden, bringen Abwechslung von Licht und Schatten hervor. Dazu kamen die Brunnen und ſonſtige kleinere Monumente, und das Ganze macht durch die helle Tünche und vielerlei Malerei auf den Außenwänden einen heitern Eindruck. Der Gewürzkrämer, der Weinſchenk, der Verkäufer von Lebensmitteln faßt in ſeinem offenen Laden, in deſſen Mauerwand ſteinerne Abſätze angebracht waren, und auf welchen ſeine Waaren ſo lagen oder ſtanden, daß der Vorübergehende ſah, was feil geboten wurde. Es wird vor den Auslegebrettern lebhaft genug hergegangen ſein, denn der Südländer ſpricht laut und geſtikulirt viel; man kann das in Neapel vortrefflich beobachten. Dieſe Verkaufsläden ſtehen jetzt verödet, aber an den Schildern ſehen wir, wer die Inhaber waren. Eine Ziege von Terra cotta zeigt an, wo Milch verkauft wurde; ein von einem Eſel gedrehter Mühlſtein, wo ein Müller Mehl feil bot; zwei hintereinander gehende Männer tragen auf einer Stange eine Amphora; dort war Wein zu haben. In anderen Läden, die kein Schild hatten, fand man Handwerksgeräthe, in einem Hauſe der herculanenſiſchen Straße z. B. Hämmer, Zangen, eiſerne Reife, eine Wagenſchraube und eine Radfelge; dort hat ein Schmied gewohnt. Bei einem Töpfer findet man einen merkwürdigen Ofen, deſſen Wölbung aus hohlen, in einander geſchachtelten Kielen von Terra cotta hergeſtellt iſt. In einer Barbierbude ſehen wir noch den ſteinernen Sitz, auf welchem die Kunden bedient wurden. Die Parfumeriebuden ſind zahlreich geweſen; zwei Apotheken haben als Ausbängeſchild eine Schlange (das Attribut Aeſculaps), welche einen Tannzapfen frißt; bei ihnen fand man Pillen, Phiolen mit eingetrockneten Flüſſigkeiten und eine Büchſe aus Bronce mit verſchiedenen Abtheilungen; eine derſelben

Das wieder hergeſtellte herculaniſche Thor. (Nach einer Photographie.)

diente für den Spatel. Bei einem Wundarzt fand man eine ganze Sammlung chirurgiſcher Werkzeuge, welche jetzt im Muſeum zu Neapel ausgeſtellt ſind, und zwar nicht weniger als 300 Stück. Dieſe reiche Sammlung beweiſt, daß die Alten ſehr geſchickte Chirurgen waren und eine Menge von Inſtrumenten hatten, die man für Erfindungen der neuern Zeit zu halten geneigt war. Beim Farbenhändler hat man 14 Gerippe gefunden; der Bildhauer war vollauf beſchäftigt, als der Unglückstag hereinbrach, denn man fand bei ihm noch eine Anzahl unfertiger Marmorſtatuetten, Meiſſel, Feilen und anderes Geräth.

Pompeji alſo hatte ſeine Künſtler, aber auch viele Handwerker, unter denen die Walker eine angeſehene Körperſchaft bildeten; ihr großes Werkhaus, die Fullonica, iſt noch vorhanden. Ein Oelhändler hatte einen ſehr eleganten Laden in der Straße, welche zum Odeon führt; ſein Ladentiſch beſtand aus grünem und weißem Marmor. Bei der Ausgrabung ergab ſich, daß in acht Gefäßen noch flüſſiges oder wenigſtens klebriges Olivenöl vorhanden war. Die zahlreichen Thermopolen vertraten die Stelle unſerer Kaffeehäuſer; man verkaufte dort warme Getränke und gewürzte Weine; die Oenopolen entſprechen unſeren Schenken, die Popinae unſeren Garküchen niedriger Art; in dieſe ſchickten die Prieſter zum Verkaufe, was ihnen von den geſpendeten Opfergaben übrig blieb. In der decumanenſiſchen Straße iſt eine Bäckerei, welche den ganzen innern Raum des Hauſes einnimmt; im Hofe ſtanden vier Mühlen, deren Steine vermittelſt einer hölzernen Vorrichtung von Menſchen oder Eſeln in Bewegung geſetzt wurden. Fiorelli hat unlängſt einen Bäckerofen ausgegraben, der ſo gut verſchloſſen war, daß auch nicht eine Spur von Aſche eindrang; in demſelben lagen nicht weniger als 81, allerdings nun etwas altbackene Brote, durchaus wohlerhalten, genau ſo wie ſie der Bäcker Anno 79 am 23. November hineingeſchoben hatte. Fiorelli war entzückt über dieſen Fund, kroch ſelbſt in den Ofen und reichte die einzelnen Brote heraus. Sie ſind hart und ſchwarz, rund, in der Mitte etwas eingedrückt, wogen etwa ein Pfund (1204 Grammes), und haben acht Abtheilungsſtriche. In Sicilien wird noch heute eine ganz ähnliche Art von Brot gebacken.

Denken wir uns alles bisher Geſchilderte als ein Geſammtbild, ſo können wir uns vorſtellen, daß die Straßen Pompeji's belebt genug waren. Aus den oberen Stockwerken der Häuſer, die nun zumeiſt eingeſtürzt ſind, konnte man dieſelben überſehen, denn ſie hatten Fenſter nach außen, übertretende Balkons, die bedeckt waren, und lange Gänge. Die Hausfrau ließ von dort herab ihren Korb, in welchen die mit Gemüſe ꝛc. handelnden Männer und Frauen ihre Waare legten. Genau ſo geſchieht es heute noch in Neapel. (S. Globus, I, 306, das Bild.) Brunnen fehlten nicht; die Mauern waren mit allerlei Ankündigungen bedeckt, durch welche man dem Mangel von Zeitungsannoncen abhalf. Wir leſen Empfehlungen verſchiedener Art; eine Anzahl von Bürgern ſchlägt den oder jenen Candidaten zum Amt eines Aedilen oder Duumvir vor; eine andere Ankündigung enthält das Programm für die Schauſpiele im Amphitheater, macht die Gladiatoren namhaft, ſagt, daß für Erfriſchungen ausreichende Vorkehrungen getroffen ſeien. Man bietet Zimmer zum Vermiethen aus.

Auch „Narrenhände beſchmierten Wände". So lieſt man: „Der Laſtträger Oppius iſt ein Dieb!" Ein Anderer ſchreibt: „Unter dem Conſulate des L. Nonius Asprenas und des A. Plotius iſt mir ein Eſelfüllen geboren worden." Auch vor Verunreinigung der Straßen wird gewarnt.

Die Induſtrie Nürnbergs.

Von **Friedrich Brinkmann.***)

Die Induſtrie Nürnbergs hat ſich viel ſpäter als der Handel zu regen begonnen und iſt erſt durch die Antriebe, welche ſie von dieſem erhielt, zu bedeutenden Leiſtungen geführt worden. Vor dem Ende des 13. Jahrhunderts iſt von ihr wenig bemerklich, von da an aber entwickelte ſie ſich raſch, erreichte gleichzeitig mit dem Handel ihren Culminationspunkt und blieb hinfort eine der erheblichſten Quellen deſſelben, auch nachdem die übrigen immer mehr zu verſiechen angefangen hatten.

Die Abnahme, welche der Handel im 17. und 18. Jahrhundert erfuhr, und die herben Schickſale, welche in dieſer Zeit die Stadt überhaupt trafen, übten natürlich auch auf die Gewerbe einen zerrüttenden Einfluß aus, und wenngleich ſie niemals ſo herabſanken, wie der Handel, ſo wurde Nürnberg doch immer mehr auch in dieſer Beziehung von anderen Städten überflügelt. In unſerm Jahrhundert iſt denn nun mit dem Handel auch die Induſtrie von neuem aufgeblüht, und zwar in einem Grade, daß, wenn das alte Nürnberg vorwiegend Handelsſtadt war, das neue vorwiegend Induſtrieſtadt iſt und vorausſichtlich auf dieſem Gebiete ſeine ſchönſte Zukunft liegt.

Nach dieſer kurzen Ueberſicht über den Verlauf der Entwicklung von Nürnbergs Induſtrie, woraus hervorgeht, wie eng dieſe ſich immer dem Handel angeſchloſſen hat, wollen wir ein allgemeines Bild der alten Gewerbthätigkeit geben, wie ſie ſich etwa zur Zeit der höchſten Blüthe entfaltet haben mochte, und ihr ein ſolches von der Gegenwart folgen laſſen.

Zu den vielen Uebereinſtimmungspunkten zwiſchen dem Handel und der Induſtrie des alten Nürnbergs gehört auch der, daß, wie jener, ſo auch dieſe ſich durch eine gewiſſe Allſeitigkeit auszeichnete. Während in Augsburg, deſſen Entwicklung trotz mancher Aehnlichkeiten doch noch häufiger den Gegenſatz zu Nürnberg bildet, das Gewerbe der Weber dermaßen allen anderen über den Kopf wuchs, daß ihre Zunft im Jahre 1466 an 700 Meiſter zählte, ſehen wir in Nürnberg eine bunte Mannigfaltigkeit von Gewerben ein reiches Leben in gegenſeitigem Wetteifer entfalten. Dieſer Charakter tritt namentlich in der ältern Zeit hervor. Zu den älteſten Gewerben gehören nämlich die Müller, Bierbrauer, Böttcher, Gerber, Färber, Tuchſcheerer, Hufſchmiede, Geld- und Silberſchmiede, Juweliere, Meſſerſchmiede, Rothſchmiede (eins der kunſtfertigſten), Schloſſer, Klempner u. a. m. Im Ganzen gab es noch im Jahre 1621 hier 96 Handwerke mit 3428 Meiſtern.

So wenig nun aber auch ein einziges Gewerbe über die anderen emporwuchere, ſo läßt ſich doch anderntheils nicht verkennen, daß in dem Maße, wie das ganze Gewerbsleben ſich entwickelte und ſeinem Höhepunkte ſich näherte, eine ge-

*) Dieſer Aufſatz vervollſtändigt, wie wir ſchon früher ſagten, die Darſtellungen des Herrn Verfaſſers. Er verliert dadurch, daß wir ihn erſt jetzt mittheilen, nichts an Werth und bildet ohnehin ein in ſich abgerundetes Ganzes.

Digitized by Google

wisse Gattung von Gewerben mit einer besondern Vorliebe und besonders großem Erfolge betrieben wurde, diejenigen nämlich, welche ein größeres Maß von Verstand, Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe erfordern und daher dem Gebiete der Kunst am nächsten liegen, zum Theil auch schon Kunstsinn und Kunsttalent voraussetzen, und diese Vorliebe für die feinere und schwierigere Art von Gewerben ist ein zweiter Charakterzug der alten Industrie Nürnbergs, der namentlich zur Zeit ihrer Blüthe sich mit besonderer Entschiedenheit geltend macht. So erfreuten sich eines besondern Rufes die nürnberger Gold- und Silberschmiede, deren Zunft Leute, wie den Vater Albrecht Dürers, diesen selbst zu Anfang seiner Laufbahn, und den berühmtesten Goldschmied seiner Zeit, Wenzel Jamitzer († 1586), zu den Ihrigen zählte; die Rothgießer, aus welchen ein Peter Vischer hervorging; die Messer- und Klingenschmiede; die Waffenschmiede, welche, seit Nürnberg die „Hammerwerkfreiheit" erhalten hatte (1398), viel „Wehr und Waffen" fertigten zur besondern Freude der deutschen Kaiser; die Harnischpolierer, aus derselben Zeit herrührend; die Schlosser, die zugleich die alten Thurmuhrwerke verfertigten (z. B. das alte, berühmte der Frauenkirche); die Glockengießer; die Goldschläger; die Zirkelschmiede, deren Zunft 1621 über 100 Meister zählte; die Verfertiger musikalischer Instrumente, besonders von Trompeten und Posaunen*); die Verfertiger von Kompassen, mit denen Nürnberg früher fast die ganze Welt versorgte (ihre Zunft bestand 1510 aus 20 Meistern); die Uhrmacher, seitdem in Nürnberg (im Jahre 1509) von Peter Heele die Taschenuhren erfunden worden waren (daher deren alter Name „nürnberger Eier"); die Brillenmacher und Verfertiger astronomischer Instrumente, die nach dem Zeugnisse des Astronomen Regiomontan in Nürnberg besonders vortrefflich zu finden waren; die Drahtzieher und Saitenmacher, deren Gewerbe auch hier seinen Ursprung hat, da der Drahtzug eine nürnberger Erfindung ist; die Seidensticker, unter denen es sogar Einer dahin brachte, Porträts zu sticken; die Gold- und Perlensticker, deren Arbeiten so geschätzt waren, daß „fast sämmtliche Fürstenhöfe Deutschlands ihre kostbaren Staatskleider nirgendwo anders anfertigen ließen, als in Nürnberg". **)

Offenbar spricht sich in diesem zweitgedachten Charakterzuge der alten Industrie wieder dasjenige aus, was die alte Zeit immer an den Nürnbergern besonders rühmte, der „nürnberger Witz", der sich in dieser Beziehung als Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe charakterisirt, wie beim Handel als kaufmännische Gewandtheit und Spekulationsgeist. Durch diese eigenthümliche Begabung mußte das nürnberger Volk natürlich darauf geführt werden, sich auf die höhere Anforderungen stellende, darum aber auch besser lohnende Klasse von Gewerben zu werfen. Die Nürnberger prägten gleichsam ihren Witz zu baarem Gold und Silber aus, indem sie seinen Stempel den rohen Stoffen aufdrückten.

Andererseits ist aber auch leicht zu erkennen, wie diese so entschiedene und mit ihrem Wachsthume immer entschiedener werdende Richtung der nürnberger Industrie ganz von selbst und fast mit Nothwendigkeit zur Kunst hinführen mußte, wie diese als die zweite, sich aus innerer Fülle erschließende Blüthe derselben Kraft anzusehen ist, welche jene feinere Gattung von Gewerben hervorgetrieben hatte. Wir haben letztere eben als das Grenzgebiet der Gewerbe mit der Kunst bezeichnet. Man kann sie aber mit eben so viel Recht als gemeinsames Gebiet des Handwerks und der Kunst betrachten, und so wurde sie in der alten Zeit betrachtet. Die Kunst stand auf dem goldenen Boden des Handwerks, die Kunst galt sogar als Handwerk. Und diese innige Verbindung äußerte einen wohlthätigen Einfluß auf beide. „Der Künstler muß ein Handwerk haben, das ihn nähre", sagt Goethe selbst von unserer Zeit, und die alten Künstler hielten sich nicht für zu vornehm, gelegentlich auch Handwerker zu sein, und standen sich gut dabei. Darum fühlte sich aber auch der Handwerker vornehm genug, in seinem Handwerke wie ein Künstler zu arbeiten, er verwandte darauf den Eifer, die Sorgfalt, ja die Liebe und Hingebung, wie der Künstler auf sein Kunstwerk, und die Arbeit wurde danach.

Wenngleich nun dieser Charakterzug des nürnberger Gewerbslebens hauptsächlich in der Begabung des Volkes gegründet ist, so darf doch andererseits der große Einfluß nicht unterschätzt werden, welchen auf seine frühzeitige und energische Entwicklung diejenigen beiden Länder ausgeübt haben, mit denen Nürnberg unter allen in dem lebhaftesten und frühesten Verkehr stand, Italien und die Niederlande. Jenes hatte zuerst unter den Ländern Europa's die Rohheit des Mittelalters abgeschüttelt, eine neue Kultur, die der modernen Zeit, bei sich entfaltet, dem Leben behaglichere, genußreichere und glänzendere Formen gegeben und insbesondere eine Gewerb- und Kunstthätigkeit erzeugt, die der ganzen Mitwelt zum Vorbilde diente. In den Niederlanden aber nahmen in Folge des zu immer großartigeren Verhältnissen sich gestaltenden Handels, des dadurch gegründeten ungemeinen Wohlstandes, und unter dem Schutze der prachtliebenden Herzoge von Burgund fast alle Zweige der Industrie, insbesondere die Luxusgegenstände producirenden Gewerbe einen solchen Aufschwung, daß sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit Italien zu wetteifern vermochten. So erhielt Nürnberg durch die electrischen Fäden seines Handels von Norden und von Süden unaufhörlich die erwärmenden und befruchtenden Strömungen, die in seiner Industrie den Kunsttrieb wachriefen. —

An diese Darstellung der Gewerbthätigkeit des alten Nürnbergs wollen wir jetzt eine Uebersicht über die des neuen anschließen. Wir finden im Allgemeinen, daß die beiden Charakterzüge der alten Industrie sich auch jetzt noch einigermaßen wieder finden. Ohne Einschränkung gilt das von dem zuerst gedachten, der Allseitigkeit. Richtig und hübsch sagt Kohl irgendwo: „In England gibt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts Anderes fabricirt, als Baumwollen-Garnfäden; und sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es gibt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Producirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaume, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen.

Es findet sich hier eine eben so bunte Menge von Gewerben, wie in dem alten Nürnberg, ja sie ist gemäß der größern Ausdehnung, welche überhaupt die moderne Industrie im Vergleich mit der alten gewonnen, gewissermaßen noch mannigfaltiger zusammengesetzt. Denn was böte die alte Industrie, das sich mit einer Fabrik, wie die Klett'sche Maschinenwerkstätte und Eisengießerei, die an 2000 Arbeiter beschäftigt, oder mit der Erzgießerei von Burgschmiet vergleichen ließe? Und welchen Gegenstand bilden zu diesen wieder die Spielwaaren-, die Nachtlichter- und Oefenfabriken! Fast alles Material, vom härtesten und

*) Papst Leo X. ließ sich von dem berühmten Posaunenmacher Hans Neuschel († 1533) mehrere silberne Posaunen machen und den Künstler selbst nach Rom kommen.

**) Voigt, Blicke in das Leben Nürnbergs im 16. Jahrhundert. S. 19.

schwersten bis zum weichsten und leichtesten, wird hier zu den mannigfaltigsten Formen verarbeitet, die geringfügigsten und gewöhnlichsten Gegenstände und die nützlichsten, complicirtesten und kostbarsten werden hier verfertigt. Was die eigentlichen Fabriken betrifft, so sind die zahlreichsten die Tabaks-, die Drahl-, die Spielwaaren- und die Spiegelfabriken, an welche sich die Spiegelglasschleifen anschließen, so wie eine Spiegelfolienfabrik und die Bleistiftfabriken.

Weniger macht sich in dem Bilde, welches das Gewerbsleben Nürnbergs jetzt darbietet, der zweite Zug der alten Industrie, das Vorwiegen der feinern, der Kunst verwandten Gattung bemerklich, ist aber nichts desto weniger vorhanden, wenn wir blos auf die Gewerbe im engern Sinne des Worts, d. h. mit Ausschließung der Fabriken, Rücksicht nehmen. Denn fast alle diejenigen, welche wir oben als Vertreter dieser Art angeführt haben, sind nach und nach in dem neu verjüngten Nürnberg wieder aufgeblüht, und nur sehr wenige sind unbedeutend geblieben (z. B. das der Uhrmacher), oder fehlen jetzt ganz (z. B. das der Kompaßverfertiger).

Freilich das große Publikum weiß von der Existenz dieses Charakterzuges der nürnberger Industrie sehr wenig. Es kennt von derselben nichts so gut, als „nürnberger Bier", „nürnberger Lebkuchen" und die „nürnberger Waare", „den nürnberger Tand". Würdigt man jedoch diese scheinbar so trivialen und alltäglichen Dinge, denen das Loos zugefallen ist, die nürnberger Industrie im Auslande (d. h. außerhalb Bayerns) hauptsächlich zu vertreten und ihren Ruhm aufrecht zu erhalten, einer genauern Aufmerksamkeit, so gewinnen sie einen würdevollern, Achtung gebietenden Charakter. Was das Gewerbe der Brauer betrifft, so gehört es zu den ältesten Nürnbergs. Sie hatten sich an dem denkwürdigen Aufstande der Zünfte gegen die Patricier im Jahre 1348 nicht betheiligt; zum Lohne dafür erhielten sie eben so wie die sieben anderen treu gebliebenen Zünfte 1378 das Recht, aus ihrer Zunft ein Mitglied (einen „Genannten") in den kleinen Rath zu stellen, und dies Recht behielten sie, so lange Nürnberg eine freie Reichsstadt blieb. Bis zum 16. Jahrhundert braute man nur braunes Bier („rothes"). „Weißes ist erst 1541 in Nürnberg von einem Niederländer zu brauen angefangen worden. Dann kam später das Weizenbier auf, und von 1643 an braute man auf bayerische Art."

Auch die Lebkuchner sind ein altes Gewerbe, und dazu hängt es seiner Entstehung nach höchst wahrscheinlich mit einer Eigenthümlichkeit der Gegend Nürnbergs in den ältesten Zeiten eng zusammen. Die großen Reichswaldungen, die rings um Nürnberg lagen, wurden nämlich in der Weise nutzbar gemacht, daß sie mit Bienenstöcken besetzt und zur Bienenzucht („Zeidelweide") verwandt wurden. In welcher Ausdehnung dies geschehen sein mag, erkennen wir daraus, daß die für die Wartung der Bienen angestellten Personen, die „Zeidler", gewissermaßen eine eigene Korporation mit eigener Gerichtsbarkeit, dem „kaiserlich befreiten Zeidelgericht" des Zeidelmeisters, und in Kriegszeiten eine eigene Miliz von Armbrustschützen bildeten, und daß die Gegend um Nürnberg „des Reiches Bienengarten" oder „Bienenkreis" von den Kaisern genannt wurde. Der seltsame Name für den Verwalter der kaiserlichen Renten und Gerechtsame unter den Hohenstaufen, butticularius, „Buttigler", hängt auch wohl mit jener Bienenpflege zusammen, da dies Wort anfangs denjenigen Beamten bezeichnete, an welchen der Honig in „Butten", „Bottigen" (der Name dieses Wortes ist sehr vielen Sprachen gemein, der italienischen, spanischen, französischen, altgriechischen ꝛc.) abgeliefert werden mußte. Wie man nun den Honig zur Bereitung von Meth und zur Bierbrauerei benutzte, überhaupt aber im ganzen Mittelalter in Ermangelung von Zucker und bei den hohen Preisen aller Gewürze der Honig ein sehr beliebter Zusatz zu Speisen und Getränken war (auch zum Wein), so mußte man hier, wo er in solcher Menge und daher jedenfalls sehr billig zu haben war, auch sehr bald darauf verfallen, ihn mit Mehl zu verarbeiten und eine Art Brot daraus zu machen. So entstanden die Lebkuchen, die gewiß anfangs nichts weiter, als ein süßes Brot gewesen sind. Bis 1643 gehörten die Lebkuchner zur Bäckerzunft, bildeten von da an aber ein eigenes Gewerbe.

Wir haben jetzt noch ein Wort über die Spielwaarenmanufaktur zu sagen. Sie ist eine äußerst wichtige im Umkreise der ganzen nürnberger Industrie. Die Hände, welche für die Spielwaarenhändler arbeiten, sind außerordentlich zahlreich; die meisten Handwerke sind betheiligt bei diesem Geschäfte, und dazu liefert es den Unterhalt unzähligen armen Familien im Thüringerwalde und Erzgebirge, wo der größte Theil all der Waaren gearbeitet wird, die von hier unter dem Namen „nürnberger Waare" in den Handel kommen. Die Fähigkeiten und Geschicklichkeiten aber, die zur Anfertigung und zum Vertriebe dieser Sachen erforderlich sind, dürfen durchaus nicht gering angeschlagen werden, und da sie rasch gearbeitet werden müssen, wenn irgend etwas daran verdient werden soll, so wird man begreifen, daß zu ihrer Verfertigung eine sichere und gewandte Hand gehört. Eine solche genügt aber nicht einmal bei den feineren und größeren Arbeiten (und fast eine jede der 10 bis 12,000 Arten dieser Gegenstände wird in verschiedenen Größen, aus verschiedenen, theureren und billigeren Stoffen, in feinerer und gröberer Arbeit ausgeführt); es sind Talente und Fertigkeiten erforderlich, die eine gewisse Kunstbegabung voraussetzen, und darum gehört die Spielwaarenmanufaktur zu derjenigen Klasse von Gewerben, die wir oben als die der Kunst verwandte bezeichnet haben. Wenn es nicht zufällig ist, daß die Ober-Ammergauer (im bayrischen Gebirge) durch die vollendete Darstellung der Passionsspiele sich eben so sehr auszeichnen, wie durch die vortreffliche Verfertigung von Spielwaaren, vielmehr diese beiden charakteristischen Richtungen ihrer Thätigkeit auf eine gemeinsame Kraft, den Kunsttrieb, zurückzuführen sind, dann wird es auch wohl nicht zufällig sein, daß der Ursprung der „nürnberger Waare" die Stadt ist, welche seit den ältesten Zeiten ihren Kunstsinn in der mannigfaltigsten Weise offenbart und gerade in den verwandten Gewerben von jeher so Bedeutendes geleistet hat.

Den nürnberger Tand in den Handel zu bringen, soll nun auch eine Aufgabe sein, die ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, da selbst diese Waaren, eben so wie alle anderen Dinge des täglichen Gebrauchs, der Laune der Mode unterworfen sind und, eben so wie alle anderen, eine stetige Veränderung durchlaufen, dazu aber kein anderer Gegenstand des nürnberger Handels ein so weites Gebiet beherrscht, die nürnberger Waare fast über die ganze civilisirte Welt verbreitet ist, selbst in die Hütte des Wilden ihren Eingang findet, und darum der Geschmack der einzelnen Nationen zu berücksichtigen ist. —

An diese Skizze der Gewerbe Nürnbergs müssen wir noch eine zusatzartige Bemerkung knüpfen.

Zu den Gewerben im weitern Sinne des Worts gehören auch der Garten- und Ackerbau, und es ist daher hier der Ort, zu besprechen, was Nürnberg auch in dieser Beziehung geleistet hat. Zu einer solchen, wenn auch kurzen Erörterung sind wir aber um so mehr verpflichtet, als wir ja oben von Nürnberg gerühmt haben, es habe eine so allseitige Thätigkeit entfaltet, daß eine jede Gattung von Städten es gewissermaßen für sich in Anspruch nehmen könne, und wir in der Uebersicht über dieselben gleich neben den Handels- und Industriestädten die Ackerbau treibenden Städte genannt haben. Kann denn nun aber Nürnberg zu denselben gerechnet

Digitized by Google

werden? Gewiß nicht; nichts klarer als das. Und doch iſt es eben ſo klar, daß man dieſe nicht im Einzelnen beſprechen kann, ohne Nürnbergs zu gedenken. Wenn es irgend einen Strich Deutſchlands gibt, der wegen ſeiner Anſtrengungen, den unfruchtbarſten Sandboden in prachtvolles Acker- und Gartenland umzuwandeln, und daraus die köſtlichſten Früchte in der größten Mannigfaltigkeit zu ziehen, würdig iſt, mit Ruhm genannt zu werden, ſo iſt es Nürnberg mit ſeiner Umgebung. Wie unendlich mager der Boden hier überall war, davon legen die alten Chroniken und Urkunden (u. a. auch das große, oben erwähnte Privileg Kaiſer Friedrichs II.) ein beredtes Zeugniß ab, und wie mager er noch immer überall iſt, wo ihn die menſchliche Hand nicht unter ihre Pflege genommen hat, zeigen alle Wälder rings umher, in denen nur Nadelholz genügende Nahrung findet, das Laubholz aber nur kümmerlich fortkommt. Und was hat der Nürnberger Fleiß aus dieſer Sandwüſte gemacht? Die Antwort finden wir auf der Freiung der Burg, wenn unſer Auge in dem großen herrlichen Garten- und Ackerlande ſchwelgt, das uns auf allen Seiten umgibt, und darin an 25 wohlhabende Dörfer unterſcheidet, und eine noch verſtändlichere auf dem ſogenannten grünen Markte der Stadt, wo an den Markttagen die Erzeugniſſe jenes Landes zu einem höchſt feſſelnden, bunten Bilde ſich vereinigen, zolldicker Spargel, Blumenkohl, deſſen Krone einen Fuß im Durchmeſſer hat, die koloſſalſten Sellerierwurzeln, rieſige, zwei bis vier Pfund ſchwere Rettige und ſogar Artiſchoken, kurz alle Gemüſearten in einer Größe und Schönheit, daß die von der Natur am reichſten bedachten Gegenden Deutſchlands etwas Vollkommeneres nicht aufzuweiſen haben. Zum größten Theile kommen dieſe Gemüſe aus dem nördlich von der Pegnitz gelegenen, beſonders ſtark damit bebauten Lande, das daher ſchon ſeit alten Zeiten den Namen „Knoblauchsland“ trägt. Der Obſtbau ſoll zwar weniger gedeihen, weil die fruchtbar gemachte Ackerkrume dafür zu dünn iſt. Es ſteht jedoch feſt, daß ſchon im 16. Jahrh. Pfropfreiſer verſchiedener Fruchtbäume von nürnberger Gärtnern weit verſchickt wurden, z. B. bis nach Königsberg an den Herzog Albrecht von Preußen*).

Es liegt nun aber auf der Hand, daß der Ruhm dieſer Erfolge im Anbau ihrer Umgegend durchaus der Stadt Nürnberg als ſolcher gebührt, und daß dieſe Erfolge nicht übergangen werden dürfen, wenn es ſich darum handelt, zu erörtern, was Nürnberg auf den verſchiedenen Bahnen des Lebens geleiſtet hat. Denn, wie wir es früher weitläufiger ausgeführt haben, war nicht der Ackerbau die Grundlage des Gemeinweſens, ſondern die Gründung der Burg war die Veranlaſſung zur Anſiedlung von Kaufleuten und Handwerkern, und erſt die durch den Handel und die Induſtrie geſchaffene Stadt beſaß die Kraft, den unfruchtbaren Boden zu kultiviren. Der Handel und die Induſtrie haben alſo hier den Ackerbau geſchaffen, und darum ſind ſeine Triumphe die Ehre der Stadt. —

*) Voigt, a. a. O. S. 59.

Neue Beweiſe für das hohe Alterthum des Menſchengeſchlechts.

Die Controverſe über den bei Abbeville gefundenen menſchlichen Unterkiefer. — Neue Nachgrabungen und wichtige Funde.

In den erſten Monaten des Jahres 1863 erhob ſich ein ſehr heftiger Streit unter den Gelehrten, der nach und nach immer verbiſſener wurde. Man hatte früher zu verſchiedenen Zeiten, zuſammen mit foſſilen Knochen längſt ausgeſtorbener Thierarten, auch *Menſchenknochen* und Erzeugniſſe menſchlicher Arbeit gefunden. Die Wichtigkeit dieſes Fundes wurde aber nicht nach Gebühr beachtet; man meinte, daß dieſe Knochen nicht vom Menſchen herrühren, beſonders nachdem kein geringerer Mann als Cuvier, der unter den vergleichenden Anatomen und Zoologen in erſter Linie ſtand, rundweg erklärt hatte, daß Reſte von Menſchen niemals mit wahrhaft foſſilen organiſchen Reſten zuſammen vorkämen.

Nun ſind aber Menſchenreſte, deren Aechtheit durchaus keinem Zweifel unterliegt, aufgefunden worden, in Gemeinſchaft mit ausgeſtorbenen Thierarten, mit verſteinerten Thierknochen unter denſelben Verhältniſſen der Lagerung, in Schichten, deren hohes Alter gar nicht in Abrede geſtellt werden kann. Cuviers Anſicht wurde in handgreiflicher Weiſe über den Haufen geworfen; die Funde erregten immer mehr Aufmerkſamkeit und man begann methodiſche Nachgrabungen und Forſchungen anzuſtellen, welche ſchon jetzt ungemein wichtige Ergebniſſe geliefert haben.

Alſo Cuvier hatte geleugnet, daß Menſchen jemals mit „*wahrhaft foſſilen organiſchen Reſten*“ vorkommen. Er verſtand darunter ſolche Ueberbleibſel von Thieren und Pflanzen, welche *nicht* durch die noch jetzt fortgehenden Veränderungen der Erdoberfläche (z. B. Einſtürze, Anſchwemmungen, Ausfüllungen von Felsſpalten, Torfbildung in Moräſten, vulkaniſche Ausbrüche ꝛc.) verſchüttet worden ſind, ſondern durch frühere Erdrevolutionen, welche er ſich als zumeiſt ſehr gewaltſam dachte. Dagegen räumte er ein, daß ſolche Thiere, deren Reſte man *ganz oberflächlich* im lockern Boden oder in Torfmooren finde (z. B. zwei Ochſenarten, den Rieſenhirſch in den Torfmooren Mitteleuropa's und ähnliche), obwohl ſie längſt ausgeſtorben ſind, wohl mit den Menſchen zuſammengelebt haben und in hiſtoriſcher Zeit untergegangen ſein könnten. Die meiſten ausgeſtorbenen Thierarten, meinte er, ſeien durch „Erdrevolutionen verſchüttet“, und das Menſchengeſchlecht wäre erſt erſchaffen worden, nachdem jene Erdrevolutionen ihr Ende gefunden hätten. Dann ſei eine allgemeine Ruhe auf der Erde eingetreten oder doch eine im Allgemeinen nur ſehr langſame Veränderung.

Dieſe Anſicht hat, wie bemerkt, gar keinen Halt, und durch *das Auffinden eines foſſilen menſchlichen Unterkiefers in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon* iſt ſie nun ein für allemal völlig beſeitigt worden. Aber iſt der Unterkiefer wirklich foſſil, liegt hier nicht etwa Irrthum oder Betrug zu Grunde? Um dieſen Cardinalpunkt drehte ſich die Controverſe, welche faſt einen Anſtrich nationaler Eiferſucht bekam. Der berühmte Geograph und Anthropolog K. E. v. *Baer* hat die Hauptpunkte in einem vortrefflichen Aufſatz über „*Die früheſten Zuſtände der Menſchen in Europa*“ (St. Petersburger Kalender für das Jahr 1864) überſichtlich dargeſtellt; wir wollen ſeiner Schilderung folgen und dann Anzaden über die neueſten Funde hinzufügen.

In der Picardie im Thale der Somme, beſonders in der Umgegend von Amiens und Abbeville, hatte man einige Klafter unter der Bodenfläche, aber auch mehrere Klafter über dem jetzigen Waſſerſpiegel des Fluſſes, *roh behauene Feuerſteine*, aber auch Knochen vom Mammuth, vom foſſilen Nashorn und anderen großen Thieren in einer Erdſchicht bemerkt, welche man zu den Diluvialgebilden (Schwemmgebilden) rechnet, d. h. zu ſolchen, die ſich jetzt *nicht mehr* abſetzen, ſondern die

Digitized by Google

man sehr gewaltigen Bewegungen großer Wasser- oder Eismassen zuschreibt. Diese Schicht enthält viele durch lange Bewegung abgerundete Steine, Rollsteine; sodann Kies und Sand; an der Somme liegt sie unmittelbar auf Kreide auf. Ein Gelehrter in Abbeville, Boucher de Perthes, erklärte schon 1838, daß die behauenen Feuersteine ein Werk von Menschenhand seien, und er sammelte eine große Menge derselben. Viele Jahre vergingen, ohne daß man seinem Fund eine erhebliche Beachtung schenkte; er aber setzte seine Nachgrabungen fort und stellte die Ergebnisse in einem Werke zusammen, das sich Aufmerksamkeit erzwang. Viele Geologen indeß, voran die englischen, welche sich in Neues nur schwer finden, erklärten, die Steine seien von jetzt lebenden Arbeitern zurecht gemacht und insgeheim in die alte Schicht hineingeschoben; die Sache laufe also auf eine Täuschung hinaus. Andere nahmen an, die alte Schicht sei durch spätere Ereignisse „irgend einer Art" in Bewegung gebracht und mit fremden Massen gemischt worden; Einige stellten die noch wunderlichere Ansicht auf, daß die Absplitterungen der Feuersteine wohl durch die Natur selbst bewirkt wären, und daß Menschen gar keinen Antheil daran hätten. Nun mußte aber schon 1859 Lyell zugeben, daß jene Schicht gar keine Spur von späterer Störung zeige; die Feuersteine seien, so wie wir sie sehen, von Menschen gefaßt; man träfe dieselben, wie er sich mit eigenen Augen überzeugt habe, in situ, in ihrer ursprünglichen Lage. Man hatte nun an der Somme schon weit über eintausend solcher von Menschenhand gestalteter Feuersteine gefunden, aber Knochenreste von Menschen noch immer nicht. Letztere mußten dagewesen sein, aber wo waren die Knochen geblieben? Etwa durch die lange Zeit zerstört worden? Aber die härteren Knochen, besonders die völlig gesunden Zähne, können sich in trockenem Boden und in entschiedenen Torfbildungen sehr lange erhalten. Sind nun, fragte man in Hinblick darauf wiederum, die bearbeiteten Feuersteine nicht etwa ein modernes Fabrikat? Die Akademiker hatten noch Zweifel über Zweifel.

Boucher de Perthes war inzwischen unermüdlich, und seine Ausdauer verdient unsere volle Hochachtung. Er setzte Preise auf die Entdeckung von Menschenknochen aus, denn es war seine feste Ueberzeugung, daß man dergleichen finden müsse.*)

Am 28. März 1863 wurde bei Moulin Quignon ein halber Unterkiefer gefunden, in welchem noch ein Zahn saß, außerdem nach ein einzelner Zahn, beides tief unten in der Schicht zugleich mit bearbeiteten Feuersteinen. Der Fund wurde bald bekannt, Naturforscher zunächst aus Frankreich und England kamen, um ihn zu betrachten. Der pariser Anthropolog Quatrefages und der londoner Geolog Falconer waren gleichzeitig in Abbeville, untersuchten den Unterkiefer und einigten sich dahin, daß er sowohl wie der einzelne Zahn einem Menschen angehöre. Nach einiger Zeit erklärte Falconer, daß alle Funde an der Somme ein Betrug seien. Und doch war der Zahn ihm anvertraut worden, er hatte denselben aufgesägt und gefunden, daß die dunkle Färbung, welche der Zahn äußerlich aufweist, ihn nicht ganz durchdrungen hatte. Chemische Untersuchungen ergaben, daß außer den erdigen Theilen im Zahn noch viel thierische Substanz enthalten war, die bei längerem Aufenthalt in der Erde gewöhnlich verloren geht. Die Arbeiter hätten wohl, so behauptete Falconer, Zahn und Unterkiefer aus irgend einem Grabe genommen, mit der Erdmasse der Schicht bekleidet und dann eingegraben. Auch die Feuersteingeräthe seien gar nicht so alt.

In Folge dieser Behauptungen wurde er von Quatrefages aufgefordert, mit anderen Männern der Wissenschaft noch einmal nach Abbeville zu gehen, damit abermals eine gründliche Untersuchung vorgenommen werden könne. So kamen die Engländer Falconer, Carpenter, Busk und die Franzosen Quatrefages, Lartet und Milne Edwards zusammen; vorläufig in Paris, wo sie zunächst die Feuersteine prüften; die Engländer sprachen sich für die Unächtheit, die Franzosen für die Aechtheit aus. Dasselbe war bei den Prüfungen des Zahns der Fall. Die Letzteren legten Zähne von unbezweifelt ausgestorbenen Thierarten vor, in welchen thierische Substanz noch in großer Menge vorhanden war. Die Engländer hatten einige Unterkiefer aus gewöhnlichen Gräbern mitgebracht, um zu zeigen, daß diese dasselbe Aussehen hätten, wie der bestrittene Unterkiefer. Der letztere wurde aufgesägt. Beide Theile kannten sich jedoch nicht einigen und beschlossen, nach Moulin Quignon zu gehen, um dort die allersorgfältigsten Untersuchungen anzustellen.

Es kam vor allen Dingen darauf an, „Betrug" zu verhüten; deshalb gab man den bisherigen Arbeitern gar keine Nachricht von dem, was beabsichtigt wurde, mithetr aber eine beträchtliche Anzahl Anderer, um rasch eine große Erdmasse in einem Tage bewegen zu können, und stellte zuverlässige Aufseher an. Die Naturforscher kamen und überzeugten sich, daß in dem zu Tage gehenden Rande der Geröllschicht nie zuvor eingegraben oder eingebohrt worden war. Dann begann die Arbeit. In Gegenwart von 20 Naturforschern fand man fünf Feuersteinkeile in ihren bisher durchaus verdeckt gewesenen Lagen und vier derselben hatten alle die Anzeichen, welche man in England als Merkmale der Unächtheit hingestellt hatte. Nun konnten auch die Engländer nicht mehr umhin, die Aechtheit anzuerkennen, und damit fiel auch der Grund hinweg, den Unterkiefer für unächt zu halten. Boucher de Perthes feierte, gerade 25 Jahre nachdem er seine Untersuchung begonnen, die Auferstehung seines fossilen, „vorweltlichen" Menschen. Die „Gelatintheorie" Falconers erhielt gleichfalls den Abschied; man weiß nun mit Sicherheit, daß auch in sehr alten Knochen und Zähnen noch eine beträchtliche thierische Substanz enthalten sein kann, wenn der Zutritt der Luft sehr erschwert ist.

Um aber doch den im Grunde nun abgemachten Streit noch etwas weiter auszuspinnen, erhob der Geolog Elie de Beaumont allerlei Einwendungen, die aber nicht Stich hielten. Die Schicht des Schwemmgebildes in der Somme sei gar kein eigentliches Diluvium, sondern eine „bewegliche Schicht auf Abhängen"; sie bestehe aus Ablagerungen, welche durch Regengüsse, Schnee und dergleichen fortbewegt würden; diese könnten Trümmer aus allen Formationen enthalten, darunter auch Thierknochen. Diese durch Wasser fortbewegten Steinmassen seien an der Somme durch spätere Erdschichten bedeckt worden. Beaumont hält noch die veraltete Hypothese Cuviers fest, „daß das Mammuth nicht gleichzeitig mit dem Menschen gelebt habe". Baer findet das „etwas auffallend" und fügt hinzu: — „Es scheint fast, daß Herr Elie de Beaumont auch unter dem Eindrucke gestanden habe, als ob durch die neuen Beobachtungen der Satz: der Mensch sei das letzte Glied der Schöpfung, umgestoßen sei. Allein davon ist ja nicht die Rede. Noch hat Niemand einen Beweis, ja nur eine Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß nach dem Menschen neue Thierformen erschienen. Nur davon ist die Rede, daß der Mensch mehr Thierarten vorgefunden hat, als man lange Zeit glaubte.

Seit dem Spätherbste des Jahres 1863 bis zum Mai 1864 wurde in den Kiesgruben von Moulet Quignon nicht gearbeitet, und Boucher de Perthes konnte deshalb seinerseits ungestört

*) Karl Vogt (Vorlesungen über den Menschen, II. S. 31) bezeichnet den Mann als „den verdienstvollen, aber freilich oft sehr überspannten und phantastischen Alterthumsforscher von Abbeville"; aber dieser B. de Perthes hat seine großen Verdienste, und seine Begeisterung ist am Ende doch belohnt worden. Mit plötzer Nachtermheit wäre er nicht weit gekommen, und wir wüßten nichts vom Unterkiefer von Moulin Quignon. Er ist, wie Vogt erzählt, mit seinem Feuersteinfunde förmlich betteln gegangen von Thür zu Thür, ohne Gehör zu finden; erst wurden einige Nachbarn, dann ein paar Engländer aufmerksam; man bestätigte den Fund und schlug endlich Lärm.

A.

ſeine Nachforſchungen fortſetzen. Er hat ſehr wichtige Reſultate erzielt. Arbeiter waren gar nicht zugegen, Bouchee de Perthes ſah Alles in situ und nahm, was er fand, mit eigener Hand heraus.

In einem Berichte der Zeitung „Abbevillois" vom 19. Juli (Anthropological Review Nr. 6, Auguſt 1864, S. 220 ff.) finden wir die folgenden Angaben.

Man hatte ſich überzeugt, daß die Knochenreſte gewöhnlich in ſandiges Agglomerat eingeſchloſſen ſind, und ſo kam es, daß ſie ſehr oft der Aufmerkſamkeit der Geologen und auch der Arbeiter ſich entzogen. Man konnte von dieſen „verfaulten Kieſelſteinen", cailloux pourris, kaum noch etwas deutlich erkennen. Anatomen erklärten, daß hier allerdings organiſche Ueberreſte vorlägen, dieſelben ſeien aber zu ſehr zerſetzt und zerbrochen, als daß man etwas Genaueres beſtimmen könne.

Nun mochte aber Bouchee de Perthes im Juni und Juli 1864 in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon mehr als 40 neue Ausgrabungen. Dabei fand er zahlreiche Bruchſtücke von Menſchen- und Thierknochen in einer Tiefe von zwei bis vier Metres, in einem zuvor niemals berührten Boden, in dem weder von Erdſtürzen, noch von Erdſpalten oder auch nur Sandbohrlöchern eine Spur zu bemerken war. Um jeden Vorwand, daß hier „Betrug" vorliege, von vorne herein abzuſchneiden, bat er zunächſt den Vorſteher des Stadtkrankenhauſes zu Abbeville, Doctor Dubois, an einer Ausgrabung Theil zu nehmen. Bei derſelben fand man in zwei Metres Tiefe viele Knochen, die jedoch ſo klein waren, daß man ſie nicht näher beſtimmen konnte; aber 60 Centimeter tiefer fand Dubois einen acht Centimeter langen Knochen und erkannte in demſelben ein menſchliches os sacrum. Eine weitere Nachgrabung fand am andern Ende der Kiesgrube ſtatt, in einem Lager von gelblich grauem Sande, wo das braune Gerölle ſo hart lag, daß man ſich der Hacke bedienen mußte. In dieſem fand man in situ einen Menſchenzahn, den Perthes eigenhändig herausnahm und dann von ſeiner erdigen Umhüllung befreite. Am 1. Mai fand man drei ſehr beſchädigte Schädel, wahrſcheinlich vom Menſchen, und ein Stück von einem Menſchenzahne. Am 12 Mai betheiligte ſich auch Herr Herſent Duval, Beſitzer der Kiesgrube, bei den Nachforſchungen; man fand in einer Tiefe von 2 M. 30 C. das Bruchſtück eines Menſchenſchädels. Am 17. Mai wurden auch Herr Martin, Pfarrer von St. Gilles, früher Profeſſor der Geologie am Seminar von St. Riquier, und der Abbé Dergny hinzugezogen. Sie überzeugten ſich, daß die Stelle, an welcher gegraben werden ſollte, durchaus unangetaſtet war, und als die Arbeit begonnen hatte (Lohnarbeiter waren auch jetzt fern gehalten worden), kam ein menſchlicher Schädel zu Tage, an welchem ſich eine ſeltſame Depreſſion des obern Theils wahrnehmen läßt. Die anweſenden Forſcher waren nicht im Zweifel, daß er gleichalterig mit dem Schwemmgebilde ſelbſt ſei.

Am 9. Juli war eine ganze Commiſſion verſammelt; außer den ſchon genannten Männern betheiligten ſich der Vicebürgermeiſter von Abbeville, der Bürgermeiſter von Laviers, der Advokat Caïen und der Buchhändler Marcotte, der zugleich Inſpektor des ſtädtiſchen Muſeums iſt. Man fand eine große Menge Menſchenknochen in situ. Am 16. Juli zog man noch ſieben andere Männer hinzu, insbeſondere den pariſer Geologen de Mercey, und grub nun, bis man auf das Kreidelager kam. Dabei fand man wieder ſehr viele Menſchenknochen, alle in situ; einer dieſer Knochen lag unmittelbar auf der Kreide. Alles wurde ſorgfältig geſammelt.

Boucher de Perthes hat auch Seemuſcheln gefunden, die dermaßen abgerollt ſind, daß ſie faſt ausſehen wie kleine weiße Kieſelſteine. Sie lagen in der braunen und in der grauen Schicht, 1½ bis 3 Metres tief. Unter den Menſchenknochen befinden ſich zwei Fragmente von einem Oberkiefer und ein faſt unverſehrter Unterkiefer; der letztere gleicht in Geſtalt ſehr dem vielbeſprochenen, welcher am 28. März 1863 zu Tage gefördert wurde. Jener lag in 4 M. 30 C. Tiefe und 20 M. von der Stelle, an welcher der letztere aufgefunden wurde.

Das ſind die Ergebniſſe der neueſten Nachgrabungen bei Moulin Quignon; gewiß werden ſie abermals eine lebhafte Erörterung veranlaſſen. A.

Kulturgeographiſche Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von Karl Andree.

II.*)

Vor ein paar Jahren veröffentlichte der Gorillajäger du Chaillu umfaſſende Nachrichten über das merkwürdige Volk der Fan's, welche am Gabon wohnen (Globus I, S. 43 ff.). Sie erregten allgemeine Aufmerkſamkeit, oder Viele waren geneigt, ſie für übertrieben zu halten und die Erzählungen über den Kannibalismus dieſer Menſchen in das Bereich der Fabeln zu verweiſen. Nun ſind uns die Fan's näher bekannt geworden, und die Berichte Burtons und Winwood Reade's beſtätigen im Weſentlichen die Angaben des Gorillajägers.

Conſul Richard Burton, der vielbewährte Reiſende, fuhr im April 1862 den Gabon hinauf.**) Dieſes „Waſſer von Mpongue" bildet ſich bei Yuenge Nenge, d. h. Inſel, aus zwei Armen. Der Nkomo kommt aus N.N.O., und der weniger bedeutende Mdokue, welchen Burton verfolgte, aus N.O. An ſeinen Ufern wohnen Bakele (oder Bakalai; wir haben ſie in dem oben erwähnten Aufſatze näher geſchildert) und Fan's. Der Reiſende ging in einem ihrer Dörfer, Mayhang, ans Land. Daſſelbe beſteht, gleich den Ortſchaften der Mpongue, aus einer Reihe von Hütten zu beiden Seiten und zieht ſich eine gute Viertelſtunde Weges in die Länge. Die Leute waren nicht etwa Neger nach der Art jener im Nigerdelta, ſondern ſchön und ſchlank gewachſene Menſchen, in deren Geſichtsausdruck etwas Mildes und Sanftes lag; manche waren ſo hellfarbig, daß man ſie für Südeuropäer hätte halten können; keiner erſchien ſo dunkel, wie ein Guinea- oder Congo-Neger, und der Typus bei weitem nicht ſo negerartig, wie bei den Mpongue (Pongos). Aber ſie feilen die Zähne ſpitz, und ihr Kopfputz nimmt ſich eben ſo mannigfaltig als wunderlich aus. Das Haar iſt nicht ſo kurz und wollig, wie bei den eigentlichen Küſtenvölkern und fällt bei Manchen bis auf die Schultern hinab. Deshalb können die Fan's daſſelbe flechten, in große Knoten legen oder ihm eine hornartige Geſtalt geben. Manche machen ſich auch Zöpfe, die aber nicht mit Band oder Baſt umwickelt, ſondern in den Hals einer Bordeauxweinflaſche

*) Vergl. Globus Bd. VI, S. 375.
**) Anthropological review, I, S. 435 ff. London 1863.

gesteckt werden. Oben auf dem Kopfe prangt bei den Kriegern ein Federschmuck.

Die Hautfarbe der Fan's ist also hell, „durchschnittlich wie Kaffee mit Milch“; die dunkelfarbigen stammen von Sklaven ab. Im Tättowiren halten diese Leute Maaß; nur die Männer tättowiren sich auf der Schulter, sonst nicht; aber ein ächter Stutzer reibt Fett in die Haut ein und bestreut sie mit gepulvertem Camhoiz. Die spärliche Körperbekleidung besteht aus Thierfellen, seltener aus Baumwollenzeug, der Schmuck aus Glas- und Porzellanperlen. Lieblingswaffe ist der Speer, der oft eine seltsame Gestalt hat; dazu kommen die Streitart und ein Messer, das mehr breit als lang ist und in einer verzierten Scheide steckt. Bogen und Pfeile sind unbekannt, nicht aber eine Art Armbrust und vergifteter Bolzen. Die Krieger tragen kleine zugespitzte Stecken, die gleichfalls vergiftet sind und in die Erde gesteckt werden, damit der verfolgende, natürlich barfüßige Feind sich dieselben beim Auftreten ins Fleisch renne.

Die erste Kunde, welche wir über die Fan's haben, reicht nicht über das Jahr 1842 hinaus. Damals kamen sie von Osten her über die Sierra del Crystal, „diese westafrikanischen Ghat's“ und verdrängten die Bakele und Mpongue am obern Gabon; jetzt sind sie schon bis ans Meer vorgerückt. Sie waren auf ihrem Zuge aus dem Innern her von einem verwandten Stamme, den Oschebas,*) begleitet, und ohne Zweifel haben sie ihre Wanderung nach Westen angetreten, weil sie von anderen, seither nirgends genannten Völkern gedrängt wurden, den Okana, dann den Yesa und zuletzt den Senfoda. Ueber die Stämme, welche weiter landein wohnen, konnte Burton keine Kunde erhalten, wie denn überhaupt alles Land östlich von dem Anbeginn des Gabon noch ganz unbekannt ist; es bildet auf den Karten einen weißen Fleck. Die eben genannten Völker sollen sehr kriegerisch, aber dabei gastfreundlich sein.

Livingstone hat einmal die Behauptung ausgesprochen, daß niemals ein afrikanischer Stamm ausgestorben oder untergegangen sei; aber sie ist durchaus irrig, und gerade das Gegentheil ist der Fall. Namentlich in der Gegend, welche wir hier im Auge haben, sind die Stämme an der Küste seiten altseßhafte Völker, sondern in verhältnißmäßig junger Zeit aus dem Innern in die Gestadegegend gekommen. Sie werden durch die Berührung mit europäischer und asiatischer Civilisation demoralisirt, entarten und sterben alkmälig aus. So sind am Altcalabar die Mpongue und Efik während der letztverflossenen 50 Jahre sehr beträchtlich zusammengeschmolzen, und wahrscheinlich werden sie vor dem Jahre 1900 entweder erloschen oder doch in anderen Stämmen aufgegangen sein.

Was den Namen der Fan's anbetrifft, so werden sie von den Mpongue am Gabon als Mpangue bezeichnet, von den Europäern als Pahuins. Das Eine wie das Andere ist unrichtig, sie selber nennen sich Paune, Faune oder Fang; das ng wird sehr stark durch die Nase gesprochen; im Plural Ba Fang. Ihre Sprache gehört der großen Aequinoctialgruppe der südafrikanischen Sprachen an, ist sanft und weich, wird aber mit harter Stimme fast schreiend herausgestoßen.

Aber woher kamen diese Faune? Winwood Reade erhielt darüber im Dorf Itschongue am Nkomo folgende Angaben, welche als Ueberlieferung im Volke selbst gelten können. Der älteste Mann im Dorf erzählte ihm, oder vielmehr seinem Dolmetscher, Folgendes:**)

Das Volk in dieser Ortschaft hier kam aus einer Gegend, die Binja heißt und weit entfernt liegt. Dort war Alles Wald, wie hier am Nkomo. Der Nji (Gorilla) war so häufig, daß man in den Dörfern seinen Schrei hören konnte. Der Alte hatte nie gehört, daß der Nji einen Menschen getödtet habe; der Leopard thue das aber, auch wohl der Elephant, wenn er verwundet sei. Die Thiere seien dieselben in Binja, wie am Nkomo; nur lebe dort eine Art Hasen mit buschigem Schweife. Das Volk bekleide sich hinten und vorne mit einem Schurz aus Ziegenfellen. Sie waren Kannibalen; Ziegen und Hühner waren in Menge vorhanden; die jungen Männer kauften ihre Frauen für Ziegen und Hühner. Aus Binja kamen Eisen und Elfenbein. Die Faune sind zu Fuß durch den Wald gewandert; sie hatten eine große Menge getrockneter Bananen gesammelt und auch noch andere Früchte und Maniokmehl. Während der Wanderung verdunkelte sich der Mond 11 Mal. Sie wanderten immer drei Tage hintereinander und rasteten dann zwei Tage. In Binja war ein Fluß etwa von der Breite des Nkomo bei Itschongue; er heißt der Woka. —

Diese Angaben sind mager genug, sie zeigen aber, wie sich das Volk der Faune seine Wanderung vorstellt. Sie haben, nach Burton, fast ununterbrochen Krieg und Fehde; das ist afrikanische Art, „auch da, wo der europäische Sklavenhandel ganz unbekannt ist“. Aber die Gefechte sind nicht blutig; ein paar Krieger fallen, werden weggeschleppt, aufgefressen, und damit hat der Kampf bis auf Weiteres ein Ende. Kann man nicht den ganzen Körper fortschaffen, so begnügt man sich mit einem Bein oder mit zweien. Burton sagt, der Kannibalismus der Fan's habe an sich nichts Auffallendes, da er sich auf das Verzehren erschlagener Feinde beschränke; derselbe Brauch herrscht ja überhaupt vom Nun im Nigerdelta bis hinunter nach Congo; wie weit er von dort nach Süden hin reiche, wisse er nicht. Am Niger und am Braß-River machen die Leute auch gar kein Geheimniß daraus; „in Bonny habe ich selber mit angesehen, wie sie Menschenfleisch aßen; aber die Stämme am Alt-Kalabar verabscheuen den Brauch, der dagegen bei ihren nordwestlichen Nachbarn, den Ibo, stark im Schwange geht und bei den Dualias am Cameroncs zu den landesüblichen Sitten gehört. Die Mpongue verschmähen sogar den Tschimpanse-Affen, aber die Fan's verzehren ihre Feinde“. Sie bringen den erschlagenen Feind in eine außerhalb des Dorfes liegende Hütte, und dort wird er von Männern aufgegessen; den Kochtopf zerbricht man.

Burton sagt, man habe nie Menschenknochen in einem Dorfe bemerkt, er weicht also ab von Du Chaillu, der eine Frau gesehen haben will, welche einen Mannsschenkel trug, und hinzufügt, daß vor der Hütten da und dort Menschenknochen gelegen hätten (Globus I, S. 47). Die Kranken werden nicht aufgegessen, die Todten anständig begraben, wenn sie keine Sklaven sind, denn diese wirft man ohne Weiteres in den Wald. Den Häuptling wickelt man in eine Matte und scharrt ihn insgeheim bei, damit nicht aus irgend einer seiner Gliedmaßen ein „starker Fetisch“ gemacht werde. „Gefangene erfahren eine fürchterlich grausame Behandlung, und Kinder lecken das Menschenblut vom Erdboden auf. Die eigenthümliche Entwicklung des Zerstörungssinnes im afrikanischen Hirn und Schädel ist eine merkwürdige ethnologische Erscheinung; Grausamkeit scheint diesem Afrikaner ein Lebensbedürfniß zu sein. Seine höchste Freude besteht darin, Schmerz und Pein zu verursachen und zu tödten. Seine religiösen Bräuche sind immer in ganz unmittelbarer

*) Das ist auch Servals Ansicht. (Globus VI, S. 378).

**) Savage Africa: being the narrative of a tour in equatorial, South-western and north west Africa; with notes on the habits of the Gorilla; on the existence of unicorns and tailed men; on the slave trade; on the origin, character and capabilities of the Negro, and on the future civilization of western Africa. By Winwood Reade. London 1864 (bei Smith, Elder u. Comp.; Leipzig bei Ludwig Denicke. S. 149 ff.). — Ein sehr interessantes Buch; der Verfasser ist viel vorurtheilsfreier, als so manche englische Reisenden zu sein pflegen; er hat Muth genug, gegen überkommene, pseudophilanthropische Redensarten und Irrthümer aufzutreten und den sogenannten Frommen der Exeterhalle, den „Negro worshippers“, manche Wahrheiten zu sagen.

Weise blutig. Man sehe nur beispielsweise die Efik oder die Altkaladaresen an. Seit 200 Jahren stehen sie in Berührung mit Europäern, die gar kein Interesse daran gehabt haben, solche Gräuel aufzumuntern, denn diese bringen ja keinen Profit; aber die ärgsten Wilden können nicht so schauderhaft grausam sein, wie jene 6000 armseligen Menschen. Ich kann nicht glauben, daß diese abnorme Grausamkeit lediglich das Ergebniß der Uncivilisation sei; sie erscheint mir vielmehr als das Werk einer äußerst rückständigen Entwicklung, bei welcher der Mann so blutdürstig ist, wie das fleischfressende Thier."

Die Fan's sind reichlich mit Nahrungsmitteln versehen; sie essen alle Tage Fleisch von Hunden oder Ziegen, Fische und Hühner; für den Hunger auf Fleisch haben sie einen besondern Ausdruck in ihrer Sprache. Rindvieh ist noch nicht eingeführt worden, aber in den Wäldern wird der wilde Büffel gejagt. Europäer verkehren lieber mit den Fan's, als mit den Mpongue, denn jene haben noch nicht Zeit gehabt, so durch und durch verderbt zu werden, wie die Stämme, welche schon länger von unserer „Civilisation" angestreift worden sind; sie kennen noch eine Art von Keuschheit; es gilt für Beleidigung, einen Mann als Lügner oder Feigling zu bezeichnen, oder Uebles von seiner Mutter zu reden. Aber tapfer kann man sie eben so wenig nennen, wie andere westafrikanische Völker. Sie betrinken sich gern, sind aber noch nicht durch den Genuß geistiger Getränke zerrüttet. „Ich habe jedoch gesehen, daß ein Mann sich am Boden wälzte und mit der Zunge die gelbe Erde beleckte; er hatte Zuckungen und schmachtete vor Durst, und doch hatte er nur ein einziges Glas Rum getrunken; aber freilich was für „Rum"! Es ist ein nichtswürdiges Treiben, verfälschten Branntwein, Waffen und Schießbedarf an dieser Küste zu verkaufen. Ich begreife nicht, wie Leute, welche ihre Bibel lesen und regelmäßig am Sabbath die Kapelle besuchen, eine solche Niederträchtigkeit mit ihrem Gewissen vereinigen können!"

Die Fan's machen sich wenig aus Zucker, lecken aber gern Salz. Sie sind gute Jäger und fürchten sich weder vor dem Elephanten, noch dem Hippopotamus oder dem Gorilla; ihr Reichthum besteht in Eisen, und sie sind in der Bearbeitung desselben nicht ungeschickt. —

Wir wollen diese Mittheilungen noch durch einige Züge aus Reade ergänzen, welcher an dem andern Quellarme des Gabon, dem Ntama, die Fan's aufsuchte. Er lernte dort einen Händler kennen, welcher für einen europäischen Kaufmann, der an der Mündung des Gabon eine Faktorei hat, bei den Wilden Elfenbein und Ebenholz einhandelt. Auch Burton hatte diesen Mulatten, Namens Tibbet, kennen gelernt und schildert ihn als einen „höchst intelligenten farbigen Mann aus den Vereinigten Staaten". Durch Reade erfahren wir, daß Tibbet sich in Afrika den Landessitten andequemt habe, indem er dem Christenthum den Abschied gab und sich nicht weniger als 15 Frauen zulegte! Im Dorf Olenga staunten die Fan's den weißen Mann wie ein Wunder an; vor allen Dingen begriffen sie nicht, daß er längere Zeit, allem Anschein nach zwecklos, auf- und abging; der Afrikaner hat nämlich keinen Begriff vom Spazierengehen. Drei junge Mädchen waren anfangs erschrocken, als der Fremde ihnen entgegen trat, aber nach einiger Zeit überwanden sie ihre Angst, sprachen lebhaft mit einander und kamen näher. Die Eine betastete den Rock, und als ihr das nicht schadete, kamen auch die beiden Anderen mit Katzenkritten dicht heran; schüchtern erfaßten sie die weißen Hände und strichen darüber hin und her; dann wagten sie sich auch an das Gesicht und das weiche Haar; doch am meisten Verwunderung erregte der Rock, der ja nicht zur Haut gehörte.

Am Abend war Vollmond, der mit Musik und Tanz begrüßt wurde; die Männer kamen aus dem Wald und stimmten eine Art von feierlichem Gesang an, dem aber alle Melodie fehlte. Die ganze Nacht hindurch war keine Ruhe.

Weiter oben haben wir gesagt, daß die Fan's ihre Zähne spitz zugefeilt haben. Dieser Brauch kommt auch bei vielen anderen Stämmen vor, doch nicht in gleichförmiger Weise; denn während Einige die Vorderzähne in der Art ausfeilen, daß sie einem offenen Dreiecke gleichen, werden sie von Anderen so zugespitzt, daß sie aussehen wie Haifischzähne oder eine Art von Säge bilden. Manche Stämme, vorzugsweise in Ostafrika, namentlich am obern Bahr el Abiad, brechen einige Vorderzähne aus, und Völker, bei welchen dieses geschieht, haben durchgängig die Beschneidung nicht.

Das Feilen und Ausbrechen der Zähne ist aber lange nicht so verbreitet, wie das Einschneiden von Hautnarben, welche die Stelle eines Stammwappens oder auch, doch in vergleichsweise wenigen Fällen, eines persönlichen Wappens vertreten. Diese Stammzeichen werden auf Stirn, Gesicht, Armen und Brust angebracht, sind eine ächt afrikanische Erscheinung und haben dieselbe Bestimmung, wie die Tättowirungen der Insulaner in der Südsee. Aber diese Negerzeichen sind viel einfacher, bei weitem nicht so kunstvoll gezeichnet, auch wird bei ihnen kein Färbestoff unter die Oberhaut eingebracht; sie entstehen vielmehr nur durch das Ausschneiden von Hautstreifen, an denen das Zusammenheilen eine erhabene, aufgetriebene Narbe hervorruft. Einzelne Stämme haben aber auch, wie unsere Figuren zeigen, eine Art von Tättowirung.

An zwei Punkten besonders findet man Gelegenheit, eine große Menge verschiedener Stammzeichen neben einander zu beobachten, nämlich in den großen Städten und auf den Pflanzungen Brasiliens und zu Freetown in Sierra Leone. Bis zum Jahre 1852 bezog das transatlantische Kaiserreich eine beträchtliche Menge Sklaven, sowohl von der Ost-, wie von der Westküste, und nach Freetown bringen auch jetzt noch die Engländer alle Neger, welche von ihren Kreuzern auf den Sklavenschiffen „befreit" werden. Dort fand Robert Clarke nicht weniger als 50 verschiedene Sprachen im Gebrauch und ziemlich eben so viele besondere Stammeszeichen.*)

In Brasilien bezeichnet man alle Afrikaner, welche aus Oberguinea und aus dem Binnenlande vom obern und mittlern Niger und noch weiter nach Osten her kamen, als Minas; diese gehören also sehr verschiedenen Stämmen und Völkern an und sind von jenen, welche aus Gonga und Mosambik gebracht wurden, leicht zu unterscheiden. Sie heißen Minas, weil das Fort St. Georg del Mina früher ein Hauptverschiffungspunkt für Sklaven aus Nordguinea gewesen ist, und werden in Brasilien allen anderen Negern vorgezogen. Sie alle haben Stammeszeichen, welche überhaupt für die Sklavenhändler von großer Wichtigkeit sind, denn sie verstehen sich auf dieselben sehr wohl und erkennen an ihnen auf den ersten Blick, zu welcher Gruppe ein Neger gehört. Die Schwarzen sind in Bezug auf Anlage und Qualität sehr verschieden, und ihre größere oder geringere Tüchtigkeit bedingt den Marktpreis.

Wir wollen einige Stammeszeichen, zunächst der „Minas-Neger", beschreiben. Jedes Land und jede größere Stadt haben

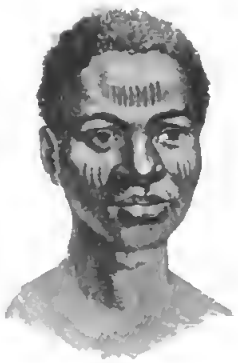
---

*) Sketches of the Colony of Sierra Leone and its inhabitants. By Robert Clarke; in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. II. 1863, S. 290 ff. Er hat auf acht Tafeln nicht weniger als 42 Typen verschiedener Völkerschaften, zumeist mit den Stammeszeichen, dargestellt; die Bilder sind aber die schlechtesten Lithographien, welche man sehen kann. Viel besser sind jene von Wilkes, der sie in Rio Janeiro zeichnen ließ, und die wir benutzt haben. Voyage round the world etc. By Charles Wilkes. U. S. N. Neuyork 1851, S. 23 bis 31.

ihr beſonderes Merk. Die Stämme, welche die Hauſſa-Sprache reden, ſchneiden an jeder Seite des Mundes drei oder vier Streifen ein, welche nach den Mundwinkeln zulaufen. Die Bewohner der großen Handelsſtadt Kano machen ſich vier ſchräge, parallel laufende Striche auf jeder Wange etwas oberhalb des Mundes; die von Sokoto mehrere feine, lange und ſchmale Querſchnitte, welche an den Mundwinkeln zuſammentreffen. Die Yarribas, weſtlich vom untern Niger, bringen auf beiden Seiten des Mundes drei oder vier Längsſtreifen an; bei den Frauen kommen noch einige Verzierungsſchnitte hinzu.

Minas-Neger.

Das Stammeszeichen der Aſchantis von der Sklavenküſte ergibt ſich aus unſerer Abbildung; ſie brennen ſich daſſelbe auf Stirn und Wangen ein.



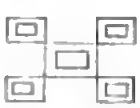
Aſchanti.

Die Kaladaren am Golf von Benin haben zwei rautenförmige Figuren auf Bruſt und Wangen.

Die Idu's oder Edo's im Nigerdelta haben, nach Wilkes, auf jeder Seite der Schläfe über die Augenbraue hin einen Pfeil. Aber Clarke kannte in Freetown einen Ibu, der als Edretſchi bezeichnet wurde, d. h. er war in ſeiner Jugend, nach Landesbrauch, auf der Stirn theilweiſe ſkalpirt worden. Der Vorderkopf zeigt tiefe Narben, über welche kleine Hautlappen liegen; dieſe hängen an der Naſenwurzel und an den Ecken der Augenbrauen hinab und geben dem Manne das Ausſehen eines Puters. Wer einer ſolchen Operation ſich unterwirft, ſteht in Rang und Anſehen.

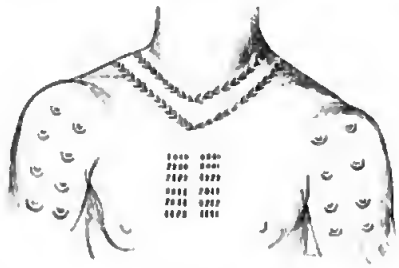
Die Schwarzen an der Küſte im Süden des Aequators fand Wilkes bei weitem nicht ſo kräftig wie die Minas; ſie waren nicht gut gebaut, plump, hatten einen ſehr niedrigen Vorderkopf, weit vorſtehende Kiefer und Zähne, waren träg, unintelligent und ausſchweifend. Sie verdingen ſich als Laſtträger und müſſen ihren Herren eine beſtimmte Summe abliefern; ſobald ſie dieſe verdient haben, benutzen ſie die freie Zeit nicht etwa, um etwas für ſich zu erwerben, ſondern legen ſich in die Sonne und ſchlafen.

In Unterguinea ſind die Zeichen bei weitem nicht ſo allgemein verbreitet, wie im Norden des Aequators, und die Kabinda's in der Gegend des Congoſtroms haben keine Stammeszeichen, ſondern nur Schmuckfiguren*), von denen wir einige herſetzen.



*) Danach wäre die Angabe bei Waitz, Anthropologie II, S. 25, zu berichtigen; es wird dort geſagt, daß der Gebrauch, Hautnarben zu machen, in Kabinda fehle.

Die Majumba's an der Nordgränze von Loango, etwa 4° ſüdl. Br., und die Boali's machen ſich eine Doppelreihe



ſchmaler Einſchnitte am untern Hals und oben auf der Bruſt, von der Schulter her, und fügen noch andere Verzierungen hinzu, auf den Armen und auch auf der Bruſt, ſo wie unſere Figur ſie zeigt. Die Frauen haben beſondere Schmuckzeichen.

Die Mundſchola, im Innern von Loango, ſind ein wildes Volk, und in Braſilien hält man ſie für die dümmſten, unzähmbarſten Schwarzen; in Afrika ſelbſt gelten ſie für Anthropophagen. Sie haben bei allem Negertypus doch einen eigenthümlichen Geſichtsausdruck. Ihr Land iſt noch von keinem Europäer beſucht worden.

Ein Mundſchola.

Die Neger aus Benguela gelten unter allen aus dem Süden des äquatorialen Afrika in Braſilien eingeführten Negern für die Schätzbarſten, gleich nach den Minas, und ſind recht gut zu verwenden. Das Stammeszeichen der Angoleſen fügen wir hier bei.

An der Oſtküſte Afrika's zerfallen die beiden großen Gruppen: die Moſambik-Neger oder Makuas, und die, welche man unter der Benennung Kaffern zuſammenfaßt, in eine große Menge kleiner Völker und Stämme. Die Portugieſen bezeichnen als Makuas alle, welche im Innern wohnen, während dieſe Portugieſen ſelber und nördlich von ihnen die Araber eine Anzahl von Küſtenpunkten im Beſitz haben. Die Makuas reichen nach Süden hin bis Inhambane, alſo über den ſüdlichen Wendekreis hinaus bis in die Region des Kap Corrientes. Alle Völker an der Oſtküſte habe Stammeszeichen. Die, welche als Moſambik-Neger im engern

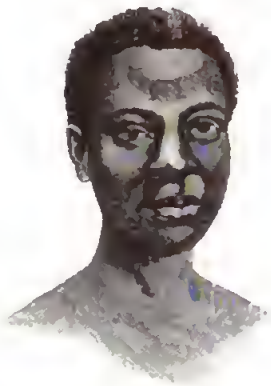
Sinne bezeichnet werden und die Stadt bewohnen, nach der man ſie benennt, ſchneiden ſich vorn auf der Stirn ein Hufeiſen ein und bringen zu beiden Seiten deſſelben noch einige Zeichen an. Sie machen dergleichen auch auf das Kinn, und auf die Bruſt brennen ſie eine große Figur ein, welche einem S gleicht; auch feilen ſie jeden einzelnen Zahn ſpitz.

Die Taluani am Sambeſi haben an verſchiedenen Theilen der Stirne Gruppen von Pusteln und Einſchnitten, dergleichen ſie ſich auch auf der Bruſt einſchneiden. Sie wohnen an der Spitze des Sambeſi-Deltas; die Meſenna's, welche dieſelben Zeichen haben, findet man in und um Senna, einer portugieſiſchen Stadt, die etwas weiter aufwärts am Strome liegt.

Taluani.

Zwiſchen der Delagoa Bay und Sofala wohnt ein zu den Kaffern gehörendes Volk, das der Nyambana, deren Stammeszeichen aus einer Reihe künſtlich erzeugter Warzen beſteht; ſie haben etwa die Größe einer Erbſe, beginnen oben an der Stirn dicht unter dem Haar und gehen bis zur Naſenſpitze hinab. Auf dieſe Auszeichnung ſind ſie ſehr ſtolz.

Die Mulſchana's ſind ein wildes Volk tief im Binnenlande, etwa 70 deutſche Meilen von der Küſte entfernt, das mit den Makuaſtämmen faſt immer Krieg führt, um Sklaven zu erbeuten; ſie haben den Negertypus, machen ſich auf Geſicht, Stirn und Oberkörper Einſchnitte in der Geſtalt kleiner Striche und Sterne und reiben Holzaſche in die Wunden. — So viel von den Stammeszeichen. Wir werden demnächſt die Schwarzen an der Südweſtküſte charakteriſiren.



Moſambik-Neger

Mulſchana.

Nyambana.

Das Opferfeſt des Dſchagganatha zu Puri in Oriſſa, im Juni 1864.

Wir leſen ſo oft, daß die Wittwenverbrennungen in Indien der Vergangenheit angehören, und doch vergeht kaum ein Monat, in welchem nicht ein Satti gemeldet wurde. Wir haben einige der jüngſten Wittwenopferungen im Globus mitgetheilt. — In allen geographiſchen Lehr- und Handbüchern wird geſagt, daß bei dem großen Wagenfeſt des Dſchagganatha kein frommer Pilger mehr ſich von den Rädern zermalmen laſſe, um dem Gotte Wiſchnu wohlgefällig zu ſein und das ewige Leben zu erwerben. Nun finden wir aber in der Times vom 15. Auguſt einen Brief aus Calcutta vom 8. Juli, in welchem ein Augenzeuge das diesjährige Feſt des Dſchagganatha beſchreibt; er ſah ſelber, daß ſich Menſchen von den Rädern des Götzenwagens zermalmen ließen. Wir laſſen hier ſeine Mittheilungen folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu.

„Das große Feſt wurde am 19. Juni damit eröffnet, daß der Dſchagganatha gebaut wurde; es endete am 6. Juli damit, daß man die großen Feſtkarren nach ihren alten Plätzen zurückführte. Ein Junitag in den bengaliſchen Ebenen iſt keine angenehme Feſtzeit, der Thermometer ſtand auf 135° F., der Boden brannte wie Lava unter den Füßen, und durch die angeſammelten Menſchenmaſſen wurde die Atmoſphäre geradezu unerträglich. Der Hindu aber kehrte ſich wenig an alles das; es waren ihrer Zehntauſende meilenweit herbeigeſtrömt, Männer, Weiber und Kinder, um ſich an dem großen Feſt zu ergötzen.

Eröffnet wurde die mehrwöchentliche Feier durch eine Proceſſion zu Ehren des Gottes Kriſchna. Voran ſchritten Kerle mit ſilbernen Stäben, die ziemlich wie Banditen ausſahen, hinterdrein Feſtordner, welche mit Stöcken die Menge abhielten, dann kamen Muſikanten, Prieſter, und endlich der Gott

Krischna selber, ein kleines scheußlicher, mit grellen Farben bemalter hölzerner Götze. Er saß auf einem Thronsessel, und ein Baldachin schützte sein geheiligtes Haupt vor den brennenden Sonnenstrahlen. Ihm nach wälzte sich die ganze Masse der herzugeströmten Neugierigen, lärmend zwar, aber im Ganzen viel zahmer als der gewöhnliche londoner Festpöbel. Mit großem Geschrei geleiteten sie den Gott bis zu einem Gerüst, woselbst eine Anzahl Brahmanen seiner warteten, und wo auch schon mehrere andere Götzen Platz genommen hatten. Einer darunter, am allerscheußlichsten anzusehen, hatte unmittelbar unter dem Kopf einen metallenen weit vorragenden Arm, der in eine offene Hand endigte. Das war der Dschagganatha in höchsteigener Person; seine offene Hand empfing die kleinen Gaben der Anwesenden, und rasch wie sie sich füllte, wurde sie durch die anwesenden Priester geleert.

Diese Opferceremonie dauerte lange und war entsetzlich monoton; nur wenn die Sprudeln spärlicher flossen, traten die Priester mahnend vor, das Volk schrie, es ertönten die Tam-Tams und Cymbeln eings um den grimmenden Gott, und die Opfer flossen reichlicher. Wieder nach einer längeren Pause — die Zuschauer waren offenbar apathisch geworden — holten die Priester das heilige Wasser aus dem Strom und schütteten es über den Gott aus. Das heißt man das Bad des Dschagganatha, worauf das Volk eine Zeitlang in Aufregung gerieth und von neuem Geldopfer darbrachte, denn — so heißt es — *der Gott hat sein Bad genommen und sein Geist ist mild geworden.* Von da an währte das Fest mehrere Tage, ohne daß sich besondere religiöse Ceremonien demerkbar gemacht hätten. Es war ein sehr banales Kirchweihfest aus dem Europäischen ins Asiatische übersetzt. Kuchenessen und Lärmmachen — das sind am Ende alle Ansprüche, die der Hindu an ein großes Fest macht, und was sich außerdem dabei begibt, läßt sich des lieben Anstands wegen nicht beschreiben.

Das Schauspiel am darauffolgenden Mittwoch war tragisch und ekelhaft zugleich. Der Andrang war ungleich stärker als an einem der frühern Tage. Rechts und links stand Bude an Bude, in denen Zuckerwerk, birminghamer Penny-waaren und scheußliche Götzenbilder feilgeboten wurden.*) Auch eine Art Ringelspiel gab es wie bei unseren Kirchweihfesten, und Seiltänzer, und Jungen, welche Purzelbäume schlugen, und Akrobaten ohne Zahl, und häßliche Tänzerinnen, und Musikanten ohne Ende, und was das Komischste war, auch ein Stereoskop mit Ansichten der londoner Industrie-Ausstellung. Das war ein tolles wüstes Treiben.

Hoch über dasselbe hinaus ragten die zwei Wagen des Dschagganatha. Es sind dies schwerfällige, wohl an 60 Fuß hohe Holzgerüste auf Rädern, mit Schnitzwerk und gemalten Götterbildern überladen. Sie bestehen so zu sagen aus vier übereinander gebauten Stockwerken, auf deren jedem eine Schaar Brahmanen mit ihren Freunden Platz nimmt. Das Gewicht dieser Karren muß ein gewaltiges sein, und damit sich recht viele Menschen vorspannen können, sind sie mit langen Seilen versehen. Es war 1 Uhr Nachmittags, als von der Spitze des ersten Wagens die Klänge eines Tam-Tam erschallten, worauf der Dschagganatha, in Roth gekleidet, auf den Wagen gehoben wurde, und zwar von Stockwerk zu Stockwerk, vermittelst eines gewöhnlichen Stricks wie ein ordinärer Holzblock. Noch immer wurden in derselben Weise so viele andere Götzen aufgeladen, als auf den beiden Karren nur immer Platz hatten! Die Masse machte ihre Verbeugungen vor den Göttern und warf den Brahmanen, die ziemlich schmutzig aussahen, Blumen und Kränze zu. Dann wurden hölzerne weiße und blaue Pferde vorgespannt, auf jedem dieser Pferde stand ein Brahmane, die Stricke aber, an welchen die beiden schweren Karren vorwärts geschoben werden sollten, waren bereits von Tausenden in Beschlag genommen.

Das Drängen und Schreien in diesem Augenblick war unbeschreiblich, denn die Wagen, die seit einem Jahr an derselben Stelle gestanden, hatten sich so tief in den Boden eingegraben, daß es großer Anstrengung bedurfte, sie in Gang zu bringen. Endlich gelang dies nach mehrfachen vergeblichen Versuchen. Plötzlich ward es still unter der tobenden Menge, und eben so rasch brach diese in ein wahnsinniges Geheul aus, denn — *es stockte der Wagen, es hatten sich ein paar Menschen unter die Räder geworfen.* Eine Frau wurde hervorgezogen, ein altes Mütterchen, gräßlich verstümmelt, das eine Bein beinahe gänzlich vom Leib abgerissen, die Gestalt fast unkenntlich durch Erde, Staub und Blut, und dann wieder Einer und noch Einer, zerdrückt, zerfleischt, sterbend oder schon todt. Zwei Andere lagen vor den Rädern, offenbar bereit zu sterben, als der Wagen stecken geblieben war; sie wurden unversehrt hervorgeholt und verloren sich unter der Menge. Dann erst wurde der Karren wieder vorwärts geschleppt; ob sich noch Andere unter die Räder geworfen haben, ist nicht leicht anzugeben, denn die Polizeiberichte sprechen nur von zufällig Getödteten, nicht von Selbstgeopferten.

So ist das berühmte Fest des Dschagganatha, ein widriges, scheußliches Ding. Auch diesem wird ein Ende gemacht werden können, ohne daß deshalb eine Revolution ausbricht."

Bekanntlich haben die Hindu eine *Trimurti*, Dreifaltigkeit, in welcher *Brahma* der Schaffende ist, *Siwa* die Macht, welche das Lebendige zerstört, und *Wischnu*, welcher dasselbe erhält. Er ist der „Durchdringende", der jedes Bestehende trägt; das Volk sieht in ihm den *Herrn und Herrscher des Alls*. Er tritt auch in sogenannten *Awataren*, „Herabsteigungen", in die Welt hinein; er bildet Incarnationen, und eine derselben ist *Krischna*, der Gott, welcher unter allen beim Volk am beliebtesten ist, weil er ihm menschlich am nächsten steht. Denn von ihm wissen religiöse Sagen und Dichtungen eine Menge abenteuerlicher Schelmstreiche zu erzählen; die Hindu haben diesen Gott ihren Leidenschaften und Sitten gemäß sich vorgestellt und zurecht gemacht, und das Emporkommen des Krischna-Kultus, etwa im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bezeichnet einen Zeitabschnitt in den religiösen und sittlichen Vorstellungen und Anschauungen. Dem Krischna gleich und als eine Art von Incarnation desselben wird der *Gott Dschagganatha* gedacht. Er ist ein Bild, das der Götterbaumeister Wischna Karma herstellte; im Innern desselben sollten die irdischen Ueberreste Krischna's aufbewahrt, aber durch Brahma mit Leben begabt werden. Der Werkmeister hatte zur Bedingung gemacht, daß er bei seiner Arbeit keine Störung erfahre; aber eine solche trat ein, das Götterbild wurde nicht vollendet, hat keine Beine und vom Arme nur Stumpfe. So steht es nun zu *Puri* in dem hochheiligen Tempel. „Kein Heiligthum, kein Fest der übrigen Glieder der Götterwelt findet eine umfassendere Anerkennung und Betheiligung, als das des *Dschagganatha; sein Heiligthum zu Puri ist das Mekka des Brahmanismus.*" (Johann Harlwig Brauer, Asien; S. 499).

Das Heiligthum gilt für so unantastbar, daß selbst die Mohammedaner dasselbe unberührt ließen. Als ein Feldherr des Großmoguls Akbar 1580 bis an den Mahanaddyfstrom in der Landschaft Orissa vordrang, in welcher Puri liegt, und einen Blick auf die hochragenden Tempel warf, rief er aus: „*Das Land hier ist nicht zur Eroberung bestimmt und kein Ziel für menschlichen Ehrgeiz. Es ist eine heilige Pilgerstätte und gehört allein den Göttern an.*" Noch heute stehen auf einer Meilen umfassenden Fläche dort am

*) In Birmingham sind Götzenbilderfabriken, welche für den „indischen Markt" arbeiten.

Digitized by Google

Mahanaddy prächtige Tempel, und unter allen ragt eben der von Dſchagganatha bei der Stadt Puri=Dſchagganath hervor; auf ihn blicken die Hindu wie auf den „Herrn der Welt".

Wir wieſen weiter oben auf das fünfte Jahrhundert hin. Im Jahre 473 war Radſcha Kefari Pal Herrſcher von Oriſſa; er bevorzugte die Prieſter des Dſchagganatha, brachte manche bis dahin verborgenen Götzenbilder zum Vorſchein und umgab die Verehrung derſelben mit neuem Glanze. Er ſelber verfertigte ein heiliges Bild, baute einen neuen Tempel und ſtellte drei Götzen hinein: den Dſchagganatha, deſſen Bruder Balbaddra und deſſen Schweſter Subdhara; dieſe vier Bilder ſtellte er, unter Entfaltung großen Pompes und unter dem Jubel einer ungeheuern Menſchenmenge auf ihre Sinhaſon, Throngerüſte; dann ſetzte er Prieſter ein, verordnete Feſte und ſchenkte für alle Zeiten die Einkünfte, welche das Land in der Umgegend von Puri abwarf, zum Unterhalt des Heiligthums. Der Dſchagganatha=Tempel, wie er heute ſteht, iſt im Jahre 1198 erbaut worden.

Die Stadt mit ihren 42 Straßen und vielen Tempeln verlor an Glanz, als eine neue Dynaſtie den Thron beſtieg und die Reſidenz nach Kattak verlegte. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Mohammedaner auch Kattak und Oriſſa bedrohten, begab ſich der Hoheprieſter auf die Flucht, nahm aber die drei hochheiligſten Götzenbilder wohlverwahrt mit ſich und verbarg ſie nebſt anderen Tempelſchätzen in den Bergen am Tſchilla=See (gleich ſüdlich von Puri; er iſt auf allen Karten verzeichnet). Die Mohammedaner aber waren klug genug, die Wallfahrten nach Puri nicht zu ſtören; das wäre ihnen ſo unmöglich geweſen, wie den Engländern, und deshalb ſuchten ſie Vortheil aus der Frömmigkeit zu ziehen; ſie legten eine Pilgertaxe auf, welche in manchen Jahren an 900,000 Rupien (zu 20 Sgr.) eingebracht hat, und die ſpäter auch von den Mahratten und den Engländern erhoben worden iſt. Die oſtindiſche Compagnie nahm ein bis ſechs Rupien von jedem Pilger.

Gegenwärtig zählt Puri=Dſchagganath 5741 Häuſer und etwa 30,000 anſäſſige Einwohner. Es liegt 19° 49′ n. Br., 42 Miles ſüdlich von Kattak, 298 Miles von Calcutta, am Mahanaddy, über den eine ſteinerne Brücke führt, und am Bengaliſchen Meerbuſen. Auf einer Sandhügelreihe vor der Stadt iſt jeder Zoll geweihter Boden. Die Brahminen ſagen: „An dieſem Ruhepunkt empfängt der Geiſt ſeinen letzten Sonnenblick, wenn alle Lebenshoffnungen ihrem Ende entgegen gehen." Die Hauptſtraße beſteht faſt ganz aus religiöſen Gebäuden, Math's, die von hohen Bäumen beſchattet ſind; am Südende derſelben erhebt ſich der Haupttempel, der Bara Dewal, „in Geſtalt einer ſtehenden Gurke", 30 Fuß im Durchmeſſer, 180 Fuß hoch, auf einer 20 Fuß hohen, viereckigen, durch eine Mauer abgeſchloſſenen Aufmauerung, deren Seiten je 445 Fuß meſſen. Der Haupteingang iſt von Oſten her; zu beiden Seiten ſtehen koloſſale Greife und Geſtalten noch anderer Fabelthiere. Auf einer 40 Fuß hohen Baſaltſäule ſteht ein Bild des ſogenannten „Affengottes" Hanuman.*) Die drei Bilder der Dſchagganatha=Götzen ſind „plumpe, abſcheuliche, hölzerne Büſten"; jeder iſt oben zu einem entſetzlichen menſchenartigen Geſicht ausgearbeitet. Balbaddra oder Balarama (Siwa) iſt weiß bemalt und ſechs Fuß hoch; Dſchagganatha fünf, und Subadhra iſt weiß und hat vier Fuß Höhe. Alle drei befinden ſich auf einem Geſtell; die Augen des blauſchwarz angeſtrichenen Kriſchna=Dſchagganatha ſind rund, die der beiden anderen oval. Der Leib iſt, wie bei chriſtlichen Heiligenfiguren, mit buntfarbigen Gewändern bekleidet. Allemal nach 70 oder 80 Jahren werden neue Götzenbilder angeſchafft; man verfertigt ſie aus dem Holz eines ſolchen Nimbaumes, Melia azadorata, auf welchem nie ein Rabe oder eine Krähe geſeſſen hat. Ein Schreiner beſorgt die rohe Holzarbeit; das Uebrige vollenden Prieſter in myſtiſcher Abgeſchloſſenheit.

Für jeden der drei Götzen iſt ein Rath beſtimmt, d. h. ein Wagen, in welchem ſie beim großen Feſte die Gondiſcha Nanur, des Gottes Landhaus, gefahren werden, nicht von Thieren gezogen, ſondern von Pilgern. Der „Rath" des Dſchagganatha iſt 43 Fuß hoch, hält 34 Fuß im Geviert und hat 16 volle Räder, jedes von ſiebenthalb Fuß Durchmeſſer; die Wagen der beiden anderen Götter ſind etwas kleiner.

Nicht weniger als 400 Parharris, Hoheprieſter, haben die Obhut des Tempels, und ein Theil derſelben zieht in Indien umher, um Pilger zu werden, deren 1846 mehr als 180,000 herbeikamen; das wird ungefähr eine Durchſchnittszahl ſein. Die Pilgertaxe iſt 1839 von den Engländern abgeſchafft worden; ſie verpflichteten ſich aber, für den Unterhalt des Tempels 23,000 Pfd. St. jährlich zu zahlen; damit nahmen ſie es aber (was wir auch in andern Fällen aus Indien wiſſen) nicht genau und brachten in Anregung, daß die Brahminen fortfahren, die alte Taxe für ſich zu erheben.

Dieſes Dſchagganatha=Heiligthum hat bekanntlich in England zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben, und die „Chriſten" der Exeterhalle, die gern Alles, was nicht in ihre Formel paßt, ſofort mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten, haben an dem allerdings abſcheulichen Götzenfeſte und den dabei üblichen Menſchenopfern Anſtoß genommen. Ich finde über dieſe Controverſe ein ganzes Kapitel in einem Buche, das überhaupt manche intereſſante Notizen enthält: Christianity in India; an historical narrative, by John William Kaye, London (Smith, Elder und Comp. 1859, in Leipzig von Ludwig Denicke zu beziehen). Chapter X. p. 366 bis 396.

Gleich im Anfang, als die Engländer anfingen, ausgedehnte Eroberungen in Indien zu machen, mußten ſie die Frage entſcheiden, wie man ſich in religiöſer Beziehung zu den Hindu und Mohammedanern ſtellen wolle. Die eifrigen Chriſten wollten Bekehrung von Staatswegen und eine weitgreifende Begünſtigung der Miſſionäre. Beſonnene Männer widerriethen jedes übereilte Vorgehen; es lag auf der Hand, daß man die 150 Millionen Nichtchriſten gewähren laſſen mußte; Duldung war eine Nothwendigkeit. Damit waren die Eiferer nicht zufrieden; ſie machten der Regierung den Vorwurf, daß ſie dem Heidenthum Vorſchub leiſte. Von den Gräueln des Dſchagganatha wußte man damals wenig oder nichts. Die „herrliche Moral" der Inder fand Lobredner; Zephania Holwell pries „die einfache, vernünftige, erhabene Religion Brahma's"; er ging ſo weit, zu behaupten, daß die Satti, Wittwenverbrennung, „auf heroiſchen, vernünftigen und frommen Principien" beruhe und erklärte weiter: „Ein wahrer Brahmane iſt das reinſte Muſter ächter Frömmigkeit, wie man es nur auf dem ganzen Erdball finden kann."

Das war ſtark, aber zu Herders Zeit und noch lange nachher war es allerdings Mode, für die „ſanften" Inder zu ſchwärmen. Dann wurden aber Thatſachen bekannt, welche zu einer ſolchen Auffaſſung nicht recht ſtimmen wollten. Im Jahre 1806 beſuchte Claudius Buchanan Oriſſa und war Zeuge eines Dſchagganathafeſtes. „Das Ungeheuer in Puri hielt gerade Carneval, der Schrein des Moloch forderte ſeine Opfer. Dorthin ſtrömen alljährlich Hunderttauſende, und

*) Er wird hochverehrt als eine Incarnation Siwa's, weil er dieſem als Ram, der ſiebenten Verkörperung (Awatar), große Dienſte leiſtete, indem er der Sita, Wiſchnu's (Rams) Gemahlin, hülfreich zur Hand ging, als ſie auf Ceylon vom Rieſen Rawan geraubt war. Dabei verbrannte er ſich und wurde an Schwanz, Geſicht und Händen ſchwarz. Sein Abbild, der Semnopithecus Entellus, gilt nun bei den Hindu für unverletzlich. Uebrigens will Leopold von Orlich, Kulturgeſchichte Indiens, Deutſch von K. Böttiger, Leipzig 1861, S. 101, wiſſen, daß das Bild Hanumans nicht mehr auf jener ſchwarzen Säule ſtehe; er ſagt auch, ſie ſei von Marmor.

Viele laſſen ſich zu Ehren des ſcheußlichen Götzen rädern.“ Es ſtellte ſich heraus, daß von den Pilgern der zehnte Theil an den Beſchwerden der Reiſe und an Entbehrungen zu Grunde ging; übertriebene Angaben wollten von 120,000 Opfern wiſſen. Die baptiſtiſchen Miſſionäre entwarfen ergreifende Schilderungen. Aber Buchanan meinte, ein ſo großer Zuſammenfluß habe auch eine gute Seite; man könne jährlich 10,000 Bibeln unter den Pilgern verbreiten; dann würden ſie ſchon für das Chriſtenthum zugänglich werden.

Die Engländer begannen erſt 1793 ein Syſtem regelmäßiger Verwaltung in Indien anzubahnen. Sie erklärten feierlich, daß die Geſetze und Vorſchriften der Schaſtra für die Hindu, jene des Korans für die Mohammedaner nach wie vor in Geltung bleiben ſollten. Eine Parlamentsakte erklärte, daß auch die Kaſten unter dem Schutze des Staates ſtünden; auch den Prieſtern und Tempeln wurden alle Rechte und Privilegien verbürgt (Their temples, and temple lands, and idolatrous endowments were in no wise to be taken from them, and the lessons taught by their priests were not to be violently gainsaid).

Das Letztere beſonders mißfiel den Miſſionären ſehr; denn ſie verſprachen ſich vorzugsweiſe von Angriffen gegen die Kaſten und von Controverſen gegen die Lehrſätze der Brahmanen Erfolg. Unter ihren engliſchen Landsleuten waren Manche, die für das Hinduthum geradezu ſchwärmten, und dieſe wurden heftig angegriffen. Ein Herr Job Charnock opferte alljährlich am Todestag ſeiner Frau auf deren Grab einen Hahn. Ein Steuereinnehmer der oſtindiſchen Compagnie, Lionel Place, gab noch größeres Aergerniß. Als in der Stadt Kondſcheweram die Tempel verfielen und die Feſte an Glanz verloren, ſorgte er dafür, daß Alles wieder in guten Stand kam, und verlangte, daß der Staat überall in gleicher Weiſe verfahre. Er ſprach von den Tempelgütern als Church Funds; von der Pagode als einer Kirche, vom Brahmanismus als der Eſtabliſhed Church, von den Hütern und Prieſtern der Idole als Churchwarders. Er belohnte alle Muſikanten, Tanzmädchen, Elephantenführer ꝛc., welche die Götterfeſte in Kondſcheweram verherrlichen halfen, und war beim Volk geehrt und geliebt, während man anderſeits ſein Benehmen abſcheulich fand.

Der Pilgertaxe iſt ſchon oben erwähnt worden. Die Regierung erhob dieſelbe, damit die Tempel in baulichem Zuſtand erhalten werden konnten, und zahlte auch den Prieſtern Jahrgelder. Lord Welleſley erkannte die Verpflichtung dazu an, behielt aber der Regierung eine gewiſſe Aufſicht und Controle vor, ſo daß die Tempelgüter nicht verſchleudert werden konnten; „ſie wollte den Moloch gegen die Betrügereien ſeiner eigenen Diener ſicher ſtellen“. Deswegen ließ ſie die Tempeleinkünfte von ihren Beamten erheben und die Gelder an Prieſter ꝛc. auszahlen; ein Inſpektor mußte dafür ſorgen, daß Alles im Tempel in beſtem Stande war; ſie bezahlte auch Leute, welche dem Volk aus den Puranas, den heiligen Büchern, vorlaſen. So kam es, daß die engliſchen Collectoren beim Volke ſehr beliebt und als deſſen Beſchützer angeſehen wurden.

Seit 1838 aber wurde die Tempelverwaltung, die Erhebung der Abgaben für gottesdienſtliche Zwecke und überhaupt alle Verbindung chriſtlicher Beamten mit dem ganzen Tempelweſen beſeitigt; die öffentliche Meinung in England verlangte, daß die Eingeborenen das Alles ſelbſt zu übernehmen und zu beſorgen hätten. „Der Staat halte fortan mit der Götzendienerei nichts mehr zu ſchaffen. Am 3. Mai 1840 ſtrömten die Pilger tarifrei und in unerhörter Menge nach Puri zum Dſchaggannatha. Die Regimentsmuſikanten durften bei keinem heidniſchen Feſte mehr aufſpielen, Soldaten nicht mehr dabei paradiren. Damit ſind nun viele Leute zufriedengeſtellt, und wenn auch das Chriſtenthum unter den Eingeborenen Indiens kaum nennenswerthe Fortſchritte macht, denn von 240 Millionen ſind noch keine viertel Million Seelen bekehrt, ſo arbeiten doch die Miſſionäre unverdroſſen weiter und haben gute Hoffnung auf Erfolg in der Zukunft. A.

Aus dem Leben des Volkes in China.

Die Herberge zu den Hühnerfedern.

Der Chineſe iſt recht eigentlich ein Vereinsmenſch; er weiß ſehr wohl, daß ſich durch das Zuſammenlegen und Zuſammenwirken vieler einzelnen Kräfte etwas Großes erzielen läßt.

Ueber das ganze weite Reich ſind Genoſſenſchaften mancherlei Art verbreitet, namentlich ſolche für Gewerbs- und Handelszwecke; es gibt Vereine gegen das Glücksſpiel und zur Abwehr von Dieben. Aber wohlthätige Vereine in unſerm europäiſchen Sinne fehlen. Krankenhäuſer zum Beiſpiel hat man nicht gegründet; die höhere Wohlthätigkeit, welcher Theilnahme, Erbarmen, rein menſchliches Mitgefühl zu Grunde liegen, iſt dem ächten Chineſen fremd. Aber, könnte man einwenden, es gibt im Blumenreiche der Mitte doch Brüderſchaften, welche es ſich zur Aufgabe machen, armen Leuten, welche weder Freunde noch Verwandte haben, ein Begräbniß zu geben und die Särge unentgeltlich zu liefern? Gewiß; die Thatſache iſt richtig, aber wie verhält es ſich mit den Beweggründen? Dieſe ſind nicht durch Mitgefühl und Erbarmen eingegeben, ſondern durch Selbſtſucht und Eigennutz. Die Chineſen glauben, daß die Seelen der Abgeſchiedenen in böſe Geiſter verwandelt werden, und daß dieſe ſich ein Vergnügen daraus machen, die Lebendigen zu quälen, z. B. dadurch, daß ſie ihnen Krankheiten bringen oder unangenehme Störungen in Geſchäftsangelegenheiten verurſachen. Nun gibt es, meinen ſie, nur ein einziges Mittel, durch welches man dem Einfluſſe der böſen Geiſter entgegen wirken kann, — man muß ſie begraben, denn die Seelen unbegrabener Menſchen ſind viel ärgere Quälgeiſter, als die, welche man zur Erde beſtattet hat. Deshalb kauft man Särge, und wer zur Brüderſchaft gehört, darf hoffen, daß die böſen Geiſter Rückſicht auf ihn nehmen.

Der Reiche kümmert ſich nicht um den armen Mann, aber dieſer bildet förmliche Genoſſenſchaften, wahre Commanditgeſellſchaften, um die Wohlhabenden nach Kräften auszubeuten.

In dem dichtbevölkerten Reiche bildet die Maſſenarmuth eine entſetzliche Plage und in den großen Städten tritt ſie in wahrhaft grauenerregender Weiſe hervor. Man hielt die Nachrichten, welche früher darüber nach Europa kamen, für übertrieben, wir wiſſen aber jetzt durch eine große Menge unverdächtiger Augenzeugen, daß die Schilderungen noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben ſind. In Peking ſterben täglich Leute

auf der Gasse vor Hungee, gerade so wie in dem christlichen London, wo man die eingeborenen Christen verhungern läßt und Jahr für Jahr hunderttausende von Pfund Sterlingen verausgabt, um in Indien, Afrika oder auf den Inseln der Südsee einige Dutzend Heiden zu taufen. Der Chinese gibt übrigens nicht gerade unwillig ein Almosen, obwohl ihm das Gefühl der Barmherzigkeit mangelt; der Arme oder Kranke erhält von ihm etwas Geld oder Reis, damit er denselben nur recht schnell los werde.

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht befremden, daß Bettler in Myriaden umherströmen. Und was für Bettler!

Pouffielgue, der sich mit den Zuständen in Peking gründlich bekannt gemacht hat, bestätigt Alles, was wir darüber vor 10 Jahren in dem ungemein lebhaft und interessant geschriebenen Werke des Abbé Hue gelesen haben (Wanderungen durch das chinesische Reich. Herausgegeben von Karl Andree; Leipzig, bei Lorck, 1855). Dieser Lazarist hebt hervor, daß jeder Bettler bei seiner Commanditgesellschaft als Aktie eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit einschieße und dieses aus menschlichem Elende bestehende Kapital möglichst vortheilhaft zu verwerthen suche. Die Bettlerarmee zerfällt in Rotten und Bataillone und hat einen vom Staat gesetzlich anerkannten „König der Bettler", der für seine zerlumpte Heerschaar den Behörden verantwortlich ist; sie halten sich zunächst an ihn, wenn etwa Ruhestörungen oder Gewaltthätigkeiten vorfallen. In Peking ist dieser König eine Art von Macht; am bestimmten Tage darf er seine Armee ins Feld führen, und diese bettelnde Heerschaar ist einem verheerenden Insektenschwarme vergleichbar. Sie zieht auf das platte Land hinaus, der König läßt die Vorsteher der Dorfgemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Erlegung einer gewissen Summe mit seinen Leuten abziehen wolle. Das Dorf muß sich loskaufen und Seine Bettelmajestät geht weiter, um in einer andern Gegend dasselbe Spiel von neuem zu treiben. Alles, was eingeht, wird an ihn abgeliefert und er besorgt die Vertheilung.

Auch in Peking selbst erscheinen die Bettler als die allerärgste Plage. Schon am frühen Morgen, sagt Pouffielgue, wird die Stadt überschwemmt mit ganzen Schaaren von Blinden, Buckeligen, Einarmigen, Klumpfüßigen, Gelähmten, Aussätzigen und Epileptischen. Sobald es tagt, verlassen sie die Ställen, welche die Polizei ihnen angewiesen hat, treiben sich dann in den wohlhabenden Quartieren umher und belästigen die Leute; sie bitten, betteln und fordern oft auf eine höchst unverschämte, zudringliche Weise.

Jeder Europäer ist empört und fühlt sich angeekelt über diese Bettlerwirthschaft und gewöhnt sich erst nach und nach an dieselbe. Er macht es wie die wohlhabenden Chinesen, wirft ein paar Münzen hin und geht weiter. Helfen kann er ohnehin nicht. Das Ganze ist ein Chaos von Lumpen, und die abstoßenden oder grotesken Typen treten in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit auf. Da steht ein Zwerg, der höchstens eine Elle hoch ist; er ist fett und seine Haut glänzt; er geht neben einem ganz abgemagerten spindeldürren Riesen. Der Eine wie der Andere trägt einen Rock aus Kameelhaarfilz, der aber unzählige Löcher hat und so schmutzig ist, daß er dem Mongolen, welcher ihn lange als Pferdedecke benutzt hatte, allzu unsauber geworden war. Wer aber weiß, wie schmutzig schon der Mongole ist, kann sich eine Vorstellung von jenem Filzrocke machen. Der Riese sieht mich, bleibt stehen, sperrt seinen großen Mund auf, und um mir anzudeuten, daß er Hunger habe, rafft er etwas Grünzeug aus einem Kehrichthaufen und frißt das! Der Zwerg aber springt und tanzt und macht sich selbst Musik, die in einem zischenden Singsang besteht. Ich gehe weiter und stoße auf einen Mann, der sich stellt, als habe er die fallende Sucht; er rollt und wälzt sich am Boden und macht dazu unglaubliche Verrenkungen. Eine lange Reihe von Blinden wird von einem Einäugigen geführt und versperrt die Straße; fast alle sind Musikanten, und sie geben eine unbeschreibliche Katzenmusik zum Besten. Diese Elenden treiben sich, fast ganz nackt, gerade in den belebtesten Straßen umher, klopfen und klatschen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, mit den Händen auf die Lende und betteln dazu in wimmernden Klagetönen. Sie lassen Bart und Haar lang wachsen. Daß sie Mitglieder der großen communistischen Aktiengesellschaft sind, unterliegt keinem Zweifel. Die Frau des französischen Gesandten Bourboulon nämlich hatte an mehrere Blinden, die sich gleichsam als Stammgäste vor ihrer Thür einfanden, Kleider vertheilen lassen; sie trugen aber dieselben nicht, weil sie dieselben an die Genossenschaft hatten abgeben müssen.

Uebrigens können die chinesischen Bettler mit einer solchen Geschicklichkeit Krankheiten simuliren, daß ihre Brüder gleichen Gelichters in unseren europäischen Mammuthstädten sie um diese Fertigkeit beneiden müssen. Ein Polizeimandarin erzählte, daß es eine wahre Lust sei mit anzusehen, wie flink die Lahmen gehen, die Einarmigen zwei Arme bekommen, die Blinden sehen und die Buckeligen den Buckel verlieren, — wenn sie in ihren Quartieren sind, wo sie sich selber angehören.

Peking zerfällt in zwei Theile, die Mandschustadt und die chinesische Stadt; an der Mauer dieser letztern liegt das Quartier der Bettler, dort liegen ihre armseligen Hütten. An den Thoren, welche zu diesem Bettlerviertel führen, stehen Polizeisoldaten. Abends müssen alle Bettler nach Hause gehen; wer sich Nachts in Peking selbst betreffen läßt, erhält die Bastonade.

Vor dem Tschi hua-Thor, in einer Vorstadt des Mandschuquartiers, befindet sich eine, wenn der Ausdruck für China passend wäre, philanthropische Anstalt, die in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht hat. Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern, welche auf unserm Bilde keineswegs übertrieben dargestellt ist. Zwei große hölzerne Buden oder Schuppen sind aus unbehauenen Balken aufgezimmert, und die Wände bestehen aus Lattenwerk, das man mit Lehm beworfen hat. Der Fußboden ist hart geschlagen wie eine Tenne und mit einer hohen Lage von Hühnerfedern bedeckt. Sobald nun Abends die Feuerglocke läutet, strömen Schaaren von Bettlern nach dieser Herberge, Ki mao fan, um für ein paar Sapeken (der kleinsten Münze) ein weiches Lager in warmen Dunen zu suchen; Männer, Weiber, Kinder, Alt und Jung finden Unterkommen, Jeder macht sich sein Nest zurecht, so gut er eben kann. Sobald der Saal gefüllt ist, lassen die Wärter vermittelst einer mechanischen Vorrichtung eine das ganze Gemach überspannende Filzdecke so weit herunter, daß sie einige Hand hoch über den Schlafgästen hängt. So haben diese doch Luft und Schutz gegen Wind und Regen. Bald aber wird die Hitze drückend, und die Ausdünstung wäre für andere Menschenkinder als die Chinesen geradezu unerträglich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, wie die Polizeisoldaten gegen Abend das Bettelgesindel zusammentreiben, wie dieses dann ein wildes und wirres Durcheinander bildet, der kann sich keine Vorstellung von dem machen, was in der Herberge zu den Hühnerfedern vorgeht. Der matte Strahl einiger Laternen fällt auf die Filzdecke herab, unter der einige hundert Leute liegen, Kranke und Gesunde, Männer und Weiber. Wer unruhig wird, bekommt Prügel mit der Peitsche. Der Europäer, welcher aus dieser Hölle herauskommt, fragt sich, ob das Ganze nicht etwa ein wüster Traum sei.

Abbé Hue, welcher sich solche Ki mao fan auch angesehen hat, bemerkt, daß in der ersten Zeit nach Eröffnung dieser Anstalt die Unternehmer jedem Schlafgast eine kleine Decke geliefert hätten; die chinesischen Communisten nahmen aber die Decken mit. Die Besitzer ersannen dann ein probates Auskunftsmittel, indem sie die große Filzdecke anfertigen ließen, unter welcher alle Schläfer ruhen. Am Tage wird sie an Rollen in

Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.

Digitized by Google

die Höhe gezogen und hängt über den Hühnerfedern wie ein gewaltiger Baldachin. Der Bequemlichkeit und der Lüftung wegen hat man viele Löcher in ihr angebracht, durch welche man wohl auch den Kopf steckt; deshalb wird frühmorgens, wenn die Decke aufgehißt werden soll, der Tamtam geschlagen; er gibt ein Zeichen, daß Jeder seinen Kopf einzuziehen solle, damit er nicht am Hals in die Höhe gezogen werde.

Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.

Der Golf von Gibraltar.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von **Moritz Willkomm.**

„Afrika beginnt jenseits der Pyrenäen", hat ein geistreicher französischer Schriftsteller gesagt. Wenn auch dieser Ausspruch zu viel behauptet, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Spanien und überhaupt die pyrenäische Halbinsel, besonders deren südliche Hälfte, weit mehr Aehnlichkeit mit dem nördlichen Afrika hat, als mit dem übrigen Europa. Diese ganze ungegliederte Landmasse, diese gewaltigen, nackten Hochebenen mit ihren terrassirten, berggekrönten Abhängen, diese schroffen, wilden Felsgebirge, dieser bunte Wechsel von wüstengleichen Einöden und paradiesischen mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gefilden, ja zum Theil selbst die Bewohner und ihre Sitten tragen keinen europäischen Charakter! Wohl aber finden wir ganz dieselbe geographische Gestaltung, dieselben Contraste zwischen der grauenhaftesten Sterilität und der reichsten Feuchtbarkeit, dasselbe Klima und dieselben Sitten in einigen Theilen Nordafrika's, namentlich in Algerien und Marocco wieder, und ein Blick auf die Landkarte genügt, um uns ahnen zu lassen, daß wohl dereinst da, wo gegenwärtig die Straße von Gibraltar Europa von Afrika scheidet, beide Continente im Zusammenhang gestanden haben dürften. Deutet doch schon die schöne Mythe der Hellenen, welche den Herkules auf seiner Reise nach den Gärten der Hesperiden das Meer im fernen Westen verschlossen finden und durch Auseinanderreißung des sich ihm hindernd entgegenstellenden Landes sich gewaltsam einen Weg nach dem Ocean bahnen läßt, darauf hin, daß ursprünglich beide Erdtheile verbunden gewesen und später durch ein gewaltiges Naturereigniß, in Folge dessen die Meerenge von Gibraltar entstand, getrennt worden sind. Es wäre unmöglich, daß die eben erwähnte Mythe, welche die im Alterthum gebräuchlichen Namen, Straße des Herkules und Säulen des Herkules (die Felsen von Gibraltar und Ceuta) veranlaßte, sich hätte bilden können, wären beim Volke nicht Erinnerungen und mündliche Ueberlieferungen von einem dereinst und zwar erst zu einer Zeit, wo das Menschengeschlecht bereits existirte, erfolgten Durchbruch des Mittelländischen Meeres vorhanden gewesen. Ob dieser Durchbruch, der eine gewaltige Anschwellung des Mittelländischen Meeres voraussetzt, im Zusammenhange mit der letzten großen Ueberfluthung der Erde, der sogenannten Sündfluth, von welcher die Mythen vieler Völker erzählen, gestanden habe oder nicht, das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; daß aber eine gewaltsame Zerreißung der beide Continente verbindenden Landenge wirklich vorgekommen sein muß, davon wird sich Jeder überzeugen, welcher nur einmal durch die Straße von Gibraltar gesegelt ist (und Schreiber dieses hat sie zweimal passirt) und die Gestaltung beider Ufer aufmerksam beobachtet hat. In der That ist die Aehnlichkeit der europäischen und afrikanischen Küste bezüglich der Form der Gestade und Berge, welche beiderseits in schroff abgeschnittenen Felswänden zum Meer abstürzen, überraschend; längs beiden Ufern sind Klippen und Untiefen als ewige Zeugen der gewaltsamen Zertrümmerung des Landes umhergestreut, und hüben wie drüben schmückt dasselbe Laubholz die sanfteren Abhänge der Berge. Endlich hat die wissenschaftliche Forschung den Beweis geliefert, daß hier eine gewaltsame Zerreißung des Landes stattgefunden hat, denn sowohl die Gesteinsformationen als die Pflanzendecke beider Ufer sind identisch.

Die Gestade der Meerenge von Gibraltar gehören unstreitig zu den schönsten Gegenden der Erde. Ich kenne nur die spanische Küste, da es mir nicht vergönnt war, den Boden Afrika's zu betreten. Erstere ist größtentheils mit einem hohen, wildromantischen, prächtig bewaldeten Sandsteingebirge bedeckt, welches die vielfach zerrissenen Ufer von Tarifa an bis Algerien mit malerischen Felsen umgürtet. Wo diese Steilküste aufhört, beginnt der reizende Golf von Gibraltar, von welchem unser Stahlstich ein getreues Bild aus der Vogelschau darbietet.

Es war am Nachmittage des Osterfonnabends 1845, als ich auf meiner Reise von Cadiz nach Algeciras auf den Kamm der Sierra de Palma, wie die höchste Kette des erwähnten Sandsteingebirges heißt, gelangte. Das genannte Gebirge, dessen höchste Kuppen von nackten Gerölle überschüttet sind oder von steilen, kahlen Felsmassen gebildet werden, ist von zahllosen Schluchten und Gründen, über deren steil geneigte Sohle muntere, klare Bäche dinabtoben, zerrissen und an seinen Hängen, besonders dem westlichen, mit einem über alle Beschreibung prachtvollen Laubwalde bedeckt. Zusammensetzung des Landes, Pflanzendecke und Klima erinnern an die gepriesenen Lorbeerwälder der Canarischen Inseln. Uralte, phantastisch geformte Korkeichen von riesenhafter Größe, von den Wurzeln an bis zu den höchsten Aesten mit üppigen Büscheln des zierlichen Canariensterns (Dorcilia canariensis) und anderen Farrnkräutern geschmückt und mit rothen, gelben und weißen Bartflechten auf das Malerischste behängt, hohe, wilde Oelbäume und die portugiesische Galläpfeleiche verschlingen ihre reichbeblätterten Zweige zu einem dichten Lauddache, durch welches die Strahlen der Sonne kaum hindurchzudringen vermögen. An den Ufern der rauschenden Bäche erheben sich schlanke Lorbeerbäume, welche damals eben in voller Blüthe standen und den ganzen Wald mit ihrem würzigen Arom erfüllten, hoch über klaftenhohe mit fußlangen, glänzend grünen Lederblättern und großen Bouquets carmoisinrother Blumen geschmückte Büsche pontischer Alpenrosen, welche im Verein mit Steinlorbeer, Oleander und Pistazien die Ufer schmücken. Verschiedene, meist immergrüne Straucharten, so wie zahllose, schönblühende Cisten sprossen aus der schwarzen, lockern Lauberde oder aus den mit Farrn oder Moos überdeckten Leichen umgestürzter, modernder Baumstämme hervor, und eine warme, feuchte Atmosphäre erfüllt den ganzen Wald, in welchem man lebhaft empfindet, daß man sich innerhalb der subtropischen Zone befinde. Der Kamm des Gebirges entbehrt dieser prächtigen Walddecke, ist aber dennoch nicht kahl,

Digitized by Google

Digitized by Google

ſondern mit niedrigem Geſträuch überzogen, welches damals in den bunteſten Farben blühte. Wegen der faſt auf allen Seiten emporragenden höheren Kuppen des Gebirges hat man hier keine Ausſicht, und ich ahnte deshalb nicht, daß ich mich bereits in unmittelbarer Nähe des Gotſs befände. Bald ſenkte ſich der Weg in einen der wilden Felsgründe des Oſtabhanges hinab, und von neuem nahm mich der wundervolle, öden geſchilderte Laubwald in ſeinen feuchten Schatten auf. Doch fehlten hier die ſchönen Lorbeerbäume. Dafür waren die Teiche mit rieſigen Sträuchern der baumartigen Haide, deren weiße Blüthen fußlange Sträuße bildeten, eingefaßt. Schon rüſtete ſich die Sonne zum Untergange, als ich auf ein kleines, vorſpringendes Felsplateau gelangte, welches die Plaza alta genannt wird. Nicht wenig war ich überraſcht, als ich, hinter den letzten Felszacken hervortretend, auf einmal den ganzen Gotſ von Gibraltar mit ſeinen reizenden Ufern vor mir liegen ſah. Gerade zu meinen Füßen breitete ſich ein welliges, von blühendem Geſträuch bedecktes Hügelland aus, auf deſſen üppigem Grün, dicht am Saume des prächtig blauen, faſt halbkreisförmigen Gotſs die weißen Häuſerreihen von Algeciras und die langen Bogenreihen des dieſe Stadt mit Trinkwaſſer verſorgenden Aquäduktes hervorſchimmerten. Zwei Silberbändern vergleichbar ſchlängeln ſich die beiden Flüſſe Palmones und Guadarranque durch ein weites, reichbebautes Thal dem Gotſ entgegen, in deſſen hinterſten Theil ſie ſich ergießen; öſtlich davon liegt die Stadt San Roque mit einem grünen, rebenbedeckten Hügel, am Fuße des ſchöngeformten Berges Almaraime, hinter dem die zerriſſenen Felſenhäupter der duftig blauen, von der untergehenden Sonne roſig angehauchten Gebirge von Ronda emporſteigen, und gerade gegenüber erglänzten die Fenſter der grell beleuchteten Häuſermaſſe von Gibraltar am Fuße des gewaltigen, einer ſchlummernden Sphinx vergleichbaren Felſens, welcher wie der entferntere, ähnlich geſtaltete Felſen, der die ſpaniſche Stadt und Feſtung Ceuta trägt, mit ſeinem Nacken tief mitten im Meer zu ſchwimmen ſcheint. Zwiſchen den beiden Säulen des Herkules hindurch ſieht man weit hinaus in das Mittelländiſche Meer, welches noch über den Gibraltarfelſen emporragt und im fernen Südoſten von dem mit dem Blau des Himmels verſchwimmenden Nebelſtreif der afrikaniſchen Küſte umſäumt erſcheint. Eine große Anzahl von Segeln bedeckte gleich einem zerſtreuten Taubenſchwarm die azurne Fläche des Gotſes, eine lautloſe Stille beherſchte in der ganzen, von der durchſichtig blauen Kuppel des afrikaniſchen Himmels überſpannten Landſchaft, und der Kanonendonner eines die ſtolze Veſte der Engländer ſalutirenden Kriegsdampfers dröhnte dumpf zu meinem erhabenen Standorte empor. Nachdem ich ſchnell in flüchtigen Zügen das prächtige Gemälde ſkizzirt hatte, eilte ich, auf dem ſteil abfallenden Pfade in das blumige Hügelland hinabzukommen, denn ſchon warfen die Strahlen der ſcheidenden Sonne ihre letzten Abſchiedsküſſe den Säulen des Herkules zu. Bald ging der Mond auf und beleuchtete den weiten Golf und den majeſtätiſchen, ſich immer höher emporthürmenden Gibraltarfelſen auf das Zauberiſchſte. Düſter, faſt geſpenſtiſch, ein finſterer Wall, begrenzte im Süden die nahe afrikaniſche Küſte den glitzernden Waſſerſpiegel, während die übrigen Umgebungen des Golfs in weiches Silberlicht getaucht erſchienen. Sanft tiſchte die Brandung an dem nicht mehr fernen Ufer, aus deſſen zerſtreuten Fiſcherhütten dann und wann heitere Guitarrenklänge ertönten. Eine Frühlingsmondnacht am Gotf von Gibraltar gehört zu den ſchönſten Naturgenüſſen auf Erden! —

Neue Bücher.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugſch. Berlin 1864. Verlag von Werner Große.

Wir in Deutſchland haben wenige Schriftſteller, welche darſtellende Abhandlungen ſchreiben können; im Allgemeinen fehlt uns das, was die Engländer als „Eſſay" bezeichnen, und die Art, in welcher die franzöſiſchen Neuen wiſſenſchaftliche Gegenſtände in einer den gebildeten Menſchen anſprechenden Weiſe erörtern. Es iſt eine leidige Wahrheit, daß auch heute noch viele unſerer Gelehrten ſchlecht ſchreiben, daß ſie der Aeſthetik den Rücken kehren und von Anmuth der Form, von klarem, durchſichtigem Styl keinen Begriff haben. Deswegen kehrt ihnen denn auch mit vollem Rechte das gebildete Publikum den Rücken und läßt ſie unbeachtet, und ihre Bücher oder Abhandlungen finden einen äußerſt beſchränkten Leſerkreis, während ſie, bei einer nur leidlich anſprechenden Darſtellung, eine viel allgemeinere Theilnahme finden und weit mehr nützen würden.

Unter dieſen Umſtänden iſt es erfreulich, daß wir bei uns eine andere Form haben, wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſo zu behandeln, daß auch der Nichtgelehrte von ihnen ſich angezogen fühlt, ſeine Anſchauungen erweitert und in anziehender Weiſe belehrt wird. Wir meinen jene Form, welche für öffentliche Vorträge maßgebend geworden iſt. Die Münchener leiſten in dieſer Beziehung Vortreffliches; die gelehrten Herren wenden ſich an ein größeres Publikum, und es iſt dabei ein Haupterforderniß, daß ſie einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand klar und anſprechend behandeln. Auch in Berlin, wo es aber heute nach faſſirte Profeſſoren gibt, welche von dem beſchränkten Dünkelwahn umſtrickt ſind, daß ein richtiger Gelehrter ſich etwas vergebe und von ſeinem Schulnimbus viel einbüße, wenn er in ſeiner Darſtellung Geſchmack zeige, — auch in Berlin, ſagen wir, haben Gelehrte erſten Ranges den Muth gehabt, allgemein verſtändlich und anmuthig zu reden und zu ſchreiben.

Zu dieſen gehört Herr Brugſch, ſo weit ſein „Aus dem Orient" in Frage kommt. Er iſt bekanntlich einer der größten Aegyptologen, und mit wahrer Freude laſen wir jüngſt die Nachricht, daß die preußiſche Regierung etwas gethan hat, was bei ihr nicht ſehr oft der Fall iſt, nämlich einen glücklichen Griff, indem ſie Herrn Brugſch zum Conſul in Kairo ernannte. Dort iſt er recht in ſeinem wahren Elemente, und wir dürfen mit Zuverſicht hoffen, daß er der Wiſſenſchaft großen Nutzen bringen werde.

Die erſte Abtheilung des Werks enthält ägyptiſche Reiſeerinnerungen: ein Tag und eine Nacht in Kairo; das Nilboot, und eine Wüſtenreiſe. Sie ſind nicht in der geſteigerten Stimmung geſchrieben und tragen nicht die glühende Färbung, wie z. B. die „Nile notes" des Hadſchi Curtis, aber die Schilderungen ſind lebhaft, und wir wandern gern in Aegypten an der Hand

*) Wir werden regelmäßig intereſſante neue Werke aus dem Gebiete der Geographie und Ethnologie beſprechen, in einer der nächſten Nummern z. B. Scherzers „Aus dem Natur und dem Völkerleben des tropiſchen Amerika", Werner Munzingers Oſtafrikaniſche Studien und andere mehr.

R.

eines ſo durchaus kundigen und freundlichen Führers. Als Probe der Behandlung geben wir einige Stellen über das Leben und Treiben in Kairo. Der Gegenſtand iſt oft behandelt worden, und eine meiſterhafte Darſtellung hat vor einigen Jahren Richard Burton in den erſten Kapiteln ſeiner Reiſe nach Mekka und Medina gegeben, aber auch Herrn Brugſch folgen wir auf ſeinen Wanderungen mit großem Vergnügen.

Das Leben in den engen Gaſſen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meiſtentheils mit einem Schirme ausgeſpannter Tücher und Holzdecken überdacht ſind, die alle Gegenſtände in ein ſeltſames Halbdunkel hüllen, beginnt allmälig jenen Anſtrich zu gewinnen, der auf den reiſenden Abendländer unüberwindlichen Reiz ausübt. Die Läden, eigentlich große, viereckige, kaſtenartige Löcher, die an den Wänden der Häuſer in dichten Reihen neben einander fortlaufen, öffnen ſich; der Kaufmann, ſeine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kiſſen am vorderſten Eſtrich ſeiner Bude. Seine Waaren, die in buntem Wirrwarr im Hintergrunde derſelben aufgeſtellt ſind, müſſen den Käufer ſelber locken. Der Beſitzer preiſt ſie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkſtätte die Handwerker, ſich der einfachſten Inſtrumente bedienend, wobei die Füße und Zehen eben ſo flink und geſchickt mitarbeiten, als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geſchicklichkeit und Beweglichkeit ſind.

Hier ſteigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein (wie man ſagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voranſetzend, denn er iſt der geehrtere, gerade ſo wie die rechte Hand. „Friede ſei über Dir“ ſagt er zum Gruße dem Meiſter, der ihm ſein, „und über Dir der Friede“ ſchnell und zuvorkommend als Gegengruß erwiedert. Der ſchön gewundene Turban wird vom Haupte genommen, Kopf und Geſicht werden eingeſeift und beides wird ſo rein geſchoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein ſichtbar iſt. Mit beinahe geckenhaftem Wohlgefallen betrachtet der Geſchorene in dem runden Metall- oder Glasſpiegel mit Perlmutter-Einfaſſung ſeinen weiß leuchtenden Schädel und verläßt mit derſelben Befriedigung die ſchmutzige Stube des noch ſchmutzigern Barbiers, als der feine pariſer Stutzer das Boudoir eines renommirten pariſer Haarkünſtlers. Nun kommt jener Andere an die Reihe, welcher dem vorigen in die Bude nachgeſtiegen und durch ſeinen papageigrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif, gekennzeichnet iſt. Die kalte Morgenluft hat ihn zum Niesen gereizt. „Gott Lob“, ruft er aus, „Gott erbarme ſich Eurer“, rufen ihm die Anweſenden zu. „Gott führe uns und führe Euch!“ erwiedert der Angeredete nach herkömmlicher Weiſe. Der Kairenſer iſt von einer auffallenden, faſt läſtigen Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, die bei der geringſten Veranlaſſung in hergebrachter Weiſe ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte die Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die ſich wie Schlag und Gegenſchlag zu einander verhalten und höchſtens durch die Seltſamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden ſie eine höchſt läſtige Beigabe einer jeden Unterhaltung, die ohne ſie, vom Gruß bis zum Abſchied hin, gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, kauft ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und heckt ſich nieder, um ſeine Mahlzeit im Namen Gottes des Allerbarmers und des Barmherzigen zu beginnen, mit einem Gott ſei Lob und Preis zu ſchließen; hier erhandeln verſchleierte Frauen das Kohol und Henna, um ſich die Augenränder ſchwarz und Hände und Füße drannroth zu färben. Vor jener Schreibebude läßt ſich ein reicher Araber Amulette gegen den böſen Blick für ſich oder ſein Pferd oder ſeinen Eſel ſchreiben, und die ernſte Miene des Schreibers gibt ein Zeugniß, daß es inhaltsſchwere Worte ſind, die er zu Papiere bringt.

Das Kaufen iſt ein eben ſo umſtändliches als langweiliges Geſchäft. Der Kairenſer fordert zehnmal mehr, als die Sache, deren Aechtheit oftmals zweifelhafter Natur iſt, Werth beſitzt. Erladet den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm ſeine Pfeife, präſentirt den unvermeidlichen Kaffee, der von ſeinem Knaben aus dem nächſten Kaffeehauſe herbeigeholt wird, und mit einer Fülle blumenreicher Redensarten beginnt das eigentliche Geſchäft, das im glücklichſten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Geſpräche als der Kauf in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerkſamkeit des Kaufenden abzulenken, einigt man ſich endlich, nachdem ſehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten iſt. Zur ſchlimmſten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kaufluſtigen den verlangten Gegenſtand ſogleich mit den Worten anbieten: Nimm ihn als ein Geſchenk! Man iſt ſicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Nachdem der Kauf abgeſchloſſen und der Preis gezahlt iſt, ſo erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geſchenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geſchäftlichen Lebens in Kairo bildet der ſogenannte Khan Khatil, ein beſonderes Viertel mit einer Hauptſtraße und vielen engen Nebengaſſen, die von langen Reihen neben einander liegender Buden der Kaufleute und Handwerker gebildet ſind. Die Handwerker ſitzen gildenweiſe zuſammen. Da gibt es einen Schuſtermarkt, wo die Schuſter emſig an den gelben und rothen Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Fruchthändler, der Zuckerbäcker, der Pfeifenhändler, der Steinſchneider und Schleifer, der Juwelire, der Seidenhändler und Waffenſchmiede, der Teppichhändler und wie ſie alle heißen mögen.

Das angenehmſte Kanzleetel iſt der Suk-el-rich oder der Markt des Duftes, woſelbſt alle Wohlgerüche Arabiens und des Südens ächt und verfälſcht zum Kaufe ausgeboten werden. Selbſt ein Blinder findet dieſen Markt des Duftes leicht, da der ſtarke Geruch ſtraßenweit zu merken iſt.

Die Handwerker arbeiten emſig, die Kaufleute dagegen verrauchen den ganzen langen Tag, ſpeechen mit ihren Nachbarn und den Käufern und erheben ſich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den beſtimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlaſſen ſie auf einige Zeit ihren Laden, ſo hängen ſie ein Netz, aus dünnen Fäden geſtrickt, davor auf, und kein loſer Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutaſten. Die Inſchriften auf Papier, mit welchen die Läden der meiſten kairenſer Buden verſehen ſind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuthen ſtände, die Firma des Kaufmanns, ſondern nur fromme Sprüche oder das mohammedaniſche Glaubensbekenntniß. Hier lieſt man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt“, dort: „Beiſtand von Gott und ein ſchneller Sieg“, „bringe du gute Nachrichten den Gläubigen“, dort wiederum die Anrufung an Gott; „O du Oeffner, o du Weiſer, o du Abhelfer unſerer Bedürfniſſe, o du Gütiger.“ Dieſelben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn ſie des Morgens, nach dem erſten Gebete, ihre Buden öffnen.

Vor einem Korbe ſüßer Apfelſinen ſitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunkleide bedeckte Frau, das Geſicht iſt mit Dak grün bemalt, und die Augenränder ſind mit Kohol ſchwarz gefärbt, dabei trägt ſie einen großen Ring in der Naſe, bunte Ketten um den Hals, und mehrere große ſilberne Ringe an den rothbraun tätowirten Fingern. Kokett zieht ſie bei unſerm Anblick den Kopfzipfel ihres Kleides über das halbe Geſicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den böſen Blick unſers fränkiſchen Auges fürchtend, ruft uns aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Apfelſinen, Honig.“ Dort ſchleppt ſich in gebückter Stellung und mit einem Rocke bekleidet, der aus einigen Ziegenhäuten zuſammengenäht iſt, und auf den Schultern einen ſchweren Ziegenſchlauch voll Waſſers

Digitized by Google

tragend, der arme Waſſerträger einher. Ee bietet das Waſſee mit den Worten „möge Gott mie Erſatz geben“ zum Kauf an. Da werden uns Roſenſträußchen mit dem Rufe hingehalten: „die Roſe war ein Dorn; vom Schweiße des Propheten iſt er aufgeblüht.“ Doet ſteht eine ägyptiſche Dame in ihrem ſchwaezſeidenen Ueberwurfe, den weißen Schleier voe dem Geſicht, aus dem die ſchwarzen, feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchdohren ſcheinen. Ihee ſchwaze Dienerin begleitet ſie; ſie iſt ſchneeweiß gekleidet, wie ihre Herrin ſchwarz. Da nähert ſich ihnen ein kleines Mädchen, Hennablumen anbietend, mit dem Zueufe „o meine Gebieterin! Düfte des Paeadieſes, o Blumen der Henna“, und Beide kaufen von den wohlriechenden Blumen. Der Mann doet mit ſeinem Koebe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!“ das iſt ein ſchlimmer Geſell, da er die Kinder und Dienſtboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hauſe zu ſtehlen und dieſelben gegen ſeine Waaee umzuſetzen. Eine Art von Gemüſe, Tiemus genannt, bieten ſie mil den Worten aus „o wie ſüß das kleine Söhnchen des Fluſſes“, die Citeonen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache ſie leicht, o Citronen!“ und die geröſteten Kerne einer Art Waſſermelone mil dem Scheei: „O Tröſter deſſen, dee in Noth, o Kerne!“

Leute aller Teachten und aller Zungen, in ruhiger und in dee lebhafteſten Stimmung, geben das vollſtändige Bild eines Karnevals, dee tagtäglich die Hauptſtraßen Kairo's durchwogt. Dort kommt geavitätiſch, ſeinen langen, weißen Baet behäbig ſtreichend, ein türkiſcher Bey geritten, wäheend der neben ihm laufende Dienee, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Thieres gelegt hat. Dee Schritt ſeines Pferdes, das ein blutrothes mit Gold geſticktes und mit Teaddeln behängtes Zaum- und Satteizeug bedeckt, iſt eben ſo langſam, wie der Gedanke ſeines Herrn. Schnell zu eeiten, hält der vornehme Türke für unziemlich und ſeinem Range unangemeſſen. „O du Sohn des Hundes!“ dannert er einem armen Araber entgegen, dee im Voebeigehen ſein Kleid geſtreift hat und ſcheu und ſchüchtern in dee Menge verſchwindet. Da taucht neben ihm wie ein Geiſt ein langgelocktee, hagerer Menſch auf; ſein Kleid iſt aus tauſend bunten Flicken zuſammengeſetzt, ſein Kopf iſt von einer Art Schellenkappe bedeckt, ſein Auge iſt iere; ſeine nageren Hände erhebend, bettelt er um ein Almoſen. Das iſt ein Beerückter ode Heiliger der geehrten Stadt Kairo. Die Bereückten werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Perſonen angeſehen, da, ihrer Meinung nach, dieſelben von Gott dadurch beſonders bevorzugt ſeien, daß ihe Geiſt bereits im Himmel weile, wäheend ihe gröberer Theil ſich hier auf Erden unter ſterblichen Menſchen befinde. Sie düefen die ärgſten Handlungen ungeſtraft begehen und werden mit dee bewunderungswürdigſten Geduld geführt und geleitet. Dee feine aradiſche Effendi in ſeiner kleidſamen Mameluckentracht bildet hier in Kairo den Löwen der aeabiſchen Geſellſchaft. Er kleidet ſich mit einer gewiſſen Eleganz, die freilich darin nie etwas Anſtößiges findet, daß aus einer goldgeſtickten eothen Jacke dee Ellendogen hervorſieht oder die Schuhe ziemlich ſichtbar zeeplatzt ſind. Er begrüßt den koptiſchen Moallim oder Schreibee der Regierung, deſſen bleiches, rundes Geſicht, noch mehr aber der lange Kaftan von blauem Tuche, dee dichtgewundene ſchwarze Turban und das meſſingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Aegypter verräth. Nicht den beſten Theil der kaieenſee Bevölkerung bildet jenee türkiſche Polizeiſoldat, den ſeine Tracht, die griechiſche Fuſianella und die griechiſche geſtickte Jacke, ſofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arſenal ſilbeideſchlagenee Piſtolen, Dolche und Meſſer ſteckt in ſeinem Gürtel, über der Schulter hängt das lange Gewehe, und in der Hand ſchwingt ee drohend den Knebalſch. Ein ungeheurer Schnurrbaet giebt ſeinem verſchmitzten Geſichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renommirten Räubeeſchaae. Dieſe furchtbaeen Konſtablee Kairo's haben die ſaubere Lebensregel, jeden rechtmäßig odee unrechtmäßig erworbenen Piaſter ſoſoel an den Mann zu bringen, da man nicht wiſſen könne, ob man nnd wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwiſch dort, mit dem geünen Kaftan, bezeugt die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, welche ee kokettiend hin und hee bewegt, den perſiſchen Urſprung; ſein ägyptiſcher Kollege dagegen ſcheeitet in dem lumpigſten Koſtüm hintee ihm her und ſchwingt die hölzerne Eßſchüſſel und den Löffel als die beſonderen Zeichen ſeiner Würde. Ihm zunächſt wandelt ein deutſcher Handwerksburſch, den rothen türkiſchen Fez ſchräg auf das blonde Haae geſetzt, um jene Ecke in die enge Steaße eindiegend, wo er um weniges Geld in einee italieniſchen Locanda ſein Zelt aufgeſchlagen hat. Heulend und bellend ſtürzen die Hunde des Viertels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten ſie nach ſeinee Paßkarte fragen. Ein Wuef mit Steinen vertreibt adee die ungehobelten Gäſte. Da kommen ein Paar ſonuengebeäunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In maleriſcher Weiſe ſchlingt ſich das kameelhärene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum ſichtbae lngen die kleinen Augen in die Menge hinein, duech welche ſich die Pferde ſichee hindnechzuwinden wiſſen. Zwei aeabiſche Frauen folgen ihnen auf ihree Fährte. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf dee Schultee, das, rittlings ſitend, nach orientaliſchee Weiſe ſich an den Kopf der Muttee ſtützend, das Gleichgewichl ſelber zu halten weiß. Beide Weibee eeden mit aufgehobenen Händen, die ſie häufig zuſammenſchlagen, auf das Eifrigſte mit einandee. Sie gehören dem Harem jener edlen Rittee an, denen ſie als getreue Ehefrauen den weiten Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müſſen. Hier, gegenüber dem kleinen ſchlechten Hauſe, in welchem eine Araberin mit lautem Geräuſche die Handmühle dreht, verſtopft plötzlich ein Haufen von Ballen und Steinen den Weg. Man baut ein Haus, die Kinder und Frauen müſſen dabei Handlangerdienſte leiſten, während die Männer das eigentliche Geſchäft dee Mauer verrichten. Im Takte ſingend, trägt das ſchwache Geſchlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufſeher, welcher gemächlich ſeine Pfeife eauchl, treibt ſie zeitweiſe mil Stockſchlägen zum ſchnellern Laufen an. Scherzweiſe ruft der vornehme Türke, deſſen Maulthier von einem großen, centnerſchweren Blocke im Laufe gehemmt iſt, einem Mädchen zu: „O meine Tochtee, trage mir dieſen Stein foet!“ Als geborene Kaieenſerin erwiedert ſie mit ſchnellem Witze: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur ſei ſei ſo gütig, mir den Stein auf den Rücken zu legen.“ Da kommt uns ein langer Zug verhüllter, berittenee Feauen entgegen. Rittlings auf ihren hochgeſattelten Eſeln ſitend, folgen ſie eine der andern. Diener begleiten ſie, die Kinder teagend, und ein ſchwaezer, fettleibiger, wohldewaffneter Eunnch in reichem, geſticktem Koſtüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Haeem eines vornehmen Kaireuſers wird ausgeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Beſuch abzuſtatten, die einzige Unterhaltung, welche den Feauen gegenſeitig geſtattet wied. Malleſer, Griechen, Armenier, Kurden, Juden, Syrer, Arabee aus Mekka, dazwiſchen Europäer aus aller Heeren Ländern deängen ſich in buntem Gemiſch durcheinander, jeder ſeinem Geſchäfte nachgehend, das er ſicher mit dem landesüblichen Stoßſeufzer eines „So Gott will“ beginnt.

Von nicht geringem Intereſſe iſt in der zweiten Abtheilung das „Altägyptiſche Mäechen“, welches uns in die Tage zurück führt, da voe 32 Jahrhunderten zu Theben, der hunderthorigen, Glanz und Peacht in den gewaltigen Tempeln und Königswohnungen heerſchte, wo Pharaoh Ramſes Miamun Hof hielt, umgeben von den Königskindern und von den Mächtigen ſeines Reiches. Aber er war auch umgeben von einem Kreiſe geiſtig hervoeagendee Männer, von einem Collegium der Hieeogeammaten, Dichter und Lileeaten. Was manche derſelben geſchrieben, iſt auf ſplitterigen Papyrusrollen, welche

man bei geplünderten Mumien und in Särgen findet, getreulich aufbewahrt werden. So auch ein Mährchen, mit welchem der große König erfreut wurde. Im Jahre 1852 kaufte eine londoner Dame, Frau d'Orbiney, in Italien einen schöngeschriebenen alten Papyrus, dessen seltsame Schriftzüge neunzehn Seiten erfüllten. Diese hat nun Meister Brugsch entziffert. Die alten Aegypter zählten das Mährchen zu den besten Gattungen ihrer Literatur, dem am Schlusse Folgendes beigefügt ist: „Für so gut befunden, um beigesellt zu werden dem Namen der pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu, Hoey und Meermapu. Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Anuana, dem Besitzer dieser Rolle. Möge der Gott Thoth alle Worte, welche in diese Rolle enthalten sind, vor Untergang bewahren."

Dieser Wunsch ist erfüllt worden. Sprache und Ausdruck dieses ältesten aller Mährchen erinnern lebhaft an die biblische Einfachheit in Wort und Gedanken; auch sind die vielen Wiederholungen nicht ausgeschlossen. Man sieht, wie sehr Moses von ägyptischen Einwirkungen durchdrungen war. In Bezug auf das Mährchen selbst verweisen wir auf das Buch und wollen nur eine Stelle herausheben, um den Styl zu kennzeichnen: „Und der König sendete Leute aus, viele Krieger zu Fuß und zu Roß, um sie (ein junges schönes Weib) von neuem zu holen. Und es war auch ein Weib unter ihnen. Dieser gab man alle Arten herrlichen Frauenschmuckwerks in die Hand. Da kam das Weib nach Aegypten mit ihr, und es war großer Jubel ihretwegen im ganzen Lande. Und der König liebte sie gar sehr und erhob sie zur Großschönheit. Und man redete ihr zu, auf daß sie offenbaren solle die Geschichte ihres Mannes. Da sprach sie zum Könige: „Laß den Sebeendaum abschneiden, damit er vernichtet werde" ꝛc. Hier haben wir denselben Styl, wie in den ältesten jüdischen Urkunden.

In dem Vortrage: „Moses und die Steindenkmäler" weist Brugsch den Zusammenhang nach zwischen den mosaischen Urkunden und den noch erhaltenen ägyptischen Ueberresten. Ich könnte mich, sagt er, selbst bis zum Wunder des wassergebenden Felsens im Horeb versteigen und den Nachweis führen, wie bereits die Denkmäler des alten Aegyptens einzelnen ihrer Könige, darunter auch dem Pharaoh des Druckes, Ramses dem Zweiten, die Wundergabe zuschreiben, auf ihren Befehl dem Felsen Wasser zu entlocken; ich könnte auch die monumentalen Beweise liefern, daß sich ein gut Theil von Namen in der Verwandtschaft des Moses und unter den Leviten in ägyptischer Schreibung auf altägyptischen Denkmälern vorfinden ꝛc.

Sehr klar schildert Brugsch, als Ergebniß der neuesten monumentalen Forschung, daß die Zeit zwischen dem Einzug und dem Auszug der Kinder Israel in und aus Aegypten von einer der Glanzepochen der Geschichte des Pharaonenreiches erfüllt wird, der Epoche der 18. Dynastie thebanischer Könige. Nachdem viele Herrschergeschlechter das Scepter geführt, brachen plötzlich viehzüchtende Wanderstämme semitischen Ursprungs vom Osten her über die Landenge von Suez her in Aegypten ein und nahmen das östliche Deltaland in Besitz, eroberten das ganze Unterägypten bis Memphis und legten den Königen einen Tribut auf. Länger als 500 Jahre trugen die Aegypter den Druck dieser Amu, d. h. Ochsenhirten, oder Aadu, der Verhaßten, der Frevler, deren Hauptstadt Tanis war, und wo ihre Könige die Form der ägyptischen Hofhaltung annahmen, im Styl der Aegypter bauten und sich selbst der ägyptischen Schriftzeichen zur inschriftlichen Ausschmückung ihrer Denkmäler bedienten.

Später wurden sie vertrieben und es begann wieder eine Glanzperiode in der ägyptischen Geschichte, denn die Könige drangen erobernd bis an den Euphrat und Tigris vor und errichteten Siegessäulen an den Grenzen Armeniens, da „wo der Himmel auf seinen vier Stützen ruht." Die 19. Dynastie blühte um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, und Ramses der Zweite, der die Ochsenhirten bekämpfte, war der „Pharaoh des Druckes". Unter dessen Regierung wurde der Jude Moses geboren, und die geschichtlichen biblischen Angaben treffen mit jenen der ägyptischen Denkmäler zusammen. Wir wollen hervorheben, daß dieses Königs Ramses eigenes kolossales Sitzbild in dem Säulenhofe des Museums zu Berlin, linker Hand, aufgestellt ist. Es war von ihm selber dem Baaltempel zu Tanis geweiht und vor dessen Eingang aufgestellt. „Dieser Koloß ist ein Zeitgenosse des Moses, der sicherlich einst seinen Blick auf dieses Denkmal gerichtet hat; denn die Schrift gedenkt ausdrücklich der Stadt Zoan Tanis als des Ortes, an welchem Moses seine Wunder vor Pharaoh auf Geheiß des Allerhöchsten verrichtet habe."

In dem Vortrag: „Was sich die Steine erzählen" wirft Brugsch einen Blick auf die altpersischen Inschriften und auf manche ägyptische Monumente, und in der letzten Abhandlung: „Germanen und Perser" erhalten wir Schlaglichter, welche uns manche Aehnlichkeiten zwischen beiden Völkern in alten und neuen Tagen erkennen lassen. Auch diese Abhandlungen regen an, belehren und lesen sich vortrefflich.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen nach Afrika. Am 11. September sind zwei Mitglieder des Vereins für Erdkunde in Dresden, Graf Karl von Krockow-Wickerode und Herr Casanova, nach Afrika abgereist. Sie werden über Suez nach Dschidda in Arabien reisen, von dort nach Suakim hinüberschiffen, durch das Land der Habendoa-Araber nach Kassalah, der Hauptstadt der Provinz Talka, und am Blauen Nil hinauf bis an die Grenze Abessiniens gehen; sie hoffen bis Gallabat zu kommen. Graf Krockow wird sich vorzugsweise mit der Jagd und ethnologischen Beobachtungen beschäftigen, Herr Casanova, der schon drei oder vier Mal in jenen Gegenden war, will auch diesmal eine große Sammlung von Thieren sich zu verschaffen suchen. Er hat zu diesem Zweck Aufträge von vielen zoologischen Gärten, welche durch ihn früher schon manche werthvolle Bereicherung erhalten haben.

Den Rückweg gedenken die Reisenden über Chartum zu nehmen, von woher im August ungünstige Nachrichten in Aegypten eingelaufen sind. Wir finden in der Times vom 7. November einen Brief aus Alexandria vom 29. August mit der Angabe, daß im Binnenlande das Reisen jetzt sehr gefährlich sei. „Einige Europäer und auch andere Leute sind in der jüngsten Zeit selbst in der Nähe von Chartum überfallen worden, was früher niemals vorgekommen ist, und Gewaltthaten werden in vielen Gegenden verübt. Die ägyptische Regierung hat im Sudan nicht weniger als 17,000 Mann Truppen und will kräftig eingreifen, um dem Unfuge zu steuern."

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß allen Verboten zum Trotz chartumer Kaufleute auf dem Weißen Nil in sehr ausgedehnter Weise Sklavenhandel treiben. Jüngst

hat nun die Regierung kräftig eingegriffen. Alle den Strom herabkommenden Boote wurden aufgefangen und genau untersucht. Fast in allen fand man Sklaven, und deshalb wurden alle an Bord befindlichen Waaren, darunter eine große Menge Elfenbein, confiscirt. Das ist ein harter Schlag für die chartumer Kaufleute, da wohl vier Fünftel des gesammten Kapitals jener Stadt in Expeditionen nach dem Weißen Nil angelegt sind; aber die Strafe ist eine wohlverdiente. Uebrigens scheint im ägyptischen Sudan „türkische Wirthschaft" zu herrschen. Der Generalstatthalter Musa Pascha nimmt ganz willkürlich Schiffe und Kameele in Beschlag und benutzt dieselben für sich. Die Folge ist, daß die Kameeldesitzer, zumeist Beduinen, mit ihren Thieren in die Wüste gezogen sind und aus Furcht vor Erpressungen nicht nach Beeber oder Kireeri kommen wollen.

Der vielgenannte Reisende Miani befand sich Anfang Septembers in Kairo; er hatte Geldmittel genug, um seine Reise zum Aufsuchen der Nilquellen anzutreten. Wir hören, daß Georg Schweinfurth, der den vierten Theil der Reisekosten bestreitet, sich ihm anschließen wolle. Wir können nicht sagen, daß dieser Entschluß unseres Landsmannes unserm Beifall hätte.

Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Chartum. Wir finden dieselben in dem neuesten Hefte von Petermanns Mittheilungen, dem wir das Folgende auszugsweise entlehnen. Sie bestätigen durchaus die obigen Angaben, welche wir in der Times fanden.

Der erste Brief Heuglins ist vom 4. Mai und in Chartum geschrieben. Der Generalstatthalter des Ägyptischen Sudan, Musa Pascha, wollte eine Expedition auf dem Weißen Nil unternehmen und so weit vordringen, wie es zu Schiffe möglich war; er hatte Herrn von Heuglin eingeladen, ihn zu begleiten.

In Sennar und Fazogl unternahmen die dortigen arabischen Schechs Raubzüge gegen die Dinka und andere Stämme. — Der französische Consularagent Lejean, welchen früher einmal Theodor von Abessinien eingekerkert hatte, war in Kassala gewesen; über das Schicksal des englischen Consuls Cameron, welchen Theodor in Folge der von uns früher erzählten Mißhandlung des Missionärs Stern verhaftet, war Herr von Heuglin ohne nähere Kunde. (L. ist jetzt in Europa.)

„In Chartum war eine neue Conscription eröffnet worden, d. h. die Regierung preßte nach Belieben Leute, um sie zu Soldaten zu machen. Mehrere tausend Sklaven wurden als „Freiwillige" eingestellt: die Regierung läßt durch ihre Soldaten die Marktvorräthe in Chartum plündern, und seitdem schlossen die Verkäufer ihre Buden. „Durch diese Soldatenwirthschaft ist unter den Eingeborenen ein solches Mißvergnügen entstanden, daß kein Korn, Holz, Butter ꝛc. zu Markt gebracht werden und wir Europäer oft in der größten Verlegenheit sogar um unser tägliches Brot sind. Dabei steigen natürlich die Preise der Lebensmittel ungemein; überdies wollen die Araber nur Thaler und kein Gold als Bezahlung annehmen."

Laut den Verträgen darf der Pascha von Ägypten nur 15,000 Mann Soldaten halten, aber allein im Sudan sollen jetzt deren etwa 20,000 sein, und man raubt Dinka-Neger, um diese Zahl noch zu vermehren.

In einem zweiten Briefe, gleichfalls aus Chartum, vom 26. Mai schreibt Herr von Heuglin, daß Petherick eine neue sehr interessante Karte seiner Reise über den Zeï entworfen habe; dieser Fluß ergieße sich im Lande der südlichen Nuehr in den Kir.

Die Baronesse A. van Kapellen ist am 19. Mai in Chartum gestorben; sie hatte in den Jahren 1861 und 1862 eine längere Reise auf dem obern Bahr el Abiad gemacht. Auch ein Neffe des Elfenbeinhändlers Debono war in Gada Schandil mit Tod abgegangen. Den Debono selbst kannen am 21. Mai mehre Schuyt in Chartum an, und mit ihnen die Dahabieh, welche Petherick für Baker nach Gondokoro gesandt hatte. „Debono's Leute sollen am Nyanza gewesen sein, jedoch auf einem östlichern Wege als dem von Speke und Grant eingeschlagenen. Sie wollen eine lange Fahrt in westlicher Richtung über den See gemacht haben, nach einer Stelle, wo man ihnen von Speke's Gesellschaft erbaute Hütten zeigte; die Angaben dieser Leute halte ich aber für sehr unzuverlässig."

Dagegen gibt Herr von Heuglin demnächst einen „diesem Bericht über die Aussagen einiger Soldaten und Geschäftsführer von Ghurschud Agha, welche den braven Baker schon gegen Ende der vorigen Regenzeit zu Kamrasi, dem König von Unyoro, nördlich vom Nyanza, begleitet und, durch die freundliche Aufnahme veranlaßt, daselbst ein Etablissement für Elfenbeinhandel gegründet haben. „Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aussagen. Die Gesellschaft ging von Gondokoro zuerst ostwärts, lenkte dann noch in südliche und während der drei bis vier letzten Marschtage in südwestliche Richtung ein. Sie überschritt den Fluß Aschoh (den Afua Speke's, Miani's Atschoa) und später den Karuma, nördlich von Kamrasi's Residenz, einen Fluß, den meine Berichterstatter, auch ohne durch meine Frage auf dieses Kapitel aufmerksam gemacht worden zu sein, für den Bahr el Djebel, d. h. den bei Gondokoro vorbeifließenden Arm des Weißen Nil erklären. Sie erfuhren, daß er jenseit Karuma einen großen Bogen nach West und sogar nach Südwest mache. Eben so erzählte man ihnen viel von dem See, dem Nyanza, den Baker von Kamrasi aus besucht hat; dieser Reisende war jedoch beim Abgang der Soldaten Ghurschuds nach Norden noch nicht zurück (wir haben früher gemeldet, daß er in Chartum angelangt sei). Bei Kamrasi fanden sie zwei Leute aus Sansibar, die mit Speke und Grant gekommen und diesen entlaufen waren. Das Itinerar der Soldaten Ghurschud Agha's bestätigt ebenfalls Speke's Ansicht gegenüber derjenigen, die Miani uns producirt."

In Chartum war am 25. Mai ein deutscher Handelsmann aus Massaua, M. Wagner, angelangt. Er war vor sechs Monaten mit Armeeprovisionen von Chartum nach Sennar gegangen und hatte sich dann der Ghasswa (dem Raubzuge) eines Obersten, Adem Bey, angeschlossen, der von Fazogl aus gegen die Beni Schangel, Berta, Abu Ramlah und die Hamedj operirt und dort unter dem Vorwand, er ziehe die Abgaben in der Nachbarschaft ein, einige tausend Sklaven einfangen ließ, die, so weit tauglich, zum Militärdienst verwendet werden.

Der Reisende Bambery (d. h. Bamberger) und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara. Wir haben schon einmal der Wanderungen Bambery's erwähnt, gingen aber nicht näher auf dieselben ein, weil wir sein Buch abwarten wollten, dessen Erscheinen in nahe Aussicht gestellt worden ist. Er gab in einer der letzten Sitzungen der londoner geographischen Gesellschaft eine Uebersicht seiner Reisen unter den Turkemanen, in Chiwa, Buchara, Persien und Chorassan. Bei dieser Gelegenheit wagte Roderich Murchison die Behauptung, daß seit Jahrhunderten kein Europäer die Stadt Samarkand, die Residenz des gewaltigen Timur, betreten, daß aber nun Bambery dieselbe besucht habe, als der Erste seit so langer Zeit. In jener geographischen Gesellschaft fand sich, obwohl hunderte von Mitgliedern anwesend waren, Niemand, der einer solchen Urkunde Murchisons entgegen getreten wäre. Wir hatten uns die Berichtigung bis zum Erscheinen von Bambery's Werk, auf das wir seiner Zeit näher eingehen werden, aufgespart, und es verschlug uns nichts, daß alle englischen Blätter und manche französische und deutsche politische Zeitungen diesen Irrthum Murchisons ganz unbefangen nachschrieben. Da wir aber jetzt auch in einem deutschen geographischen Fachblatte die irrige Angabe des englischen Geologen wiederholt finden, daß Bambery „der erste Europäer seit dem 15. Jahrhundert gewesen sei, welcher diese berühmte, aber jetzt verfallene Stadt betreten hat", so wollen wir doch hier vorläufig die Priorität für einen deutschen Mann in Anspruch nehmen, für Alexander Lehmann, dessen Werk jüe Jedermann zugänglich ist. Wir meinen seine Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842, die zu St. Petersburg 1852 erschienen ist und einen Theil der Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs von Baer und Helmersen bildet. Wir haben das Buch vor Jahren mit Vergnügen studirt; es ist sehr belehrend und enthält auch bildliche Darstellungen von Timurs Familiengruft, und andere Bilder, die Bambery auch gezeichnet hat, und welche Murchison für neu und unbekannt ausgibt. Wir werden im Globus eine Schilderung Samarkands nach Lehmanns Mittheilungen bringen. Mit Lehmann war Chanykow in Samarkand.

Neue Nachrichten vom obern Niger. — Lieutenant Mage kehrt nach dem Senegal zurück. Wir haben im Globus alle Nachrichten über Mage's Reise mitgetheilt, denn das Unternehmen versprach von Wichtigkeit zu werden und wir durften, wenn es gelang, eine Fülle neuer und interessanter Kunde über die höchst eigenthümlichen Verhältnisse am Niger erwarten. Mage hatte vom General Faidherbe, Gouverneur des französischen Senegambiens, den Auftrag, zunächst

bis Timbuktu vorzudringen und dann den großen Steom bis zu dessen Mündung in die Bucht von Benin hinadzufahren. Wir haben frühee erzählt, daß er bis Sego gelangt war, wo ein Sohn des unseren Lesern wohlbekannten Hadsch Omar als König herrscht. Bei diesem letztern fand ee freundliche Aufnahme und änderte seinen ursprünglichen Reiseplan; denn statt gerade nach Timbuktu zu gehen, entschloß ee sich, dem erbitterten Feinde dre Franzosen, eben dem Hadsch Omar in Hamdallahi einen Besuch zu machen, also sich in diese Hauptstadt des westlichen Fuldereiches zu drgeben, dessen Heerscher Amadu Laddo von Omae entthront und ermordet worden war.

Nun lesen wir neue Nachrichten aus Senegambien (vom 28. Juni datirt); sir enthalten von Mage und Quentin Briefe aus Sego Sikora vom 23. April, welche aus dieser Stadt am obern Nigrr binnen 18 Tagen nach Medine, rinem dre äußersten Posten der Franzosen am obern Senegal, gelangt waren. Diese Berichte sind odre nicht überall klae, wir ersehen jedoch aus denselben, daß in der obern Nigerregion immer noch grrße Beewirrung herrscht. Der wesentliche Inhalt ist folgendee:

Lieutenant Mage und Dr. Quentin waren schon zwei Monate von Amadu, dem Sohne Hadsch Omars, in Sego zurückgehalten woeden, unter dem Boewandr, daß die Straße nach Hamdallahi zu unsicher sei. Uebrigens wurden sie mit Aufmerksamkeit behandelt, gut bewirthet, bekamen Ochsen, Hämmel, Hühner, Reis, Salz, Butter und Eier vollauf, sagar weißen Zucker liefertr man ihnen und obendrein Milch und Honig.

Auf dee Hinreise fanden sir das Land zwischen dem obern Senegal und Sego arg veewüstet. Der Krieg zwischen den Toucouleurs (d. h. Mischlingen von Negern und Fulde), aus welchen die Streitkräftr und Anhänger Hadsch Omars zumeist bestehen, und den von ihm einst besiegten Fulde vrn Massina, mit welchen die Tuaeks von Timbuktu gemeinschaftliche Sache gemacht haben, dauert nun schon drei Jahre lang.

Der Schwarze, welcher den Brief Mage's nach Medine brachte, gab übee den gegenwärtigen Stand der Dinge folgende Auskunft. Seit dem Ende des Jahees 1863 wuede Hadsch Omar in Hamdallahi belagert; er sei getödtet odrr gefangen genommen und nach Timbuktu abgeführet woeden. Sein Sohn Amadu habe von Sego aus ein Heer und Kriegsbedarf geschickt, um seinem Vater Hülfr zu leisten; diese Armre sei aber von den Massina-Fulde geschlagen waeden, ehe sie vor Hamdallahi kam. Seitdem waren zwischen dieser Stadt und Sego alle Verbindungen unteebrochen, und deshalb kannte Mage nicht weiter. Kurz vor Abgang des schwaezen Boten hatte man jedoch dem Reisenden gesagt, er könne aufbeechen, sobald eine Heeresabtheilung, deren Eintreffen man demnächst erwaete, angelangt sei. Mage meldet übrigens, daß er nach dem Senegal zueückkehren werde, vielleicht schon gegen Ende des Juli-monats, falls man ihn unterwegs nicht länger, als ihm lieb sei, iegendwa zurückhalte. Es sei ahnehin unthunlich mit solchen Flußfahrzeugen, wie ee sie in Sego gefunden, den Niger hinadzuschiffen.

Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentotten. An der Südwestküste von Afrika, einige Meilen nordlich vom Wendekreis des Steinbocks, liegt die Walfisch-Bay, welche auf englischen Karten fälschlich als Walwich-Bay verzeichnet ist. Dort münden zwei Flüsse, der Swakop und der Kuisip. Im innern Lande wohnen nach Süden hin Namaqua-Hottentotten, in deren Gebiete mehrere Missionen angelegt woeden sind, z. B. Barmen, Rehobath und andere; sie haben aber dort, wie überall in Afeka, blutwenig ausgerichtet. Nördlich vrn den Namaquas wahnt ein anderes Volk, das dee Damaras oder Ovaherero, über welches wir durch Galton und Andersson und die Missionäre Hahn und Rath nähere Kunde erhalten haben. Wir werden in unseren kulturgrographischen Betrachtungen auf diese Völker zurückkommen und wollen hiee nur bemerken, daß beide einander sehr feindselig sind. Sie haben an „Civilisation" nicht das Mindeste gewonnen, seitdem sie mit Europäern in Berührung kamen. Nun melden Nachrichten von dee Walfisch-Bay vom 8. Mai, daß dir Namaquas höchst unruhig waren und nicht nur Otjimbingue, den Hauptort der Damaras, zu zerstören drohten, sondern abendrein darauf ausgingen, die Damaras zu vertilgen und deren europäische Beschützee todt zu schlagen. Der berühmte Elephantenjäger Green und zwei Brüder Haydittle fanden den Stand dee Dinge so bedenklich, daß sie sich erboten, die Damaras gegen den Feind zu führen und mit ihnen gegen Eibams zu ziehen, wo die Hottentottenkrieger sich ehrn versammelt hatten (die angegebenen Punkte sind auf unserer Karte, im Band VI, Nr. 12 verzeichnet, und auf sie verweisen wir den Leser). Die Namaquas erwarteten den Angriff; 250 Mann standen auf dem Kamm eines Hügels und hatten ihre Scharfschützen so aufgestellt, daß dieselben auf die Europäer zielen konnten. Die Engländee haben die frevelhafte Unklugheit drgangen, diesen Wilden Feuerwaffen zu verkaufen. Die Damaras aber griffen ingrimmig an, warfen die Namaquas teotz eines heftigen Kreuzfeuers, gingen dann an das Abschlachten ihrer Feinde und verschonten auch Frauen nicht. Die Gegenvorstellungen der Europäer blieben ungehört, die wilde Natue war einmal losgelassen. Die Hauptfrau des Namaqua-Häuptlings Jan Jonker und dessen Schwester mußten ihr Leben lassen. An Beute gewannen die Damaras etwa 4000 Stück Hornvieh, 6000 Schafe, 1000 Pfund Pulver; auch verbrannten sie 24 Wägen.

Die Namaquas sehen nun in den Europäern ihre Feinde und haben Vergeltungsrecht geübt. Der bekannte schwedische Reisendr Andersson wollte von Otjimbingue 1500 Stück Hornvieh nach der Kapkolonie schicken und hatte die Führung den Herren Green und Haydittlr nebst einee Anzahl Damara-Treibern anvertraut; die Namaquas überfielen den Zug und nahmen ihn fort; die genannten Europäer retteten mit genauee Noth ihr Leben. Andersson will nun die Plünderer züchtigen, und wahrscheinlich machen jetzt alle Europäer jener Gegend mit ihm und den Damaras gemeinschaftliche Sache. Und was wird sich als Ergebniß herausstellen? Einige hundert Namaquas werden erschlagen weeden, dazu noch eben so viele Damaras und zuletzt bleibt doch Alles drim Allen. Im Norden der Kapkolonie sind alle Tritte und Scheitte der Europärr blutig, denn „die Baebaren müssen ausgerottet werden". Baebaren sind sie allerdings, und es liegt nicht viel daran, ob so unnütze Geschöpfe auf der Welt sind, aber die Art und Weise, wie man übeall gegen sir verfährt, hat mit dee „Liebe zu unserm Nächstrn" durchaus nichts zu schaffen.

Leben in Chile. Im „Glasgow Daily Herald" 15. Aug. 1864 findrn wir folgenden Brricht aus Chilr: Valparaiso ist ein sehr urtter Ort, der sich ganz gut mit europäischen Städten messen kann. Die meisten Häuser sind freilich nur aus Holz aufgeführet, abee es finden sich auch sehr hübsche Gebäude aus Backsteinen. Die Straßen sind mit einer einzigrn Ausnahme alle sehr eng und die Bewahner dieser Stadt in ihrem ganzen Beuehmen fast eueopäisch. Von den übeigen Edilenen sind sie ziemlich verschieden, wahrscheinlich eine Folge der immerwährenden Berührung mit Feemden. Man nimmt gute europäische Eineichtungen schnell und gern an; so hat man in der letzten Zeit eine freiwillige Feuerwehr gebildet, deren Mitglieder allen veeschiedenen in Valparaiso ansässigen Nationen angehören. Das Klima ist ausgezeichnet zu nennen; doch ermüdet das ewige Eineelei und die große Trockenheit desselben. Ich blieb in Valpaeaisa über ein Jahr und ging dann nach Chañarol dr las Animas, das etwa 100 deutsche Meilen von Valparaisa entfernt liegt und als der teaeigste und veelassenste Punkt auf Gottes Erddoden gelten kann. Hundertr von Miles rund um diesen Ort sieht man nichts Grünes; die einzigen Thiere, denen man begegnet, sind Hunde und Llamas. Ghañaral ist ein Ort von 3000 Einwohnern, drr sein Dasein nur der Entdeckung vrn Kupfeemineu verdankt. Unsere frischen Naheungsmittel erhalten wir alle von Valparaiso; unser Trinkwasser wird durch Destillation aus dem Meereswassee gewonnen. Alles dreht sich hiee um den Kupferbergbau. Die Erze werden von den Bergwerken in eigentümlichen Karren hierher gebracht, vor die sechs Maulesel gespannt sind. Diese Wagen gehen und kommen gewöhnlich einmal in dee Wreche zu den Minen, die etwa 90 Miles weiter im Innern, bei San Juan, in den Caebilleren liegen. Die Löhne für europäische Arbeiter stehen hiee sehr hoch, so daß viele Leute mit Gespannissrn heimkehren. Die Bergleute sind meist aus Cornwallis und verdienen 80 Dollars durchschnittlich im Monat. Es sind kräftige Leutr, die abee auch einen kräftigen Trunk nicht verschmähen und mit den Eingeboeenen auf gutem Fuße leben.

Eisenbahnen in Großbritannien und Irland. Sie hatten am Ende des Jahees 1862 eine Länge von 11,551 Miles; am 31. December 1863 von 12,322 Miles. In dem letzten Jahre stellten sich die Betriebskosten auf 15,027,231 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Die hohe Tatra und ihre Anwohner.*)

Lage, Benamung, Anblick und Charakter der Tatra. — Thäler, Keſſel und Alpenſeen. — Die Formation des Gebirges. — Geologiſches. — Vegetation. — Schneelinie und Gletſcher. — Die Thierwelt. — Beſteigung der Lomnitzer Spitze. — Die Menſchen der Tatra: Zipſer Deutſche, Goralen und Slowaken.

Wo der mächtige, weit über 100 Meilen lange Bogen der Karpathen auf der Grenze von Galizien einerſeits und den ungariſchen Comitaten Arva, Liptau und Zips anderſeits ſeine nördlichſte Höhe erreicht, da faſſen ſich die cen-

Die Tatra, von Poronin (von Norden) geſehen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

*) Die Central-Karpathen mit den nächſten Voralpen von Friedrich Fuchs. Peſth 1863. — Die hohe Tatra in den Central-Karpathen von Karl Koriſtka. Gotha 1864. — Karpathenbilder von F. W. Hildebrand. Glogau 1863. — Ein Ausflug in die Tatra. In den Stimmen der Zeit. 1861. — Unter den älteren Schriften über die Tatra erwähnen wir die Flora Carpathorum des Schweden Wahlenberg, die geologiſchen Forſchungen des Franzoſen Beudant und die geographiſchen des Deutſchen von Sydow. Die Literatur über die Tatra iſt ſehr im Zunehmen begriffen.

tralen Züge desſelben zu einem wunderlichen und für das Auge ſchwer zu entwirrenden Gebirgsknäuel zuſammen, welcher, weſtlich dem übrigen Syſtem unmittelbar ſich anſchließend, öſtlich und ſüdlich aber durch die Thäler des Poprad und der Waag von demſelben getrennt, mit ſeinen unzähligen Gipfeln und Kämmen über die angrenzenden Hochebenen und Bergzüge weit emporragt. Scheinbar ein Ganzes, wird derſelbe doch topographiſch in zwei Gruppen getheilt. Die weſtliche Hälfte bilden die Liptauer Alpen, die öſtliche die Maſſen des Tatragebirges. Dieſes erſcheint wie ein mauerartiger Bergwall von etwa acht Meilen Länge, welcher mit zahlreichen oft mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche emporgehobenen Felsgipfeln, Hörnern und Thürmen beſetzt iſt, über deſſen Kamm theilweiſe die europäiſche Hauptwaſſerſcheide zieht und welcher als jene koloſſale Wetterſäule von Oſteuropa betrachtet werden kann, an deren Kapitäl die eiſigen Nordſtürme der polniſch-ruſſiſchen Steppen mit den heißen und trockenen Südwinden der ungariſchen Pußten in ewigem Kampf und Streit begriffen ſind.

Die Benennung dieſer Hochalpen mit dem Namen Tatragebirge (magyariſch Tátrai havaſok, ſlaviſch Tatri) ſtammt von einem der ausgezeichnetſten, ſo ziemlich in der Mitte der Centralgruppe gelegenen Berge, der Biszoka oder Tatra her, die, zwiſchen dem Krivan und der Gerlsdorfer Spitze im Hintergrunde des Meegsdorfer Thales auf dem hohen Rücken gelegen, ſich bis zu 8021 Fuß erhebt. Dieſer Berg hat etwas Eigenes, Majeſtätiſches. Er ſteigt als ein gewaltiger, ſcharf zugeſpitzter Kegel in ſchroffen, ſteilen Gräten empor, einſam und ſelbſtändig, ohne durch die bei den übrigen hohen Spitzen gewöhnlich anſchließenden hohen Kämme unterſtützt zu ſein. Kein Gras, keine grüne Matte zeugt hier von dem Siege der Vegetation über die uranfängliche, alles Lebens bare Bildung der Natur.

Der Anblick der Tatra iſt von den meiſten Seiten her ein überwältigender. Schönheit mit erhabener Majeſtät im Bunde tritt uns beim Beſchauen von Süden aus entgegen; verlangt man aber imponirende Wildheit mit Großartigkeit der Formen, ſo ſehe man die Tatra von Norden, von Poronin oder Bukowina aus. Und von dieſem Punkte faßte unſer Künſtler, deſſen charakteriſtiſche, lebenswahre Bilder wir diesmal den Leſern des Globus mittheilen, die Hauptanſicht der Tatra auf. Am imponirendſten — vom Fuß bis zum Gipfel ſichtbar — erhebt ſich hier die nahe gelegene Eisthalerſpitze mit ihren mächtigen Eis- und Schneelagern, und ſelbſt die jenſeits des hohen Rückens gelegene Lomnitzer, Schtageudorfer und Gerlsdorfer Spitze, die im Popper- und Waagthale ſtehenden Berge, ſind ſichtbar.

Wer auch die Tatra beſuchte, ſtimmt mit allen anderen Beſuchern darüber überein, daß dieſem Schneegebirge der Charakter der Zerriſſenheit, Oede und ſchauerlichen Wildniß in ſo hohem Grade eigen ſei, wie keinem andern in Europa. Es ſind furchtbare, gewaltige Riſſe, welche die einſt kompakte Maſſe durchziehen, tiefe, klaffende Spalten, noch heute von koloſſalen, mehr oder weniger ſenkrechten, hundert und hundert Klafter hohen, vegetationsloſen Felswänden begrenzt, und längs dieſen altersgrauen Felswänden liegen, als Bild der Zerſtörung durch unterirdiſche Kräfte, ungeheure Trümmerhalden, Rieſenblöcke, die mitunter bis zu einem Drittel der Höhe der Felswände anſteigen. Alles iſt in dieſen Riſſen ſchroff, kantig, und ſelbſt die Thäler ſind unbewohnt und menſchenleer.

Dieſe Thäler ſind im Allgemeinen am ſüdlichen Abhange kürzer, als am nördlichen, wo ſie durch das Vorgebirge des Alpenkalkes verlängert werden. Sie ſteigen hier, mit wenigen Ausnahmen, vom Fuße des Gebirges aus dem breiten Poprad- und Waagthale ſteil und einfach bis zu den hohen Rücken auf. Aber nirgends im Granitgebirge bilden ſie auch nur eine hundert Klafter breite, ebene Thalſohle zwiſchen den beiden Thalgehängen, auf denen ſich ſonſt in den übrigen europäiſchen Alpen gewöhnlich die Sennereien, oft hoch über der Krummholzregion, auf grünen Matten befinden. Beinahe alle dieſe Thäler endigen unmittelbar unter dem hohen Rücken als Keſſelthäler, die meiſt von hohen, kahlen Felswänden umgeben ſind, und in denen die dieſem Gebirge eigenthümlichen hohen Alpenſeen liegen. Die Felſenkämme und Spitzen überragen den Keſſel oft um 1000 bis 2000 Fuß, ſo daß ſich wegen ihrer großen Steilheit bedeutende Schneemaſſen nirgends an denſelben erhalten können; ſie rutſchen hinab und füllen das obere Ende des Keſſels aus. Dieſe Keſſel bilden die oberſte Thalſtufe; auf der Südſeite befinden ſie ſich in Seehöhen zwiſchen 5300 und 6400 Fuß, auf der Nordſeite zwiſchen 5000 und 6000 Fuß. Die Sohle hat meiſt eine elliptiſche Form; nach vorne, gegen die Thalöffnung, iſt ihr Boden geneigt; jedoch iſt dieſe Neigung keine allmälige, ſondeen eine ſtufenförmige, da entweder niedrige Felsterraſſen oder auch Schuttwälle den Boden quer durchziehen. Nach der Thalöffnung zu ſind die Keſſel in der Regel durch einen ſehr ſteilen Abſturz begrenzt. Dieſer Abſturz iſt ein mauerartiger Felswall, der den oberſten Abſchnitt des Thales von ſeinem mittlern ſcharf trennt. Solche quer das Thal durchziehende, faſt ſenkrechte Felswände findet man in faſt allen Thälern; ſie ſind aus anſtehendem Granit und Gneiß gebildet, und das Waſſer der oben im Keſſel befindlichen Seen ſtürzt in mehreren Waſſerfällen über ſie herab.

Im Volksmunde führen die Alpenſeen der Tatra — die aber oft bloße Teiche ſind — den Namen Meeraugen (ſlaviſch pleſo oder morſké oko; polniſch staw). Etwa nur ein halbes Dutzend unter den mehr als hundert Waſſerbecken verdienen den Namen eines Sees. Auf der Südſeite der Tatra iſt die Zahl der Meeraugen eine größere, als auf der Nordſeite, jedoch die räumliche Ausdehnung der auf der letztern gelegenen viel bedeutender. Hier finden wir den Großen Fiſchſee (4500 Fuß über dem Meere), den Großen See (5400 Fuß), den Czarei-See (5298 Fuß) ꝛc., während im Süden der an Umfang größte der Tſchorber See (4290 Fuß) iſt und der Grüne See (6257 Fuß) am höchſten liegt.

Die Tiefe dieſer Seen iſt nur von einem derſelben bekannt, nämlich dem Großen Fiſchſee, deſſen größte Tiefe nahe an ſeinem ſüdlichen Ufer gegen 200 Fuß gefunden wurde. Ueber die Tiefe der anderen weiß man nichts; das Volk hält ſie natürlich für unergründlich; indeſſen iſt die Oberfläche der meiſten eine ſo geringe, daß ſie nur wenig tiefer als der eben genannte ſein dürften. Meſſungen laſſen ſich nicht ausführen, ſo lange man nicht auf einem Kahne oder Floſſe, wie dies auf dem Fiſchſee der Fall iſt, an jede beliebige Stelle gelangen kann, und bisher hat ſich noch Niemand gefunden, der das Opfer bringen wollte, in dieſe Einöden hinauf Kähne zu ſchaffen oder dort Flöſſe zuſammen zu zimmern.

Die Farbe der Meeraugen ſpielt zwiſchen Grün und Schwarz. Die ſchöne azur- oder tiefblaue Farbe der Alpenſeen kommt nicht vor. Schon die vielen Seen, welche den Beinamen „Grüner“ (Zeleny) führen, beweiſen, daß dieſe Farbe die vorherrſchende iſt. Am meiſten kommt eine geſättigte ſmaragdgrüne Farbe vor, ſo beim Grünen See unterm Krivan, beim Velka-See, Langen See ꝛc. Bei anderen, namentlich bei einigen kleineren auf der polni-

Digitized by Google

schen Seite, ist das Wasser hellgrün. Der „Weiße See“ unterhalb des Kopa-Passes hat eine röthlich-braune Färbung. Die Ursache derselben ist, wie bei den Alpenseen, noch nicht hinreichend erklärt, so viel scheint aber gewiß, daß mit der größern Tiefe auch eine größere Dunkelheit der Farbe verbunden ist.

Das Volk glaubt, daß diese Alpenseen durch unterirdische Kanäle mit dem Meere in Verbindung ständen, so daß sie bei Meeresstürmen aufgeregt werden und in Bewegung gerathen, zu Zeiten selbst große Ueberschwemmungen veranlassen. Das begreift man unter dem Ausdrucke: das Meeresauge hat sich ergossen. Die Grundlosigkeit dieser Ansicht, die nicht unter den eigentlichen Gebirgsbewohnern, Hirten und Gemsjägern herrscht, wohl aber unter den Anwohnern der Umgegend sehr verbreitet ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Etwas Anderes ist es mit den Wasserhosen. Die aus den Wolken auf einen Punkt herabschießenden Wasserströme entladen sich meist eben an den scharfen Kanten der Berge und reißen hier mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit die wenige Erde und die mächtigen Felstrümmerhalden, oft Blöcke von der Größe eines kleinen Hauses, mit sich wälzend bis auf den nackten Felsen in die Thäler hinab, — wie man dies ganz deutlich sowohl von Kesmark, als von Schmeks aus an den noch immer unvernarbten Wasserrissen auf der Schlagendorfer Spitze und auf einer Kante der Lennitzer erkennen kann. Diese Wasserhosen und ihre durch Menschenalter unverwischbaren Spuren kommen blos an der Südseite des Gebirges vor, an der Nordseite findet man sie nicht.

Die hohe Tatra kann als eine für sich bestehende Gebirgskette betrachtet werden, die aus dem Hauptzuge der Karpathen aufsteigt. Sie erstreckt sich vom Thale von Bobrowetz bis zur Zipser Ebene. Der Kern des Gebirges, der scharfe und schartige Hauptrücken, hebt sich nach allen Seiten hin deutlich ab. Von seinem westlichsten Punkte, dem scharf gezackten Rohatsch, zieht er in breiter, domförmiger Wölbung mit einer mittlern Erhebung von 5500 bis 6000 Fuß über den Wolowatz (6534 Fuß), die Prawda und Jezowa in einer Länge von fast zwei Meilen, wendet sich von hier nordwestlich mit immer größerer Sattelhöhe über den Smretschiny (6890 Fuß), die polnische Tomanova (6840 Fuß), bis zum Tscherwony-Berge in einer Länge von ½ Meilen weiter ziehend, wo abermals eine Wendung eintritt und der Rücken die Richtung von West nach Ost einnimmt, indem er über den kleinen Tscherwony und die Tschuba Goritschkowa (6324 Fuß) etwa eine Meile weit bis zum Beskyd-Berge gelangt.

Von hier ab ändert der Hauptrücken seinen bisherigen ruhigen, gleichförmigen Charakter; denn bisher herrschte eine breite Wölbung, eine ihr Niveau nur wenig und nur allmälig ändernde Rückenlinie vor, die genannten Gipfelpunkte hatten ein kuppenförmiges Ansehen und waren ohne viele Mühe zu ersteigen. Jetzt aber beginnt ein scharfkantiger, oft einige tausend Fuß steil abfallender, vielfach zerrissener Rücken, dessen Längendurchschnitt eine steil gebrochene Linie darstellt, deren tiefste Sattelpunkte zwar nicht unter 6500 bis 7000 Fuß Seehöhe fallen, deren Gipfelpunkte jedoch einigemal 8000 Fuß übersteigen. Die Richtung dieser Rückenlinie bildet im Allgemeinen ein mit seiner konveren Seite nach Süden gekehrtes Kreisbogenstück, dessen Längendurchschnitt sich durch nachstehende Punkte bezeichnen läßt: Beskyd (7200 Fuß), Meeraugenspitz (7260 Fuß), Bysoka (8021 Fuß), Polnischer Kamm (6770 Fuß), Eisthaler Spitz (über 8000 Fuß), Thörichter Gern (6612 Fuß), Skopa-Paß (5400 Fuß) und „Na Schiroko“ (6500 Fuß). Die Länge dieser Strecke beträgt 3¼ Meilen, somit beträgt die Gesammtlänge des Rückens vom Rohatsch an nahe an sieben Meilen.

Von diesem Rücken laufen nun senkrecht auf die Richtung desselben kurze Querrücken, mit demselben Charakter wie der Hauptzug, nur sind sie im Kamme noch mehr zerstört und zerrissen, so daß sie einzeln genommen hinter einander stehenden Orgelpfeifen ähnlich sehen. Es ist bezeichnend für diese kurzen Querzüge, daß sie niemals nach der andern Seite des Hauptrückens fortsetzen. Nach Norden zu laufen der Waloszin (7010), der Opaleny-Berg (7133 Fuß) und viele andere aus; nach Süden zu: die große Koprewa (oder Tycha 5500 Fuß), das vielzweigige Glied des großen Krivan (7884 Fuß); die imposante Gerlsdorfer Kesselspitz (8374 Fuß); die langgestreckte Schlagendorfer Spitze (7769 Fuß) und das dominirend vortretende, massige Glied der Lomnitzer Spitze (8328 Fuß).

Merkwürdig ist, daß der Stoff, aus welchem jene Bergriesen aufgebaut sind, aus Granit und Gneiß besteht, von denen man weiß, daß sie in der Regel nur flache Rücken und abgerundete Kuppen bilden, und die auch in der halben Kette vom Rohatsch östlich bis zum Beskyd ihrem Charakter treu bleiben, während er dann in die erwähnten grotesken Formen übergeht. Der Granit bildet das Innere und den Kamm des Gebirges, und beinahe alle bisher aufgezählten Gipfel bestehen aus demselben. Echter Gneiß umgibt aber den Granit allenthalben auf der Südseite der hohen Tatra in einem Anfangs kaum 1000 Schritt breiten, gegen Westen jedoch bis zu einer Meile an Breite zunehmenden Streifen, welcher immer höher hinaufreicht und in der Nähe des Rohatsch die Kammhöhe, aber auch sein Ende erreicht. Vereinzelt treten mit dem Gneiß auch Amphibolschiefer, Glimmerschiefer und Urschiefer auf; am nordwestlichen Ende der Gneißformation wird diese, insbesondere in der Nähe von Zakopana, von Felsitporphyr durchbrochen. Nach Süden zu bedecken den Granit und Gneiß jüngere Formationen von großer Mächtigkeit, tertiäre und diluviale Gebilde.

Nicht so einfach sind die Verhältnisse am Nordabhang, die ein eingehendes Studium der Geologen Zeißner, Murchison und Stur veranlaßten. Auf der ganzen nordöstlichen und nördlichen Seite folgt unmittelbar auf den Granit ein schmaler Streifen rother Sandsteine und Schiefer, die nach v. Hauer und Stur zur Triasformation gehören. Es folgen hierauf Kalkschichten und Mergelschiefer von hellgrüner Farbe, welche, nach den darin vorkommenden Versteinerungen zu schließen, zu den unteren Gliedern der Liasformation zu rechnen sind. Im nordwestlichen Theile hat man Juraschichten und im nordöstlichen Neocombildungen mit Ammoniten nachgewiesen. Auf diese Schichten lagern sich eocene Kalksteine und Sandsteine mit Nummuliten, so wie die ebenfalls zur Tertiärepoche gehörigen Karpathensandsteine.

Die im Volke herrschenden Sagen von dem großen Metallreichthum der hohen Tatra scheinen unbegründet zu sein. Man findet nur einige unbedeutende Erzadern oberhalb der Baumgrenze. Am südlichen Abhange des großen Krivan kommt Gold bei 6500 Fuß Höhe in Quarz eingesprengt vor. Eisenwerke findet man am Nordabhange bei Zakopana.

Wenden wir uns von dem starren, das Gebirge bildenden Gesteine zu der lebenden, dasselbe bedeckenden Pflanzenwelt, so tritt uns eine förmliche Alpenvegetation entgegen, deren charakteristisches Kennzeichen in dem massenhaften Vorkommen des Krummholzes (Pinus Mughus)

beſteht. Dies kieferartige Nadelholz, welches ſelbſt im mildern Klima nie zu einem Baume heranwächſt, ſondern ſtets einen niedrigen, kriechenden Strauch bildet, überzieht an der obern Waldvegetationsgrenze alle geeigneten Gebirgsſtrecken

und ſcharf markirt; ſo daß Fuchs bei neun in verſchiedenen Gegenden angeſtellten Meſſungen auf meilenweite Strecken ſowohl an der Süd- als Nordſeite nirgends einen größern Unterſchied als 200 Fuß von dem Mittel der höchſten

Die Lomnitzer Spitze, geſehen von Hunsdorf (8328 F.). (Originalzeichnung von F. Kamh.)

filzartig ſo dicht, daß es ſehr beſchwerlich, ja faſt unmöglich wird, ſich hindurchzuarbeiten.

Die Natur hat in der Tatra die oberſte Vegetationsgrenze des Krummholzes außerordentlich gleichförmig

Grenze von 6085 Fuß fand. Die tiefſte Grenze liegt bei 4210 Fuß.

Eben ſo gleichförmig und ſcharf wie die Krummholzgrenze erſcheint in dieſem Gebirge die oberſte Waldvege-

tationsgrenze mit den letzten blos ein bis zwei Klafter hohen, struppigen Fichten bei 4506 Fuß. Bis zu dieſem

haft und verkrüppelt vorkommt und keinen Samen mehr trägt, erhebt ſich noch als ſtarker Baum von 16 bis 20 Zoll Durch-

Das Koprovaer Thal mit den Strbſchino Seen (im Hintergrunde der Mönch). (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Punkte kommt auch die Saalweide (Salix caprea) vor; ja Birke und Lärche ſteigen noch über den angegebenen Punkt hinaus. Oberhalb dieſer allgemeinen höchſten Waldvegetationsgrenze von 4806 Fuß, wo die Fichte nur ſchon zwergmeſſer die den Hochalpen eigene majeſtätiſche Arve oder Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) und ſchließt, in dem kleinen Kohlbacher- und Mangsdorferthale bis zu 5406 F. anſteigend, die höchſte Grenze jeder ungariſchen Baumvegetation.

Digitized by Google

Da die Waldungen über den Feldern am Fuße der Tatra überall erſt 2500 Fuß über der Seehöhe beginnen, wo unter 49° n. Br. ſchon überall die Nadelhölzer vorherrſchen, ſo iſt es natürlich, daß das ganze Gebirge beinahe ausſchließlich mit Nadelhölzern bewaldet iſt. Die Eiche fehlt z. B. ganz; Buchen, Erlen, Espen, Birken ꝛc. kommen nur einzeln, nirgends aber in geſchloſſenen Beſtänden vor. Fichte, Tanne, Kiefer, Arve, ſie alle ſind in der Tatra vertreten; am beſten gedeiht aber die Lärche, die ſich nirgends über ſechs bis acht Meilen vom Fuße des Gebirges entfernt, da ſie immer von einer trockenen, wenn auch rauhen Luft angeweht ſein will.

Der Schwede Wahlenberg, deſſen Werk über die Flora der Karpathen noch immer als muſtergültig daſteht, vergleicht die Pflanzendecke der Tatra in vieler Hinſicht mit der der tyroler und piemonteſiſchen Alpen; namentlich zeichnen ſich die Kalkgebirge durch Reichthum und Ueppigkeit der Vegetation vor den Granitbergen aus.

Der Raum zwiſchen der oberſten Waldvegetationsgrenze und der Grenze des ewigen Schnees beträgt in der Tatra 3608 Fuß, in den Schweizer Alpen dagegen nur 2783 Fuß. Und dieſe ganz ungewöhnliche Höhe kahler Felſenmaſſen, deren wild ausgezackte höchſte Kuppen nicht einmal durch den ewigen Schnee ausgeglichen werden, iſt die Urſache des ganz eigenen, von allen übrigen europäiſchen Alpen verſchiedenen, höchſt majeſtätiſchen Anblicks, den die Tatra bietet.

Schon Wahlenberg und Beudant machten die Bemerkung, daß die Grenze des ewigen Schnees in der Tatra in einer für den Breitengrad deſſelben (49° n. Br.) unverhältnißmäßig großen Höhe anzutreffen ſei. Wahlenberg gibt dieſe mit 8000 par. Fuß, Beudant mit 7849 par. Fuß an. Fuchs, welcher, um die Schneelinie feſtzuſtellen, ſehr viele Aufnahmen machte, kommt zu dem Schluſſe: daß keiner der Tatraberge bis in die Grenze des ewigen Schnees reiche, daß dieſe Hochalpen aber trotzdem in die Reihe der ächten, wahren Schneegebirge gehören.

Alle Gipfel der Tatra ſind noch mit einigen phanerogamen Pflanzen, unter denen das Haargras (Poa disticha) nirgends fehlt, beſetzt. Wahlenberg fand auf der Spitze des Krivan noch 10 Species; auf der Lomnitzer Spitze noch vier, nämlich: Gentiana frigida, Saxifraga bryoides, Ranunculus glacialis und die erwähnte Poa disticha.

Nach Berechnungen müßte die Schneegrenze ſchon auf den höchſten Gipfeln vorgefunden werden, aber lokale Urſachen bewirken, daß ſie ſcheinbar höher noch hinaufrückt. Der Grund dieſes hohen Hinaufſteigens der Schneegrenze liegt unſtreitig in der eigenthümlichen Geſtaltung und der Lage der Tatra gegen die große ungariſche und polniſche Ebene, wodurch auch die Bildung von Gletſchern in derſelben gehindert wird.

Daß ſie aber trotzdem ein wahres, ächtes Schneegebirge ſei, daran wird Niemand zweifeln, der ſich in ihren oberen Theilen etwas umgeſehen hat und weiß, daß es eine große Seltenheit iſt, wie ſelbſt in heißen Jahren bei dem kleinſten Landregen das ganze Gebirge oben in Schnee gehüllt erſcheint. Außer den zahlreichen ewigen Schnee beherbergenden Feldern und Schluchten gibt es in dieſem Gebirge fünf größere Alpenſeen, die ſelbſt in warmen Sommerjahren nicht vollſtändig auftauen. Der bekannteſte iſt der gefrorene See (Ledowe pleso) im Thale der Bialka unmittelbar unter dem polniſchen Kamm. Er liegt zwiſchen ſenkrechten über 100 Klafter hohen Felswänden und wird nur an ſeinem nördlichen Rande während der längſten Tage des Jahres einige Minuten lang von den Sonnenſtrahlen getroffen.

Wir erwähnten bereits, daß die Tatra ſich auch durch die Abweſenheit wahrer Gletſcher auszeichne. Dieſe auffallende Erſcheinung rührt wahrſcheinlich daher, daß die Central-Karpathen ein Rückengebirge ſind und nicht ein Gebirgsſtock, um welchen hohe Berge über Berge ringsum gelagert ſind. Auch ſind die Thäler viel zu kurz und laufen gerade auf die ungariſche oder polniſche Ebene zu, ſo daß ſie ſtets den warmen, aus dieſen Ebenen kommenden Windſtrömungen ausgeſetzt ſind. Hierdurch wird die ewige Eisbildung verhindert. So ganz fehlen indeß gletſcherartige Eisbildungen in der Tatra nicht. An der Südſeite finden ſich im kleinen Kohlbachthale unter der Eisthalerſpitze zerklüftete Eismaſſen, die unteren Ecken von mächtigen Schneeſtreifen. Auch an der nördlichen Seite deſſelben Berges und an anderen Orten können ſie beobachtet werden.

Wenden wir uns zur Thierwelt dieſes Gebirges, ſo treffen wir zunächſt in ſeinen oberen Theilen zwei ächte Alpenbewohner, die Gemſe und das Murmelthier. Daß der Steinbock einſt hier vorgekommen ſein ſoll, beruht entſchieden auf einem Irrthum, denn kein gültiges Zeugniß ſpricht dafür. Die Gemſe bewohnt zur Sommerzeit die hohen Gebirgsrücken über der Krummholzregion und zieht ſich nur im ſtrengen Winter etwas tiefer, mitunter ſelbſt bis in die Waldregion hinab. Sie nimmt aber in Folge der vielen Nachſtellungen bereits ſehr ab und es iſt Gefahr vorhanden, daß ſie ganz ausgerottet werde. Noch näher ſind die Murmelthiere dem Ausſterben, weil man ſie überall, wo man ſie findet, aus ihren Bauen ausgräbt oder ihnen Fallen ſtellt. Sie halten ſich nur in der Krummholzregion auf, ziehen aber die vor Wind geſchützten, nach Süden gelegenen Thäler in der Nähe der Alpenſeen der nördlichen Lage vor. Noch vor 20 Jahren waren ſie in jedem größern Thale häufig, und ihr ſcharfes, durchdringendes Pfeifen belebte die Todtenſtille der obern Tatra in eigenthümlicher Art.

Der Bär iſt in den Centralkarpathen auch ſchon ſelten. Zuweilen kommen noch Exemplare vor, die ſechs Centner wiegen. Auerhähne und Birkhühner, Steinadler und Lämmergeier haben gleichfalls ihren Stand in der Tatra aufgeſchlagen, doch ſind auch dieſe geflügelten Bewohner an keinem Orte häufig.

Wenn auch die Gerlsdorfer Spitze (8374 Fuß) der höchſte Berg der Tatra iſt, ſo iſt doch die weit nach Oſten vortretende Lomnitzer Spitze (8328 Fuß) durch ihre Lage, Geſtalt und leichtere Zugänglichkeit viel berühmter. Sie wird jetzt alljährlich erſtiegen, und die Gefahren dabei vermindern ſich ſtets mehr und mehr durch Auffindung beſſerer Wege und größerer Vertrautheit der Führer mit dem Boden. Wenn ſich auch eine Beſteigung der Lomnitzer Spitze nicht mit dem gefahrvollen Erklimmen der Bergrieſen in den Alpen vergleichen läßt, ſo bleibt doch immer noch tüchtige Arbeit für die Beſteiger übrig. Einen der neueſten Berichte entnehmen wir dem oben angeführten Werkchen Hildebrands, der im September 1862 mit zwei anderen Magdeburgern bis zum Gipfel gelangte.

Parallel mit dem Bellaer Thale und von demſelben getrennt durch den mächtigen Schlagendorfer Grat, deſſen äußerſte Baſtion die Königsnaſe bildet, ſtreicht von dem Hauptkamme des Gebirges aus ſüdöſtlich das kaum drei Stunden lange Kahlbachthal, eins der ſchönſten in der Tatra. Nach Oſten hin wird es von dem gewundenen und in mehrere Seitenäſte verlaufenden Lomnitzer Grate begrenzt, auf welchem die eigentliche Spitze ſich aufthürmt. Nach der Käs-

Digitized by Google

marker Ebene zu bildet es ein muldenförmiges geräumiges Becken, durch dessen Tiefen der Kahlbach seine schäumenden und krystallklaren Fluthen wälzt. Etwa in der Mitte aufwärts aber gabelt sich das Thal, indem bis hierher zwischen dem Schlagendorfer und Lomnitzer Grate der gleichfalls vom Haupträcken auslaufende Mittelgrat reicht. Hier vereinigen sich der große und kleine Kahlbach, und durch das Thal des letztern ersteigt man den Lomnitzer Grat. „Wir waren über die untere Region der Nebel hinaus", so beginnt Hildebrand die Schilderung seiner Ersteigung, „und hatten die grausigen

Ueber dürftige Matten und breites Geröll führt ein vielfach gewundener Pfad weiter aufwärts. Mühe und Anstrengung kostete es vollauf, bis wir halb 11 Uhr den Kamm betraten, über welchen nun nördlich, uns zur Linken, die Lomnitzer Spitze in wahrhaft schauerlichen Formen sich aufthürmt. Ich weiß diese nicht besser zu beschreiben, als wenn ich sie ein Convolut gebündelter Granitsäulen nenne, von denen die mittleren oder centralen, welche zugleich die höchsten sind, schnurgerade aufstehen, die äußeren oder peripherischen und zugleich niedrigeren sich mit geringer Neigung

Slovakische Trachten. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Wände des Lomnitzer- und Mittelgrates, so wie die letzten und höchsten Staffeln des Thals, auf denen fünf Seen versteckt liegen, auch von Zeit zu Zeit die Lomnitzer Spitze selbst vor Augen. Um neun Uhr früh war der sogenannte Feuerstein erreicht, eine Halbgrotte, in welcher oft Besteiger übernachten. Nun beginnt ein ernstes und strenges Steigen, denn es folgt die sogenannte Probe. Mit diesem nicht übel erfundenen Namen haben die Führer eine schmale und jähe Felsschlucht zur Rechten belegt, in welcher man sich bereits mit Hülfe der Hände emporarbeiten muß, um an die oberen Hänge und von da aus auf die Höhe des Grates zu gelangen.

ringsum an jene anlehnen. So laufen denn von der obersten rauhen und zerklüfteten Plattform nach allen Seiten nackte und jähe Spalten hinab, 3000 Fuß lang und länger, je nachdem sie entweder auf dem Kamme des Lomnitzer Grates endigen, oder über denselben hinweg zu Thal sich fortsetzen, und diese sind in längeren oder kürzeren Zwischenräumen mit kleinen, oft nur wenige Fuß, ja, wenige Zoll breiten Absätzen ausgekleidet. In einer dieser natürlichen Rinnen mußten wir emporklimmen. Um jedoch diese zu gewinnen, hatten wir zuerst einige Trümmerlager zu übersteigen und sodann um eine glatte Felswand uns zu winden. Nun

gings aufwärts in der am ſüdöſtlichen Abhange erreichten Spalte und immer weiter aufwärts, ſo daß dieſe je länger je tiefer vor dem Rückblickenden ſich ausdehnte. Die Führer waren wie ſchützende Genien überall zur Seite und machten jeder peinlichen Verlegenheit ſofort durch praktiſche Handgriffe ein Ende. Fünfviertel Stunden dauerte dieſes Klettern, bis wir den Gipfel erreicht hatten. — Der keineswegs unfreundliche Tag zeigte ſich uns ziemlich abhold.

Slovakiſche Typen. (Originalzeichnung von F. Kamy.)

Es war faſt windſtill und kein Regentropfen beläſtigte uns auf dem wilden und zackigen kleinen Gipfelplateau. Aber das Panorama, an deſſen Genuß wir ſo ernſte Mühen geſetzt hatten, blieb zur Hälfte verhüllt. Südlich und öſtlich, alſo nach der das Tatragebirge umziehenden ungariſchen Ebene hin, feierte die Sonne ſo eben ihren vollſtändigen Sieg über die Nebel des Morgens. Der

Goralen aus der Tatra. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

größte Theil der Zips mit dem hochaufragenden Königsberge lag frei und offen da. Die zahlreichen Ortſchaften dieſes Gebietes ließen ſich wohl unterſcheiden, und jenſeits der freundlichen Landſchaft begegnete eine Menge blauer Höhenzüge und einzelner Gipfel dem weit ſchweifenden Blicke. Staunend ſchauten wir in das zu unſeren Füßen liegende Kahlbachthal mit ſeinen wilden Granitwänden. Wir ſahen die fünf Seen, welche das oberſte Becken füllen, ſahen den Bach, wie er aus dieſer erhabenen und geheimnißvollen Quellregion an glatten Felswänden zu tieferen Staffeln hinabſchießt, dann unter der Erde verſchwindet und, aus öden Trümmern wiederum ans Tageslicht hervorbrechend, in mannigfachen Windungen zur Ebene hinauseilt. — Das Abſteigen von der Spitze iſt faſt noch ſchlimmer, als das Hinaufklimmen, es iſt eine wahre Schornſteinfegerarbeit! Nach Anweiſung der Führer mußten wir, den Rücken gegen den Berg und das Angeſicht gegen die Tiefe gewendet, in den Felsſpalten uns hinabwinden, wobei denn meiſtens die Hände den Körper zu tragen, die Füße oft lange vergeblich nach einem feſten Stützpunkte zu taſten hatten."

Die hohe Tatra, an und für sich ein interessantes Gebirge, nimmt unsere Aufmerksamkeit besonders noch dadurch in Anspruch, daß hier Menschen verschiedenartiger Nationalitäten zusammenstoßen, sich durchkreuzen, vermischen, in einander aufgehen oder kalt und abstoßend neben einander leben. Hier ist gleichsam ein Mikrokosmos, ein Abbild des österreichischen Völkergewimmels zu finden, denn Slowaken, Polen, Deutsche, Ruthenen und Magyaren wohnen theils dicht an der Tatra, theils in nicht zu weiter Entfernung davon. Jedenfalls berühren sich die zuerst genannten drei Völker im Gebiete des Hochgebirges selbst, während die beiden anderen nur versprengte Zweige dorthin senden. Ein Blick auf Czörnigs ethnographische Karte Oesterreichs zeigt, wie die Deutschen namentlich im Osten der Tatra in der Zips sitzen, während die Nordseite von Polen, die Süd- und Westseite von Slowaken eingenommen wird.

Die uralten deutschen Kolonien der Zips,*) welche mitten im slowakischen Sprachgebiete eine große Sprachinsel bilden, stammen aus der Zeit Geysa II. (1143). Reynaldus soll der erste Führer und Graf dieser zipser Sachsen (Dux et comes Saxonum) gewesen sein. Sie gründeten viele Orte, wovon die 24 zipser Städte einen Bund, mit Leutschau an der Spitze, schlossen. Als tüchtige deutsche Männer, welche den Segen deutscher Kultur, deutsche Gewerbthätigkeit und deutschen Fleiß nach dem fernen Osten Ungarns trugen, wurden sie mit vielen Privilegien versehen, von denen im Jahre 1370 schon die „Willkür der Sachsen in dem Zips" aufgezeichnet wurde. Die Begrenzung der deutschen Sprachinsel können wir durch folgende Orte am besten andeuten: Deutschendorf (Poprad), Velka, Schlagendorf, Neu- und Alt-Waldorf mit Schmeks, Reks, Bierbrunn, Pudlein, Maierhöfen, Riesdorf, Matzdorf und Georgenberg. Am nordwestlichen Rande dieser Sprachinsel liegt in herrlicher Lage der bedeutendste Ort am Fuße der Tatra, die Stadt Kesmark, ein willkommener Ruhepunkt für alle Tatra-Touristen. Die deutschen Bauern in den Dörfern dieser Sprachinsel sind meist sehr wohlhabend, wozu neben ihrem Fleiße und ihrer Sparsamkeit die Fruchtbarkeit der Grundstücke viel beiträgt. Ihre Tracht nähert sich der städtischen, die dunkle Farbe in der Kleidung herrscht vor. Noch schätzt man die Zahl der Deutschen in der Zips auf 54,000, aber das Deutschthum stirbt dort aus. Schon seit dem 15. Jahrhundert begann dieser Prozeß des Absterbens; besonders in den zerstreuten Orten nahm das Slaventhum, welches mehr Nachschub hatte, zu. Die Städte, welche einst der Heerd deutschen Bürgerwesens, deutschen Gewerb- und Handelsfleißes, deutscher Bildung waren, nehmen allmälig ein ganz magyarisches Ansehen an. Der Deutsche magyarisirt, aber er nationalisirt sich nicht, wie die Panmagyaren vorgeben; er verliert vielmehr seine Nationalität; er hört auf, Deutsch-Ungar zu sein, ohne je Vollblut-Magyar zu werden. Denn hierzu gehört mehr, als Wechsel der Sprache oder gar Kleidung. Das Deutschthum ist nicht etwas Lebloses; gerade seine zähesten Wurzeln bleiben lebendig, und die „Assimilirung" mit dem Magyarenthum wird auf keine chemische, sondern eine mechanische Mischung hinauslaufen. In dem gesinnungslosesten, wie in dem durch etwaige Ueberzeugung magyarisch gewordenen Deutsch-Ungar wird man den Deutschen, die bleibenden physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten seines Volksthums in der Fülle des Angeeigneten herausfinden. Dieser sittliche Tod der zipser Deutschen ist eben so wenig der Anfang ächt magyarischen Bewußtseins, wie er das Verschwinden aller Eigenschaften deutschen Volksthums, namentlich jener nicht mit sich führt, die so gewichtig in die Wagschale gesellschaftlicher Interessen fallen.

Fragen wir uns aber, wie diese Magyarisirung der Deutschen herbeigeführt wurde, so ist die Antwort, daß wesentlich die Ungunst äußerer Verhältnisse wirkte. Ein beinahe 200jähriger Bürgerkrieg zerrüttete Ungarns Staatsverhältnisse vom 16. Jahrhundert an. Die Geschäfte des Friedens erstarben unter dem Lärm der Waffen, die Städte verarmten, und die deutschen Altbürger mußten magyarischen Neubürgern Platz machen. Der sich einbürgernde Landadel begann den Ton anzugeben, und in die Verstädte drang slavisches Element vom Lande aus. Aber die Deutschen waren es doch gewesen, die diese Städte zur Blüthe brachten und die Grundformen städtischen Wesens deutscher Art, Rath, erwählte Gemeinde und periodische Neubesetzung der Stadtämter, wirken darin fort.

Den Hauptstamm der Tatraanwohner bilden die Slowaken. Zieht man von Preßburg aus auf einer Karte von Ungarn eine gerade Linie von West nach Ost bis Balassa Gyarmat, nordöstlich von Pesth, von hier eine Linie nach Nordost, etwas über Kaschau hinaus und von dort eine gerade nach Nord an die galizische Grenze, so hat man dadurch den nordwestlichen Theil Ungarns eingeschlossen, welcher das Sprachgebiet der Slowaken bildet. Dieser Volksstamm reicht übrigens noch weit in das östliche Mähren hinein und bildet durch das ganze mittlere Ungarn hindurch eine Reihe von Sprachinseln, welche sich bis in das Banat und nach Serbien fortziehen. Oestlich von der Tatra treten in dem so begrenzten Gebiete der Slowaken die deutsche Sprachinsel der Zips und einige ruthenische Kolonien auf. Aber auch abgesehen von diesen Enclaven nehmen die Slowaken einen Landstrich von 600 Geviertmeilen mit mehr als zwei Millionen Einwohnern ein.

Die Sprache der Slowaken ist eine Mundart der tschechischen; wenigstens kann Jeder, der Tschechisch spricht, sich ohne Weiteres, einige unbedeutende Provinzialismen ausgenommen, mit den Slowaken verständigen. Bis vor wenigen Jahren galt auch die tschechische Sprache unter allen Slowaken allgemein als Kirchen- und Schriftsprache, und einige der bedeutendsten tschechischen Schriftsteller, Schafarik und Kollar, waren Slowaken. Vor etwa drei Jahrzehnten jedoch, namentlich als das ungarische Nationalbewußtsein sich zu heben begann, suchten slowakische Schriftsteller durch Schriften, die in slowakischer Mundart geschrieben waren, auf ihr Volk mehr einzuwirken. Von Seiten der Ungarn unterstützte man diese Trennung der tschechischen Schriftsprache, die man fürchten zu müssen glaubte. Die Tschechen geriethen dadurch mit ihren slowakischen Sprachverwandten in Streit.

Auch in religiöser Beziehung sind die Slowaken getrennt. Die meisten bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche, 436,000 aber zur protestantischen; diesen gegenüber erlauben sich die Magyaren fortwährend Uebergriffe, welche auf Einführung der magyarischen Sprache und Bekehrung der protestantischen Slowaken zur „magyarisch-reformirten Kirche" abzielen.*)

Die slowakischen Männer sind ein schöner, starker Menschenschlag, wie die getreuen Zeichnungen von Kanitz beweisen. Namentlich die Liptauer sind fast alle groß, mit breiter Brust und kräftigen Muskeln; dagegen sind sie

*) Ethnographie der österreichischen Monarchie von K. von Czörnig. II. Bd., S. 212 ff. und „Das deutsche Element in Oberungarn", in den „Stimmen der Zeit". 1861, S. 429.

*) Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slowaken von Lic. theol. Johannes Borbis. Erlangen 1863.

etwas ſchwerfällig und nicht ſo leicht beweglich wie der Magyar. Ihre Tracht iſt ſehr einfach: weite weiße Beinkleider (an vielen Orten auch eng anliegend), ein kurzes kaum bis zur Hüfte reichendes Hemd, ein zwei Hände breiter mit Metallknöpfen beſetzter brauner Ledergürtel, in welchem das Geld und ein Meſſer ſtecken, ein brauner Mantel von grobem Filz (Halina), endlich ein breitkrämpiger ſchwarzer Hut und große ſchwere Stiefel bilden die gewöhnliche Tracht der Männer, wozu man ſich noch die unentbehrliche „Walaſchka“, einen mit ſcharfer Hacke verſehenen Stock, denken muß. Das weibliche Geſchlecht jedoch tritt weniger vortheilhaft hervor; hübſche Geſichter ſind ſelten, höchſtens unter den Mädchen. Auch trägt die Tracht der Frauen nicht viel zu ihrer Empfehlung bei, denn die ſchweren Stiefel und die engen ſchwarzen Röcke mit den langen weißen Schürzen geben ihnen ein plumpes, ſchwerfälliges Ausſehen.

Der Slowake iſt vorzugsweiſe Bauer und beſtellt mit vielem Fleiße den verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Gebirgsboden, welchen ihm die Natur in Ungarn angewieſen. Nur in einigen Thälern, wie im Grau- und Waagthal, beſitzen die Slowaken fruchtbare Landſtriche. Und da zudem auch die landwirthſchaftlichen Kenntniſſe des Volkes ſehr gering ſind, ſo iſt der Slowake ſelten wohlhabend oder gar reich, wie dies an ſeinem ſchlechten Pferde- und Viehſtand zu ſehen iſt, dem er weder hinreichend Futter gibt, noch Pflege angedeihen läßt.

Im Allgemeinen iſt der Slowake ziemlich gutmüthig und, ſo weit es ſeine Armuth erlaubt, gaſtfrei. Räubereien und Gelddiebſtähle kommen ſelten vor; nur Viehdiebſtähle ſind im Hochgebirge häufig; ſie werden mit großer Kühnheit ausgeführt und, wenn ſie gelingen, niemals geahndet. Die Slowaken haben ein tiefes religiöſes Gefühl, beſonders die Evangeliſchen, deren Einigkeit jedoch durch heftige Streitigkeiten wegen des Proteſtantenpatentes geſtört wurde. Volksbewußtſein und Volksunterricht haben ſich jetzt unter den Slowaken ſichtlich gehoben. Sie gründeten einen Verein zur Herausgabe guter Volksſchriften und beſitzen bereits über ein halbes Dutzend in ihrer Mundart erſcheinende Zeitſchriften. Von großem Nachtheile für die geiſtige und materielle Entwicklung des Slowaken iſt ſeine Vorliebe für den Branntweingenuß, die er mit ſeinem polniſchen Nachbar gemein hat.

Zum Schluſſe erwähnen wir noch die Bewohner der Nordſeite der Tatra, die Goralen oder Podhalanen. Sie haben viel Aehnlichkeit ſowohl in der Körperbildung wie in ihren geiſtigen Eigenſchaften mit den auf der Südſeite wohnenden Slowaken, ſo weit Letztere als Bewohner der Tatra betrachtet werden können. Eine große Elaſticität des Körpers und Geiſtes iſt beiden gemeinſchaftlich, und die Unmöglichkeit, von dem unfruchtbaren Boden allein ſich zu nähren, nöthigt Viele auszuwandern und in der Fremde ihr Brot zu ſuchen. Dies iſt bei den Goralen der Fall und ſie bringen, von ihren Wanderungen heimgekehrt, eine Fülle von Kenntniſſen und Erfahrungen mit, welche den ſtillſitzenden Bewohnern fruchtbarer Ebenen fehlt. Die Goralen ſind von mittlerer Größe; ihr Anzug beſteht aus einem kurzen bis unter die Bruſt reichenden Hemde, eng anliegenden Beinkleidern aus grobem weißen Tuche; als Fußbekleidung lederne Sandalen, welche mit Riemen bis an die Waden zugeſchnürt ſind, um die Hüften ein breiter Ledergurt, eine weiße, öfter aber braune „Gunja“ (Mantel), meiſt mit Aermeln verſehen, ja oft bei den Bewohnern der größeren Orte die Form eines langen weiten Rockes annehmend, endlich ein niedriger Hut mit ſchmalem Rande, welcher das lange bis auf die Schultern herabhängende Haar bedeckt. Die Frauen dagegen ſind reicher gekleidet und unterſcheiden ſich nicht nur dadurch, ſondern auch durch ihre ausdrucksvollere Geſichtsbildung vortheilhaft von den Frauen ihrer Nachbarn, der Slowaken. Sie tragen reich gefaltete Röcke aus geblümten Stoffen, über welche vorn eine durchſichtige Muſſelinſchürze gebunden wird, weiße Hemden mit weiten geſtickten Aermeln, ein grünes, vorn zugeknöpftes Leibchen, gelbe Stiefel und gewöhnlich ſtatt des Shawls ein langes Stück Muſſelin über die Schultern geworfen. Das reich gefettete Haar iſt in eine einzige Flechte vereinigt.

Die Goralen übertreffen an Intelligenz die meiſten Bauern Galiziens; ſie zeigen ſich wißbegierig, viele können leſen, einige ſogar ſchreiben. Sie ſind ausdauernd, ſparſam, dem verderblichen Schnapstrinken weniger ergeben als die meiſten polniſchen Bauern, doch andererſeits leidenſchaftlich und rachſüchtig. Sie wohnen in großen, gut bevölkerten Dörfern und gehören zu dem wohlhabendern Theile der Landbevölkerung. Schon ihre Häuſer zeichnen ſich vor denen im übrigen Lande vortheilhaft aus, denn häufig ſind ſie von Stein und im Innern ziemlich reinlich. Den Sommer über ernähren ſich die Leute vom Ertrage des Viehes, welches ſie oft auf Monate vom Hauſe weg ins Gebirge ſenden. Mit Butter, Käſe, Leinwand und anderen in ihrer Gegend erzeugten Dingen treiben ſie Handel und ziehen damit oft bis in die Türkei hinab. Wie alle Gebirgsbewohner liebt auch der Goral ſeine Heimath leidenſchaftlich. Er behauptet, daß weder Speiſe, noch Trank, noch Klima irgendwo ſo vorzüglich ſei, wie in ſeinen Bergen, obwohl er zu Hauſe die ganze Zeit nichts als Haferſuppe und Hafermehlkuchen ißt, und obwohl daſelbſt noch im Juli und Auguſt manchmal Schnee fällt und der Winter beinahe ſechs Monate dauert.

Pompeji und ſeine Bewohner.

II.

Neueſte Funde. — Brunnen, Bäder und Häuſer.

Als unſer erſter Aufſatz über Pompeji bereits im Druck war, fanden wir in einem Schreiben aus Neapel vom 30. Juli (Athenäum Nr. 1922) Nachrichten über die allerneueſten Ausgrabungen. Man hat einen Brunnen bloßgelegt, deſſen Waſſer ſo friſch und klar iſt, wie es nur vor 1800 Jahren geweſen ſein kann. Derſelbe befindet ſich in dem Keller eines Hauſes, in welchem auch allerlei bemerkenswerthe Gegenſtände gefunden worden ſind, z. B. eine ſehr ſchöne kleine Statue. Der Brunnen iſt 65 Fuß tief und hat jetzt 15 Fuß hoch Waſſer. Um ihn herum läuft eine

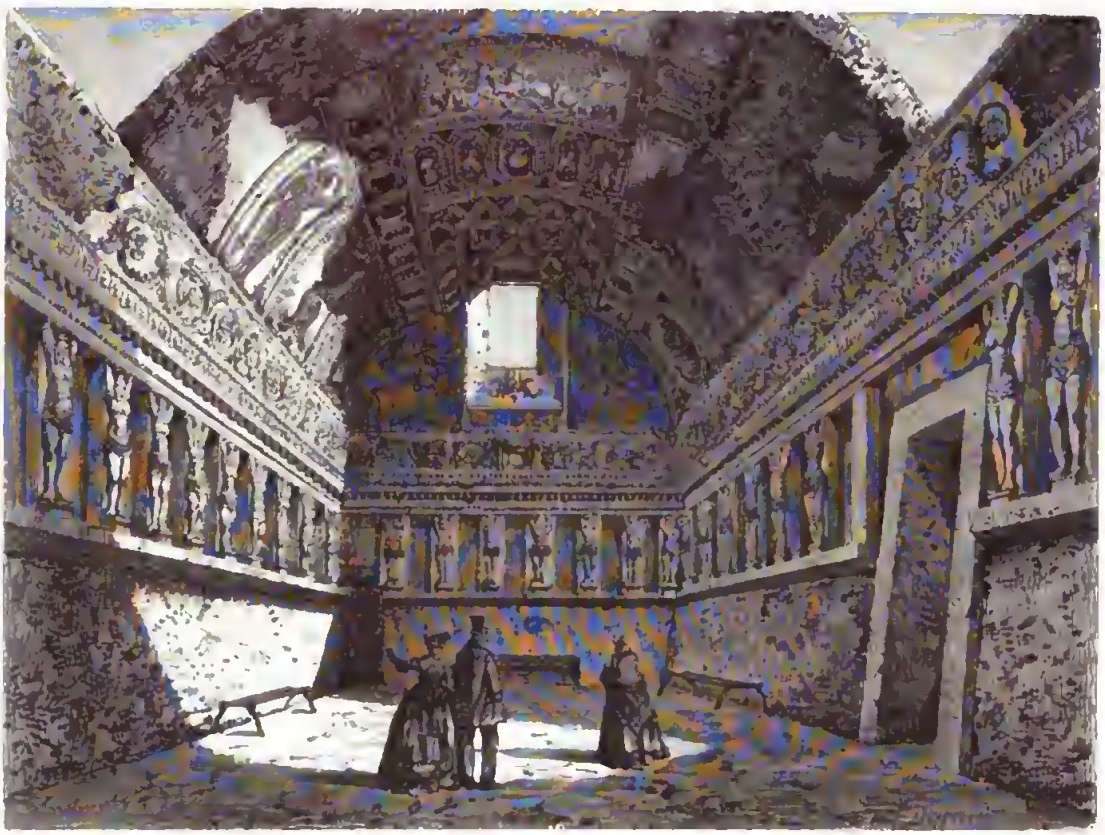
Digitized by Google

niedrige Brüſtung; im Uebrigen hat er weiter keinen Schutz und iſt unbedeckt. Die Frage, wie es gekommen ſei, daß er nicht verſchüttet wurde, erklärt ſich daraus, daß der Aſchenregen den Eingang zum Keller völlig verſperrt hat; ſo blieb er völlig unverſehrt. Vor ihm war ein Altar der Laren angebracht.

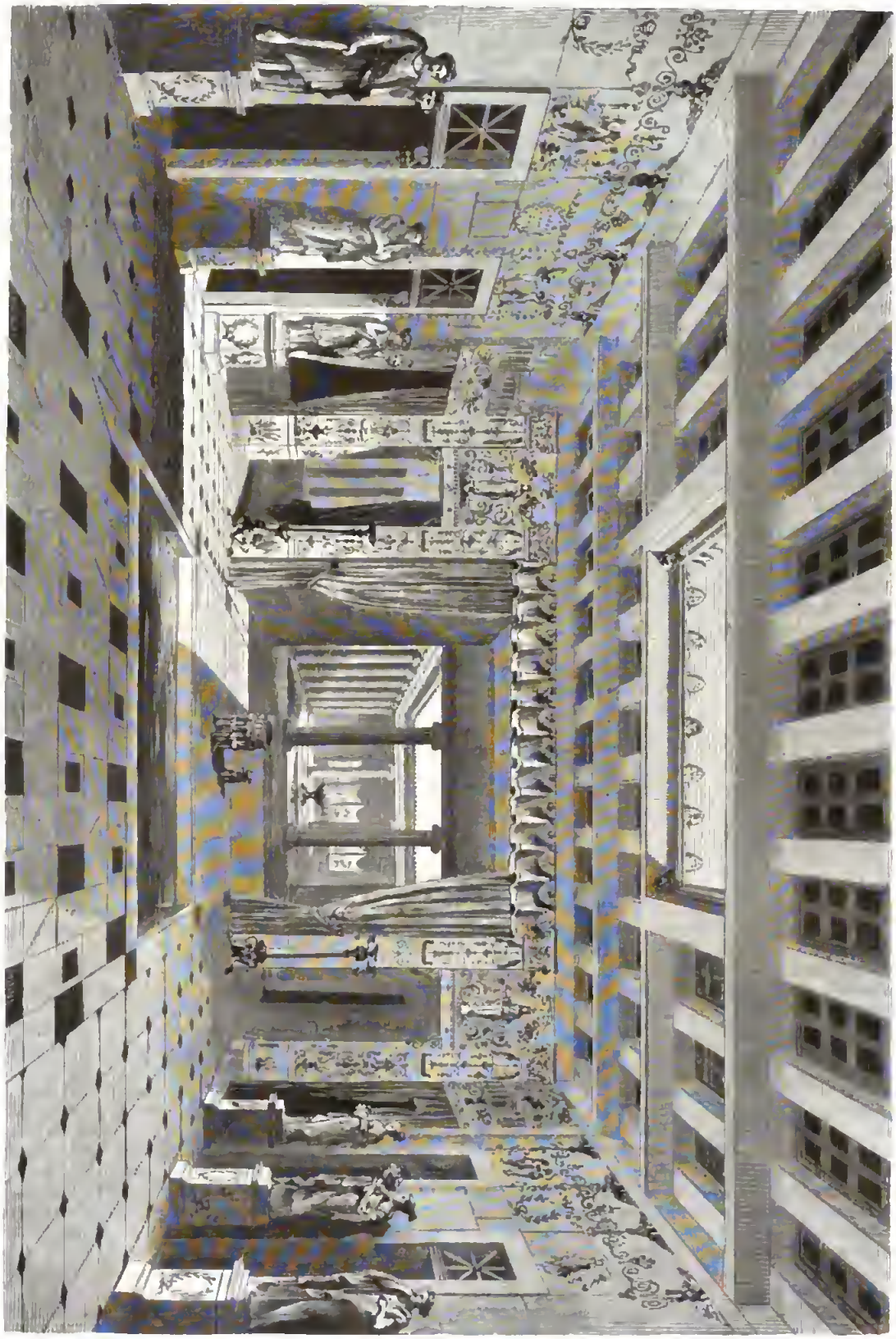
Dieſer Brunnen kann als eine Merkwürdigkeit betrachtet werden. Overbeck (S. 173) hebt hervor, daß Pompeji vermöge ſeiner Lage auf einem Lavahügel im Alterthum nicht eine einzige lebendige Quelle innerhalb ſeiner Mauern gehabt habe, während jetzt einzelne Brunnen durchgebohrt worden ſind. Das Waſſer des Sarno konnte ohne große Pumpwerke nicht in die Stadt gebracht werden. Das Trinkwaſſer muß alſo vermöge einer künſtlichen Leitung von einem höher gelegenen Punkte an den umliegenden Bergen nach Pompeji geführt worden ſein. In der That iſt faſt keine Straße ohne einen öffentlichen Brunnen geweſen, der immer friſch fließendes Quellwaſſer gab. Dieſe Brunnen ſtehen zumeiſt an der Scheide zweier oder mehrerer Straßen, und die meiſten größeren Häuſer hatten dergleichen, oft als Fontänen, innerhalb ihrer Mauern. Wie kennen ſehr wohl die Waſſerleitung innerhalb der Stadt; ſie beſteht aus theils gemauerten, theils thönernen oder bleiernen Röhren, welche das Waſſer durch alle Stadtviertel vertheilten und durch kleinere Bleiröhren in die öffentlichen und Privatbrunnen ergoſſen.

Der nun aufgefundene Brunnen von 65 Fuß Tiefe beweiſt aber, daß man in Pompeji ſelbſt auch Brunnen gegraben hat, doch wird wohl die Hauptmenge des erforderlichen Waſſers durch die Leitungen beſchafft worden ſein.

Unter den Entdeckungen der beiden letztverfloſſenen Jahre ſind manche von erheblichem Werth. Fiorelli hat die Anordnung getroffen, daß manche Gegenſtände nicht mehr, wie früher, nach Neapel ins Muſeum geſchafft werden, ſondern in den Häuſern bleiben, in denen ſie gefunden wurden. So iſt das im vorigen Artikel erwähnte Bäckerhaus nun ſo hergeſtellt, wie unſere Abbildung (S. 8) zeigt, mit Mühlen, Knetetrögen, Mehlkiſten ꝛc. Vor Kurzem hat man aber unmittelbar neben dieſer Bäckerei eine zweite entdeckt, die noch viel größer iſt. Das Wohnhaus des Beſitzers derſelben nimmt ſich recht ſtattlich aus, hat einen doppelten Eingang mit Atrium und Periſtyl, und der Bäcker iſt offenbar ein wohlhabender Mann von Geſchmack geweſen. In ſeinem Hauſe fand man ein Gericht, das eben für den Tiſch zubereitet wurde, als die große Kataſtrophe hereinbrach. Auf dem Kochofen in der Küche ſtand eine, zur Hälfte mit Aſche gefüllte Bratpfanne; in derſelben lag auf dem Boden eine verhärtete Maſſe, die urſprünglich das in die Pfanne gelegte Fleiſch geweſen iſt, von welchem man noch den Abdruck in der Aſche ſieht; er zeigt das genaue Facſimile eines Ferkels, das zur Mittagsſpeiſe beſtimmt war. Auch hat man das Gerippe eines Pferdes gefunden, das nun geſchickt zuſammengeſetzt und in einem der Zimmer aufgeſtellt worden iſt. Man hatte ſchon früher zwei andere Pferde aus der Aſche gegraben. Alle dieſe pompejaniſchen Roſſe waren klein,



Das Tepidarium in Pompeji. (Nach einer Photographie.)



Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

aber von hübſcher Geſtalt und von der Art, welche noch heute im ſüdlichen Italien vorkommt. Die weiter oben erwähnte Statue ſtellt einen Silen dar, iſt 15 Zoll hoch und ſteht auf einem kreisrunden Broncepiedeſtal; die Arbeit iſt ganz vortrefflich.

Der bis jetzt aufgedeckte Theil von Pompeji hatte zwei große öffentliche Bäder, unter denen die ſtabiſchen Thermen die bedeutendſten waren. Dieſe Bäder bilden einen von vier Straßen umgebenen Gebäudecomplex, eine ſogenannte Inſula, für ſich, liegen nördlich vom Forum, einerſeits an der Hauptſtraße der Fortuna, andererſeits an der Verlängerung der Straße des Merkur; in dieſen beiden ſind die Haupteingänge, während die dritte Straße, mit einem beſondern Eingange, und die vierte, weſtlich und ſüdlich, nur unbedeutend erſcheinen. Die Thermen bedecken in ihrer Geſammtheit ein unregelmäßig viereckiges Areal von 49½ Meter Breite an der Straße der Fortuna und 28 M. 30 C. an der kleinen ſüdlichen Straße; die mittlere Tiefe beträgt 53 Meter.

Der Eingang von der Straße des Merkur iſt ganz erhalten und überwölbt die umliegenden Läden, um dem obern Stockwerk und den großen Wölbungen der eigentlichen Baderäume einen feſten Halt entgegen zu ſetzen. Man kam durch einen Gang in einen mit Säulen umgebenen Hofraum, der etwa 60 Fuß im Geviert hielt. In dieſer Ambulatio verſammelten ſich die Leute und warteten ab, bis ein Bad für den Einzelnen frei wurde, dort unterhielten ſie ſich; vielleicht nahmen ſie auch körperliche Uebungen vor oder beluſtigten ſich mit allerlei Spielen. Nach Overbecks Anſicht vertrat dieſer Hof im Kleinen die großen Anlagen der Kaiſerbäder in Rom, welche ähnlichen Zwecken dienten, alſo den Ambulationen, Sphäriſterien, Gymnaſien, Xyſten ꝛc.; wahrſcheinlich war er mit ſchattenſpendenden Bäumen bepflanzt und ein ſehr anmuthiger Aufenthalt. Auf den Wänden des Portiens findet man viele öffentliche Anzeigen, z. B. von Spielen im Amphitheater, welche Jagd, Athleten, Zeltdach und Beſprengungen (venatio, vela und sparsiones) verheißen. Sparſiones hießen Beſprengungen der Zuſchauer mit feinem Staubregen aus Spritzwerken, die zu ſolchem Zwecke beſonders conſtruirt waren; ſie und das Zeltdach beförderten die Kühlung in den Zuſchauerräumen, und manchmal wurde, in Rom wenigſtens, wohlriechendes Waſſer zu denſelben verwandt.

In dem Umgange des Hofraumes hat man das Schwert und die Büchſe des thürhütenden Badewärters gefunden; das Bad war billig und koſtete nur einen Quadrans, d. h. einen halben Silbergroſchen. An den Hof ſtößt ein offenes, überwölbtes Gemach, die Exedra mit Sitzen; ſie war ein Warte- und Unterhaltungszimmer, in welchem man ſich abkühlte, bevor man in das kalte Bad ſtieg, und am Abend ſo erleuchtet, daß das Licht der Lampen durch Fenſteröffnungen zugleich in das Tepidarium hinter der Exedra und in das Frigidarium (die Natatio, das Becken mit kaltem Waſſer) fiel. Wer ſich in den Gängen und in der Exedra ausgeruht hatte, ging in das Apodyterium, Auskleidezimmer, deſſen Wände gelb bemalt ſind; die Decke iſt gewölbt, der Fußboden beſteht aus einer groben weißen Moſaik mit ſchwarzem Rande. An den Wänden laufen ſteinerne Bänke hin; in jenen ſieht man Löcher, in denen verkohlte Pflöcke, zum Aufhängen der Kleider, gefunden wurden. Dieſe waren unter der Obhut des Capſarius, eines Badeſklaven, welcher die Werthſachen in einem Schranke, Capſa, verwahrte; er hatte neben dem Apodyterium ein kleines Zimmer, wo Salben und Oele ſtanden; daher heißt ſolch ein Zimmer Eläothe-ſium. Das Auskleidezimmer erhält ſein Licht durch ein großes Fenſter, deſſen Glasſcheiben auf der einen Seite matt geſchliffen waren, damit man von dem Dache des anſtoßenden Schwimmbeckens, des Frigidariums, nicht hinein ſehen konnte. Bereitung und Verwendung des Glaſes waren ganz allgemein.

Das Frigidarium, kalte Bad oder, uneigentlich ſo bezeichnete, Schwimmbecken iſt vollſtändig erhalten; es erhielt ſein Waſſer aus einer vier Fuß über dem Boden angebrachten kupfernen Röhre und hat im Innern vier halbrunde Niſchen, scholae, Ruheplätze; in der Mitte befindet ſich die piscina, das Waſſerbecken. Das Tepidarium von 10 Meter Länge und 5 M. 60 C. Breite, war ein Gemach, in welchem ſich Jene entkleideten, welche die heißen Bäder und die Dampfbäder im Caldarium gebrauchen wollten. Daſſelbe wurde durch einen beweglichen Herd von Bronce und dann auch durch heiße Luft erwärmt, welche aus dem neben anliegenden Caldarium unter den hohl gelegten Fußboden geleitet wurde. Die Wärme war trocken und mäßig; dort wurden auch die mit dem Gebrauche der Schwitzbäder verbundenen Reibungen und Salbungen von den Salbern, Unctores, vorgenommen. Das pompejaniſche Tepidarium iſt reicher geſchmückt als alle anderen Abtheilungen der Thermen. Der Fußboden iſt mit weißer ſchwarzumrandeter Moſaik belegt, die Wölbung der Decke reich mit Stuccaturarbeit und Malerei auf farbigem Grunde verziert, die Korniſche wird von Statuen getragen, die Wände ſind roth gefärbt. So erſcheint das Gemach elegant und prächtig. Die Statuen, welche die Korniſche der Deckenwölbung tragen und die man, mit einem techniſchen Ausdruck, als Atlanten oder Telamonen bezeichnet, ſtehen auf einer rings um das Gemach vorſtehenden Platte auf kleinen Vaſen oder vor flachen Pfeilerchen, welche Niſchen zwiſchen ſich laſſen. Wahrſcheinlich ſtanden dort am Abend Lampen zur Beleuchtung des Tepidariums. Die Telamonen ſind 2 Fuß 2 Zoll hoch aus gebranntem Thon und von kräftiger Naturwahrheit.

Stuccaturarbeit und Malerei ſind in dieſem Gemach ungemein reich. Der Grund iſt theils roth, theils blau; die Figuren der äußern Reihe ſind weiße Reliefe, die kleineren Figuren der Mitte leicht weiß gemalt. Der Rand bildet eine geſchmackvolle Stuccoarabeske, weiß auf rothem Grunde. Das große Fenſter, durch welches Licht in das Tepidarium fiel, iſt erhalten. Man fand in dem Gemache drei Bänke von Bronce und einen ehernen Heerd, und auf den Sitzen die Inſchrift, daß Marcus Nigidius Vaccula dieſelben geſchenkt habe. So war das Tepidarium.

Aus dieſem gelangt man in das Caldarium, deſſen Thürflügel ſich durch ihr eigenes Gewicht ſchloſſen, damit keine Zugluft entſtehen konnte. Denn hier war das warme Bad Hauptzweck. Die drei Theile deſſelben ſind: das Laconicum, eine runde Niſche mit der großen Wanne (labrum) für kalte Abwaſchungen nach dem Schwitzbade; in der Mitte das eigentliche Caldarium, der Raum für das Schwitzbad mit unterhöhltem Fußboden (suspensura) und hohlen Wänden, durch welche die heiße Luft zog; ſodann eine viereckige Wanne für das warme Waſſerbad (lavatio calda). Unmittelbar neben dem Caldarium lag die Vorrichtung zum Heizen, feſtes Mauerwerk mit Heerd und eingemauerten Keſſeln; in dem Vorraume des Heerdes hat man noch eine beträchtliche Menge Pech gefunden, mit welchem der Heizer, furnacarius, die Hitze ſteigerte.

Das Frauenbad war von jenem für die Männer getrennt.

Wir ſind etwas näher auf die Schilderung der pompejaniſchen Thermen eingegangen, weil gerade jetzt in faſt

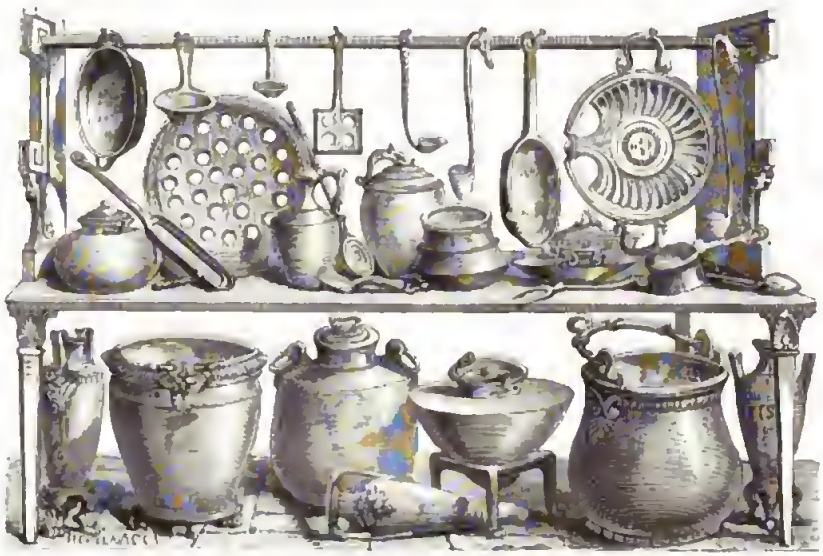
Digitized by Google

allen unſeren größeren Städten nach ähnlichem Princip ſogenannte römiſche Bäder angelegt werden.

Wir werfen einen Blick auf die Häuſer und deren Einrichtung. Vor der Entdeckung Herculanums und Pompejis konnten wir uns von den bürgerlichen Wohnhäuſern der Alten keine genaue Vorſtellung machen, nicht alle Einzelnheiten überſetzen; jetzt kennen wir ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange. Im Erdgeſchoſſe des antiken Hauſes finden wir eine viel größere Zahl von Räumlichkeiten als in unſeren Wohnungen, die zumeiſt eine größere Anzahl von Stockwerken haben. Nehmen wir z. B. eines der bedeutendſten Häuſer in Pompeji, jenes des Panſa, welches näher geſchildert werden ſoll, ſo enthält daſſelbe im Erdgeſchoß etwa 50 verſchiedene Räumlichkeiten. Um dieſe beträchtliche Menge von Zimmern, Kammern, Gängen ꝛc. anzulegen, bedurfte der alte Baumeiſter nicht mehr als 100 Fuß Front und 200 Fuß Tiefe des Areals. Die Alten konnten, bei ihrer Lebenspraxis, ihre einzelnen Wohnräume viel kleiner machen, als wir es thun könnten; wir Neueren würden, wie Overbeck hervorhebt, in einer beträchtlichen Zahl kleiner und mittlerer Häuſer Pompejis uns faktiſch nicht bewegen können und nicht einmal unſern nothdürftigſten Hausrath unterzubringen wiſſen. In Pompeji laſſen ſich mehrſtöckige Gebäude allerdings nachweiſen, ſie haben aber nur ungefähr die Höhe unſerer mittleren gewöhnlichen Häuſer. Selbſt in Rom verbot Kaiſer Auguſtus über 70 Fuß rhein. hoch zu bauen, und Hadrian ſetzte dieſe Höhe auf 60 Fuß herab.

Das normale griechiſche und römiſche Haus beſteht aus zwei hinter einander liegenden Hälften, die ſich im Weſentlichen ihrer Anlage wiederholen; aber beim erſtern gehört die vordere Hälfte dem Manne und dem Verkehr mit der Außenwelt, die hintere der Frau, welche dort die Wirthſchaft führt; im römiſchen Hauſe iſt der vordere Theil gleichfalls der Oeffentlichkeit, der hintere dem Familienleben beſtimmt. Im vordern hatte Jedermann Zutritt; dort verſammelten ſich die Klienten, um dem Patron aufzuwarten; dort befanden ſich auch die Gemächer und Gegenſtände, durch welche man Reichthum und Rang zeigen wollte; bei ärmeren Leuten fiel die Unterſcheidung der beiden Haustheile natürlich weg.

Nur vor großen Häuſern und Paläſten befand ſich eine Area, die mit einem Porticus umgeben oder auch mit Bäumen bepflanzt war, und erſt hinter derſelben liegt die Hausthür an der Straße; ſie führt in das vestibulum, die Hausflur, welche abgeſchloſſen werden konnte; es war eine Art von Vorzimmer für ungeladene Beſucher. Dann folgt die innere Hausflur, ostium, mit einem Zimmer für den Hausmann, Thürwärter, ostiarius, und wieder das Atrium, wovon man fünf verſchiedene Arten hatte; eine derſelben war bedeckt. Um dieſen Hauptraum des vordern Haustheiles gruppirt ſich eine Reihe von Gemächern, welche ihren Ausgang in das Atrium haben und von ihm Licht empfangen. Sie haben ſehr verſchiedene Beſtimmungen. Die offenen, zwiſchen Mauern, Pfeilern oder Säulen eingefaßten Zimmer nannte man Alae, Flügel; ſie dienten auch als Audienzgemächer. An der hintern Seite des Atriums befand ſich das Tablinum, wo die Ahnenbilder und die Geſchlechtstafeln der Familie ſich befanden; zu beiden Seiten deſſelben waren Durchgänge, fauces, und durch dieſe gelangt man in den innern, privaten Theil des Hauſes, der eine Wiederholung des Atriums in erweitertem Maaßſtab iſt. So bildet den Mittelpunkt der ganzen hinteren Anlagen wieder ein offener, ſäulenumgebener Hof, das Periſtylium (oder der Portieus), das aber viel weiter offen iſt als das Atrium, immer von Säulen umgeben, welche oft einen obern Umgang tragen. Um dieſen manchmal gartenartigen Hof gruppiren ſich die Privatgemächer der Familie, ähnlich wie die Zimmer des Vorderhauſes um das Atrium, z. B. jene zum Ankleiden, zum Schlafen (cubicula); die Speiſezimmer (triclinia) mit Bänken oder Ottomanen, welche daſſelbe an drei Seiten umgaben, während die vordere, vierte, frei blieb für den Diener, welcher aufwartete. In den Oeci oder größeren Geſellſchaftszimmern konnte man ein paar Triclinien ſtellen. In dieſem hintern Theile befanden ſich auch Küche und Vorrathskammer. Im obern Geſchoſſe waren Coenacula und Ergaſtula, Zimmer für die Sklaven und zum Arbeiten; Kellerräume ſind in Pompeji ſelten.



Broncene Küchengeräthſchaften in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Als Urbild eines vornehmen Hauſes können wir jenes des Aedilen Panſa betrachten und an dieſem die Einzelnheiten klar machen; es iſt ſehr regelmäßig und einfach. Im Atrium ſieht man freilich nur noch das Waſſerbecken (impluvium) und die Theilungswände der Gemächer des Erdgeſchoſſes. Dann gelangt man in ein großes Zimmer, nachher in ein kleineres, dann in einen Corridor und in acht Alkoven an den Seiten. Von dieſen waren drei zu jeder Seite Schlafgemächer (cubicula), die auch hier, wie überall in Pompeji, ſehr klein ſind, denn ſie hatten eben nur Platz für das Bett, deſſen Stelle durch eine gemauerte Erhöhung bezeichnet wird; auf dieſe legte man Matratzen und Thierfelle; doch hatte man auch Bettſtellen unſrer Art aus Holz und aus Bronce. Dieſe Cubicula erhielten ihr Licht duech die Thür, welche in den Sommernächten wohl offen blieb.

Dann folgen die ſchon oben erwähnten Alae, wo der Hausherr die Morgenbeſuche empfing; weiter ſieht man das Tablinum, welches beide Haustheile mit einander verband; dort führen zwei Stufen zum Periſtyl hinauf. Links vom Tablinum lag die Bibliothek, in welcher man noch Bücher gefunden hat, die leider faſt ganz zerſtört waren; rechts waren die Fauces. Das Periſtyl im Hauſe des Panſa war ein Hofgarten mit Säulenhalle; der Oecus war der größte Saal im Hauſe, und an denſelben ſtieß ein kleinerer. Hinten am rechten Flügel war das Triclinium, rechts ein Gang, das Porticum, aus welchem der Hausherr unbemerkt ſich entfernen und auf die Straße gelangen konnte.

An der linken Seite des Periſtyls lagen wieder drei Schlafzimmer, und zur Linken des Oecus, im Hintergrunde, befand ſich die Küche. Noch heute ſtehen die Oefen; als ſie aufgedeckt wurde, fand man noch Aſche und Kohlen; in einem anſtoßenden Kabinet, wie wir ſagen würden, der Speiſekammer, ſtand ein großer Tiſch, und auf einer Bank fand man eine Anzahl von Oelgefäßen.

Es iſt merkwürdig, wie ſehr die Küchengeräthſchaften der Alten den heutigen gleichen, nur waren jene künſtleriſcher und geſchmackvoller. Sehen wir uns nur einmal den Kochtopf an, welcher auf einem Dreifuße ſteht, und rechts von demſelben einen ganz gewöhnlichen Haushaltungseimer; er hat im Henkel einen Ring zum Anhängen, und neben den Ringen, in denen ſich dieſer Henkel bewegt, ſehen wie Zapfen angebracht, durch welche das Niederſchlagen auf den Bauch des Gefäßes verhindert wird. Zur Linken ſteht neben einem gewöhnlichen Keſſel noch ein feiner, deſſen Doppelhenkel auf den Rand niedergelegt ſind. Oben hängen verſchiedene Schöpfkellen; jene mit dem Schwanenkopfe diente zum Herausheben von Wein aus der Amphora; wir ſehen ferner Pfannen, Kaſſerole, Löffel und Gabeln, Töpfe und Krüge oder Kannen und ein durchlöchertes Geräth zum Fierbacken. Selbſt die muſchelförmig geſtaltete, in der Mitte mit einem Geſicht verzierte Paſteten- oder Kuchenform fehlte nicht. Auch Siebe und Durchſchläge machte man von Bronce.

Wir werden über die pompejaniſchen Kunſtwerke in einem folgenden Artikel reden.

Alexander Lehmanns Reiſe nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842.

Bambery-Bamberger. — Lehmanns frühere Reiſen. — Butenew und Chanykow; Veranlaſſung zum Zuge nach Buchara. — Erinnerung an den Spanier Clavijo und deſſen Aufenthalt in Samarkand bei Timur. — Jefremow. — Lehmanns Beobachtungen. — Geſchichtliches. — Phyſiognomie der Stadt. Bauart. Oeffentliche Gebäude. — Timurs Palaſt — Die große Moſchee mit dem Grabdenkmal des Gewaltigen. — Einwohner. — Sklavenmarkt.

Wir haben in unſerer vorigen Nummer darauf hingewieſen, daß Alexander Lehmann vor mehr als 20 Jahren die Hauptſtadt des gewaltigen Timur beſucht hat, und daß ihm die Priorität gebühre, nicht aber, wie Murchiſon behauptete, dem „Magyaren Bambery“! Ueber die Reiſen des Letztern wurde am 16. September zu Dresden im Verein für Erdkunde, von einem Manne, welcher Herrn „Bambery“ in Konſtantinopel gekannt hat, Näheres mitgetheilt. Herr Bambergee, denn ſo lautet der richtige Name, iſt ein israelitiſcher Mann aus Peſth in Ungarn, hat einen offenen Kopf, iſt unternehmungsluſtig und redet mehrere neuere Sprachen ſehr geläufig. In der türkiſchen Hauptſtadt, wo er als Sprachlehrer ſich aufhielt, fand er Gelegenheit, mit Orientalen aus verſchiedenen Ländern zu verkehren und ſich mit ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten genau bekannt zu machen. Er konnte ſich hart in aller Muße genügend zu ſeiner Reiſe nach Innerafien vorbereiten und hat dieſelbe glücklich vollführt. Wahrſcheinlich iſt er ſeinerſeits in dem guten Glauben geweſen, daß er ſeit Jahrhunderten der erſte Europäer geweſen ſei, welcher Samarkand geſehen, und ihm wenigſtens iſt ein ſolcher Irrthum zu verzeihen, wenigſtens den Geographen in London, welche ſchon in Erinnerung an ihre Landsleute Stodhart und Conolly, die in Buchara ermordet wurden, den richtigen Sachverhalt hätten wiſſen ſollen.

Was den Namen Bambery anbetrifft ſo iſt er eine Magyariſirung von Bambergee, eben ſo wie Szarvady von Hirſchel. Es ſind aber nicht blos Leute israelitiſchen Glaubensbekenntniſſes, welche ihren Vaternamen wie ein altes Kleid wegwarfen und ſich magyariſch traveſtirten; auch chriſtliche, ſowohl ſlawakiſche, als leider auch deutſche Menſchen, waren ſo albern, gleichfalls Magyaren ſpielen zu wollen. So nennt ſich der Mann, welcher Ladislaus Magyars Reiſen in Südweſt-Afrika herausgegeben hat, Hunfalvy. Sollte man nicht meinen, er ſei wirklich ein Nachkomme jener wilden Söhne der Steppe, die unter König Arpad ſo hoch zu Roſſe ſaßen, einer jener „Hunnen“, welche einmal bis an die Saale und bis nördlich vom Harze ſtürmten, wo dann Heinrich der Finkler ſie zurückwarf? Aber Herr Hunfalvy iſt von Haus aus ein friedlicher Germane, den ſein Vater, ein deutſcher Büchſenmann, Johann Hunsdorfer hat taufen laſſen. Der Sohn iſt, trotz der Magyariſirung, ein ganz tüchtiger Gelehrter geworden. Doch was thut es, wenn ein Herr Schönwieſner ſich in einen melodiſchen Szeprety, ein Teichengräbee in Tavaſſy, ein Herr Lauf in Szalagy umwandelt? Wir Deutſche verlieren an ſolchen Zwitterlingen nichts, und die Magyaren gewinnen nichts. Doch genug davon.

A. Lehmann ſtammt aus Dorpat in Livland, wo er am 18. Mai 1814 geboren wurde. Schon früh entwickelte ſich in ihm eine Liebe zu naturwiſſenſchaftlichen Studien, denen er ſich auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt widmete. Der Reiſetrieb wurde ſchon früh in ihm rege, und als Jüngling durchwanderte

er Livland und Finnland. Er hatte das Glück, mit Karl Ernst von Baer bekannt zu werden und diesen 1837 auf dessen Expedition nach Nowaja Semlja zu begleiten. Herr von Helmersen schreibt in der Biographie Lehmanns: „Er wußte es sehr zu schätzen, daß ihn sein Geschick auf dieser denkwürdigen Expedition unter die Leitung eines Mannes gestellt hatte, den er, mit so vielen Anderen, verehrte. Er sagte selbst, daß er bei seinem ersten Ausflug in die Welt in die beste Schule gekommen und dadurch zu späteren, selbständigen Untersuchungen gut vorbereitet worden sei."

Bald nachher, 1838, sind der Gouverneur Perowsky ihn ein, die wichtige Provinz Orenburg gründlich zu erforschen, und Lehmann besuchte schon 1839 den orenburger Ural. Dann machte er den berühmten, aber mißlungenen Feldzug Perowsky's gegen Chiwa mit und im Frühling 1840 finden wir ihn an der Ostküste des Kaspischen Meeres, einige Monate später wieder im südlichen Ural. Durch Erfahrung und Uebung war er vollkommen zu einer größern Reise nach dem Innern Asiens vorbereitet. Die Veranlassung war folgende.

Der Chan von Buchara hatte die russische Regierung gebeten, ihm einige Bergleute zu senden, welche die goldreichen Gegenden seines Landes näher untersuchen sollten. Sie schickte ihm den Bergingenieur Butenew, den Lieutenant Bogoslowski, den Geographen Chanykow, und Lehmann schloß sich als Naturforscher an. Im Mai 1841 brach er von Orenburg auf, folgte der großen Karawanenstraße nach Buchara, langte dort am 5. August alten Styls an und brach nach dreiwöchentlichem Aufenthalte mit Chanykow und Bogoslowski nach Samarkand auf, um die östlich von dort liegenden Gebirgsgegenden zu untersuchen.

Dort, im Osten von Buchara, in dem fruchtbaren Stromthale des Säraffchan, betrat er ein Gebiet, das noch nie wissenschaftlich erforscht und von gebildeten Europäern vor Jahrhunderten kaum berührt worden war. Er sah das einst so herrliche, weltberühmte Samarkand mit seinen prachtvollen Baudenkmälern aus Timurs großer Zeit; er betrat das schöne, noch nie von Europäern beschriebene Gebirgsland, durch welches der obere Säraffchan fließt und untersuchte dasselbe, mit Chanykow und Bogoslowski, bis zum Flusse Fon. Dann kehrten sie nach Samarkand zurück, wo sie vom 18. September bis zum 15. Oktober blieben; am 21. Oktober waren sie wieder in Buchara, wo sie bis zum Frühling 1842 verweilten und vielfach mit zwei englischen Offizieren, dem Obersten Stoddart und Kapitän Conolly, verkehrten. Gegen diese Agenten Englands faßte der Chan Argwohn; er sperrte sie ein, und als Butenew abgereist war, ließ er sie hinrichten.

Lehmann kam nach Orenburg zurück, ging von dort nach Simbirsk und unterlag hier, als er das 28. Jahr zurückgelegt hatte, im Anfange des August einem Nervenfieber! Seine Papiere wurden von den Herren von Baer, Brandt und Graf von Helmersen geordnet, und die „Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842 nach den hinterlassenen Schriften A. Lehmanns bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von G. von Helmersen", erschien zu St. Petersburg 1852 auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Der Band enthält eine Karte und auf fünf lithographirten Tafeln eine Ansicht von Timurs Palast in Samarkand; Tilla Kari, die Medresseh Schirdar, die Ruinen der Medresse Bi Chanim und jene des Mälik.

Vor Lehmanns Reise wußten wir wenig über Samarkand; Marco Polo berichtet nur wenig darüber und ist schwerlich selber dort gewesen. Genauere Kunde erhielt man erst durch den spanischen Ritter Don Ruy Gonzales de Clavijo. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erfüllte der gewaltige Mongolenherrscher Timur Asien und Europa mit seinem Ruhme. Schon im Jahre 1394 hatte König Heinrich III. von Castilien eine Gesandtschaft an den Gewaltigen geschickt. Eine zweite, zu welcher Clavijo gehörte, folgte 1403. Sie verließ im Maimonat Cadiz, ging über Konstantinopel nach Trapezunt, durch Armenien, Persien und das nördliche Chorassan nach Samarkand, in dessen Umgegend Timur damals nomadisirte. Clavijo erreichte die Hauptstadt am 8. September 1404; während er dort (bis zum 21. November) verweilte, starb Timur. Die Rückreise ging über Buchara, Sultanieh, Tauris und Trapezunt nach Spanien zurück; dort traf sie im Laufe des Jahres 1406 wieder ein.

Von Tauris (Täbris) im persischen Aserbeidschan ab unterhielt Timur eine große Menge regelmäßiger Stationen, an deren jeder von 50 bis 200 Pferde bereit standen; auf ihnen wurden die Diener und Beamten des Herrschers, aber auch Reisende befördert.

Clavijo's Schilderungen gewähren einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben des mongolischen Herrschers, welcher in seinem ganzen Wesen und Sein den Nomaden niemals verleugnete. Er zog das Zelt des Wanderhirten dem glänzenden Palast in der Stadt vor. Diese war an und für sich nicht größer als Sevilla, hatte aber sehr ausgedehnte Vorstädte, war von Gärten und Weingeländen unterbrochen und zählte eine beträchtliche Einwohnermenge. Timur hatte mehr als 150,000 Menschen aus verschiedenen Ländern dorthin verpflanzt, namentlich auch Seidenweber aus Damaskus und Waffenschmiede; der Handel war ungemein ausgedehnt; die Moskowiter brachten Leder, Pelzwerk und Honig, aus China kamen Seidenzeuge, Moschus, Perlen, Edelsteine und Rhabarber; aber eine Reise von Samarkand bis Kambalu-Peking dauerte ein halbes Jahr.

Timur hielt in seinem Zeltlager Hof und entfaltete eine große Pracht, die aber ein durchaus barbarisches Gepräge hatte. Clavijo berichtet mit großer Ausführlichkeit, daß an den Zelten viele Goldstoffe, Seidenzeuge, Perlen und Edelsteine verschwendet waren; er sah goldene Tische, Trinkgefäße und Schüsseln; außerdem Gefäße verschiedener Art von Silber, Porzellan und Steingut; gekochtes und gebratenes Roßfleisch, die Lieblingsspeise der Mongolen, wurde auf Kameelen herbeigebracht und dann in den Zelten vertheilt, nachdem es vorher in ledernen, goldverzierten Schläuchen den Vorschneidern zugeschleppt worden war. An starken Getränken, namentlich Wein und gesüßtem Kumyß, war kein Mangel, und das Betttrinken ging stark im Schwange. Manchmal ließ der Gewaltige unter seine Gäste Gold- und Silbermünzen und Edelsteine austheilen.

Damals stand Samarkand in seiner höchsten Blüthe; aber ihm ist dasselbe Schicksal zu Theil geworden, welches so viele andere Städte des Morgenlandes heimgesucht hat; zeitweiligem Glanze folgte der Verfall. Aber noch heute zeugen großartige Baudenkmäler, welche der Zerstörung entgangen sind, von der großen Zeit. Vier Jahrhunderte lang ist, seit Clavijo, kein gebildeter Europäer nach Samarkand gekommen. Im 17. Jahrhundert traten die Herrscher der Moskowiterei mit denen Buchara's in Verbindung, und 1625 ging der russische Edelmann Chochlow mit einem Schreiben und Geschenken des Czaren Michail Fedorowitsch zum Bucharenchan, der sich damals gerade in Samarkand aufhielt. Dann vergingen aber wieder anderthalb hundert Jahre, bevor ein Europäer dorthin kam, und daß es geschah, war nur Zufall. Im Juni 1774 wurde auf einem Vorposten an der Grenze der orenburgischen Provinz der Unteroffizier Jefremow von Kirgisen überfallen und später nach Buchara verkauft. Von dort entfloh er nach Chokand. Herr von Helmersen schreibt (S. 18): „Vielleicht berührte er auf seiner Flucht auch Samarkand, vor dessen Thoren er einmal mit einem bucharischen Heere gestanden hatte. In Margilän schloß er sich einer Handelskarawane

an, die nach Kaschgar ging; auf der Reise gab er sich für einen Negayer, d. h. Tataren, aus, kam nach Yartend, Tibet, Delhi und Calcutta und war im August 1782 wieder in St. Petersburg, wo er seine Reiseabenteuer drucken ließ. Ueber Samarkand schreibt er nur 18 Zeilen; gewiß war er, wenn er überhaupt diese Stadt betreten hat, nicht lange dort; er weiß weiter nichts zu melden, als daß sie vor ihrer Zerstörung wohl dreimal so groß gewesen sei als jetzt.

Wir haben also durch Jefremow so viel wie gar nichts über Samarkand erfahren, und auch die Nachrichten, welche ein Begleiter Moorcrofts, Izzet Ullah aus Bengalen, gegeben, sind nicht eingehend. Ganz richtig hebt Herr von Helmersen hervor, daß Chanykows und Lehmanns Mittheilungen über Samarkand fast die einzigen sind, welche, seit Jahrhunderten, durch Augenzeugen zu uns gelangten. Ganz neu aber sind, wie schon angedeutet wurde, Lehmanns Berichte über das Gebirgsland im Osten von Samarkand. Diese Stadt und Buchara liegen am Säraffchan; dieser durchströmt von seiner Quelle bis über Samarkand hinaus ein Längenthal, das von den westlichen Ausläufern des Thianschan, Himmelsgebirges, eingeschlossen ist.

Lehmann war in den ersten Tagen des August 1841 in Buchara angelangt und verweilte dort bis zum 25. jenes Monats. Der Emir gab ihm und Chanykow einen Führer und die nöthige Dienerschaft sammt Reisepferden und zweiräderigen Lastkarren zur Reise nach Samarkand, welche auf eine Dauer von fünf Tagen berechnet war. Die Entfernung beträgt 240¾ Werst, also zwischen 34 und 35 deutschen Meilen, und das Land war theilweise vortrefflich angebaut. Andererseits zeigt sich aber auch ein schroffer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der Mälikwüste. Dagegen ist weiter östlich wieder üppiger Boden. Ein weiter Landstrich am Säraffchan, von der Stadt Siâüddin bis in die Gegend von Samarkand, welcher den Namen Miankal trägt, ist mit Feldern von Reis bedeckt, diese „unerschöpflichen Cerealie". Die Entfernungen rechnet man nach Steinen, Tasch, welche mit der persischen Farsang gleichbedeutend sind. Die Wege scheinen von Alters her ausgemessen zu sein und zur Bezeichnung der Farsangen, von denen man 4 auf 9¾ Werst rechnet, sieht man an den Landstraßen einzelne Steine liegen, welche Einem erst auffallen, wenn man ihre Bestimmung kennt.

Am 1. September kamen den Reisenden Abgeordnete des Kurgan Begi, d. h. Festungskommandanten, entgegen. Sie trugen weiße, goldgestickte Turbane und Kleider von Goldbrokat. Sie fragten nach dem Kaiser von Rußland und dessen Wesiren. „Sind sie gesund, ist ihr Mark flüssig, ist ihr Hirn fett, haben sie euch zu einer guten Stunde hergesandt?" Die Europäer ordneten dann auf freier Landstraße ihren Anzug, um würdig in Samarkand einzuziehen, dessen Mauern, hohe Giebel und Minarets vor ihnen lagen. An dem westlichen Thore war eine unzählige Menschenmenge versammelt; die zum Empfang aufgestellten Soldaten trugen verschiedenfarbige Kleider und kegelförmige Tuchmützen, die mit Schaffell schmal verbrämt waren; ihre Waffe bestand in einem langen mit Quast verzierten Spieß.

Der Einzug fand um die Mittagszeit statt, und Lehmann besuchte einige Stunden später den Basar, der aus theilweise überwölbten Budenreihen besteht und keine besonderen Merkwürdigkeiten darbietet, und ging auch in mehrere Karawanenserais. Am andern Tage wurde der Kommandant in der Citadelle besucht, welche die Mitte der Westseite Samarkands einnimmt und eine Art von Stadt für sich bildet. Am 4. Sept. unternahm dann Lehmann seinen Zug nach Osten, am Säraffchan aufwärts, um in den Gebirgen auf Gold zu schürfen, und kam am 18. September wieder nach Samarkand zurück, das er nun in allen Einzelnheiten näher schildert.

Samarkand, das alte Marakanda der Griechen, hat seine politische Bedeutung völlig verloren, und auch der Handel ist, jenem von Buchara gegenüber, nicht sehr bedeutend. Aber in früheren Tagen war er beträchtlich, denn die Weltlage war günstig; der Boden des alten Sogdiana ist zu nicht geringem Theile vortrefflich. Die Hindernisse, welche in den Samarkand umgebenden Wüsten einem feindlichen Heereszug entgegentreten, wirken keineswegs störend auf den Handelsverkehr des Landes.

Heute sieht man in der Stadt und deren unmittelbarer Nähe kein Denkmal aus den Zeiten des Alterthums. Sie selber hat im Fortgang der Jahrhunderte ihre Stelle verändert, auf der sie den alten Namen trug, denn der Säraffchan hat einen andern Lauf genommen. In einiger Entfernung von der Stadtmauer liegen zerfallene Wälle und zumeist verschüttete Festungsgräben; sie sind die einzigen Ueberbleibsel aus verschiedenen Epochen der Vorzeit, nebst einer Menge von Ziegelschutt, glasirten Scherben, Ornamenten verschiedener Art, baktrischen und arabischen Münzen und geschliffenen Steinchen.

In ältester Zeit und nach Alexander dem Großen hieß die Stadt bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar kam und den Islam brachte, wurde sie als Samarkand „ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit" und Residenz des Herrschergeschlechts der Samaniden, 833 bis 1000 n. Chr. Der Geschichtschreiber Ibn Haukal (950) hat sie als Augenzeuge geschildert. Im Jahre 1219 wurde sie von Dschingischan erobert; er war in Samarkand mit mehr als 100,000 Mann und hatte 100 Elephanten; und wieder nach Ablauf von beinahe zwei Jahrhunderten kam Timur. Er erhob die Stadt zur Kapitale seines großen Reiches und schmückte sie mit prachtvollen Bauwerken. Aber die heutigen Herrscher, das Volk der Usbeken, schreiten gefühllos an den Denkmälern ehemaliger Größe vorüber und sehen stumpfsinnig zu, wie dieselben mehr und mehr in Schutt verfallen.

Samarkand wird von mehreren Bächen bewässert und ist rings von üppig grünenden Pächen umgeben; nach Norden hin liegt ein Felsplateau, Tschupan Ata. Die Stadt bildet innerhalb der Mauern ein etwas verschobenes Viereck, das einen Umfang von beinahe zwei deutschen Meilen hat (13 Werst). Das alte Samarkand ist größer gewesen. Chanykow schätzte die Einwohnerzahl auf 25 bis 30,000 Seelen. Die Stadtmauer ist im Allgemeinen leidlich gut im Stande; die sechs Stadtthore aus Ziegelstein haben starke hölzerne Thürflügel und werden Abends geschlossen. Die Citadelle, Arik, ist schon oben erwähnt worden; sie liegt auf einem niedrigen Lehmhügel. In einer ihrer Moscheen befindet sich „die größte Merkwürdigkeit", ein großer blauer Stein, an welchem die Emire von Buchara nur einmal im Leben beten, wenn sie eben ihre Regierung angetreten haben. Chanykow sagt, jeder Chan (Emir) müsse sich nothwendiger Weise einmal auf diesen Stein setzen, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß er nun Emir sei. Lehmann konnte trotz aller Bemühungen diesen Stein nicht zu Gesicht bekommen; das wird selbst Muselmännern nicht gestattet.

Mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude sind alle Häuser aus einem Fachwerk von dünnen krummen Balken und Luftziegeln, oft aber auch nur aus Lehm gebaut, aber im Innern manchmal recht hübsch und wohnlich. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu, und die Gitter werden im Winter mit Papier überklebt; die Dächer sind flach. Es ist ein großer Vortheil, daß die Wasserkanäle in der Stadt ungemein zahlreich sind; außer den allgemeinen Wasserleitungen haben die meisten Häuser noch eigene kleine Wasserdecken, welche durch Röhren nach Belieben gefüllt werden können; die Gassen sind so eng, daß nur eben ein beladenes Kameel hindurch kann; auf den beiden Hauptstraßen können aber zwei Kameele neben einander gehen.

Digitized by Google

Das Innere alſo gewährt keinen hübſchen Anblick; wer aber auf dem Tſchupan Ata, dem Felsplateau, ſteht, findet, daß Samarkand einem großen Haine gleicht, aus welchem die Medreſſen und bunten Minarets wie Luſtſchlöſſer hervorragen. In der Stadt zieht man Maulbeerbäume und Pyramidenpappeln des Schattens wegen; die Teiche, Chans, ſind mit Weiden und Blumenpflanzen umgeben. Dort verſammeln ſich gegen Abend die Leute, um Waſchungen vorzunehmen, Tagesneuigkeiten zu beſprechen oder einem Deklamator zuzuhören; wenn aber der Küſter vom Minaret zum Abendgebet gerufen hat, gehen Alle nach Hauſe, und die Straßen werden öde.

Von nächtlichen Diebſtählen oder Mordthaten hört man nur ſelten etwas; die Buden werden Abends nur nachläſſig geſchloſſen oder mit einigen Brettern verſpeert; werthvolle Waaren bleiben manchmal unbewacht liegen. Samarkand hat mehr und beſſere Webereien für Seide und Baumwolle als Buchara; nach Rußland wird viel Baumwollengarn ausgeführt. Waaren, die aus Petropawlowsk, Taſchkent, Chokan und Indien direkt nach Samarkand kommen, müſſen nach Buchara geſchafft, dort geöffnet und verzollt werden!

Aus dem nördlichen Thore führt eine gerade Straße, an deren beiden Seiten buntglaſirte Mauern hinlaufen, nach dem Palaſte Emir Temyrs, d. h. Timurs. Das ſchöne Reſidenzſchloß des großen Eroberers iſt zwar in manchen Theilen ſchon verfallen, aber die Gläubigen ziehen dorthin, um zu beten. Der ganze Bau iſt „ehrwürdig und prächtig"; man gelangt auf Marmorſtufen in einen langen Gang und zu dem Hintergrunde, über welchem eine hohe Kuppel ſich erhebt. Zu beiden Seiten des Ganges liegen Gemächer und Säle; unter einem der erſteren ſoll ſich das Grab von Timurs Gemahlin befinden. In einer Halle, hinter einem Gitter, werden Kleider und Waffen Timurs unter einem Tuche aufbewahrt, aber Lehmann durfte, als „Ungläubiger", nicht eintreten. An Stangen hängen ein paar alte Lumpen mit Quaſten von ſchwarzer Wolle, angeblich Ueberreſte von Timurs Fahnen. Zu ihnen kommt der Emir von Buchara, wenn er Krieg beginnen will, und betet; allemal, wenn er Samarkand beſucht, veranſtaltet er bei Timurs Palaſt eine große Speiſung für das Volk.

Lehmann war entzückt über die bunten, glaſirten, in Relief gearbeiteten Arabesken und Inſchriften aller Art, mit denen Wände und Bogen geſchmückt ſind; er ſagt, ſie könnten als Muſter guten, verfeinerten Geſchmacks dienen; jeder, noch ſo kleine, Strich habe ſeine Bedeutung und ſei mit Berechnung angebracht. Alle dieſe Ornamente ſind in erhabener Arbeit ausgeführt.

Die große Moſchee, Bibi Chanym, am Chokander Thor, ſoll von Timurs Gemahlin erbaut worden ſein; ſie beſteht eigentlich aus drei Moſcheen mit hohen Kuppeln, deren weſtliche noch gut erhalten iſt; doch waren auch hier ſchon einige Ziegelſteine herabgefallen. Unter ihr befindet ſich ein großer Marmortiſch, der auf neun Steinen ruht. Wer unter demſelben hindurch kriecht, bleibt, wie das Volk wähnt, zeitlebens von Rückenſchmerzen befreit. In den verſchiedenen Medreſſen (Moſcheen), namentlich in der Tilla Kaei, ſind die prachtvollen Wandverzierungen noch recht gut erhalten; ſie geben Zeugniß von vieler Kunſtfertigkeit und von feinem Geſchmack. Der Styl iſt überall derſelbe, aber ſehr mannigfaltig in den Einzelnheiten, ſo daß ermüdende Wiederholungen nicht vorhanden ſind. Man ſieht weißglaſirte, arabiſche Inſchriften auf laſurblauem Grunde, herrliche Arabesken, Feeskomalereien und Vergoldungen. Alles moſaikartig. Merkwürdig iſt, daß die Vergoldungen zumeiſt aus aufgeklebtem Goldpapier beſtehen und auch heute den alten Glanz noch nicht verloren haben.

Die alte Moſchee, welche Timues Grabſtätte geworden iſt, gehört zu den am beſten erhaltenen Denkmälern, und man erblickt ihre hohe, blaue Kuppel ſchon aus weiter Ferne. Das hohe Hauptthor iſt aber ſchon ſehr verfallen und von den Minarets ſteht nur noch ein einziger bis an ſein oberes Geſims unverſehrt. Die eigentliche Moſchee, in welcher ſich Timurs Grabſtein befindet, iſt bis zur Hälfte ihrer Höhe ein achteckiger Thurm; der obere runde Theil trägt die hohe Kuppel. Das Ganze iſt auf der Außenſeite mit ſchönen glaſirten Ziegeln belegt, der obere Theil hat eine große Inſchrift, und prachtvoll nimmt ſich die mit blauen Kacheln gedeckte, vollkommen wohlerhaltene Kuppel aus. Das Innere des unteren Raumes bildet ein Viereck; in der Mitte deſſelben liegt, von einigen anderen Grabſteinen umgeben, der Grabſtein Emir Timurs, eine abgeſtumpfte Pyramide, neun Spannen lang, zwei Spannen breit und drei Spannen hoch; ſie beſteht aus zwei genau an einander paſſenden Stücken von ſchwärzlich grünem Quarz.

So viel von den Denkmälern. Der Reiſende beobachtete die verſchiedenen Bewohner der Stadt: Uſbeken, Perſer, Tadſchicks (Bucharen, Sarten), Nogayer, Indier und Juden. Die Zahl der Letzteren betrug etwa 500; ſie beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit dem Spinnen von Seide und Baumwolle und mit Färberei; man kann ſie, abgeſehen von ihren ſcharf ausgeprägten Geſichtszügen, gleich an den blau oder gelb gefärbten Händen erkennen. Auf dem Sklavenmarkte fand Lehmann einige Frauen mit mongoliſchen Geſichtszügen zum Verkauf ausgeſtellt; ſie waren angeblich aus der Gegend von Taſchkend. Manchmal ſind 40 bis 60 Leute auf dem Sklavenmarkte feil; gewöhnlich Frauen und Kinder, die zumeiſt von der chineſiſchen Grenze herſtammen.

Wir ſchließen hier mit unſerm Auszuge aus Lehmanns Reiſewerke. Schon ſie genügen zum Beweiſe, daß der Reiſende ſich in Samarkand gut umgeſehen und aufmerkſam beobachtet hat. Sein Buch enthält aber noch manche andere wichtige Angaben, namentlich in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung, und daſſelbe gilt von N. Chanykows „Beſchreibung des Chanats Buchara". Die Arbeiten beider Männer ergänzen ſich auch in Bezug auf Samarkand, die berühmte Stadt, in welcher ſie gemeinſchaftlich und gleichzeitig verweilten. Wir vindiciren ihnen, wie geſagt, die Priorität vor Herrn Bambery-Bamberger, deſſen Buch aber, nach dem, was wir hören und was wir von einem ſo gewandten Mann erwarten dürfen, gewiß viel Neues und Intereſſantes enthalten wird.

A.

Ein Beſuch auf der Meſſe von Tanta in Aegypten.

Von **R. C. Pleimes** in Alexandrien.

Faſt in der Mitte des fruchtbaren Nildeltas liegt der Ort Tanta, weit und breit unter den Jüngern Mohammeds berühmt als der Geburtsort eines ihrer Heiligen, des Scheh Said el Bedawi († 1199), deſſen wunderthätige Gebeine hier beigeſetzt ſind. Zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und des Sommer-Solſtitiums treffen in Tanta insgemein gegen 150,000 Wallfahrer aus der Berberei, Abeſſinien, Paläſtina und Aegypten ein, ſo daß die Stadt dann einem kleinen Mekka gleicht. Da ſich aber an die Wallfahrten und kirchlichen Feierlichkeiten auch große Märkte knüpfen, ſo kann man Tanta auch als den Hauptmeßplatz, als das Leipzig Aegyptens bezeichnen.

Obgleich bereits ſeit ſieben Jahren in Alexandrien anſäſſig, hatte ich doch dieſe berühmte Meſſe noch nicht beſucht. Meine Reiſeausrüſtung war ſehr einfach, ich ſchlang ein weißes Tuch wie eine Art Turban um den Hut, das als gutes Schutzmittel gegen die Sonne — es war im Auguſt und das Thermometer zeigte 26 bis 32° R. im Schatten — gelten konnte.

Die Eiſenbahnſtation Alexandriens liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, am Mahmudieh-Kanal. Wir mußten dort auf den Zug von Kairo warten, da der unſrige nicht eher abgehen konnte. Ich hatte alſo vollkommen Muße, mir das Gewirr der Pilger zu betrachten, die alle dem Grabe des Heiligen zuſtrebten und mit großer Freude unſer europäiſches Beförderungsmittel benutzten, das ſie ſehr in eben ſo viel Stunden nach Tanta brachte, als ſie früher Tage zu Fuß, Eſel oder Kameel gebraucht hatten. Eine Decke, eine Tabakspfeife und ein ungefähr fünf Fuß langer Stab waren das ganze Reiſegeräth dieſer meiſt aus Fellachen (arabiſchen Landleuten) beſtehenden Reiſegeſellſchaft. Beſonders viele Frauenzimmer fielen mir unter ihnen auf, welche die Wallfahrt entweder in Begleitung ihrer Männer oder auch allein machten. In dem Eiſenbahnwagen war Alles bunt unter einander und eng zuſammengedrückt. Mit uns drei Deutſchen ſaßen noch zwei Franzoſen, vier Griechen und zwei Italiener zuſammen, und im Nebencoupé ſchwatzten zwölf ſyriſche Kaufleute ohne Aufhören. Ich glaubte mich nach Babylon verſetzt — alle Sprachen der Welt ſchienen hier durcheinander zu ſchwirren.

Die Strecke, durch welche die Bahn geht, hat ſehr wenig, was das Auge feſſeln kann. Während der erſten Stunde lag zu unſerer Rechten fortwährend der große Mareotis See, auf welchem ſich ungeheure Schaaren von wilden Enten, Gänſen, Flamingos und Pelikanen umhertummelten. Dann und wann erblickten wir am Horizont eine ſchöne Fata morgana in Geſtalt von Landhäuſern und Palmenhainen. Bei der Station Kafr-Les fuhren wir auf einer ſehr elegant gebauten Brücke über den hier ſehr breiten Nil und gelangten dann nach Kafe-geyat, wo eine halbe Stunde zur Einnahme von Erfriſchungen gehalten wird. Für uns Europäer war in einem theuern Gaſthofe geſorgt; die Eingeborenen behalfen ſich einfacher mit den von Fellachenkindern feilgehaltenen gebratenen Tauben und Orangen. Dazu nahmen ſie einen herzhaften Schluck Nilwaſſer, das ihnen in ſogenannten Gurlen dargereicht wurde. Es ſind dies Krüge aus poröſem graugelben Thone, die mit Maſtix ausgeräuchert werden, wodurch das Waſſer einen angenehmen Geſchmack erhält.

Gegen Abends halb zehn Uhr langten wir in Tanta an. Da noch Niemand von uns in dieſem Orte geweſen war, ſo geriethen wir gegenüber dem wimmelnden Zeltlager, das ſich vor unſeren Blicken ausbreitete, in einige Verlegenheit. Wohin ſollten wir uns wenden? Wir lenkten unſere Schritte nach der offenen Thür eines erleuchteten Hauſes, aus dem uns der Klang arabiſcher Trommeln (Darabukka) und näſelnder Geſang entgegen tönten. Hier wollte ich mich nach der europäiſchen Poſt erkundigen. Wir waren in eine griechiſche Kneipe oder Hamara der ſchmutzigſten Art gerathen. Rauch erfüllte das ganze Gemach, da ein Schornſtein nicht vorhanden war und als ſolcher die Thüre dienen mußte. In der Mitte der Hamara unterhielten einige Almehs (Tänzerinnen) die auf Holzbänken hingelagerten Araber mit ihrer Kunſt und unterſtützten ſie weidlich im Trinken von Araki (Maſtixbranntwein). Für ein „Bakſchiſch kebir“ (großes Trinkgeld) erhielt ich einen Führer nach dem Poſthauſe, das wir nach langem Suchen fanden, nachdem wir oft genug über Zeltpflöcke und ausgeſpannte Stricke gefallen waren. Aber ſo oft wir auch über dieſe Gegenſtände ſtolperten, ſo oft tönte uns aus dem Innern des Zeltes ein „In abal abak, in al Giuſſak“, „Verflucht ſei dein Vater, verflucht ſei dein Geſchlecht“, entgegen.

Von der Poſt ward ich nach dem fränkiſchen Kaffeehauſe gewieſen und ich war nicht wenig erſtaunt, hier eine höchſt bequem eingerichtete Reſtauration mit zwei Billards zu finden, in der uns wiener Bier köſtlich mundete. Aber von Speiſen war auch nicht das Geringſte mehr aufzutreiben, und wenn wir nicht mit hungrigem Magen zu Bette gehen wollten, mußten wir unſern Fuß noch weiter ſetzen. Durch viele Zeltſtraßen hindurch gelangten wir an eine griechiſche Delikateſſenhandlung (Bakkal), in der wir alles Gewünſchte fanden.

Mitternacht war ſchon vorüber und doch herrſchte überall auf den Straßen Tanta's ein reges Leben. Mit Mühe mußten wir uns durch die dichten Haufen der Fellachen drängen, und faſt aus jedem Hauſe ſchallten uns die Klänge der Darabukka entgegen. Wir konnten dem Drange nicht widerſtehen, noch heute einer „Fantaſia“ beizuwohnen, und kehrten in einem hellerleuchteten Hauſe ein.

In einem weiß getünchten Gemache von etwa 20 Fuß Länge und 10 bis 15 Fuß Breite, an deſſen Wänden ſich gemauerte, mit Matten überzogene Divans hinzogen, ſaßen in einer Ecke drei arabiſche Muſikanten. Einer ſpielte die lange arabiſche Geige (Kemengeh), der Andere eine Flöte, und der Dritte ſchlug das mit großen Blechſtücken beſetzte Tamburin. An dieſen drei Muſikanten geſellten ſich vier Almehs. Eine begleitete auf der Darabukka, während zwei Andere den Gäſten fortwährend Wermuth und Araki eingoſſen und umherreichten.

Die Vierte unterhielt uns mit ihren Tanzkünſten. Ihr ganzer Körper bewegte ſich zu dem Takte der Muſik. Die wunderlichſten Bewegungen des Oberkörpers verſetzten die vielen Goldmünzen, mit welchen dieſer behangen war, in ein klapperndes und klingendes Geraſſel, welches nur von dem Klappern der weit nach vornehin gehaltenen Caſtagnetten übertönt wurde. Die Tracht beſtand aus einer niedlich geſtickten Jelek oder Anteri und Unterhoſen (Schintijan) vom ſchönſten Stoffe. Ein dünnes Muſſelintuch bedeckte die runde Bruſt, die Taille war an den Hüften frei. Vor Allem bewunderte ich die Biegſamkeit des Oberkörpers, der aus dem Zittern, Ringen und Drehen nicht herauskam, während die Beine verhältnißmäßig ruhig blieben. Jeder Tanz begann mit einer Art Mienenſpiel und dauerte etwa 10 Minuten, worauf die Schöne einen Teller nahm und einſammelte. Sie hielt eine reichliche Ernte, und die

Digitized by Google

langgedehnten Ausdrücke des Erſtaunens aus dem Munde der Araber bewieſen, daß ſie gefallen hatte. Viele dieſer Almehs bringen es zu einigem Vermögen. Die verſchiedenen Goldmünzen, alte türkiſche Beſchliks und Medjidies, welche ſie um den Hals tragen, repräſentiren ein kleines Kapital. Einzelne halten bis zu 6000 Francs an Werth um den Hals hängen. An den Armen haben ſie ſchwere goldene Drahtarmbänder, deren Enden breit geſchlagen ſind.

So wie es in dieſem Hauſe ausſah, ſo in den meiſten anderen von Tanta. Ueberall Fantaſia, überall Darabukkaklang, Tſchibuk rauchende Araber und Almehs. Wir hatten viel zu ſehen und kamen erſt um 2 Uhr in unſere Wohnung. Aber wegen der entſetzlichen Menge Ungeziefers war es mir unmöglich, ein Auge zu ſchließen; dazu geſellte ſich der Lärm und das Geräuſch, welches die ganze Nacht an der Straße heraufklang. Streit und Zank nahmen kein Ende, und ſo war ich denn froh, als der Tag anbrach und ich vor einem großen mit Nilwaſſer gefüllten Troge meine Toilette vollenden konnte. Auf europäiſche Bequemlichkeit muß man freilich auf der Meſſe von Tanta verzichten.

Ich trat meinen Gang durch die Bazars an. Der Weg zur Stadt vom Kaffeehauſe war etwa 1000 Schritt lang und zu beiden Seiten mit kleinen Zelten beſetzt, die aus ſchmutziger, zerfetzter Leinwand aufgebaut waren, und in denen ärmere Handelsleute allerlei Kleinigkeiten feil boten; deutſche Erzeugniſſe fehlten darunter auch nicht, und der Nürnberger Tand, kleine Taſchenſpiegel, Meſſerchen und Glasperlen erinnerten mich an die Jahrmarktsbuden der Heimath. Dann folgten mehr orientaliſche Produkte. Da ſaß ein Mann, der mit getrockneten Piſtazienkernen (Lübbe) handelte; dort umſchwärmten tauſende von Fliegen die in Körbe zuſammengepreßten Datteln (Temr), die ein ſchmutziger Eingeborener uns anprieß. Große Wolken Staub, die durch das haſtige Auf- und Abwandern der ungeheuern Menſchenmenge aufgejagt wurden, lagerten ſich auf dieſen Eßwaaren ab. Dazu die brennende Sonnenhitze, die ſchweißige Ausdünſtung der ſchmutzigen Araber und der entſetzliche Geruch der getrockneten Nilfiſche, die in großen Körben aufgeſtapelt waren. Die Atmoſphäre war dermaßen verpeſtet, daß wir nur flüchtige Beobachtungen anſtellten und im ſchnellen Laufe durch die Zeltreihen und Butiken hindurchrannten.

Wir gelangten nun in den Bazar der reicheren Handelsleute, in welchem die verſchiedenen Waaren je in einer Straße verkauft werden. Zuerſt erblickten wir die lange Reihe der Schuſterläden, in denen tauſende und tauſende der rothen und gelben arabiſchen Schuhe verkauft wurden; dann folgte die Straße der Pfeifenrohrhändler, in der man die Auswahl hatte, vom einfachen Rohr, welches 50 bis 60 Para gilt, bis zum prächtigen, ſeidenüberzogenen und mit Goldbraht umwickelten Jasminrohr im Preiſe von 500 bis 600 Piaſter und mehr. Die Kiſtenhändler hatten in einer großen Okella, einer Art Hof, der mit Verkaufsbuden umgeben iſt, ihren Sitz aufgeſchlagen. Es war eine Freude, alle die netten roth und grün lackirten mit gelben Verzierungen überladenen Kiſtchen anzuſehen. Weiter zur Okella der Riemer und Sattelhändler, wo neben dem einfachen Eſelſattel die ſchönſten ſammtnen Pferdeſättel mit goldenen Quaſten und ſilbernen Ketten lagen. Oft wurde das Auge von all' der orientaliſchen Pracht förmlich geblendet, manchmal aber auch von den überreichen geſchmackloſen Goldüberladungen abgeſtoßen.

Im Okellet Skandranyeh hielten die Kaufleute aus Alexandrien ihre Waare feil. Hier traf ich Bekannte und mit jedem mußte ich einen Tſchibuk rauchen und einen „Fingan Gahwa", ein Porzellantäßchen Kaffee, trinken. Die Alexandriner handeln meiſt mit Manufakturen, und in ihren Läden trifft man Tuche und die ſchönſten lyoner Seidenwaaren. Namentlich finden die goldburchwirkten Seidenſtoffe reichen Abſatz unter den Fellachen, die, theilweiſe durch den plötzlichen Aufſchlag der Baumwollenpreiſe reich geworden, nun ihr Geld in Seidenwaaren, Kupfergeräthſchaften und Sklavinnen anlegen. Ein befreundeter Araber erzählte mir, daß einzelne Fellachen ſich auf dieſe Weiſe bis zu 30 und 40 Sklavinnen (garia) gekauft hätten, und daß beſonders die weißen türkiſchen (georgiſchen und tſcherkeſſiſchen) Mädchen zu hohen Preiſen Abgang gefunden hätten. Leider kam ich nicht dazu, dem Sklavenverkaufe beizuwohnen. Trotz aller Verbote wird dieſer Handel noch immer ziemlich ſtark und offen betrieben, da gerade die höheren Beamten Sklaven halten und gern ein Auge bei der Sache zudrücken.

Wir erkauften uns das Anſchauen all' dieſer Dinge buchſtäblich im Schweiße unſers Angeſichts. Trotz unſerer Sonnenſchirme erſchien uns die Hitze unerträglich, denn das Thermometer zeigte 36 bis 38° R. im Schatten! Durch glühendheißen Sand, mächtige Staubwolken und Schwärme zudringlicher Fliegen mußten wir uns den Weg bahnen. Wir waren froh, als wir wieder den Bahnhof erreicht hatten.

Einige tauſend Fellachen lagen längs des Schienenweges in der glühenden Sonne, ohne Sonnenſchirme, viele ohne jede Kopfbedeckung und warteten auf den Zug. Es waren ſchmierige Menſchen, bei deren bloßem Anblick mich Ekel überkam. Auf dem Leibe trugen ſie einen bis an die Knöchel reichenden vorne an der Bruſt bis zum Gürtel offenen Kittel aus braungefärbtem Kameelhaarſtoff. Dieſe Kittel ſcheinen von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt worden zu ſein — denn durch aufgeſetzte Flicken, wozu der erſte beſte Lappen dient, erhalten ſie ein moſaikartiges, höchſt alterthümliches Anſehen. Von der urſprünglichen Farbe iſt nur noch wenig zu erkennen. Auf dem Kopfe ſitzt — wenn ſie überhaupt Kopfbedeckung tragen — eine hohe braune oder einmal weiß geweſene Mütze (Libde) aus Kameelhaarfilz. Andere tragen nur einfache weiße Baumwollenmützchen (Takijeh).

Mir war die Hitze im Freien zu groß. Ich trat in das Eiſenbahnbureau, wo ein Effendi an einem rohen Holzpulte ſchrieb; ein anderer ſaß auf einem Divan und rauchte. Mit einem höflichen „Salem aleikum" ſetzte ich mich mit untergeſchlagenen Beinen neben ihn, drehte meine Papiercigarre und hielt eine Art von „Kef", orientaliſcher Sieſta.

Da trat ein Araber herein und meldete dem Effendi, daß draußen „wieder" Einer geſtorben ſei. Der Effendi nickte einfach mit dem Kopfe und befahl den Körper fortzuſchaffen. Ich war erſtaunt darüber, und auf meine zudringliche Frage, woran der Mann geſtorben ſei, gab mir der Beamte, dem ſo etwas ſehr alltäglich zu ſein ſchien, die kurze Antwort: „Min allah" — von Gott! Erſt allmälig konnte ich mir erklären, daß die armen Menſchen am Sonnenſtich geſtorben waren.

Unter dieſen Eindrücken fuhr ich nach Alexandria zurück.

Digitized by Google

Lyells Eröffnungsrede der britiſchen Naturforſcherverſammlung zu Bath.

Am 14. September ward zu Bath die „british association for the advancement of Science“ von dem Präſidenten Sir Charles Lyell mit einer Rede eröffnet, die in ſtaunenswerther Weiſe die neuen Reſultate der Wiſſenſchaft uns vorlegt und von der Roderich Murchiſon ſagte, daß ſie die beſte aller Eröffnungsreden ſei, die je in der britiſh Aſſociation gehalten wurden. Im Folgenden geben wir den weſentlichen Inhalt nach dem ſtenographiſchen Berichte.

Die durch ihre heilkräftigen Wirkungen weltberühmten Thermen und Mineralwäſſer von Bath ſind es, denen dieſe Stadt ihren Urſprung verdankt und die das Auge des Naturforſchers hierherziehen. Die Menge und die Temperatur, mit welcher dieſe Wäſſer dem Erdboden entquillen, ſtehen in England ohne Beiſpiel da und auch auf dem Continente erſcheinen ſie ohne Parallele, wenn man bedenkt, wie weit ſie von dem Sitze heftiger Erdbeben oder activer Vulkane entfernt liegen. Der Ort, an dem ſie aus dem Boden hervorbrechen, war, als die Römer landeten, ein einſamer und wüſter Fleck, doch in einigen Jahren ſtand hier ſchon eine der Hauptſtädte der neu eroberten Provinz. An der Stelle der heißen Quellen dehnte ſich ein großer Moraſt aus, von dem weiße Dampfwolken in die Luft ſtiegen, und gerade da baute man einen geräumigen Badeſaal in ſehr geſchmackvoller Weiſe auf. Säulen, Pfeiler, Verzierungen aller Art und Moſaikpflaſter ſchmückten das neue Haus. Neben dem Badehauſe erhob ſich ein Minervatempel, von dem noch heute einige Statuen und Altäre mit Inſchriften im Muſeum von Bath gezeigt werden. Die Kaſernen der Legionen und Wohnhäuſer neuer Anſiedler ſchloſſen ſich an, und eine feſte Mauer, deren Fundamente noch vorhanden ſind, friedigte das Ganze ein. Eine dicke Schicht von Erde und Schutt trennt nun in einer Mächtigkeit von 10 bis 20 Fuß den Boden der alten Aquae Solis von dem der heutigen Stadt. Bei Nachgrabungen findet man in dieſer aus verſchiedenartigen Subſtanzen zuſammengeſetzten Schicht zunächſt Münzen und Särge aus der angelſächſiſchen Periode und noch weiter unten, bei 12 und 15 Fuß Tiefe, entdeckte man römiſche Münzen aus der Zeit des Kaiſers Claudius bis zu der des Maximus im fünften Jahrhundert. Und unter dem Ganzen zieht ſich ein hübſches Moſaikpflaſter hin, das uns in ſeinen urſprünglichen Farben noch entgegen leuchtet und beim Vergleich mit unſerm heutigen Pflaſter entſchieden als das beſſere erſcheint. An den Abhängen und auf den Höhen der Hügel ſtanden römiſche Villen, deren Vorhandenſein die Alterthumsforſcher nachgewieſen haben. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn man in der Umgebung von Bath auf ſo viele Zeichen früherer Größe ſtößt, da wo beinahe durch fünf Jahrhunderte die kaiſerlich römiſchen Truppen und die Koloniſten jenes hoch civiliſirten Volkes wohnten.

Ein früherer Präſident der britiſh Aſſociation hat nachgewieſen, daß faſt alle heißen Quellen Europa's, wie die von Aachen, Baden-Baden, Neapel, in der Auvergne und in den Pyrenäen ſeit den Zeiten der Römer ihre Temperatur nicht vermindert haben. Dieſe gleichmäßige Wärme haben manche über 2000 Jahre bewahrt; auch ihre Waſſermenge hat nicht abgenommen, da ſie nicht, wie bei gewöhnlichen Quellen, durch die Einflüſſe der Jahreszeiten verändert wird. Eben ſo wenig haben ſich aber auch ihre aufgelöſten mineraliſchen Beſtandtheile in qualitativer und quantitativer Hinſicht verändert, und dieſe ſtaunenswerthe Gleichheit der Zuſammenſetzung führt uns ganz naturgemäß dazu, über den Urſprung der Wärme und Mineralbeſtandtheile dieſer Quellen weiter nachzuforſchen. Wie lange beſteht dieſe unveränderte Gleichmäßigkeit ſchon? Sind dieſe Quellen wirklich alt gegenüber der Erdgeſchichte oder ſind ſie, wie der Lauf unſerer Flüſſe und die gegenwärtige Geſtalt der Hügel und Thäler, nur vergleichsweiſe alt, wenn wir ſie neben den kurzen uns bekannten Zeitraum menſchlicher Geſchichte halten? Gleichen ſie nicht dem Veſuv und Aetna, die im Laufe von zwei Jahrtauſenden ſich durch neue Lavaſtröme und Aſchenregen vergrößerten? Und wenn wir auch annehmen können, daß dieſe zehntauſende von Jahren alt ſind, ſo entſtanden ſie doch in einer Zeit, in welcher das Mittelmeer bereits von denſelben Schalthieren bewohnt war, die wir noch heute darin lebend vorfinden. Gegenüber den ungeheuren Zeiträumen der Geologie ſind dieſe Vulkane von geſtern.

Ungeachtet der großen Gleichmäßigkeit im Charaktere der heißen Quellen kennen wir doch einige Beiſpiele, daß in hiſtoriſcher Zeit Aenderungen in ihnen vorkamen. Während heftiger Erdbeben wurden die unterirdiſchen Zuflüſſe der Quellen geſtört und die Geſtalt der Ritzen und Spalten, durch welche ſie hervorquellen, verändert. So änderte ſich während des großen Erdbebens in Liſſabon im Jahre 1755 die Temperatur der Königinquelle zu Bagnères de Luchon in den Pyrenäen plötzlich von 24° C. in 50° C. und blieb auch bei dieſer Temperatur. Eben ſo iſt es bekannt, daß die heißen Quellen von Bagnères de Bigorre, in demſelben Gebirge, während des Erdbebens von 1660 plötzlich kalt wurden.

Man hat nachgewieſen, daß die Thermen der Pyrenäen, Alpen und anderer Gegenden längs der Auriſſe und Falten dieſer Gebirge liegen. Aehnliche Veränderungspunkte in der feſten Erdkruſte betrachtet man als die Orte, wo thätige und erloſchene Vulkane Ausbrüche hatten, die oft durch die großen Riſſe in ihrer Lage beſtimmt werden. Eine andere Verbindung der Vulkane mit den heißen Quellen kann in dem häufigen Vorkommen der letzteren in den Ländern gefunden werden, wo Erdbeben an der Tagesordnung ſind. Je mehr wir uns aber von den großen Centren der Feuerthätigkeit entfernen, um ſo mehr nehmen die heißen Quellen ab; ſie ſind von Bedeutung in den Ländern, wie in Mittelfrankreich und an der Eifel, wo vulkaniſche Kegel und Krater mit Lavaſtrömen ſtehen, die aber ſeit Kurzem erloſchen ſind. Ausnahmen von dieſer Regel finden wir in einigen Theilen der Alpen und Pyrenäen, die durch verhältnißmäßig neue Erdbeben erſchüttert wurden.

Wir können auch das Waſſer der heißen Quellen mit den maſſigen Dampfwolken vergleichen, die oft tage- und wochenlang den Kratern während der Eruptionen entſteigen. Aber ein Unterſchied zwiſchen den Vulkanen und Thermen ſcheint doch zu beſtehen, denn wo finden wir bei den letzteren die Gewalt, welche Schlacken und Lavaſtröme aus dem Erdinnern entreißen? Aber die Menge der durch heiße Quellen aus dem Innern auf die Erdoberfläche entführten feſten Beſtandtheile und Gaſe iſt bedeutender, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Die Quellen von Bath ſind gerade nicht durch einen bedeutenden Gehalt von feſten Stoffen berühmt, und doch hat Profeſſor Ramſay berechnet, daß, wenn man alle den ſchwefelſauren Kalk, das ſchwefelſaure Natron, das Chlornatrium, Chlormagneſium und die anderen Mineralſubſtanzen, welche ſie aufgelöſt enthalten, und die von ihnen nur während eines Jahres aus dem Erdinnern entführt werden, daß, wenn man aus dieſen ſich eine feſte Säule

denkt, dieſelbe bei neun Fuß Durchmeſſer 140 Fuß Höhe haben würde! Jetzt aber führt das Waſſer ſie im klaren, aufgelöſten Zuſtande dem Ocean zu, der ſie weiter zum Meere hinleitet — würden ſie aber, wie die kieſeligen Lager am Geyſer in Island, um die Quellenöffnung herum abgelagert bleiben, ſo würde ſich ein koniſcher Hügel mit einem Krater in der Mitte bilden.

Dr. Daubeny, welcher die Thermen von Bath im Jahr 1833 unterſuchte, fand, daß die tägliche Ausſtoßung von Stickſtoff 250 Kubikfuß betrug. Dieſes Gas wird nicht allein von heißen Quellen, ſondern auch von den in Thätigkeit befindlichen Vulkanen ausgeathmet. Dr. Daubeny vermuthet, daß dieſer Stickſtoff aus der atmoſphäriſchen Luft ſtamme, welche vom Regenwaſſer aufgelöſt und mit dieſem durch die Erdkruſte tief ins Innere mitgeführt wurde. Dort wurde die Luft durch die große Hitze einem deſoxydirenden Prozeſſe unterworfen, der Stickſtoff ward frei und durch die Gewalt der Hitze und des Dampfes oder durch hydroſtatiſchen Druck nach oben getrieben. Dieſe Theorie iſt ziemlich allgemein angenommen worden, da ſie am beſten das conſtante Auftreten großer Stickſtoffmengen erklärte, ſelbſt da, wo die Gebirge, durch welche die Quellen kommen, kryſtalliniſcher Natur und verſteinerungsleer ſind. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, was Profeſſor Guſtav Biſchoff nachgewieſen hat, daß nämlich auch von organiſchen Subſtanzen große Maſſen Stickſtoff ausgehaucht werden können.

Auch die Kohlenſäure gehört zu den von den Bathquellen ausgeſtoßenen Gaſen. Biſchoff hat in ſeiner werthvollen „chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie“ nachgewieſen, wie die Kohlenſäure-Exhalationen überall vorkommen, daß ſie aus ſehr großer Tiefe ſtammen und immer häufiger werden, je tiefer wir eindringen. Er hat ferner beobachtet, daß die Silicate, welche einen ſo bedeutenden Antheil an der Zuſammenſetzung der älteſten Geſteine haben, allmälig zerſetzt werden, wenn ſie in fortwährender Berührung mit der Kohlenſäure bleiben, und daß die neuen hierdurch entſtehenden Verbindungen einen größern Raum als die alten einnehmen müſſen. Dieſe Maſſenvermehrung, ſagt Biſchoff, kann die Urſache von Kraftäußerungen werden, welche die Kruſte der Erde mit ihrem Drucke heben, und kann eben ſo die Zuſammendrückung und Verſchiebung von Schichten bewirken, welche zu beiden Seiten der von der Kohlenſäure umgeänderten Maſſe liegen. Dieſe Erwägungen des berühmten deutſchen Chemikers verdienen im hohen Grade die Aufmerkſamkeit der Geologen, da durch ſie der Schlüſſel zu den Bodenſchwankungen, Hebungen und Senkungen gefunden wird, die in ſo großem Maßſtabe in verſchiedenen Perioden vorkamen.

Gewiß gibt es mehrere Urſachen der verſchiedenen ſenkrechten und wagrechten Bewegungen; aber ich glaube, die Ausdehnung und Zuſammenziehung feſter Geſteine, wenn ſie abwechſelnd heiß und kalt werden, und die Löſung und darauf folgende Wiedergeſtarrung der Mineralmaſſen wird nach wie vor als Haupturſache der Bewegungen angeſehen werden müſſen.

Die Temperatur der Quellen von Bath wechſelt zwiſchen 47° C. und 49° C. Dies iſt in Anſehung ihrer Entfernung von Vulkanen und Sitzen fortwährender Erdbeben ein hoher Wärmegrad. Die Quellen von Aachen ſind noch heißer, nämlich 57° C., aber ſie liegen nur 10 Meilen von der vulkaniſchen Eifel entfernt; Bath dagegen 100 Meilen von dieſer und 110 Meilen von der Auvergne, die gleich der Eifel in verhältnißmäßig neuer Zeit erſt (doch noch in vorhiſtoriſcher) ihre vulkaniſche Thätigkeit einſtellte. Als dieſe beiden Gegenden Frankreichs und Deutſchlands heftigen vulkaniſchen Zuckungen unterlagen, war England auch von Erdſtößen mehr heimgeſucht als jetzt, und die Stöße, welche im Oktober 1863 Herefordſhire erſchütterten, können nur als ein geringes Abbild der alten Erdbeben gelten.

Wenn man die geologiſche Karte der Umgebung von Bath anſieht, ſo müſſen darauf die vielen eingezeichneten Falten und Geſteinsverwerfungen auffallen, deren eine allein in ſenkrechter Richtung 200 Fuß beträgt. Ich glaube deshalb behaupten zu dürfen, daß auch die Quellen von Bath, wie viele andere Thermen, eine große Umwälzung und Verſchiebung der Erdkruſte in nicht ſehr weit entfernter Zeit anzeigen. Der obere Theil des Riſſes, durch den das heiße Waſſer ſtrömt, beſteht aus 300 Fuß dicken Lias- und Triaslagern, während der untere durch die viel ältere Steinkohlenformation geht. Dieſe Verhältniſſe entdeckte W. Smith, als im Jahre 1817 ein Schacht abgeteuft wurde.

Was nun die Mineralbeſtandtheile der Bathquellen angeht, ſo mögen die Waſſer, durch welche die Thermen gebildet werden, bei ihrem Niederſickern durch die Riſſe und poröſen Felſen den ſchwefelſauren Kalk, das Chlorcalcium ꝛc. aus dem Gyps, Salz, den Kalken und anderen Beſtandtheilen der Gebirge aufgenommen haben. Der größere Theil dieſer Mineralbeſtandtheile kommt auch im Seewaſſer vor und ließe auf einen maritimen Urſprung der Quellen ſchließen. Aber die Analyſen von Merck und Galloway zeigen, daß das Verhältniß der feſten Beſtandtheile zu einander ein ganz anderes als das derjenigen des Seewaſſers iſt, denn eine Gallone Bathwaſſer enthält 14 Gran Chlormagneſium und 14 Gran gewöhnliches Salz, während eine Gallone Seewaſſer nur 4 Gran Chlormagneſium auf 27 Gran Salz enthält. Daß aber wirklich einige Quellen ihr Waſſer aus dem unerſchöpflichen Becken des Oceans erhalten, iſt auch wahr.

Die neueſten Analyſen der Quellen von Bath durch Profeſſor Roscoe haben noch das Vorhandenſein von Kupfer, Strontium und Lithium nachgewieſen. Aber die neuen Metalle Caeſium und Rubidium wurden vergeblich geſucht. Die großartige Entdeckung der Spectralanalyſe durch die heidelberger Profeſſoren Bunſen und Kirchhoff führte zur Auffindung der beiden genannten Elemente; auf demſelben Weg fand 1861 der Engländer Crookes das Thallium und ſpäter Dr. Richter in Freiburg das Indium.

Es iſt nicht unmöglich, daß die große Heilkraft verſchiedener Mineralquellen, welche durch künſtlich bereitete Waſſer nicht erſetzt werden konnten, von der Gegenwart dieſer bisher unbekannten Stoffe abhängt; in größerer Menge dargeſtellt, könnten dieſe Stoffe dann als wirkſame Heilmittel gegen Krankheiten dienen, die bisher von den Aerzten nicht kurirt werden konnten.

Viel Aufſehen macht die Entdeckung einer Quelle von demſelben Wärmegrade wie die zu Bath in der Tiefe einer Kupfergrube zu Red-Ruth in Cornwall. Dieſe Therme enthält beinahe viermal ſo viel feſte Stoffe, als die von Bath, darunter wenig Gyps und faſt keine Magneſiaſalze. Aber das Caeſium, welches man man bisher in den Mineralquellen Englands vergeblich ſuchte, kommt darin vor; beſonders charakteriſtiſch iſt aber die große Menge von Lithium, welche die Analyſe des Profeſſor Müller darin nachwies, und die allein den 26. Theil der geſammten feſten Beſtandtheile einnimmt. Das Lithium ward 1817 zuerſt von Arvedſon im Petalit aufgefunden. Man hielt es für ſehr ſelten, bis 1860 Kirchhoff und Bunſen mit ihrer Spectralanalyſe zeigten, daß es zu den gemeinſten Körpern gehöre, daß es in faſt allen Mineralwaſſern, in dem Meere, der Milch, dem menſchlichen Blute und in einigen Pflanzenaſchen vorkomme. Es iſt nun ſchon in der Medicin angewandt worden.

Die faſt gänzliche Abweſenheit der Magneſiaſalze in der Quelle von Red-Ruth leitet zu der Vermuthung, daß dieſe dem Meereswaſſer ihre Entſtehung verdankt, oder wir müſſen annehmen, daß das Magneſium zurückblieb und mit den durch die heißen Wäſſer zerſetzten Geſteinen eine Verbindung einging. Die heißen Quellen führen meiſtens alkaliſche und andere leicht löslliche Salze und ſind gewöhnlich frei von Schwermetallen wie

Digitized by Google

Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Platina ꝛc. Und trotzdem liegt es nahe, auf Beziehungen zwiſchen den Thermen und dem Ausfüllen von Felſenſpalten mit Erzen zu ſchließen. Die Metalle, welche dieſe Erze zuſammenſetzen, mögen Anfangs im Zuſtande der Verflüchtigung oder der Löſung in intenſiv heißem Waſſer aus dem Innern aufſteigen und dann an den Wänden der Ritzen niedergeſchlagen oder abgeſetzt werden. So läßt die Quelle Alles außer den Alkalien, der Kieſelſäure, den Gaſen ꝛc. zurück, ehe ſie die Erdoberfläche erreicht. Gibt man dieſe Theorie zu, ſo folgt daraus, daß die Haupterzgänge, die tauſende von Klaftern tief liegen, nie von den Bergleuten erreicht werden können, wenn ſie nicht durch eine Reihe von Erdrevolutionen gehoben werden. Jahrhunderte, bevor dieſe Aenderungen vollendet waren, hatten die Thermen aufgehört zu fließen, und ſo iſt der Mangel der eigentlichen Metalle in den Quellen ein Beweis ihrer Verwandtſchaft mit den metallführenden Erzgängen.

Aber es gibt noch andere Myſterien in Bezug auf die Struktur der Erdrinde, auf welche die Abweſenheit der ſchweren Metalle in den heißen Quellen Licht wirft — nämlich die Metamorphoſe der ſedimentären Geſteine. Schichten von verſchiedenem Alter, die einſt voll organiſcher Ueberreſte waren, ſind theilweiſe oder ganz kryſtalliniſch geworden. Meiſt hat man angenommen, daß dieſe Umwandlung durch Einwirkung der Hitze geſchah, und daß, wenn ſie vollendet war, jede Spur der in die Schichten eingebetteten Verſteinerungen verloren ging. Aber da Bergmaſſen von vielen Meilen Länge und Breite und tauſenden von Fuß hoch dieſer Veränderung unterworfen waren, ſo hat man immer nur ſchwer eine Erklärung dafür gefunden, wie die Hitze fähig ſein könne, ſo große Veränderungen hervorzubringen und jede Spur von Schichtung oder Vorhandenſein von Verſteinerungen zu vernichten. Die verſchiedenartigſten Verſuche haben zu dem Schluſſe geführt, daß die Mineralien, welche beſonders in den metamorphoſirten Geſteinen vorkommen, nicht auf trocknem Wege oder im Zuſtande der Verdampfung auskryſtalliſirten, ſondern daß ſie aus flüſſigen Löſungen im naſſen Zuſtande entſtanden und ſomit weniger Hitze brauchten. Heiße Quellen, die Kohlenſäure oder Fluorwaſſerſtoffſäure enthalten, wirken namentlich ſehr heftig auf die Felsarten, welche ſie durchſtreifen. Wenn deßhalb große Waſſermengen Jahr von großer Tiefe im heißen Zuſtande durchziehen, ſo können ſie im Verlauf der Zeit in ihnen eine kryſtalliniſche Struktur hervorbringen, und in beſonderen Fällen können tiefer liegende, ältere Schichten unverändert bleiben und ihre Verſteinerungen beibehalten, während jüngere, höher liegende metamorphoſirt werden.

Die große Wirkung ſolcher hydro-thermiſchen Kräfte iſt erſt jüngſt durch die Verſuche und Beobachtungen von Sénarmont, Daubrée, Deleſſe, Scheerer, Sorby u. A. dargethan worden. Die Veränderungen, welche die alkaliſchen Wäſſer von Plombières in den Vogeſen hervorbrachten, ſind namentlich ſehr belehrend. Dieſe Thermen haben eine Temperatur von 71° C.; ſchon die Römer benutzten ſie und füheten ſie durch lange Waſſerleitungen in Bäder. Die Grundmauerungen ihrer Werke beſtanden aus Kalkſtein, Sandſtein und Ziegeldruchſtücken. Jahrhunderte lang wurden dieſe von den heißen Waſſern durchfloſſen, und dadurch entſtanden auf künſtlichem Wege viele Mineralien, namentlich Zeolite, beſonders Apophyllit und Chabaſit; dann Kalkſpath, Arragonit und Flußſpath, ferner kieſelige Mineralien wie Opal, die ſämmtlich in den Ritzen zwiſchen den Ziegeln und dem Mörtel aufgefunden wurden.

Das nähere Studium der Beſtandtheile des Granites hat gleichfalls zu dem Schluſſe geführt, daß ihre Erſtarrung durchaus nicht bei einem ſo hohen Hitzegrade erfolgte, als früher angenommen wurde. Guſtav Roſe hat das ſpecifiſche Gewicht des Quarzes im Granit auf 2,6 beſtimmt, welches die aus Flüſſigkeiten abgeſetzte Kieſelſäure charakteriſirt. Aber einige Geologen, welche in der jüngſten Zeit auf die große Rolle, welche das Waſſer bei der Bildung der Beſtandtheile des Granites ſpielt, aufmerkſam wurden, waren zu ſehr geneigt, in Bezug auf die Entſtehung der kryſtalliniſchen und ungeſchichteten Geſteine einen zu hohen Hitzegrad anzunehmen. Da das Waſſer in den thonerdehaltigen und einigen anderen Mineralien in großer Menge vorhanden iſt und deßhalb einen bedeutenden Antheil an der Bildung unſerer Erdkruſte hat, ſo folgt daraus, daß, wenn die Geſteine geſchmolzen ſind, Waſſer vorhanden ſein muß, ganz unabhängig von dem Regenwaſſer und Seewaſſer, welches ſeinen Weg nach dem Sitz der innern Erdhitze findet. Aber das Vorhandenſein von Waſſer unter großem Drucke iſt kein Beweis gegen unſere Annahme, daß die Maſſe, mit der es ſich vermiſcht, in dem Zuſtande einer ſehr hohen Temperatur ſich befinde. Noch weniger gewährt der Abkühlungspunkt, bis zu welchem die ſchmelzende Maſſe gelangen mußte, ehe ſie zu Lava oder Granit verdichtet wurde, irgend einen Beweis gegen den Hitzegrad, den dieſelbe Maſſe brauchte, ehe ſie zum Schmelzen kam.

Bunſens Verſuche am großen Geyſer in Island haben dargethan, daß bei 74 Fuß Tiefe am Grunde der großen Röhre eine Waſſerſäule von 120° C. ſich im Zuſtande der Ruhe befindet. Wie groß muß dann die Wärme dieſes Waſſers bei einigen tauſend Fuß Tiefe ſein? Es muß bald unter dem Drucke eine Weißglühhitze erreichen! Und diejenigen, welche, wie ich, im Jahre 1858 die Lava am ſüdweſtlichen Theile des Veſuvs herabſtrömen ſahen, weiß und glühend wie die Sonne, und die die verſengende Hitze derſelben fühlten, werden ſich gewiß eine Vorſtellung von der ungeheuren Wärme machen können, welche dieſe Lava am Boden einer meilenhohen Säule hat, die mit einem Becken von geſchmolzener Materie im Zuſammenhang ſteht, das, wenn es auf einmal abgekühlt werden ſollte und keinen weiteren Hitzezufluß hätte, gewiß zu dieſer Abkühlung allein die Zeit einer geologiſchen Periode brauchte.

Heiße Quellen ſind ſichertlich mit die beſten Mittel einer langſamen Abkühlung, ſie entführen der geſchmolzenen unterirdiſchen Maſſe die Hitze, welche große Dampfwolken in latenter Form auch aus den Kratern der Vulcane entſenden. Aber die wahre Natur der chemiſchen Veränderungen, welche durch das Waſſer und die Hitze im Erdinnern hervorgebracht werden, wird noch lange unſerm Auge verſchleiert bleiben, da wir nicht zum Sitze dieſer Veränderungen vordringen können. Jedoch die Art, wie die Vulkane ihren Wirkungsplatz während langer geologiſcher Perioden verändert haben, indem ſie bald an neuen Orten ausbrachen, an alten erloſchen, kann vielleicht dazu dienen, die Zunahme der Hitze nach dem Erdinnern zu erklären, ohne daß wir einen Centralſitz für die Wärme im Kern unſers Planeten annehmen.

Ich wies im Anfang dieſer Rede darauf hin, daß die Thermen von Bath wahrſcheinlich, vom geologiſchen Standpunkte genommen, nicht ſehr alt ſeien; poſitive Beweiſe liegen hierfür freilich nicht vor, aber ich ſchließe es aus den großartigen Veränderungen, denen die Umgebung von Bath unterworfen war, ſeit der Zeit, als die britiſchen Seen und Flüſſe von Teſtaceen bewohnt waren. Schon vor einem Viertel Jahrhundert ſprach Roderich Murchiſon von der Malvern Straße, welche Wales von England trennte. Daß ſich wirklich eine ſolche Meerenge zwiſchen den Mündungen des Dee und Severn ausdehnte, iſt kürzlich durch die Auffindung von Muſchelſchalen lebender Species auf der Waſſerſcheide beider Flüſſe beſtätigt worden. Zur Zeit, als jene Muſcheln lebten, bildeten die Cotswold Hügel, an deren Fuß Bath liegt, eine der vielen Inſeln, aus denen damals Großbritannien beſtand. So viel wir wiſſen, findet ſich nirgends ein ſo ſchlagendes Beiſpiel der Hebung, wie in Wales. Am Mael Tryſaen Hügel, nicht fern vom Snowdon, fand man im Drift 54 foſſile Schalthiere, die alle noch

Digitized by Google

in den britiſchen Meeren oder weiter nördlich leben; elf davon ſind ausſchließlich arktiſch. Die ganze Fauna weiſt auf ein viel kälteres Klima jener Gegend hin, als heute dort herrſcht, doch nicht ſo kalt, als es die Fauna der Eisdriſt von Schottland anzeigt. Die erwähnten Schalthiere wurden in einer Höhe von 1360 Fuß gefunden und beweiſen ſomit eine Hebung des Bodens bis zu dieſem Grade.

Ein großer Theil der ſogenannten Eiszeit war bereits vorübergegangen, ehe jene Muſcheln am Moel Tryfaen abgelagert wurden, wie ſich aus der geglätteten und geſtreiften Oberfläche der Felſen beweiſen läßt, auf welchen die Driſt mit den Schaltierreſten ruht. Auch kommen geritzte und gleichſam polirte erratiſche Granitblöcke unter derſelben vor. Das Vorhandenſein einer Zeit großer Kälte in England und Nordamerika in der erwähnten Epoche wird nun von den Geologen allgemein anerkannt. Eine der Urſachen der Eiszeit, die vor elf Jahren von einem berühmten ſchweizer Geologen zuerſt erkannt wurde, hat nicht die verdiente Aufmerkſamkeit erregt. Als ich ſelbſt im Jahre 1833 die Theorie aufſtellte, daß Umänderungen in der phyſikaliſchen Geographie die Urſachen von klimatiſchen Revolutionen auf der Erdoberfläche geweſen ſein könnten, wurde mir eingeworfen, daß Hebungen und Senkungen von zu localer Natur wären, als daß ſie auf einen allgemeinen Temperaturwechſel Einfluß haben könnten. Aber je mehr wir die Denkmäler unterſuchen, welche der hiſtoriſchen Zeit vorangingen, um ſo mehr werden wir von der allgemeinen Veränderung überzeugt, die in Bezug auf die Lage, Tiefe und Höhe der Seen, Continente und Bergketten ſeit dem Beginn der Eiszeit vor ſich ging. Auch die Meteorologen haben ſich in den letzten Jahren davon überzeugt, daß die Menge von Eis und Schnee in gewiſſen Breiten nicht allein von der Höhe der Bergketten abhängt, ſondern auch von der Vertheilung von Land und Meer rund um dieſelben.

Schon 1852 meinte Eſcher von der Linth, daß, wenn Ritters Anſicht richtig ſei, daß die Sahara in der modernen oder nachtertiären Zeit unter Waſſer ſtand, dieſe Ueberflutung die koloſſalen Verhältniſſe der Alpengletſcher erkläre, und Benetz ſowohl wie Charpentier ſtimmten ihm bei. Seitdem hat man neue Beweiſe für die einſtige Ueberflutung der Sahara aufgefunden. Eſcher ſelbſt kehrte vor Kurzem aus dem öſtlichen Theil der algieriſchen Wüſte zurück, wohin ihn Deſor aus Neuenburg und Profeſſor Martins von Montpellier begleitet hatten. Dieſe drei erfahrenen Geologen überzeugten ſich an Ort und Stelle davon, daß die Sahara noch in der Zeit der lebenden Teſtaceen vom Waſſer überflutet war. Schon 1856 hatte der Franzoſe Karl Laurent gezeigt, daß der Sand, welcher an den Ufern des Mittelmeers vorkomme, identiſch mit dem ſei, welcher ſich über einen weiten Raum von Oſt nach Weſt durch die Sahara hinziehe, und daß man darin, wie orteſiſche Bohrungen nachgewieſen haben, ſelbſt bei einer Tiefe von 20 Fuß die gemeine Herzmuſchel (Cardium edule) vorfinde. Dieſe heute noch lebende Muſchel hat man auf Höhen von 900 Fuß und in Tiefen von 300 Fuß aufgefunden; denn ſowohl in Afrika als im weſtlichen Aſien finden wir Senkungen des Landes, die tief unter den Meeresſpiegel hinabgehen. Dieſelbe Muſchel ward in verſchiedenen Salzſeen der Sahara noch lebend angetroffen.

Durch Verdampfung ausgetrocknete Seen im Gebiete der Sahara gehören keineswegs zu den Seltenheiten. So fand Triſtram während ſeiner Reiſen an den Südgrenzen der franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika im Jahre 1859 lange Linien von Inlandſeeklippen, mit Höhlen an ihrem Grunde und alte Seebuchten, die Terraſſen bildeten, auf denen die Schalreſte lebender Weichthiere zuſammen mit Sand und Kieſeln in Geſtalt eines Conglomerates vorkamen. Dieſer alte See ſcheint ſich einſt vom Golf von Cadez in Tunis bis zur Weſtküſte von Afrika im Norden von Senegambien erſtreckt zu haben, und war hunderte von Meilen long. Die Hochlande der Berberei, Marocco, Algier und Tunis, müſſen zu jener Zeit vom übrigen Afrika getrennt geweſen ſein. Alles, was bisher Geologen und Botaniker über die Fauna und Flora der obengenannten Länder ſagten, läßt ſich damit in guten Zuſammenhang bringen, denn dieſe ſcheinen mit Spanien, Sicilien und dem ſüdlichen Italien einſt im Zuſammenhang geweſen zu ſein.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß auch an den Küſten des Rothen Meeres, mehrere hundert Fuß über dem Seeſpiegel, Lager noch jetzt lebender Muſcheln vorkommen. Auch von Aegypten wiſſen wir, daß es an den großen Bodenveränderungen ſeinen Antheil hatte. Dies erhellt ſchon aus den alten Flußterraſſen, die die modernen Alluviatebenen des Nils umgürten, und die uns von Adams und Muriſ beſchrieben worden ſind. Sie ſteigen in verſchiedenen Höhen von 30 bis 100 Fuß auf.

Wo wir daher auch hinblicken, wir finden die Anſicht beſtätigt, daß eine Karte Afrika's in der Eiszeit ebenſowenig der Karte von heute gleicht, wie unſere jetzigen Karten Europa's denen dieſes Continents zur Eiszeit. Wenn daher, folgert Eſcher, die Sahara in der nachtertiären Zeit ein See war, ſo können wir uns erklären, warum die Alpengletſcher ſo mächtige Verhältniſſe annahmen und weshalb ſie ſo große Moränen in Norditalien und den flachen Gegenden der Schweiz zurückließen. Bei den Schweizern geht die Sage, daß die Sonne ohne den Föhn den Schnee nicht ſchmelzen könne. Dieſer Wind weht, nachdem er über den brennenden Sand Afrika's weggegangen iſt, tagelang hintereinander über das Mittelmeer, bringt die Hitze der Sahara mit ſich und ſchmilzt den Schnee der Apenninen und Alpen. Denzler, welcher Unterſuchungen darüber anſtellte, fand, daß ein Föhn in Algier am 17. Juli 1841 ſturmartig auftrat und in ſechs Stunden über das Mittelmeer nach Marſeille gelangte. Von dort war er in fünf Stunden in Genf und Wallis, wo er einen Waldbruch veranlaßte und dann in den Cantonen Zürich und Graubünden die Blätter vieler Bäume von Grün in Gelb verſengte. Friſch gemähtes Gras war in wenigen Stunden trockenes Heu; denn wenn auch dieſer Scirocco-Föhn aus dem Schnee der Alpen viel Feuchtigkeit aufnimmt, ſo iſt er doch noch lange nicht damit geſättigt, wenn er am Nordfuß der Gebirgskette anlangt. Sowohl Eſcher, wie auch Denzler haben die Beobachtung gemacht, daß während des Föhns eine fußdicke Schicht Schnee in vier Stunden verſchwand. Es iſt alſo kein Wunder, daß man den Föhn wegen der Ueberſchwemmungen, die er im Gefolge hat, fürchtet. Der Aſtronom Irſcher beobachtete von ſeinem Obſervatorium in Neuenburg aus, wie die Schneegrenze an den Bergen ſichtbar in die Höhe ging, während dieſer Wind wehte. Sein Einfluß iſt durchaus nicht nur auf den Sommer beſchränkt, denn im Winter 1852 ſchmolz er zur Weihnachtszeit in der Umgebung von Zürich ſelbſt auf den Bergrücken und an ſchattigen Orten allen Schnee fort. Ich ſelbſt ſah, wie im November 1828 aller Schnee vom Aetna verſchwand, ſo daß ich den Gipfel beſteigen konnte, zu dem ich ſonſt erſt im Frühjahre gelangt wäre. Und dieſe Umänderung ward in 36 Stunden bewirkt.

Es iſt allgemein bekannt, daß die Zahl der Tage, an welchen beſtimmte Winde herrſchen, in den verſchiedenen Jahren verſchieden iſt. Zwiſchen den Jahren 1812 und 1820 wehte der Föhn in der Schweiz ſeltener als gewöhnlich. Und was war die Folge? Alle Gletſcher nahmen an Größe zu und ſtiegen während dieſer acht Jahre tiefer in die Thäler hinab. Andere Beiſpiele, wie ſehr die Eisbildungen mit dem Temperaturwechſel im Zuſammenhange ſtehen, laſſen ſich noch in Menge aufführen. Von Kapitän Godwin Auſten erſchien kürzlich eine Beſchreibung über die rieſenhaften Gletſcher des weſtlichen Himalaya, die zwiſchen 35° und 36° nördl. Br. im Quellengebiete des Indus liegen. Die höchſten Gipfel des Karakorumgebirges ſteigen dort bis 28,000 Fuß Höhe an. Dort

ſind die Gletſcher ſo weit herabgeſtiegen, daß ſie bereits die kultivirten Ländereien der Eingeborenen erreicht haben; in Folge deſſen iſt die mittlere Temperatur ſo geſunken, daß da, wo man ſonſt alljährlich zwei Ernten machte, jetzt nur noch eine erzielt wird. Wenn man ſolche Veränderungen in weniger als einem Jahrhundert beobachtet, ohne daß die phyſikaliſche Geographie ſichtbaren Veränderungen unterworfen war, wie viel mehr mag dann eine Ueberfluthung der Sahara auf die Größe der Alpengletſcher eingewirkt haben. Wenn zwiſchen den Jahren 1812 und 1820 blos dadurch, daß der Föhn weniger blies, ſchon die Gletſcher ſich vergrößerten, wie ganz anders müſſen dieſe ausgeſehen haben, als es gar nicht vorhanden war. Aber dies würde uns noch keinen Begriff von den Ereigniſſen der Eiszeit geben; denn wir dürfen nicht annehmen, daß jener Wind überhaupt fehlte; nur war ſein Charakter wegen der verſchiedenen oben beleuchteten geographiſchen Bedingungen ein anderer. Denn anſtatt daß er jetzt über die zwiſchen dem 20. und 35.° nördl. Breite liegende brennende Sandwüſte ſtreicht, ging er damals über einen See, aus dem er Feuchtigkeit aufnahm; über dem Mittelmeer ſättigte er ſich noch mehr und wenn er dann die Alpen traf, ſo ging er in die höheren Schichten der Luft und ſchüttelte ſeine Feuchtigkeit auf die Berge als Schnee herab, ſo daß derſelbe Wind, der jetzt als Eisverleiger gilt, damals ein Eisnährer war.

Wenn wir ſo Eſchers Theorie von der einſtigen Größe der ſchweizer Gletſcher annehmen, verwerfen wir keineswegs die Annahme Charpentiers, daß die Alpen in der Eisperiode 2000 bis 3000 Fuß höher als heute waren. Ein ſo bedeutender Unterſchied in der Höhe kann auch der größeren Kälte zu ſtatten, und erſcheint eine ſo mächtige Oscillation um ſo wahrſcheinlicher, ſeit wir die von Wales kennen.

Es kommt zu der Ueberfluthung der Sahara noch ein anderer Umſtand hinzu, welcher die größere Kälte in früherer Zeit erklärt, daß nämlich der Golfſtrom früher einen andern Lauf hatte. Zur Zeit der Eisperiode hatten die Küſten von Nordamerika und Europa eine ſo entſchieden andere Geſtalt als heute, daß wir kaum glauben können, der Golfſtrom habe damals dieſelbe nordöſtliche Richtung quer durch den Atlantiſchen Ocean gehabt wie jetzt. Wenn er eine andere Richtung gehabt hätte, ſo würde damals Schottland, nach Hopkins Berechnungen, eine bedeutend niedrigere Temperatur gehabt haben. Doch das ſind nach nicht alle Urſachen, die einen Unterſchied in dem ganzen phyſiſchen Zuſtande des Erdballs hervorbrachten. Wir erinnern nur daran, daß die Höhe und Menge des Landes in der Nähe des Nordpols damals wahrſcheinlich größer war als jetzt.

Je mehr wir die geographiſchen Veränderungen der Eiszeit ſtudiren und die Wanderungen der Thiere und Pflanzen, zu denen ſie Veranlaſſung gaben, deſto größer wird unſere Vorſtellung von der Dauer jener Zeitepoche, die aber den gewöhnlichen Regeln der geologiſchen Klaſſifikation gegenüber nur kurz erſcheint. Die Eiszeit war in der That nur eine kleine Epiſode in einer der großen Epochen der Erdgeſchichte; denn die Bewohner von Land und Meer waren vor und nach der Eiszeit dieſelben. Bis jetzt haben wir noch keinen ſichern Beweis, daß der Menſch bereits zur Eiszeit auf der Erde exiſtirte, aber unſere Nachforſchungen über dieſen Punkt ſtehen noch in den Kinderſchuhen. Jedoch ſchon in einer ſehr frühen Periode der poſtglacialen Zeit können wir die Exiſtenz des Menſchen mit Sicherheit nachweiſen. Die Archäologen wiſſen, daß in Mitteleuropa das Alter der Broncewaffen dem Einfall der Römer in die Schweiz vorausging, und den Pfahlbauten des Broncezeitalters gingen wieder ſolche voraus, in denen nur Steinwaffen benutzt wurden. Die däniſchen Küchenabfälle ſcheinen aus derſelben Zeit zu ſtammen; was aber Lartet die „Rennthierperiode“ in Südfrankreich genannt hat, war gewiß älter und gehört einer kältern Zeit an. Noch älter ſind die rohen Stringeräthſchaften, die in der Fluß-Driſt von Amiens und Abbeville gefunden wurden und in demſelben Kiesbette mit den Knochen ausgeſtorbener Rhinoceroſſe, Bären, Tiger und Hyänen vorkamen.

Zwiſchen dem gegenwärtigen Zeitalter und dem erſten Vorkommen von Menſchenſpuren ſind Thäler ausgeriſſen und erweitert worden; unterirdiſche Flüſſe, die durch Höhlen dahin ſtrömten, haben ihren Lauf geändert, und viele wilde Thiere ſind ausgeſtorben. Der Boden des Meeres iſt aber in derſelben Zeit an vielen Orten gehoben worden, oft viele hundert Fuß, und die Küſtenlinien ſind ganz anders geworden. Lartet und de Berneuil haben vor Kurzem foſſile Zähne des afrikaniſchen Elephanten mit Feuerſteingeräthſchaften wie die von Amiens und Abbeville bei Madrid gefunden. Baron Anca hat nachgewieſen, daß derſelbe Elephant Sicilien in der poſtpliocenen und wahrſcheinlich auch in der menſchlichen Zeit bewohnt hat. Es wäre ſomit dargethan, daß zugleich mit den Menſchen drei Elephantenarten Europa bewohnten, nämlich das Mammuth und der Elephas antiquus, die beide ausgeſtorben ſind, und der nun noch in Afrika lebende Elephant. In Bezug auf das Mammuth werden wohl Viele anderer Anſicht ſein und glauben, daß es nicht ſchon tauſende von Jahren vor unſerer Zeit von der Erde verſchwand, weil man ſein Fleiſch im Eis Sibiriens noch ſo wohl erhalten fand, daß es Bären, Hunden und Wölfen zur Nahrung diente. Als Middendarf im Jahre 1843 in dem gefrorenen Baden Sibiriens Nachgrabungen anſtellte, kam er auf den in Eis eingebetteten Körper eines Mammuths, deſſen Pupille noch im Muſeum zu Moskau aufbewahrt wird. Niemand wird leugnen, daß dieſer Elephant tauſende von Jahren in ſeiner Eisumhüllung gelegen hat und wenn er nicht berührt worden wäre, dort gelegen hätte, bis eine zweite Eisperiode über ihn weggegangen wäre.

Es liegt theilweiſe mit in unſerer Erziehung, daß wir in Bezug auf die Chronologie der Erde und ihrer Bewohner in früheren Zeitepochen an eine ſehr ſtrenge Oekonomie gewöhnt und ſo in alten Traditionen befangen ſind, daß wir ſelbſt, wenn wir größere Zugeſtändniſſe den Zeiträumen der Geologen machen wollen, fühlen, wie ſauer uns dies wird. Ich will nur kurz zwei Dinge andeuten, über welche allmälig die Geologen anderer Anſicht geworden ſind. Zunächſt, ob eine feſtgeſetzte Reihenfolge von Ereigniſſen in der organiſchen und unorganiſchen Welt ohne Unterbrechung durch heftige und allgemeine Kataſtrophen ſtattfand und dann, ob wir eine klare Vorſtellung von der Zeit erhalten können, die der Schöpfung organiſcher Weſen auf der Erde vorangieng. Ich bin alt genug, um mich der Zeit erinnern zu können, in der die Geologen über beide Streitfragen in einer Weiſe verhandelten, die von der jetzigen ſehr verſchieden iſt. Die Meinungen ſind heute von den damaligen ſehr abweichend. Was den erſten Punkt betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß, obgleich der Glauben an plötzliche und allgemeine Erſchütterungen an Boden verloren hat und es der Lehre von plötzlichen Uebergängen einer Art Thiere und Pflanzen in eine andere von verſchiedenem Typus eben ſo geht, doch die ganze Reihe von Urkunden hierüber, die uns überkommen ſind, mehr denn je fragmentariſch erſcheinen. Man glaubt, daß ſie vollkommen ſind, weil viele Lücken ausgefüllt wurden und manches fehlende Glied zwiſchen den verſchiedenen Stufen des Pflanzen- und Thierreichs aufgefunden wurde. Aber die Geſammtheit der Denkmäler, die wir entziffern wollen, erſcheint viel lückenhafter als je. Ich meinestheils ſtimme mit Darwin überein, indem ich ſie nur als ein Bruchſtück deſſen betrachte, was einſt vorhanden war, und da wir eine Annäherung zu vollſtändigen Reihenfolgen gebildet wurde, ſo lag es nie im Plane der Natur, eine vollſtändige Ueberſicht aller ihrer Werke zurückzulaſſen, damit vernunftbegabte Weſen dieſelben nach Jahrhunderten ihrer Kritik unterziehen könnten.

Bezüglich der zweiten großen Frage, welche ſich mit dem

früheſten Auftreten lebender Weſen auf unſerm Planeten beſchäftigt, ſo haben die neueſten Entdeckungen in Canada bewieſen, daß gewiſſe in Europa aufgeſtellte Theoeien ſehr trügeriſch waren. Die von W. E. Logan nördlich vom St. Lorenzſtrom geleitete geologiſche Aufnahme hat uns mit mächtigen, geſchichteten Lagen von Gneiß, Glimmerſchiefer, Quarziten und Kalkſteinen von etwa 40,000 Fuß Dicke bekannt gemacht, die Laurentian genannt werden. Sie ſind älter als die älteſten verſteinerungsführenden Schichten Europa's oder die, welchen man den Namen der „primordialen" ſo voreilig gegeben hat. Zunächſt iſt der jüngſte Theil dieſer großen kryſtalliniſchen Ablagerungen nicht zu vereinigen mit den alten, verſteinerungsführenden oder ſogenannten primordialen Geſteinen, welche ſie überlagern, ſo daß ſie ſtörenden Bewegungen unterworfen waren, ehe die primordialen gebildet waren. Dann iſt aber auch der ältere Theil des Laurentian mit dem jüngern unvereinbar; denn in dem tiefſten und älteſten Syſtem der kryſtalliniſchen Ablagerungen ward ein Kalkſtein von 1000 Fuß Mächtigkeit aufgefunden, der organiſche Ueberreſte enthält. Dirſe Verſteinerungen wurden von Dr. Dawſon in Montreal unterſucht und mit Hülfe des Mikroſkops wurde in ihnen die beſtimmte Form einer großen Rhizopodenart entdeckt, die den Namen Eozoon canadense erhielt. Wir dürfen annehmen, daß die Schichten, welche dieſes Foſſil enthalten, gleichartig mit den azoiſchen Geſteinen Europa's ſind, oder ſie ſind ſogar noch älter und gehen über die Formationen hinaus, von denen man bisher annahm, daß ſie vor dem Daſein lebender Weſen abgelagert wurden. Aber ich will nicht weiter eingehen auf Betrachtungen über „die Zeichen des Anfangs" und „die Ausſichten auf das Ende" unſerer Erde, — den weiten Ocean wiſſenſchaftlicher Conjecturen, auf dem ſo viele Theoretiker Schiffbruch gelitten haben.

Das nordfränkiſche Bauernhaus.

Eine geographiſche Studie.

Von Archivrath Dr. **Brückner** in Meiningen.

Bodengeſtalt, zur Hand gegebenes Baumaterial, des Himmels Witterung und menſchliches Eigenweſen ſind allüberall die hauptſächlichſten Faktoren für Form, Anlage und innere Einrichtung des Wohnhauſes, insbeſondere des Bauernhauſes; ſtädtiſche Baueeglements können dabei wenig eingreifen. Ob der Grundbau des Baueenhauſes aus natürlichem Geſtein, aus Backſtein oder aus Holz beſteht, das wird beſtimmt von Reichthum oder Armuth der Gegend an dieſem Material; ob er hoch aufgeführt oder ebenerdig angelegt wird, ſteht unter dem Einfluſſe des ſteilern oder mehr ebenen Bodens; ob die gangbare Breitſeite des Hauſes dieſe oder jene Himmelsgegend ſucht, darüber gebietet Wind und Wetter, und ob die Außenwände arm oder reich geziert, ob ſeine inneren Getaſſe groß und prunkvoll, ob Kiſten, Käſten, Bettgeſtelle und Tücher bunt oder farblos ſind, hängt vom Sinn und Vermögen des Bauern ab. Wie der nordfränkiſche Bauer (zwiſchen dem Thüringerwalde, der Rhön und dem Main) ſein Haus gründet und welche Ausſichten er über Haus und Hof hegt, zeigt die folgende geographiſche Skizze.

Haus und Hof ſind, wie in allen deutſchen Gauen und Provinzen, ſo auch in Franken zwei Elemente, die zuſammengehören. Haus und Hof beſitzen, iſt nach der bäuerlichen Weltanſchauung Tüchtigkeit und Ehre, weil ein ſolcher Beſitz den vollgültigen, gewichtigen Bauer macht und eigen Heerd Gotdes werth iſt; zu Haus und Hof ſein, gilt dem Bauer als Sicherſtes, als ein königliches, ſeliges Gefühl, weil er auf ſeinem Sonnenlehn der alleinige Gebietende iſt und ſich ſichee im geheiligten Hausfrieden weiß; von Haus und Hof zu Haus und Hof nomadiſch umherziehen müſſen, hält er für einen Fluch der Welt, weil er nur im feſten, ſtetigen Sitz und Beſitz, im wonnigen „Daheimm, daheimm" die Triebkraft und Bürgſchaft für Muth, Treue und Vaterlandsliebe findet. Um Haus und Hof kommen oder von Haus und Hof gejagt werden, iſt Schmach und Elend, weil für den Bauer das Leben ohne Grundbeſitz keinen Werth hat. Denn Haus und Hof bedeuten ihm mehr als den bloßen Boden (Hofreite), worauf ſie angelegt ſind, und mehr als das, was man allda errichtet und gegründet hat. Wer Haus und Hof beſitzt, hat zugleich auch Wonne und Weide oder Feld und Wieſe und gerechten Antheit an den vollen Gemeindegütern und Gemeinderechten. Eben darum ſteht und fällt mit dem Beſitz und Verluſt von Haus und Hof auch die Würde des Bauern oder der Werth des Mannes und des Menſchen. Auf dieſer feſten, realen Grundlage ruhte in alten Zeiten die Freiheit und Wäede des Germanen und ruht heute noch das Vollgefühl des deutſcheu Bauern.

Kein Baueenhaus kann ohne Hof, kein Bauernhof ohne Haus ſein. Das Eine erheiſcht das Andere als ſeine Ergänzung. Ihre Lage oder Stellung zu einander iſt aber, wie überall in Deutſchland, ſo auch in Franken, bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit eine beſtändige und feſte. Der Hof liegt hiee nicht vor dem Hauſe oder in deſſen Rücken, ſondern ſtets zur Seite der Hauptfronte des Wohnhauſes. Gegen die Dorfſtraße iſt er in wohlthäbigen Dörfern mit einer Mauee oder mit Holzwerk geſchloſſen, in ärmeren Orten dagegen offen. Beim ummauerten Hofe führen zwei Thore von der Straße zur Hofreite; ein enges, niederes neben dem Hauſe dient dem Menſchen, ein höheres und weiteres, gewöhnlich bogenförmiges, dient dem Vieh und den Wägen zum Ein- und Ausgange, zur Ein- und Ausfahrt. Auf dem Hofe ſelbſt befinden ſich ein durch die Mitte laufender freier Raum, zur linken Seite die Miſtſtätte (die „Seele der bäuerlicheu Wirthſchaft") und der Schweineſtall mit überdaulem Hühnerſtall, zur rechten die Wägen ſammt allen größeren Wirthſchaftsgeräthen und die nöthigen Holzvorräthe; im Hintergrund die Scheune mit ihrem großen Thore, an dem oft Geier, Eulen und Fledermäuſe, nicht etwa als Feinde und Aeegerniſſe des bäuerlichen Hoflebens, ſondern als vermeintliche Blitzableiter und Sicheerungsmittel des Hauſes und Hofes vor Wetterſchlägen, mit ausgebreiteten Flügeln angenagelt ſind. In der Scheune ſelbſt befindet ſich neben der Tenne der Barn (die Bauſe) für Heu und Grummet und über der Tenne ein Bretterboden zur Aufnahme des Getreides und zum Lagern des Strohes. Zu dieſem Brettergerüſte führt eine am „Hädaru" ſenkrecht aufſteigende Leiter. Für die Zeit, wo die Flachsknoten abzuſtreifen ſind, wird zwiſchen den zwei Langwänden der Tenne der Reffdalken mit ſeinen zwei Reffen eingelegt. Iſt nun nach der einen Seite die Scheune ein Lagerplatz oder Vorrathsraum, ſo dient ſie, und zwar ihre Tenne,

anderſeits zum Dreſchen, Brechen, Heckeelingsſchneiden, Futterſtampfen, Flachsriffeln und außerdem ihr Barn zum Heurupfen, — lauter Geſchäfte, welche bald mehr, bald minder das Dorf lautvoll durchſchallen. Höfe behäbiger Bauern haben häufig auch Brunnen (nach der Niederung Ziehr, nach dem Gebirge hin Fließbrunnen) und Taubenſchläge, die auf Böcken ruhen und dadurch gegen den Zugang des ſchädlichen Gethiers geſchützt ſind.

Das Hofleben des Bauern iſt zwar Mühe und Arbeit, aber auch für ihn Reiz und Freude, weil er hier die ſichere Ausgabe für ſeine im Stall und auf Feldern und Wieſen erzielten Einnahmen anlegt. Darum zeigt ſich auch der ächte Bauer verſeſſen auf ſeinen Hof und iſt denen abhold, welche „hofiren“ gehen, d. h. ſich vergnüglich von Hof zu Hof treiben und leichtſinnig Zeit und Kraft vertragen. An Feſttagen und ſonſt, wenn liebe Gäſte ſeinen Hof betreten, „hofirt“ er gern mit freundlicher Miene und Rede und mit beſter Speiſe.

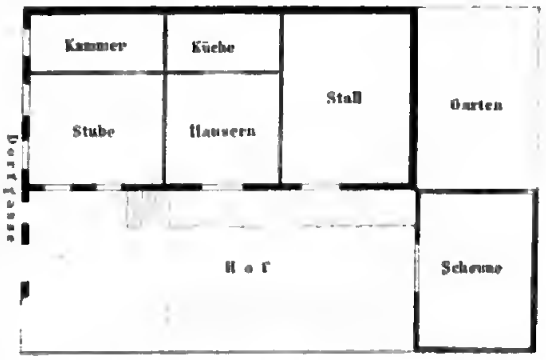
Iſt der Hof das eine Stück der Hofreite oder der geſammten Hofſtätte, ſo das Haus das andere, und zwar nimmt dieſes in der Regel die linke Seite des Hofes ein. Da der Bauer unmittelbar bei ſeinem Stall und Dünger, den Goldgruben ſeines Schaffens und Daſeins, wohnen muß und wohnen will, ſo kann er nicht wie der Städter in die luftige, ſchwindelnde Höhe bauen, ſondern er bleibt mit ſeinem Hausbau auf dem grundfeſten Boden in der Niederung haften und baut niedrig lang, nicht hoch. Es war darum das Bauernhaus früher ſtets und iſt jetzt meiſt noch einſtöckig; nur wo Fabrik und Gewerbe ſich auf dem Lande ausbreiten, wird der zweiſtöckige Bau angetroffen.

Was die Stellung des Bauernhauſes betrifft, ſo iſt daſſelbe überall mit der Giebelſeite nach der Dorfſtraße, mit der Hauptfronte nach dem Hofe gerichtet. Nur auf dieſen beiden Seiten ſind ſeine Schaufenſter angebracht, daher geht der Blick des Bauern auf der Giebelſeite ins Dorfleben, auf der Fronte in ſein Eigenthum, ſeinen Hof; dort weiß er ſich als Glied des öffentlichen Dorfkörpers, hier fühlt, mißt und ſchätzt er den Werth und Umfang ſeines privaten, aber ſelbſtändigen, freien Schaltens und Waltens; dort grüßt er herausſchauend ſeine Nachbarn und wird gegrüßt mit dem landläufigen Ruf: Sätt euch öm! hier ruft er ſein Kommando über den Hof hin!

Von unten nach oben betrachtet, beſteht das Bauernhaus aus drei Gliedern: einem feſten Unterbau, dem Hauptſtock und dem hohen, zugeſpitzten Dache.

Der Unterbau, in den flachen, ebenen Gegenden niedriger, in den bergigen höher angelegt, dient zwar zum feuerfeſten Kellerraum, wo ein wichtiger Theil der eingeheimſten Vorräthe geborgen wird, vorzüglich alles dasjenige von Vorräthen, was weder Froſt noch Hitze vertragen kann, indeß daneben erfüllt er zwei andere Zwecke, die für den Bauer nicht unerheblich ſind, wenn er wohlig und ſicher wohnen will. Dadurch, daß ſich ſein Bau mehrere Fuß über das Niveau der Straße und des Hofes erhebt, entzieht der Bauer ſich nicht allein der Feuchtigkeit des Bodens, ſondern er gewinnt noch den Vortheil, daß nicht jeder neugierige Blick der auf der Dorfgaſſe Vorüberwandelnden in die Wohnräume dringen kann. Wird demnach nach jener Seite hin ſeine Wohnung trocken und geſund, ſo wird ſie nach dieſer heimlich und traulich.

Es iſt ein alter Grundſatz des fränkiſchen Bauern, daß ſein Handgeräthe, ſein Feuer und ſein Vieh ſich in unmittelbarer Nähe ſeiner Augen und Hände befinden müſſen, dies Alles zum leichten Ueberblicken, raſchen Ergreifen und ſichern Behüten. Darum rückt er die Räume für Küche, Geräthe und Vieh dicht an ſeine Wohnſtube oder ſtellt wenigſtens Alles mit ſich und ſeinem Geſinde unter ein gemeinſames Dach. Eben deshalb beſteht auch ſein Hauptbau, das eigentliche Steckwerk ſeines Hauſes, nach uraltem Herkommen aus drei Grundtheilen, aus der Stube ſammt der Kammer, aus dem Ern oder Hausern ſammt der Küche und aus dem Stalle. Stube und Kammer liegen im vordern, nach der Dorfſtraße gerichteten Theil, der Ern und die Küche in der Mitte, der Stall im hintern Theil des Hauſes. Der folgende Grundriß zeigt eine ſolche Gliederung.



Dieſe Grundform des fränkiſchen Bauernhauſes wird faſt überall feſtgehalten, nur hie und da legt man noch eine beſondere Ernkammer an, wozu man den rechts gelegenen Raum des Ern verwendet, und in den höheren bergigen Landſtrichen tritt der Kuhſtall aus dem Hauptſtockwerk in den hohen ſteinernen Unterbau; dies zum leichten, gefahrloſen Ausgang des Viehs.

In früheren Zeiten war dieſer einſtöckige Hauptbau aus wagrecht übereinander gelegten Balken erbaut und hieß Schrotbau (Blockhaus). Das Steinhaus (Kemnate, Caſtrum, Burg) gehörte damals dem Adel hohen und niedern Ranges, der Holzbau dem Bürger und Bauer. Wie übrigens der Adel hinter ſeinem Geſtein, ſo ſaß der Bauer hinter ſeinen quer gelagerten Bäumen, die in der Stube mit Brettern übertäfelt waren, wenn auch nicht gegen Feinde und Raubvögel, doch gegen Wind und Wetter geborgen und warm. Freilich hatte eine ſolche Bauart, abgeſehen davon, daß ſie ein wilder Fraß in die Wälder war, viel Feuergefährliches und dazu noch das Läſtige, daß Ruſſen, Schwaben, Wanzen, Flöhe und Heimchen in den Sprüngen und Fugen der Balken und Bretter ihr ſicheres Lager fanden. Ein Glück, daß der geſunde Bauer, durch Arbeit ermüdet, gewöhnlich zu feſt ſchlief, um das Heer der kleinen Nachtgeiſter wahrzunehmen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, der in Deutſchland drei Viertel der Bauernhäuſer verwüſtet hat, ging der Schrotbau in den Fachbau oder Riegelbau mit Fachwerk über, ſo daß in unſeren Tagen nur noch ſehr wenige Schrotbauten in Franken getroffen werden. Der Verfaſſer dieſer Zeilen erinnert ſich noch deutlich und mit Vergnügen der zwei alten Schrothäuſer in ſeinem Geburtsorte, einem Dorfe am Südfuße des Thüringerwaldes; es waren dieſelben unter 94 Häuſern die zwei einzigen, welche den wilden dreißigjährigen Krieg überdauert hatten und als ſchwarze Geſtalten, von Sagen und Geſpenſtergeſchichten reich umſponnen, eben ſo ſehr der Dorfknaben Neugier, als ihre Scheu und Furcht erregten. Auch dieſe zwei alten Gebäude, deren Inſaſſen von ganz verſchiedenem eigenthümlichen Charakter waren, der eine Theil tieffromm, pſalmodiſch und patriarchatiſch, der andere fauſtiſch, über alles Reale höhnend und verdiſſen und durch Hang und Sucht nach dem Augenheuerlichen verdüſtert, ſind jetzt verſchwunden und durch neue Fachbauten erſetzt.

Bezüglich der äußern Bekleidung des fränkiſchen Bauernbaues, ſo hat der gegenwärtig herrſchende kalkfarbige Fachbau eine lebendigere, hellere Ornamentik gewonnen, als der alte, einförmige, dunkle Schrotbau ſie bieten konnte. Es ſind nicht allein die zwiſchen den Kalkfeldern hindurchlaufenden Balken (Riegel)

mit Ockerfaeben mannigfach angestrichen und mit schwarzen Linien gerändert, sondern auch die Fensterläden, welche selten fehlen, sind von grüner oder ziegelrother oder, im südlichen Franken, von blauer Farbe und öfters in ihrer Mitte mit einem gemalten Blumenstrauß geziert. Ueberdies wird die Wetterseite gern mit Brettern verschalt oder mit Schiefer bekleidet und geschützt, und in diesem Falle trägt man hier silberweiße Zeichnungen und biblische Sprüche auf. So grell auch oft diese Wandfärbungen erscheinen, so haben doch die Dörfer Frankens durch den Wechsel ihrer bunten Häuser einen lichten, im Ganzen freundlichen Ausdruck. Zu dieser Oenomentik der Fachbauten kommen noch da und dort herüber genommene Züge aus der Ornamentik der Schrotbauten, indem man nämlich durch die Kalkfelder gewundene, bogenförmige, sich durchkreuzende Holzriegel führt und daneben die Eckstöcke und die Riegel der Vorderseite mit mancherlei Figuren besetzt. Oft sieht man auf diesen Eckstöcken und Querriegeln Männer mit gekreuzten Armen und langen Bärten und sonstige Figuren Hautrelief geschnitten. des fränkischen Bauernhauses und wurde bei allen Schrotbauten getroffen. In den gebirgigen Gegenden wird derselbe gegenwärtig oft an der hinteren Langseite des Hauses angebracht, hat aber dadurch seinen eigentlichen Hauptzweck (Wetterschirm der Thüren) verloren, indem er nun vorzüglich zur „Trücke" (Trocknung der Wäsche) dient.

Beim ächten Bauernhause gehört die Hausthüre zu seinen Zierstücken, indem nicht allein ihre Umpfostung, sondern auch sie selbst mit mannigfacher Verzierung gearbeitet und oft mit dreiten Nägelköpfen besetzt ist. Uebrigens besteht sie stets aus zwei Theilen, aus einem obern, meist bogenförmigen und aus einem untern Stück mit dem Schlosse. Diese Doppeltheilung bietet mehrfachen Vortheil, besonders auch den, daß durch das Offenhalten des obern Flügels Licht und Luft in die Häuser einströmen, dem Hofvieh der Eintritt ins Haus abgeschnitten ist und der Hausbewohner ins Freie sehen kann, ohne ins Freie treten zu müssen. Zudem dient am Tage der obere Flügel zum Telegraphen oder zum Zeichen, daß sich, wenn er geschlossen,

Ein nordfränkisches Bauernhaus. (Nach einer Originalzeichnung.)

In dieser Verbindung des Alten mit dem Neuen erhält der Fachbau einen romantischen Anstrich, der ihm nicht übel steht.

Auf der Hauptfronte des Hauses (der Breitseite) liegen seine zwei einzigen Thüren, die eigentliche Hausthüre in der Mitte, die Stallthüre etwas rückwärts. Vor und zwischen beiden ist wegen des bald mehr bald minder hohen Unterbaus eine ebene steinerne Vorstufe angebracht, zu der zwei Aufgänge führen, ein gestufter zur Hausthüre und ein ungestufter zur Stallthüre, jener von vorne, dieser von hinten her angelegt. Die Vorstufe ist oft frei und offen, ohne Wetterschirm und Geländer, öfters aber bildet sie einen durch ein brusthohes Brettergeländer und durch das hier vorgebaute oder vorspringende Hausdach gegen Regen und Schnee geschützten Gang, den man die „Porlém" oder „Porläm" (Emporlaube)*) nennt. Diese Vorbau war ursprünglich eine charakteristische Grundform

*) Auch die in den Kirchen auf Säulen ruhenden Seitenhallen, wo die Männer ihre Sitze haben, heißen „Porläm".

Niemand, wenn er offen ist, irgend Jemand im Hause befindet.

Treten wir nun in die inneren Räume des Hauptbaus, zuerst durch die Hausthüre in den Ern oder Hausern (Hausflur). Dieser Vorplatz, je nach der Behäbigkeit des Bauern mit Steinen, Dielen oder Lehm gedrückt, vermittelt die Zugänge zu allen Räumen des Hauses, denn er ist durch seine ihm stets eigenthümlichen sechs Thüren, von denen je zwei einander gegenüber liegen, die das fränkische Bauernhaus charakterisirende Halle oder Gallerie der Thüren. Der Hausthüre gegenüber befinden sich erstens jene zur Küche, zur rechten und linken Seite des Vorderern die zur Wohnstube und zum Stalle und im Hinterern nebeneinander oder genauer übereinander die Keller- und die steile Bodenthüre. Wenn jene vier ersten in ihrer horizontalen Richtung den vier Himmelsgegenden entsprechen, so haben die beiden letzten eine vertikale Aufgabe, in die Tiefe und Höhe führend. Dadurch, daß im Ern auf engstem Raume, wie in einem Brennpunkte, alle hauptsächlichen

Aus- und Eingänge des Hauſes zuſammengeſtellt ſind, ſpricht ſich der Grundſatz des fränkiſchen Bauern, möglichſt Alles zur Hand zu haben, auch in ſeinem Hausern auf das Beſtimmteſte aus. Muß wegen des ſteten Durchgangs der Boden des Ern frei und rein erhalten werden, ſo doch nicht ſeine Wände, an denen vielmehr alle kleinen Handgeräthſchaften wie die Bilder in einer Gemäldegallerie wohl und feſt geordnet aufgehängt ſind. Selbſt wenn im Haustern eine ſogenannte Erukammer, die in manchen neuen Bauernhäuſern rechts von der Hausthüre angebracht wird und welche in dieſem Falle die Stallthüre etwas weiter zurückdrückt, einen Theil der Geräthe aufnimmt, bleiben die Ernwände immer noch mit den übrigen Utenſilien reichlich beſetzt und geſchmückt.

Der traulichſte Raum des Hauſes iſt auch beim fränkiſchen Bauer die Wohnſtube, die ihren Eingang vom Ern aus hat. Sie iſt ſtets eine Eckſtube, weil ſie den Hof und die Dorfgaſſe im Auge haben muß, wohin auch je zwei Schiebfenſter die Ausſicht geben. Da der Bauer zu Haſ und Feld viel von der Ungunſt des Wetters zu ertragen hat und daeum das Warmſitzen liebt, ſo iſt ſeine Stube weder hoch noch breit und lang angelegt; dagegen iſt ſie lichthell und eeinlich und zudem bei aller Einfachheit und Schmuckloſigkeit doch für die Kulturbedürfniſſe des Bauern behaglich eingerichtet. An den weißen, mit einfachen Kanten umrandeten, oft am Fuße mit farbigen Bretern beſchlagenen Wänden laufen unten ringsum rothe Bänke, und über den Fenſtern ruhen ſchmale Brettchen als Lagerplätze für die Bürſten und die geringe Hausbibliothek. An der Steahenwand finden wie den kleinen Spiegel, daneben des Hausherrn Mütze, ſein Bardieebecken und daeuntee den Kalender, die Scheree und ein Nadelkiſſen; an der Kammerwand eine Schwaezwälder Uhe, ein Kammbeelt mit bemalten oder beſcheiebenen Gläſern, zinnernen Kannen, blanken, thönernen Tellern und Schüſſeln und darunter die hölzerne Salzmetze; an dee Thürpfoſte hängt ein blau und roth durchwiektes Handtuch („Handquäln").

So die Ausrüſtung und dee Beſatz der Stubenwände. Wohl vermißt hiee dee feine Reſidenzlee und Großſtädter Tapeten, Wandmalereien und kunſtvolle Gemälde; indeß dies Alles fehlt nicht darum, weil dem Bauer etwa dafür Sinn und Gemüth abgingen, ſondern weil ihm die Natur, dieſe oberſte Macht des menſchlichen Lebens, zur ſchweren Arbeit und zum einfachſten Bedürfniß und Genuß hindrängt. Wäre ſein Himmel, ſein Erdboden und ſein ſtaatlicher Organismus günſtiger, reicher und für freie Entfaltung des Lebens glücklicher, ſo würde er bei aedeits- und ſoegenfreierm Daſein auch Raum, Drang und Freude für ſchönere Formen im Hauſe haben. Was er in ſeinee Wohnſtube ueben und um ſich hat und gebeaucht, entſpricht vollkommen den Bedingungen und bee Kultur ſeines Standes und Lebens.

Im ebenen Raume dee Wohnſtube haben außer den wenigen hölzeenen Stühlen zwei wichtige Elemente ihren Platz und ihee Aufgabe: der Tiſch und dee Ofen; jenee links in der aderu, dieſer rechts in der untern Ecke dee Stube. Der hölzerne viereinige Tiſch, den ſeine weiß und blauk geſcheuerte Aharnplatte und ſein geoßer Tiſchkaſten mit Meſſern, Gabeln, Salz- und Gewürznäpfchen auszeichnen, hat eine materielle und ideale Bedeutung, indem er dee Familie nicht blos als Speiſe- und Geſellſchaftstafel dient, wobei der Hausherr ſtets ſeinen Sitz voe dem Tiſchkaſten hat, ſoudeen ee iſt auch der Altae, an dem am Moegen, zu Mittag und am Abend gebetet wird. Den zweiten wichtigen Lebenspunkt der Wohnſtube bildet der große Ofen mit ſeiner tiefen Beatröhee, ſeinee weitbauchigen Ofendlaſe, ſeinen Bänken und Ricken (Ofenſtaugen), ſeiner heißen Hölle und ſeinem warmen Unteeraum. Am Ofen hockt und ruht gern dee Bauer, am liebſten hinter dem Ofen oder in dee ſogenannten Hölle*), dem ſchmalen Raume zwiſchen dem Ofen und dee Wand; am Ofen wärmt und döeet ee ſich, trocknet ſeine Wäſche, Kleider und Früchte und unter demſelben hat er im heeden Winter ſein Jungvieh und ſeine Hühner und Tauben, um ſie gegen die Kälte zu ſchirmen.

Der Eingang zur Schlafkammer, die unmittelbar an die Stube ſtößt, iſt bald ein offener Bogen, bald eine verſchließbare Thüre. Der Schatz und die Hauptſache der Kammee ſind die Betten, unter denen gewöhnlich ein Himmelbett (mit Dach und Vorhängen) getroffen wird. Es iſt Freude und Ehee dee Bäueein, farbige, hochaufgeſtapelte Betten in buntgemalten Bettſtellen vorweiſen und benutzen zu können; denn wie der Bauer bei ſchaefee Luft gern warm ſitzt, ſo will er auch nach ſeinee haeten Arbeit warm und weich liegen, um einen Erſatz für des Tages Mühen zu haben.

Im Rücken des Haustern hat die Küche ihre Stelle. Ihr Lehmboden und ihre Lehmwände, überdies von Rauch geſchwärzt, geben ihe kein freundliches Ausſehen. Auch iſt ſie nicht mit eeichen, nue mit den nöthigen Geräthen, mit einem Klotz für die Waſſerbutte, mit dem „Töpfen- odee Hafendrett" und mit einem Brotſchrank ausgeſtattet. Wie das Schürloch zum großen Stubenofen, ſo hat die Küche auch das Schüeloch zum Backofen, der auf dee Rückwand des Hauſes weitbauchig und mit hahem Rauchrohr ins Freie gebaut iſt, gleichſam zum Zeichen, daß ſeine Feuersgefahe außee dem Hauſe liegt. Das Amt der Küche gehört, wie das der Schlafkammer, ausſchließlich der Hausfrau oder Hausehre, und wenn der Bauer die Tüchtigkeit ſeines Weibes hier an den Betten erkennt, ſo dort an dem Kochen, Sieden und Backen, beſonders au der Bereitung ſeines lieben Brotes, des Hauptelements der bäuerlichen Nahrung.

Den beſtimmteſten und ſicherſten Ausdruck des reichen oder armen Bauern gibt dee Stall, dee hintere Theil des Hauſes, der zue Seite des Ern und der Küche liegt und mit zwei Thüeen veeſehen iſt, von denen die eine in den Haustern, die andere in den Hof leitet. In der Viehſtellung wied hiee ſtets die Oednung feſtgehalten, daß man das graße Vieh nähee dem Ausgange zum Hof, das geringeee nach dem Hinteegrund zu anbindet. Ob der Stall mit Vieh ſtark oder ſchwach und wiederum, ob ee blos mit Ziegen odee mit Kühen odee mit Ochſen und Kühen beſetzt iſt, entſcheidet übee den Güterbeſitz und den Reichthum des Bauern. In Franken läuft auf und an den Gebiegen des Thüeingee Waldes und der Rhön ein Kartoffel- und Haſeefteich, tiefer herad ein Koengüetel und noch tiefer zum Main hin ein fettes Weizengebiet. In dem erſten Striche ſind die Ziegen, im zweiten die Kühe, im dritten die Ochſen das vorheerſchende Stallvieh. In jenen beiden Strichen, wo die Ziegen- und die Kuhwiethſchaft zu Hauſe ſind und der Kaetoffelkloß ſeine geoße Rolle ſpielt, hat die Hausfrau, dagegen im Ochſenſtrich, dem geladten Lande der Weizenklöße und fetten Tiegelkuchen, hat der Mann die Beſoegung und Verwaltung des Stalles; dort treibt der Baaee noch ein Gewerde neben ſeiner Landwirthſchaft, hiee iſt er ein ganzer Baaee, der in ſeinem Stalle und auf ſeinen Feldeen ſeine Rente hat und der ſeine ſchönen Frankeuochſen auf den Viehmärkten oder buech Juden nach Weſt- und Nordeutſchland abſetzt.

Dies die Räume im Hauptbau des Bauernhauſes. Und nun zum Dache, dem Abſchluſſe des Hauſes. Die hochſpitzige Bedachung, im Innern mit zwei Etagen, einem obern und untern Boden, war und iſt die Hauptdachform des Bauernhauſes in Franken, adſchon man jetzt auch mehrfach das Dach niedriger

*) Das Warme und Heimliche der Hölle liebten beſonders die alten Weiber, daher ein fliegendes Blatt vom J. c. 1510:

Nyr- und Fleiſch eſſen (in der Baſten) iſt groß ſünde,
Als man das in des Babſt geſetz findt,
Und hinter dem ofen bey den alten weyben,
Die gar viel geſchwetz davon treiben.

anlegt und nur eine Etage darin anbringt. Im untern Theil, dem Haupttheil des Daches, gewöhnlich Boden genannt, werden ein geschlossener und ein offener Raum getroffen; jener bildet die nach der Giebelfronte, gegen die Dorfgasse gerichtete, über der Wohnstube angelegte Dachstube, welche die feine Stube oder die Gaststube des Bauern ist. In ihr steht das elegante Gastbett, der spanische Rohrstock des Hausherrn, der Schrank für den Sonntagsstaat und außerdem der Mehlkasten, ein Gerüst für dürres Obst und Bretter zum Käsetrocknen. Die Gaststube hat in der Regel keinen Ofen, dagegen ein im Fußboden befindliches Wärmeloch, durch das die warme Luft aus der Wohnstube emporgeführt wird. Für gewöhnlich ist das Wärmeloch mit einem Deckel geschlossen. Vor dem Fenster dieser Feststube bringt der Bauer gern ein Blumenbrett an, um seine Lieblingsblumen, beanne Nelken, Rosmarin und „Marumwirrum" zu ziehen. Der freie untere Bodenraum so wie der obere werden zur Aufbewahrung von Truhen, Balken, Brettern und Ziegeln benutzt. Uebrigens wird die Giebelwand öfters durch eine Wetterschräge vom Unterdau geschieden.

In der Bedeckung des Daches zeigen sich auch beim fränkischen Bauernhause die nothwendigen Wandlungen, die Alles im Leben der Völker durchschreiten muß. Der Fortschritt vom Zelt mit Fellen zum Laub-, Moos- und Rohrdach, von dem zur Strohbedeckung und dann weiter zu den Schindeln, zu den Ziegeln und zum Schiefer zeigt die verschiedenen aufeinanderfolgenden Kulturstufen, nicht allein des Bauernhauses, sondern auch des gesammten bäuerlichen Lebens. Nur noch wenige Schindeldächer werden in Franken getroffen, und zwar ist es der Kartoffelstrich auf den armen Gebirgshöhen, wo sie ihr Dasein fristen; die in den übrigen Gebieten vorherrschende Dachbedeckung ist die Ziegel, doch tritt dazwischen der Schiefer auf, oft blos auf den Wetterseiten der Häuser, aber oft auch als Dachbedeckung. Ob übrigens Schiefer oder Ziegeln die Häuser bedachen, die Dörfer in Franken haben durch beide Dachformen einen freundlichen Ausdruck, weil die einzelnen Häuser von Gärten und Bäumen umgeben werden, so daß sie wie rothe oder blaue Punkte aus dem Grün herausblitzen und den Wanderer anheimeln und zur Einkehr einladen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Reisende Lejean ist seit Anfang des Septembermonats wieder in Europa. Er landete zu Marseille, und wie erfahren jetzt, daß Kaiser Theodor von Aethiopien ihn nur unter der Bedingung frei ließ, daß er niemals wieder in jenem Staate sich blicken lasse. In diesem Lande sieht es sehr unruhig aus; mehrere Häuptlinge haben sich gegen Theodor aufgelehnt, und dieser hielt den englischen Consul Cameron noch immer gefangen. Wir dürfen von Lejean interessanten Berichten entgegen sehen.

Robert Schomburgk, unser berühmter Landsmann, und britischer Generalconsul in Siam, ist von Kurzem in England eingetroffen. Er hat bedeutende Sammlungen mitgebracht, mit deren Ordnung und Beschreibung er sich jetzt beschäftigt. Vor Allem aber sucht er Heilung für seine vom tropischen Klima untergrabene Gesundheit. (Athenäum 3. Sept. 1864.)

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil. — Wir gaben in unserer vorigen Nummer allerlei Mittheilungen des Herrn von Heuglin über die abscheulichen Zustände im ägyptischen Sudan. Seitdem haben wir in dem Briefe eines Herrn J. Tinne (Times vom 12. September) die volle Bestätigung der Angaben des Herrn von Heuglin gefunden. Diese waren freilich etwas kurz; dafür geht Herr Tinne, ein Verwandter der oft erwähnten Damen, welche auf dem Nil bis über Gondokoro hinausgekommen waren und im vorigen Jahre die mißlungene Fahrt auf dem Bahr el Gasal unternahmen, mehr in Einzelnheiten, und diese sind kennzeichnend für die ägyptisch-türkische Wirthschaft. Der Weiße Nil und die Entdeckungsreisen zur Aufsuchung der Quellen werden noch lange auf der geographischen Tagesordnung bleiben, und wir wollen schon deshalb Alles mittheilen, was zur Orientirung unserer Leser dienen kann.

Herr Tinne schreibt aus der Umgegend von Liverpool, unterm 9. September, daß er jüngst einen Brief von seinen weiblichen Verwandten aus Chartum erhalten habe. Wir theilen die Hauptsachen mit. Zunächst beklagen sich die Damen, daß sie von den Kaufleuten auf geradezu schändliche Weise behandelt worden seien; dadurch sei ihre Bahr el Gasal-Expedition vereitelt worden, sie hätten nicht, was doch ihr Vorsatz gewesen, bis in das Land der Niam Niam vordringen können, sondern mußten nach Chartum zurückkehren. Besonders schlecht benahmen sich zwei eingeborene Kaufleute, Biselli und Ali Amuri, welche Stationen (Seribas) am Weißen Nil besitzen und dort eine ganz willkürliche Gewalt über ausgedehnte Distrikte ausüben. Der ägyptische Gouverneur Musa Pascha taugt ganz und gar nichts.

Die Damen Tinne reichten beim französischen Viceconsul Thibaut eine Klagschrift ein, welche charakteristische Dinge enthält. Als sie im Juni 1863 bei der Seriba Biselli's anlangten, lag ihnen daran, rasch weiter zu kommen; er stellte es aber so an, daß sie keine Träger bekommen konnten, wollte sich mit ihnen auf keinen schriftlichen Vertrag einlassen und bot Alles auf, um sie recht lange bei sich aufzuhalten und damit sie, die in Bezug auf eine Menge von Bedürfnissen von ihm abhängig waren, diese recht theuer bezahlen mußten, denn er setzte ganz willkürliche Preise und verbot obendrein den Negern, den Fremden als Führer oder Träger zu dienen; wer diesem Befehle nicht gehorche, solle mit dem Tode bestraft werden. Mit einem Worte, die Reisenden waren völlig in seiner Gewalt und mußten ihm Alles, was sie kauften, mit Wucherpreisen bezahlen.

Als sich einige Neger ihrer annahmen, wurden sie geprügelt und dann erschossen. Ali Abu Amuri, an den sie sich um Beihülfe wandten, forderte eine unerschwingliche Summe und verbot auch seinen Negern, ihnen an die Hand zu gehen oder etwas an sie zu verkaufen. Von Ali's Verwalter, Selim, wurden sie auf jede mögliche Weise bestohlen, und Biselli, welcher Boote nach Chartum abschickte, verbot denselben, Briefe der Europäer mitzunehmen; sie bestachen aber einen seiner Diener, welcher sich dann bereit fand, die Briefe zu besorgen. Ein Soldat des Herrn von Heuglin hatte von einem Scheich vier Elephantenzähne gekauft, er wurde aber von den Leuten Ali's überfallen, welche den Scheich gefangen nahmen, dessen Frau ermordeten und die Elfenbeinträger als Sklaven verkauften ꝛc.

Als die Damen wieder in Chartum angelangt waren und sich über den Gouverneur Musa Pascha beschwerten, richteten sie doch nichts aus. Er sandte die französische Beschwerdeschrift zurück, unter dem Vorwande, daß sein Dolmetscher dieselbe nicht lesen könne, und lehnte dann, oft unter ganz kindischen Vorwänden, alle Einmischung ab; z. B. daß man während der Regenzeit der Schuldigen nicht habhaft werden könne. —

Wir gehen in weitere Einzelnheiten nicht ein; aber aus dem Bericht ergiebt sich, daß jener Musa ein Pascha ist, so arg und schlimm er nur gedacht werden kann. Die ägyptische Regierung treibt den Sklavenhandel in großem Styl, oder vielmehr den Menschenraub; und viele Dörfer am Weißen Nil sind völlig verlassen. Es muß nun abgewartet werden, ob die Regierung in Kairo dem himmelschreienden Unfug ein Ende macht.

Digitized by Google

Die Ritan; Anbau der Dattelpalme in Erdkesseln. Der schweizerische Professor Desor, derselbe, welcher den Pfahlbauten so große Aufmerksamkeit zuwendet, hat jüngst eine Reise in Nordafrika gemacht. In einem Brief an Liebig schildert er, in der Allgemeinen Zeitung, die Ritan, welche in einigen östlichen Oasen Algeriens und auch in Tunesien vorkommen, in Gegenden, welche wedee Bäche noch artesische Brunnen haben. Die Dattel bedarf aber viel Wasser, wenn sie gedeihen soll, und dieses verschafft man ihr vermittelst der Ritan.

Die Oasen des Suf bilden eine kleine Gruppe auf der tunesischen Grenze. Ihre Einwohner, etwa 20,000, vertheilen sich über mehrere Dörfer und Flecken, von denen die meisten befestigt sind. Diese Oasen liegen im Bezirk der Dünen, gerade desjenigen Theils der Wüste, der jedem spontanen Wachsthum am ungünstigsten ist. Auch kann man Stunden, Tage in diesen Regionen reisen, ohne nue einem Strauch zu begegnen. Um so mächtigee ist der Eindruck, wenn man, um eine Düne biegend, plötzlich durch den Anblick grünen Laubes überrascht wird. Daß es nur Palmen sein können, die ihm hier ihren fröhlichen Gruß zuwinken, weiß der Reisende wohl, denn kein anderer Baum gedeiht ja in diesem unfruchtbaren Boden. Und woher kommen dieselben?

Keinem von uns war die Gegend bekannt, und wir folgten einfach unter Leitung einiger Spahis den von Distanz zu Distanz auf dem Gipfel der höchsten Dünen aufgepflanzten, unter dem Schutze der Regierung stehenden Reisigbündeln, die hiee die Stelle der Wegweiser vertreten, ähnlich den Stangen auf unseren schneebedeckten Alpenpässen. Je schneller unsere Ungeduld uns den Dünen zuführte, um so bestimmter gestaltete das winkende Land sich zu Palmblättern, aber seltsamer Weise waren nur die Wipfel der Bäume zu erkennen. Wie groß war nicht unser Erstaunen, als wir bemerkten, daß sie aus weiten, tiefen und kreisförmigen Löchern hervoreagten! Dies sind die Ritan. Die erste dieser eigenthümlichen Dattelpflanzungen, die uns vor Augen kam, war in der Nähe des Brunnens Burnez, einer den Karawanen wohlbekannten Station. Unweit deeselben befinden sich mehrere dieser Ritan odee Kessel. Wir besuchten sie der Reihe nach und sahen, daß jeder derselben eine Anzahl von Palmbäumen zählte, die sich symmetrisch nach allen Seiten in gleichem Abstand an einander reihten, jedoch der Zahl nach (von 12 bis 20 oder 30) in den Ritan verschieden waren.

Die nächste Frage, welche sich uns aufdrängte, war natürlich die nach dem Ursprung dieser Kessel. Wir waren, wie selbstverständlich, auf unsere eigene Anschauung angewiesen. Als Naturforscher suchten wie zuerst nach einer natürlichen Ursache, wie mußten jedoch bald erkennen, daß selbst die größten der Ritan, daß sie allr sammt und sonders Menschenwerk waren. Wie abee?

Wenn auch weithin in der ganzen Gegend kein Wasser zu entdecken war, und es jahrelang in diesen Gebieten nicht regnet, so ist es hier darum nicht ganz abwesend. Nur findet es sich in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß, je nach der Gestalt des Bodens, und bildet dort eine unterirdische Schicht, die sich weit unter dem Laude hin zu verlaufen scheint. Diese Wasserschicht muß man erreichen, und da sie keine emporstrebende Kraft besitzt, so genügen natürlich einfache Brunnen oder Sode nicht. Die Leute sind vielmehr genöthigt, auf dee ganzen Strecke, die sie zu bebauen gedenken, die oberen Bodenschichten wegzuräumen. So entstehen die meist kreisförmigen Kessel mit ziemlich steilen Böschungen und einem Durchmesser von 100 Fuß und mehr. Der ausgegrabene Schutt wird rings um die Höhlung aufgehäuft und bildet so einen Wall, der die Aehnlichkeit mit einem Krater nur noch auffallender macht. Daß eine solche Arbeit untee dem Himmel der Sahara keine Kleinigkeit ist, bedarf wohl keiner weitern Versicherung. Nachdem man sich unter unsäglicher Anstrengung der Wasserschicht bis auf einen Fuß genähert, wird der Boden geebnet und mit dem Pflanzen der jungen Palmen in regelmäßigen Abständen begonnen. Doch mit dem Ausgraben des Kessels und dem Pflanzen ist nicht Alles gethan. Der bekanntlich hier sehr häufig heftig wehende Wind treibt bei jedem Sturm eine Menge Flugsand wolkenähnlich vor sich hin. Trotz des schützenden Walles gerath dennoch ein Theil des Sandes in die Ritan und muß nach jedem Unwettee fortgeschafft werden. So werden die Ansiedler fortwährend in Athem erhalten und leben gleichsam unaufhörlich auf der Lauer, da dee Eintritt eines Sturms sich nicht voraus beeechnen läßt. Dieser Umstand hat trotz der ungünstigsten klimatischen Verhältnisse sie an eege Thätigkeit gewöhnt und aus ihnen ein Völkchen von fleißigen, arbeitsamen Leuten geschaffen.

Eine Karte des Amazonenstroms. Die zu Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung" meldet aus Manaos, d. h. der Stadt Barra do Rio Negro, Provinz Alto Amazonas, daß Kapitän José da Costa Azevedo, Vorstand der dortigen Demarcationscommission eine geographische, topographische und hydeographische Karte des Amazonenstroms und seines Flußgebiets beendigt habe, nachdem er, von zwei anderen Offizieren unterstützt, beinahe sieben Jahre auf diese Arbeit verwandt. Diese Karte hat eine Länge von 50 Spannen und gibt ein äußerst genaues Bild des ganzen Stromes von Tabatinga an, wo er in Brasilien eintritt, bis zur Mündung. Besondere Aufmerksamkeit ist dee Richtung der verschiedenen Nebenflüsse zugewandt, den zahlreichen Inseln, den Wasserfällen, Stromschnellen und der Ufergestaltung. Diese Karte wird in Hinblick auf die bevorstehende Eröffnung des Amazonenstroms für bie Flagge aller Völker, welche zu diesem Zwecke Verträge mit der brasilianischen Regierung abschließen, von großem Nutzen für die Schifffahrt sein.

Baumwollenausfuhr aus China. Trotz dee Taipingrebellen sind die Baumwollenzufuhren in Schanghai ungemein beträchtlich geworden. Sie stellten sich für das Handelsjahr vom 1. Juli 1863 bis 31. Mai 1864 auf 661,466 Pikols von 133⅓ Pfund. Davon ging ein Posten von 1728 Pikols nach — Nordamerika, die größere Hälfte direkt nach England, und auch Indien bezog eine nicht unbeträchtliche Quantität. Der Geldwerth dee Gesammtausfuhr betrug 12,805,494 Schanghai-Taels (zu 6 Schill. 6 Pence), gleich 4,161,460 Pf. St. — Man vermuthet (in der Times), daß Aegypten eine Baumwollenernte im Werthe von 20 bis 25 Mill. Pf. St. erzielen werde!

Die directen Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid haben am 20. August begonnen, die Pyrenäen sind überschritten, und die, allerdings jetzt auf Umwegen hin und her ziehende Bahnlänge beträgt 280 französische Lieues. Man legt die Strecke zwischen beiden Hauptstädten in 35 Stunden zurück.

Neue Karte von Mähren. Herr Prof. Schembera in Wien unternimmt die Herausgabe einer neuen Karte von Mähren und hat sich dabei zur besondern Aufgabe gemacht, die große Unsicherheit und Inconsequenz in dee Bezeichnung von Ortsnamen, worüber von Sprachforschern, Statistikern und Geistlichen seit lange gegründete Klage geführt wird, zu beseitigen. Der Herausgeber hat 20 Jahre lang die Nomenclatur der Ortschaften, Berge und Flüsse Mährens einer kritischen Sichtung unterzogen und die richtige, sowohl volksthümliche als diplomatische Form sichergestellt. Auch die deutsch-tschechische Sprachgrenze wird auf der Karte genau verzeichnet sein.

Allerdings sind die meisten Ortsnamen Mährens slavischen Ursprunges, doch hoffen wir, daß der Herausgeber, ein Tscheche von Geburt, auch den deutschen ganz und gäbr gewordenen Namen, die nicht immer bloße Verdrehungen slavischer Namen sind, ihr Recht gewährt. Wie sehr schwankend die Schreibung mährischer Ortsnamen ist, kann aus folgenden Beispielen ersehen werden.

So erschrint in einee Schrift ein Dorf im prerauer Bezirke in acht Varianten nachstehend geschrieben: Dobrcz, Dobric, Dobricz, Dobrzicz, Dobrczij, Dobrzitz, Dobeschitz und Dobelschitz; wie soll man bei dieser Schreibart erkennen, daß der Ort Dobečice heißt? Eben so kann bei den Namen: Gzaczowicze (bei Brünn), Czepy (bei Pernstein), Drzowicz (bei Proßnitz), Jarzowa (bei Wal. Mezeriè), Borzitz (bei Ung.-Brod), Jerzice (bei Neu-Reusch), wie man diese Oetr gewöhnlich geschrieben findet, nur durch örtliche Erforschung festgestellt werden, daß sie nachstehend lauten und geschrieben werden sollen: Gačovice (nicht etwa Čačoviee), Stěpi (nicht Cepy), Drjovire (nicht Droviee), Jarcová (nicht Jařova), Borsice (nicht Borice), Jersice (nicht Jerlice) u. s. w.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Pompeji und ſeine Bewohner.

III.

Die Kunſt. — Gemälde. — Theater und Gladiatorenkämpfe. — Die letzten Tage.

Wir bemerkten in unſerm vorigen Aufſatze (S. 48), daß das Haus des Aedilen Pauſa als Urbild eines vornehmen pompejaniſchen Hauſes betrachtet werden könne. Es war groß, iſt aber keineswegs reich an Schmuck oder Zierrath und ſteht in dieſer Beziehung hinter manchen anderen zurück. So fand man im Hauſe des Faun, das nach einer meiſterhaften Broncefigur, einem tanzenden Faun, ſo benannt worden iſt, ſchöne Moſaiken; es hatte außer dem Atrium und Periſtyl noch einen dritten Hof, einen Xyſtus, der von 44 Säulen umſchloſſen iſt. Der Beſitzer war ein Weinhändler. In dem Hauſe des Quäſtors oder des Caſtor und Pollux hat man große Geldkiſten ausgegraben, die mit Kupfer beſchlagen und mit Arabesken verziert ſind; wahrſcheinlich waren ſie ſtädtiſche Truhen. Auch hier ſind die beiden Höfe ſtattlich und die Malereien ſehr hübſch, z. B. eine Niobe, eine Bachantin, die Niobiden und andere. In dem Hauſe des Poeten ſind die Vorwürfe zu den Malereien meiſt aus Homer genommen, und unter den Moſaiken zeichnet ſich ein „Hund auf der Schwelle“ aus, neben welchem die Inſchrift Cave canem die Warnung enthält, daß man ſich vor ihm hüten ſolle. Aus dem Hauſe des Salluſt befindet ſich eine ſchöne Broncegruppe: Herkules, der eine Hirſchkuh verfolgt, im Muſeum zu Palermo. Doch wir können den Catalog der einzelnen Häuſer nicht weiter verfolgen.

Pompeji hatte außer den beiden ſchon früher erwähnten öffentlichen Plätzen noch ein drittes Forum. Der erſte war ein öffentlicher Platz im eigentlichen Sinne des Wortes; der zweite eine Art von Akropolis, und gleich jener in Athen geſchloſſen; auch lag er auf dem höchſten Punkte der Stadt. Noch ſteht eine Bank am Ende dieſes Forums auf ihrer alten Stelle;

Periſtyl des Hauſes der Quäſtoren in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

von dort überblickt man das Thal des Sarno, die dunklen Höhen, welche daſſelbe ſchließen, die in Ackerfelder getheilte Landſchaft und die ſanft geſchwungene Küſte, an welcher Stabiae ſich hinſchlängelte. Weiter ſchweift das Auge auf die maleriſchen Höhen von Sorrent, das dunkelblaue Meer und den herrlichen Horizont. Wer dieſe Gegend nicht geſehen hat, wird ſich nie einen vollſtändigen Begriff von all der Pracht machen können. Unter jedem andern Himmelsſtriche ſind alle pompejaniſchen Denkmäler wie Fremdlinge und gleichſam in der Verbannung.

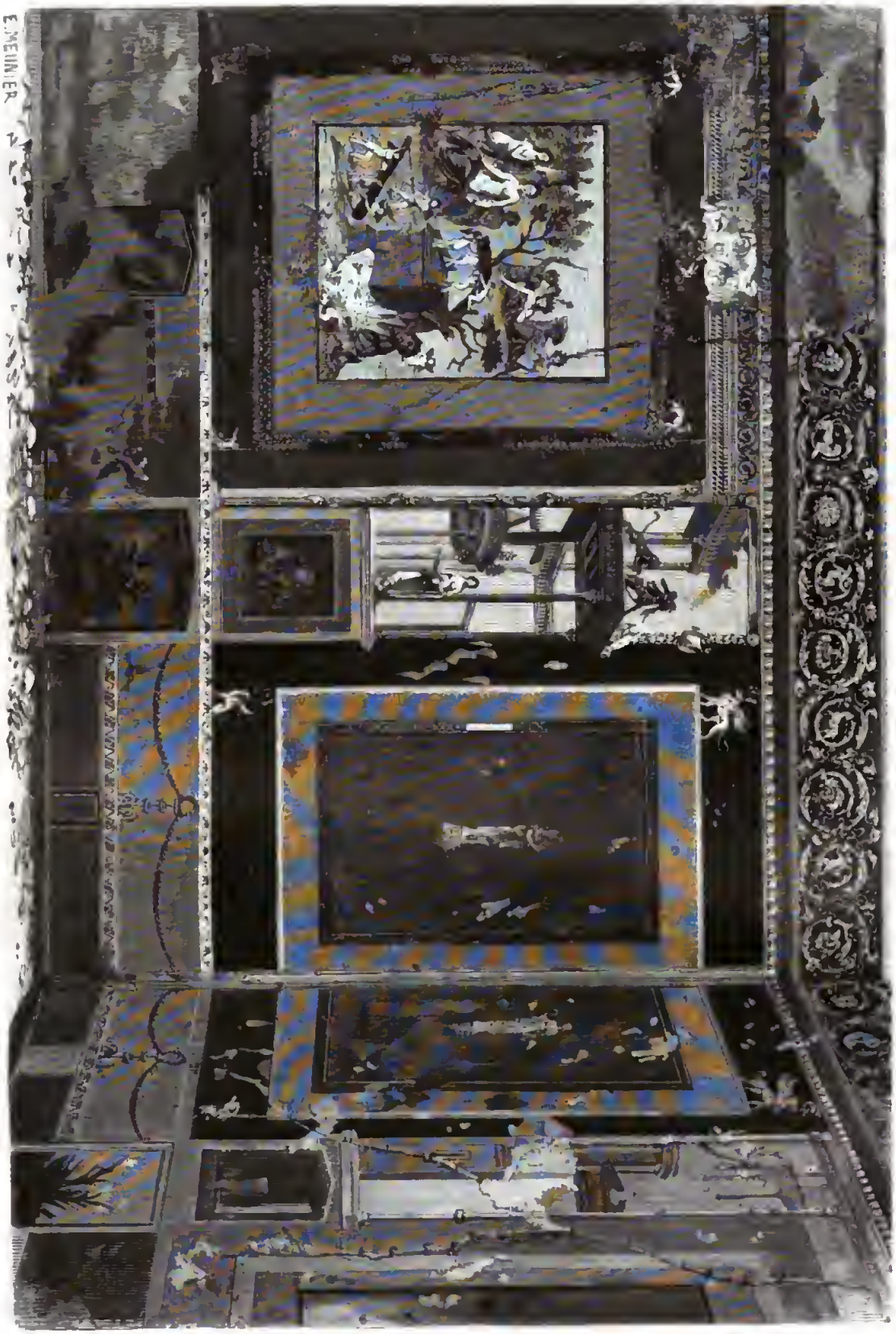
Von einem ſolchen Himmel hob ſich das dreieckige Forum, die Akropolis von Pompeji, ab. Den Eingang zierten acht joniſche Säulen, und dieſe trugen einen

eleganten Portieus; von dieſem aus liefen, einen ſpitzen Winkel bildend, zwei ſchlanke Colonnaden aus. Die Terraſſe, von welcher aus man einen Blick über Gefilde und Meer hatte, bildete die dritte Seite des Dreiecks, innerhalb deſſen mehrere Altäre ſtanden, und wo auch die Uſtrina war, die Stätte, an welcher man die Leichen verbrannte; ſodann ein kleiner, runder Tempel, der einen heiligen Brunnen überdeckte, und dann noch ein griechiſcher Tempel. Dieſes ganze Plateau, das auf ſehr feſtem Grunde ruht und Monumente in gutem Styl enthält, hat mehr Correktes, als alles Andere in Pompeji. Leider iſt auch hier Alles mit Stuck bekleidet; die Säulen waren bemalt; es war keine Façade von Marmor vorhanden.

Die übrigen Tempel ſind in architektoniſcher Beziehung von keiner beſondern Erheblichkeit. Der jetzt ſehr verfallene der Fortuna ſcheint jenem des Jupiter geähnelt zu haben und wurde von einem Marcus Tullius erbaut, den man für einen Verwandten Cicero's hält. Seine Standbilder ſind von mittelmäßiger Arbeit und die Inſchriften fehlerhaft; man ſieht, daß die Prieſter ſich auf ciceronianiſches Latein nicht verſtanden. Am Aeskulaptempel fand man ein wunderliches Kapitell, das wohl korinthiſch ſein ſollte; aber ſtatt der Akanthusblätter hat man Kohlblätter angebracht, und dieſe umgeben einen Neptunskopf. Der noch aufrecht ſtehende Iſistempel iſt auch nicht ſchön, aber deshalb bemerkenswerth, weil er beweiſt, daß dieſe ägyptiſche Göttin, deren Kultus durch Sylla nach Italien kam, auch in Pompeji verehrt wurde. Sie war gleichſam die Schutzpatronin der Stadt und fiel in der Vorſtellung der Bewohner mit der phyſiſchen Venus zuſammen. Hinter der Cella ſtand in einer Niſche ein Standbild des Bacchus-Oſiris. In einem Winkel des Hofes liegt ein unterirdiſches Becken, das Purgatorium, der Reinigungsort, wo man Abwaſchungen vornahm, und vor demſelben ein Altar, auf welchem noch Opferſpenden lagen. Iſis-Venus wurde alſo beim Ausbruche der vernichtenden Kataſtrophe angefleht und mit Gaben bedacht. Ihr Standbild war bemalt; in der einen Hand hielt ſie ein Kreuz, in der andern die ägyptiſche Klapper (das Siſtrum), und das Haar fiel in langen, feinen Ringellocken auf die Schultern herab.

Die Pompejaner hatten als Bauſtoffe vorzugsweiſe Lava, Tuff, ausgezeichnete Ziegelſteine, Piperin, den Stein von Sarno, welcher im Fortgange der Zeit eine große Härte gewinnt, manchmal auch Travertin, und bei den Ornamenten kam dann und wann auch Marmor zur Verwendung. Der Mörtel war gut, wiewohl nicht ſo vorzüglich wie in Rom; faſt die ganze Stadt iſt mit Stuck überzogen. Einen pompejaniſchen Bauſtyl hat es nicht gegeben, eben ſo wenig einen eigenthümlichen Geſchmack und eine beſondere Mode oder renommirte Künſtler. Man huldigte einem bequemen Eklekticismus und nahm willig beliebige Formen an, wie ſie gerade ſich darboten. Wir haben ſchon früher darauf gewieſen, daß Pompeji eben wieder aufgebaut worden war, als die Verwüſtung hereinbrach; an ſehr vielen Ausbeſſerungen und Wiederherſtellungen zeigt ſich ein gewiſſer Hang nach wohlfeilem Luxus, dem ja auch bei uns Europäern ſo oft gehuldigt wird; die wahre Kunſt kommt dabei immer zu kurz. Der allgegenwärtige Stuck, der Alles ſchön machen

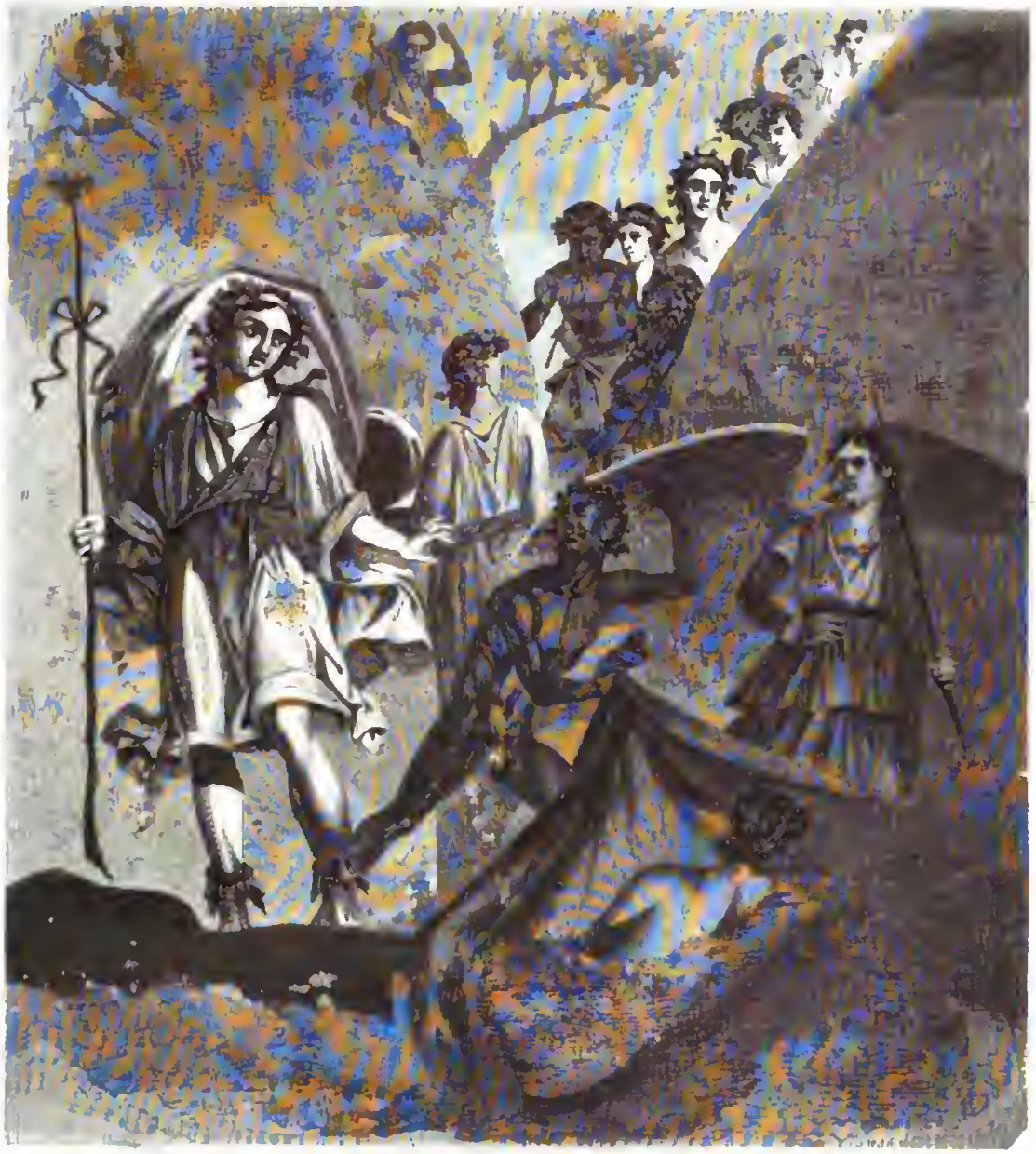
Das Haus des Lucretius in Pompeji. (Nach einer Photographie.)



Die neuen Ausgrabungen. Fußboden im Hofe des Hauses in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

ſollte, verdirbt und entſtellt das Meiſte, das Weſen wird dem Schein geopfert, und die wahre Zierlichkeit jener prunkenden Kargheit, die gern für Fülle oder Verſchwendung gelten möchte. Die Malerei trat zumeiſt an die Stelle der Skulptur, die Kapitelle zeigen wunderliche Formen, die

Wer wollte in einer ſolchen ein Parthenon oder ein Pantheon ſuchen? Die pompejaniſchen Baumeiſter arbeiteten für ſchlichte Bürger, die nette, weder zu große noch zu theure Häuſer haben wollten, welche aber einen heitern Anblick gewähren und nicht ohne Schmuck und künſtleriſche Verzierung



Ariadne und Bacchus. Freſcogemälde im Hauſe des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

allerdings manchmal recht gelungen ſind, aber einem großartig gedachten oder reinen Style nicht entſprechen. Dazu kommen nicht ſelten offenbare Verſtöße gegen die erſten Regeln der Architektur und der Kunſt überhaupt, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß Pompeji eine kleine Landſtadt war und das ſchönſte Haus einem Weinhändler gehörte.

ſein durften. Jedenfalls hatten die Pompejaner mehr Sinn für die Ausſchmückungen durch die Kunſt, als unſere heutigen europäiſchen Bürger zeigen. Wo wäre denn heute eine Stadt von 20,000 Einwohnern, die auch nur annähernd ſo viel Ausbeute für die Kunſt gäbe, wie das erſt zum dritten Theil aufgedeckte Pompeji? Wer unſers Landsmannes Zahn

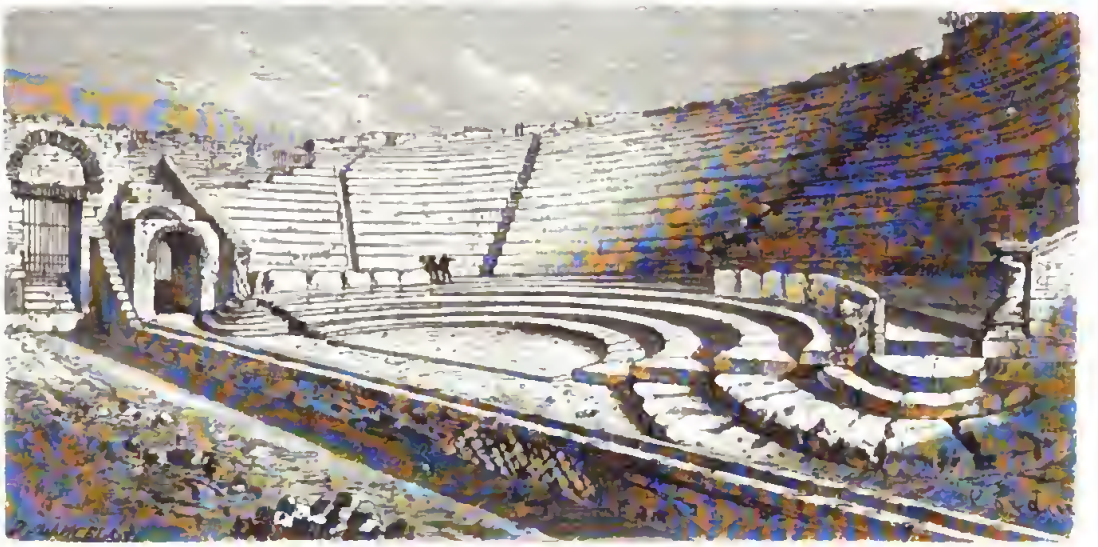
Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulyſſes überraſcht. Freskogemälde im Hauſe des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

heertiche, ganz naturgetreue pompejanische Bilder (diesen Triumph des Farbendrucks) gesehen hat oder auch nur jene in Overbecks Buche ansieht, fühlt sich ergriffen von dieser bunten Fülle und Mannigfattigkeit und dem Geschmack in der Farbengebung.

Wie sehen denn im Durchschnitt die tapezirten oder angematten Wände unsers modernen europäischen Mittelstandes, der reichen Leute und auch der aristokratischen Klassen aus? In Pompeji wurde auf den Abputz der Mauern und Wände die größte Sorgfatt verwandt; der Stuck war sorgfältig zubereitet, der Mörtel außerordenttich sein; beide wurden in vielen Fätten mit einem gtänzenden Pulver überstreut und in einer Weise gegtättet, daß sie dann dem Marmor ähntich sahen. Diese Wandverzierungen waren und sind noch ein wahres Ergötzen für das Auge, und die Farbengebung ist, wie schon bemerkt, nicht setten entzückend schön. Man theitte die Wände in drei oder fünf Felder, zwischen einem Sockel und einem Fries; jener war dunketfarbig, etwa schwarz, dieser hellfarbig, z. B. weiß; zwischen beiden folgen Roth und Gelb. In den gewöhnlichen Häusern waren diese Felder durch einfache Linien getrennt; wenn der Besitzer wohlhabend wurde, traten an die Stelte der Linien geschmückte Rahmen, Guirlanden, Pfeiler oder sonstige Verzierungen, wie sie eben dem Maler oder dem Bürger gefieten oder einfielen. Der Sockel erhielt Blattwerk, der Fries Arabesken, jedes Feld eine Malerei, z. B. eine Blume, eine Frucht, eine Landschaft, dann auch eine Figur, eine Gruppe, und in vieten Fätten nahmen geschichttiche oder mythotogische Gegenstände eine ganze Wand ein, an wetcher Sockel und Fries eine prächtige Einrahmung bitdeten.

Die pompejanischen Gemätde werden stets Bewunderung erregen und verdienen diesetbe. Wir haben in ihnen nicht nur werthvotte Beiträge zur Kunstgeschichte, sondern sie sind unschätzbare Dokumente für die Sitten, Gebräuche, Geremonien, Trachten und Häuser der Alten. Pompeji ist gewissermaßen ein illustrirtes Journat aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Da sind eigenthümliche Landschaften; da ist eine kleine Insel; da sehen wir eine Ufertandschaft am Nil, wo ein Eset, der zur Tränke geht, den Hats vorstreckt, fast in den Rachen eines Krokodils, das er nicht sieht, während sein Treiber ihn am Schweise zurückziehen will. Häufig sind Felsen am Wasser, batd mit Bäumen bestanden, batd mit terrassenförmig übereinander liegenden Tempeln; oder Felseneinöden, in denen ein Hirt mit seiner Heerde sich verirrt; auch geschichttiche oder mythotogische Begebenheiten sind dargestellt, z. B. Perseus und Andromeda. Selbst das, was wir als Stittleben bezeichnen, fehlt nicht; wir sehen Fruchtkörbe, Blumenvasen, Haus- und Küchengeräthe und Gemüse; und im Hause des Lucretius auch Alles abgebitdet, was in eine Schreibstube gehört, also Tintenfaß, Messer zum Schneiden des Schreiberohrs, Papiermesser, Schreibtäfelchen und einen Brief, der sorgfättig wie eine Serviette zusammengefaltet ist. Er trägt die Aufschrift: „An Marcus Lucretius, den Flamen des Mars, Decurio von Pompeji." Manchmat ist auch Humor in solchen Gemätden. Im Hause des Sallust sind die Gartenmauern mit Lilien, Iris, Rosen, Blumensträußen und Gewinden verziert. Jagdstücke und Kämpfe wilder Thiere kommen gar nicht selten vor, und manche sind mit überraschender Kühnheit gedacht. Dahin gehört ein erst vor Kurzem ausgegrabenes Bild, auf welchem



Das kleine Theater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

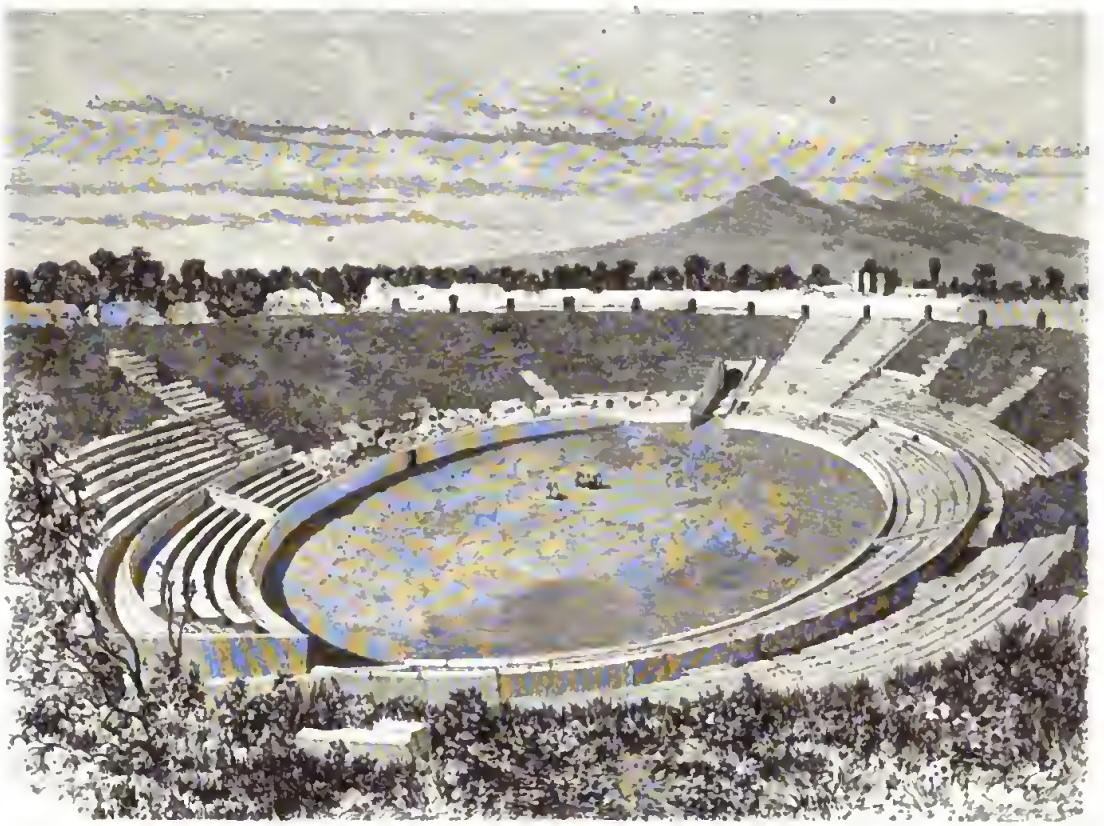
ein Eber gegen einen Bären anrennt, während ein prächtiger Löwe in majestätischer Ruhe auf beide blickt.

In der Menschendarstellung finden wir eine unendtiche Mannigfattigkeit; die Künstler haben sich in allen Gattungen versucht, vom Zerrbilde bis zur Epopöe. Da ist ein Wagen mit einem gewattigen Schlauche beladen, aus welchem Sklaven den Wein in Krüge fütlen; ein Knabe täßt einen Affen tanzen; ein Amorettenhändler öffnet einen Käfich, aus welchem die geflügelten Liebesgötter hinausfliegen und eine betrübte, nachdenkliche Frau quälen. Wir sehen an den Wänden ganze Schaaren kteiner Genien, die Kränze und Gewinde flechten, mit der Angel fischen, nach Vögeln haschen, Bretter sägen, Tische behobeln, Wägen ziehen oder, einen Thyrsusstab als Batancirstange in der Hand, auf dem Seile tanzen. Der eine sitzt niedergekauert, der zweite kniet, ein dritter gießt Wein aus einem Horn in ein Trinkgefäß, ein vierter spielt auf der Lyra, ein fünfter bläst auf einer Doppelflöte. Aber noch viel schöner, als diese göttlichen Seiltänzer, und in ihrer zwangtosen Hattung und Leichtigkeit wunderherrlich sind die Tänzerinnen in der Luft.

Digitized by Google

Man gehe nur ins Muſeum zu Neapel; die eine ſchlägt Cymbeln, die andere ein Tamburin, wieder eine hat einen Federnzweig und ein goldenes Scepter; noch eine andere reicht eine Schüſſel mit Feigen dar; herrlich iſt auch die Geſtalt, welche einen Korb auf dem Kopfe hat und einen Thyrſusſtab in der Hand ſchwingt; ſodann jene, die den Kopf nach rückwärts neigt, das Auge gen Himmel richtet und ihren Schleier ſegelartig bläht, als wolle ſie zum Himmel empor fliegen. Eine andere ſteckt Blumenbüſchel in die Falten ihres Gewandes; manche ſind faſt unbekleidet oder in jene dünnen Gewänder gehüllt, welche man als gewebte Luft bezeichnet hat. Und ſo viele Tänzerinnen, ſo viele verſchiedene Tänzerhaltungen, Bewegungen, Schwingungen und Attribute.

Pompeji ſehr beliebt. Manchmal nahmen ſie dergleichen aus Virgil, aber vorzugsweiſe aus Homer. So iſt der innere Hof im Hauſe des Poeten gleichſam eine illuſtrirte Iliade. Dort ſehen wir die Trennung Agamemnons und der ſchönwangigen Chryſeis und jene des Achilles von der Briſeis. Achill ſitzt auf einer Art von Thron; der Ausdruck ſeines Geſichts läßt den Aerger darüber erkennen, daß er ſich fügen und das junge Mädchen dem Agamemnon zurückgeben muß. Dort fand man auch eine Venus, welche kein geringerer Kenner als Gell an Schönheit der Geſtalt mit der mediceiſchen und an jener der Farbengebung mit der tizianiſchen verglichen hat. In dem Periſtyle dieſes Hauſes wurde auch eine Copie von dem berühmten Gemälde des Timanthes, die Opferung der Iphigenia, aufgefunden.



Das Amphitheater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Und wie reich iſt die Mythologie bedacht worden! Keine Gottheit des Alterthums fehlt. Bald finden wir ſie einzeln, z. B. die ſchöne, wahrhaft imponirende Ceres im Hauſe des Caſtor und Pollux, bald in Gruppen. Wir ſehen die Erziehung des Bacchus, den rührenden Roman von der Ariadne, Paris und die drei Göttinnen, Achilles auf Skyros, Apollo und Daphne, den ſterbenden Adonis und manche andere. Auch die Heroen fehlen nicht: Theſeus und Andromeda, Meleager, Jaſon und dann Herkules, ſeine zwölf Arbeiten, ſeinen Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, und in dem neuaufgegrabenen Hauſe des Sirius (ſiehe unſere Abbildung) ſein Abenteuer mit der Omphale; trunken von Liebe und Wein ſinkt er nieder vor Omphale und Bacchus. Solche Vorwürfe waren bei den Ziermalern der kleinen Stadt

Sie ſteht neben dem Altar, auf welchem ſie geopfert werden ſoll; der Maler hat die tiefe Betrübniß der Umſtehenden, namentlich jene des Menelaus, vortrefflich ausgedrückt; er hat gleichſam alle Abſtufungen des Schmerzgefühles erſchöpft. Was bliebe ihm nun noch für den Vater übrig? Agamemnon verhüllt ſein Haupt.

Dieſe Iphigenie, und dann die Medea im Hauſe des Caſtor und Pollux, ſind die beiden einzigen pompejaniſchen Gemälde, von deren Originalen wir Kunde haben; man darf aber nicht etwa annehmen, daß die übrigen Originale ſeien. Die Maler der kleinen Stadt waren weder ſchöpferiſche Genies, noch bloße Copiſten, ſondern ahmten in freieſter Weiſe nach und componirten nach Gutdünken, ſobald ſie ſich einmal für ein bekanntes Thema entſchieden

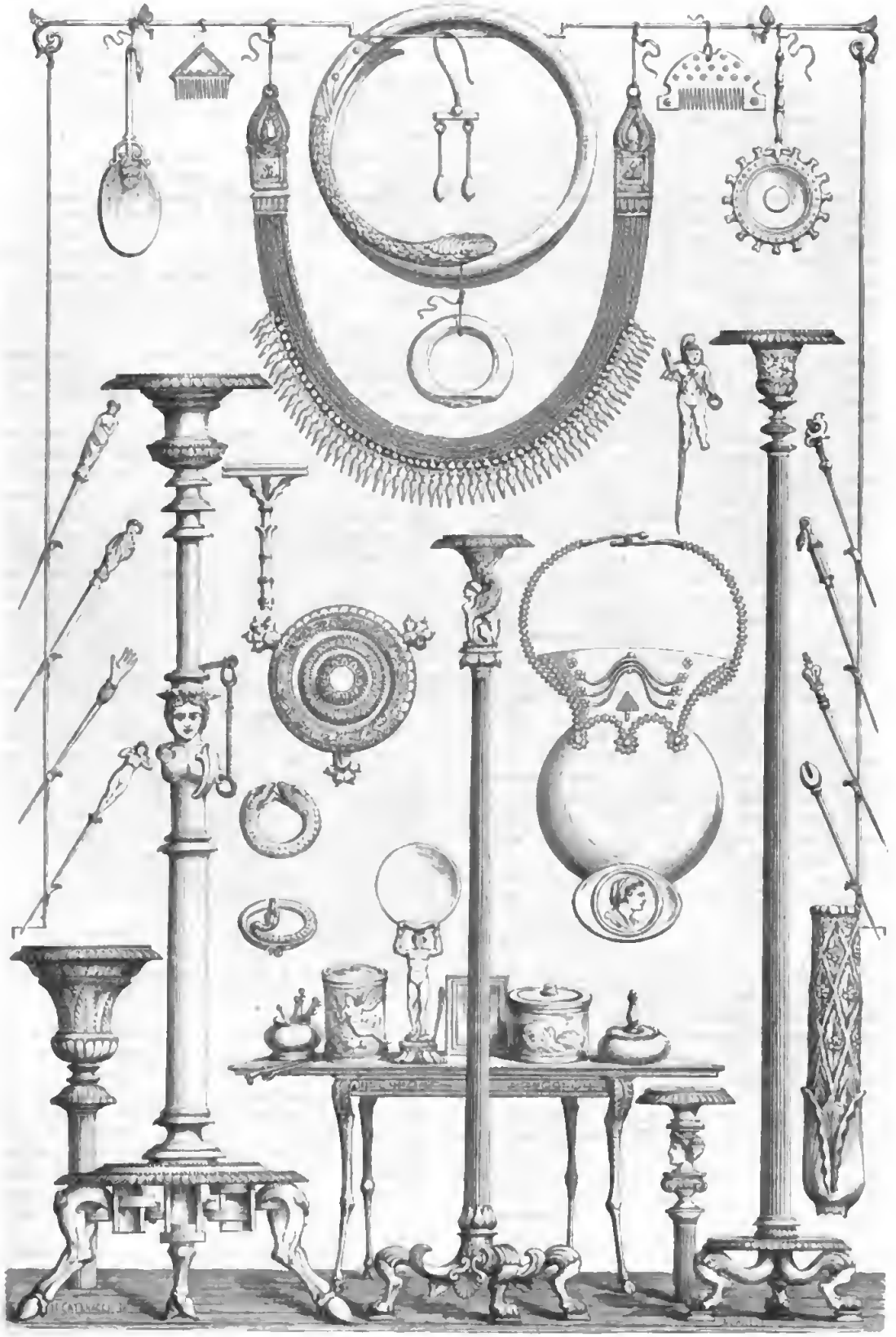
Digitized by Google

hatten. Daher die überraſchende Mannigfaltigkeit in der Behandlung eines und deſſelben Gegenſtandes. Mennier ſagt, er habe in Pompeji wohl zehn Bilder geſehen, welche den Bacchus darſtellen, wie er Ariadne überraſcht, und kein einziges gleiche den übrigen. Die pompejaniſchen Künſtler bewegten ſich frei; allerdings haben ihre Werke ſehr ungleichen Werth, und manche ſind durchaus keine Muſter von Correctheit. Aber, wir wiederholen es, Pompeji war eine kleine Landſtadt. Es war reich und überreich an ſchönen Gemälden und auch an herrlichen Moſaiken.

Pompeji hatte zwei Theater, ein großes und ein kleines; das eine war für die Darſtellung von Tragödien beſtimmt und das andere für Luſtſpiele.

Der Zuſchauerraum des großen Theaters bildete einen Halbkreis, der ſich ſo vollkommen an eine Bodenerhöhung anlehnte oder anſchloß, daß die Stufen, welche aus dem Parterre zum Paradies hinaufführten, keines maſſiven Unterbaues bedurften. Die vier oberen Sitzreihen ſtützten ſich auf einen gewölbten Korridor, und von ihm herab hatte man über die Scene hinweg einen Blick auf Land und Meer.

Das Urtheil des Paris. Freecogemälde im Hauſe des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)



Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände. (Nach einer Photographie.)

Die Plätze für das Publikum zerfallen in drei Abtheilungen, Ränge, wie wir heute ſagen würden. Alle Sitzſtufen hatten eine Anzahl breiterer Umgänge (diazomata, praecinctiones) im Sinne unſerer Ränge; ſodann war eine Anzahl kleiner Treppen vorhanden, welche von der Orcheſtra bis zu der Höhe der Sitzreihen emporgehen und dieſe in Keile (kerkides, cunei) zertheilen. Das pompejaniſche Theater hatte ſechs ſolcher Treppen und demnach ſieben „Keile“. So konnten die Zuſchauer bequem zu ihren Plätzen gelangen, und das Theater konnte ſich raſch und ohne läſtiges Menſchengedränge entleeren, wenn z. B. Regen einfiel. Jede Treppe hatte auch ihre eigene Ausgangsthür (vomitorium).

Die unterſten vier Sitzreihen, welche der Bühne zunächſt liegen, bilden den „nobeln Rang“; ſie ſind breiter und nicht ſo hoch als die übrigen Ränge. Dort ſaßen die Behörden und notabeln Männer, welche ihre Stühle und zweiſitzigen Ehrenſeſſel (Biſellien) dorthin tragen ließen und es ſich bequem machten. Kaiſer Auguſtus hatte für Rom eine auch für die Provinzen gültige Theaterordnung erlaſſen, der gemäß die unterſten Reihen für die Senatoren, die folgenden 14 für die Ritter beſtimmt waren; den mittelſten Rang nahm die Bürgerſchaft ein, und das Paradies, die Gallerie, blieb dem gemeinen Volk und — den Frauen.

In Pompeji nun waren dieſe vier Sitzreihen der cavea intima, des erſten Ranges, durch eine niedrige Mauer von den übrigen Rängen getrennt. Dort ſaßen die Duumviri, Decurionen, Auguſtalen und Aedilen, dort hatten auch Männer wie Holconius, Cornelius Rufus und Panſa ihre Plätze und waren von anderen, nicht ſo vornehmen Sterblichen getrennt. Die media cavea, der mittelſte Rang, war, wie ſchon bemerkt, den Bürgern vorbehalten; er enthält 20 Sitzreihen, und die einzelnen Plätze waren durch leichte Linien bezeichnet; man ſieht dieſe noch jetzt. Jeder Zuſchauer erhielt ein Theaterbillet, eine Einlaßkarte (tessera) aus Knochen oder Terra cotta oder Bronce, von verſchiedener Form, auf welcher cavea, cuneus und Platz angegeben waren, und nach dieſer Anweiſung nahm Jeder ſeinen Platz ein oder ließ ſich denſelben vom Billeteur, dem locarius, anweiſen. Overbeck hat (S. 134) zwei ſolcher Teſſerae abgebildet. Auf der einen lieſt man in griechiſchen Lettern Aiſchylon; daneben ſteht eine XII, darunter ein I R; auf der zweiten, gleichfalls mit griechiſchen Buchſtaben, oben eine XI, in der Mitte das Wort Hämikúklia und darunter IA. Unſer gelehrter Landsmann meint, daß die Theater, welche im Erdbeben vom Jahre 63 ſtark gelitten hatten, noch nicht wieder fertig hergeſtellt geweſen ſeien; man habe ſie noch keineswegs zu Vorſtellungen benutzen können. Teſſerae habe man im großen Theater nicht gefunden; Winkelmann kannte dergleichen ſchon vor der Ausgrabung. Aber die, welche wir kennen, ſtammen jedenfalls aus Pompeji, und ſie liefern den Beweis, daß die griechiſche Sprache zu Pompeji im Gebrauche war. Allein ſie beweiſen nichts für die Annahme, daß griechiſche Tragödien dort aufgeführt worden ſeien. Man hat den Namen des Aeſchylus, welcher auf der erſten der eben erwähnten Teſſerae vorkommt (beſonders verleitet durch eine unächte Teſſera, auf der die Caſina, ein Luſtſpiel des Plautus, genannt wird), auf eine Aufführung einer äſchyleiſchen Tragödie oder Trilogie bezogen, ohne ſich an das Wunderliche und Abſurde der Ausdrucksweiſe zu ſtoßen. Wieſelers gewiß richtigere Erklärung erkennt in dem Namen des Aeſchylus nur einen Hinweis auf den Platz oder die Sitzreihe und nimmt an, daß die Sitzreihen mit den Standbildern großer Dichter geſchmückt waren. So wenigſtens wird die Ausdrucksweiſe verſtändlich, und die zweite Teſſera ſtimmt in der Bezeichnung „elfter Halbkreis“ mit dieſer Annahme überein. Uebrigens haben beide Einlaßmarken auf der Rückſeite eingekratzte Zeichnungen, von denen eine die, allerdings ſehr mißlungene, Darſtellung einer Cavea gibt.

In der Hinterwand der summa cavea ſind noch die mächtigen Steinringe erhalten, durch welche die in der oberſten Sitzſtufe befeſtigten Maſten geſteckt waren, welche das Zeltdach (velarium) trugen. Es gewährte Schutz gegen die Sonnenſtrahlen.

Die Orcheſtra war bei den Griechen Tanzplatz des Chors, der nie dauernd die eigentliche Bühne betrat, ſondern ſeinen Platz vor derſelben behielt, zwiſchen Bühne und Auditorium, eben in der halbrunden Orcheſtra, in der ihm, zur Erleichterung der Tanzbewegungen, eine eigene niedrige Bühne erbaut worden war, die Thymele. In Rom hatte die Orcheſtra eine andere Beſtimmung; ſie war für die Sitze des Kaiſers, der Veſtalinnen und der Senatoren vorbehalten.

Die Skene (Scene, Bühne) lag in Pompeji etwa vier Fuß höher als das Orcheſter und war breiter, aber weniger tief, als heute bei uns der Fall iſt. Aber ſie reichte für ihren Zweck vollkommen aus, weil die Perſonen der eigentlichen Darſteller nie zahlreich waren. Dieſer Platz für die Schauſpieler lag zwiſchen einem Proſceninum (einer Vorbühne) und dem Poſtſceninum, d. h. den Bühnenwänden, wie wir heute ſagen würden: Couliſſen. Auch war ein Hypoſceninum vorhanden, in welchem ſich die Maſchinerie befand. Der Vorhang (siparium) war eine römiſche Erfindung. Die Bühne war unbedeckt; er konnte alſo nicht, wie bei uns der Fall iſt, von oben herabgelaſſen oder nach oben hinauf gezogen werden, ſondern mußte, wenn das Spiel begann, ſich ſenken. Man hatte zu dieſem Zwecke ſinnreich erdachte Maſchinerien.

Das Drama der Alten war einfach und bedurfte verhältnißmäßig weniger Dekorationen. In den meiſten Tragödien ſind heroiſche Fürſten die Hauptperſonen; den Ort der Handlung bildet zumeiſt der Platz vor dem Palaſt oder der Königsburg; dieſe war eine Hauptdekoration, und deshalb benutzte man zu ihr die als Palaſtfaçade hergerichtete Hinterwand der Bühne ſelbſt und hatte auf ſolche Weiſe eine scena stabilis. In Pompeji hatten dieſe Palaſtmauern drei Eingangsthüren: die regia porta, durch welche Fürſten und deren Angehörige heraustraten; jene im rechten Flügel, welcher die Frauenwohnungen und die Wirthſchaft darſtellte, und die im linken Flügel, der Gaſtwohnung, von welcher aus fremde Perſonen auf die Bühne hinausſchritten. Zwiſchen den Thüren ſtanden in runden oder viereckigen Niſchen Statuen.

Aber in vielen Fällen waren doch beſonders für die Hinterwand andere Dekorationen erforderlich; dieſe waren gemalt und bildeten die ſogenannte scena ductilis, eine von beiden Seiten zu verſchiebende Dekoration. Wir wiſſen beſtimmt, daß Dekorationswechſel vorkam. So bildet im Ajax des Sophokles zu Anfang das Griechenlager den Schauplatz, am Ende dagegen der einſame Strand des Helleſpont. Dafür war eine doppelt gemalte Hauptdekoration vorhanden. Die Seitendekoration hatte, der geringen Tiefe der alten Bühne wegen, bei weitem nicht die Wichtigkeit wie bei uns; man bezeichnete ſie als scena versilis; die Malereien befanden ſich auf den drei Seiten prismatiſcher Maſchinen, welche raſch und leicht auf Kurbeln gedreht wurden.

Das kleinere Theater in Pompeji, das man als Odeum bezeichnet, liegt zur Rechten des größern und iſt vom Baumeiſter La Vega ſehr verſtändig reſtaurirt worden.

Digitized by Google

Es war ein theatrum tectum; die Ueberdachung von Holz; für eine Steinüberwölbung wären die Umfaſſungsmauern zu ſchwach geweſen. Die Sitzſtufen ſind von Marmor und beinahe noch vollſtändig erhalten, die einzelnen Sitze waren 16 Zoll breit, und die Orcheſtra ſorgfältig mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt. Man findet an ihr, mit großen Broncebuchſtaben, die Inſchrift:

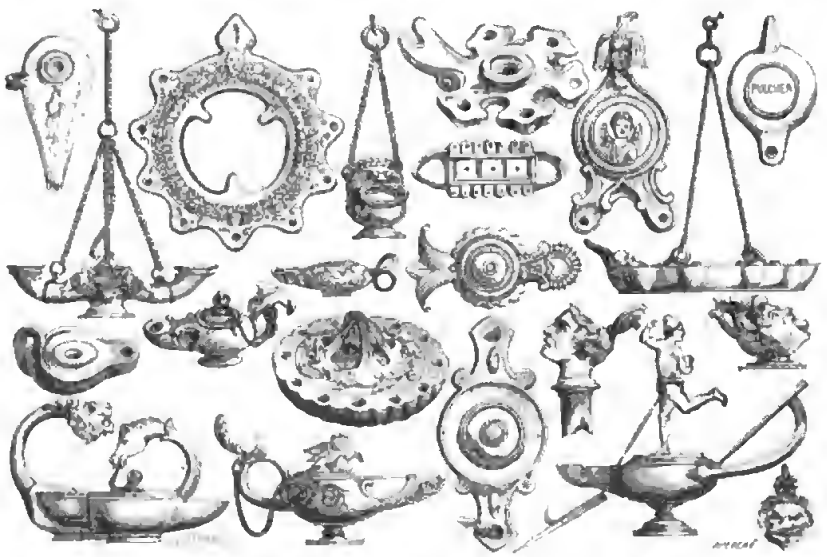
M. OLCONIVS. M. F. VERVS IIVIR. PRO. LVDIS.

Alſo Marcus Olconius war Zweimann und hatte als ſolcher die Aufſicht über die Spiele. Der Name dieſes Olconius kommt ſehr häufig vor; der Mann war ein pompejaniſcher Kieſelack. Das Licht fiel durch zwei ſehr große Seitenfenſter ein.

An das Odeon ſtieß die Kaſerne der Gladiatoren. Weil man in derſelben Waffen gefunden hat, glaubte man, daß ſie eine Soldatenkaſerne geweſen ſei, aber dieſer Schluß war falſch. Die Behauſung enthielt 60 Zellen, und alſo konnten in Pompeji eben ſo viele Gladiatoren untergebracht werden. Wir wiſſen aus einem noch vorhandenen Programme, daß den Zuſchauern im Amphitheater ein Kampf von 30 Paar Gladiatoren verſprochen wurde. Dieſes Amphitheater liegt (wie ein Blick auf unſern S. 3 mitgetheilten Plan zeigt) im ſüdöſtlichen Theile der Stadt, gleichſam im Hintergrunde Pompejis. Es war ein Circus, der ſich hart an die Stadtmauer anlehnt. Von ſeinen höheren Sitzbänken überfliegt das Auge den weiten, ebenen Platz der Arena, in welcher Menſchenkämpfe, Thierhatzen und Thiergefechte abgehalten wurden. Jene Sitzreihen haben faſt zwei Jahrtauſende leer geſtanden; aber vor etwa 15 Jahren gab dort der aus Rom entflohene Papſt dem zahlreich verſammelten Volke ſeinen apoſtoliſchen Segen! Aus dem vom Amphitheater aus ſichtbaren Veſuv wirbelte 1848 wie Anno 79 eine ſchwarze Rauchwolke empor. Das Volk von Pompeji ſaß am letzten Tage, welcher der Stadt vergönnt war, dicht geſchaart auf denſelben Sitzen und eilte erſchreckt von dannen, als der erſte Aſchenregen fiel.

Haupttheile dieſes Amphitheaters ſind die Arena, der Kampfplatz und die Cavea, der Zuſchauerraum. Die Arena war mit Sand belegt, und dieſer ſog die Blutſtröme auf; durch zwei große Gewölbe und gepflaſterte Eingänge kam man in die Arena. Durch dieſe breiten Thore zogen bei Anbeginn der Spiele die Gladiatoren, zum Theil beritten, zum Theil zu Fuß, in ihrem vollen, mannigfaltigen Waffenſchmuck in geſchaarten Gliedern unter kriegeriſcher Muſik ein und nach vollendetem Umzug wieder zurück, um dann, gemäß der Kampfordnung, den Platz wieder zu betreten, der inzwiſchen vermittelſt mächtiger Gitterthüren abgeſchloſſen war. Eine Treppe führte in ein rundes Zimmer des Unterbaues; durch die Pforte des Todes, die porta libationis, ſchleifte man die Leichen der gefallenen Gladiatoren an eingeſchlagenen Haken aus der Arena in jenes runde spoliatorium, um ihnen dort Waffen und Wehr abzunehmen.

Dieſe ſchauderhaften Gladiatorenkämpfe ſind eine der dunkelſten Nachtſeiten der römiſchen Imperatorenzeit. Sie ſtammen aus Etrurien, das blutigen Kultus und düſtern Aberglauben hatte. Dort opferte man Menſchen auf dem Grabe der Edeln, um den Todten zu verherrlichen und zur Sühne der Manen. Aus dieſen Menſchenopfern gingen die Gladiatorenkämpfe hervor, indem man die Schlachtopfer, zunächſt gefangene Feinde, nicht von Prieſtern erwürgen, ſondern ſie paarweiſe mit einander kämpfen ließ. Später wurden daraus Spiele zur Ehre der Verſtorbenen, aber nach und nach trat das religiöſe Element zurück, und das gräßliche Schauſpiel diente dem Volke zur Beluſtigung! Zu dieſem Zwecke baute man die Amphitheater; jenes in Pompeji war ein Oval von 68 und 36 Meter; das Podium war mit Gemälden und Inſchriften bedeckt; aus den letzteren erfahren wir allerlei Lokalnachrichten. Für eine kleine Stadt wie Pompeji erſcheint dieſes Amphitheater ungemein groß, aber doch nicht zu geräumig, wenn wir bedenken, daß bei den Spielen jedesmal tauſende von Zuſchauern aus den vielen kleinen Ortſchaften der Umgegend herbeiſtrömten.



Pompejaniſche Lampen aus Terra cotta und Bronce. (Nach einer Photographie.)

Die Pompejaner feierten am 23. November des Jahres 79 nach Chriſti Geburt ein großes Feſt, als der Aſchenregen über ihre Stadt hereinbrach.

Wir können uns einigermaßen eine Vorſtellung von der entſetzlichen Kataſtrophe machen, denn wir haben darüber

Schilderungen aller Schriftſteller; wir ſehen die Ruinen der Stadt, die übereinander geſchichteten Lagen von Aſche und Bimsſtein und die Gerippe der Unglücklichen, welchen Rettung unmöglich war. Alle dieſe Zeugen reden deutlich genug; wir brauchen die Einbildungskraft nicht zu Hülfe zu nehmen, und wer die Straßen Pompejis durchwandert, begreift ſofort Alles.

Tauſende ſaßen im Amphitheater; da erbebte die Erde und vom Himmel fuhren Blitze herab. Es ſchien den Leuten, als ob die Sonne ſich hin und her bewege; am Himmel wirbelte eine Trombe von Staub, die immer dicker wurde. Seit einigen Tagen erzählte man ſich von Rieſen, die bald vom Gebirge, bald von der Ebene aus in die Luft emporſtiegen. Jetzt erhoben ſie ſich in der Geſtalt von Qualmwirbeln; zugleich vernahm man ein ſeltſames Getöſe, ein fürchterliches Gebrüll, und dann jagte ein gewaltiger Donnerſchlag den andern. So kam die Schreckensnacht, aber in die rabenſchwarze Finſternuß glühten entſetzliche Flammenmaſſen hinein. Die von Angſt gepeinigten Menſchen rannten in den Gaſſen umher und riefen: Der Veſuv hat Feuer gefangen! Nun ſtürmten die vom Schreck Ueberwältigten aus dem Amphitheater heraus, das genug Thüren darbot; Keiner wurde erdrückt. Manche eilten ſofort auf das Land und retteten ſich.

Nach der erſten gewaltigen Erſchütterung kam eine Sündflut von Aſche, und dann eine feurige Sündfluth. Der Wind trieb leichte, glühende Steine in ungeheurer Menge umher, es war, als ob flammender Schnee die Luft anfülle. Er fiel langſam herab; er hörte nicht auf; er fiel eine Stunde, zwei Stunden, immer fort, ließ nicht nach, war unbarmherzig und wurde verhängnißvoll. Dieſes feſte Feuer füllt die Gaſſen aus, häuft ſich auf den Dächern an, drückt ſie ein, die Balken krachen und fangen Feuer. Dieſes dringt bis in die Untergeſchoſſe und die Höfe, welche mehr und mehr aus- und aufgefüllt werden, da der unbarmherzige, feurige Schnee unabläſſig hinabfällt. Wer irgend kann, ſucht ſich zu retten, und Viele, die lediglich für ihr Leben Sorge tragen, ſind glücklich genug, einem grauſenvollen Tode zu entrinnen. Das Amphitheater iſt öde; dort liegen nur die getödteten Gladiatoren. Aber wehe Allen, die etwa Schutz unter den Buden, den Bogengängen der Theater oder in Untergeſchoſſen geſucht haben! Sie werden von der Aſche eingehüllt und erſtickt. Und wehe auch denen, welche nicht von Hab und Gut laſſen wollen, wie die Frau des Proculus, die Geliebte des Salluſtius und die Töchter im Hauſe des Poeten; ſie wollten noch Schmuck und Edelſteine retten, verſpäteten ſich und ſanken erſtickt neben dieſen Schätzen nieder. In dem Atrium neben dem Hauſe des Faun lief eine Frau aufs Gerathewohl umher; als ſie nicht mehr athmen konnte, flüchtete ſie ſich unter das Tablinum und hielt ihre Hände empor, um die einſtürzende Decke abzuwehren. Vergeblich; die Decke ſank und riß ihr den Kopf hinweg.

In der Gräberſtraße begegneten dichte Menſchenknäuel einander, denn viele Leute kamen vom Land in die Stadt, um hier Rettung zu ſuchen, während Andere aus den brennenden Häuſern hinaus unter den freien Himmel flüchteten. Ein Mann ſtürzte vorne über, ſeine Füße ſind dem herkulaniſchen Thore zugekehrt; ein Anderer ſank auf den Rücken

Gypsabgüſſe pompejaniſcher Leichen aus Aſchenformen. (Nach einer Photographie.)

und ſeine Arme hält er weit ausgeſtreckt; er hatte 127 Silbermünzen und 69 Goldmünzen. Eine Frau hatte ihr Kind auf dem Arme; ſie ſuchte Schutz in einem offen ſtehenden Grabmal und wurde dort von der Aſche und den glühenden Steinen gleichſam eingemauert. Ein Soldat, der am herkulaniſchen Thore Schildwacht ſtand, blieb auf ſeinem Poſten ſtehen; in der einen Hand hatte er die Lanze, die andere hielt er vor den Mund, damit die Aſche nicht hineindringe. So ſtarb er. Die Familie des Diomedes hatte im Keller eine Zuflucht geſucht; ſie alle wurden lebendig begraben, Frauen, Kinder und die Jungfrau, deren Buſen einen Abdruck in der Aſche hinterlaſſen hat; ſie alle lagen dicht neben einander gedrängt und ſind aus Mangel an Luft oder vor Hunger geſtorben. Arrius Diomedes ſelber hatte ſein Haus verlaſſen und nur einen Sklaven mit ſich genommen, der die Börſe trug; aber gleich hinter ſeinem Garten fiel er todt nieder.

Noch vieler anderen Menſchen tragiſches Ende iſt uns wohlbekannt. Ein Prieſter der Iſis ſah ſich von allen Seiten von Flammen her eingeſchloſſen und auch in den Straßen

wallte ein feuriger Strom; da durchſchlug er mit einer Hacke zwei Mauerwände; vor der dritten ſank er aus Mattigkeit nieder, oder weil ihm der glühheiße Brodem den Athem benahm; aber die Hacke hat er auch im Tode nicht aus der Hand gelegt. Und nun die Thiere, welche angebunden waren und deshalb nicht entfliehen konnten! So der Maulesel in der Bäckerei, die Pferde im Gaſthofe des Albinus, die Ziege des Sirius, welche ſich unter den Küchenheerd flüchtete und die man dort mit einem Glöckchen um den Hals gefunden hat. Die Gefangenen in der Kaſerne der Gladiatoren waren an die eiſernen Klammerhaken in der Mauer befeſtigt, und ihnen war alſo ſelbſt ein Verſuch zum Entfliehen unmöglich.

Die Nacht war entſetzlich, und der auf ſie folgende Tag nicht minder grauenvoll. Eigentlich kann von einem Tage keine Rede ſein, denn die Finſterniß dauerte fort. Es war nicht jene einer mondloſen Nacht, ſondeen wie das Dunkel eines Gemaches, in welchem Thür und Fenſter mit Vorhängen verhüllt worden ſind. Plinius der Jüngere befand ſich während der Kataſtrophe, die er vortrefflich beſchrieben hat, in Miſenum; dort ſchrien Kinder, Männer und Frauen durcheinander, riefen ihre Namen, kannten einander nicht ſehen, erkannten ſich aber an der Stimme, wünſchten ſich den Tod, weinten und wehklagten; ſie glaubten, ſene ewige Nacht ſei hereingebrochen, in welcher Götter und Menſchen zumal der Vernichtung anheimfallen ſollten. Dann wurde der Aſcheuregen ſo dicht, daß, neun Wegſtunden vom Veſuv entfernt, jeder im Freien befindliche Menſch unabläſſig die Aſche von ſich abſchütteln mußte, um nicht erſtickt zu werden. Sie ſoll bis nach Afrika hinüber getrieben werden ſein; gewiß iſt, daß ſie in Rom die Luft verfinſterte. Nach und nach wich das Dunkel dem Lichte, aber die Sonne ſchien ganz matt und bleich, wie bei einer Finſterniß, und ganz Unteritalien war wie mit einem ſchwarzen Bahrtuche überdeckt.

Seitdem in Pompeji Ausgrabungen veranſtaltet werden, hat man etwa 600 Menſchengerippe zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre bemerkten die Arbeiter in einer kleinen Gaſſe einen leeren Raum, in welchem Gebeine lagen. Fiorelli ließ dort und an anderen Stellen dieſen Raum mit Gyps ausgießen und nach einiger Zeit vorſichtig die Kruſte von Bimsſtein und verhärteter Aſche wegnehmen, welche gewiſſermaßen einen Ueberzug gebildet hatte. Dann kamen vier Leichen zum Vorſchein, die ſich jetzt im Muſeum zu Pompeji befinden, wo man ſie mit voller Muße betrachten kann. Die eine iſt jene einer Frau, neben welcher man 91 Goldſtücke, zwei Silbergefäße, Schlüſſel und Juwelen gefunden hat. Sie war auf der Flucht in der kleinen Straße, als ſie niederſank; ſie liegt auf der rechten Seite; man erkennt noch ſehr gut ihren Kopfſchmuck und das Gewebe ihres Kleides; ſie trug zwei ſilberne Ringe an den Fingern; die eine Hand iſt zerbrochen, und man ſieht die Porenſtruktur der Knochen; der linke Arm iſt erhoben und gewunden, die zarte Hand ſo krampfhaft zuſammengeballt, daß man meint, die Nägel müßten ins Fleiſch gedrungen ſein. Der ganze Körper erſcheint wie aufgedunſen und zuſammengezogen; nur die Beine ſind ausgeſtreckt. Die Arme muß lange und unſäglich gelitten haben. Hinter ihr waren eine andere Frau und ein Mädchen zu Boden geſunken; die Beine von Mutter und Tochter liegen kreuzweis über einander. Auch bei der letztern erkennt man ſehr deutlich Gewebe und Maſchen der Kleider, die Aermel reichten bis zu den Handknöcheln; da, wo ein Riß in denſelben war, lag das Fleiſch bloß; man erkennt auch die Stickerei an den kleinen Schuhen. Das Mädchen hatte, um das Einathmen des Aſchenregens zu vermeiden, das Kleid über den Kopf genommen, war mit dem Geſicht auf die Erde gefallen, konnte nicht wieder aufſtehen und ſtützte dann den Kopf auf einen ihrer Arme. Die eine Hand iſt geöffnet.

Auf alles das ſcheint nun die warme italieniſche Sonne. Die Leiden und Qualen der alten Pompejaner ſind vergeſſen. Aber von den vielen Tauſenden, welche alljährlich aus allen Theilen der Welt dieſe wieder ans Tageslicht geförderte Stadt beſuchen, iſt Keiner, der nicht von menſchlicher Rührung über das ungeheure Mißgeſchick einer ſolchen Kataſtrophe tief ergriffen würde. Ja, die Sonne ſcheint, aber der Veſuv donnert und dröhnt und ſendet auch heute drohende Qualmwolken zum blauen Himmel hinauf, und glühende Lavaſtröme dringen noch jetzt bis ins Meer hinein.

Von Oban nach Staffa und Jona.

Von Dr. **Richard Andree.**

Oban. Der Küſtencharakter. Durch den Sund von Mull. Tobermory. — Die Treſhinish Eilande. — Oede Küſten der Inſeln. — Staffa und die Fingalshöhle. — Zur Flora und Fauna der Inſel. — Jona. — Das Dorf und die Bevölkerung. — Das Nonnenkloſter, die keltiſchen Kreuze, der Friedhof und die Kathedrale. — Mulls Südküſte.

Schottlands Weſtküſte zeigt den Charakter wilder Erhabenheit. Tiefe Buchten und Föhrden ziehen ſich ſo weit in das Land hinein, daß ſie abgeſchloſſenen Landſeen gleichen und, wie dieſe, auch mit dem gaeliſchen Ausdruck Loch — See — bezeichnet werden. Unmittelbar vom Ufer derſelben ſteigen hohe, kahle Berge auf, die oft die Höhe von 3000 Fuß erreichen und die in zerriſſenen Formen ſich hintereinander aufgipfelnd weſentlich den großartigen Eindruck der ganzen Scenerie bedingen. Zwiſchen dieſen, meiſt vulkaniſchen Bildungen ziehen ſich wüſte Thäler — Glens — hin, durch welche Wildbäche über Steingeröll dahinbrauſen und in denen man ſtundenlang wandern kann, ohne auf eine Hochlandshütte oder einen Menſchen zu ſtoßen.

Im Mittelpunkt dieſer wilden, hochromantiſchen Küſtengegenden liegt das kleine Städtchen Oban, welches zu Anfang dieſes Jahrhunderts nur aus wenigen armſeligen Fiſcherhütten beſtand, jetzt aber ſchon zum Hauptort der weſtlichen Hochlande angewachſen iſt. Hier herrſcht keine Induſtrie, kein Handel, und der unfruchtbare, felſige Boden hinter der Stadt erlaubt kaum den Anbau des Hafers und der Kartoffeln. Und doch gedeiht Oban; aber nur in derſelben Weiſe, wie bei uns die Badeörter, welche wegen ihrer ſchönen Lage und Umgebung berühmt ſind. Es lebt faſt einzig und allein vom Fremdenverkehr. Denn mag der Reiſende vom Norden, vom Caledoniſchen Kanale her, kommen, oder nimmt er Glasgow und Mittelſchottlands berühmte

Seen zum Ausgangspunkte, ſtets muß er Oban berühren und er bereut es nicht; er erkennt willig dem kleinen Orte die Palme der Schönheit und Wildheit unter den ſchottiſchen Hochlandsſtädten zu.

Oban liegt am Oſtgeſtade einer kleinen Bucht. Parallel mit dem Strande ziehen ſich einige Reihen ſchmuckloſer, einfacher Häuſer hin, unter denen zahlreiche Hotels vorherrſchen. Freundlich bewaldete Hügel erheben ſich hinter der Stadt und umgeben dieſe mit einem ſchmalen, grünen Saume. Nur wenige Schritte von dem Strande nach dem Innern zu finden wir wieder jene kahlkahlen, halb mit Haidekraut und dürftigem Gras beſtandenen Berge, die, faſt menſchenleer, nur Schafen zum Aufenthalt dienen. Sieht man die Bucht, den Hafen Obans, an, ſo glaubt man einen kleinen Teich vor ſich zu haben, ſo abgeſchloſſen erſcheint er. Dicht vor ihm zieht ſich das Eiland Kerera mit ſeinen grasüberwachſenen Hügeln hin und läßt nur nach Süden und Norden zu ſchmale Waſſerſtraßen als Eingänge. Die nördliche Einfahrt wird durch die Ruinen von Dunolly Caſtle beherrſcht, das auf jähem, felſigen Vorſprunge hier in das Meer hinaustretend, ehrwürdig und altersgrau, von Epheu umrankt, uns anblickt.

Im Weſten hinter Kerera ragen die blauen Gipfel der Hebriden-Inſel Mull empor, im Ben Mor (großen Berg) bis zu 3100 Fuß anſteigend. Der Hafen ſelbſt zeigt wenig Leben, aber täglich kommen und gehen ein paar jener großen und gut eingerichteten Dampfer, welche die Reiſenden von Nord und Süd herbeiführen. Einige graziöſe Segelwachten und wenige plumpe Fiſcherboote liegen vor Anker. Tang und Muſcheln bedecken das felſige Ufer, in der Luft kreiſchen weiße Möven — aber kein Handelsfahrzeug läßt ſich ſehen.

Die weithin berühmten Hebriden-Inſeln Staffa und Jona werden am beſten von Oban aus beſucht, und die trefflichen Dampfer, die einen um den andern Tag durch die wilden, gefahrvollen Klippen, um die große Inſel Mull herum, dorthin ſegeln, bringen jetzt alljährlich Tauſende zu dem großen Wunder der Natur und der heiligen Inſel, von wo aus das Chriſtenthum nach England eingeführt wurde. Wer aber jene Inſeln mehr als blos flüchtig betrachten will, der muß mindeſtens auf Jona bleiben und einen Dampfer überſchlagen, da die Zeit, welche dem gewöhnlichen Touriſten zum Beſchauen gegönnt wird, viel zu kurz iſt, um alle Einzelnheiten genau kennen zu lernen.

Beim herrlichſten Wetter verließ ich am 13. Aug. 1864 mit dem „Pioneer“ den Hafen von Oban. Unſer Kurs ging nördlich, und nachdem der altehrwürdige Wächter der Bucht, Dunolly Caſtle, hinter mir lag, bot ſich bald, da, wo Loch Linnhe tief nach Weſten ins Land hineinzieht, ein prächtiger Anblick dem Auge. Zur Linken erhoben ſich Mulls blaue Berge, zur Rechten die vielgipfelige Kette der dunklen Morvenhügel des Feſtlandes, zwiſchen denen kleinere und größere Buchten einſchnitten. Lang hingeſtreckt, an der Südſpitze gekrönt von einem weißen Leuchtthurme, lag die Inſel Lismore da; gefährliche Klippen und Felſen ſchauten aus den grünen, gegen ſie anbrandenden Wogen heraus. Und zu den majeſtätiſchen Schönheiten, welche die Natur hier bietet, tritt die Sage und Geſchichte heran. Ruinen alter Schlöſſer zu beiden Seiten des Sund von Mull, in den der Dampfer nun einfährt, blicken auf das ſchäumende Meer herab. Zur Linken, am Ufer Mulls, Duart Caſtle, zur Rechten auf jähem, felſigem Vorſprunge Ardtorniſh. Hier befehdeten ſich die alten ſchottiſchen Clans, jene engverbundenen Sippſchaften, welche die alte Geſchichte Schottlands ſo blutig machten, oder ſaßen kühne Wikingerhäuptlinge, die vom Norden kommend, ſeeerfahren, bald der ſkandinaviſchen Raſſe feſten Boden auf gaeliſcher Erde bereiteten. Die ehrwürdigen alten Ruinen, von denen oft nur noch niedrige Mauern ſtehen, ſchauen auf Ruinen mehr modernen Urſprungs herab: auf die Wracks geſtrandeter Schiffe, die an dieſen gefahrvollen Küſten auf die Klippen geworfen wurden und hier Schiffbruch litten.

Aber die zerklüfteten wilden Ufer mit ihren hohen Bergen haben bei alledem etwas Todtes. Hier und da ſteht eine einſame Hochlandshütte — aber kein freundliches Dorf, kein Städtchen blickt uns entgegen, und ſelten ſegelt hier ein Schiff. Kein Baum ſteht an den Ufern, und nur Schafe erblickt man als kleine weiße Punkte zerſtreut auf den Hügeln. So geht es durch den ganzen Sund von Mull, bis endlich am linken Ufer dieſer Waſſerſtraße Tobermory, die Hauptſtadt Mulls, in Sicht kommt. Es iſt der lieblichſte Punkt, den man auf der ganzen Fahrt berührt, ein idylliſcher Ort, ſo ganz verſchieden von der wilden Scenerie, die uns bisher entgegentrat. Durch einen engen Kanal, welcher durch Mull und die kleine Inſel Calf gebildet wird, ſegelte der Pioneer in die runde Bucht, an der ſich die weißen, ſauberen Häuſer des Ortes hinziehen. Terraſſenförmig ſteigt die Küſte hinter dem Städtchen in die Höhe. Alle Abſätze rund um den Platz ſind mit grünem Geſtrüpp und Fichtenpflanzungen überzogen, durch welche ein Waſſerfall in graziöſem Bogen zum Meere herabrauſcht. Wenige Boote lagen im Hafen; eins ruderte heran und holte die Poſt. Die Einwohner (1600 an der Zahl) nähren ſich meiſt vom Küſtenhandel. Tobermory iſt ein keltiſcher Name und bedeutet Marienquelle. Ich glaube, es gibt keinen zweiten Punkt an der Weſtküſte Schottlands, wo man in lieblicher Umgebung ſtiller und abgeſchiedener von allem Geräuſche der Welt leben könnte, als in Tobermory. Und doch war einſt hier die See von Blut geröthet, denn im Jahre 1480 ſah eine Bucht bei Tobermory, die noch jetzt die „bloody Bay“ heißt, ein großes Seegefecht zwiſchen zwei feindlichen Parteien der Hebridenbewohner.

Da, wo der Sund von Mull nach Norden zu endigt, dehnen ſich die Gewäſſer des Loch Sunart aus, und weit in die See hinaus ragend liegt Ardnamurchan, die weſtlichſte Spitze Schottlands, vor uns; hinter dieſer erheben ſich die zackigen Berge der großen Inſel Skye. Wir umfuhren die Nordküſte von Mull, und der Dampfer rollte nun auf den freien Wogen des Atlantiſchen Oceans. Die See iſt in Folge von Strömungen und der vom Lande und zum Lande wehenden Winde meiſtens ſehr unruhig, und die Brandung ſchlägt mächtig gegen Mulls Küſten an, die kahl, baum- und häuſerlos uns in kühnen Formen entgegenſtarren.

Als der Pioneer Caliach Head, eins der nördlichen Vorgebirge Mulls, umfahren hatte, bot ſich der überraſchende Anblick auf die in ſüdweſtlicher Richtung ziehenden Treſhiniſh Eilande dar. In eigenthümlichen Formen, bald flach geformt, bald mit kuppelförmigen Domen verſehen, ſteigen ſie aus den Fluthen auf. Ihre charakteriſtiſchen, meiſt von der äußern Form hergenommenen Namen ſind Fladda, Linga, Cairuburg, Dulchmans Cap und Bachmere. Sie ſind alle vulkaniſchen Urſprungs, werden aber wegen der ſehr ſtürmiſchen See, und da die Annäherung nicht ohne Gefahr iſt, nur ſelten beſucht.

Weiter nach Oſten zu ſchmiegten ſich einige andere Inſeln an die Küſte von Mull: Gometray, Ulva und Colonſay. Sie tragen denſelben Charakter wie Mull, Alles auf ihnen erſcheint öde und baumlos, und wie hoch der Werth eines Stück Holzes hier angeſchlagen wird, erkennt man am beſten aus folgender Anekdote. Als Dr. Johnſon und Boswell (die eine der erſten Beſchreibungen der Hebriden lieferten) im Jahre 1773 durch Mull ritten, verlor der

Digitized by Google

erſtere ſeinen eichenen Spazierſtock. Scherzhaft ſagte er zu Boswell: „Der iſt mir ſicher geſtohlen worden, denn bedenke doch den Werth eines ſolchen Balkens auf dieſer baumleeren Inſel!“

Nachdem wir zwiſchen den Treſbiniſh Inſeln und Gometray durchgefahren waren, lag Staffa deutlich vor uns. Der erſte Anblick iſt durchaus nicht dazu geeignet, beſondere Empfindungen in uns wach zu rufen, denn die Inſel unterſcheidet ſich von ferne geſehen, wenigſtens von Norden her, wenig von den anderen, an denen wir bereits vorüberfuhren. Sie iſt nicht beſonders hoch, doch fallen ihre Ufer ſteil und faſt kerzengerade ins Meer ab. Ihre Geſtalt iſt unregelmäßig eiförmig, die Oberfläche beſteht aus einem gewellten Plateau, und das Ganze kann man in etwa ½ Stunden bequem umſchreiten. Bis zum Jahre 1772 wußte man wenig von dieſer Perle der Hebriden; damals beſuchte ſie Sir Joſeph Banks zuerſt und machte ſowohl die wiſſenſchaftliche Welt als auch den Verehrer reiner Naturſchönheit auf ſie aufmerkſam. Der alte Name iſt ſkandinaviſchen Urſprungs und bedeutet Säuleninſel oder Stabinſel.

Der Dampfer fährt an der Oſtſeite der Küſte entlang und hält an der Südſpitze der Inſel. Die Reiſenden werden dann durch die wildfluthende Brandung mit Booten zum Ufer hinübergebracht. Der erſte Anblick der ſenkrecht ſich erhebenden Baſaltſäulen, welche den mit Weideland überzogenen Gipfel tragen, iſt ein überraſchender. Abgetrennt von der Inſel ſteht nicht weit vom Landungsplatz ein kegelförmiger aus Baſaltſäulen gebildeter, etwa 30 Fuß hoher Fels in der Brandung, die von allen Seiten an ihm hinauf leckt und dort in iriſirende Tropfen zerſtäubt. Dieſer Felſen, welcher von den Matroſen „der Hirt“ genannt wird, hütet gleichſam den Weg zur Fingalshöhle. Die Gleichmäßigkeit der Baſaltſäulen, die ihn bilden, iſt hier eine ſo große, daß man glaubt, ſie ſeien künſtlich alle nach demſelben Maße ausgehauen.

Am Ufer ſelbſt tritt uns zunächſt die unzählbare Maſſe der abgebrochenen Baſaltſäulen entgegen, die, treppenförmig neben einander ſtehend, einen bequemen Weg zur Fingalshöhle bilden. Da, wo ſie von den grünen Wogen des Oceans beſpült werden, ſind ſie kurz, dann nehmen ſie allmälig an Größe zu, bis plötzlich aus den abgebrochenen Stümpfen heraus die hohe Südwand der Inſel, ein majeſtätiſcher Säulenwald, eng geſchloſſen heraustritt. Die meiſten dieſer ſchwarzen Pfeiler ſind von ſechseckiger Form. Ich ſah aber auch fünfeckige und einige wenige viereckige. Geht man über die treppenförmigen Säulenſchäfte hinweg und biegt um einen kurzen Vorſprung, ſo befindet man ſich am Eingange der Fingalshöhle, „vor dem Tempel, der nicht von Menſchenhand erbaut wurde“. Großartig ſteht der Thorbogen des weithin berühmten Naturwunders vor uns, hinter ihm blicken wir in die aus ſchwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, in der unten der Ocean Jahr aus Jahr ein ebbt und fluthet und prallend, mit eigenthümlichem Wiederhall, gegen die Pfeiler ſchlägt — ein ſonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaeliſchen Hebridenbewohnern den Namen der muſikaliſchen — Uaimh Bhinn — verſchafft hat. An der rechten Seite iſt ein Seil bis zum tiefſten Punkte hingezogen, und mit Hülfe deſſelben kann man unter Springen und Klettern bis in den Grund der Höhle gelangen.

Wenn auch die Baſaltſäulen nicht alle gleich geformt ſind und oft die eine vor der andern hervortritt, ſo iſt doch der Totalanblick der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein gleichmäßiger; ſtolz ſteigen ſie beinahe 70 Fuß ſenkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen, und die Schatten, welche durch einzelne Vorſprünge entſtehen, bringen eine magiſche Wirkung hervor. Die Decke ſcheint, wie bei dem ſchönſten gothiſchen Dome, im Spitzbogenſtyl gewölbt zu ſein, und doch beſteht ſie nur aus abgebrochenen Enden heragonaler Baſaltſäulen, die ſchwarz und düſter über unſeren Häuptern ſchweben, aber feſt mit der aus amorphem Geſtein gebildeten Decke der Inſel verwachſen ſind. Die Maßverhältniſſe der Höhle, die in einem glücklichen, harmoniſchen Zuſammenhang ſtehen, bewirken es hauptſächlich, daß die täuſchende Aehnlichkeit mit einem Dome uns faſt zur Wirklichkeit zu werden ſcheint.*) Was Wunder, daß die Sage dieſen Ort zum Aufenthalt Fingals machte! Mag auch der Naturforſcher noch ſo oft an die heragonale Abſonderung des Baſaltes denken, immer und immer wieder überwältigen ihn die ſtaunenswerthe Regelmäßigkeit des Ganzen, die herrlichen Formen der Wölbung, die Eleganz der geſammten Verhältniſſe und die Aehnlichkeit mit den ſchönſten Bauwerken. Und unten brauſt das naſſe, flüſſige Weltmeer, ein ſeltſamer Kontraſt zu den unerſchütterlichen, ſtarren Säulen. Blickt man durch die Höhle hinaus, über die Fläche des Oceans hinweg, ſo erſcheint nach Süden zu, gleichſam als Thor vor dem Eingange, blau und duftig aus den Wogen aufſteigend, die andere berühmte Hebriden-Inſel, Jona.

Staffa iſt gänzlich unbewohnt. Auf ſeinem Gipfel ziehen ſich Wirſen hin, die früher einer Heerde Hochlandsrindvieh zur Weide dienten. In der Einſamkeit wurden dieſe Thiere aber allmälig ſo wild, daß Niemand ihnen mehr nahen durfte, ja ein Irländer fand durch einen der wilden Ochſen ſeinen Tod. An den Klippen brüten zahlreiche Schaaren von Seevögeln, die oft in großen Schwärmen kreiſchend aufflliegen, um bald hoch in die Lüfte ſich zu erheben, bald hinab in die Wogen zu tauchen und einen Fiſch aus dieſen hervorzuholen. Unter ihnen nimmt die Scharbe oder der Kormoran (Phalacrocorax carbo) einen hervorragenden Platz ein.

Eine eigenthümliche Erſcheinung bringen mehrere Weichthiere an den Baſaltſäulen hervor. So weit an dieſen die Fluthhöhe reicht, ſind ſie über und über mit dieſen meiſt weißen Thieren bedeckt und erhalten hierdurch ein förmlich geſprenkeltes Anſehen. Beſonders häufig iſt die gemeine Napfſchnecke (Patella vulgata) und ein kleiner Turbo, ſowie ein weißer Rankenfüßler (Balanus spec.) vertreten.

Die Flora bietet durchaus nichts von beſonderem Intereſſe dar; ſie gleicht der an den Küſten des Feſtlandes. Ich beobachtete die gemeine Haide (Calluna vulgaris), die Stumpfweide (Salix Lapponum), die Roſenwurz (Rhodiola rosea) ꝛc., die bald an den ſchwarzen Klippen, bald zwiſchen dem dürftigen Graſe hervorſproßten.

Bei der Abfahrt von Staffa nach Jona bekommt man den ſchönſten Ueberblick der merkwürdigen Inſel — denn nun tritt uns die herrliche Südſeite entgegen, welche mit einem Blicke zu überſchauen iſt. Man ſieht deutlich die drei verſchiedenen Lagen oder Abtheilungen, aus denen Staffa beſteht. Als Baſis erſcheint ein tuffiges Geſtein; aus dieſem wächſt gleichſam die regelmäßige aus Säulen gebildete Wand empor, in welcher noch einmal die ſchwarze Oeffnung der Fingalshöhle uns entgegentritt, und über den Säulen folgt als Decke eine etwa 30 Fuß hohe Lage amorphen Baſaltes.

Außer der Fingalshöhle hat Staffa noch einige andere Höhlen, die ſich aber mit dieſer an Großartigkeit nicht meſſen können und ſelten beſucht werden.

*) Dr. M'Culloch hat im Jahre 1819 die Höhle ſorgfältig gemeſſen und folgende Dimenſionen gefunden: Höhe vom Waſſerſpiegel (bei mittlerer Fluth) bis zur Wölbung 66 Fuß; Breite der Höhle am Eingang 42 Fuß; im Hintergrunde 22 Fuß; Länge der Höhle 227 Fuß.

Jona, das etwa zwei Stunden ſüdlich von Staffa liegt, war bald ſo deutlich ſichtbar, daß wir den viereckigen Kirchthurm der alten Kathedrale unterſcheiden konnten. Es zeichnet ſich nicht durch hehe Formen, oder ſeltſam geſtaltete Berge aus, im Gegentheil, es iſt ziemlich flach, und der Hügel der Inſel, Dunii, ſteigt zu keiner bedeutenden Höhe auf. Aber als der Punkt, von wo aus das Chriſtenthum über die britiſchen Inſeln verbreitet ward, hat es für die gläubigen Gemüther der Söhne Albions eine unwiderſtehliche Anziehungskraft.

Nachdem der Reiſende lange Zeit zwiſchen den Eilanden der Weſtküſte Schottlands umher gefahren iſt und faſt nur wüſte, klippige Ufer geſehen hat, trifft er plötzlich auf dieſer einſamen Hebriden-Inſel auf die ſchönen Reſte einer alten Kathedrale, auf die Ruinen einer Abtei und auf einen alten Kirchhof, wie er intereſſanter und ehrwürdiger nicht gedacht werden kann. Und gegenüber dieſen Ueberbleibſeln des Alterthums, die von einer vergleichsweiſe hohen Stufe der Kultur Zeugniß ablegen, tritt ihm das jetzige Elend der gaeliſchen Bevölkerung, ein niedriger Standpunkt der Geſittung entgegen, und er kann es nicht unterlaſſen, über dieſen Rückſchritt nachzudenken.

Ueber Granit und Gneißgeſtein ſchreitet man dem am Ufer lang hingeſtreckten Dorfe zu. Es beſteht aus etwa 40 elenden Hütten, die eine Bevölkerung von 350 Seelen bergen. Und dieſes armſelige Dorf führt den gaeliſchen Namen Baile Mor — große Stadt! Vor ihm zieht ſich nach dem Strande zu eine aus rohen Feldſteinen aufgeworfene Mauer hin. Die niedrigen Häuſer, die eins wie das andere gebaut ſind, beſtehen aus zwei Gemächern. Die Schornſteine ſind nach Art aller gaeliſchen Hütten an die Giebelſeiten geſtellt; das Dach iſt, genau wie überall in der nördlichen Hälfte Schottlands, mit Stroh gedeckt, und über daſſelbe ſind Strohſeile hinüber gezogen. Im Innern dieſer Hütten iſt Alles roh, und Sauberkeit darf in ihnen auch nicht geſucht werden. Die gaeliſche Sprache iſt noch die alleinherrſchende, und ſchon in Folge deſſen ſtehen die Bewohner Jona's auf einer ziemlich tiefen Stufe; noch heute benutzen ſie Handmühlen, um ihren Hafer zu mahlen. Dem Reiſenden, der Jona betritt, ſtürzt jetzt ſogleich ein ganzer Schwarm Kinder entgegen, die ihm unter flehenden Geberden kleine Schnecken, Muſcheln und getrocknete Meeresalgen anbieten. Das einzige engliſche Wort, was dieſe Kinder, um ſich verſtändlich zu machen, dabei gebrauchen, iſt Penny! Auffallend erſcheint es, daß in Jona zwei Kirchen ſtehen — aber die ſermelle Spaltung, welche durch die ganze proteſtantiſche Kirche Schottlands geht, hat ſich bis nach dieſem entfernten Orte hin verpflanzt, und ſo hat Jona eine „free church“ und eine „established church“.

Die Bevölkerung hat doch in den letzten 40 Jahren einige Fortſchritte gemacht und wird, wenn erſt die engliſche Sprache die allein herrſchende geworden iſt, noch mehr ſich entwickeln. Man ſollte es kaum glauben, wenn man die Berichte des Geiſtlichen Legh Richmond lieſt, wie es im Jahre 1820 unter dieſen damals halbwilden Leuten ausſah. Von Schule und Kirche wußten ſie nichts; Richmond ſtellte ſich in die Ruinen der alten Abtei und predigte hier, auf den Grabſteinen alter Könige und Inſelfürſten ſtehend, das Chriſtenthum. Ein Dolmetſcher mußte Wort für Wort ins Gaeliſche übertragen.*)

*) Richmond dichtete auch ein Kirchenlied für die Bewohner Jona's, deſſen erſten Vers ich hier engliſch nebſt der Ueberſetzung, als Probe der gaeliſchen Sprache, herſtelle.

Thou god of all grace, o omnipotent Lord,
Fill our hearts with the power of thy soul-saving word.

Der einzige Beſitzer der Inſel iſt der Herzog von Argyl, und die armen Leute der „großen Stadt“ ſind ſeine Pächter. Sie gehen hier und da auf den Fiſchfang aus, denn Jona's Boden ſelbſt bietet ihnen wenig. Von den 2000 engliſchen Ackern Landes, aus denen die Inſel beſteht, ſind etwa 600 kulturfähig und mit Hafer und Kartoffeln beſtellt. Der Reſt beſteht aus Hutweiden, kahlen Felſen und Sümpfen. Bäume wachſen auf der Inſel nicht, nur vor dem einen Pfarrhauſe ſtehen einige verkrüppelte Eichen. Alles, was noch an Holz in den Ruinen der alten Kathedrale vorhanden war, iſt von den Bewohnern längſt aus dieſen geſtohlen worden. Der Name Jona (gaeliſch I-shona) bedeutet „glückliche Inſel“; häufiger gebrauchen die Einwohner jedoch den Ausdruck I-columb-kill = Inſel mit Columba's Zelle.

Der heilige Columba war es nämlich, der im Jahre 563 mit 12 Genoſſen von Irland aus in einem Boote von Flechtwerk nach Jona überſetzte und der wilden Bevölkerung das Kreuz predigte. Bald waren es die Eingeborenen, bald ſkandinaviſche Seeräuber, welche die Mönche wieder verjagten, aber ſtets kehrten dieſe zurück und behaupteten ſich aufs neue. In die alten Zeiten Columba's reichen freilich die Ueberreſte der Gebäude, welche uns auf Jona überraſchen, nicht zurück; ſie ſind darum nicht minder ehrwürdig und eines Beſuches werth. Ihre Zerſtörung datirt aus der Zeit der Reformation, als die fanatiſchen Anhänger von Johann Knox Alles zerſtörten, was an den Papismus erinnerte. Manches koſtbare Denkmal des Alterthums ging dabei verloren.

Nördlich vom Dorfe liegen die Ruinen. Zunächſt fällt uns das Nonnenkloſter auf; es iſt im normanniſchen Rundbogenſtyl erbaut, reicht ſchwerlich weiter als in das 13. Jahrhundert zurück und bietet außer einigen Leichenſteinen aus dem 16. Jahrhundert nichts von beſonderem Intereſſe.

Dicht bei demſelben trifft man das erſte jener keltiſchen Kreuze, die durch ihre eigenthümliche Form, durch die Art der Skulpturen, welche ſie bedecken, und durch das Material, aus dem ſie gearbeitet ſind, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Einſt ſtanden auf Jona ſo viele dieſer Kreuze, wie das Jahr Tage zählt. Aber in der bilderſtürmenden Zeit der Reformation verordnete die Synode von Argyl, daß die meiſten in das Meer geſtürzt würden, und ſo ſind uns denn von allen 365 nur zwei vollſtändig erhalten geblieben. Ueberreſte einiger anderen liegen als Grabſteinplatten auf dem alten Kirchhof. Ueber das Alter dieſer Kreuze ſind die Archäologen verſchiedener Anſicht; jedenfalls iſt es ein ſehr hohes. Sie beſtehen aus einer einzigen Glimmerſchieferplatte, und es iſt jedenfalls ſtaunenswerth, wie dieſes ungefüge Material bearbeitet wurde. Sogenannte Runenknoten — ganz verſchieden von den ſkandinaviſchen Runen — überziehen die Fläche der Kreuze, um die ſich oben ein runder Kranz herumzieht. Mac Cleans Kreuz beim Nonnenkloſter enthält ein Bild der Kreuzigung, auf St. Martins Kreuz, dem zweiten wohlerhaltenen, das nahe bei der alten Kathedrale ſteht, ſieht man Schlangen angebracht, die ſich um Kugeln winden, heraldiſche Wappenlöwen und Maria mit dem Chriſtusknaben. Graue Flechten überziehen dieſe Denkmäler, und wenn dieſe ihnen auch ein ehrwürdiges Anſehen geben, ſo ſchaden ſie doch den Kreuzen ſelbſt, indem ſie

Have mercy, Jehovah, and be it thy will
To save the poor children of I-columb-Kill.

Gaeliſch:

A Dhé uile ghràsmhoir a Thì uile naartmhoir
Le d'phocal 's le d'sporad gabh seilbh air ar crìdh
Dean trocair Jehovah, is deònaich le d'fheartaibh
Lan shaorsadh o'm peacaibh do chleantich I.

Digitized by Google

an dem Gesteine nagen und die Skulpturen auf demselben bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Mit Betrübniß muß auch der Freund des Alterthums erfüllt werden, wenn er auf den berühmten Friedhof tritt, denn alle die kostbaren Grabsteine, die in so großer Anzahl hier einer neben dem andern platt auf dem Boden liegen, sind dem Untergange geweiht; neugierige Touristen treten auf ihnen herum, so daß die feineren Skulpturen bereits alle verwischt sind. Und nichts geschieht, um dieser Barbarei Einhalt zu thun. Regen und Schnee tragen auch das Ihrige dazu bei, diese Denkmäler zu zerstören, welche so ihrem Verfall entgegen gehen.

Reilig Orain, der Friedhof St. Orans, spielt in der alten schottischen Geschichte eine große Rolle. Denn eine alte gaelische Prophezeiung sagt von ihm, daß er noch über den Fluthen stehen werde, wenn Irland und die umliegenden Inseln längst vom Wasser verschlungen wären. So ließen sich denn die Großen Schottlands hier begraben, und allein vierzig schottische Könige von Fergus II. bis zu Duncan I. und seinem Mörder Macbeth liegen hier bestattet. Die alten „Herrn der Inseln", die Aebte von Jona, zwei irische und ein französischer König fanden ihre letzte Ruhestätte hier. Welcher der vielen Grabsteine sie deckt, man weiß es nicht; denn die älteren Platten sind alle ohne Inschrift und zeigen höchstens heraldische Zeichen, aus denen sich unsichere Schlüsse ziehen ließen. Es ist uns noch eine alte Beschreibung dieses Kirchhofs aus dem Jahre 1594 erhalten geblieben. Der Dechant Donald Monro beschreibt in seiner altschottischen Mundart Reilig Orain: „Quhilk is a very fair kirkzaird, and weill biggit about with staine and tyme. Within this sanctuary are eirdit (beerdigt) the maist pairt of the Lords of the Ites, with their tynags — — because this sanctuary wes wont to be the sepulture of the best men of all the iles, and als of our kings — — because it wes the maist honourable and ancient place that was in Scottand*)."

Die älteren Grabsteine sind wie die erwähnten Kreuze aus Glimmerschieferplatten gearbeitet. Die verschlungenen Verzierungen auf vielen sind höchst geschmackvoll; allerlei Wappenfiguren finden sich angebracht, so z. B. ein Schiff mit gerefften Segeln, genau so wie es heute noch im Wappen der berühmten altschottischen Familie Campbell vorkommt, oder kurze breite Schwerter, geharnischte Ritter, die manchmal in Lebensgröße, haut-relief ausgemeißelt, in starrer Ruhe daliegen. Jüngere Grabsteine zeigen Inschriften in sächsischen Charakteren, doch schon so verwischt und zerstört, daß ihre Entzifferung schwerlich noch gelingen dürfte.

St. Orans Kapelle, welche auf diesem Friedhof steht, ist wohl das älteste Gebäude der Insel. Sie ist in verschiedenen Stylen aufgeführt — ein Theil zeigt den alten normännischen Bogen. Das Dach ist verschwunden und der Regen tropft nun auf die alten Gräber herab, die auch innerhalb dieser Kapelle liegen. „Hic jacet corpus Angusii, filii Domini Angusii Mac Domnill de Ila" sagt uns eine Inschrift in alten Lettern; es ist das Grab des jungen Angus, der in Walter Scott's „Lord of the Isles" unter dem Namen Ronald verherrlicht ist.

*) Die besten geschichtlichen Nachrichten über Jona hat das Werkchen: Staffa and Jona described and illustrated. Glasgow.

Die Ruinen der Kathedrale Jona's, zu denen wir nun gelangten, traten uns in massigen, durchaus unschönen Formen entgegen. Plump erhebt sich der dicke viereckige Thurm, und wenig Verzierungen schmücken die meist glatten Mauern. Aber im Innern werden wir dagegen durch lustig geschwungene Bogen und die schönen Fenster entschädigt. Aber auch hier begegnen wir wieder den verschiedensten Stylen. Die Länge beträgt von Ost nach West 160 Fuß, das Transept ist 70 Fuß lang, und da, wo Hauptschiff und Transept sich schneiden, erhebt sich der 70 Fuß hohe Thurm, ganz in der Weise, wie dies bei vielen schottischen Bauten z. B. bei der Kathedrale von Glasgow, bei Pluscardine Abbey, bei Yorkminster der Fall ist. Seine einzigen Verzierungen sind zwei viereckige Fenster mit zierlichen Maßwerken. Hübsche Verhältnisse zeigt der Chor. Die Knäufe der runden Säulen, welche die spitzbogigen Wölbungen tragen, sind mit einer Fülle grotesker Figuren versehen, welche, wenn auch nicht von der Kunstfertigkeit, so doch von der lebhaften Phantasie der alten Steinmetzen beredtes Zeugniß ablegen. Leider sind auch diese Figuren zum Theil schon arg verstümmelt. Nicht wenig trägt hierzu die Reliquienjägerei der Engländer bei, die nichts unangetastet lassen und überall ihre Namen anschreiben oder einkratzen. Drei verschiedene Farrn aus dem Geschlecht Asplenium (A. ruta muraria, A. Trichomanes und A. adiantum nigrum) überziehen die alten grauen Mauern, in denen einst die Vigilien der Mönche abgehalten wurden, in denen aber jetzt der neugierige Tourist pietätlos umherzieht.

Jona wird von der Insel Mull nur durch einen schmalen Kanal getrennt, der durch die abgerundeten Granitklippen, die überall aus ihm hervortreten, sehr gefährlich wird. Der am weitesten nach Westen vorgeschobene Theil der Insel Mull, die Halbinsel Roß, besteht vorzugsweise aus rothen Granitkuppen, die vollständig vegetationslos sich eine lange Strecke an der Südküste hinziehen. Es ist ein trauriger Anblick, der nur durch die unzähligen weißen Möven, welche dem Schiff folgen, etwas belebt wird. Nach Süden zu kommen nun die hohen Berge der Inseln Jura, Islay und Colonsay in Sicht. Der Dampfer nimmt einen östlichen Kurs. Auf die kahlen Granitfelsen, die der Küste ein ungemein einförmiges Ansehen geben, folgen vulkanische Gesteine jüngern Ursprungs, und bei Carsaig unterscheidet man wieder die schönsten Basaltsäulen; sie bilden hier einen Bogen, durch den der Ocean hindurchrauscht. Aber auch diese Südküste Mulls erscheint uns beim Durchfahren fast überall todt und unbewohnt.

Es war bereits dunkel geworden, als der Dampfer sich wieder der vor dem Hafen von Oban liegenden Insel Kerera näherte. Herren und Damen hüllten sich in ihre Plaids ein, und nur die unglücklichen Reisenden, welche, um Komödie zu spielen, den schottischen Kilt angezogen hatten, schlotterten bedenklich mit den Knieen. Zwei alte Musikanten an Bord des Pioneer spielten altschottische Weisen; sie handhabten aber die Harfe und Pfeife entsetzlich, und ich war froh, als die Lichter im Hafen von Oban uns zu Gesichte kamen, ihnen zu entrinnen, wenn auch noch lange die Weise ihres Hauptliedes mir im Kopfe nachsummte:

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to mind?

Digitized by Google

Land und Leute am Friſchen Haff.

Von **Friedrich Dentler** in Tolkemit.

Lage und Schiffbarkeit des Haffs. — Die Ufer im Sommer und Winter. Die Kämpen. Die Ortſchaften am Haff. — Die ſamländiſche Küſte. — Die Mennoniten, Katholiken und Proteſtanten. — Erzeugniſſe des Meeres und Bodens. — Gewerbthätigkeit.

Zwiſchen Elbing, Königsberg und Pillau erſtreckt ſich das beinahe 15 Geviertmeilen einnehmende Friſche Haff parallel mit der Oſtſee hin. Es erſcheint uns als ein Binnengewäſſer, denn vom Meere trennt es die lange Zunge der Friſchen Nehrung (Globus VI, 333), und nur das 12 bis 14 Fuß tiefe Pillauer Tief verbindet es mit der offenen See. Die Nogat, Alte Weichſel, Elbing, Paſſarge und die Friſching ſind die hauptſächlichen in daſſelbe einfallenden Flüſſe.

Da, wo ſich meilenlange, nackte Sandbänke, ſogenannte Haken, unter dem Waſſer hinziehen, iſt das Haff nicht fahrbar. An andeeen Stellen jedoch, wo die Peilung 8 bis 12 Fuß Tiefe ergibt, können kleinere Fahrzeuge — Jachten, Lommen, Sicken, Steinzangerfahrzeuge, Keitel und Angelkähne — dies Waſſer befchiffen. Seeſchiffe finden jedoch hier keine genügende Tiefe, und ſelbſt die auf den elbinger Schiffswerften gezimmerten müſſen mit vielen Koſten und Schwierigkeiten über das Haff nach Pillau gebracht werden.

Meine Beſchreibung gilt aber nicht dem eintönigen Waſſer, das ſich an hellen, windſtillen Tagen wie ein Spiegel glättet, ſondern den romantiſchen Haffufern, in denen Berg und Thal, Wieſe und Wald wechſeln. Laubholz und Kiefernwald ziehen abwechſelnd an den Lehnhügeln ſich hin, und an den Ufern rauſchen die Binſen und Rohreinfaſſungen uns geheimnißvolle Sagen der alten Heidenzeit zu; aus ihnen ſteigt dicker, grauer Nebel auf und formt ſich zu Geſtalten, vor denen der abergläubige Fiſcher ſich bekreuzigt. An die Ueberreſte von Heidenhuegen, von Hühuengräbern, an Kloſter- und Schloßruinen knüpft ſich hier manche Erinnerung an die Vorzeit.

Der Sommer am Friſchen Haff iſt kurz, er dauert nur drei Monate: Juni, Juli und Auguſt; aber deſto ſchöner iſt er auch, deſto entzückender ſein Blüthenſchmuck. Im April und Mai, September und Oktober gibt es auch noch einzelne ſchöne Tage, aber ihnen folgen rauhe, kalte Nächte, die nur der Nordländer kennt und erträgt.

Der Winter verändert die Haffufer dergeſtalt, daß man kaum glaubt, es ſeien dieſelben, die man im Sommer vor ſich hatte. Ueber Berg und Thal breitet ſich das mehrere Fuß hohe Schneegewand, und das Waſſer iſt oft von einer ellendicken Eiskruſte überzogen. Dann klingt bei ſtarkem Froſte häufig ein donnerähnlicher Ton vom Eiſe zum Strand herüber, um im Bergecho oder im entlaubten Walde zu verhallen. Die Ausdünſtung des Waſſers hat ſich einen Weg durch die Decke gebildet, und meilenlange, weitklaffende Riſſe zeigen ſich im Eiſe. Sinkt die Eisdecke um einige Fuß, ſo ſchieben ſich an dieſen Riſſen hohe Eisberge zuſammen, welche über Nacht entſtehen und verſchwinden, je nachdem ſich das Waſſer hebt oder ſenkt. Der Winter am Haffſtrande ähnelt dem Winter im Hochgebirge. Oft iſt der Schneefall ſo heftig, daß er Berg und Thal verſchüttet, der heranbrauſende Nordwind 10 bis 12 Fuß hohe Schanzen aufweht und die ſchneebeſchwerten Aeſte des Kiefernwaldes unter der Wucht des Deuckes zerbrechen.

Wer die Haffufer überſehen will, beſteigt eins der von Elbing nach Königsberg fahrenden Dampfboote. Wir verlaſſen den elbinger Hafen — den Elbingfluß —. Zu unſerer Linken liegt eine fruchtbare Niederung, die ſich kaum aus den Fluthen zu erheben ſcheint, und deren Einfaſſung aus Binſen, Kalmus und Röhricht beſteht.

Die Nogat und die Alte Weichſel, welche in den weſtlichen Theil des Friſchen Haffs münden, bilden an ihren Ausflüſſen deltaartige Arme, Rinnen genannt, zwiſchen denen ſich kleine Inſeln oder Kämpen hinziehen. Dieſe wogenumrauſchten, grünen Eilande ſind ungemein fruchtbar. Oft werden ſie überſchwemmt und haben im Frühjahre gewaltige Eisgänge zu überſtehen, oft ragen nur noch die höher gebauten Wohn- und Wirthſchaftsgebäude aus den Fluthen heraus. Aber deſto üppiger entfaltet ſich auch im Sommer das mannshohe Getreide, und überall ſprießt ein grüner Raſenteppich hervor. Die Kämpen ziehen ſich von der Nogat bis zu dem Dorfe Bodenwinkel auf der Friſchen Nehrung hin.

Von der Nogat aus nach Oſten und Nordoſten erſtreckt ſich längs dem Haff eine Hügelreihe bis Brandenburg, zwei Meilen vor Königsberg. Bald tritt ſie vorgebirgartig an die Waſſerfläche hinan, bald zieht ſie ſich mehr zurück, um fruchtbare, oft meilenlange, jedoch nur ſchmale Niederungen aufzunehmen, die durch Alluvialanſchwemmungen entſtanden ſind. Auf dieſen letzteren liegen die Städte und Dorfſchaften des Haffs, umgeben von hübſchen Buchenwaldungen, ein freundlicher Anblick. Zuerſt Steinort, dann Succaſe, berühmt durch ſeinen Obſtbau, es folgt Panklau, und dicht dabei liegen die Ueberreſte einer alten „Heidenburg“, wahrſcheintich Lanſanien; ein Erdwall, der einen vereinzelten Hügel umzieht, iſt Alles, was von ihr übrig iſt. Eine halbe Stunde weiter erhebt ſich aus dunklem Buchenwalde das rothe Kirchdach und ſchlanke Thürmchen von Cadinen. Am Bergesabhange ſteht die Ruine eines Kloſters, das einſt von Bernhardinern bewohnt war und zu der am Feſte der heiligen Portiunenla von weit und breit die frommen Wallfahrer herbeiſtrömten. Unſer nächſter Zielpunkt iſt die Fiſcher- und Töpferſtadt Tolkemit, welche im 13. Jahrhundert erbaut wurde. An die ſeltſamen altpreußiſchen Namen dieſer Ortſchaften knüpfen ſich verſchiedene Sagen; ſo ſoll einſt der Heidenkönig Hoggo drei Töchter gehabt haben, denen er nach ſeinem Tode ſein Land vererbte. Mita gab der Wehrburg Tolko den Namen Tolkemita, Cadina erbaute die Burg gleichen Namens und Pogeſania, die dritte, wurde Prieſterin. Nach ihr hieß ſpäter das ganze Land Pogeſanien.

Unmittelbar hinter Tolkemit rückt die Hügelkette, deren höchſter Punkt Paleeshöhe heißt, dicht an das Haff und bildet bis eine halbe Meile vor Frauenburg vorgebirgartige Höhenzüge. Hier beginnt nun Alluvialland; bei Wyck ſtehen Kiefernwälder, und nicht weit davon am Ufer liegt ein großer, moosbewachſener Stein, der Heiligenſtein. Auch an ihn knüpfen ſich Sagen von Rieſen; nach der Meinung Vieler iſt es ein altheidniſcher Opferaltar, der zu Ehren Kurchos, des Gottes des Eſſens und Trinkens, aufgeſtellt war und dem Fiſche und die Erſtlinge des Frühjahrs geopfert wurden.

Frauenburg, der Sitz des Biſchofs von Ermeland, liegt an dem 80 Fuß hohen Domberg, einer Düne, von welcher die ſechsthürmige Kathedrale mit dem Grabe des großen Aſtronomen Copernicus uns entgegenblickt. Bei Paſſarge treten die Berge wieder hervor. Der Ort beſteht aus zwei verſchiedenen

Digitized by Google

Dörfern: dem katholischen Neu- und dem protestantischen Alt-Passarge, und hinter diesen zeigt sich das weiter landeinwärts liegende Städtchen Braunsberg.

An Büsterwalde vorüber gelangen wir nach Leysuhnen, hinter dem die Drechslerstadt Heiligenbeil hervorblickt. Es folgen die Güter und Fischerdörfer Banau, Reinschhoff, Tallendorf und zuletzt Balga, wo die Trümmer einer alten Kreuzherren-Ordensburg an ehemalige Pracht und Herrlichkeit vergangener Tage erinnern. Auf einem von Buchengestrüpp umkränzten Hügel, an den sich wieder Schilf und Rohr anschließen, erhebt sich das alte, verfallene Gemäuer. Früher stand hier die „Heidenburg" Honeda. Hermann Ball eroberte sie und erbaute auf ihren Trümmern Balga. Bei Kahtholz bildet die Küste einen halbinselartigen Vorsprung. An Patersort vorüber kommen wir zu der Stadt Brandenburg, die dicht am Haff liegt. Sie ward 1267 von Kreuzfahrern erbaut und den Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg zu Ehren benannt. Hier hören die Hügel gänzlich auf, denn eine einförmige Niederung beginnt, welche sich wie ein blühender Garten mit grasreichen Wiesen und üppigen Saatfeldern vor uns ausdehnt. So geht es bei Schalauhnen, Wongitt, Heide vorbei nach Königsberg, der Stadt am Pregelstrande.

Zwischen dem Kurischen und dem Frischen Haff und der Ostsee liegt ein Stück Land von beinahe viereckiger Gestalt, das alte Samland, dessen Uferumfassung nach der Haffseite zu noch in unsere Skizze gehört. Der Strand gewährt wenig Abwechslung; doch besitzt er auch seine Eigenthümlichkeiten und Schönheiten. Hinter den Strandorten Rantzwinkel, Heidekrug, Zimmerbude und Peise dehnt sich die Koperniſche Haide aus, wo einst Martin Golins Burg, Konoweidit, stand. Den Ort, wo vier seiner wackeren Gefährten von Heiden überfallen und erschlagen wurden, bezeichnet eine Holzsäule, die der Landmeister Meinhart von Querfurt setzen ließ. Interessant wird die wilde Haide noch durch die vielen „Hühnengräber" oder „Kopurnen", die in ihr gefunden werden.

Bei der Stadt Fischhausen, die in der samländischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt, erhöht sich die Uferlandschaft wieder. Bei hellem Wetter sieht man vom Haff das bei Tenkitten befindliche Kreuz, welches an den heiligen Adalbert von Böhmen erinnert, der als Glaubensverkündiger im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Wir kommen zu dem Schlußstücke des Hoffufers; hinter dem Fischerdorfe Alt-Pillau stand vor nicht viel länger als 200 Jahren nur ein Blockhaus, um die Seetonnen aufzubewahren. Jetzt erhebt sich dort die Festung Pillau, zu der Gustav Adolf den Grund legte, und bei der ein heller Leuchtthurm den sichern Hafen verkündet. Unsere Strandreise um die Hoffufer ist hier beendet.

Die Anwohner des Haffs sind ein gut preußisch-deutscher Menschenschlag, mit nur geringer slavischer Beimischung. Weithin an den Ostmarken des Vaterlandes lebend, haben sie aber ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit demselben.

Leider theilt das religiöse Bekenntniß die Haffleute in drei sich sehr von einander scheidende Gruppen. Doch sind die religiösen Unterschiede nur bei der Landbevölkerung, nicht bei der mehr duldsamen und civilisirten Stadtbevölkerung zu erkennen. Die drei großen Religionsgemeinschaften sind die der Mennoniten, Katholiken und Protestanten.

Der Mennanit hat seinen Wohnsitz auf den Kämpen des Haffs und weiter landeinwärts aufgeschlagen. Er ist ernst, verschlossen und gibt sich offen und rückhaltlos nur gegenüber seinen Glaubensgenossen. Seit seiner Einwanderung in Preußen hat er sich sehr verändert; anfangs arm, gelangte er durch Fleiß zur Wohlhabenheit. In seinem Hause herrscht Ordnung und Sauberkeit. Still und geräuschlos, ohne zu fluchen, ohne heftige Worte auszustoßen, vollbringt er sein Tagewerk. Freude und Schmerz ändern wenig in dem Alltagsgange und Einerlei seines Familienlebens.

Die strengen Mennoniten, deren es jetzt nicht mehr so viele gibt wie früher, feiern ihre Familienfeste ohne Tanz, ohne Musik und bringen sich bei den Nachbaren in den Ruf des Geizes.

Der Mennonit, als Inhaber eines Privilegiums, für welches er eine kleine Steuer entrichtet, nimmt in Preußen eine bevorzugte Stellung ein, die keinem Stand, selbst nicht dem hoch bevorzugten Adel, zukommt. Seine Söhne, wohlgebildete, kräftige Menschen, sind nämlich militärfrei. Während der katholische und protestantische Nachbar seine Söhne zum Kriegsheer stellen muß, bewirthschaftet der Mennonit mit den daheim bleibenden Söhnen seine nicht unbedeutenden Güter und gewinnt augenscheinlich dadurch an Wohlhabenheit. Eine Entschuldigung für dieses nirgends sonst existirende Vorrecht findet er in seinen religiösen Gesetzen. Warum gebraucht er aber das Feuergewehr auf der Jagd, — er — der Mann des Friedens, der keine Waffen tragen soll? — Gewiß wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, in der auch die Mennoniten, gleich den anderen Staatsbürgern Preußens, an der Landesvertheidigung mit Theil nehmen müssen.

Der Katholik bewohnt den Landstrich von Tolkemit bis zum Fluß Passarge, also das Ermeland. Man erkennt sofort die katholische Gegend an den Kreuzen und Heiligenbildern, welche an den Landstraßen stehen.

Dem Ermeländer ist die Kirche die Hauptsache und der Priester eine Person, der er unbedingtes Vertrauen schenkt; deshalb sieht es der wohlhabende Bauer auch gern, wenn wenigstens einer seiner Söhne Theologie studirt, damit er ein „Herr" werde. Für Klöster, Kirchen und kirchliche Zwecke hat der katholische Bauer auch mehr übrig, als für Vergnügungen, denen er im Ganzen nicht viel nachgeht. Der Volkscharakter ist ein durchweg guter.

Der Ermeländer verheirathet seine Kinder nicht mit Andersgläubigen, deshalb bleibt dieser Strich in sich abgeschlossen, und man kann gerade nicht sagen, daß Ermeland sich dadurch im Nachtheil befände. Denn die Güter bleiben beisammen, und die Landwirthschaft hebt sich.

Aber nicht allein die Kreuze und Heiligenbilder kennzeichnen das Ermeland. Es ist noch etwas Anderes, was in die Augen fällt, nämlich die kleidsame Tracht der Frauen. Das Haupt ist bedeckt mit einer kostbaren, goldgestickten Kappe, welche ein noch hinten gelegter, gekrauster, weißer „Nestrich" wie ein Heiligenschein umgibt. Seidene, möglichst helle Bänder krausen sich als Bindeband über die Backen, flattern dann aber lang über die Brust. Eben so hängen vom Mützenboden ausgehende, lange Bänder von derselben Farbe über die Schultern. Eine Jacke von hellem Zeug oder Tuch umkleidet die Brust, während ein helles Kleid oder ein rother, reich über die vollen Hüften gefalteter Friesrock den übrigen Körper verhüllt.

Die ermeländischen Frauen sind schlank und wohlgebildet, besitzen aber eine Neigung zur Korpulenz. Ihr Betragen ist äußerst zurückhaltend und sittig, so daß ein Fremder sich wundern muß, wie die einfache Bäuerin zu diesem Anstand und den feinen Manieren gelangt ist.

Die Protestanten, bei weitem der überwiegende Theil der Bevölkerung, huldigen durchschnittlich dem fortschreitenden Zeitgeiste; und schon theilweise aus diesem Grunde hat sich nur noch in einzelnen Gegenden am Haff, namentlich auf der eldinger Höhe — zwischen Elbing und Cadinen — die bäuerliche Kleidung erhalten. Diese Bauern tragen eine blaue, mit goldblanken, glatten Knöpfen besetzte Jacke und eine Weste derselben Art. Die blauen Beinkleider stecken in riesigen, bis an die Kniee gehenden

„Schmierſtiefeln“. Der Hemdkragen enthält ein blau eingewirktes Blumenmuſter.

Die Bauernfrau, gewöhnlich klein und nicht hübſch, liebt die dunklen Farben. Ein ſchwarzſeidenes Kopftuch, deſſen lange, zuſammengebundene Zipfel wie Hörner an den Scheitelbeinen emporſtehen, iſt über eine darunter geſetzte weiße Kappe gewunden und ſteht nicht gut zum Geſicht. Die ſchwarze Tuchjacke mit geldblanken Knöpfen iſt mit nach oben ſtark gepufften, unten engen Aermeln verſehen und der grüne, blaue oder rothe Friesrock, der kaum bis an die Knöchel reicht, mit buntem Band beſetzt. Eine faſt den ganzen Rock bedeckende blaue Schürze mit Randverzierung und beſchnallte Schuhe vollenden die Tracht.

Der niederunger Bauer iſt äußerlich ein Kavalier, er lebt im Wohlſtande und Luxus, faſt verſchwenderiſch. Seine Feſtlichkeiten, Hochzeiten, Schmauſereien ꝛc. dauern Tage lang. Seine Gebäude ſind prächtig aufgeführt, er ſelbſt aber bleibt der Plattdeutſch ſprechende Einfaſſe.

Der Weidenbaum kann von dem landwirthſchaftlichen Bild der Niederung nicht getrennt gedacht werden. Er liefert das Material zu den Acker- und Gartenzäunen, zu Hausgeräthen und Kübeln, Sensen- und Sichelſtielen. Das in den Rinnen aufſchießende Rohr braucht der Niederunger zur Bedachung ſeiner Häuſer, die Stoppeln zum Brennmaterial. Hauptſächlich betreibt der Bauer dieſer fruchtreichen Diſtrikte Viehzucht, Käſe- und Butterbereitung. Seine Produkte gehen weit und breit über die ganze Provinz.

Der Bauer der Höhe ſticht gegen den Niederunger weſentlich ab. Er iſt geizig, nicht ſo reinlich, weniger geputzt und hält feſter an den alten Sitten und Gebräuchen, von denen er ſich ungern trennt. Holz beſitzt er im Ueberfluß, deshalb ſind ſeine Ackerumfriedigungen von maſſivem Holz erbaut; ſelbſt auf die Gebäude legt er zur Befeſtigung des Strohdaches ſpitzwinkelige Aßſtücke. Auf der elbinger Höhe verſchachert er ſeine Töchter förmlich an den Meiſtbietenden — ein Unfug, der im Ermeland auch noch vorkommt. Der Bräutigam ſieht gar nicht auf Schönheit und Tugenden der Braut, ſondern auf Reichthum, auf Vieh- und Pferdeſtand und nimmt die Braut als Zugabe mit in den Kauf. Wittwen beſorgen ſich ſogar ſelbſt ihren zweiten Mann und freien dieſen oder jenen durch einen Werber an. Doch ſind dieſe Ehen auf ihre Weiſe glücklich — der Mann bekümmert ſich auch wenig um ſeine Frau, und doch kommt Ehebruch faſt nie vor.

Die Hauptbeſchäftigung der Bauern auf der elbinger Höhe und im Ermelande beſteht neben dem Ackerbau im Spinnen und der Leinwandbereitung. Die ganze Bauernfamilie benutzt den langen Winter zum Spinnen und den Frühſommer zum Weben. Der Mann beſorgt den Acker, während die Frau und die Töchter am Webſtuhl ſitzen. Die Leinwand iſt leicht in den Städten abzuſetzen, namentlich auf dem danziger Dominikmarkte, wohin von weit und breit mit der Leinwand gewandert wird.

Der Schiffer, welcher auf Jachten und Lommen Frachtſtücke am Haffſtrande von einer Stadt zur andern befördert, ſich auch wohl in das Kuriſche Haff und in die Ströme begibt, macht ganz den Eindruck eines Seemannes. Sein Betragen iſt naturwüchſig; er liebt Uebertreibung in ſeinen Erzählungen und die Ruhe auf ſeinem Fahrzeuge. Windſtille, glattes Waſſer kann er nicht leiden, dann muß er ans Ruder; deshalb fürchtet er keine Bö, keinen Sturm, „wenns ihm auch tüchtig aufſpielt“, wie er ſelber ſagt. Obgleich er viel in größere Städte kommt, ſchleift er ſich doch nicht ab, die Manieren bleiben die alten; er trinkt ſeinen Branntwein fort und kaut Tabak.

Der Fiſcher iſt ein ernſter, ruhiger, beſcheidener Mann. Unter dieſen Leuten gibt es eiſenfeſte Naturen, die ſich aus Sturm und Arbeit nichts machen und zur Herbſt- und Frühjahrszeit hinaus ins Haff ſegeln, um die Netze auszuwerfen. Und alljährlich kann man die Klage hören, daß wieder einer der Braven in den kalten Fluthen ſein Grab gefunden.

Viele Ortſchaften beſitzen noch alle Fiſchereigerechtigkeit, andere dagegen haben dieſelbe verloren. Das Privilegium der Keitelfiſcherei iſt das merkwürdigſte, welches man am Haffe findet. Vom Monat Juni bis Ausgang Oktobers hat der Alt-Paſſarger das verbriefte Recht, ſich mit einem Keitel (deren 30 vorhanden ſind) auf das Haff zu begeben. Am Sonntag Abend fährt er aus und kehrt erſt am folgenden Sonnabend heim, ſo daß er volle acht Tage auf dem Waſſer bleibt. Der Keitel iſt ein einmaſtiges Schiff, welches ein Treibnetz nach ſich zieht, mit dem man Tag und Nacht fiſcht. Der Keitler wird deshalb von ſeinen kleineren Concurrenten gehaßt. Er ſegelt an ihren winzigen Fahrzeugen ſtolz vorüber, reißt auch wohl deren Netze und Leinen mit ſich fort, kurzum, er verurſacht den mit kleinem Gezeug Fiſchenden und dem Staker, der die Fiſche mit einer Stange „aufſtakt“, vielen Schaden.

Zur Fiſcherei hat jeder am Haff Wohnende ein Recht, wenn er die Steuer dafür beim Oberfiſchmeiſter in Frauenburg entrichtet. Man unterſcheidet die kleine und große Garnfiſcherei, die ſelbſtverſtändlich in kleineren (Sicken) oder größeren Fahrzeugen (Angelkähnen) und Netzen betrieben werden. Der Oberfiſchmeiſter führt die Aufſicht über die Haffiſcher. Ihm ſind die Fiſchmeiſter und Fiſcherſchulzen untergeordnet. Alle haben darauf zu ſehen, daß nicht zu kleinmaſchige Netze in Anwendung gebracht und die jungen Fiſchbrüten vertilgt werden.

Nicht allein im Sommer, ſondern auch im Winter macht ſich der Fiſcher hinaus aufs Haff. Er ſchlägt in das Eis Löcher, welche etwa 15 Fuß von einander ſtehen und in gerader Linie hinter einander verlaufen. Von Loch zu Loch ſchiebt er ſein Netz unter dem Eiſe fort und zieht es, nachdem er einige hundert Schritt unter dem Eiſe damit fortgegangen, empor. Oft iſt der Zug bedeutend. Bau weit und breit, ſelbſt aus Polen, kommen zur Winterszeit Kaufleute herbei, um die Fiſche aufzukaufen und zu verſenden.

Als Vermittler des Handels auf dem Haff ziehen von Stadt zu Stadt auf ihren „Sicken“ genannten Fahrzeugen Handelsleute, welche als ein Mittelding zwiſchen Fiſcher und Schiffer angeſehen werden. Ihr Hauptartikel ſind lebende Fiſche, die ſie in einem durchlöcherten Kaſten mit ſich führen. Aber ſie kaufen auch die verſchiedenen Erzeugniſſe der Gegend auf und ſorgen für deren Abſatz.

Im Juli reifen in den Wäldern die Heidelbeeren (Blaubeeren genannt). Alt und Jung, ja ganze Familien wandern hinaus, um die Beeren in Kübeln und Törfen zu ſammeln. Abends kehren ſie zum Strande zurück und verkaufen ſie jenen Handelsleuten, welche damit in großen Städten bedeutende Geſchäfte treiben.

Die Haffufer nach der elbinger Höhe zu bilden, außer der graudenzer Niederung, die Obſtkammer Weſtpreußens. Dieſes Obſt macht der Handelsmann ebenfalls zum Gegenſtande ſeines Kaufes. Kirſchen, Birnen, Aepfel, Pflaumen erhandelt er und ſegelt damit in große Städte.

Ein Hauptgeſchäft bildet der Brennholz-, Faſchinen- und Beſenhandel nach der Niederung und der Butter-, Käſe- und Gemüſehandel nach der Höhe. Der Handel mit Schweinsborſten für die Bürſtenbinder, mit Eichenrinde für die Gerber, ſelbſt der mit Kartoffeln iſt gleichfalls zu erwähnen. Der Aufkäufer bildet den Vermittler zwiſchen Stadt und Land, Höhe und Niederung und macht dabei ſeine guten Geſchäfte.

Im Herbſt, September, Oktober, beginnt in der Strecke zwiſchen Elbing und Frauenburg der Droſſelfang, durch den ſich viele Familien dieſer Ortſchaften eine Art Exiſtenz verſchaffen. Jeder Bürger Tolkemits, jeder Strandbewohner dieſes Landſtrichs legt im Walde ſeine Dehnen und fängt mit den Ebereſchen- (Quitſchen-) Beeren, welche er darin befeſtigt, täglich 6 bis 20 Paar Droſſeln. Wenn die „Quitſchen“, welche hier aller Orts

Digitized by Google

an den Landstraßen stehen und den Drosselfängern verkauft werden, gut gerathen, dann gibt es, nach der Ansicht der „Dohnenleger", viele Drosseln. Nach der Drosselzeit finden sich Krammetsvögel und zuletzt die Seidenschwänze ein. Ganze Schiffsladungen und Fuhrwerke, welche von den Handelsleuten ausgerüstet werden, gehen, gefüllt mit Vögeln, aus dieser Gegend nach großen Städten, selbst nach Berlin.

Der Steinhandel gibt ebenfalls tausenden von Menschen das Brot. Theils werden die Steine aus den Bergen, namentlich zur Winterszeit, gegraben, theils aus dem Hasse (dem Frischen und Kurischen) und an der samländer Ostseeküste „herausgezaugt". Ein eigenes Gewerbe hat sich gebildet, das nur der Küstenbewohner dieses Landstrichs kennt, das Gewerbe der Steinzanger.

Es sind riesige Leute, welche sich dazu hergeben, denn schwächliche würden zu Grunde gehen. Die Steinschiffer fahren in großen eigens dazu erbauten Lommen an den Ort ihrer Bestimmung, um dort vermittelst großer eiserner Zangen, welche sie vom Maste tief ins Wasser senken, den Stein zu fassen. Wenn derselbe fest im Zangenmaul liegt, dann wird er emporgehißt und in den Schiffsraum gesenkt; ist er zu groß, so spannen wohl mehrere Lommen zusammen, um ihn gemeinschaftlich zu bewältigen. Will aber auch dies nicht gelingen, dann muß der Stein unter dem Wasser durch eigens dazu angefertigte Zündröhren gesprengt werden. Oft liegt der Stein während des Aufhissens fest in der Zange, oder — da reißt die Kette, oder die Zange selbst zerbricht — der Stein fällt in den Schiffsraum und zerschlägt die Wandungen der Lomme. Natürlich ist dann das Fahrzeug, manchmal auch die Bemannung desselben verloren.

Die verschiedenen Gewerbe wirken natürlich auf die körperliche Beschaffenheit der damit Beschäftigten wesentlich ein.

Der Ziegelbrenner, der Dachpfannenmacher, der Kalkbrenner und Töpfer (Hafner) können nicht so kräftig sein, wie der Wasserfahrer.

Die schlechteste Stellung nimmt der Töpfer ein. Er erreicht auch selten ein hohes Alter. Die Stadt Tokkemit ist der Hauptsitz der Töpferei, die hier von mehr als 60 Familien betrieben wird. Im Winter holt sich der Töpfer das Material aus den Bergen. In Ziegelform haut er den Thon aus und schafft ihn in seine Werkstatt oder in seine Vorrathsgrube. Vor der Benutzung wird derselbe von Steinen befreit und mit den Füßen geknetet. Nun erst ist er — als Schluß — für die Drehscheibe verwendbar. Schüsseln oder Töpfe kommen als Rohgeschirr zum Trocknen in die Sonne. Der Töpfer bereitet sich selbst das Bleioxyd in eigens dazu konstruirten Kaminen. Er erhitzt das Blei so lange, bis es sich zu Staub verwandelt (Bleiäschern) und mischt es mit Eisenschlag und Soud zu Glasurpulver, womit er das Rohgeschirr bestreut (gläst). Zuletzt geht Alles in den Brennofen, und endlich ist die Waare fertig. Das Geschirr wird weit und breit in die Provinz und darüber hinaus gebracht, die großen Milchschüsseln gehen in die Niederung, die Töpfe in große Städte. Natürlich leidet des Töpfers Gesundheit am meisten, er zieht sich fast täglich der Bleivergiftung aus. Bleikoliken und Bleilähmungen sind bei ihm häufig anzutreffen. —

Der Böttcher (Anfertiger großer Fässer und Wannen ꝛc.) und der Bechler (Anfertiger kleinern Zeuges, Eimer ꝛc.) ist kerniger und gesünder, aber arm und mittellos, wie die Töpfer. Auch sein Fabrikat findet weit und breit Absatz.

Der otte Keenstamm der Leute am Hasf ist blauäugig, dkondhaarig; die derbe, große Schwielenhand, das treue Auge verkünden, daß hier an der äußersten Gemarkung unsers Vaterlandes das deutsche Herz so schlägt, wie im Süden, Westen und Osten, und daß der einzige große Gedanke der Zusammengehörigkeit Deutschlands tief in unserer Ueberzeugung wurzelt.

Moskau's öffentliche Gebäude.

(Mit einer Ansicht des Kreml in Moskau.)

Von **B. Lohse.**

Unglücksgeschichte der Stadt. — Die Straßen. — Gouvernementsgebäude. — Promenaden und Vorstädte. — Der Kreml. — Kitai Gorod. — Die Paläste und die Rüstkammer. — Die Kirchen.

„Nach Moskau müssen Sie gehen, um Rußland kennen zu lernen", sagte Kaiser Nikolaus zum Marquis von Custine, als derselbe sich in Petersburg vom Czaren verabschiedete. „Hier sehen Sie nur London, Paris, Berlin, Wien im modernisirten Zuschnitte; in Moskau sehen Sie die ganze russische Geschichte, Sie sehen den Mittelpunkt des Reiches; Sie sehen, was es gewesen ist und was aus ihm noch werden kann."

Und gewiß, wer Rußland nach seinem Wesen und die Volksthümlichkeit der Moskowiten studiren will, kann nur in Moskau eine klare Anschauung davon bekommen.

Die entsetzlichen Schicksalsschläge, welche die otte Czarenstadt seit ihrer Gründung getroffen, stehen unerreicht in der Geschichte anderer europäischer Städte von gleicher Bedeutung. Im 14. Jahrhundert wurde Moskau unter der Regierung Basil II. von Tamerlan, dem gewaltigen Mongolenführer, von Grund aus zerstört; kaum wieder erstanden, erlag es aufs Neue den über Rußland hereinfallenden Tatarenhorden, welche es erst nach einem achttägigen Brennen und Morden, vollständig verwüstet, verließen. Ungefähr 70 Jahre später wurde Moskau durch einen Brand heimgesucht, welcher beinahe die ganze Stadt in Asche legte, und bei dem über 2000 Menschen in den Flammen umkamen. Von den russischen Erbfeinden, den beutelustigen Tataren, wurden dann 1571 wiederum die Vorstädte Moskau's erobert, geplündert und verbrannt, wobei ein wüthender Orkan auch in der Stadt große Brände veranlaßte. Bei diesem furchtbaren Unglücke, das die „heilige Stadt" getroffen, sollen 100,000 Menschen durch die Tataren und die Flammen hingeopfert worden sein. Im Jahr 1611 wurde ein großer Theil der Stadt durch die erobernden Polen zerstört, und als im Jahre 1812 die Bevölkerung von Moskau sah, daß die russischen Truppen sich vergebens anstrengten, die gegen sie heranziehenden Schaaren Napoleons zu bekämpfen, übergab sie ihre otte heilige Stadt dem Alles verzehrenden Elemente. Eines der größten Opfer, welches jemals der Vaterlandsliebe geweiht wurde. Moskau, das Ideal einer Stadt für jeden Russen, die Schatzkammer der heiligsten Reliquien und Reichthümer der russischen Kirche, welche selbst die Barbaren aus Ehrfurcht nicht anzutasten wagten, wurde opferwillig in Brand gesteckt als das einzige Mittel, um Napoleons Sturz herbeizuführen.

Seit jenem verhängnißvollen Jahre ist die Entwicklung der

Stadt in keiner Weise wieder gestört worden; neue Häuser sind an der Stelle der verbrannten wieder entstanden, und nur die Führer zeigen dem staunenden Fremdling noch wie weit einst die Grenzen des ungeheuern Brandes gingen. Alle Spuren von dem Aufenthalt des französischen Heeres sind vollständig getilgt worden, und nur das Fehlen einiger im Brande untergegangenen Merkwürdigkeiten zeugt von dem Vorhandensein der großartigen Katastrophe.

Die Großartigkeit der Paläste auf dem Kreml, die Pracht und der Reichthum, welchen die 375 Kirchen und 21 Klöster zur Schau tragen, die Vollständigkeit der Museen und Bibliotheken, die allerdings 1812 theilweise fortgeschafft waren, die eleganten Privathäuser auf den neu angelegten Boulevards lassen das entsetzliche Unglück, welches die Stadt vor erst 52 Jahren getroffen und ihr mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser gekostet hat, nicht mehr ahnen.

Moskau ist eine sehr unregelmäßig gebaute Stadt. Keine Straße ist gerade, die wenigsten sind gepflastert, keine ist mit Beleuchtungsapparaten versehen, doch soll diesem Uebelstande jetzt abgeholfen werden. Die Häuser, große und kleine, öffentliche Gebäude, Kirchen und Klöster, Hospitäler, Schulen und Kasernen stehen in bunter Reihe neben einander. In den bergauf und bergab ziehenden krummen und winkligen Straßen eröffnen sich oft hübsche Aussichten auf das große Häusermeer mit seinen bunt gemalten Dächern, seinen eingestreuten Gärten und den goldenen und silbernen Kuppeln seiner Dome und Kirchen.

Im Jahre 1813 kam es hauptsächlich darauf an, Moskau so rasch als möglich wieder aufzubauen; es wurden deshalb die Häuser, ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit der Straßen, beinahe alle an derselben Stelle, auf welcher sie niedergebrannt waren, wieder aufgebaut. Das Ganze hat wenig durch die Zerstörung des Alten gewonnen, doch sind die neueren Häuser den modernen Anforderungen mehr entsprechend. Es wurden auch mehrere öffentliche Gärten und Promenaden angelegt; daher verbindet Moskau mit dem Reize einer neuen Stadt die angenehme und malerische Unregelmäßigkeit einer ganz alten. In einer Straße sieht man neben einem großen Palaste, welcher in ächt russischer Weise mit korinthischen Säulen überladen, mit großen Auffahrten und reich verzierten Balkonen versehen ist, ein einfaches, geweißtes, einstöckiges hölzernes Haus von orientalischer Bauart mit plattem Dache, das als bescheidene Wohnung einem Kaufmann oder Handwerker dient. Nahe dabei eine kleine Kirche mit einer grünen, silberbesternten Kuppel, dann kommt eine Reihe kleiner Häuser, welche den Tatarenwohnungen im Süden ähnlich sind, und diesen folgen wiederum kolossale Etablissements, sogenannte Gouvernementsgebäude, wie sie wohl in ähnlicher Größe und Anzahl nirgends, außer in Rußland, angetroffen werden.

In Moskau befinden sich ein Arsenal für 100,000 Mann, 22 große Kasernen, 47 vorzüglich eingerichtete Hospitäler und 82 Armenhäuser; ein Findelhaus, das größte in Europa, in dessen hellen, großen und gesunden Räumen ungefähr 6000 von ihren Eltern ausgesetzte Kinder geistige und leibliche Nahrung erhalten. Während des Krimkrieges wurden die Kinder zu Landleuten in Verpflegung gegeben, und das Haus wurde verwundeten Kriegern zur Verfügung gestellt. Man sagt, daß zu einer Zeit 4557 Verwundete und im Ganzen über 40,000 Mann in demselben aufgenommen und verpflegt worden sind.

Auf einem Spaziergange glaubt man sich oft bei dem Gewinde kleiner Straßen in eine sehr unbedeutende Stadt versetzt, bis plötzlich eine Biegung auf einen großen freien Platz führt, welcher mit prächtigen Kirchen und großen Wohnhäusern eingerahmt ist; — oder es eröffnet sich die Einsicht in einen mit Geschmack angelegten Park. Die innere Stadt ist durch eine 30 Fuß hohe, aus weißen Kalksteinen aufgeführte Mauer, die einen Umfang von 30 Werften (etwa 4 deutsche Meilen) hat, durch freie Plätze und neue sehr zierlich bepflanzte Promenaden von den 30 Vorstädten oder Sloboden getrennt. Während im Norden an der Moskwa die Straßen in regelmäßiger dichter Folge beinahe bis an die Grenzen des weiten Stadtgebietes gehen, ziehen sie sich im Süden und Westen nicht viel über die Boulevards hinaus; doch bieten sie hier oft herrliche Aussichten auf die an dieser Seite in großer Menge gebauten Klöster, Kirchen und Villen. Es gehören alle diese, selbst in größerer Entfernung vereinzelt liegenden Gebäude zum Stadtgebiete, welches dadurch eine ungeheure Ausdehnung erhalten hat; daher kommt es denn auch, daß die Bevölkerung Moskau's von beinahe einer halben Million*) eine anscheinend ziemlich spärliche Einwohnerzahl für eine so sehr ausgedehnte Stadt zu sein scheint.

Großartig erhebt sich als Mittelpunkt Moskau's der Kreml, welcher mit seinen Plätzen ein Dreieck von einer halben Meile Umfang bildet. Die ersten Ansiedler hatten sich auf den Kremlhügeln niedergelassen, und von diesem Mittelpunkte aus hat sich die große Stadt entwickelt. Der östlichen Seite des Kremls schließt sich Kitai Gorod an, die Chinesenstadt; sie ist nächst dem Kreml wohl der älteste Theil Moskau's.

Dieser Stadttheil ist der Hauptsitz des Handels mit der Börse, der Münze und dem Gostinoi Dwor, einem Bazar mit 6000 verschiedenen Läden, in welchen Asien und Europa ihre Produkte feil bieten. Die meisten asiatischen Völkerschaften haben hier ihre Waaren mit ihren Vertretern in oft sehr originellen Nationaltrachten ausgestellt.

Beide Stadttheile, der Kreml und Kitai Gorod, werden eingefaßt durch Beloi Gorod (die weiße Stadt) mit ihren herrlichen Palästen und öffentlichen Anstalten. Eine der angenehmsten Spazierfahrten, auf welcher man einen großen und zugleich den schönsten Theil der Czarenstadt sieht, sind die Umfreisungen der verschiedenen Stadttheile vom Kanal aus durch Kitai Gorod, Semlanoi Gorod durch die Gartenstraße, über die Boulevards nach dem Kreml zurück.

Ehe wir denselben selbst betreten, wollen wir uns der herrlichen Ansicht auf seine großartigen Paläste und Kirchen, welche uns von der Moskwa Rekoi-Brücke geboten wird, erfreuen. Vom Flusse aus erhebt sich der Hügel, auf welchem der Kreml steht, in pittoresken Formen, mit dichtem Moos und Buschwerk durchwachsen. Ueber Alles ragt der große, 291 Fuß hohe, dünne, achteckige Glockenthurm Iwan Weliki; wie man sagt, nach seinem Baumeister, einem Lübecker, Johann Wilkens, genannt. Auf seiner zwiebelförmigen Kuppel ragt ein hohes, vergoldetes Kreuz, das einst die Franzosen weggeschleppt hatten. Von dem Thurme hat man eine der schönsten Aussichten auf Moskau, welches man rings um den Kreml weit und breit vor sich hingelagert sieht. Ueberall, wohin man blickt, die lebhaftesten Farben, die kolossalen Gebäude in der mit weitläuftigen Gehöften und Gärten durchwebten Stadt. Der Kreml ist mit einer 40 Fuß hohen, unten 26 Fuß dicken Mauer umgeben, welche überall steil abfällt und durch reizende Anlagen begrenzt wird, welches man in sehr gefälligem Geschmack auf den ausgefüllten Festungsgräben angelegt hat.

Der Kreml repräsentirt in seinen Palästen, Klöstern, Kirchen und Museen die ganze russische Geschichte. In seinem Innern ist kein Punkt, der nicht glorreiche Erinnerungen in der Brust eines ächten Russen wach riefe. Er ist auch heute noch, trotz der Uebersiedlung der Czaren und der Regierung nach Petersburg, der Centralpunkt, in dem sich alle nationalen Erinnerungen, Wünsche und Hoffnungen von Rußland vereinen. Darum steht auch diese feste mit Zinnen und Schießscharten versehene Mauer vor ihm, als Schutz der größten Heiligthümer und historischen Reliquien der Nation.

Wenn auch mit der Verlegung der kaiserlichen Hofhaltung

*) Nach dem russischen Kalender für 1864 hat Moskau nur 377,858 Einwohner. A.

Digitized by Google

der Glanz und die Herrlichkeit der alten Czarenstadt bedeutend verblich, so wird doch jetzt noch immer Moskau von allen Russen (die Petersburger ausgenommen) als die Hauptstadt des großen Czarenreiches betrachtet. Der Kaiser selbst läßt seinen Palast stets zur augenblicklichen Benutzung bereit halten; in seinen Zimmern läßt nichts auf seine Abwesenheit schließen, sie sind mit allen Bequemlichkeiten, die zum Leben gehören, vollständig versehen. Das geht so weit, daß in den Toiletten sich immer frisches Wasser befinden muß und die Wohnzimmer im Winter stets geheizt sind.

Der Kreml enthält die Reste des alten Czarenpalastes, der von den Franzosen bei ihrem Abzuge theilweise zerstört wurde; der erhaltene Theil ist stylgerecht restaurirt. „Das große Schloß" ward erst vor wenigen Jahren vollendet, und durch seine Ausdehnung und vor Allem durch seine herrliche Lage ist es wohl eine der großartigsten Residenzen in Europa. Mit diesem hängt der neue Alexanderpalast innig zusammen. In der Granowitaja Palata, nach seiner Bauart der sagenliete (an der Außenseite mit Raulen versehene) Palast genannt, ist die einzige Sehenswürdigkeit der kleine, niedrige Thronsaal, in welchem die neugekrönten Czaren die Huldigungen und Glückwünsche der Großen ihres Reiches und der fremden Gesandten empfingen. Verbunden mit den beiden letztgenannten Palästen ist die Terema, ein viereckiges und achtstöckiges Gebäude mit Gallerien außen herum, so gebaut, daß das obere Stockwerk stets eingezogen werden kann, so daß das Ganze einem ausgezogenen Perspektiv gleicht. Es war das Gynecäum der alten Czaren und für deren Frauen und Kinder bestimmt. Alle Zimmer in demselben sind jetzt wieder altrussisch hergestellt. Besonders hervor zu heben ist unter den interessanten Sehenswürdigkeiten auf dem Kreml der Waffenpalast (Oruscheinaja Palata) oder die Rüstkammer, mit ihren Alterthümern und Kostbarkeiten. Die Säle dieses großartigen Museums enthalten Waffen, Fahnen, Rüstungen, viele Kostbarkeiten, Thronsessel, die alterthümlichen mit Pelz verbrämten spitzen Kronen Rußlands und der verschiedenen einverleibten Reiche. Die älteste ist die des Großfürsten Wladimir, ein Geschenk Alexis des Komnenen. Sie hat die Gestalt einer runden Mütze, ist aus dem feinsten Golde und geschmackvoll mit Steinen besetzt. Alle späteren Kronen bis auf die Peter I. haben ungefähr dieselbe Form und sind mit Zobel verbrämt; von da ab nahmen sie die Gestalt der deutschen Kaiserkrone an. Seit 1832 ist hier auch die polnische Krone ausgestellt.

Dicht neben dem sogenannten Kronsaale befindet sich in dem Saale der Waffentrophäen ein Tragsessel, welcher die Aufmerksamkeit aller Reisenden im hohen Grade fesselt; es ist der Stuhl, auf welchem sich Karl XII. von Schweden auf das Schlachtfeld bei Paltawa tragen ließ, und der dort von einer russischen Kanonenkugel zerschmettert wurde. Von der Macht, welche das heilige Rußland auch über die halbbarbarischen Völker des fernen Asiens ausübt, zeugen die prachtvollen Pferdegeschirre, welche reich mit Goldstickereien, Perlen und Juwelen verziert sind, und die häufig mit edlen Pferden als Huldigungen von asiatischen und orientalischen Fürsten dargebracht wurden.

In der Gegend der Rüstkammer steht auch der Patriarchatpalast, der in seinem Innern die heiligen Gold- und Silbergefäße und 700 slawische Codices enthält. In der Kirche desselben wird das heilige Oel in silbernen Gefäßen feierlich unter vierwöchentlichen Gebeten für fast ganz Rußland geweiht.

Prachtvoll, weit über Moskau hinleuchtend, sind auch die mit goldenen Kuppeln versehenen Kathedralen des Kreml. In der Kirche zur Himmelfahrt Maria (Uspenski Sabor) werden die Kaiser gekrönt und wird das vom heiligen Lucas gemalte (!) Bild der heiligen Jungfrau von Wladimir aufbewahrt. Nicht minder heben sich die Kathedrale des Erzengels Michael, in der Iwan I. mit vielen anderen Czaren schläft, und zahlreiche andere Kirchen und Klöster ab, unter denen die 11 Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter alle anderen überstrahlen.

Beim Verlassen des Kreml's sehen wir noch nahe der Nicolaikirche die größte Glocke der Welt; bei dem Brande des Glockenthurmes im Jahre 1737 stürzte sie herunter und schlug 25 Fuß tief in die Erde; jetzt ruht sie auf einem Postamente mit dem abgebrochenen Stück von 6 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite an ihrer Seite. Die Höhe der Glocke ist 21 Fuß 3 Zoll und der Durchmesser 22 Fuß 5 Zoll. Die dünnsten Stellen der Wände haben die respektable Stärke von 4 Zoll; das Gewicht soll ungefähr 480,000 Pfd. betragen.

Wir verlassen den Kreml durch das Erlöserthor (Spass worota), welches für ein wahres National-Heiligthum gilt. Ueber dem Eingange der Pforte befindet sich an der Mauer ein kaum erkennbares Bild Christi, dessen wunderthätiger Kraft die theilweise Erhaltung des Kreml's bei der Zerstörung im Jahre 1812 zugeschrieben wird. Dieses Thor darf nur mit entblößtem Haupte durchschritten werden, und eine davor stehende Wache mahnt immer gleich an die schuldige Ehrfurcht, wenn Fremde oder Andersgläubige sich ein Versehen dagegen zu Schulden kommen lassen. Auf der andern Seite des Kremls, wo der Hügel vom rothen Platze aufsteigt, befindet sich die Kapelle der iwerskischen Mutter Gottes, wohl die verehrteste und heiligste Reliquie der russischen Kirche. Die Wände des Heiligthums sind ganz bedeckt mit Gold- und Silberplatten, welche reich mit Juwelen verziert sind; eine Menge brennender Silberlampen erhellen die düstere Nische, in welcher das wunderthätige Bild durch seine Brillanten in tausend Farben glitzert und blitzt. Die Einrahmung und Bekleidung des Bildes selbst (nach dem Ritus der griechischen Kirche werden auf Heiligenbildern nur die von Kleidung nicht bedeckten Körpertheile frei gelassen, alles Uebrige wird mit gepreßten Metallplatten überdeckt) sind so kostbar, daß ihr Werth sich nur annähernd schätzen lasse, wie man behauptet. Die Kapelle wird fortwährend von den Frommen, welche der heiligen Mutter für gewährte Bitten danken oder von ihr Gnaden erflehen wollen, besucht. Ihr Schrein ist von früh bis Abends spät von Leuten aller Klassen der Bevölkerung belagert, und man sieht die vornehmsten Damen, welche in sechsspännigen Kutschen vorfahren, vor dem Bilde in Demuth neben dem Muschik knien und dieselbe Hand küssen, welche vor ihr schon von Millionen oft sehr unsauberen Lippen berührt wurde. Der Glaube an die Wunderkraft des Bildes ist so groß, daß man zu Kranken oft eine Copie desselben in großem Gepränge führt, damit ihnen Gelegenheit werde, der heiligsten Mutter ihre Verehrung, vereint mit den Gebeten um Genesung, persönlich darzubringen. Der Czar und die Mitglieder der kaiserlichen Familie versäumen nie, nach ihrer Ankunft in Moskau, gewöhnlich gleich auf dem Wege vom Bahnhofe nach ihrer Residenz, ihre Ehrfurcht der iwerskischen Mutter Gottes zu bezeigen.

Am äußersten Ende des rothen Platzes nahe dem heiligen Thore, zwischen dem Kreml und Kitai Gorod, steht das bizarrste Gebäude, welches Moskau aufzuweisen hat. Es ist die berühmte Basiliuskirche, welche unter zwanzig Thürmen und Kuppeln, alle verschieden gestaltet, groß und klein, hoch und niedrig, kugel- und blasenförmig, mit allen möglichen Farben bemalt, einen Kapellenkranz vereinigt, der mit einer fabelhaften Menge von Heiligenbildern und Reliquien in überschwänglichster Weise geschmückt oder besser gesagt, verunziert ist. Iwan der Grausame, welcher diese Kirche erbauen ließ und, seinem Wunsche gemäß, etwas ganz Besonderes erhalten hatte, war durch dies vollendete Werk seines Architekten so entzückt, daß er aus Dankbarkeit dem Künstler die reichsten Belohnungen zuwandte, ihm aber auch

zugleich die Augen ausſtechen ließ, damit er für immer unfähig ſei, ein ähnliches Kunſtwerk herzuſtellen.

Ein höchſt intereſſantes Gotteshaus wird jedem Fremden noch die im Tatarenviertel ſtehende Moſchee ſein. Es iſt ein einſtöckiges ziemlich baufälliges Gebäude, das nur eine große Halle mit einer Niſche im Hintergrunde bildet; an beiden Seiten der Niſche ſtehen 2½ Fuß hohe ſilberne Leuchter und neben dem einen ein hoher hölzerner Stuhl, von welchem der Mollah, ſitzend, der muhammedaniſchen Gemeinde vorſingt. Die Wände der Moſchee ſind einfach geweißt, nur den Fußboden bedecken unzählige kleine Teppiche in allen möglichen Geweben und Farben.

Sehenswerth iſt auch die Armeniſche Kirche auf der Armajanski Serulog, ſie hat ſchöne Verhältniſſe und eine geſchmackvolle reiche Ausſtattung.

Ein neuer Tempel zur Erinnerung an die glückliche Errettung von den Franzoſen wird auf dem höchſten Hügel Moskau's in ungeheueren Verhältniſſen aufgebaut. Obgleich der Bau ſchon ſeit zehn Jahren mit regem Eifer betrieben wird, iſt doch das Aeußere des koloſſalen Domes noch nicht ganz vollendet.

Vorzügliche Sandſteinſculpturen und die herrlichſte Bildhauerarbeit, welche die vier Façaden zieren, laſſen ſchon jetzt erkennen, daß dieſe Kirche alle Gotteshäuſer Rußlands, ſelbſt die Iſaaks- und die Kaſan'ſche Kirche in Petersburg und die Kathedralen in Kaſan und Kiew an Größe und Pracht übertreffen wird. Die Vollendung des Innern wird, wie man ſagt, noch mindeſtens 15 Jahre in Anſpruch nehmen.

Neue Bücher.

Afrikaniſche Studien von Werner Munzinger. Mit einer Karte von Nord-Abyſſinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anſeba. Schaffhauſen, Fr. Hurterſche Buchhandlung 1864. 584 Seiten.

Die Wiſſenſchaft iſt Herrn Munzinger zu großem Danke verpflichtet. Dieſer vortreffliche Reiſende hat eine nicht ſehr ausgedehnte aber im höchſten Grad intereſſante Region Oſtafrika's zum Gegenſtande ſeiner Forſchung gemacht, und auf dieſem Gebiete iſt er zu Hauſe, wie kein Anderer. Schon vor fünf Jahren (1859) erſchien ſein Werk über „Sitten und Recht der Bogos", durch welches wir zum erſten Male nähere Kunde über dieſes kleine, in einem abgeſchloſſenen Hochthal hauſende Volk erhielten. Jene inhaltreiche Studie war Vorläuferin der uns jetzt vorliegenden größeren Arbeiten. Dieſe letzteren umfaſſen ein weiteres Gebiet, nämlich den Strich im Norden Abyſſiniens nach Weſten hin bis zum untern Atbara; ſie ſchildern in Briefen vom Rothen Meere die Hafenſtadt Maſſua, das Küſtenland und die Straße von dieſem Samhar aus nach dem Oberlande bis Keren, den Hauptort im Lande der Bogos. Der zweite Abſchnitt ſchildert die Reiſe ins Land der Marea, welches vom 16° n. Br. durchſchnitten, jenem der Bogos nahe liegt, aber noch von keinem Europäer beſucht worden war, und die ethnographiſche Studie, welche Munzinger von dem Volk entwirft, bildet, gleich jener über die Beni Amer, ein wahres Muſterſtück. Beide Abſchnitte werfen helles Licht auf die in ganz eigenthümlicher Weiſe zerklüfteten und bunt durch einander geſprenkelt wohnenden Volksſtämme, welche im Norden Abyſſiniens eine Art von ethnographiſchem Raritätenkabinet bilden.

Der Ueberlieferung zu Folge wären die Marea aus Arabien eingewandert und urſprünglich Kareiſchiten; eine arabiſche Abſtammung iſt nicht unwahrſcheinlich, und die Leute verſchmähen auch heute noch feſtgebaute Häuſer; wir finden ſie auf einer eigenthümlichen Stufe der Halbciviliſation; ſie ſind Ackerbauer und leben, als Halbnomaden, nur in Mattenzelten. Bis in die neuere Zeit waren ſie Chriſten, in der Art, wie die Völker der abyſſiniſchen Region das eben zu ſein pflegen, nämlich in einer ganz rohen Weiſe, ſo daß ein paar unverſtandene Dogmen, fauſtdicker Aberglaube und allerlei Formelkram für die Hauptſache galten; jetzt ſind ſie Mohammedaner. Alle Landſchaften zwiſchen Abyſſinien und dem ägyptiſchen Sudan ſind politiſch impotent, unfähig ein tüchtiges Volks- und Staatsleben zu bilden, unfähig auch ſich zu etwas Tüchtigem und Gemeinſamem zu verbinden; ſie alle kommen über das Stammesbewußtſein nicht hinaus und ſind, ich möchte ſagen, atomiſtiſch zerſplittert; es kann niemals etwas Ordentliches aus ihnen werden. Das gilt, ſo viel ſich aus Munzingers Schilderungen abnehmen läßt, auch von den Marea, welche in zwei Maſſen zerfallen, die rothen und die ſchwarzen. Die Letzteren müſſen Tribut an die Aegypter zahlen, die Erſteren an den Beherrſcher Abyſſiniens. Die Wohnung iſt, wie ſchon angedeutet, ein Mattenzelt, aber halb und halb Haus, und die Lage deſſelben veränderlich, da ſie ſich nach den jeweiligen Bedürfniſſen des Feldbaues richtet. „Es exiſtirt nichts, was man Dorf nennen könnte; jeder Vornehme errichtet ſein Mattenzelt neben ſeinem diesjährigen Felde, umgeben von ſeinen nächſten Verwandten und Sklaven. Oft beſteht ein ſolcher temporärer Weiler nur aus drei, in einzelnen Fällen aber auch bis zu 50 Hütten. Die Leute haben trotz des Ackerbaues, und vielleicht gerade deswegen, nomadiſchen Inſtinkt, da Jeder ſeinem Felde nahe zu leben wünſcht.

Von dem, was wir Staat oder Regierung nennen, kann bei den Marea keine Rede ſein, aber ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe bieten mehr als eine intereſſante Seite, und Munzinger hebt die Eigenthümlichkeiten ſo gut hervor, daß wir einen klaren Einblick in das ganze Leben und Treiben jener nordoſtafrikaniſchen Halbbarbaren gewinnen, welche er als „ariſtokratiſche Völker" bezeichnet. Ein Beobachter, ſagt er, der nicht gerade mit dem Mikroſkop arbeitet, würde im Leben der Leute des Samhar, der Habab, Menſa, Bogos, Takue und Marea keinen bemerkbaren Unterſchied finden. Bei den Marea z. B. ſehen wir einen Stamm, der andere Stämme beherrſcht; ſeine Macht beruht auf ſeinem Urſprung von Einem Vater, den je der erſtgeborne Sohn des Erſtgeborenen unter dem Namen Schum repräſentirt. Nun iſt aber dieſem Schum in der Wirklichkeit nur der Name geblieben, die wirkliche Gewalt dagegen dem Zufall und der Fauſt anheimgeſtellt, und ſo zeigt ſich uns eine Familie ohne Vater und ohne Haupt. Ferner ſehen wir denſelben Stamm über andere Stämme herrſchen, aber die Unterthänigkeit beſchränkt ſich faſt auf den Namen; die gegenſeitigen Anſprüche ſind nicht ſcharf begrenzt; wir fühlen, daß die Unterjochung auf halbem Wege ſtehen geblieben iſt. Vom Adel in europäiſchem Sinne kann keine Rede ſein; er iſt bei jenen Völkern, und auch bei den Marea, der patriarchaliſche Adel der Semiten, deſſen König der Erſtgeborene iſt,

Digitized by Google

als nothwendige Spitze des Hauſes. Die Marea haben dieſes Königthum des Stammvaters aufrecht erhalten und im Gefühl dieſer Einheit bilden ſie ihre Stellung den Unterthanen gegenüber viel ſchroffer aus. Der Schum hat ein beſtimmtes Einkommen von dem Stamme, und zwar ſo, daß er bei ſeinem Amtsantritte von jeder Heerde eine Kuh erhält; außerdem liefert ihm jede von Wald und Flur begrenzte Ackerfläche eine Jahresabgabe von Getreide im Belauf einer großen Ochſenlaſt. Die Nicht-Marea werden als Tigre bezeichnet und ſind Höneg, d. ſ. Gemeine, Geringe; ſie ſind ſehr gedrückt und faſt rechtlos. Jeder Tigre ſteht in doppelter Abhängigkeit, einmal von ſeinem eigentlichen Herrn, ſodann von jedem Adeligen des ganzen Stammes.

Einen völligen Gegenſatz zu allen dieſen Verhältniſſen bilden die Zuſtände bei den Beni Amer, welche das ausgedehnte Unterland inne haben. Ihr Gebiet zerfällt in zwei ſcharf abgegrenzte Striche, in das Barka und das Söhel (Sahel). Dieſes Letztere iſt die Fortſetzung des Samhar (heißen abyſſiniſchen Geſtadeſaums), welches ſich an das 6000 Fuß hohe Abyſſinien lehnt, während das Söhel in das kaum 2000 Fuß hohe Barka übergeht. Es bildet eine große, von einem zerriſſenen Berglande begrenzte Ebene, die Waſſerſcheide zwiſchen Meer und Barka. Dieſes letztere lehnt ſich an das nördliche Hochland Abyſſiniens und iſt eine noch oft von Gebirgsausläufern unterbrochene Ebene. Der Doppelcharakter des Bodens prägt ſich auch den Bewohnern auf, denn die Beni Amer ſind halb aus Abyſſiniern und halb aus Bedu oder Bedja (Beduinen) zuſammengeſetzt, dieſen „Kindern der unermeßlichen Fläche", die vom Fluſſe Barka durchzogen wird. Die gleichnamige Landſchaft, bis zum 16.° n. Br. 2000 Fuß hoch, beſteht aus großen Alluvialebenen mit ſchwarzer, fetter Erde, neben einzelnen Bergen und gewelltem, ſteinigem Hügelland; es iſt grasreich und bietet vortreffliche Weide dar. Der Name Barka bedeutet eigentlich Wildniß. Der Strom fließt nur ausnahmsweiſe in der Regenzeit, und auch in dieſer hat er, ſeines beſchränkten Quellgebietes wegen, ſelten viel Waſſer.

In dieſen ausgedehnten Niederungen, welche Abyſſinien im Norden begrenzen, etwa ſo wie das Meer eine Inſel beſpült, zieht das nomadiſche Hirtenvolk der Söhne Amees umher. Zu ihnen gehören im Norden die Habendoa und Beſcharin, welche den großen Raum zwiſchen Nil und Meer, von den Grenzen Aegyptens an, ausfüllen. Dieſe Völker, obwohl politiſch getrennt, haben ungefähr den gleichen Typus und gleiche Lebensart und ſprechen alle das Todebauie. Sie ſind recht afrikaniſche Leute. Im Süden der Beni Amer finden wir Semiten; ſie haben das Hochland in ſeiner weiteſten Ausdehnung im Beſitz und reden Dialekte der äthiopiſchen Sprache. Die eine dieſer Mundarten, das Tigriña, iſt noch immer den Bergbewohnern des eigentlichen Abyſſiniens eigenthümlich; die andere, das Tigre, herrſcht in den nördlichen und öſtlichen Abfällen des Hochlandes vor. Sprachlich genommen iſt das Land der Beni Amer Kampfplatz zwiſchen dem Todebauie, das man gewöhnlich als das Lebja bezeichnet, und dem Tigre, das man auch Haſſa nennt. „Das Volk der Beni Amer iſt das Erzeugniß von dem Zuſammenſtoß der beiden Hauptnationen, indem ſich die Aethioper gegen Norden, die Bedu aber gegen Süden ausdehnten." Das Volk beſteht aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven. Die Erſteren theilen ſich in zwei Stämme, die ſich ihrer Verſchiedenheit ſtets bewußt ſind, in die Belu und die Nebtab. Die Erſteren waren in früheren Zeiten durch die Nebtab erſetzt worden, haben aber noch immer ihre eigenen Unterthanen und bewohnen mehrere Lager zwiſchen Barka und dem Gaſch. Aber die Nebtab ſind als der eigentliche Adel des Landes von den Türken anerkannt und leben in vielen Zweigen über das Land zerſtreut.

Neben und mit dem Adel bilden die Unterthanen eigene Zeltlager für ſich, zerfallen aber in viele Stämme, die ſich nach der Sprache gruppiren laſſen. Sie ſelber ſcheiden ſich in zwei Gruppen: Haſſa und Bedani; Haſſa iſt ein Stamm, der Tigre redet, Bedani ein Unterworfener, deſſen Sprache das Todebani iſt. Bemerkenswerth iſt nun, daß die Herren, die Nebtab, politiſch eng zuſammenhängen, daß aber die Söhne einer und derſelben Familie verſchiedene Sprachen reden. Die im Söhel reden nur Haſſa (Tigre), welches ſie offenbar ihren Unterthanen entlehnt haben; von jenen in Barka ſprechen einige Haſſa, andere Bedauie. Dieſe Bedani, Nomaden, welche ſich von Norden her immer mehr gegen Süden ausbreiteten, ſind nie Chriſten geweſen und haben die, nomadiſchen Völkern ſo ſehr zuſagende, mohammedaniſche Religion angenommen. Die Heerſcherſtämme der Belu ſind Nebtab und bilden übrigens nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Sie haben die alten Völker politiſch bezwungen, ſind aber ſprachlich von ihnen überwunden worden.

Ueber die Beduinenſprache, welche in Nordoſtafrika eine ſo hervorragende Stellung einnimmt, hat Munzinger ſpecielle Unterſuchungen angeſtellt, welche den Linguiſten ſehr willkommen ſein werden. Wir können nicht näher darauf eingehen und heben nur hervor, daß ſie die Originalſprache der alten, ſogenannten Bedja iſt, ſowie aller Biſcharin und Habendoa und eines Theils der Beni Amer; ſie reicht alſo zwiſchen Meer und Nil von Oberägypten bis an den Fuß des abyſſiniſchen Hochlandes. „Sie hat jedenfalls nichts Afrikaniſches an ſich; die Conjugation klingt an das Semitiſche an, dagegen fehlen ihr die eigenthümlichen ſemitiſchen Buchſtaben; das arabiſche Cain, ghain, cha, gein, qaf, the, qad und das äthiopiſche ts und ds. Der Artikel hat geſchlechtliche Ausbildung, die Vokaliſirung iſt mannigfaltig, das Verbum ſchließt den Satz; von der ſemitiſchen Wurzelregelmäßigkeit und Satzbildung iſt keine Spur."

Wir ſchließen hier folgende Bemerkung an, die vollkommen zutreffend iſt. Man darf ſich, ſagt Munzinger, über die leichte Eroberung großer Landſtriche im Oriente nicht wundern. Sie iſt aber nur leicht, ſo lange ſie ſich mit dem orientaliſchen Begriffe der Herrſchaft und mit dem Tribute begnügt; ſobald ſie ſich Recht und Gericht, Sitten und Verfaſſung unterwerfen will, wird ſie anfernſte Schwierigkeiten ſtoßen, und das ganz beſonders bei Nomaden. Dieſe wollen ſich mit dem Tribut nur ſichere Weide erkaufen; bedroht man aber ihre innere Freiheit und Eigenthümlichkeit, ſo haben ſie Mittel genug, ſich dem drohenden Joche zu entziehen. Sie gehen in die waſſerloſe Steppe, wohin kein Heer folgen kann; die Kameelmilch erſetzt ihnen das Waſſer; ohnedies ſind ſie an große Wanderungen gewöhnt und zum Transport eingerichtet; alle ihre Habſeligkeiten können ſie leicht fortſchaffen, und ihr Verluſt iſt kein großer Schaden. Das Haus iſt ein mit Matten bedecktes Zelt, und dieſe Matten können bald erſetzt werden. Grundbeſitz hat man nicht, denn wo Weide, da iſt des Nomaden Heimath. Die Auswanderung hat für ihn keinen Schreck. Nomadiſche Völker ſind alſo leicht zu unterwerfen, aber nur bis zu einem gewiſſen Punkte. Denn in Allem, was nicht den Tribut angeht, werden ſie immer unabhängig ſein.

Die „Reiſe durch das Land der Kunama" (S. 374 bis 531) enthält eine Fülle ganz neuer Nachrichten. Vor Munzinger und Kinzelbach, deren Wanderung in die Tage vom 16. November bis 22. December 1861 fällt, war bei den Bazen und Barea, welche einen Theil der Region des Mareb und des Barka bewohnen, noch kein Europäer geweſen. Beide Völker ſind Nachbaren, und man könnte ſie für ein und daſſelbe Volk nehmen, wenn nicht die verſchiedene Sprache dagegen wäre; aber in Sitte und Recht ſind ſie einander gleich. Zu

den Völkern, welche weiter oben als ariſtokratiſch bezeichnet wurden, bilden ſie einen eigenthümlichen Kontraſt. Während dort die Familie, wir wollen ſagen den Staat bedingt, lebten die Barca und Bazen in Gemeinden; die Familie ſelbſt hat keinen politiſchen Werth und hat einen andern Sinn, da ſie im Verhältniß zwiſchen Oheim und Schweſterſohn beſteht. Richter iſt nicht der Familienvater, ſondern die Aelteſten der Gemeinde; Keiner iſt beſſer als der Andere; keine Idee von Adel, faſt keine von Sklaverei; von Religion und Kultur keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Dieſe Völker ſind ſeßhafte Ackerbauer; die Perſon ſteht ihnen hoch, die Sache niedrig, und dieſen Principien gemäß entwickelt ſich eine ganz eigenthümliche Anſchauung von Sitte und Recht, die Munzinger als chamitiſch bezeichnen möchte, inſofern die ariſtokratiſchen Völker wohl alle ſemitiſch ſeien, und Verhältniſſe wie bei den Bazen und Barca nur bei ächt afrikaniſchen Völkern gefunden werden können. —

Die bisher vielfach unbekannten hydrographiſchen Verhältniſſe dieſer großen Region im Norden und Nordweſten Abyſſiniens werden durch Munzinger vielfach aufgeklärt. Er gibt nähere Kunde über den Anſeba und den Barka; das Gebiet des erſtern iſt das Gebirge, und er ſinkt nur allmälig in die Ebene hinunter. Die dem Werke beigegebene, ſehr überſichtlich gearbeitete Karte veranſchaulicht den Lauf; der obere geht bis Asmariko, der mittlere bis Sarawa, der dritte bis zur Vereinigung mit dem Barka, zwei Tagereiſen unterhalb Sela bei Ijob; der bislang unbekannte Punkt, wo dieſe Vereinigung ſtattfindet, iſt nun feſt ermittelt worden. Der Barka iſt „das Kind der Ebene“; ſeine fernſten Quellen kommen nur vom Gebirgsabhange, während das eigentliche Hochgebirge der Landſchaft Hamaſen ſein Waſſer zwiſchen dem Anſeba und Mareb vertheilt. Munzinger möchte den Anſeba dem Nil oberhalb Aſſuan, den Barka dagegen, der wenig Fall hat, dem Nildelta vergleichen.

Ueber den Lauf des wichtigſten Fluſſes, des Mareb oder Gaſch, ſind wir bis in die neueſte Zeit ohne zuverläſſige Kunde geweſen. Munzinger nun ſtellt Lauf und Stromcharakter des Mareb endgültig feſt, und er thut es in muſterhafter Weiſe, indem er die Eigenthümlichkeit der Stromläufe jener Gegend ſchildert. Das Waſſer der Flüſſe ſtrömt, wenn ſeine Fülle und die Dichtigkeit des Bodens es erlauben, auf der Oberfläche des Bettes und bildet einen Fluß nach unſeren europäiſchen Begriffen. Dieſe Form kommt in Afrika viel ſeltener vor als bei uns. Wo der Boden das Waſſer nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchſickernde Waſſer erſt ſpät auf einer feſten Schicht Widerſtand findet, da zeigt ſich der Strom als Torrent, d. h. es erſcheint ein Sandbett, welches nur zur Regenzeit überfluthet wird und das ganze übrige Jahr ſcheinbar trocken daliegt, weil der Waſſerſtrom unterirdiſch ſich fortzieht. Beweis dafür iſt, daß für je einen Strom überall in gleicher Tiefe Waſſer gefunden wird; könnte man den Sand entfernen, ſo würde ſich dem Auge ein fortlaufender Fluß darſtellen, welcher ſich ſehr tief gehöhlt hat. Die Strömung hat aber nur im abſchüſſigen Gebirge Triebkraft genug, um den Sand fortzuſchleppen, und dieſer letztere kann deshalb als Bett erſt da auftreten, wo der Fluß in die Ebene hinläuft, und den Waſſerſtrom bedecken. Hier kann er nun immerhin den Thon im Waſſer aufgelöſt forttragen, während der Quarz und die anderen kryſtalliniſchen Beſtandtheile liegen bleiben. Doch iſt auch der Sand in Bewegung, die aber mit der Waſſerſtrömung nicht Schritt hält, weshalb er zurückbleiben und ſich anſetzen muß. Wie tief der Waſſerſpiegel unter dem Sandſpiegel ſich befindet, das hängt von der Bodenſtruktur ab. Bei ſehr abſchüſſigem Gelände wird wenig Waſſer von der Erde abſorbirt werden, der unterirdiſche Strom faſt ohne Nahrung bleiben und ganz verſiechen. Wo aber der Boden mehr eben wird und ſeinen Theil von Regen- und Flußwaſſer abſorbirt, dort wird es von der Tiefe der undurchdringlichen Thonſchicht abhängen, wo die Strömung ſich findet. Beim Anſeba fließt das Waſſer faſt das ganze Jahr etwa ſechs Fuß tief unter dem Sande, während der Barka durchſchnittlich erſt 20 Fuß unter der Oberfläche Waſſer zeigt. Dieſe unterirdiſche Strömung ſinkt immer tiefer, je weniger Waſſer im Strom vorhanden, d. h. je trockner die Jahreszeit iſt; den tiefſten Stand erreicht ſie unmittelbar vor der Regenzeit. Nach Eintritt derſelben wird nach und nach die Waſſermenge derart vermehrt, daß ſie bis auf das Niveau des Waſſerſpiegels hinaufdringt und endlich einen Fluß auf der Oberfläche bilden kann; denn zuerſt muß das Sandbett mit Waſſer ausgefüllt werden, bevor ein zu Tage tretender Strom entſtehen kann.

Wenden wir uns nun zum Mareb. So weit er in Abyſſinien ſtrömt, kannte man ihn recht gut. Seine Quelle liegt oberhalb des Dorfes Aj Gebrei, unweit von Adi Baro im Hamaſen; bald nachher bildet er ſich ein tiefes Thal und heißt nun Mareb, d. h. Sonnenuntergang, bis dahin, wo er zwiſchen den Landſchaften Dembelas und Adiabo ſich aus Abyſſinien hinauszwängt. Dann bildet er um ſich ſelbſt eine Spirale, die ſich erſt drei Gundet aufwickelt. Er gräbt ſich ein ſehr tiefes Thal und trennt ſo von ſeiner Quelle an das nördliche Hamaſen vom Gau Loggon, wendet ſich mehr ſüdlich, ſchneidet das ſüdliche Hamaſen und das dieſem ſich anſchließende Sarae von dem Gau Saher und ihrer Fortſetzung, dem Okulekuſei, ab; wo er dann, wieder in der Richtung nach Weſten und Nordweſten, auf ſich ſelbſt zurückkehrt, trennt er das Sarae und deſſen Ausläufer, die Quolla Sarae, von dem Tigre und deſſen nordweſtlicher Fortſetzung, den Landſchaften Schire und Adiabo. Das iſt der Oberlauf und ſo weit gehört er zu Hochabyſſinien. Von Arakedu nordwärts tritt er ins Land der Kunana und verändert ſeinen Gebirgscharakter; er begleitet nur ſein Thal, das er verliert, und macht nicht mehr die Geographie des Landes. Er wendet ſich gegen Weſten und Südweſten und ſucht das Niederland; auf ſeinem Mittellaufe von Arakedu bis etwas unterhalb Etit heißt er Sona. Er iſt hier kein Waldſtrom und auch noch nicht Torrent; er zeigt die Waſſerſtrömung in einer dritten Form, erſcheint als ein Mittelding zwiſchen Fluß und Torrent, und dieſen Charakter verliert er erſt in ſeinem Unterlauf, in der Landſchaft Taka. In der Regenzeit, Juli bis September, wird er regelmäßiger Fluß; in den übrigen Monaten zeigt er ſich als Torrent, aber ſo, daß ſein Sandbett hier und da von Teichen unterbrochen wird, wo das Waſſer für kurze Zeit an die Oberfläche herausquillt; er iſt gewiſſermaßen ein Halbtorrent, wie die meiſten ſeiner Nebenflüſſe. Seine großen Biegungen und Windungen erklären ſich; er kann den Schiefer nicht durchbrechen, ſondern muß ihm nachgehen; erſt wo er mit ſeinem Unterlauf als Gaſch in die freie Ebene von Taka hinaustritt, wird er regelmäßiger und verändert damit abermals ſeinen Charakter. Gaſch heißt er von Etit abwärts; er wird nach und nach förmlich Torrent; in der Ebene ſtrömt er nur in der Regenzeit über der Erde. Schon bei Kaſſala tritt er nahe an den Atbara hinan. An dieſer Stadt geht er an Ebret vorbei in das Gebiet der Habendoa nordwärts, wird in ſehr ausgedehnter Weiſe zur Bewäſſerung des Landes benutzt und hat eine Menge künſtlicher Stromwehren, vermittelſt deren man ihn auftaut und die Felder überſchwemmt. Sobald er ausgetrocknet iſt, beſtellt man ſein Bett mit Duera. Bis eine Strecke weit unterhalb Kaſſala reicht in gewöhnlichen Jahren ſein Winterſtrom; dann hört der Fluß auf. Aber in Jahren, wo ſehr viel Regen fällt, wird es ihm möglich, ſich bis zum Atbara Bahn zu brechen; jedoch ſeit 20 Jahren iſt das nicht mehr der Fall geweſen und wird immer ſeltener vorkommen.

Wir müſſen zum Schluſſe der 13 einleitenden Kapitel (1 bis 85) erwähnen, die von ganz hervorragender Bedeutung erſcheinen. Nie ſind die gegenſeitige Stellung und der ſcharfe Antagonismus zwiſchen Europäern und Orientalen ſchärfer, gründlicher, wahrer und geiſtvoller dargeſtellt worden, als hier durch Munzinger. Wir kommen wohl gelegentlich auf dieſe Abſchnitte zurück und wollen hier unſer Urtheil über den Reiſenden ausſprechen. Er iſt ein Mann von klarem, ſcharfem Blick; er hat eine feine und ſichere Beobachtungsgabe, er dringt ſicher und tief auch in ſehr verwickelte Verhältniſſe ein und bringt dieſelben zu deutlicher Anſchauung. Dabei iſt er ungemein rührig, durch und durch praktiſch-tüchtig und hat eine fließende, anſprechende Darſtellung. Daneben hat er einen ſichern politiſchen Blick, weiten Horizont und bethätigt ein gründliches Verſtändniß für geſchichtliche Verhältniſſe. Seine Anſichten über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft einer merkwürdigen Zwiſchen- und Uebergangsregion ſind durchſchlagend und treffend, und Munzingers „Studien" gehören unbedingt zu den beſten Werken, welche wir über Afrika beſitzen.

A.

Menſchenſeele und Thierſeele.

Wie unterſcheiden ſie ſich von einander?

Die Anatomen und Zoologen behandeln den Menſchen wie jedes andere Naturobjekt; er gehört für ſie in die Klaſſe der „Säugethiere". Die Anhänger der ſo viel erörterten Darwinſchen Hypotheſe von der allmäligen Entwicklung der Typen aus urſprünglichen gemeinſchaftlichen Formen heraus und der natürlichen Zuchtwahl, leiten den Menſchentypus geradezu aus dem Affentypus her und ſind eifrig bemüht, die Statthaftigkeit einer ſolchen Annahme nachzuweiſen. Von anderen Naturforſchern wird dieſelbe bekämpft, und die Theologen haben geglaubt, auch ein Wort hineinreden zu müſſen, obwohl zoologiſche Gegenſtände völlig außerhalb ihrer Kompetenz liegen. Wir laſſen dieſen Streit ganz beiſeite und geben lieber eine Reihenfolge von Betrachtungen, welche „Philaletes" in der Auguſtnummer der Anthropological Review über den „Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren" anſtellt. Er erklärt, beiläufig bemerkt, daß er nicht zu den Anhängern der Darwinſchen Theorie gehöre, für welche noch Beweiſe fehlen.

Der Menſch gehört ins Thierreich. Owen ſagt, es falle dem Anatomen ſchwer, einen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Pithecus (Affe) aufzufinden, ſo groß ſei die Aehnlichkeit beider in Bezug auf ihren Bau. Flourens ſchreibt: „Ein tiefer Abſtand, ein Zwiſchenraum ohne Verbindung und Uebergang trennt die Menſchengattung von allen anderen Gattungen. Keine von dieſen nähert ſich jener an, keine Art, keine Familie. Allerdings wird Niemand in Abrede ſtellen, daß die gradweiſe Verſchiedenheit zwiſchen Menſchen und Thieren eine ungemein große iſt, und ganz richtig hebt Buffon hervor, daß der dümmſte Menſch das geiſtreichſte Thier lenken und ſich dienſtbar machen kann, nicht etwa durch Gewalt oder Geſchicklichkeit, ſondern durch die Ueberlegenheit der Natur, weil er vernünftig räſonnirt und einen beſtimmten Zweck verfolgt. Aber wenn wir von der grobweiſen Verſchiedenheit zur Artverſchiedenheit uns wenden, dann iſt eine genügende, beſtimmte, ſcharf abgegrenzte Scheidelinie ſchwer oder ganz unmöglich zu ziehen. Der Unterſchied iſt quantitativ, nicht qualitativ.

„Wie ſehr auch Affe und Hottentot einander ähneln mögen, ſo iſt doch die trennende Kluft zwiſchen beiden eine ungeheure; ſie iſt vorhanden innerlich durch das Bewußtſein, äußerlich durch die Sprache." Dieſem Ausſpruche Buffons fügen wir einen andern, von Iſidor Geoffroy St. Hilaire hinzu: „Die Pflanze lebt; das Thier lebt und fühlt; der Menſch lebt, fühlt und denkt."

Aber Buffon gibt doch zu, daß die Thiere etwas in ſich haben, das unſerm Denken analog ſei, daß ſie, wie ein anderer Naturforſcher, ſich ausdrückt, eine „rudimentäre Intelligenz" haben. Dafür gibt es in den Werken, welche über die Thierſeele handeln, eine Fülle von Belegen. Dr. Dyan erzählt als Augenzeuge, daß ein zahmer borneaniſcher Orang utan ein kleines Mädchen aufnahm, daſſelbe mit der größten Aufmerkſamkeit phyſiologiſch betrachtete, ſich dabei ſehr ſanft und vorſichtig benahm und ſich dann, mit dem Ausdrucke des Erſtaunens im Geſichte in einen Winkel ſetzte, wo er lange Zeit in Nachdenken verſunken war. Ein Hund, der ſeinen Herrn ſucht, wird an Scheidewegen, wo etwa drei Straßen zuſammenlaufen oder ſich kreuzen, zwei derſelben beriechen, den dritten aber nicht; dieſen ſchlägt er ohne Weiteres ein, weil er die ganz richtige Folgerung zieht, daß das überflüſſig wäre. Ein Hummer wollte eine Auſter freſſen, die aber allemal ihre Schalen feſt ſchloß, ſobald jener mit ſeiner Klaue hinein wollte. Da nahm er endlich einen kleinen Kieſelſtein, paßte ſeine Zeit ab und ſchob ihn in die Auſter hinein, als dieſe ſich wieder einmal öffnete. Der Necrophorus, welcher ein auf der Spitze eines Stockes befeſtigtes todtes Thier haben will, untergräbt den Stock und erreicht auf ſolche Weiſe ſeinen Zweck. Eine Katze unter der Luftpumpe hielt ihre Pfote unter die Klappe; ein Elephant gelangte zu einem außerhalb ſeines Bereiches liegenden Geldſtücke dadurch, daß er es durch Blaſen heftig gegen die Wand warf; und durch Rückſchlag kam es dann an eine Stelle, welche er mit ſeinem Rüſſel erreichen konnte. Solche und ähnliche Fälle ſind in unendlicher Menge beobachtet worden.

Wir ſehen, mit welcher Berechnung ſelbſt ein Scholthier wie der Hummer zu Werke geht, und es iſt durchaus unrichtig, das Thier als „einen Automaten, als eine Maſchine" zu bezeichnen, wie Descartes gethan. Vielmehr iſt klar, daß die Inſtinkte der Thiere ſich verſchiedenen Umſtänden anpaſſen, und ihre inſtinktive Intelligenz iſt in ihrer Art nicht verſchieden vom Verſtande oder Urtheilsvermögen im Menſchen.

Die Annahme, daß der Menſch „ein mit Vernunft begabtes Thier" ſei, und der Verſuch, einen generiſchen Unterſchied aufzuſtellen zwiſchen dem was beim Thier als Inſtinkt, und beim Menſchen als Vernunft bezeichnet wird, hält keinen Stich. Nach Comte wäre Inſtinkt ein ſelbſtthätiger und freiwilliger Antrieb nach einer beſtimmten Richtung hin und unabhängig von äußerem Einfluß, und im Menſchen ſei eben ſo viel oder noch mehr Inſtinkt als in den Thieren. Wenn andererſeits die Intelligenz aber vielmehr der Intellect erklärt wird, als die Fähigkeit, das Verfahren den Umſtänden der Sache gemäß zu modifiziren, dann iſt klar, daß der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thier nur in der gradweiſen Entwicklung gefunden werden

kann. „Die weſentlichen Prozeſſe des vernünftigen Denkens gehen bei den höheren Thierordnungen eben ſo vollſtändig und wirkſam von ſtatten, als bei uns Menſchen.“

Wir müſſen einräumen, daß die Thiere eine Art von Sprache haben. Freilich iſt dieſelbe ſehr rudimentär und beſteht zumeiſt in Interjektionen; ſie iſt vielleicht weit mehr der Ausdruck des blaßen Gefühls als der freithätigen Intelligenz; aber von der menſchlichen Sprache iſt ſie weder in ihrer mechaniſchen Erzeugung noch in Bezug auf den Gegenſtand aber in ihren Reſultaten verſchieden. Für alle Abſichten und Zwecke beſitzen die Thiere allerdings eine Sprache und manche können dieſelbe auch artikuliren. Die Biene, welche den verlorenen Weiſel wieder aufgefunden hat, gibt allen, welchen ſie begegnet, dadurch Kunde, daß ſie ihre Taſter kreuzweis auf jene der anderen legt und leicht auf dieſelben ſchlägt. Franklins Geſchichte von der Ameiſe, welche allein in einem Topfe mit Syrup geblieben war, der an einem Bindfaden in der Luft hing, iſt bekannt genug. Dieſe eine Ameiſe kletterte an dem Faden hinauf, lief an dee Decke hin und an der Wand hinunter und gab den Ameiſen am Boden Nachricht. Sofort nahmen alle denſelben Weg zurück und leerten den Topf. Ein Chirurgus in Leeds hatte einem Hunde das Bein kurirt; nach einigen Monaten erſchien deſſelbe wieder und brachte einen andeen Hund mit, der auch eine Wunde am Bein hatte. Dee Hund macht ſich in einer ſehr mannichfaltigen Weiſe vernehmbar. Er winſelt, bellt, wimmert, ſchlägt an, kläfft, heſert, knurrt, heult und drückt durch jede dieſer Aeußerungen verſchiedene Gefühle aus. Er lernt bald verſtehen, was ſein Herr will, und Gall ſagte, ſein Hund verſtehe Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch. Man weiß ſogleich an der Art, wie der Hund anſchlägt und bellt, ob er einen Bekannten begrüßt, einen Unbekannten anmeldet, einen Bettler fortttreiben will. Biſchof Whately ſagte: „Der Menſch iſt nicht das einzige Thiee, welches Gebrauch von der Sprache macht, um auszudrücken, was in ſeinem Innern vorgeht, und mehe oder weniger das verſteht, was auf ſolche Weiſe von einem andern ausgedrückt wird.“

Das Abſteactionsvermögen bildet keinen Gattungsunterſchied zwiſchen Thier und Menſch. Manchen wilden Stämmen fehlt daſſelbe völlig aber iſt doch äußerſt ſchwach entwickelt. Die Irokeſen haben kein allgemeines Wort für gut; die Mahikaner hatten keinen Ausdruck für ich liebe; den Chineſen fehlt der Ausdruck für Bruder, den Malayen jener für Baum oder Farbe, den Auſtraliern jener für Vogel, den Eskima für Fiſch; wohl aber haben alle dieſe Völker in ihren Sprachen eine Menge ſpecifiſcher Bezeichnungen für jede beſondere Art von Baum, Vogel, Fiſch ꝛc. Und wer hat jemals den Beweis dafür geliefert, daß den Thieren das Abſtractionsvermögen mangele? Plato behauptet, der Menſch ſei das einzige Thier, welches zählen könne; aber manche wilde Völker haben nur äußerſt ſchwache Begriffe von Zahlen und können nicht über drei bis vier hinauszählen, während andererſeits die intelligenteren Thiergattungen ſich oft in einer Weiſe benehmen, daß man annehmen muß, ſie ſeien nicht ohne einiges Verſtändniß für Zahlenverhältniſſe.

Was den anatomiſchen Bau anbelangt, ſo iſt derſelbe bei Menſch und Thier derſelbe, und durch die Chemiker und durch die Phyſiologen, welche mit Hülfe des Mikroskops ihre Unterſuchungen anſtellen, wird die Identität beider noch eingehender bewieſen, als ſelbſt durch die Anatomen. Die letzteren ſagen, es ſei die ſchwierigſte Aufgabe für ſie, einen Unterſchied zwiſchen dem Bau des Menſchen und des Affen zu finden. Karl Vogt hat in ſeinen „Vorleſungen“ über den Menſchen, ſeine Stellung in der Schöpfung und in der Geſchichte der Erde, Gießen 1863, darüber ſehr eingehend gehandelt, und S. 143 ff. die photographiſche Abbildung eines Tſchimpanſe-Gehirnes neben jene eines Menſchen geſtellt. „Man vergleiche und ſtaune!“ So groß iſt die Uebereinſtimmung.

Der aufrechte Gang, die vertikale Stellung des Menſchen begründet keinen Unterſchied; wir finden denſelben auch bei den Pinguinen und einigen Enten, und die höheren Affen gehen ſehr oft aufrecht.

Auch die Affekte, Leidenſchaften und Herzenseigenſchaften begründen einen ſolchen nicht, im Gegentheil, die Thiere gleichen in ihrem moraliſchen Charakter dem Menſchen ſehr nahe. Sie lieben, haſſen, ſorgen für ihre Jungen, haben andauernde Feindſchaften und beſtändige Freundſchaften, ſind geſcheidt oder dumm, lernen durch Erziehung etwas oder auch nicht und zeigen eine ganz entſchiedene Individualität. Wir alle kennen zuthuntiche, dankbare und liebkoſende Hunde, und eben ſowohl auch ſolche, die mürriſch, eiferſüchtig, miſanthropiſch und leidenſchaftlich ſind, pfiffige und kriechende, ſolche von plumpem und gemeinem und andere von feinem Benehmen. Man kann ganz verſchiedene Charaktere in einer und derſelben Brut von Küchlein beobachten; einige ſind freßgierig, andere ſelbſtſüchtig, wieder andere tapfer oder feig, lebhaft oder mürriſch und träg.

Die Thiere haben auch Wallungen und Gemüthsbewegungen. Der Orang utan zeigt, wenn er ſich angenehm angeregt fühlt, eine Art von Lachen, und manche andere Thiere lachen und ſchreien.

Und was das Selbſtbewußtſein und die Selbſtbetrachtung anbelangt, ſo ſagt zwar Flourens: „Die Thiere denken, kennen, fühlen, aber der Menſch iſt unter allen Weſen das einzige, welchem die Fähigkeit verliehen iſt, zu fühlen, was er fühlt, zu kennen, was er kennt, zu denken, was er denkt.“ Aber wo wäre der Beweis für dieſen Ausſpruch? Ohne allen Zweifel haben die Thiere ein individualiſirtes Wahrnehmungsvermögen, ein sensorium commune; ſie ſind ſich ihres eigenen, materiellen Daſeins ohne Zweifel eben ſo wohl bewußt, wie der Menſch des ſeinigen. Freilich werden wir nie nachweiſen können, was im Gehirn einer Katze vorgeht, wohl aber dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die einzelne Katze, wenn ſie auch nicht Ich ſagen kann, ſich doch beſtimmt nicht mit einer andern Katze verwechſelt. Die Individualität tritt nicht ſelten bei den Thieren eben ſo ſtark und energiſch hervor, wie bei den Menſchen, und wenn verſchlagene Verſchmitztheit, Stolz und Schüchternheit Zeichen von Selbſtbewußtſein ſind, ſo finden wir dieſe bei einigen Thieren in ſehr hohem Grade.

Auch die Perfectibilität, die Vervollkommnungsfähigkeit, macht keinen Unterſchied. Buffon behauptet, dem Thiere mangele der Fortſchritt, der Menſch ſei perfectibel; aber das Eine iſt ſo fragtich wie das Andere. Einige Thiere kann man durch Erziehung vervollkommnen; man kann ihren Scharfſinn wecken und ſteigeen und ihnen viele gute Angewöhnungen beibringen; ſie ſind des Fortſchritts fähig und nehmen an Intelligenz zu. Man ſieht das deutlich am Hunde. Andere dagegen haben die Anlage zur, wenn man ſo ſagen darf, Civiliſation in ſehr geringem Grade, aber ſie fehlt ihnen.

Moraliſche Wahrnehmungen finden wir bei den Thieren allerdings, und Ariſtoteles war im Irrthum, wenn er behauptete, daß allein der Menſch das Bewußtſein von Gut und Böſe, Gerecht und Ungerecht habe. Wir finden bei Thieren alle Tugenden und alle Laſter; ſie ſind getreu, gehorſam, anhänglich, gut geartet und dankbar; ſie ſind auch falſch, eachſüchtig, hartnäckig, hinterliſtig. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß ſie auch ein Gewiſſen haben. Wer hätte nicht ſchon einen Hund geſehen, der ſich einer Schuld bewußt iſt und ein böſes Gewiſſen hat? Er weiß ſehr wohl, wenn ee Unrecht gethan hat und zeigt das durch ſein ganzes Benehmen; er fühlt Reue und Beſchämung. Und angenommen, daß die Thiere keinen Moralitätsſinn zeigten, gibt es denn nicht etwa Menſchen, Stämme und ganze Völker, von welchen man daſſelbe ſagen müßte?

Das Thier hat Gedächtniß und Willen und zieht Nutzen aus der Erfahrung. Aus ihrem scherzhaften Muthwillen erkennen wir, daß die Einbildung auf sie wirkt; sie handeln häufig in einer Weise, daß wir sehen, wie gut sie das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung erkennen und unterscheiden. Einige Handlungen zeugen von Heuchelei, Falschheit und Hinterlist, andere von bemerkenswerther Empfindungsgabe; manche können die Zeit berechnen oder abschätzen oder zeigen Zahlensinn; sie drücken Erstaunen und Theilnahme oft so deutlich und unverkennbar aus, als hätten sie die Fähigkeit, sich artikulirt zu äußern. Das sind Thatsachen, über welche kein Zweifel aufkommen kann; Thompson hat in seinem Werk: Passions of animals die Belege beigebracht.

Aber das religiöse Gefühl und Bewußtsein? Wir haben gesehen, daß das Thier ein moralisches Gefühl hat, und man kann ihm eben so wenig eine allerdings nur schwache, rudimentäre Empfindung für Religion absprechen, welche etwa in einer Vereinigung der intellectuellen Eigenschaften mit einem Gefühl für Recht und Unrecht besteht. Wer kann den Beweis liefern, daß dergleichen in einigen Thieren nicht vorhanden sei? Und gibt es einen Beweis oder den Schatten eines Beweises, daß dieses religiöse Bewußtsein in höherm Grade bei allen Menschen vorhanden sei? Bei vielen Volksstämmen äußert es sich lediglich als Furcht vor dem Unbekannten, und diese finden wir auch bei den intelligenteren Thieren, z. B. im Hund und Pferde. Die Beweise dafür sind in solcher Menge vorhanden und so bekannt, daß es überflüssig erscheint, dergleichen anzuführen.

Die Thiere haben auch eine Seele, ein „Princip des Gedankens"; und Niemand kann beweisen, daß dieselbe ein specifisches Merkmal des Menschen sei. Aber vielleicht bildet der Glaube an Unsterblichkeit ein solches? Es würde eine sehr vorschnelle Behauptung sein, wenn man sagen wollte, daß alle Thiere unsterblich seien; es wäre aber auch nicht minder voreilig, zu behaupten, daß kein Thier unsterblich sein könne. Moralische und physische Analogien bestimmten den Bischof Butler zu der Annahme, daß ein künftiges Leben für Thiere aus denselben allgemeinen Argumenten gefolgert werden müsse, aus welchen man zu der Annahme gelangte, daß der Mensch unsterblich sei. Was aber im „Jenseits" mit den Thieren werde, wisse man nicht; es gibt aber „gute Christen", die da meinen, daß eine Wiedervergeltung den Thieren eben so wohl beschieden sei wie den Menschen.

Nach alle dem hier Gesagten braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß der Mensch in Bezug auf den Grad seiner Entwicklung ganz unermeßlich weit vom Thiere verschieden ist. Aber aus einer gradweisen Verschiedenheit kann man noch keine Artverschiedenheit herleiten, und wenn man fragt: wo ist der generische Punkt der Verschiedenheit zwischen Thier und Mensch, so muß die Antwort lauten: natura non agit saltatim; und: einen solchen Punkt der Verschiedenheit gibt es nicht; der Mensch bildet keine von der übrigen Thierewelt abgetrennte Ordnung; er ist mit der Thierwelt durch unauflösliche Bande der Aehnlichkeit und Connexion verbunden, und der Stoff, welche sowohl seinen Körper wie jenen der Thiere bildet, ist derselbe, welcher die Bestandtheile der unorganischen Welt bildet. —

Das sind die Ansichten, welche „Philalethes" aufstellt; sie treffen in Vielem mit jenen des Professors Karl Vogt zusammen, auf dessen oben angeführtes Buch wir Alle verweisen, welche die Polemik über diesen Gegenstand kennen lernen wollen.

Aus allen Erdtheilen.

Kapitän Hanning Speke's Tod. Es ist geradezu tragisch, daß ein Mann, welcher so viele Gefahren in verschiedenen Erdtheilen glücklich überstanden hatte, eines so ordinären Todes sterben mußte, wie Speke. Man sollte meinen, daß er sich auf seinen langen und weiten Reisen unter wilden Völkern einen gewissen Instinkt der Vorsicht und Behutsamkeit hätte aneignen müssen, aber in „frivoler Fahrlässigkeit" überstieg er mit gespanntem Hahn eine niedrige Mauer auf dem Felde, und der Schuß ging dem Jäger durch das Herz. In den Gestrüppwäldern am Himalaya, im Terai, hat er hunderte von Tigern und Elephanten erlegt; in Wiltshire fand er sein Ende, als er Hasen und Hühnern nachstellte! Er war zu Jordans in Somersetshire 1827 geboren, trat schon 1844 ins Heer, ging nach Indien und war Richard Burtons Begleiter zuerst auf dessen Reise nach Härär und durch das Somali-Land in Ostafrika, und dann auf der großen Wanderung nach dem Tanganyika- und nach dem Nyanza-See. Er ist der Entdecker dieses letztern, welchen er für die „Quelle des Nils" hielt. Um eine Bestätigung für diese Behauptung zu finden, unternahm er seine zweite Reise zu diesem See, begleitet vom Kapitän Grant, und kam im Frühjahr 1863 glücklich heim. Wir gehen hier auf die vielfach von uns im Globus erörterte Controverse über die Nilquellen nicht ein; es ist Schade, daß Speke an demselben Tage starb, an welchem er seinem frühern Reisegefährten Burton, der ihm planmäßige Verfälschungen nachgewiesen hatte, Rede stehen sollte. Speke hatte einen sehr mäßigen Fond von Kenntnissen, aber er besaß in hohem Grade seine dreiste Ruhmredigkeit und eigensinnige Zuversicht, welche man bei begabten Autodidakten nicht selten antrifft. „Ich habe dem Nil auf das Haupt getreten"; „ich habe den Nil in das Mittelländische Meer getrieben"; solche und ähnliche Aussagen ließ er mehrmals verlauten. Kritische Einwendungen ließ er unbeachtet, denn: „ich habe die Quelle des Nils entdeckt", oder: „ich kenne den ganzen Nyanza-See genau!" Sein Buch enthält manches Neue und Interessante, aber es ist confus, stückenhaft, planlos und löst nicht im Mindesten das große Problem. Speke kokettirte mit den Missionären und Missionsfreunden, welchen er „am Kopfe des Nils" große Erfolge vorspiegelte; er seinerseits stellte, gleich Livingstone, ein Baumwollenparadies in Aussicht; zugleich forderte er die Franzosen auf, Ostafrika in Besitz zu nehmen, damit dasselbe ja nicht in die Hände Oesterreichs falle, welches gierige Blicke dorthin richtet. Auf seiner ersten Reise nach dem Nyanza überwarf er sich mit Burton, namentlich weil dieser Speke's planmäßigem Schwindel in Betreff der angeblichen, hufeisenförmigen, hohen Mondgebirge im Norden des Tanganyika-Sees im Interesse der geographischen Wahrheit gegenüber trat; denn diese angeblichen Mondgebirge sind ein Phantasiegebilde Speke's. Auf der zweiten Reise vereinigte er sich mit seinem Gefährten Grant. „Er war eine eckige, unliebenswürdige Persönlichkeit, an deren scharfen Kanten sich Alle wund rieben, die mit ihr in Berührung traten. Daher der unerquickliche Zank mit allen seinen Reisegefährten, und welchen er in rohester Weise ausbeutete." So sagt ein Nachruf. Seine Leiche ist in der Dorfkirche von Dowlish Wake bei Ilminster beigesetzt; unter den Leidtragenden befanden sich Grant, Livingstone und Murchison, der sein besonderer Protektor war. Man hat beschlossen, Speke ein Denkmal zu setzen, „zur Erinnerung an die Heldenthaten des Mannes, der, unter allen Europäern der erste, das tropische Centralafrika von Süden nach Norden mit seinem Gefährten Grant durchwanderte und der, wenn wir auch alle Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Nilquellen bei Seite lassen, ohne Frage die Existenz und die geographische Lage des großen Wassersbeckens, aus welchem der Nil hervorströmt, bestimmt hat". Murchison vertraut auf die „Opferwilligkeit der Nation", die sich aber jüngst in Sachen des Shakespeare-Monumentes ein

aeges Armuthszeugniß ausgestellt hat und, kleinere Kreise abgerechnet, um den Nilentdecker sich wenig bekümmerte.

Richard Burton hat seine Stelle als Konsul auf der spanischen Insel Fernando Po in der Biafra-Bay aufgegeben und ist vorerst nach Europa zurückgekehrt. Vor einigen Wochen erschien von ihm ein zweibändiges Werk über seinen dreimonatlichen Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomé. Burton war im amtlichen Auftrage der englischen Regierung bei dem schwarzen Potentaten, über welchen wir in den letzten Jahren so viele wundersame Berichte gelesen haben. Im Allgemeinen erfahren wir über die Zustände in Dahomé wenig mehr, als was uns schon durch Forbes bekannt war. Indessen enthält Burtons Werk manche kritische Berichtigung früherer Angaben; es ist, wie alle Bücher des ausgezeichneten Reisenden, ansprechend und lebhaft geschrieben. Man sollte meinen, daß Burton, nachdem er so manches Jahr in den ungesundesten Gegenden von Ost- und Westafrika verweilt hat, sich einige Zeit Ruhe und Erholung gönnen werde; er will aber seine Muße benutzen, um nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimath eine jedenfalls gefährliche und gewagte Expedition zur Entdeckung der Nigerquellen zu unternehmen. Dasselbe Problem wollte bekanntlich der Löwenbändiger Gerard ausführen, aber seine Bemühungen waren vergeblich. Von der Westküste Afrika's wird Burton als Konsul nach der Hafenstadt Santos in Südbrasilien gehen, wo er dann nach langer Zeit wieder einmal in einem gesunden Klima leben wird.

Samuel Baker am Nyanza-See. Vor einigen Monaten wurde aus Alexandria gemeldet, daß dieser Reisende vom obern Weißen Nil nach Chartum zurückgekehrt und auf dem Wege nach Europa sei. Diese Notiz war unrichtig, denn in der geographischen Abtheilung der British Association wurde ein Brief Petherick's aus Chartum vom 23. Mai 1864 mitgetheilt, der folgende Angaben enthält:

Eine Anzahl der Leute Churschid Agas, der hoch am obern Bahr el Abiad Handel treibt, waren von Gondokoro nach Chaetum gekommen und meldeten, daß Baker zum König Kamrasi gekommen sei, dessen „Palast" unweit von der Nordküste des Nyanza-Sees liegt, und wo Speke und Grant längere Zeit verweilten. (So weit waren uns die Nachrichten bekannt, und wie haben sie früher mitgetheilt.) Baker entließ dort jene Leute, weil er während der Regenzeit bei Kamrasi bleiben und dort Vorkehrungen zu Reisen in der trockenen Jahreszeit treffen wollte. Von Baker selbst war kein Schreiben eingegangen.

Burton über das Problem der Nilquellen. In derselben Sitzung der British Association sprach Burton, der Entdecker des Tanganyika-Sees, über dasselbe und erläuterte seine Ansichten an einer Karte von Ostafrika. Der Nyanza-See, sagte er, ist nicht das südliche Ende oder Haupt des Nils, wohl aber ist es der Tanganyika-See, welchen ich für den westlichen See des Ptolemäus halte. Es bleibt übrigens eine Aufgabe für einen künftigen Forscher, zu ermitteln, ob aus dem Nordende des Tanganyika ein Fluß abströmt, der sich in den Luta Nzige (Nilschi) ergießt und aus demselben in den Nil geht. Ein Reisegefährte Livingstone's, Dr. Kirk, war mit diesen Ansichten Burtons theilweise einverstanden. Der Tanganyika, sagt er, hat sicherlich keinen Abfluß zum Nyassa, diesem nach Süden hin von Livingstone besuchten See. Er, Kirk, habe diesen beschifft und zwar bis fast zum nördlichen Ende, und könne versichern, daß nach Norden hin kein großer Strom aus ihm abfließe. Es sei auch ermittelt worden, daß die Süßwassermuscheln des Nyassa und des Tanganyika von ganz verschiedener Art seien; zu bedauern bleibe, daß Burton keine Fische aus dem Tanganyika-See mitgebracht habe, damit man sie mit jenen aus dem Nyassa vergleichen könne; dadurch würde die Frage, ob beide Seen durch einen Fluß mit einander in Verbindung ständen, sofort ihre Lösung erhalten.

Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins. Es scheint, als ob die großen Flüsse, welche aus dem Herzen des großen Reiches Brasilien in den gewaltigen Amazonenstrom, auf dessen rechter, südlicher Seite, einmünden, dem Verkehre dienstbar gemacht werden sollen. Wir meldeten vor mehreren Monaten, daß Coutinho den Pueús hinaufgefahren sei; jetzt lesen wir in Nr. 51 der zu Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung" Nachstehendes über eine Beschiffung des Araguay. „Von Belem, in der Provinz Para, schreibt man, daß der Expräsident von Goyaz, Dr. José Vieira Couto de Magalhães, nachdem er die Regierung seinem Nachfolger übergeben hatte, von Goyaz zu Lande bis zum Flusse Araguaya ging, auf welchem er sich in einem Boote einschiffte. Er befuhr denselben in einer Länge von ca. 400 Leguas, wobei er mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten, sowie natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte; er gewann jedoch die Ueberzeugung, daß dieser höchst wichtige Fluß in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar ist, so wie der untere Theil des Tocantins. Dank dem kühnen Unternehmen des Dr. Magalhães, existirt jetzt die Gewißheit, daß man zu Wasser von Goyaz (und mithin Matto Grosso) nach Para gelangen kann.

Dr. Magalhães hat eine Beschreibung seiner Reise auf dem Araguaya herausgegeben."

Der Blick auf eine Karte von Südamerika zeigt sofort, von welcher Wichtigkeit jene Wasserstraße ist. Der Araguay oder Araguaya entspringt etwa unter 18° südl. Br. auf der Serra Cayapó, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto Grosso und Goyaz von Süden nach Norden durch ein ungemein fruchtbares aber noch sehr menschenleeres Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als jener des Rheins, unter 5° südl. Br. mit dem Tocantins, der oberhalb der Stadt Pará (oder Belem, wie man jetzt sagt) mit dem Mündungsgewässer des Amazonas sich vereinigt und dort gewissermaßen ein Zwillingswasser desselben bildet.

Fossile Knochen im Delta des Sambesi. In der londoner geographischen Gesellschaft wurde am 11. April 1864 von Dr. Kiek ein Bericht über fossile Knochen aus dem Alluvium des Sambesi-Deltas in Südostafrika erstattet. Die Knochen, welche im Delta gefunden wurden, scheinen aus dem Innern durch das Wasser dorthin geführt worden zu sein. Es waren Zähne und Knochen große Antilopen, Theile vom Büffel, vom Nilpferde und Löwen. Von Reptilienresten fand man Panzer der Wasserschildkröte und Krokodilknochen. Vermischt mit diesen Knochen lagen Bruchstücke von irdenen Gefäßen vor, die an ihren Ecken abgerundet waren, auf der frischen Bruchfläche aber genau so aussehen, wie das halbgebrannte Geschirr, welches die Eingebornen jener Gegend noch heute benutzen. Aber die Zeichen auf der Oberfläche waren ganz verschieden von diesen. Die Dörfer der Neger stehen in der Gegend des Sambesi gewöhnlich an Seen oder Bächen, und in diese wirft man, einem abergläubigen Gebrauche zufolge, alle Knochen der geschlachteten Thiere. Die in Frage stehenden Knochen waren augenscheinlich nicht lange der Sonne und der Luft ausgesetzt gewesen, weil sie sonst schwerlich ihre Form so gut bewahrt hätten, wie es der Fall ist. Sie gehören sämmtlich Thierspecies an, welche heutzutage noch am Sambesi leben.

Der Präsident der Gesellschaft, Roderick Murchison, knüpfte hieran einige Bemerkungen über das Alterthum der physikalischen Geographie in Innerafrika. Die Knochen, sagte er, erhielten namentlich dadurch ein erhöhtes Interesse, weil sie ihre Leimsubstanz verloren hätten und in den Zustand vollkommener Versteinerung übergegangen wären. Dies unterstütze die Theorie, welche er bereits 1852 ausgesprochen habe, daß nämlich Südafrika seit den Zeiten der Secundärperiode in seinen Centraltheilen ungetrübt seinen Oberflächencharakter bis auf unsere Tage beibehalten habe. Die Forschungen Burtons, Speke's, Grants und Livingstone's haben diese Ansicht bestätigt, denn nirgends trafen diese Reisenden auf alte versteinerungsführende Formationen. Sie fanden keine Kalke mit Meeresmuscheln, obgleich sie auf diese besonders aufmerksam gemacht worden waren. Die einzigen Meeresschalthiere, die man fand, kamen nahe den Küsten in den verhältnißmäßig jungen Schichten der Nummulitenformation vor. Nach Thornton's Beobachtungen kann man als sicher annehmen, daß das Rückgrat Afrika's aus allen, paläozoischen Felsen besteht; von dem Vorhandensein secundärer und tertiärer Bildungen im Innern dieses Continents verlautet jedoch nichts. Murchison setzt dann weiter auseinander, daß im Innern Südafrika's keine großen Vulkane thätig waren, welche das Land mit Lavaströmen übergossen, aufrissen oder in Schwingungen versetzten, welche andere Continente unter die Wogen des Oceans brachten oder mit erratischen Blöcken überstreuten. Uebergehend zu den Beobachtungen

Dr. Kirks, schließt Murchison auf ein hohes Alter der Neger in Afrika, wenn es sich bewahrheitet, daß die zugleich mit den erwähnten Knochen aufgefundenen Scherben mit jenen von gleichem Alter sind. Mit Rücksicht auf dieses Alter der Negerrasse erscheint es sehr bemerkenswerth, daß diese im Vergleich zu den Amerikanern und Polynesiern so geringe Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, daß sie sich nicht einmal zur Züchtung von Hausthieren aufschwingen konnte.

In der Debatte, welche sich an diesen Gegenstand knüpfte, bemerkte Herr Gatton, ob dann der Verlust der Leimsubstanz in jenen Knochen wirklich als ein Zeichen hohen Alterthums gelten könne, da es ja bekannt sei, wie leicht Knochen in heißen Klimaten ihre organische Substanz verlören. Dr. Kirk erwiederte hierauf, daß diese Knochen durchaus fossil seien, daß sie schwerer als gewöhnliche Knochen wären, daß ihre Bruchfläche an der Zunge hafte, und daß beim Verbrennen keine Spur von Geruch zu entdecken sei. Alles weise darauf hin, daß sie einen chemischen Prozeß durchgemacht hätten, und somit ihr hohes Alterthum außer Frage stehe.

Neue Nachrichten aus Madagaskar. Wir müssen die Dinge, welche auf dieser „Perle des Ostens" sich begeben, auch ferner im Auge behalten, denn es will uns bedünken, daß über kurz oder lang eine Einmischung Frankreichs gar nicht ausbleiben könne. Bekanntlich betrachtet man in Paris diese Insel als eine „Besitzung seit 1644", und in diesem Sinne spricht sich die Presse aus. Die „Revue du Monde colonial" hat auf St. Denis auf Réunion einen Correspondenten, welcher unterm 4. Juli einige Nachrichten über die neuesten Vorgänge auf Madagaskar gibt; es verlangt einen definitiven Bruch mit den Howas und eine Besitznahme der Häfen Vohemar, Diego Suarez, Bavalube und der umliegenden Landschaften, welche der „Französischen Madagaskar-Compagnie" abgetreten worden seien. Die Sache verhält sich aber so, daß Lambert, „Herzog von Emirne", die geistige Abspenstigkeit des Königs Radama benutzt hatte, um von demselben so exorbitante Vorrechte und Konzessionen zu erwirken, daß nach des Königs Ermordung dieselben für ungültig erklärt werden mußten. Dadurch sind allerdings die Pläne der Spekulanten und Abenteurer, welche Madagaskar als ihre Domäne betrachteten, durchkreuzt worden, und sie bieten Alles auf, um die französische Regierung zu einem bewaffneten Einschreiten zu drängen. Diese würde wohl auch schon die „Interessen der Civilisation" auf Madagaskar in ihrer Weise gefördert, d. h. sich eingemischt haben, wenn sie nicht in Mexico und Algerien vollauf zu thun hätte.

Seit Radama's Ermordung ist die Insel nicht zur Ruhe gekommen. Am 14. Mai 1864, dem Jahrestage, an welchem Rabube oder Raboba als Königin von Emirne (d. h. der Centralprovinz, welche den Hauptsitz des herrschenden Volkes der Howa bildet) den Thron bestieg, war großes Fest am Hofe im Palaste Mahusation, der etwa eine Wegstunde von der Hauptstadt Tananarive entfernt liegt. Alle hohen Würdenträger und vornehmsten Edelleute waren versammelt und eine große Menge Volkes anwesend. Als die Gäste aber an der Tafel Platz nehmen wollten, kam ein Adjutant des Premierministers (der jetzt Gemahl der Königin ist) und meldete, daß eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt worden sei. Etwa dreihundert Howas lägen, vollständig bewaffnet, in den Kellergewölben des Palastes versteckt und wollten die Königin und ihren Gemahl ermorden. Dieser letztere, eben der Premierminister Rainiooninahaitrinony, sprang auf, ließ den Palast umzingeln und befahl, alle Verschworene, ohne weiteres Verhör, mit Lanzen zu tödten. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Rainofar, welcher Anstifter des Complots war und die Minister, welche auch um dasselbe gewußt zu haben scheinen, erhoben Einsprache gegen ein solches Abschlachten, und der Streit wurde so heftig, daß der Premierminister dem Oberfeldherrn Ohrfeigen gab. Nun wurde die Verwirrung allgemein, und die Edelleute nahmen Partei für den Geschlagenen, der aber für den Augenblick sein Rachegefühl beherrschte. Während der Verwirrung wurden die Tische umgeworfen, Alles drängte wild durch einander, und so gelang es den Verschworenen, in die Felder zu entfliehen. Die erschreckte Königin begab sich sofort nach Ambuhimanga, von wo sie erst am 4. Juni, um die Vollmondszeit, nach Tananarive zurückkommen wollte; diese Hauptstadt wurde aber in Belagerungszustand erklärt. Unter solchen Umständen dürfen wir uns auf Nachrichten von Mord und Revolution gefaßt halten.

Von den Inseln der Südsee. Wir haben eine Anzahl von Berichten aus verschiedenen Theilen Polynesiens, denen wir das Nachstehende auszugsweise entnehmen.

Auf Tahiti empfindet man den Mangel an Arbeitskräften so sehr, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, um vorerst eintausend chinesische Arbeiter einzuführen. Diese Kulis sind verpflichtet, sieben Jahre lang zu dienen und werden, falls sie es wünschen, nach Ablauf dieser Zeit auf Kosten der Gesellschaft nach China zurückgebracht. Die französischen Behörden haben sehr zweckmäßige Verfügungen über die Behandlung dieser Leute getroffen und einen eigenen Einwanderungskommissär angestellt.

Auf den Markesas-Inseln haben die Blattern in der ersten Hälfte des Jahres 1861 große Verwüstungen angerichtet. Auf Taio hae, wo die französischen Behörden und die katholischen Missionäre wohnen, erhielten die Kranken einige Pflege und die Todten wurden begraben, aber auf anderen Inseln war der Zustand entsetzlich. Die Krankheit griff immer weiter um sich, die Menschen wurden massenweis von ihr hinweggerafft, und der Ueberlebenden bemächtigte sich eine dumpfe Verzweiflung. Sie ließen die Leichen unbegraben liegen, als Fraß für hungrige Hunde und Schweine. Das sahen manche Kranke mit an; um nicht in solcher Weise aufgefressen zu werden, wühlten sie sich Gruben und erwürgten sich selbst! Manche erbaten als Gnade, mit den Leichen ihrer Verwandten lebendig begraben zu werden.

Die Tuamotu-Inseln. Die Regierung der unter Frankreichs Schutzherrschaft stehenden Gesellschaftsinseln hat zu Papeete, der Hauptstadt Tahiti's, einen Bericht über die französischen Besitzungen in Oceanien herausgegeben. Es ist darin unter anderm die vollständige Liste der zum Pomotu (oder niedrigen Archipel) gehörigen Inseln, welche unter Frankreichs Protektorate stehen, angeführt; ihre Zahl beläuft sich auf 80. Die Deputirten dieses Archipels haben aber bei einer Zusammenkunft in Papeete unter dem Vorsitze des Viceadmirals Bonard gegen den bisher üblichen Namen Pomotu (unterworfene Inseln) Verwahrung eingelegt und verlangt, daß dieser in Tuamotu geändert werde. Tuamotu bedeutet: entfernte Inseln. Ihrem Wunsche ward entsprochen, und somit gilt Tuamotu nun als der offizielle Name für den niedrigen Archipel. Zwischen diesem und Papeete findet nun allmonatlich eine Postbeförderung statt.

Auf Neu-Caledonien ist im Frühling ein Transport französischer Verbrecher für die dortige Strafkolonie angekommen. — Die Eingebornen zeigen in mehreren Theilen der Inseln große Widersetzlichkeit, empfinden aber die Ueberlegenheit der europäischen Waffen. Auf der Ostküste bei Wagap ist ein Schieferbruch entdeckt worden, aus welchem ganze Ladungen Schiefers nach Australien gehen, wo derselbe sehr gut bezahlt wird. — Die Strafansiedlung befindet sich auf der Insel Nu, diese ist „Sitz der transportirten Arbeiter"; so nämlich heißen im Amtsstyl die Verbrecher.

Am 1. Mai 1864 hat Frankreich nun auch die Loyalty-Inseln in Besitz genommen. Man hat an der Sandelbay auf der Insel Lifu oder Chabrol einen Militärposten angelegt.

Die neue Verfassung in Venezuela ist vor Kurzem in den meisten Staaten eingeführt worden. Ihre Hauptbestimmungen sind: Die „21 unabhängigen Staaten Venezuela's" bilden einen Bund, welcher den Titel: Vereinigte Staaten von Venezuela führt. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Sklaverei darf nie wieder eingeführt werden, und alle Sklaven sind frei. Alle Bürger über 18 Jahr alt (!) sind stimmfähig. Die Freiheit aller Religionen ist garantirt. Die Einkerkerung wegen Schulden ist abgeschafft. Kein Bürger darf verbannt werden, und die höchste Gefängnißstrafe beträgt 10 Jahre. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten, dem Senat und der Kammer der Abgeordneten. Der Präsident darf keinen Staat ohne dessen Erlaubniß militärisch besetzen und sich nirgends in die inneren Angelegenheiten eines solchen mischen, ausgenommen in offiziöser Weise. — Gegenwärtig ist General Falcon Präsident. — Diese Verfassung ist wieder eines jener abstrakten Machwerke, deren die südamerikanischen Republiken sich zu Dutzenden gegeben haben, und welche nach ein paar Jahren von ihnen selber wieder über den Haufen geworfen werden. Man muß bedenken, daß sechs Siebentel der Bevölkerung von

Digitized by Google

Venezuela aus Indianern, Mestizen, Negern, Mulatten und Zambos bestehen, von denen die wenigsten wissen, was Lesen, Schreiben und Unterricht heißt. Und dabei das allgemeine Stimmrecht für jeden Burschen, der sein 18. Jahr zurückgelegt hat! Anzuerkennen ist, daß man allen Religionen Freiheit gewähret; ja weit ist man in Spanien, Portugal und im Kirchenstaate noch lange nicht.

Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay. Diese Regionen, wo gegenwärtig, mit alleiniger Ausnahme von Montevideo, vollkommene Ruhe herrscht, erfreuen sich jetzt einer gedeihlichen Lage und haben sich mit Eifer auf die Künste des Friedens geworfen. So günstig sind die Verhältnisse, daß von englischen Kapitalisten Geldanlagen von Millionen Pfund Sterling in den La Platastaaten gemacht werden; auch ist erfreulich zu sehen, daß die europäische Einwanderung noch Südamerika immer beträchtlicher wird. Sie hat dort eine sehr ersprießliche Gegenwart und eine vortreffliche Zukunft.

Die „Tribuna", welche zu Buenos Ayres erscheint, gibt in ihrer Nummer vom 27. Juli folgende Uebersicht:

„Wir können mit Genugthuung melden, daß überall Ruhe herrscht; auf die Tage bürgerlicher Fehden ist eine Zeit des Friedens und der Betriebsamkeit gefolgt. Wie bauen Eisenbahnen, Brücken und Straßen, ermunteren die Einwanderung, sorgen für Unterricht und Erziehung, verbessern und vermehren unsere Heerden, gehen zweckmäßige Gesetze, arbeiten eifrig am moralischen und materiellen Fortschritte des Landes und zeigen uns jeder Unternehmung, welche den allgemeinen Nutzen im Auge hat, nach Kräften förderlich."

Der argentinische Kongreß hat die Anlage eines Telegraphen zwischen Buenos Ayres und Montevideo bewilligt und einer Gesellschaft, welche den obern Uruguay mit kleinen Dampfern befahren will, eine Zahresunterstützung von 9600 Dollars zugebilligt. — In Buenos Ayres werden schwimmende Docks gebaut; in Cordova wird eine englische Bank mit 200,000 Pf. St. Kapital gegründet; sie wird für eine halbe Million Banknoten ausgeben. — Die Regierung in Buenos Ayres trof Maßregeln, um eine Menge ihres einlaufenden Papiergeldes einzulösen und den Papierdollar so zu steigern, daß 25 derselben einen Silberdollar gelten; sie will dadurch den bisherigen Kursschwankungen ein Ende machen. — Die Silbergruben in San Juan liefern eine unmein reiche Ausbeute. — Der Viehstand in den Provinzen Buenos Ayres und Entre Rios hat sich während der beiden letztverflossenen Jahre ungemein vergrößert; in der letztgenannten Provinz und in Santa Fé siedeln sich jetzt viele Engländer an, weil die argentinische Centralbahn durch Santa Fé ziehen wird. Jetzt ist Land noch so billig, daß man eine Quadratlegua für 600 Pfd. St. kauft.

Einem andern argentinischen Blatte, dem Ferro carril, entnehmen wir folgende Notizen:

Zwei Kongreßabgeordnete, Cano und Zuviria, betreiben den Plan, je 1000 Einwandererfamilien im Süden am Rio Negro, im Norden am Rio Vermejo anzusiedeln und beide Linien durch eine Reihe von Forts gegen die Indianer zu schützen. Bei der allgemeinen Ruhe glaubt man die argentinischen Soldaten nicht nützlicher verwenden zu können.

Die Einwanderung in Santa Fé nimmt merkwürdig zu. Die Leute kommen aus England, aus den vom Bürgerkrieg zerrütteten, mit unerschwinglich hohen Steuern und Abgaben überbürdeten Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus Buenos Ayres und Uruguay. Alle sind wohlhabend und bringen bedeutende Kapitalien mit. Die der Eisenbahngesellschaft (zwischen Rosario und Cordova, eine Strecke von 240 Miles) gehörenden Ländereien werden jetzt vom Herrn Phibbs aus Liverpool genauer untersucht und vermessen; die Kompagnie gewähret Ansiedlern die günstigsten Bedingungen. Gleichzeitig hat die Bundesregierung eine Einwanderungsbehörde in Rosario niedergesetzt und derselben beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt; Sekretär derselben ist ein Engländer, Perkins. Die Provinzialbehörde von Santa Fé ihrerseits bereitet über ein Heimstättegesetz nach dem Muster des nordamerikanischen. In der nächsten Umgegend der Stadt Santa Fé sind schon jetzt etwa 700 Einwandererfamilien ansässig, denen es, nach dem Berichte des englischen Konsuls Hutchinson (desselben, der drei vortreffliche Werke über Westafrika geschrieben hat und Burtons Vorgänger auf Fernando Po war), ausgezeichnet wohl ergeht. Abgaben und Steuern sind in den argentinischen Ländern nicht der Rede werth.

In Paraguay sind drei Abtheilungen der Bahn von Asuncion nach Villarico eröffnet, bis nach Pirayu; die vierte, nach Cerro Leon, soll noch im Laufe dieses Jahres eröffnet werden. An den Telegraphenlinien wird eifrig gearbeitet; im Land war ungestörte Ruhe.

Erdbeben. Briefe von Silistria berichten von einem heftigen Erdbeben, welches am 14. August, von starken Stürmen begleitet, in Kolineach on der Donau stattfand. Die Kirche, die Schule und viele andere Gebäude wurden in Ruinen verwandelt. Im Hafen haben mehrere Schiffe Schaden erlitten. Auch aus Aleppo erfahren wir, daß am 15. August ein überaus heftiger Erdstoß verspürt wurde.

Der Tunnel durch den Mont Cenis. Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung" aus Genua vom 14. September: Die französischen und die italienischen Kommissäre, welche mit der Inspektion der Riesenarbeiten am Mont Cenis beauftragt sind, haben bei ihrem letzten Besuch über den Fortgang dieses Werks, welches ein Ruhm unsers Jahrhunderts sein wird, die befriedigendsten Eindrücke erfahren. Vom Juli 1863 bis Juli 1864 ist auf der Seite von Bardonnèche allein die Arbeit um 560 M. fortgeschritten. Nun werden mit dem tiefern Eindringen die zu überwältigenden Schwierigkeiten immer größer; aber der Ingenieurs Sommeiller bewährtes Genie findet dadurch nur Gelegenheit, die erkannten physischen Kräfte in immer neuen wunderbar verbesserten Combinationen kühn den größten Hindernissen entgegen zu stellen, so daß das Werk, anstatt verlangsamt zu werden, immer rascher fortschreitet. Der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter sind jetzt 4000, und das bisherige Gesammtresultat beträgt in Metern ausgedrückt 2017 auf der italienischen und 1448 auf der savoyischen Seite. Dieß ist ungefähr ein Drittel des ganzen Tunnels, welcher 12,220 Meter lang werden soll. Daraus läßt sich berechnen, daß dieser Wunderbau bis zum Jahr 1872 vollendet sein wird.

Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien. Ein florentiner Blatt, welches den Titel „Nazione e sede" führt, bringt folgende Angaben über den Ordensstand in Italien. Die Zahl der religiösen Orden beträgt nicht weniger als vier und achtzig. Sie besitzen 2382 Klöster, von denen 658 den Bettelorden gehören. Man zählt 15,491 männliche und 18,198 weibliche Professen; dazu kommen noch 4668 Laienmitglieder beiderlei Geschlechts. Also hat man im Ganzen 38,357 Klosterbewohner. Dazu kommt dann noch die ungemein zahlreiche Abtheilung der Geistlichkeit, welche nicht in Klöstern wohnt, die „Weltgeistlichkeit". Italien hat in diesen Beziehungen nach dem Vorgang von Belgien; in diesem kleinen Lande ist die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen seit 1830 von etwa 4000 auf nahezu 16,000 angewachsen.

Die Produktion der Edelmetalle. Die Produktion der Edelmetalle berechnet man nach der neuesten statistischen Aufstellung auf jährlich 379,054,000 Thlr., und davon kommen auf das Gold 285,489,000 Thr. (75,32 Percent), und auf das Silber 93,565,000 Thlr. (24,68 Percent). Dazu trugen bei: Californien 99,750,000 Thlr., die übrigen Staaten der Union 42,750,000 Thlr., Britisch-Columbia 8,550,000 Thlr., Mexiko 35,625,000 Thlr., Südamerika 18,525,000 Thlr., Rußland 31,350,000 Thlr., das übrige Europa 9,975,000 Thl., Asien und Afrika 8,550,000 Thlr., Australien 106,879,000 Thlr., Neuseeland 17,000,000 Thlr. Amerika liefert für 137,298,750 Thlr. Gold und für 67,901,250 Thlr. Silber, also 48,09 Procent der Gold-, und 72,57 Percent der Silberproduktion. Seit dem Anfang unsers Jahrhunderts ist die Goldproduktion um mehr als das 15,6fache gestiegen, und seit 1848, bevor die reichen Goldlager in Californien entdeckt waren, um mehr als das 6fache. Können wir unsere Zeit auch nicht eine goldene nennen, so hat doch unsere Erde solche Reichthümer seit ihrem Entstehen nicht gesehen. Der Goldreichthum der frühern spanischen Colonien in Amerika und Brasilien, der im Mittelalter so angestaunt wurde, ist im Vergleich zu dem der Gegenwart ärmlich zu nennen. Von hier kamen seit der Entdeckung der neuen Welt bis zum Jahr 1809, also in 318 Jahren, nach A. v. Humboldt, 2,071,530,000 Thlr. nach Europa, während Australien allein in den 12 Jahren von 1851 bis 1862 für 702,953,925 Thlr. Gold ausgeführt hat, so viel wie Amerika in 108 Jahren.

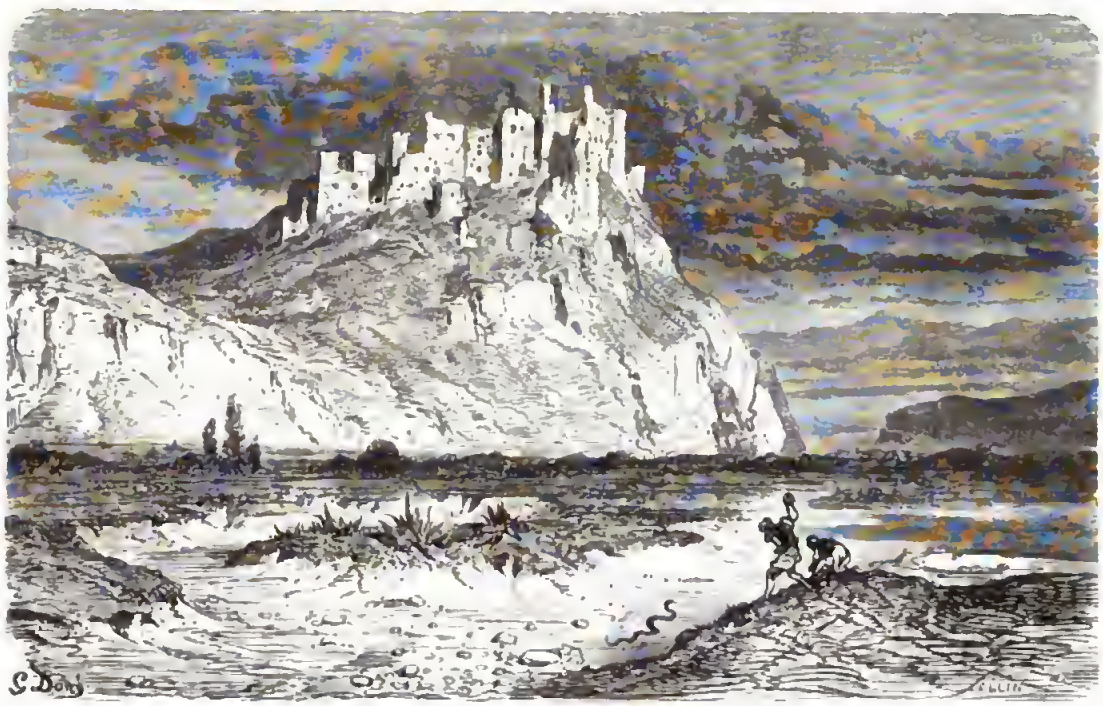
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenſtadt Elche.

Feſtlichkeiten auf dem Jahrmarkte zu Alcoy. — Kämpfe der Chriſten und Mohren. — Jativa und Almanſa. — Ueber Chinchilla nach Albacete. — Die Meſſerfabrikation. — Tuelle mit der Navaja. — Villena und der Troubadour Macias. — Alicante. — Die heilige Agathe. — Das Mandelgebäck. — Eine Bürgerhochzeit. — Nach Elche.

Wir haben die beiden Reiſenden Doré und Davillier neulich (Band VI, Nr. 7 und 8) auf ihren Streifzügen in der ſpaniſchen Provinz Valencia begleitet und ſind ihnen bis Alcoy gefolgt, wo ſie eben zur Zeit der großen Jahresmeſſe, der Feria, eintrafen. Dort fanden ſie Gelegenheit, an den verſchiedenen Feſtlichkeiten und Beluſtigungen, Funciones, Theil zu nehmen.

Schon am Tage vor dem Feſte kommen aus jedem Dorfe der Comarca, d. h. des Landbezirkes, Muſikanten zur Stadt, verſammeln ſich am andern Morgen vor dem Rathhauſe und durchziehen die Straßen. Dieſes ländliche Orcheſter beſteht zumeiſt aus Dulzaynas, kleinen Oboen mit ſchrillendem Tone, welche mit den Inſtrumenten der italieniſchen Pifferari Aehnlichkeit haben; aber auch Trommeln,



Ruinen der Burg bei Chinchilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schutzpatron der Stadt iſt der heilige Georg, und zur Ehre deſſelben wird alljährlich zur Meßzeit ein großes Nationalfeſt gefeiert, bei welchem die Mohren, die ungläubigen Saracenen, gar übel wegkommen und Püffe in ungezählter Menge erhalten. Im Jahre 1257 unternahmen die Mauren einen Angriff gegen die Stadt, und Alcoy wäre, ſo wähnt das Volk, eine Beute der Ungläubigen geworden, wenn nicht der Heilige Sanct Jürgen ſich der Chriſten erbarmt und allerhöchſtſelber Antheil am Kampfe genommen hätte. Er ſchlug die Mohren zurück.

Trompeten, Bandurrias, Citaras und die unvermeidliche Guitarre fehlen nicht. Hinter den Spielleuten ziehen dann die Mohren und die Chriſten einher, welche am folgenden Tage beim Feſt eine Rolle zu ſpielen haben.

Bei dieſem ſchreitet die Geiſtlichkeit voran und begibt ſich in ſtattlichem Zug auf den großen Marktplatz, die Plaza mayor. Dort iſt eine Burg errichtet worden, ein Caſtillo, aber nicht aus Steinen, ſondern aus Brettern und Leinwand. Nachdem die Geiſtlichen in die Burg eingezogen ſind, defiliren die Chriſten und die Mohren zu Fuß und zu Roß an ihnen

vorüber, ziehen gemeinſchaftlich durch mehrere Straßen, theilen ſich dann in verſchiedene Gruppen und führen Tänze auf, beſonders vor dem Hauſe des Bürgermeiſters und anderer angeſehenen Bürger.

Am nächſten Morgen werden die im Stadthauſe verſammelten Behörden von den Spiellenten abgeholt und ſchließen ſich dem Zug an, welcher in Prozeſſion nach dem Oratorium des heiligen Jakob geht. Man holt dort das Bild und die Reliquien dieſes Heiligen ab, bringt dieſelben nach der Pfarrkirche, in welcher eine muſikaliſche Meſſe abgehalten wird, und ſchafft ſie dann wieder ins Oratorium.

Nun erſcheint der dritte Tag, und an dieſem findet El Alarde ſtatt, d. h. die Parade, der Kampf zwiſchen Chriſten und Ungläubigen. Schon früh am Morgen verſammeln ſich beide Parteien auf der Plaza mayor, und dann ziehen die Mohren in guter Ordnung zur Stadt hinaus, welche ſie belagern müſſen. Nachdem ſie dann vor den Thoren ſich gelagert, ſchicken ſie einen Abgeſandten an den Befehlshaber der chriſtlichen Streiter; dieſer Parlamentär reitet auf einem prächtig angeſchirrten Roſſe bis an das Caſtillo hinan, grüßt nach morgenländiſcher Art und überreicht ſein Schreiben. Der Anführer der Chriſten nimmt das Papier entgegen, wirft einen Blick hinein und — zerreißt es, weil er nun und nimmermehr mit den Feinden des chriſtlichen Glaubens kapituliren werde. Der Abgeſandte kehrt zu ſeinen Mohren zurück, welche trotz ſener Beſchimpfung nicht ſofort die Stadt angreifen, ſondern eine zweite Geſandtſchaft mit großem Gefolge an den Chriſtengeneral abſenden; es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch ſie eine abſchlägige Antwort erhält. Da ſchwören dann die Mohren, daß Alcoy durch Feuer und Schwert verwüſtet werden ſolle.

Die Navaja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

In der That beginnen ſie nun den Angriff, dringen in die Stadt ein, werden aber mit einem lebhaften Musketenfeuer empfangen. Allerdings hatten die Krieger im Jahre 1257 noch keine Feuerwaffen, aber was ſchadet ein ſolcher Anachronismus? Die Mohren fürchten ſich nicht, rücken in geſchloſſenen Reihen vorwärts, werden dann aber von den Chriſten, unter dem Schlachtrufe: Santiago, y a ellos! — St. Jakob, und drauf! — zurückgedrängt, beſonders nachdem Reiterei gegen ſie eingeſtürmt iſt. Wie luſtig ſprengen die Ritter und Paladine einher! Man glaubt ein Faſtnachtſpiel vor ſich zu ſehen, denn dieſe Paladine ſind in die ſpaniſche Tracht des Mittelalters gekleidet und ſehen etwa aus wie Jahrmarktspuppen; die Pferde ſind aus Pappe verfertigt, aber reich mit Decken behangen. Der Anputz der Mohren iſt nicht minder gelungen; ſie ſehen aus wie die Türken auf unſeren Maskeraden.

Das Handgemenge wird bald allgemein; die Ungläubigen müſſen zurückweichen, denn ſie haben ja keinen Heiligen, der für ſie kämpft, und die Chriſten bleiben Sieger. Dieſe ſtimmen Triumphgeſänge an, führen unter Muſik die gefangenen Saracenenhunde in der Stadt umher, und das Springen, Pfeifen, Tanzen und Trommeln dauert bis zum Abend.

Mit einem dreitägigen Feſt iſt dem Spanier keineswegs gedient, er will mehr haben, und am vierten Tage nimmt die Sache ihren weitern Verlauf. Man führt die Gefangenen und angeblich Verwundeten in der Stadt umher; ſie jammern und flehen das Mitleid der Leute an; die Chriſten ſind auch großmüthig und geben Almeſen, welche dann an die Kaſſe des Stadtkrankenhauſes abgeliefert werden. Am Ende marſchiren Mohren und Gläubige je zu zweien Arm in Arm hinter den Reliquien des Heiligen her, welche in der St. Georgs-Einſiedelei beigeſetzt werden, die Feindſeligkeit hat ein Ende und der Tanz beginnt. Erſt nach Mitternacht wird es in Alcoy allgemach ruhig.

In Spanien iſt der altererbte Haß gegen die „Mohren“ noch heute lebendig; das hat ſich in dem letzten Kriege gegen Marokko wieder einmal gezeigt. Das Volk liebt die Mohrenkämpfe eben ſo leidenſchaftlich wie die Stiergefechte, und ein Fremder thut wohl, ſich dieſelben anzuſehen; denn ſie gewähren ihm einen intereſſanten Einblick in das Leben und in die Sitten und Bräuche des Volkes. Auch ſtrömen von weit und breit die Landleute herzu, über deren eigenthümliche Trachten man bei ſolchen Gelegenheiten allerlei Studien machen kann.

Während der vier Feſttage wird in Alcoy eine ungeheure Menge von Turrones genoſſen. Dieſes Mandelgebäck von Honig iſt weit und breit berühmt; auch die Verkäufer der Orchata de chufas machen gute Geſchäfte. Wein und

Branntwein spielen eine höchst untergeordnete Rolle, und ein betrunkener Mann gehört zu den größten Seltenheiten; auf einen Borracho würde Jeder mit den Fingern zeigen, und ein solcher gilt in dem klassischen Lande der Nüchternheit für einen entehrten Menschen.

Wir verlassen Alcoy und fahren durch die kleine Stadt Concentáyna, wo so Vieles an die glänzenden Tage der Mauren-Herrschaft erinnert, namentlich ein großer, viereckiger Thurm, der jenem in der Alhambra gleicht, und gelangen bald nach Játiva (15,700 Einwohner), einer der anmuthigsten Städte Spaniens. In den mohammedanischen Zeiten hat sie sich einer hohen Blüthe erfreut, aber in christlichen Zeiten viel gelitten, namentlich während des spanischen Erbfolgekriegs im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Damals wurde sie in San Felipe umgetauft; aber der alte Name ist doch geblieben, eben so viel von dem maurischen Charakter in der Bauart. Das Gartenfeld, über dessen Fläche Palmen gleich hohen Masten emporragen, ist ungemein fruchtbar.

Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Játiva ist Geburtsort des berühmten Malers Ribero, den man gewöhnlich Spagnoletto nennt. Von Játiva ab fuhren wir gen Westen landein in die Gebirgsgegend und kamen aus der Provinz von Valencia in jene von Albacete, nach Puerto de Almansa. Dort ist der Knotenpunkt der Bahnen von Madrid, Valencia und Alicante; die Stadt mag etwa 7500 Einwohner zählen und liegt schon 2200 Fuß über dem Meeresspiegel. Sobald man über diesen Punkt hinauskommt, verspürt man sofort einen Wechsel im Klima; Aloe, Cactus und andere südliche Pflanzen verschwinden und machen einer mehr nordischen Vegetation Platz. Unweit von Almansa erhebt sich ein Obelisk zum Andenken an die Schlacht, in welcher 1707 der Erbfolgekrieg zu Gunsten der Bourbonen entschieden wurde; in Folge derselben gewann Philipp V. das Königreich Valencia. In dieser Schlacht wurden die Franzosen von einem Schotten, dem Herzoge von Berwick, befehligt, die englischen Truppen dagegen von einem protestantischen Franzosen, de Ruvigny. Die Burg von Almansa war früher von großer Bedeutung; sie galt für einen der Schlüssel zum Königreiche Valencia.

Die Provinzialhauptstadt Albacete, 12,000 Einwohner, wird auf der Eisenbahn binnen zwei Stunden erreicht. Die Gegend bildet zu der schönen und üppigen Region Valencia's einen scharfen Contrast und gibt schon einen dürren Vorgeschmack von der Mancha und Castilien. Das Klima ist im Sommer brennend heiß, im Winter eisig kalt. Bäume sieht man nur selten, desto mehr aber riesenhohe Disteln und ausgedehnte Getreidefelder; auf den öden Hügeln stehen Windmühlen, und beim Anblick derselben denkt man unwillkürlich an den Kampf, welchen der sinnreiche Junker Don Quixote mit einer derselben bestanden hat. Das Land bleibt einförmig bis zur Station Chinchilla (3500 Einwohner, 2555 Fuß über dem Meere), von welcher man nur das Schloß erblickt. Von dort gelangt man nach einer nur halbstündigen Fahrt nach Albacete.

Auf dem Bahnhofe werden dem Reisenden sofort Messer verschiedener Art angeboten, denn Albacete ist ein spanisches Iserlohn oder Sheffield, und verfertigt Navajas, Cuchillos und Puñales in großer Menge. Das Fabrikat ist plump und erinnert an arabische Mache. Aber die Navaja gehört zu den „Cosas de España", und der Mann aus dem Volke trägt dieses lange Messer (dessen Gestalt aus unserer Abbildung klar wird), je nach der Größe desselben, in der Tasche, im Gürtel oder an der Jacke. Der Griff ist von Holz und gewöhnlich mit einer Kupferplatte beschlagen, auf der allerlei urwüchsige Figu-

ren eingegraben werden, die ausgeſchweifte, nadelſpitze Klinge ſieht aus wie ein Fiſch, und die längsſtreifigen Vertiefungen in derſelben ſind roth bemalt. Dieſe Klingen von Albacete werden aus grobem Eiſen verfertigt und haben mit denen von Toledo nichts gemein. Aber wir finden auf ihnen eingeätzte Inſchriften und halborientaliſche Verzierungen. Manche Deviſen ſind alten caſtilianiſchen Waffen entlehnt, z. B. folgende:

No me saques sin razon,
No me embaines sin honor,

oder Alfiler, alſo: Federmeſſer, Zahnſtocher, Stecknadeln. Schöne Stecknadeln!

Man geht mit der Navaja nach Principien und Regeln um, in denen Unterricht ertheilt wird, wie im Fechten. Spanien hat Navaja-Profeſſoren von großem Ruf, namentlich in Cordova. Solch ein Diestro bedient ſich beim Unterricht zu Anfang eines Rohrſtockes und legt beſondern Werth auf den klaſſiſchen Schnitt; dieſer beſteht darin, daß man dem Gegner gleich ein Paar Schmarren im Geſicht beibringt und hinterher, ehe man ihm den vollen Hiebſchnitt von oben nach unten verſetzt. Man hat dann den Troſt,

Auf dem Jahrmarkte in Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

„Zieh mich nicht ohne Urſache und ſtecke mich nicht ohne Ehre in die Scheide.“ Oder:

Si esta vivora te pica,
No hai remedio en la botica.

„Wenn dieſe Viper dich ſticht, dann gibt es in der Apotheke kein Mittel dagegen.“ Wahrſcheinlich bezeichnet man deshalb eine gewiſſe Art von Navajas als Navajas del santolio, Meſſer der letzten Oelung. Die Navajas haben gewöhnlich eine ſehr ſtarke Feder; manche Meſſer haben bis zu drei Fuß Länge, gewöhnlich beträgt die letztere aber nur eine halbe Vara, etwa 45 Centimeters, und das iſt für ein Meſſer immerhin reſpektabel genug. Die Spanier geben denſelben allerlei Scherznamen: Cortaplumas, Mondadientes daß man ihm eine Schebecke matte; denn pintar un javeque iſt ein Ausdruck, welchen man der langen, ſchlanken Geſtalt jener Schiffe im Mittelmeer entlehnt hat, die als Schebecken bezeichnet werden. Manche Leute aus den niedrigſten Klaſſen, Charranes oder Barateros (Bummler und Raufbolde), haben ſolche Schrammen und Schnitte im Geſicht. Der gemeine Mann in Spanien zieht ſeine Navaja, wie wir das Schwert ziehen, und dieſe Zweikämpfe ſind oft fürchterlich. Ein paar Barateros treten in einen engen Hof und ziehen das Meſſer; ſie haben zum Schutze weiter nichts als ihre Jacke oder einen Mantel, welchen ſie über den linken Arm werfen; damit pariren ſie, und der Kampf dauert, bis einer der Beiden am Boden liegt.

Der ſpaniſche Puñal hat Aehnlichkeit mit dem corſiſchen Dolche; manchmal iſt die Klinge durchlöchert und hat ſägen-

Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Digitized by Google

artige Kerben oder Zacken, damit die Wunde recht stark und gefährlich werde!*)

Unsere Reisenden fuhren mit dem von Madrid kommenden Bahnzuge in südöstlicher Richtung wieder dem Meere zu, nach Alicante. Unterwegs bei der Venta de la Encina, dem Gasthof zur grünen Eiche, theilen sich die Linien; die eine geht nördlich, nach Valencia, die andere in südöstlicher Richtung nach Alicante, und zwar über Candete und Villena. Das letztere (8500 Einwohner) ist Stammort einer berühmten Adelsfamilie. Der erste Marquis von Villena galt bei seinen Lebzeiten für einen Zauberer und Hexenmeister; nach seinem Tode ließ der König von Castilien die ganze Bibliothek dieses Zauberers durch einen Dominikanermönch verbrennen!

An die Geschichte des Don Enrique de Villena knüpft sich jene des berühmten Trovador Juan Macias. Er war ein Ritter im Gefolge des Marquis und liebte ein junges Mädchen, das dem Großmeister des Calatravaordens nahe verwandt war. Die Dame versprach ihm ihre Hand, mußte

Ein Mann aus Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

*) Davillier sagt von Albacete, es sei eine der abscheulichsten Kloaken, über und über voll von Unrath und Schmutz; von Straßen könne eigentlich gar keine Rede sein, sondern nur von Bächen flüssigen Schlammes, wenn es regnet, und von unendlichem Staube, wenn das Wetter trocken ist. Aber allerdings versinken die Wagenräder bis an die Achse, und wenn man im Sommer am Staub ersticken kann, so läuft man im Winter Gefahr, im Schlamme zu ersaufen. Dagegen sagt Moritz Willkomm in seinem Werk über das pyrenäische Halbinselland (S. 186), Albacete sei „eine wohlhabende, regelmäßige und gut gebaute Stadt".

Straße in Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

aber, während Macias in der Feene weilte, einen andern Edelmann heirathen. So wollte und so erzwang es der Marquis. Macias kam zurück und war in Verzweiflung; auf Antrieb des eifersüchtigen Ehemannes wurde er in die Burg Arjeneilla bei Jaën eingesperrt. Als er dort eines Tages ein Lied zu Lob und Preis seiner Dame sang und am Fenstergitter seines Kerkers stand, wurde er von dem eifersüchtigen Gemahl von außen her mit einer Lanze durchbohrt und starb. Die große spanische Romanzensammlung enthält mehr solcher Geschichten; jene des Macias ist Gegenstand eines Dramas (Porfiar hasta morir, d. h. Ausharren bis zum Tode) von Lope de Vega.

In den krummen und engen Straßen Villena's sind manche alte Häuser, die mit solchen Legenden wohl harmoniren; die alte Burg, welche in verschiedenen Kriegen viel gelitten hat, ragt stolz über die Stadt empor. Die nächste Station, Sax, ist die letzte Ortschaft in der Provinz von

Wir sind in Alicante, einer Handels- und Hafenstadt von etwa 18,000 Einwohnern, und obwohl in die Römerzeit hinaufreichend (als Alona oder auch als Lucentum?), von ganz modernem Aussehen; selbst mittelalterliche und arabische Denkmäler fehlen durchaus, obwohl französische Dichter von stattlichen Minarets gesungen haben. Auch das Stadthaus hat nichts Orientalisches an sich. Das Wappen der Stadt ist ein „Kastell über dem Wasser". In der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kathedrale fällt unter der Masse von Bildern ein Martyrium der heiligen Agathe auf, die in Spanien eben so hoch verehrt wird, wie in Süditalien. Die palermitanische Jungfrau weigerte sich standhaft, die heidnischen Götter anzuerkennen. Da ließ der heidnische Landpfleger Siciliens ihr die Brüste abschneiden, und dabei war sie sehr standhaft; sie muckste nicht einmal. Die spanischen Maler, die sehr viel und sehr Starkes im Verfertigen sogenannter „Schinderei- oder Fleischbank-

Alicante (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Albacete, und in dieser Gegend zieht die Bahn über mehrere tiefe Schluchten und durch einen langen Tunnel. Sobald man denselben hinter sich hat, liegt zur Linken das hübsche Thal von Elda; dann kommt man nach Monovar, 6700 Einwohner, und Novelda. Die Gegend ist sehr uneben. In ihr liegt das berühmte Pantano de Tibi, ein großes Becken, in welchem man das vom Gebirg herabkommende Wasser sammelt; die Einfassungsmauer ist 60 Fuß dick und 150 Fuß hoch. Das großartige Werk gibt in den trockenen Monaten Wasser an die Felder ab; es ist zu Ende des 16. Jahrhunderts erbaut worden.

Der Pflanzenwuchs im Königreiche Murcia hat einen fast tropischen Charakter; Feigen- und Mandelbäume treten in mächtiger Größe auf, und in den Rebgeländen prangen ungeheuere ambragelbe Trauben. Alles streut in dieser, man kann sagen halbafrikanischen, Oase von üppiger Fruchtbarkeit. Hier ist eine Region nicht nur der Südfrüchte, sondern auch der Palmen.

Heiligenbilder" geleistet, haben auch das Martyrium der heiligen Agathe mit einem haarsträubenden, Ekel erregenden Realismus dargestellt; bei dem Bild im Dom zu Alicante erscheinen die Stellen, an welchen die Brüste abgeschnitten wurden, als zwei ochsenblutrothe Kugeln, aus welchen das Blut am Leib herabströmt!

Von den Molen im Hafen hat man einen Gesammtüberblick über Alicante, ein völliges Panorama. Zur Rechten, auf hohem Felsen, liegt das Kastell, seit dem Erbfolgekriege theilweise in Ruinen, deren Umrisse sich gegen den heitern Himmel sehr scharf abheben. In der Stadt ragen die Thürme des Rathhauses über die weißen Häusermassen empor. Auf einem dem Kastell gegenüber liegenden Hügel steht die Eremitage von San Blas; die schlanken Palmen bezeugen das warme Klima; einen Winter kennt man nicht, und der Thermometer ist seit Menschengedenken nicht unter Null gefallen (38° 20' n. Br.).

Alicante ist berühmt durch seinen Wein und seine

Turrones de almenderas (Mandelgebäcke), welche mit den Peladillas (Dragée's) von Alcoy den Vergleich aushalten. Diese gastronomischen Notizen sind nicht überflüssig, denn im Uebrigen ist Spanien arm an Delikatessen.

Die unvermeidlichen reisenden Engländer mit ihrem „my Luggage!“ und ihren grau beschleierten Damen machen auch Spanien unsicher; und auf dem Zuge, mit welchem Davillier und Doré nach Alicante kamen, befanden sich solche Insulaner. Diese begaben sich nach der Fonda del Vapor; unsere beiden Reisenden suchten, um nicht weiter mit ihnen in Berührung zu kommen, ein anderes Gasthaus auf und trafen es in der Posada de la Balseta recht gut. Sie liegt am Meeresstrand, ist eine Art von Karawanserai und hat unten Läden und Magazine; die Wohnzimmer sind im ersten Stockwerke und gehen auf eine um den Hof (den Patio) herumlaufende Gallerie.

Als wir, sagt Davillier, gegen Abend in unsere Herberge zurückkehrten, ließen wir unsere Stühle auf die Gallerie tragen und schlürften mit Behagen die frische Seeluft ein.

Frauen in Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Da hörten wir das Klimpern einer Guitarre und das Klappern von Castagnetten. Unten wurde es sehr lebhaft und wir erfuhren, daß eine Hochzeit gefeiert werde. Als wir bescheiden näher traten, wurden wir frank und zuvorkommend eingeladen und in einen großen Saal geführt. Dort drehten sich etwa 15 sehr aufgeputzte Paare beim Tanz, und das Ganze bot einen sehr malerischen Anblick. Allerdings

war das Orchester von recht bescheidener Art und bestand nur aus einer Geige und einer Guitarre; die Spielleute waren, was sich eigentlich von selbst versteht, blinde Männer, Ciegos. Wir unsererseits standen bald mit allen Hochzeitgästen auf freundlichem Fuß, denn als ich einem Blinden die Geige abnahm und sie an Doré gab, und dieser nun den Bito sevillano, eine sehr beliebte Tanzmelodie, aufspielte, war die Freude groß, und ich that dann auf der Guitarre, was in meinen Kräften stand.

Die Braut hieß Conchita; sie war eine Schöne von bräunlicher Hautfarbe, großen schwarzen Augen und etwas melancholischem Blick, ein wahres Urbild des ächt spanischen Typus, mit wunderbar kleinen Händen und Füßen. Conchita dankte uns in freundlicher, verbindlicher Weise und bat uns, länger zu bleiben. Das thaten wir gern, denn die wackeren Leute benahmen sich gegen uns mit einer wahrhaft gewinnenden, weil ungeschminkten, einfachen und wahren Herzlichkeit. Am andern Tage zeichnete Doré die schöne Conchita und erregte im höchsten Grade die Bewunderung und Verwunderung aller Muchachas (jungen Mädchen) in der Posada, die alle porträtirt sein wollten. —

Das ging nun freilich nicht an, denn die Zeit zur Abreise nach Elche (sprich Eltsche) war gekommen. Diese durch ihre Palmenhaine berühmte Stadt liegt nur etwa sechs Leguas in südwestlicher Richtung von Alicante, an der Straße nach Murcia. Der Posadero de la Balseta war zugleich Posthalter und der Fahrpreis sehr hoch, weil der Mann sich dafür schadlos halten mußte, daß auf der über alle Beschreibung abscheulichen Fahrstraße ihm nicht selten der Wagen, die Coche, in Stücken zerbrach. Die Reisenden stiegen todesmuthig in ein Coupé, fuhren eine Strecke weit am Meeresstrande hin und kamen bald auf eine dürre, sandige Ebene. Nach etwa einer Stunde brach im Innern des Wagens in Folge der heftigen Stöße eine Bank entzwei; bald darauf gab eine Thür nach, und zwei Reisende wurden hinaus in den Sand geworfen; hinterher ereigneten sich noch ähnliche „Kleinigkeiten“, aber am Ende kam der Wagen doch an seinen Bestimmungsort.

Lastträger im Hafen von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

No hay mas que un Elche en Espana! Es gibt in Spanien nur ein Elche, — so sagt das Sprüchwort, und man kann hinzufügen: in Europa. Das alte Illice war eine der wichtigsten römischen Pflanzstädte auf der Halbinsel; das heutige Elche hat ungefähr 11,000 Einwohner, und sein größter Ruhm ist der Hain von Dattelpal-

men. Zwar ſieht man auch ſonſt in Andaluſien, wie auf Sicilien und in Süditalien Palmbäume, aber nur vereinzelt und in kleinen Gruppen, während Elche von einem Palmenwald umgeben iſt. Man glaubt ſich wie mit einem Schlag in eine afrikaniſche Oaſe verſetzt.

Die Mauern und Gebäude der Stadt waren von den letzten Strahlen der Sonne mit Roth förmlich übergoſſen; die Reiſenden wähnten ſich im Orient auch dann noch, als ſie ſich im Innern befanden. Die Straßen ſind ſchmal, die Häuſer haben flache Dächer und erhalten Licht durch enge Fenſter, vor denen Esteras, Binſenmatten von verſchiedenen Farben, hängen. Dann kamen ſie an eine prächtige Brücke, welche über eine tiefe Schlucht geſpannt worden iſt, die jetzt trocken lag, und hielten vor einer vortrefflichen Poſada.

Am andern Morgen beſuchten ſie die Santa Maria-Kathedrale, beſtiegen den Glockenthurm und erfreuten ſich an der weiten Rundſchau. Links, jenſeits der Palmen, dehnte ſich die Ebene nach Alicante hin aus, und den fernen Horizont bildete das Meer; zur Rechten lag die Huerta von Oribuela, hinter welcher die Gebirge Murcia's emporſteigen.

Den Palmenhain und die Wanderung der beiden Reiſenden über Oribuela nach Granada ſchildern wir ein anderes Mal.

Bauern aus der Umgegend von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Wettrennen und die Meſſe in Algier.

Von **Alfred Lommatzſch.**

Wenn man in den erſten Tagen des October 1863 durch das Thor d'Isly der Straße folgte, welche in gerader Linie bis zur Vorſtadt Agha führt, bis dahin, wo ſie ſich links nach dem gewerbreichen Dorfe Muſtapha inférieur und rechts nach dem Sommerſitze der algierer vornehmen Welt, nach Muſtapha ſupérieur, abzweigt, ſo erblickte man rechts vom Wege und nicht weit von einander drei große Zelttager, für den Fremden von eigenthümlich hohem Intereſſe. Noch ſchöner gewann man einen Geſammtüberblick aller drei Lager, wenn man die Mühe des Steigens und das überall ſichtbar gemachte Verbot nicht beachtete und von der Kasbah, dem alten Reſidenzſchloſſe des Dey, die neuen, von den Franzoſen erbauten Wälle hinabſtieg bis zum Fort Bab-a-ynn. Viele tauſende von Arabern ſah man dort gelagert, um den alljährlich im Herbſte ſtattfindenden Wettrennen als Zuſchauer oder ſelbſtthätig beizuwohnen.

Die Zelte waren einfach aus Leinwand oder Kameelhaaren gefertigt und geräumig genug, einer genügſamen arabiſchen Familie als Sommer- oder Winterwohnung zu dienen.

Nicht wenige konnten durch einen dichten Vorhang geſchloſſen werden; dies, ſo wie der aus dem Innern hervorquellende Rauch bezeugten, daß der geſtrenge Beſitzer ſein Weib mitgebracht hatte, um ihn oder ſeine Pferde zu bewundern, oder beſſer geſagt wohl, um den Cuscuſſu zu formen und den wohlſchmeckenden arabiſchen Kaffee — kaua — zu bereiten. Zuweilen wohl, wenn fremde Beſucher ſich zeigten, lauſchte ein ſchmutzig gelbes Geſicht, alt oder jung, aber ſelten hübſch, an der Oeffnung des Zeltes, erſchrocken zurückfahrend, wenn es vom Auge eines Mannes getroffen wurde.

Beiläufig geſagt, ſind nur in der Stadt oder in der Nähe die Araberinnen ſo ſpröde, das Geſicht und die Geſtalt vollſtändig zu verhüllen; man erlangt oft ſchon den Anblick einer mauriſchen Schönheit auf den Kirchhöfen, dem gewöhnlichen Spaziergang, und überzeugt ſich, daß die dunklen, mandelförmigen Augen wirklich keine Unzierde ſind. Jenſeits des Atlas trifft man die Frauen der ärmeren Klaſſe faſt durchgängig unverſchleiert.

Vor den Zelten ſaßen gravitätiſch die Männer in zerlumpten, ſchmutzigen Haiks. Die Unterhaltung war ziemlich laut und von ſo lebhaften Geſtikulationen begleitet, daß man hätte meinen können, eine Prügelei ſei unvermeidlich. Wer Platz nehmen wollte, wurde immer freundlich begrüßt und ein Kaffre, ſowie als Zugabe viele kleine unnennbare Geſchöpfchen, waren ihm ſicher. Abgeſondert, ernſter und ſtiller verhielten ſich die einzelnen Gruppen der Fürſten des Landes, der Scheikhs, Kaids, Aghas und Baſchaghas, in leicht erkennbarer Kleidung, im rothen oder ſchwarzen, öfters mit Gold und Seide geſtickten Burnus, nicht Wenige geſchmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion.

Die Kleidung des gewöhnlichen Arabers iſt einfach genug. Der Haik, ein langes weißes Gewand, wird auf dem bloßen Leib getragen und durch einen braunen kamelhaarenen Strick um das kahle Haupt befeſtigt. Ueber den Haik zieht der Araber einen weiten, wallenden Mantel (Burnus) mit einer Kapuze verſehen, die Beine ſind vom Burnus umhüllt, die Füße nackt oder mit Fellen umwickelt; nur die Vornehmen tragen rothe oder braune Reiterſtiefel.*)

Wir können das Lager nicht verlaſſen, ohne die Hauptheiden des Schauſpiels der nächſten Tage, die Pferde, zu beſuchen. Sie waren außerhalb der Zelte, den einen Vorderfuß gefeſſelt, ſämmtlich an einander gebunden. Kümmerliches Stroh und wenig Gerſte war ihnen vorgeworfen. Ohne Stall, ja ohne Decke hatten ſie mehrere Tage im Freien campirt, ausgeſetzt dem heftig ſtrömenden Regen, dem ſcharfen Wind und dem kalten Nachtthau. Die Ausdauer dieſer armen Geſchöpfe iſt nicht genug anzuerkennen. Das arabiſche Pferd, ohne Reiter und ungezäumt, ſieht faſt kümmerlich aus.

Der Araber liebt ſein Pferd, er ſchätzt es höher als ſein Weib, weil es ſein Vermögen, ſeinen Hauptſchatz bildet. Das hindert ihn jedoch durchaus nicht, es ſchlecht zu behandeln. Selten ſieht man ein Pferd, dem nicht die harte Fauſt des Reiters das Maul blutig geriſſen, der lange ſpitze arabiſche Sporn die Weichen grauſam verwundet hat. Trotzdem liebt und kennt das Thier ſeinen Reiter. In Bewegung geſetzt, wird ſein ganzes Ausſehen ein anderes; es richtet den Kopf empor, die Nüſtern ſchnauben, das Auge ſprüht Feuer, der Fuß ſcharrt ungeduldig den Boden, und der leiſeſte Wink genügt, es im ſchnellſten Carrière wie einen Pfeil fliegen zu machen.

Wie ſchon geſagt, drohte das Wetter dem Volksfeſte, das einen ſo zahlreichen Kranz von Beſuchern aller Stände und Nationen zu vereinigen pflegt, ungünſtig zu werden. Der Sommer war ſehr heiß geweſen. Von Mitte Mai bis Mitte September war nicht ein einziges Mal ein nur erwähnenswerther Regen gefallen. Von Mitte September an trat eine merkbare Veränderung der Temperatur ein. Oefters und ſtarke Regengüſſe und die kalten Nächte kühlten bedeutend die Luft ab.

Für die Feſttage aber ſchien ein beſonderer Glücksſtern ſorgen zu wollen; die Sonne ſtrahlte hell und nicht zu heiß, der Himmel war rein und blau wie an unſeren ſchönſten deutſchen Herbſttagen, nur daß hier in Algier ein zweiter Frühling anzubrechen ſchien, ſo knoſpeten und dufteten wieder die friſchen Blüthen der Orange, der Roſen und der Myrthe.

Die Stunde des Beginnens war für beide Tage auf 1 Uhr Mittag feſtgeſetzt worden. Der Fremde wird indeß gern früher hinauswandern, da die wunderbar ſchöne Lage des Platzes und die ſeltſame Miſchung der Bevölkerung wohl geeignet ſind, Aug' und Sinne gefangen zu nehmen.

Die Straße von Muſtapha inférieur theilt ſich hinter dieſem Dorfe in zwei Arme, deren nördlicher nach Maison carrée, dem Zuchthaus der Eingebornen, führt, ſüdlich aber nach dem Dorfe Kuba emporſteigt. Beide Arme ſchließen das große Champ de Mars oder Champ de Manoeuvres ein, auf dem die jährlichen Wettrennen abgehalten werden.

Nördlich begrenzt das dunkelblaue Mittelländiſche Meer den Horizont, auf dem die Schiffe gleich weißen Schwänen

*) Ueber die Organiſation der Araber und ihre Chefs ſiehe den Aufſatz: „Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrſchaft Frankreichs“ (Globus VI, S. 313 ff.).

ihre glänzenden Gleiſe ziehen. Der Golf von Algier wird in ſeiner ganzen öſtlichen Hälfte ſichtbar. Wir bemerken das freundliche Dörfchen Huſſein-Dey, den erſten Anhaltepunkt der Algier-Blidaher Eiſenbahn. Weiterhin mündet der Fluß Harraſch in das Meer, der, nachdem er bei den heißen Salzquellen von Hammam Meſuane das Gebirge des Kleinen Atlas durchbrochen, in faſt gerader Linie die fruchtbare Ebene Metidſcha durchläuft, deren helles Grün, mit unzähligen weißen Punkten, den Häuſern der Anſiedler überſäet, dem Auge ſichtbar iſt. Das Städtchen Maiſon carrée am Fuße des gleichnamigen Forts, das weiße mahoneſiſche Dorf Fort de l'eau, berühmt durch den Fleiß und die Nüchternheit ſeiner Bewohner, ſowie durch die Schönheit ſeiner Frauen und Mädchen, treten beſonders hervor. Die öſtliche Spitze des Golfs krönt das Fort Matifon, ein altes türkiſches Gebäude, jetzt den Douaniers zur Wohnung dienend, vielfach von Fremden beſucht wegen der nahe gelegenen Ruinen der alten Römerſtadt Ruzgenium.

Jenſeits der Ebene Metidſcha erheben ſich in drei Terraſſen amphitheatraliſch aufſteigend die grünen Berge des ſogenannten Kleinen Atlas, darüber in ſcharf ausgezackter Form der Djerdjera, das Gebirge der großen Kabylie, deſſen Gipfel nur wenige Monate des Jahres von Schnee und Eis befreit ſind. Es iſt die Heimath eines wilden, tapfern Bergvolkes, das erſt im Jahre 1857 nach tapferer Gegenwehr vollſtändig den franzöſiſchen Bajonetten unterlag. Den ſüdöſtlichen Rahmen dieſes Naturgemäldes in der Nähe der Küſte faſſen die Höhen und Schluchten des Maſſif*) von Algier ein, ein ungeheurer Garten, prangend im üppigſten Schmucke der ſüdlichen Vegetation, der ſelbſt im glühendſten Sommer ſein friſches Anſehen nie verliert. Reizende Villen, meiſt in mauriſchem Geſchmack, ziehen ſich hinauf bis zur Höhe. Der Dom von Kuba im Oſten, mit einer großen Kuppel in mauriſchem Styl, das Kaiſer-Fort im Weſten, der Sage nach an der Stelle erbaut, wo Kaiſer Karl V. bei ſeiner unglückſeligen Expedition im Jahre 1541 ſein Zeltlager aufgeſchlagen hatte, bilden die Grenzpforten dieſer paradieſiſchen Gegend.

Vom Fort de l'Empereur ziehen ſich bis zum Hafen die neuen Befeſtigungen der Stadt Algier herab, von welchen namentlich nur der obere mauriſche Theil mit ſeinen weißen, faſt viereckigen Häuſern ſichtbar wird.

Die Mittagsſonne ſpiegelt ſich in den kleinen Gitterfenſtern, welche die einzige Ausſicht auf die engen, ſchmutzigen Straßen gewähren. Die aufgezogene Fahne auf dem Minaret der Moſchee Safir bedeutet die Gläubigen, welche die Mahnrufe des Mueſſin nicht zu hören vermögen, daß die Stunde des Gebets gekommen ſei.

Das Mannöverfeld war zum Zweck des Feſtes beſonders eingerichtet worden. Zwei Barrièren in einer Entfernung von 20 Metres von einander ſchloſſen einen Raum ein, deſſen Peripherie ungefähr 2000 Metres betrug. Für die Zuſchauer waren an der rechten Seite Tribünen errichtet, jede etwa 200 Schritte lang. In der Mitte beider, mit einem Intervalle rechts und links für den Eintritt und das Abreiten der Reiter, befand ſich die Tribüne des Marſchalls, mit vielen Fahnen geſchmückt, wie jene, ſonſt aber durch nichts als ſeine Größe ausgezeichnet. Dem Sitze des Marſchalls gegenüber ſtand ein mit Guirlanden verzierter Wagen für die Preisrichter, daneben zwei Muſikchöre der blauen Huſaren von Blidah und der Chaſſeurs d'Afrique.

Trommelwirbel verkündete die Ankunft des Vicegouverneurs, Generals Martimprey; der Gouverneur ſelbſt, Marſchall Peliſſier, Herzog von Malakoff, war durch Unwohlſein abgehalten.

General Martimprey iſt, im Gegenſatze zu Marſchall Peliſſier, von großer und imponirender Statur, ſein Weſen höchſt leutſelig und gewinnend, und ſeiner Freundlichkeit verdanke ich namentlich die vielen „Agrements", welche meine Reiſe in das Innere des Atlas ſo ſehr erleichterten.

In ſeiner Begleitung war der General Yuſſuf erſchienen, bekannt durch ſeine wunderbaren Schickſale und ſeine abenteuerliche Liebſchaft mit Kaburah, der Tochter des Bey von Tunis, die Fürſt Pückler-Muskau in ſeinem Semilaſſo ſo anziehend beſchrieben hat. Yuſſuf iſt klein und unterſetzt, der Ausdruck des Geſichts lebhaft, das Auge feurig; die Bahn durchwandernd, hatte er für den und jenen aus der Menge ein freundliches Wort.*)

Die Rennen des erſten Tages waren, mit Ausnahme eines Haiereitens der Unteroffiziere, lediglich für die Pferde der Eingebornen, und darauf folgend der niederen und höheren Chefs beſtimmt. Die Pferde mußten von dem Eigenthümer ſelbſt oder einem Verwandten deſſelben geritten werden, und fünf bis acht Reiter traten zu gleicher Zeit an.**)

Das Maximum der Zeit für eine Tour im Hippodrom war feſtgeſetzt auf 2 Minuten 13 Sekunden, für zwei Touren auf 4 Minuten 40 Sekunden. Die größte Geſchwindigkeit wurde erzielt mit 1 Minute 55 Sekunden für eine und mit 4 Minuten 4 Sekunden für zwei Touren. Beide Pferde gehörten den Tribus jenſeits des Atlas und der Gegend der Steppen an.

Getäuſcht fühlte ſich der Fremde, welcher erwartet hatte, die Chefs der Eingebornen in ihrer reichen Tracht zu Pferde zu ſehen. Dieſe waren heute unter den Zuſchauern und verſparten das Zeugniß ihrer Reitfertigkeit bis zur großen Fantaſia des zweiten Tages auf. Indeſſen war das wilde Reiten der Anderen intereſſant genug. Nach vorn gebeugt, die Knie herangezogen, treiben ſie mit den langen Spitzen ihrer Sporen die Pferde zur ſchnellſten Gangart. Der Sattel hat, wie bekannt, rückwärts eine Art Lehne wie ein Stuhl, vorn eine Erhöhung mit Knopf. Die Schabraken waren meiſt ſchmutzig, ja zerriſſen, das Pferd ſelbſt unordentlich gezäumt, mit Schenkelledern verſehen und nur ſelten mit nur einiger Sorgfalt geputzt und gereinigt.

*) Man nennt die Höhen, welche ſich vom Meere aufwärts ziehen und auf denen die Stadt Algier, die Dörfer Muſtapha Kuba öſtlich, St. Eugène und Bouzareah nordweſtlich der Stadt liegen, den Maſſif von Algier. Er bietet eine Fülle ſchön bewaldeter Höhen und üppig grüner Thäler, von klaren Bächen durchſtrömt und mit reizenden Villen und Dörfchen geſchmückt. Die mittlere Höhe des Maſſif beträgt etwa 480 Fuß. Der Hauptberg Bouzareah (d. i. „Vater des Samens") liegt 1221 par. Fuß über dem Meere.

Die Fortſetzung des Maſſif bildet der Sahel, ein unregelmäßiges, meiſt mit niedrigem Geſtrüpp bedecktes, nicht ſehr waſſerreiches Plateau, welches der Maſhafran unweit Koleah durchbricht; ſein Abfall gegen die Ebene Metidja iſt ſanft im Oſten, ziemlich ſteil dagegen ſüdlich.

*) Martimprey wie Yuſſuf haben in dem gegenwärtigen Kriege, Letzterer noch fortdauernd, eine wichtige Rolle geſpielt.

**) Das Programm des erſten Tages lautete vollſtändig:

1 Cours der Eingebornen, getheilt nach den Subdiviſionen der Provinz Algier: Dellys, Medeah, Aumale, Orléansville, Miliana. 14 Rennen von je 5 bis 8 Reitern.

1 Tour, Eintrittspreis und Gewinn je 50 Frs.

1 Cours der Pferde von Kaids, von dieſen ſelbſt oder einem Verwandten geritten. 8 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 100 Frs.

1 Cours der Pferde von Aghas, Baſchaghas und Khalifas. 2 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im erſten Rennen (Eingeborne). 5 Rennen. 2 Touren. 3 Preiſe zu je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im zweiten Cours (Kaids). 5 Rennen. 2 Touren mit je 200 Frs. Gewinn.

Ein Haïereiten der Unteroffiziere — exact und gewandt ausgeführt — bildete den Schluß.*)

Der Sieger präſentirte ſich regelmäßig vor der Tribüne des Gouverneurs, begrüßt von einem Kranze ſchöner, eleganter Damen, und empfing darauf unmittelbar den Preis von den Preisrichtern.

War am erſten Tag des Wettrennens das Publikum von Algier nur ſehr ſpärlich vertreten, ſo bereitete man ſich am zweiten Tage, einem Sonntage, das Verſäumte nachzuholen. Die ganze Bevölkerung der Stadt ſchien eine große Wallfahrt nach der Vorſtadt Agha zu ſein. Ein überaus buntes Bild. Offiziere und Soldaten aller Regimenter zu Fuß und zu Pferd in glänzenden Uniformen, Beduinen in gewöhnlicher, ſchmutziger Tracht, Mauren in reichſtem, ſeidenem Koſtüm, Jüdinnen mit langen, buntſeidenen, reich mit Gold geſtickten Gewändern, den Kopf mit einem goldenen Mützchen bedeckt, Maurinnen, dicht verſchleiert, gleich weißen Geſpenſtern, die kokette, elegante Franzöſin, lachend und plaudernd mit der gluthäugigen, ernſten Spanierin.

Das Alles drängte ſich wild durcheinander, um einen Platz in den Omnibuſſen zu erhalten, die eine faſt ununterbrochene Reihe von Algier bis zu dem Champ de Manœuvres bildeten. Wie bei allen franzöſiſchen Volksfeſten waren Gensdarmen und Polizei ſehr zahlreich vertreten.

Unſer Platz in der Tribüne, nachdem wir uns glücklich hineingeſchoben, war doch nur mit vieler Mühe zu erlangen. Die Schüler des Collège arabe-français hatten ungenirt einen großen Theil der Plätze weggenommen, hübſche arabiſche Jungen, in violetter Jacke, blauer Weſte und Beinkleid, deren Viele ihren Vater ſelbſtthätig im Circus ſahen. Mit lebhaften Zurufen und Geſtikulationen folgten ſie den Bewegungen der Reiter.

Die ganze rechte Seite des Platzes war, wie auch am erſten Tage, von den arabiſchen Tribus zu Pferde eingenommen, geſchaart um bunte Fahnen und heute verſehen für die Fantaſia mit dem langen, mit Einlagen von Silber und Perlmutter verzierten Gewehre. Sie waren nicht minder theilnehmende Zuſchauer.

Dem Rennen ſelbſt ging ein Defiliren der Zuchthengſte — etwa 60 Stück für den Kreis Algier — voraus. Seit Marſchall Randon iſt dieſem Zweige der Volkswirthſchaft ein beſonderes Augenmerk zugewendet worden, um dem drohenden Verfall der arabiſchen Pferderace vorzubeugen. Die Koloniſten haben mit Vortheil davon Gebrauch gemacht; ſchwieriger hält es, die Vorurtheile der Eingebornen in dieſer Hinſicht zu bekämpfen.

Die Rennen des zweiten Tages wurden theils nur von Europäern, theils von dieſen und Eingebornen gemiſcht ausgeführt. Die Prämien waren zum Theil ſehr hoch und wurde z. B. der vom Kaiſer beſtimmte Preis von 1500 frs. von einem Eingebornen gewonnen.

Das Reglement beſtimmte ein Gewicht von 63 Kilogramms für Pferde von fünf Jahren und darüber, 60 für Pferde von vier Jahren, Reiter und Zäumung inbegriffen.

Zu Schluß folgte die beliebte Fantaſia, für deren Zweck das ganze innere Feld geräumt werden mußte. Die Fantaſia beſtand diesmal in einem Gefechtsmanöver zwiſchen franzöſiſchen Truppen und Eingebornen, ein Spiel, bei dem natürlich die Letzteren auch ſcheinbar geworfen werden mußten. Dem Nationalſtolz der Araber wird durch ein derartiges Schauſpiel eben nicht geſchmeichelt, und erzählt man, daß die Chefs oft zu allen möglichen Mitteln greifen müſſen, Theilnehmer der Feſtlichkeiten aus ihren Stämmen zu gewinnen.

Die Araber hatten die ganze rechte Seite des Platzes in zwei Linien beſetzt, heute Reiter und Roß in vollem Schmuck. Die Chefs der Bureaux arabes, einzelne Offiziere der Spahis und die Chefs der Eingebornen kommandirten die einzelnen Abtheilungen — Gums — welche ſich um etwa 30 Fahnen geſammelt hatten. Die Farben der Fahnen waren ziemlich bunt, am öfterſten grün-roth-gelb, Farben, die auch in der türkiſchen Moſchee Djedid am Gouvernementsplatze in Algier ſich vielfach wiederholen.

In der Mitte der Linie machte die berittene Muſik mit Querpfeife, Trommel und Tamtam einen ohrzerreißenden Lärm. Die eingebornen Chefs in ihren rothen und ſchwarzen Burnuſſen, bei den Grandchefs reich mit Gold geſtickt und mit goldenen Schnüren und Quaſten verziert, nahmen ſich unter ihren weißen Schaaren recht ſtattlich aus. Sie waren ſämmtlich noch junge und meiſt ſchöne Männer, mit blaſſen Geſichtern, feurigen, ſchwarzen Augen, ſchwarzem Kinn- und Knebelbart und von ſtolzer, imponirender Haltung. Ihre Sättel, mit rothem Sammet ausgeſchlagen und mit Gold faſt überladen, ruhten auf prächtigen, ſeidenen Schabraken. Das Gebiß der Pferde, die breiten Steigbügel, der ſpitze Sporn waren ebenfalls von reinem Golde. Nicht weniger vortheilhaft zeichneten ſich die Spahis aus in ihrem rothen, ſchwarz bordirten Spencer, blauen Pantalons und rothem Ueberwurf.

Die Spahis, zum größten Theil aus Eingebornen beſtehend, doch meiſt von Franzoſen kommandirt, bilden gewiſſermaßen die Gensdarmerie im Innern des Landes, wo ſie in großen kaſernähnlichen Gebäuden, Smalahs genannt, zuſammen wohnen.

Dieſen Abtheilungen der Eingebornen gegenüber marſchirten jetzt zwei Bataillone Infanterie, Zuaven und Turkos, auf. In ihrem Intervalle ſtand ein Geſchütz, und beide Bataillone wurden flankirt von rechts zwei Escadrons blauer Huſaren, links zwei Escadrons Chaſſeurs d'Afrique.

Die Zuaven, urſprünglich nur für den Dienſt in Algerien beſtimmt, haben in den letzten Kriegen, und namentlich in Italien, durch ihre wilde Tapferkeit einen europäiſchen Ruf erlangt, der ſie zu einer Elitetruppe geſtempelt hat. Sie rekrutiren ſich neuerdings nur aus Franzoſen, und nicht wenige Unteroffiziere der Linie ſtreben nach der Ehre, bei den Zuaven als Gemeine eintreten zu dürfen. Gekleidet ſind die Zuaven ganz nach arabiſchem Schnitt: grüner Turban, dunkelblaue Jacke, blaue Weſte und Schärpe, rothe Pantalons; ſie ſind mit guten Gewehren und Haubajonetten bewaffnet, die ſie für gewöhnlich in einer Metallſcheide als Seitengewehr tragen.

Ihre Nachbaren, die Turkos, ſind dagegen wenig von Franzoſen wie Eingebornen geachtet, ihre Tapferkeit iſt nicht durchweg anerkannt, ihre Grauſamkeit und Beuteluſt ſelbſt von ihren Offizieren zugeſtanden. Sie beſtehen faſt nur aus Eingebornen; doch ſind die Chargen der Subalternen zum Theil, die höheren nur von Franzoſen beſetzt. Sie tragen weiße Turbans, dunkelblaue Jacken, Beinkleider und Weſte, karmoiſinrothe Schärpen.

Die Ausrüſtung endlich der Chaſſeurs d'Afrique beſteht aus rothem Keppi, blauem Spencer, rothen Beinkleidern mit blauen Streifen; der Huſaren von Blidah aus Kalpak, himmelblauem Dolman und rothen Pantalons.

Die Eingebornen begannen das Gefecht. Einzelne Reiter aus der Linie ſprengten in der Carrière vor, ſtehend im Sattel, das Gewehr hoch im Anſchlag. Dicht vor der feindlichen Linie gaben ſie Feuer, um darauf in vollſter Carrière zurück zu jagen. Man ſchickte gegen ſie zwei Kom-

*) 6 Haïen, je ungefähr 2 Metres hoch. 1 Tour. Größte Schnelligkeit 1 Minute 59 Sekunden. 2 Preiſe zu 500 Frs.

pagnien Zuaven und Turkos aus, die vor der Fronte ihrer Bataillone eine dichte Plänklerkette bildeten. Die Angriffe der Reiter wiederholten ſich, ihnen folgten Angriffe von Trupps aus zwei, drei oder vier Mann beſtehend. Mit Blitzesſchnelle werfen ſie ſich auf die ſchwächſten Punkte, wo das feindliche Feuer ſteckte, und durchbrechen nicht ſelten die Tirailleurlinie, die es nicht für nöthig hielt, dichte Plänklertrupps, wie die deutſche Infanterie, gegen die Reiter zu formiren. Eben ſo raſch kehrten ſie hierauf in ihre urſprüngliche Stellung zurück.

Die weißen Geſtalten, unordentlich durcheinander ſprengend, die lange Flinte hoch erhoben, die Mäntel im Winde flatternd, machten einen originellen, faſt unheimlichen Eindruck.

Man begreift recht wohl, daß im Anfang des Krieges dieſe ungewohnten, mit furchtbarem Geſchrei ausgeführten Attaquen den franzöſiſchen Truppen Schrecken einzuflößen vermochten. Um ſo ſchrecklicher, verderblicher wurden ſie, da ſie meiſt nur dann erſt begannen, wenn die Armee, durch Hitze, Hunger, Durſt und Müdigkeit überwältigt, den Rückzug antrat. Auf allen Seiten umſchwärmten dann die Beduinen den Feind, und ihrem Yatagan erlag, wer ſich unvorſichtig aus der dichten Marſchkolonne entfernt hatte. Der Araber kämpft nur zu Pferde, den Fußdienſt überließ er den Bergbewohnern, den Kabylen. Nur der Emir Abd-el-Kader hatte eine kleine europäiſch organiſirte Infanterie aus Arabern und Kabylen ſich gebildet.

Ein Kanonenſchuß gab jetzt das Zeichen des eigentlichen Gefechts. Die Plänkler wurden zurückberufen, und die Chaſſeurs d'Afrique gingen zum Angriff vor. Die Araber flohen, ſammelten ſich aber bald wieder in dichteren Trupps und griffen nun ihrerſeits von allen Seiten die Franzoſen an, die ſich eilig zurückzogen. Gegen die gedrängte Maſſe der vorrückenden arabiſchen Reiterei eröffnete die franzöſiſche Infanterie ein Heckenfeuer, an welchem alle Attaquen der Eingebornen ſcheiterten. Ein Geſammtangriff der Huſaren und Chaſſeurs d'Afeique auf den Seiten, das Fußvolk in der Mitte, verurſachte endlich eine allgemeine Flucht der Gums. Sie bildete den Schluß des Manövers, dem ein Defiliren der Truppen folgte. Zuaven und Turkos im Geſchwindſchritt in offenen Kompagniekolonnen, die Muſik voran, der Tambourmajor mit ſeinem Stab geſchickt alle möglichen Schauſtückchen producirend.

Die Linie der franzöſiſchen Reiterei avancirte hierauf im Trabe, ſchwenkte rechts in Zugskolonnen und ritt, etwas ungeordnet, im Galopp ab.

Die arabiſche Reiterei formirte einen dichten Knäuel, die Fahnen und die Muſik, die entſetzlich lärmte, in der Mitte, die Chefs voran; vor dem Zelte des Gouverneurs gaben ſie eine volle Charge.

Es war zum erſten Mal ſeit vielen Jahren, daß kein erheblicher Unfall die Reiter betroffen hatte; im Jahre 1862 hatte man mehrere tödtliche Stürze zu beklagen.

Das Schauſpiel war zu Ende. Die Menge wogte in bunten Maſſen auseinander, die Eingebornen ritten in ihre Zeltlager zurück, wo jetzt ganze Heerden von Kameelen zum Transport der Weiber und Zelte eingetroffen waren.

Die Sonne neigte ſich unterdeß zum Untergange. Es war Eile nöthig, wollte man noch mit dem algierer Publikum die Meſſe beſuchen, die ſich vom 1. bis 15. Oktober auf dem Quai des neuen Hafens entfaltet hatte.

Vom Gouvernementsplatze aus an der Seite der Moſchee Djedid ſtiegen wir die Hafentreppe hinunter. Dieſe Moſchee iſt in Form eines griechiſchen Kreuzes erbaut worden, wie man ſagt, von einem genueſiſchen Chriſtenſklaven, der für dieſe Inſulte an dem Glauben Mohammeds den Feuertod erlitten haben ſoll. Ihr Inneres mit vier gewölbten Schiffen, die kreuzförmig in eine große Kuppel zuſammenlaufen, iſt wunderſchön, beſonders zur Zeit des Rhamadan, wenn ſie von Kronleuchtern, Lampen und Kerzen erleuchtet iſt. Einer feenhaften Illumination des Aeußern der Moſchee haben wir am 13. Auguſt beigewohnt. Die große Kuppel, die vier kleineren in den Armen des Kreuzes, ſowie die Zinken, welche rings um das Dach des Gebäudes laufen, waren mit vielen tauſend bunten Lämpchen erleuchtet. Dieſe Beleuchtung, entſprechend der des Gouvernementsplatzes ſelbſt, welcher von Beſuchern aller Stände und Nationen wimmelte, erinnerte an die Märchen von Tauſend und einer Nacht.

Die frühere bequeme Hafentreppe iſt durch die großartigen Bauten des Boulevard de l'Impératrice verdrängt und durch eine hölzerne Rothtreppe erſetzt worden. Die Kaiſerin Eugenie legte bei dem Beſuche der Majeſtäten im Jahre 1860 den Grundſtein zu dem Boulevard, der ihren Namen trägt. Rieſige Docks erheben ſich längs des Quai, von dem aus mehrere breite Auffahrten und Treppen nach der Stadt führen. Der Bau, von einer engliſchen Actiengeſellſchaft unternommen, iſt ziemlich weit vorgeſchritten. Er würde eine Hauptzierde jeder europäiſchen Stadt bilden; in Algier wird durch ihn der orientaliſche Anſtrich noch mehr verwiſcht, als es ſchon durch die großen europäiſchen Gebäude und breiten Straßen der unteren Viertel geſchehen iſt.

Auf dem Quai angelangt, glaubt man plötzlich auf den Roßplatz von Leipzig während der Meſſe verſetzt zu ſein. Es begrüßen uns die herzzerreißenden Diſſonanzen der Leierkaſten vor den Schaubuden, welche in fortlaufender Reihe am Sanitätsgebäude aufgepflanzt ſind. Auch dieſe erinnern durch ihre Ausſtattung und die heiſeren Anlockungen ihrer Beſitzer an die theure Heimath. Ein Affentheater beginnt den Reigen, Panoramas, Stereoſkopen, mechaniſche Theater, ein Wachsfigurenkabinet folgen, die dicke, rieſige Frau fehlt ebenfalls nicht.

Auf den hölzernen Pferden der Carouſſels, deren eines die franzöſiſche Nationalhymne ſpielt, tummeln ſich chriſtliche und mauriſche Knaben; kleine jüdiſche und franzöſiſche Mädchen, dieſe in buntſeidener Tracht mit dem goldenen Mützchen, letztere in eleganter Kleidung, ſchon die Dame ſpielend, nehmen hinter den Knaben in ſchwebenden Wagen Platz. Der Jubel der jungen Seelen ſpricht ſich, wiewohl in fremder Zunge, doch überall gleich herzig aus.

Für die Erwachſenen iſt durch einen Circus geſorgt; ein wenig erfreulicher Anblick, die künſtlichen Reiterſtückchen zu ſehen in einem Lande, wo jeder Eingeborne von Haus aus geborner Reiter iſt.

In den vielen Cantinen rechts und links vermißt man nichts, als die unermüdlichen Harfenſpielerinnen aus Prießnitz. Die eigentlichen Verkaufsbuden ſind nur ſpärlich vertreten: einige Schmuckladen, einige Bazars, die man in Leipzig Zweigroſchenbuden nennen würde. Nur der Maure Muſtapha hat eine hübſche Auswahl tuneſiſcher, algeriſcher und marokkaniſcher Gegenſtände aufgeſtellt. Man kauft hier ſeltene Waffen, bunte Shawls und Tücher, Goldſchmuck in allen Nüancen ꝛc. Nicht Weniges iſt jedoch in Frankreich ſelbſt fabricirt worden. Das iſt die algierer Meſſe.

Wir haben in einer Cantine Platz genommen. Vor uns eine Flaſche Dünnbier aus der Brauerei von Kolb, deſſen Ahnen, deutſchen, ächt bayriſchen Blutes, ſchwerlich die Erfindung eines derartigen Getränks geahnt haben. Die Schiffe des Hafens ſchaukeln im leichten Abendwind. Ueber dem Quai thürmt ſich terraſſenförmig die Stadt auf, unten europäiſch, oben mauriſch. Das goldene Kreuz der Kathedrale auf der Place Napoleon erglänzt im letzten Strahl

der untergehenden Sonne, ihm gegenüber auf dem Minaret der Moschee Djedid ruft der Muessin zum Preise desselben Gottes, der ein Vater Aller und ein Vater der Liebe ist. Die Terrassen der maurischen Stadt füllen sich jetzt mit geschmückten, schönen Frauengestalten.

Unsere Phantasie, geweckt durch den wonnigen Abend, überfliegt Zeit und Raum und malt uns das Bild eines künftigen Algier nach Verlauf von einem Jahrhundert. Wie wird es sein, träumen wir, wenn Algier ein Welthafen geworden ist, wie Marseille im Norden, so im Süden der Mittelpunkt des Verkehrs zweier großen Welttheile? Der große Hafen faßt dann kaum die Zahl der Schiffe, welche gekommen sind, die europäischen Fabrikate gegen die Erzeugnisse Afrika's auszutauschen. Die riesigen Docks des Boulevard de l'imperatrice bergen die Fülle des europäischen Marktes. Längs des südlichen Quais lagern große Negerkarawanen aus Sudan und Senegambien mit Goldstaub, Elfenbein und Straußenfedern. Unter den Arkaden des Gouvernementsplatzes schimmern reiche Bazars in einer Ausstellung persischer Perlen, türkischer Waffen und tunesischer Gold- und Seidenstoffe. Welches Drängen von Käufern aller Nationen, welche Farbenpracht, welches Spracheugewirr! Die alte Römerstadt Icosium fiel in Trümmer, eine einfache Inschrift in der Rue bab-a-zun gibt allein noch von ihr Kunde. El Djesâyo, „die Kriegerische", brachte Blut und Schrecken den Nationen, an deren Küsten die Piratenschiffe kreuzten. Algier, die Perle der französischen Eroberungen, war allein bestimmt, den Orient dem Occident, Humanität und Bildung einer rohen, aber bildungsfähigen Völkerschaft nahe zu bringen. — — —

Vom Bord der Corvette der Mousses indigines donnert ein Kanonenschuß, das Signal zum Schluß des Hafens. Auf den wenigen Schiffen, die dort ankern, werden Laternen angezündet, die französische Retraite durcheilt im Sturmschritt jetzt die Straßen. Auf dem Quai spielt eine französische Regimentsmusik arabische, lieblich wehmüthige Weisen. Die Nacht ist urplötzlich und ohne Dämmerung hereingebrochen. Die großen, halbbeleuchteten Gebäude der Docks sehen in der Dunkelheit recht finster und unheimlich aus; die Arkaden des Platzes erklingen dumpf unter den Schritten einsamer Wanderer.

Nur von oben her leuchtet das Sternenheer in ewiger Schöne, der Mittelpunkt des Verkehrs der Religionen und der Herzen aller Völker. Die Orangenbäume des Gouvernementsplatzes erfüllen mit süßem Duft die weiche Luft. Wie flatternde Bänder verklingen die langgezogenen Töne der Musik in der stillen Nacht.

Aus dem Leben des Volkes in China.*)

Gesetze, Recht und Gerechtigkeitspflege.

Die nachstehenden Mittheilungen sind dem Tagebuch eines Herrn Treves entlehnt, der sich in den Jahren 1861 und 1862 in Peking und Tientsin aufhielt. Sie geben ein sehr anschauliches Bild des Verfahrens in einem chinesischen Kriminalgerichte; wir werden einzelne Erläuterungen hinzufügen.

Die Umgegend von Tientsin war seit Monaten durch mehrere Räuberbanden sehr unsicher gemacht worden. Sie bildeten eine wahre Landplage und standen obendrein mit dem weitverzweigten Geheimbunde der Weißen Teichrose in Verbindung. Nun kam aus Peking ein kaiserlicher Befehl an Herrn Tschung heu, den Gouverneur der Stadt, um jeden Preis die Sicherheit wieder herzustellen. Sofort schickte er nach allen Richtungen hin Truppen aus, welche in den verdächtigen Dörfern eine Menge von Menschen aufgriffen, unter denen sich wahrscheinlich viele ganz unschuldige oder doch solche Leute befanden, welche den Räubern durch Nichtanzeige Vorschub geleistet hatten. In Tientsin selber verhaftete man eine Anzahl von Bettlern.

Der Gouverneur hielt in eigener Person Hochgericht und beobachtete dabei ein höchst summarisches Verfahren. Vielen Angeklagten wurde der Kopf abgeschlagen, andere kamen in den Halsblock; kein Einziger kam ohne Bastonnade davon. Dieses Durchgreifen des Gouverneurs wirkte wohlthätig; man hörte längere Zeit nichts von Diebstählen und Raubanfällen. Tschung heu konnte nach Peking berichten, daß er seine Schuldigkeit gethan habe.

Einigen Verhandlungen habe ich beigewohnt und kann deshalb als Augen- und Ohrenzeuge sprechen. Der Gouverneur ließ mir ein Seitenzimmer anweisen, von wo aus ich das Ganze beobachten konnte, ohne selber gesehen zu werden.

In architektonischer Beziehung bot der Gerichtssaal nichts Merkwürdiges dar; seine Umfassungsmauern waren fast so hoch wie das Gebäude selbst. Im Eingangshofe liegen Gefängnisse mit niedrigen Räumen, die mit mächtig dicken Bambusstatten vergittert sind. Dort werden die abzuurtheilenden Verbrecher Nachts eingesperrt. In jenem Hofe bemerkte ich eine nicht unbeträchtliche Menge unglücklicher Menschen, halb verhungerte, abgemagerte, bleiche Gestalten, welche sich von der Sonne bescheinen ließen. Einige waren mit den Beinen an eiserne Kegel befestigt, konnten sich nicht von der Stelle bewegen und hatten nur einen Raum von ein paar Ellen frei, etwa so wie ein wildes Thier in einem Menagerieкäfig. Anderen waren Beine und Arme zusammengebunden, sie konnten nicht gehen, sondern höchstens satzweise hüpfen, und das war offenbar sehr schmerzhaft. Einem Unglücklichen hatte man eine Hand und einen Fuß durch ein Brett gezwängt; ein Polizeisoldat zog ihn an einer Kette nach sich, während ein Henker ihn mit Ruthenhieben vorwärts peitschte. So schleppte der Dieb auf einem Bein und mit gekrümmtem Leibe sich jämmerlich fort. In einer Ecke des Hofes teugen mehrere Verbrecher den Halsblock oder waren in einen Holztäfich gesperrt. Dort beobachtete ich einen Auftritt, der mich rührte und ergriff. Eine große Kufe aber ein Bottich war über einen Mann gestülpt worden; oben sah der Kopf heraus und die beiden Hände hatte man ihm durch so enge Löcher gesteckt, daß von Bewegung keine Rede sein konnte. Dieser Holztäfich belastete seine Schultern, und er mußte ihn mit sich schleppen, falls er sich überhaupt fortbewegen wollte; und wenn es ihm einfiel, auszuruhen, mußte er in einer höchst qualvollen Weise sich auf beide Kniee niederlassen. Und eine so barbarische Strafe mußte der Mann einen ganzen Monat lang ausstehen! Speise oder Trank konnte

*) Vergl. S. 23 u. ff.

er natürlich nicht zum Munde bringen, aber seine Frau hatte ihn nicht im Stiche gelassen; sie nahm aus einem Korbe Reis und Stückchen Schweinefleisch, fütterte ihn und wischte ihm den von seiner Stirn herabtriefenden Schweiß weg. Ihr kleines, sorglos lächelndes Kind trug sie auf dem Rücken.

Der Eingang zum eigentlichen Gerichtsgebäude führt durch ein Portal, das in grellen Farben allerlei Gemälde aus der chinesischen Mythologie zeigt. Im Vorderhofe wartet eine dichtgedrängte Menschenmenge; jetzt werden die beiden Flügel der großen Thür geöffnet und das Publikum erhält Einlaß. Der Gouverneur Tschung hen sitzt auf einer Empordühne, trägt seine Staatskleidung und hat mehrere Justizräthe und untergeordnete Gerichtsbeamte zur Seite. Auf dem großen, mit einem rothen Teppich überdeckten Tische liegen die Untersuchungs-

Chinesische Gerichtssitzung. (Nach einer Zeichnung von Baumert.)

akten, Pinsel und Tusch zum Schreiben und die Gesetzbücher, welche in einem mit Seidenzeug überzogenen Kasten verwahrt werden. Dort steht noch ein kleines Fachgestell mit bezeichneten Holztäfelchen. Hinter dem Mandarin stehen seine Fächerträger und zwei in Seide gekleidete Knaben, welche hinter seinem Haupte die Insignien seines Ranges emporhalten. Auf den zwölf Stufen zur Empordühne steht der Henker, den man an seinem aus Eisendraht geflochtenen Hut und seinem rothen Rock erkennt; er hat einen mächtigen Bambusknüttel und auch einen Säbel. Seine Gehülfen und die Gerichtsbeamten machen sich an verschiedenen Marterwerkzeugen allerlei zu schaffen, zeigen dieselben den Angeklagten, rasseln laut und erheben dann ein wildes Geschrei, um den Bösewichtern Angst einzujagen. Auch Polizeisoldaten fehlen nicht; sie sind Mandschu, mit einer kurzen Pike und zwei Säbeln bewaffnet, die aber in einer und derselben Scheide stecken. An den Wänden sind allerlei Gedenkzettel angebracht, auch fehlen mächtig große Laternen nicht.

Mein Kabinet lag hinter der Empordühne, und ich konnte wie ganz gemächlich Alles betrachten. Man hatte etwa ein Dutzend Angeklagter zur Abtheilung vorgeladen. Wer leugnete, unterlag der Tortur, die ich aber nicht im Einzelnen beschreiben will. Der Verlauf war folgender. Sobald der Angeklagte nichts eingestehen wollte, warf der Richter dem Henker eins der obenerwähnten, mit Ziffern bezeichneten Täfelchen zu; die Zahl bezeichnete, wie viele Bambushiebe ausgetheilt werden sollten. Das peinliche Verfahren erfolgte dann unmittelbar vor den Augen des Richters, und die Gerichtsschreiber notirten emsig das ganze oder halbe Eingeständniß, welches der schreiende und heulende Angeklagte etwa von sich gab. Die Unglücklichen wurden in ganz unbarmherziger Weise entsetzlich gereinigt, ertrugen aber auch die ärgsten Qualen, weil sie ihre Mitschuldigen nicht verrathen mochten. Das Publikum spielte eine eigenthümliche Rolle. Ein Angeklagter, der Etwas eingestand, wurde als Feigling einem lauten Hohngelächter preisgegeben; dagegen hoch gepriesen, wenn er nichts verlauten ließ. Manche Zuhörer verlassen den ganzen Tag über das Gericht nicht; sie bringen Speise und Trank mit, verzehren ihre Mahlzeit und betrachten den Justizsaal als einen geeigneten Platz zur Unterhaltung, wie wie etwa ein Kaffeehaus.

Der Chinese ist gleichgültig gegen Körperschmerz und gegen den Tod. In Peking sind mir mehr als einmal Banden von Verurtheilten auf ihrem Wege zur Richtstätte begegnet; sie zeigten nach mir mit dem Finger und unterhielten sich über

meine Person. Und doch sollten sie wenige Minuten nachher ihren Kopf einbüßen!

Ich will hier einige Bemerkungen über die Polizei in Peking einschalten. Sie ist sehr wohl eingerichtet und hält im Allgemeinen gute Ordnung. Der Polizeiminister ist allemal ein Mandschu und führt den Titel: General der neun Thore. In seiner besondern Verfügung hat er mehrere Brigaden Polizeisoldaten und dann auch Ti pao, Nachtwächter, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Häusern zu überwachen hat. Die Soldaten patrouilliren bei Nacht in den Straßen und halten bei Tage gute Ordnung, und haben außer dem Doppelsäbel und der kurzen Pike auch noch eine Peitsche; die Ti pao haben eine Ratterschnarre am Gürtel. Diese Nachtwächter sind für Diebstähle oder Feuersbrünste und sonstige Unglücksfälle in ihrem Bezirke verantwortlich. Der französische Consul in Tientsin hatte eine Festlichkeit veranstaltet und vor der Ehrenthür zwei Beleuchtungsgestelle anbringen lassen. Diese wurden gestohlen und dem betreffenden Tipao wurde von seinem Vorgesetzten aufgegeben, die Diebe binnen drei Tagen zu ermitteln, widrigenfalls er selber die Bastonnade bekommen werde.

Strafe des Halsblocks. (Nach einer Zeichnung von Gilbert.)

Es gelang ihm nicht, die Schuldigen auszukundschaften, und so schleppte er am dritten Tage zwei Beleuchtungsgestelle herbei, die er auf seine eigenen Kosten hatte verfertigen lassen.

Das chinesische Strafrecht nimmt weder auf das Ehrgefühl, noch die Eigenliebe oder auch nur auf das Eigeninteresse des Menschen Rücksicht; sie sieht in ihm nur ein für leibliche Schmerzen empfängliches Wesen. Das Bambusrohr spielt die Hauptrolle, und der Angeklagte oder Schuldige erhält, je nach Befund der Sache, 10 bis 200 Hiebe. Andere Strafen sind das Halseisen, der Pranger und die Einsperrung. Mandarinen, welche sich einen politischen Fehler haben zu Schulden kommen lassen, werden auch wohl nach der chinesischen Tatarei verbannt. Eigentlich soll jedes Todesurtheil von dem höchsten Gericht in Peking bestätigt werden; darin liegt aber nur ein geringer Trost für den Angeklagten, denn vor den Untergerichten erleidet er entsetzliche Qualen, und die Henker sind äußerst sinnreich, ihn arg zu martern, ohne daß die Tortur unmittelbar den Tod zur Folge hat, und das Gefängnißwesen liegt ganz und gar im Argen.

In früheren Zeiten gab es eine große Anzahl verschiedener Todesstrafen, z. B. auch die Zerhackung des Körpers in einzelne Theile, jetzt sind aber nur noch drei im allgemeinen Gebrauche. Die Erwürgung geschieht vermittelst einer seidenen Schnur, welche von zwei Henkern angezogen wird, oder mit einem Halseisen, welches man vermöge einer Schraube immer enger anzieht, etwa so wie die heute noch in Spanien übliche Garote. Die seidene Schnur ist ein Privilegium für die Angehörigen des kaiserlichen Hauses; mit der Garote thut man Gefangene ab, nach denen weder Huhn noch Hahn krähen soll.

Die Enthauptung wird, allemal öffentlich, an gemeinen Verbrechern vorgenommen. Das Verfahren ist einfach und schnell, und gewöhnlich findet diese Hinrichtungsart gleich an einem ganzen Rudel von Verbrechern statt.

Die Messerstrafe trifft Hochverräther, Vatermörder und Blutschänder. Man bindet den Schuldigen mit Händen und Beinen an einen Pfahl und steckt ihm den Kopf durch ein Halseisen. Dann zieht der Richter, welcher die Execution überwacht, aus einem verdeckten Korb ein Messer, auf dessen Stiele derjenige Körpertheil namhaft gemacht ist, welchen der Henker abschneiden soll. Das geht dann so fort, bis eine Stelle an die Reihe kommt, wo der Schnitt tödlich ist. Doch sorgen gewöhnlich die Verwandten dafür, daß gleich zu Anfang dem Herzen eine Wunde beigebracht wird.

Niemand hat ein so anschauliches Bild von der chinesischen Strafrechtspflege gegeben, als der Lazarist Abbé Huc, dessen Wanderungen durch das chinesische Reich überhaupt ein anziehendes, inhaltreiches Buch sind. Er kam nach Kuang tsi huen, einer Stadt dritter Klasse; sie liegt unweit vom Blauen Strome. Der Präfekt hatte gerade einen peinlichen Prozeß zu entscheiden; der Europäer begab sich in den Gerichtssaal und sah, daß der Angeklagte mitten im Saal aufgehängt war, gleich einer jener kolossalen Laternen, die man in den Pagoden findet. Er war an Händen und Füßen dergestalt an einen freihängenden Ballen gebunden, daß sein Körper sich wie ein Bogen krümmte. Ein halbes Dutzend Henker standen unter ihm und hatten mit Rohrstäben und Peitschen ihn so arg geschlagen, daß das Fleisch in Fetzen vom Leib herab hing. Das Publikum zeigte sich nicht im Geringsten mitleidig. Der Richter unterdeß die Verhand-

lung, begrüßte den Fremden und führte ihn in sein Kabinet. Während des Gesprächs äußerte er, daß er nicht etwa grausam verfahre; auch solle der Beamte allezeit Vater des Volkes sein. Jener Verbrecher sei ein berüchtigter Strompirat, der unzählige Handelsschiffe ausgeplündert und mehr als ein halbes hundert Mordthaten begangen habe. Nun wolle er aber seine Spießgesellen nennen, und das solle er. „Wer einen Baum zerstören will, darf nicht blos den Stamm niederhauen, sondern muß auch die Wurzeln ausreißen, damit sie nicht neue Zweige tragen.“ Die Bande, deren Hauptmann der Gefolterte war, fand ein Vergnügen daran, Männern, Weibern und Kindern die Zunge abzuschneiden und die Augen auszureißen; sie waren ganz und gar Kuan Kuen, d. h. Erzbanditen. Man bezeichnet als solche eine Menschenklasse, welche es sich als Ehre und zum Ruhm anrechnet, den Behörden Trotz zu bieten und Gewaltthätigkeiten aller Art zu verüben; solch ein „wahrer Held“ theilt Schläge aus und empfängt dergleichen mit der äußersten Unempfindlichkeit. Die verschiedenen Genossenschaften der Kuan Kuen leisten einander getreulich Unterstützung; manche aber, und dies sind die allerwildesten, treiben ihr Handwerk auf eigene

das Urtheil. Die Zeugen sind manchmal in einer nicht beneidenswerthen Lage, denn wenn sie Aussagen machen, welche dem Richter nicht gefallen, so kommt es vor, daß er sie auspeitschen oder ohrfeigen läßt; und das Letztere geschieht vermittelst dicker, lederner Sohlen.

Das Reichsgesetzbuch, Ta tsing lu li, d. h. Gesetze und Verordnungen der großen Dynastie der Tsing, zerfällt in sieben Abtheilungen: Allgemeine Gesetze, bürgerliche Gesetze, fiskalische Gesetze, Ritualgesetze, Militärgesetze, Criminalgesetze und endlich solche über öffentliche Arbeiten. Die ganze Gesetzgebung trägt einen Strafcharakter; jede Vorschrift oder Verordnung enthält eine Strafbestimmung, auch dann, wenn es sich um bürgerliche oder administrative Angelegenheiten handelt. Unregelmäßigkeiten oder dergleichen Verstöße, welche bei uns in Europa etwa Richtigkeit oder Schadenersatz nach sich ziehen, werden in China mit einer Anzahl von Prügeln bestraft. Aber andrerseits steht wieder das ganze chinesische Leben auf einem einzigen Princip, welches gewissermaßen den Angelpunkt des Ganzen bildet, nämlich dem Satz von der kindlichen Pietät, einer Ehrfurcht, die

Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt. (Nach einer Zeichnung von Janet Lange.)

Faust, verlassen sich auf ihre eigene Kraft, und nichts geht über die Kühnheit dieser Bösewichter, für welche eine Schandthat, je gräßlicher sie ist, einen um so unwiderstehlichern Reiz hat. Es kommt vor, daß sie trotzig und in hochmüthigem Dünkel sich der Behörde stellen, alle ihre Verbrechen eingestehen, die Beweise dafür beibringen und ein Urtheil verlangen. Die chinesische Gesetzgebung verlangt vor der Beurtheilung das Eingeständniß des Angeklagten. Das weiß der Kuan Kuen; wenn er nun vorgeführt wird, um dasselbe öffentlich abzugeben, leugnet er Alles ab, was er gesagt hat. Dann martert man ihn, er aber erträgt mit unerschütterlicher Ruhe alle Folterqualen; es scheint fast, als ob er eine Art von Gefallen daran fände, wenn ihm die Glieder zerquetscht werden. Die Hauptsache für ihn bleibt, der Justiz Trotz zu bieten und die Mandarinen zu ärgern.

Bei dem summarischen Rechtswesen bedarf China nur einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Richtern; Advokaten sind nicht vorhanden. Leben und Vermögen des Angeklagten liegen fast immer in der Hand des Mandarinen. Während der Verhandlung muß gewöhnlich der Angeklagte knien; ein und derselbe Richter verhört, ermißt den Werth der Aussagen und fällt auch auf den Kaiser und dessen Beamten übertragen wird, oder doch werden soll.

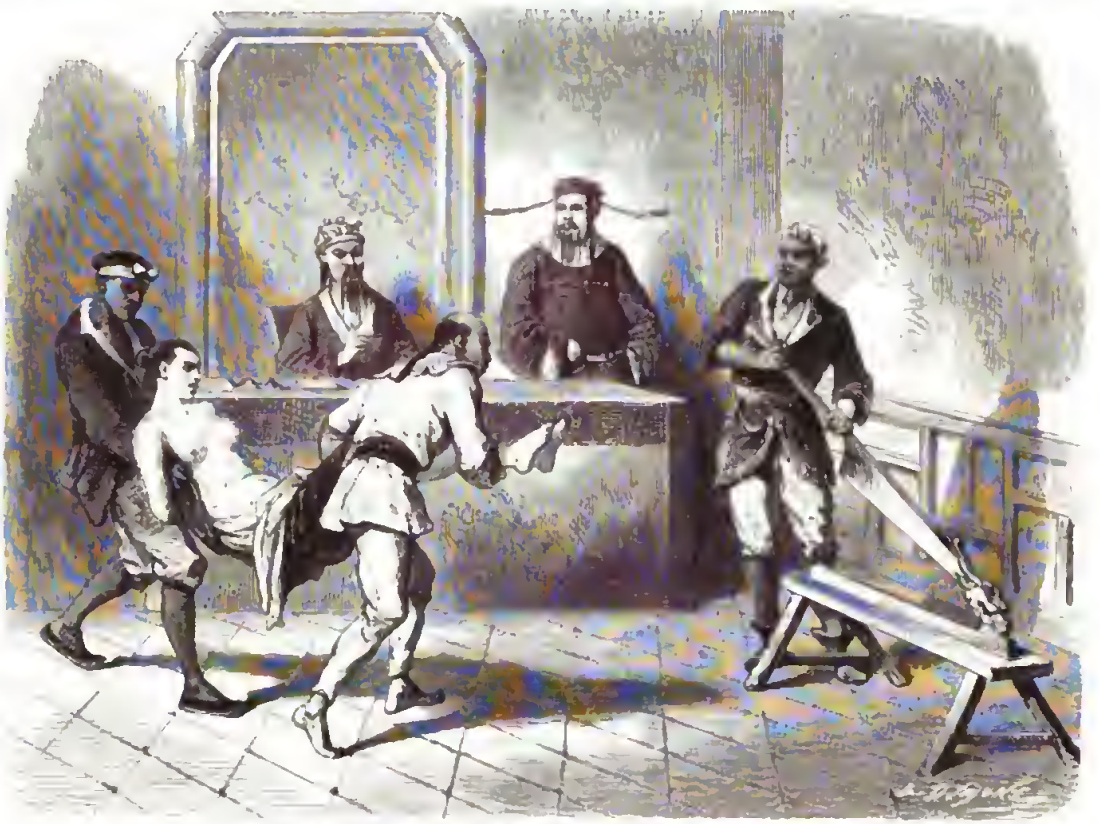
Den mit Vollziehung der Gesetze beauftragten Mandarinen ist ein sehr weiter Spielraum gelassen, denn das Strafgesetzbuch hat viele nicht bündig gefaßte, unbestimmte Stellen, gibt oft weder Definition noch Qualifikation eines Verbrechens, aber diese ist mangelhaft und ungenau. Manche Bestimmungen sind geradezu absurd. Dahin gehört folgende: „Wenn ein Kaufmann, nachdem er sich mit dem Geschäftsbetriebe seiner Nachbaren bekannt gemacht hat, Waaren einlegt und für diese solche Preise ansetzt, daß seine Nachbaren ihre Waaren dafür nicht verkaufen können, und daß er daran einen höhern als einen gewöhnlichen Nutzen machte, dann soll er mit 40 Bambushieben bestraft werden.“ Sodann Folgendes: „Wer sich unschicklich und gesetzwidrig aufführt, soll, obwohl sein Betragen nicht gerade gegen eine besondere Bestimmung des Gesetzes verstößt, mit 40 Bambushieben bestraft werden; er soll deren 80 erhalten, wenn seine Unschicklichkeit von schwererer Beschaffenheit war.“

Die Gesetzgebung stellt ein System der Solidarität auf, durch welches sie Jeden verantwortlich macht für das Betragen

ſeines Nachbars, Verwandten, ſeines Vorgeſetzten und Dieners. Je 100 Familien ernennen einen Bezirksaufſeher, welcher, von ſechs Beiſitzern unterſtützt, die Abgaben eintreiben ſoll; er hat aber noch manche andere Verantwortlichkeit; wenn z. B. die Aecker in ſeinem Bezirke nicht ſorgfältig beſtellt ſind, muß er 80 Bambushiebe bekommen.

Es iſt klar, daß die meiſten derartigen Vorſchriften nicht ausgeführt werden können und ein todter Buchſtabe bleiben müſſen. Andrerſeits enthält das Strafgeſetzbuch vortreffliche Sachen. Es erkennt mildernde Umſtände an, verwirft eine rückwirkende Kraft der Strafgeſetze, hat das Begnadigungsrecht, der Angeklagte kann Berufung einlegen, der Beamte ſoll verantwortlich ſein für die Strafen, welche er auferlegt, und offenbar wollte der Geſetzgeber das Volk vor Beamtendruck und gegen Willkür ſichern. Aber gerade das Gegentheil iſt der Fall. Schon oben wurde geſagt, daß China keine Advokaten habe; nicht minder auffallend und bemerkenswerth erſcheint, daß ein geiſtig ſo begabtes Volk nie eine Rechtswiſſenſchaft gehabt hat. Jeder Richter legt das Geſetz aus nach der Weiſe, wie er es eben anſieht, und im Geiſte der allgemeinen Geſetzgebung. Eigentliche Juriſten hat China nie gekannt.

In China bekommt ein Richter dafür, daß er ſich geirrt hat, eine tüchtige Portion Prügel. Ein Gericht erſcheint ſtrafbar nicht blos wegen eines ungenauen Urtheils über eine Thatſache, ſondern auch die Berufungsinſtanz iſt verantwortlich.



Die Strafe der Körperzerſtückelung. (Nach einer Zeichnung von Janet Lange.)

Ein niederer Beamter kann unter Umſtänden mit dem Tode beſtraft werden, lediglich deshalb, weil ein Brief nicht ganz vorſchriftmäßig zugeſiegelt worden iſt; wird ein Amtsſiegel ungehörig aufgedrückt oder verkehrt geſtellt, dann bekommen alle Beamten, welche für die Aufdrückung des Siegels verantwortlich ſind, 80 Hiebe mit dem Bambusrohr!

Reiſebilder aus dem Etſchlande.*)

Von Friedrich Brinkmann.

III.

Bozen.

Der Thalkeſſel, welchen die drei aus Norden kommenden Alpenflüſſe, die Etſch, der Eiſack und die Talfer ſich bei ihrer Vereinigung in den Südfuß der Tyroler Alpen gegraben haben, und wo im Laufe der Geſchichte die Stadt Bozen ſich angeſiedelt hat, iſt ein reich und mannigfaltig ausmodellirter Kreis von Bergen, der im Thale und an den Abhängen bis zu mehreren tauſend Fuß Höhe mit einer Vegetation ausgekleidet iſt, die den Himmel Italiens wiederſpiegelt, während von den darüber ſich erhebenden, mannigfach gefärbten, zum Theil mit Schnee bedeckten Felſenwänden und Zacken der kalte Norden in das heiße, hart an ſeinen Fuß gerückte Heſperien herabſchaut. Dieſe Grenzmark deutſcher Erde nimmt unter den ſchönſten Städtelagen Deutſchlands eine hervorragende Stelle ein; Bozen darf nicht fehlen, wenn man aus dieſem Juwelenſchmucke unſers Vaterlandes auch nur die köſtlichſten Perlen herausheben will.

Leider findet der Naturfreund auf ſeinen Wanderungen durch und um die Stadt gar zu wenig Punkte, wo ihm ein freier Blick auf das einzig ſchöne Bild, von dem er ſich umgeben weiß, gewährt würde. Nur zu ſelten trifft er ſolche an, wie die Brücke über die Talfer, der nahe Kalvarienberg, der Friedhof des eine halbe Stunde entfernten Dorfes Gries und der Spazierweg auf dem langen, vier Fuß dicken Steindamm ſind, womit ſich die Stadt gegen die Ueberſchwemmungen der Talfer geſchützt hat. Dieſer Mangel an ſchönen Fernſichten, der Einen auf allen Spaziergängen zur Verzweiflung bringen kann, rührt davon her, daß alle die Gärten, welche weit und breit die Stadt umgeben und an allen Wegen, die man einſchlagen kann, ſich hinziehen, von hohen Mauern eingeſchloſſen ſind, über die Niemand hinwegſehen kann. Es iſt dies ein ſehr empfindlicher Uebelſtand, wodurch man ſich leicht beſtimmen laſſen kann, für einen längern Aufenthalt Meran den Vorzug zu geben, wo die Mauern nur halb ſo hoch ſind und der Ausſicht nicht im Wege ſtehen.

Mit um ſo größerm Intereſſe wendet man ſich aber der Betrachtung des Einzelnen und Beſondern zu, was die Natur Bozens bietet, insbeſondere der Kenntnißnahme ſeiner reichen Vegetation. Sie iſt noch üppiger, als die der meraner Gegend, da das Klima merklich wärmer iſt, als das dortige, ſo daß es in den Sommermonaten dem Deutſchen faſt unerträglich wird, und daher die Sitte, dieſe Zeit auf den nahe gelegenen Bergen, beſonders auf „dem Ritten“, in ſogenannten Sommerfriſchen zuzubringen, ſeit alten Zeiten eingebürgert iſt und viel länger beſteht, als Aehnliches in andeeen Theilen Deutſchlands.

Nirgendwo kann man eine ſchönere und unterhaltendere Muſterſammlung der dazeuer Vegetation finden, als in dem Garten des Gerbers Maſer (an der Pfaerkirche). Er iſt nicht groß, aber geſchmackvoll angelegt und auf's reichſte mit den der italieniſchen Zone angehörigen, in der hieſigen Gegend ſich ſchon findenden Bäumen geſchmückt. Insbeſondere macht ſich die große Anzahl der prächtigſten Orangen- und Citronenbäume bemerklich. Sie ſind dort in jeder Größe zu finden, von dem kleinen, noch nicht zur Höhe eines Roſenſtocks gediehenen Gewächſe an bis zu den Rieſen, welche wie ziemlich ſtattliche Aepfelbäume ausſehen und theils frei im Erdbaden ſtehen, theils an hohen Spalieren hinaufgezogen ſind. Und welch köſtliche Früchte hangen in der größten Fülle an ihnen! Selbſt die allerkleinſten Schößlinge von kaum zwei bis drei Fuß Höhe tragen manchmal Früchte von der Größe eines kleinen Kinderkopfes. Und dicht daneben, an demſelben Stöckchen, ſtehen wieder Blüthen, die ſich erſt zu ſolch einer ſchönen Frucht hinanbilden wollen, ſo daß dann oft eine und dieſelbe Pflanze die Frucht in allen Stadien ihrer Entwicklung darſtellt. Alle dieſe Orangen- und Citronenbäume bleiben auch den Winter durch im Freien ſtehen. Außer ihnen enthielt der Garten noch viele andere ſüdliche Pflanzen, als Feigenbäume, Cedern und Pinien. Das Ganze wurde durch trefflich angelegte Fontänen belebt, und große Lauben von Weinranken ſchloſſen als Rahmen es ein. Mit Neid mußte man des Beſitzers gedenken, der ſo glücklich war, auf den rings im Dunkel des Gebüſches, neben den plätſchernden Springbrunnen aufgeſtellten Bänken die kühlen Abende zubringen zu können, und doch auch wieder mit Dank, da er ja einem jeden Fremden ohne alle Förmlichkeiten den Genuß ſeiner Schöpfung geſtattet, als wäre es eine öffentliche Anlage.

Im Allgemeinen tritt in der dazener Vegetation der Weinſtock am ſtärkſten hervor, und unter all den köſtlichen Baumgattungen, die hier ſich ſchon heimiſch gemacht haben, die überaus großen und kräftigen Feigenbäume.

Auch die Stadt nimmt ſich von Weitem gar nicht übel aus. In dem grünen Schmucke ihrer Berge erſcheint ſie als die Herrſcherin der ſo zahlreich in allen Höhen um ſie herum zerſtreuten Dörfer, Bauernhöfe und Burgen, als der Brennpunkt des kraftvollen Lebens, das ſich in der ganzen Gegend regt. Treten wir ihr aber näher, ſtehen wir draußen auf dem Bahnhofe oder auf dem Kalvarienberge, ſo erſcheint ſie in einem weniger vortheilhaften Lichte, ſofern wir von der Umgebung abſehen und nur die Stadt als ſolche ins Auge faſſen. Namentlich fällt uns der Mangel an Farbe ſehr unangenehm auf. Alle Häuſer, insbeſondere ihre Ziegeldächer, ſehen äußerſt verblichen aus, daß wir faſt vermuthen, eine ſchon halb verfallene Stadt vor uns zu haben. Eine Ausnahme macht nur die Pfarrkirche, die ein Dach von ungefähr demſelben grünlichen, karrirten Anſtriche hat, wie die Auerkirche in München und einen aufs zierlichſte durchbrochenen gothiſchen Thurm, wie die Dome von Freiburg im Breisgau und von Meißen.

Der ganze Eindruck, welchen die Stadt von außen geſehen auf uns macht, bewirkt, daß wir nicht viel von ihr erwarten. Wie freudig fühlen wir uns daher überraſcht, wenn wir eingetreten ſind und ſie uns von innen anſchauen! Zwar im Anfange ſpricht ſie uns keineswegs angenehm an. Trotz Allem, was wir ſchon in Tyrol und außerhalb Tyrols von engen und dunklen Straßen geſehen haben, ſtutzen wir doch beim erſten Anblicke der Hauptſtraße, deren hohe Häuſer ihr ſo wenig Raum laſſen, daß ein Wagen einem andern nur in der Weiſe ausweichen kann, daß er ganz dicht an eine Seite fährt und da ſo lange ruhig ſtehen bleibt, bis der Andere im langſamſten Schritte vorbeigefahren iſt. Haben wir aber einmal einige Straßen behaglich durchwandert, ſo werden wir unſer Intereſſe an der Stadt mit jedem Schritte wachſen fühlen. Der Grund iſt der, daß wir in ihr immer mehr Züge entdecken, die uns an unſere alten,

*) Vergl. Globus VI, S. 277 und 301.

mittelalterlichen Handelsſtädte und an diejenige, welche ſich dies Gepräge am reinſten erhalten hat, an Nürnberg, erinnern, ſo daß denn endlich ſelbſt die unglaublich engen Straßen in unſeren Augen aus einem Mangel ein Vorzug werden, eine Eigenſchaft, die einmal zur mittelalterlichen Phyſiognomie einer Stadt gehört.

Sehen wir uns dieſe hohen, immer in ein ſchräges, ſcharfwinkliges Dach auslaufenden Häuſer etwas näher an, ſo werden wir zwar nicht jenen Reichthum in der Ausſchmückung und charakteriſtiſchen Individualiſirung bemerken, welcher die Gebäude Nürnbergs auszeichnet, aber doch ſofort einige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Bauart erkennen. Vor Allem wird wohl die Aufmerkſamkeit jedes Fremden auf die Erker und erkerähnlichen Ausbauten gelenkt werden. Sie ſind ſo allgemein zur Anwendung gekommen, daß nur höchſt ſelten ein Haus ohne einen ſolchen angetroffen werden möchte. Am häufigſten ſind ſie in der Mitte der Vorderſeite angebracht. Aber auch Eckerker ſind oft zu finden. Sie erheben ſich manchmal mit einer ſtattlichen Ausdehnung in die Breite bis oben zur Dachfirſt und ſind dann mit einem beſondern Dache, einer kegelförmigen Spitze, gekrönt, ſo daß ſie dann zu einer Art von Eckthürmen werden, wie ſie in Nürnberg und Linz ſo häufig ſind.

Die Eigenthümlichkeit der Straßen Bozens aber, welche uns mehr als irgend eine andere gerade Nürnberg wieder ins Gedächtniß zurückruft, iſt die Art und Weiſe, wie die Häuſer ihre Fronten dem Straßendamme zukehren. Bei der Beſchreibung Nürnbergs (in meinen „Studien und Bildern aus ſüddeutſchem Land und Volk") habe ich darauf aufmerkſam gemacht, daß die ſo maleriſchen Perſpektiven, welche dort faſt jede Straße gewährt, unter anderm von der eigenthümlich ſchiefen Stellung des Hauſes zur Straße herrühren. Seltſam iſt es nun, zu ſehen, daß hier die Häuſer oft in gerade ſolch einer eigenſinnigen Weiſe gegen die Straße gerückt ſind, daß ein jedes nur mit der einen Ecke dieſe berührt, und alle zuſammen die eigenthümliche Zickzacklinie bilden, wovon ich a. a. O. geſprochen habe.

Eine Beſonderheit, die Bozen mit anderen alten deutſchen Städten gemein hat, die aber Nürnberg fehlt, ſind die Bogengänge, die ſogenannten Lauben, die neben allen Straßen ſich hinziehen. Was dem eigentlichem Damme an Breite mangelt, das beſitzen ſie. Auf ihnen bewegen ſich die Fußgänger, und an ihnen liegen die Verkaufsgewölbe.

Einen recht liebenswürdigen Zug, der wohl im Gegenſatze zu dem ſo nahen Welſchlande auch als ein deutſcher bezeichnet werden darf, finde ich noch in der Liebe zur Reinlichkeit und zum Waſſer, die ſich in der Einrichtung ausſpricht, daß durch alle Straßen friſches Waſſer rinnt, ähnlich wie in Freiburg im Breisgau, und in der Anlage manches ſchönen Brunnens, der auch Nürnberg keine Schande machen würde.

So entſchieden nun auch für uns, die wir vom Norden kommen, die Stadt im Allgemeinen das Gepräge einer alten deutſchen Stadt hat, ſo müſſen wir doch etwas anſtehen, dies Prädikat ihr zu geben, wenn wir bedenken, daß ſie Italien ſo nahe liegt, und manche von den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten unſerer alten Städte auf Italien als ihren Urſprung hinweiſen, z. B. von denen, welche wir ſo eben bei Bozen hervorgehoben haben, die Laubengänge an den Straßen. Sie haben ſich, wenngleich ſie auch in ſo manchen ächt deutſchen Städten ſich finden, und der italieniſche Name dafür (loggia) aus dem deutſchen Worte (lauba, laubja) entſprungen iſt, doch wohl aus Italien nach Deutſchland verbreitet, eben ſo wie das meiſt ſo maleriſche, beſonders durch ſeine Lauben (Gallerien) ſich auszeichnende Bauernhaus der ganzen Alpenkette (das ſogenannte Schweizerhaus). Für Italien müſſen dieſe kühlen, kellerartigen Räume beſonders berechnet worden ſein; in deutſchen Städten, z. B. in Bern, findet man ſie manchmal zu kühl. Darum nun möchte es wohl richtiger ſein, Bozen von dieſem Geſichtspunkte aus mehr als eine mittelalterliche Stadt, denn als altdeutſche, zu charakteriſiren.

Aber nicht das geringſte Bedenken können wir haben, es eine deutſche Stadt zu nennen, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Bevölkerung richten, welche auf dieſen Grenzmarken deutſcher Erde ſitzt. Sie iſt dem Keime nach eine durchaus deutſche.

Keinen Augenblick iſt es mir zweifelhaft geweſen, daß das hieſige Volk von reinerem deutſchen Blute iſt, als das meraner. Beſonders deutlich kam mir das aber zum Bewußtſein, als ich einige meraner Bauern in den Straßen Bozens umherſtreichen ſah. Wie ſtechen dieſe ſpindelbeinigen, kraftloſen Geſtalten mit den dunken Fetzen, die ſie auf dem Leibe tragen, mit ihren ſchlaffen Geſichteen und dem ungeheuern Phlegma, das in Gang und Haltung ſich ausſpricht, gegen den bozener Volksſchlag ab! Was für ein ganz anderer Geiſt lebt in dieſem, welch ein anderes Blut muß in ſeinen Adern pulſiren! Welch ein ganz anderer Körper- und Muskelbau iſt hier zu ſehen! Da iſt Kraft, Fülle und Elaſticität, daß es das Auge erquickt nach den dürren, eckigen Formen, deren man ſo viele in Meran ſieht.

Da iſt wieder das friſche, volle Antlitz, die eigenthümliche weiß-rothe Hautfarbe und das flachsgelbe Haar des Germanen (letzteres namentlich bei den Bäuerinnen aus der Umgegend) maſſenhaft vertreten, während in Meran blaſſe, fahle oder gelbe Geſichter und ſchwarzes Haar die Regel bilden. Da ſind endlich wieder die blendend weißen Hemdärmel, wie wir ſie vom Unter-Innthale her kennen, bei den Frauen und Mädchen aus dem Volke, und da iſt überhaupt die Reinlichkeit in der Bekleidung des weiblichen Geſchlechts wieder zu finden, die ich nicht nur in Meran, ſondern auch in anderen Theilen Tyrols, beſonders im Vintſchgau, ſo ſehr vermißt habe. Die ganze Erſcheinung des Volkes endlich, der Bau der Geſtalt und der Geſichter und das Temperament, das Weſen der Leute weiſt offenbar darauf hin, daß wir hier den äußerſten, nach Süden vorgeſchobenen Ausläufer des unterinnthaler, d. h. des baiuvariſchen Schlages (bayriſcher Schlag im ethnographiſchen Sinne des Worts) vor uns haben.

So ſehen wir denn in der Phyſiognomie des bozener Volkes, wie ſie uns beſonders im Gegenſatze zum meraner entgegentritt, ſo beſtimmt wie nur möglich die geographiſche Lage der Stadt ſich ſpiegeln.

Bozen iſt der Punkt, wo das aus dem Unterinnthale über den Brenner nach Süden kraftvoll vordringende germaniſche (baiuvariſche) Volksthum auf den aus größtentheils fremden, beſonders römiſch-rhätiſchen Elementen beſtehenden Kulturſtrom aus dem Weſten (Vintſchgau) und auf den romaniſchen aus dem Süden (Etſchland) geſtoßen iſt. Aus dem Kampfe dieſer Elemente ging das deutſche als Sieger hervor, eine ethnographiſche Thatſache, welche der politiſchen entſpricht, daß Bozen der Sitz eines baiuvariſchen Grenzgrafen wurde. Das Deutſche ſetzte ſich an dieſem Knotenpunkte dreier Straßenzüge und auf dem Wege, auf welchem es hieher gelangt war (im Wippthale und Eiſackthale), in völliger Reinheit feſt und flaute ſogar die beiden anderen Strömungen auf eine große Strecke zurück, die römiſch-rhätiſche die Etſch hinauf bis über Meran hinaus und die romaniſche die Etſch hinunter gegen Trident, beſonders energiſch und dauernd die erſtere, woher es denn kommt, daß das meraner Volk ein bei weitem deutſcheres Gepräge hat, als das des Vintſchgaus, jedoch hinter dem bozener in dieſem Betrachte zurückſteht.

Gegen Süden ſind die Eroberungen des germaniſchen Volksthums von minderer Dauerhaftigkeit geweſen. Das zurückgedrängte Romaniſche hat langſam aber ſtätig von dem verlorenen Terrain ein Theilchen nach dem andern zurückerobert und macht ſich auch in Bozen, freilich als fremdes, aber ziem-

lich kräftig gedeihendes Pfropfreis neben dem deutschen bemerklich.

Als Vertreter des südlichen, italienischen Etschlandes fallen uns nämlich zunächst die vielen bräunlichen, schwarzäugigen Leute in dem niedern Volke auf, welche sich auf den Straßen umhertreiben und als Tagelöhner bei schweren Handarbeiten ihr Brot verdienen. Dann sind aber auch, wenn wir uns genauer umsehen, unter den besser gekleideten Personen, die uns auf der Straße begegnen, viele Italiener, theils Fremde, theils in Bozen ansässige Kaufleute, die sich im Laufe der Zeit hier niedergelassen haben. Wir können nicht eine Minute lang unter einer der Lauben an der großen Hauptstraße hingehen, ohne italienische Unterredungen zu hören, und diese vertreten das italienische Element um so kräftiger, als sie immer mit viel lauterer Stimme und lebhafteren Geberden gehalten werden, als die deutschen. Und mustern wir endlich etwas die Schilder an dieser Straße, so stoßen wir auf viele italienische Namen.

Demgemäß zeigen sich denn auch auf dem Gebiete der Volkssitte manche italienische Einflüsse, von den Formen an, in denen das Brot gebacken wird, bis zu den Formen des Gottesdienstes. Unter den Brotformen gibt es eine, die in Meran noch nicht auftritt, aber im italienischen Tyrol und wohl noch weiter in Italien zu Hause ist und im Allgemeinen sich dadurch charakterisirt, daß die vier Theile, aus denen der Laib besteht, zusammen ein Kreuz bilden. Im Gottesdienste aber ist es offenbar schon als ein Einfluß des musikliebenden Italiens zu betrachten, daß nicht nur an Sonntagen, sondern auch an allen Wochentagen die Messe des Morgens mit schöner Orchester- und Gesangsbegleitung abgehalten wird. Freilich solche Dinge, wie dies, daß man an Freitagen im Gasthofe kein Fleisch bekommen kann, sondern sich mit einer magern Wassersuppe und Mehlspeise begnügen muß, darf man nicht hieher rechnen. Das kann Einem so ziemlich überall innerhalb der Grenzen des kirchlich frommen Tyrols begegnen, im Norden vom Brenner- und Finstermünz-Passe eben so gut wie im Süden, in Innsbruck wie in Bozen, auf deutscher wie auf wälscher Erde. —

Trient.

Der Weg von Bozen nach Trient, den man auf der Eisenbahn in stark zwei Stunden zurücklegt, ist sehr reich an Naturschönheiten und fesselt das Interesse des Fremden in hohem Grade, besonders wenn er aus dem Norden kommt und Italien noch nicht gesehen hat. Die Thalwände und die Ebene theilen sich in gleicher Weise in unsere Aufmerksamkeit. Beide sind so reizend, daß wir nicht wissen, wohin wir unsere Blicke vorzugsweise richten sollen, und stets in Verlegenheit uns fühlen, in so kurzer Zeit bei solch einer Schnelligkeit so viel Herrlichkeit in uns aufzunehmen.

Zu beiden Seiten des Thales ziehen sich gleich von Bozen an ziemlich hohe, kahle und jäh abfallende Felsenwände hin. Weniger tritt dieser wilde Charakter bei dem zu unserer Linken liegenden, östlichen Abhange hervor. Um so schroffer und kahler ist der gegenüberliegende, aber auch um so malerischer. Namentlich nehmen seine Felsen von Neumarkt an, wo das Thal sich bedeutend erweitert, einen großartigen Charakter an, und sie entwickeln sich zu den schönsten Gruppen bei dem Durchbruche des Nonsbaches, bei der sogenannten Rochetta, und endlich bei Trient selbst. Sie sind theils von röthlich gelber (Porphyr), theils von dunkler, graulicher Farbe und treten theils als geschlossene Wände, theils als vorgeschobene, aber losgerissene, in Kuppeln sich abschließende Massen auf, wodurch sie manchmal riesigen Festungs-Bastionen gleichen. Letzteres ist namentlich bei Trient der Fall, wo sich ein wunderbar schönes und originelles Panorama entfaltet.

Auf dem ersten Theile der Fahrt, etwa bis Neumarkt, treten indessen diese Felspartien noch nicht in solch imponirender Weise auf, daß sie es sein könnten, was unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Da ist es die Vegetation, die selbst denjenigen, welcher von Meran und von Bozen kommt und an beiden Orten sich gehörig umgesehen hat, in hohem Grade überrascht und fesselt. Die Thalsohle ist theils mit Weingärten, theils mit Maisfeldern bedeckt, theils auch wachsen Wein und Mais bunt durcheinander. Diese Pflanzungen sind jedoch selbst sehr wenig bemerklich. Ueber sie ragen Maulbeerbäume in unermeßlicher Menge empor, und ihre Reihen sind regelmäßig so dicht an einander gerückt, daß ihre dicken, grünen Kronen alle darunter liegende Vegetation beinahe völlig verstecken, ja daß sie oft in ganzen, geschlossenen Wäldern zusammen stehen. Wenn wir nun sehen, wie das Erdreich alle diese gleichsam mehrfach über einander geschichteten Pflanzen, Mais und Wein und Maulbeerbäume, die auch zuweilen mit Quitten- und Nußbäumen, Aepfel- und Birnbäumen abwechseln, aufs üppigste gedeihen läßt, werden wir so recht lebhaft inne, daß wir uns auf heißem italienischen Boden befinden, und wir können nicht umhin, dann und wann uns zu fragen, was wohl so ein nordbeutscher Bauer sagen würde, wenn wir ihm von jener bunten Vermischung von Bäumen, Kornfrüchten und Reben erzählten. Zu einem Bilde solcher Fruchtbarkeit würde sich seine Phantasie wohl nicht versteigen, selbst wenn sie sich den Garten Eden ausmalen wollte. Findet doch selbst ein Goethe, als er auf seiner Reise nach Italien in diese Gegend kommt, nicht Worte genug, um sein Staunen auszudrücken „Alles“, sagt er, „ist so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse Eins das Andere ersticken“, und es entschlüpfen ihm jene bekannten Worte: „Die Sonne scheint heiß und man glaubt wieder einmal an einen Gott.“

Ein noch reizenderes Bild gewährt aber, wenigstens nach meinem Gefühle, die eigenthümliche Bepflanzung des Bodens, die bei Trient selbst beginnt. Dort ist die ganze Fläche mit Mais bestellt, und die Maulbeerbäume stehen dazwischen in der so eben geschilderten Weise. Außerdem ziehen sich jedoch noch hohe Hecken von Weinreben durch das Feld. Statt Lauben zu bilden, wie es im übrigen Süd-Tyrol gebräuchlich ist, ranken sich hier die Reben an hohen Stöcken hinauf und haben ihre Hauptstütze in den Maulbeerbäumen, zwischen denen sie sich wie Festons von dem einen zum andern winden, aufs reizendste ihre üppigen, langen, blätterreichen Ranken unter einander und in die Kronen jener Bäume verschlingend. Fast noch schöner sehen diese Weinhecken aus, wenn sie die Grenze eines Feldes an der Straße bilden. Da stehen als Stützen zwischen ihnen nicht Maulbeerbäume, sondern schöne Weiden, deren zartes, graulich Laub auf das anmuthigste gegen das in ihnen sich verschlingende Weinlaub absticht. —

Von den Orten, welche die Bahn berührt, nehmen sich Tramin, etwas hoch am Fuße des Gebirges gelegen, und St. Michele lombardo besonders vortheilhaft aus. Dicht vor dem letztern liegen die beiden Dörfer Mezza tedesca und Mezzo lombarda (jetzt „Deutsch Metz“ und „Wälsch Metz“ genannt, eigentlich aber „halb deutsch“ und „halb wälsch“ zu übersetzen, d. h. eine halb aus Deutschen, halb aus Wälschen bestehende Gemeinde), welche dadurch interessant sind, daß sie, wie der Name besagt, die Sprach- und ethnographische Grenze zwischen Deutschen und Wälschen früher bezeichneten. Jetzt sind beide gemäß dem oben angedeuteten Entwicklungsgange längst wälsch geworden.

Was die Stadt Trient selbst betrifft, so kann man von ihr etwas Aehnliches sagen, wie von Bozen: ihre Lage im Umkreise der Berge ist prachtvoll, als Stadt aber bietet sie einen weniger ansprechenden Anblick dar. Steht man auf der einige Minuten von ihr entfernten Etschbrücke, so muß man sich gestehen, daß

dies malerische Ganze von alten Thürmen, Mauerresten und hohen, oft palastähnlichen Häusern in dem von der Etsch durchströmten Felsenkessel seines Gleichen sucht. Richtet man aber seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Stadt selbst, so machen ihre verwitterten Dächer und Mauern noch einen melancholischern Eindruck, als die Außenansicht von Bozen. Alles erscheint wie grau in Grau gemalt, und diesen wenig zum Bleiben einladenden Charakter behält die Stadt auch, wenn wie in sie eintreten.

Der Dom ist ein Gebäude, welches seiner Schönheit wegen besucht zu werden verdient. Er läßt sogar in seinem Style erkennen, daß er seiner Entstehung nach einer sehr alten Zeit angehört, nämlich derjenigen Periode der Baukunst, in welcher sich der sogenannte romanische Styl und der gothische noch nicht bestimmt gesondert hatten, der sogenannten Uebergangsperiode. Er hat rundbogige Fenster, aber ein Kreuzgewölbe, und dieses wird durch Säulenbündel getragen, die jeder gothischen Kirche zur Zierde gereichen würden. Endlich hat die Renaissance des 15. Jahrhunderts, in welchem der Dom erst vollendet wurde, noch zwei Kuppeln hinzugefügt. Leider sind die Fenster ungemein klein, und so herrscht denn im Innern eine Dunkelheit, wie ich sie bis jetzt in keiner Kirche gefunden habe. Als ein besonderer Vorzug muß aber hervorgehoben werden, daß das Innere nicht, wie man es leider so häufig in den alten Kirchen findet, durch unwesentliches, geschmackloses Bauwerk verunstaltet ist, sondern Wände, Gewölbe und Pfeiler in edler Einfachheit gelassen sind und der Eindruck der reinen, architektonischen Schönheit durch nichts verkümmert wird.

Ein nicht geringeres Interesse hat für den gebildeten Fremden eine zweite Kirche, freilich kein ästhetisches, sondern ein historisches. Es ist die chiesa di Santa Maria maggiore, merkwürdig wegen des tridentiner Concils, das in ihr gehalten wurde.

So wenig die Stadt uns anspricht, so wird bei einem Gange durch ihre Straßen doch immer Manches unsere Aufmerksamkeit fesseln. Sie trägt noch sehr deutlich ein mittelalterliches Gepräge und erinnert dadurch an den Glanz ihrer früheren Geschichte, in der sie sogar als ehrfurchtgebietende Feindin einer Stadt wie Venedig erscheint. Darauf weisen die an vielen Stellen erhaltenen Mauerreste hin, die kleinen und großen, runden und viereckigen Thürme, die sich theils im Umkreise dieser alten Mauern, theils unten am Flusse, theils mitten in der Stadt erheben, und ganz besonders die von einer wohlerhaltenen Mauer umzogene, mit einem stattlichen Thurme gezierte, etwas höher als die Stadt gelegene Burg, der ehemalige Sitz der Fürstbischöfe von Trient.

Noch interessanter werden uns die Straßen, wenn wir uns das auf ihnen sich umhertreibende Volk ansehen. Für den von Norden kommenden Fremden ist dies die erste Stadt, die ihm ein ganz italienisches Volksleben darbietet. Schon auf der Fahrt mit der Eisenbahn hieher sehen wir uns von meistentheils italienischen Physiognomien, gelben Gesichtern mit kohlschwarzem Haar und blitzenden schwarzen Augen, von kleinen, höchstens mittelgroßen Gestalten in Manchesterjacken und oft auch in Hosen von demselben Stoffe umgeben, und noch viel eindringlicher werden wir an Italien gemahnt durch die lauten, heftigen, leidenschaftlichen Conversationen, welche rings um uns erschallen und in demselben Maße anschwellen, als wir uns Trient nähern. Uns ruhigen Deutschen kommt es vor, als seien diese Menschen immer auf dem Punkte, sich in die Haare zu fahren. So heftig geberden sie sich, so wild leuchten ihre Augen, so rapide und schreiend werden die Worte herausgestoßen. Nur das eben so energische Lachen, von dem ja oft unser Trommelfell erschüttert wird, kann uns davon überzeugen, daß diese heißblütigen Menschen in einem ganz freundschaftlichen Gespräche mit einander begriffen sind. In Trient empfängt uns ein Eisenbahnbeamter, dem wie beim Ausgange des Bahnhofs unsere Billete abgeben müssen, der sich aber durch diese amtliche Beschäftigung nicht abhalten läßt, eine Bellinische Arie vor sich hin zu trillern. Auf dem Hauptplatze Trients wurde gerade Markt gehalten. Einen solchen hatte ich am Tage zwar auch in Bozen beobachtet. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden Orten, welch eine Stille dort, welch ein Lärm hier! Und dieser kommt nicht nur vom Platze selbst her, sondern auch von den anliegenden Verkaufsbuden. Besonders zeichnete sich darunter ein Fleischerladen aus, wo der Metzger das den Kunden zugewogene Gewicht des Fleisches mit einer Stentorstimme ausrief, als sollte die ganze Stadt von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntniß gesetzt werden. So erscholl es denn immer in kurzen Unterbrechungen aus jener Thüre: una libbra! — una! — due! — una e mezza! ꝛc.

Das italienische Volk hat hier wieder, wie an anderen Orten, wo ich ihm selbst begegnete, in Italien und außerhalb Italiens, den Eindruck einer kräftigen Natur auf mich gemacht. Es ist zwar nicht selten, deutsche Schriftsteller in dem Tone über die Italiener sprechen zu hören, wie jenen unter ihnen, der da meint: „In Italien ist Alles im Zustande der Fäulniß, von oben und von unten.“ Ich glaube aber, daß es noch immer seine Richtigkeit hat, was Alfieri sagt: „La pianta uomo nasce più robusta in Italia che in qualunque altra terra — a gli stessi atroci delitti che vi si commettono, ne sono una prova.“ (Die Pflanze „Mensch“ gedeiht kräftiger in Italien als in irgend einem andern Lande, und selbst die schauderhaften Verbrechen, die dort begangen werden, sind ein Beweis dafür.) Man beobachte nur diese Menschen in ihrem Thun und Treiben und man wird wohl nichts gemeinloser finden, als ihnen den Vorwurf der Schwäche zu machen, wenngleich sie den der Faulheit oft verdienen mögen. Schon das Temperament, das ihnen eigenthümlich ist, in der Regel das choleriſche oder sanguinische, weist eher auf Kraft als auf Schwäche hin. Bei allen schweren Handarbeiten, die in Oesterreich ausgeführt werden, in Steinbrüchen, bei Maurer- und Erdarbeiten, bei den Eisenbahnbauten (z. B. bei den kolossalen Arbeiten am Semmering) sind keine Arbeiter so gesucht als Italiener. Sie arbeiten länger und schneller als alle anderen und begnügen sich trotz der ungeheueren Anstrengungen mit der erbärmlichsten Kost, mit ihrer Pallenta, um den Lohn fast unversehrt in ihre Heimath bringen zu können. Und wie kömmten die Maler und Bildhauer aller Nationen seit Jahrhunderten unaufhörlich nach Italien ziehen, um von dort die Vorbilder für ihre Götter und Göttinnen, ihre Helden und Heldinnen zu holen, wenn nicht „die Pflanze Mensch“ dort so vortrefflich gedieh und zu eben so kraftvollen als schönen Gebilden sich entwickelte?

Noch in manchen anderen Beziehungen fand ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Trient und seiner Umgebung Gelegenheit, das italienische Volk kennen zu lernen. Eine Veranlassung dazu war scheinbar so geringfügiger Art, daß man sie wohl schwerlich errathen würde. Ich ging von Trient nach Laris zu Fuße, um dort den nächsten nach Bozen zurückkehrenden Zug abzuwarten. Unterwegs sprach mich ein Bettler um ein Almosen an. Er war blind und streckte den Hut gegen mich aus, richtete aber keine direkte Bitte an mich, sondern sprach ein Gebet zur Maria. Hier nun, im Munde dieses Bettlers, frappirte mich einestheils die wunderbare Schönheit der italienischen Sprache, dieser „Sirenensprache“, wie Byron sie nennt,

the Tuscan's siren tongue,
That music in itself, whose sounds are song,

anderntheils der Umstand, daß selbst dieser Bettler, der niedrigste der niedrigen Stände, sie so tadellos rein sprach, daß auch das feinste Ohr nichts daran auszusetzen gefunden hätte. Wie festgebannt stand ich da vor diesem blinden, in die schlechtesten Lumpen gekleideten Armen und sog mit wahrem Entzücken die Musik seiner Sprache ein, wie er sein Gebet: Santa Maria, madre di

Dio, ꝛc. in longſomem, feierlichem, etwas flehendem Tone vortrug. Auch die Bettler ſind die Vertreter ihrer Nationen, in ihrer Art gerade ſo gut wie die Könige und Kaiſer. Wie erröthete ich vor dieſem Italiener, wenn ich bedachte, wie ſelten unſere deutſche Sprache durch eine untadelhafte Ausſprache in derjenigen Schönheit erſcheint, deren ſie fähig iſt, wie ſchlecht ſie ſo oft ſelbſt von ſolchen Leuten geſprochen wird, die ſich zu den ſogen. gebildeten Ständen rechnen. Insbeſondere lag es mir nahe, an das ſeltſame Wort mich zu erinnern, womit ich in Oeſterreich regelmäßig angebettelt wurde. Es iſt das Wort „Bigóſche“, ein ſchauderhaft ſchönes Exemplar im Speachſchatze der deutſchen Mundarten, welches beweiſt, bis zu welchem Grade die Verſtümmelung der Worte getrieben wird. Denn es iſt die Abkürzung eines ganzen Satzes: „Ich bitte (=bi) gar (=go) ſchön (=ſche).“

Ich will nun freilich hiermit nicht ſagen, als ob alle, auch die niedrigen Stände in Italien ein reines Italieniſch, die italieniſche Schriftſprache, ſprächen, wenngleich Alfieri zu ſagen pflegte, er gehe in Florenz auf den Markt, um gutes Italieniſch zu lernen, und man von Rom daſſelbe rühmt*); ich weiß vielmehr ſehr wohl, daß auch das Italieniſche in eine Menge von Mundarten zerfällt, und ſelbſt der Gebildete es nicht verſchmäht, ſeine Mundart zu ſprechen, falls nicht die Sitte den Gebrauch der lingua litteraria verlangt, ſo daß ſich Foscolo ſogar zu dem Ausſpruche verſteigen konnte: „l'italiana è lingua litteraria, scritta sempre e non mai parlata“ (das Italieniſche iſt eine Sprache der Literatur, es wurde immer geſchrieben und niemals geſprochen). Aber das ſo tief dem italieniſchen Volke eingewurzelte Gefühl für das Schöne wird ſich in allen den Aeſten und Zweigen, in welche ſeine Sprache ſich gliedert, mächtig offenbaren; dieſes Gefühl treibt die niederen Stände an, da, wo ſie mit den höheren in Berührung kommen, namentlich in den Städten, ſich die reinere Sprache derſelben anzueignen, und wirkt der Nachläſſigkeit in der Ausſprache, der Maulfaulheit, dieſer Lieblingsſünde des Deutſchen und des Engländers, und der daraus hervorgehenden Verſtümmelung der Worte ſiegreich entgegen. Auch die Sprache des Bauern wird als ihren Urſprung das Land der Schönheit nicht verleugnen, auch in der Sprache des Bettlers werden wir die edle Sprache desjenigen Volkes erkennen, das ſich als die Enkel und Erben der alten Herrſcher der Welt betrachtet.

*) Alfieri disait, qu'il allait à Florence sur le marché public, pour apprendre le bon italien. Rome a le même avantage; et ces deux villes sont peut-être les seules du monde où le peuple parle si bien, que l'amusement de l'esprit peut se rencontrer à tous le cans des rues.
Mad. de Staël, Corinna IX, 1.

Pflanzenleben der ungariſchen Wälder.

Waldloſe Steppen und bewaldetes Randgebiet. — Die krichholzartige Wachholderformation. — Mangel immergrüner Gewächſe. — Der Eichenwald und deſſen untergeordnete Vegetation. — Die Pappelwälder auf den ſandigen Landrücken. — Die Uferwälder von Eſchen und Erlen.

Wenn man aus einer der Berglandſchaften, welche das ungariſche Tiefland in weitem Bogen umranden, heraustritt und gegen die Mitte der Theißebene zu reiſt, ſo begegnet der Blick anfangs unzähligen niederen meiſt langgeſtreckten *dünenartigen Sandrücken*, welche dem Randgebiete des Tieflandes eine wellenartige Oberfläche geben, und über welche man halbe Tage lang, Hügel auf Hügel ob, dahinfährt. So weit dieſe Hügelwellen reichen, fehlt es der Landſchaft nicht an Abwechslung. Grasige Puſzten, öde, faſt pflanzenleere Flugſandhügel, dann wieder üppig grünende Wieſen und Röhrichte oder kleine Teiche, welche aus den Mulden des Bodens zwiſchen Schilf und Binſen hervorblicken, weiterhin wallende Kornfelder und Weingärten, aus denen ſich blüthen- oder fruchtbeladene Obſtbaumgärten erheben, endlich noch ſchattige, die Hügelzüge krönende Wälder — das ſind die landſchaftlichen Elemente, welche an dem Reiſenden bald vorüber ziehen und die ſich zu Bildern geſtalten, denen es nicht an einem eigenthümlichen Reiz fehlt, und welchen gewöhnlich die im Hintergrunde auftauchenden Gebirge einen prächtigen Abſchluß geben.

Je mehr man aber den Ufern der Theiß ſich nähert, deſto mehr verflachen ſich die Hügelwellen, die Landſchaft wird immer eintöniger und öder, und nur ferne am Horizont dämmern noch wie aufſteigende Gewitterwolken die Berge der Matra, der Hegyalya oder des Biharia-Gebirges. Endlich ſind auch dieſe unter den Horizont hinabgeſunken, und die meeresebene, waldloſe Fläche dehnt ſich in ihrer ganzen Troſtloſigkeit aus. Kein Strauch ſchmückt ſich da mit dunkelgrünem Laube, kein Baum erhebt mehr ſeinen ſchattigen Wipfel, kein Wald unterbricht mehr die eintönige Fläche der Steppe, und nur weite, weite Moräſte, Sandebenen, Wieſen und Ackerfelder überkleiden die Erde. Nur hier und da erhebt ſich ein ſchlanker, weißer Kirchthurm, eine einſam ſtehende Tanya oder ein hochragender Ziehbrunnen über die Linie des Horizontes, die in entſetzlicher Gerabheit und Einförmigkeit Himmel und Erde abgrenzt. Kein Hügel, kein Fels ragt mehr über das Land empor, kein Stein erklingt unter den Hufen des Roſſes, und der Boden wird aus einer tiefgründigen, bald mehr bald weniger mit Humus gemengten Erde gebildet, die in manchen Gegenden durch Zerſetzung ihrer Beſtandtheile Salz auswittert und dann nicht ſelten weißſchimmernd, wie mit Schneeflocken bedeckt erſcheint. *Das weſentliche Merkmal dieſer Steppen iſt die urſprüngliche Baumloſigkeit.*

Aber neben dieſem waldloſen Steppengebiete des ungariſchen Tieflandes läßt ſich ein *bewaldetes Randgebiet* wohl unterſcheiden. Ueberall dort, wo das Tiefland eine wellige Oberfläche zeigt, oder wo der Boden zu einer, wenn auch noch ſo unbedeutenden Landhöhe anſchwillt, treten *Wälder* auf, die den Umfang des Steppengebietes einſchränken. So iſt auf der im Nordoſten des Tieflandes ſich ausdehnenden welligen Landhöhe von Debreczin das Waldgebiet weit gegen die Steppe vorgeſchoben, und auch das hügelige Sandland zwiſchen Donau und Theiß fällt noch größtentheils in das Bereich des Waldgebietes.

Der waldfeindliche Einfluß der Sommerdürre, welcher in der Steppe die Bäume nicht aufkommen läßt, wird in dieſen Gebieten dadurch unterdrückt, daß an den geneigten Höhen atmoſphäriſche Niederſchläge viel leichter erfolgen, als in den ganz flachen Gegenden, und wenn die oben bezeichneten Landrücken des Tieflandes auch nur einige Klafter erreichen und dem Auge des Reiſenden wegen ihrer nur allmäligen, langſamen Höhenzunahme manchmal kaum wahrnehmbar ſind, ſo ſpielen ſie doch dort im Tieflande in Beziehung auf die atmoſphäriſchen Niederſchläge dieſelbe Rolle, wie anderwärts hohe, ſteilabfallende Gebirge. Nur wenn man dieſe Erſcheinungen

entsprechend würdigt, vermag man sich erklären, warum in jenem Theile des ungarischen Tieflandes, der als ein welliges Hügelland in einer Breite von 12 Meilen zwischen Donau und Theiß hinabzieht, auf dem dürrsten Boden schöne Wälder gedeihen, während aufwärts auf der viel fruchtbarern, aber tiefer gelegenen und fast ebenen Erde am linken Theißufer die Wälder fehlen.

So wie aber nach dem Mitgetheilten der Verlauf jener Linie, die Wald und Steppe scheidet, von der Plastik des Bodens abhängt, so ist andrerseits auch ein Zusammenhang desselben mit den Strom- und Flußläufen nicht zu verkennen.

Wenn man es versucht, die Grenzen des Wald- und Steppengebietes kartographisch darzustellen, so fällt sogleich die Erscheinung auf, daß sich aus dem Waldgebiete des östlichen Randes schmale Waldstreifen längs den linken Theißzuflüssen Körös und Marosch zungenförmig in das waldlose Steppengebiet vorschieben, und offenbar erklärt sich diese Erscheinung aus dem Einflusse des in den Ufergebieten herrschenden größern Feuchtigkeitszustandes, indem die Dürre des Hochsommers, welche den in der Steppe zum Wachsthum der Bäume nothwendigen Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre zu frühe unterbricht und darum eine Baumvegetation in derselben nicht aufkommen läßt, hier an den feuchten Ufern der Flüsse sich nicht geltend machen kann. Der Wasserreichthum des ungarischen Tieflandes trägt daher gleichfalls wesentlich bei, die Grenzen des waldlosen Steppengebietes zu verengen.

Die Wälder des Tieflandes zwischen Donau und Theiß haben kürzlich in dem Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Innsbruck, A. Kerner, einen ausgezeichneten Beschreiber gefunden.*) In belebter Darstellungsweise, die überall auf eigene scharfe Beobachtung gegründet ist, führt uns der Verfasser durch die Ebenen und Gebirge Ungarns, Mährens und Oesterreichs, und es gelingt ihm vortrefflich, den Eindruck, welchen Gegend und Pflanzenwelt auf ihn gemacht, auf den Leser zu übertragen. So sehen wir auch die ungarischen Wälder greifbar vor uns stehen, als deren Vorläufer die Wachholderformation zu betrachten ist.

Wenn man im Bereiche des Unterlaufes der Theiß vom Ufterlande aus in westlicher Richtung gegen die Donau reist, so schwillt der Boden allmälig zu einer Landhöhe an, die, in Jazygien beginnend, südlich bis an den Baeser Kanal hinabreicht. Die höchsten Punkte dieses von dünenartigen Sanddämmen durchzogenen Landrückens steigen im Mittel 200 Fuß über das Niveau der Theiß und Donau, und sie sind es, auf denen sich eine Gesträuchformation entwickelt hat, die das Mittelglied zwischen Wald und Steppen bildet. Als vorherrschender Bestandtheil dieser Formation erscheint der Wachholder. Mit unglaublicher Ueppigkeit wuchern die Gebüsche dieses Nadelholzes dort auf dem weißen, lockern Sande; die einzelnen Stämme erreichen in der Regel die Höhe einer Klafter, und zahlreiche fast baumartige Sträucher wachsen selbst bis über anderthalb Klafter empor. Die Büsche stehen bald vereinzelt, bald erscheinen sie heckenförmig aneinander gereiht, bald bilden sie in dicht geschlossener Massenvegetation undurchdringliche Dickichte, in welchen sich als untergeordnete Bestandtheile Sauerdorn und Liguster, Hasel- und Geisklees träucher, Weißdaen- und Rosenhecken, seltener auch einzelne weißstämmige Birken und Espen mengen. Während sonst weit und breit ein weicher, schwellender Moosrasen im ungarischen Tieflande vergeblich gesucht wird, überkleidet in diesen Wachholderwäldern eine üppige Moosvegetation den weißen Sandboden, und zahlreiche Flechten weben sich in den weichen Teppich hinein, aus welchem schattenliebende Maiblumen und Goldruthen emporsprießen. Harzgeruch weht aus den dichten Gebüschen, und der Ruf von Drosseln, Wildtauben und Goldamseln ertönt aus dem Dickicht.

Von einem erhöhten Punkte überblickt, mahnt ein solcher zwergiger Nadelwald lebhaft an die Knieholzwälder der Alpen, um so mehr, als die unteren Aeste der einzelnen Wachholdersträucher dem Krummholz gleich auf dem Boden aufliegen und auch zahlreiche verkrümmte, entrindete und wettergebleichte Stämme mit rinnenförmigen, flechtenbewachsenen Aesten zwischen dem jüngern, immergrünen, dunklen Gehölz ganz ähnlich wie in den Krummholzwäldern des Hochgebirges emporstarren.

Das Vorhandensein dieser Formation im Tieflande ist um so merkwürdiger, als der Wachholder das einzige immergrüne Gewächs ist, welches dort ursprünglich wild erscheint, und auch den einzigen urwüchsigen Repräsentanten der Nadelhölzer im Tieflande abgibt. Die dunklen Fichten und Tannen, die Stechpalmen und den Epheu, die Preißelbeeren und die Wintergrüne sucht man vergebens in Niederungarns Gelände. Auch die immergrünen Föhrenwälder des norddeutschen Tieflandes und die buschige Haide sind der ungarischen Niederung fremd, und gerade in dem Fehlen dieser immergrünen Gewächse liegt der wesentlich Unterschied zwischen der Physiognomie des norddeutschen und des pannonischen Tieflandes.

Im nordöstlichen Winkel des Tieflandes muß sich der Waldwuchs in historischer Zeit wesentlich verändert haben. Jedem, der die Gegend dort besucht, fallen die zahlreichen Ortsnamen dort auf, welche nach dem magyarischen Namen der Birke „Nyir" gebildet wurden; ja der ganze im Norden von Debreczin zwischen der Krazsna und Theiß ausgebreitete saudige Landstrich wird von den Magyaren geradezu die Nyir geheißen — was wohl darauf schließen läßt, daß dort die Birke in früherer Zeit ein häufiger Baum gewesen sein muß. Jetzt sind in den dortigen Wäldern die Birken fast vollständig verschwunden, und nur im Süden von Nyir-Bator sieht man noch ihre weißen Stämme in den Gehölzen auftauchen.

Aber trotz aller Waldverwüstungen und Waldumänderungen haben sich im Randgebiete des ungarischen Tieflandes noch ansehnliche Farste erhalten, unter denen namentlich Stieleichenwälder häufig sind. Selten aber werden ganz reine Bestände aus dieser Holzart getroffen, und gewöhnlich sind zahlreiche Ulmen, Espen und Holzbirnen beigemengt. Nicht weniger wechselnd erscheint auch das Unterholz; Hasel, Weißdoen, Liguster, Hollunder, Hartriegel und Spindelbaum sind am häufigsten. In der Regel mengt sich das aus diesen Sträuchern gebildete dichte Gestrüpp mit krautartigen Standen, hochaufgeschossenen Doldengewächsen, Disteln und Nesseln und bildet dann ein fast undurchdringliches Dickicht. Ueppiges Geschlinge aus Waldreben und Hopfen rankt sich über dieses Gestrüpp und spinnt sich von ihm manchmal bis an die höheren Bäume, bald Guirlanden bildend, bald sich zu förmlichen Lauben verkettend. Auch der wilde Weinstock, der höchstwahrscheinlich als eine ursprünglich in diesen Wäldern heimische Pflanze anzusehen ist, schlingt seine schlanken Reben bis zu den Wipfeln der Eichen hinan. Moose sind in dem Waldgrunde eine Seltenheit, und Farnkräuter so wie immergrüne Pflanzen fehlen gänzlich. Darum behalten auch die Wälder des ungarischen Tieflandes noch lange, nachdem der Schnee geschmolzen ist, ein winterliches Aussehen. Erst wenn die Eichen ihre jungen Blätter entwickeln, was gewöhnlich in der Mitte Aprils geschieht, drängt sich auch das Laub des Unterholzes aus den Knospen, und zugleich entfaltet sich eine Fülle von Pflanzen in dem Waldgrunde. Aber zur Zeit der Eichenblüthe ist auch der Culminationspunkt der Waldflora schon erreicht.

Die Eichenwälder Niederungarns werden der großen Mehrzahl nach als Niederwälder behandelt, und Hochwälder sind verhältnißmäßig selten. Am schönsten sind sie noch in den Ufergebieten der östlichen Theißzuflüsse und an der untern

*) Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck. Wagner. 1863.

Digitized by Google

Donau. Niemals aber findet man die Flora, welche den Grund des Hochwaldes zuſammenſetzt, in ihrem urſprünglichen Zuſtande, denn immer werden dieſe Gehölze als Viehweide benutzt und im Herbſte von unzähligen Schweinen durchwühlt, die man zur Eichelmaſt eintreibt.

Ueber größere Strecken ausgedehnt trifft man neben den Eichenforſten nur die Wälder aus Pappeln, Eſchen, Erlen und Weiden an. Die Verbreitung und Erneuerung dieſer Wälder iſt jedoch von jener der Eichenwälder weſentlich verſchieden. Die ſchweren und plumpen Nüſſe der Eichen ſind für die Verbreitung durch Windſtrömungen natürlich ganz ungeeignet, und da auch ein Teanſport derſelben durch Waſſerſtrömungen nue in der Nähe van Flüſſen vorkommen kann, ſo iſt es erklärlich, daß in den van den Ufern entfernten Theilen des Tieflandes ſich die Eichenwälder nur da ſelbſtändig zu erneuern vermögen, wo ſie bereits ſeit uralter Zeit vorhanden ſind.

Die winzigen Samen der Pappeln und Weiden hingegen, die in eine leichte, flockige Hülle von Wollhaaren eingewickelt ſind und die durch den Wind oft meilenweit fortgeführt werden, machen die Verbreitung dieſer Baumarten außerordentlich leicht. Auf den öden Flugſandflächen, weit weg von hochſtämmigen Wäldeen, kann man die vom Winde herbeigetragenen Pappelſamen antreffen. Gerade dieſe Orte, welche faſt alle anderen Gewächſe fliehen, wählt ſich die Pappel zu ihrer neuen Heimath. Die angeflogenen winzigen Sameu keimen und treiben dart trotz Dürre und Hitze und ſchießen mit reich belaubteu Schoſſen und Ruthen aus dem öden Lande empor. Haben ſie nur einmal in die tieferen, immer feuchten Landſchichten die Wurzelfaſern hinabgeſenkt, ſo iſt auch die Zukunft dee Pappelſproſſen ſchon geſichert. Die Wurzeläſte kriechen dann mit klafterlangen, wagrecht ſich ausbreitenden Armen nach allen Seiten im Boden herum und ſuchen den loſen Sand mit ihren feinen Faſern zu umſtricken nnd zu befeſtigen. Raſch wachſen dann die jungen ſchlanken Ruthen zu kräftigen Stämmen empor und bilden oft ſchon nach wenigen Jahren ein kleines Gehölz, deſſen jährlichen bedeutenden Zuwachs man mit Staunen betrachtet. Doch der Sturm iſt ein böſer Feind dieſer jungen Wälder, und nicht ſelten ſieht man nach einem ſturmbewegten Tage die Wurzeln der Pappeln auf weithin bloß gelegt. Wie ſchlanke, braune Taue liegen ſie auf dem weißen Sand, hierhin und dorthin ſich ausſpannend nnd in mannigfachen Kreuzungen zu maſchigem Gitterwerk ſich verſchlingend. Aber allen Elementen zum Trotz kämpft der junge Pappelwald ſich durch, und die Wipfel ſeiner Stämme ragen höher und höher über den Flugſand empor. Wenn wir bei bewegter Luft in ſeinen dünnen Schatten eintreten, ſo rauſcht es übee uns, als ob ein heftiger Regen odee Hagel niederfiele. Dieſes Spiel der ſchwankenden Blätter gibt dem Pappelwalde überhaupt ſein eigenartiges Gepräge; es verleiht ihm ein bewegtes, immer friſches Anſehen, und namentlich dann, wenn ſich zwiſchen die ſchimmeenden Kronen der Schwarzpappeln einzelne hochſtämmige, weißblätterige Silbeepappeln einſchieben, bietet dee Farbenwechſel der bewegten Blätter einen unoergleichlichen Anblick dar.

Faſt regelmäßig kommt die Weide im Pappelwalde mit vor; aber ſie bildet nur einen untergeordneten Beſtandtheil. Sie kämpft ſich aus dem dürren Sandboden in ähnlicher Weiſe wie die Pappel durch. Als hochſtämmige Formen erſcheinen die Silbee- und die Bruchweide und zahlreiche Baſtarde zwiſchen beiden. Van niedeern Buſchweiden trifft man nur die rosmarinblättrige Weide als untere Schicht des Gehölzes an. Sie iſt neben einigen Halmgewächſen oft die einzige höhere Pflanze, welche den ſandigen Waldgrund bevölkert, und es ſcheint, daß ſich die meiſten anderen Pflanzen in dem aus den gerbſäurereichen Pappelblättern gebildeten Humus des Walddodens nicht gut befinden. Nur ein Gewächs muß als bezeichnend für die untergeordnete Flora des über dem Flugſande entwickelten Pappelwaldes angeſehen werden. Es iſt dies ein unſcheinbaeer kleiner Pilz (Peziza arenaria), der bisher nur auf den Düneu der Nord- und Oſtſee gefunden worden war, der im ungariſchen Tieflande aber regelmäßig im Halbſchatten der Pappeln auftaucht. Sein fadiger Thallus, der die umgebenden Sandkörnchen in ſein zartes Netz einwebt, entwickelt einen rundlichen, napfförmigen Fruchtkörper, der faſt gänzlich im Flugſande eingebettet erſcheint, und wenn man dieſen aus einigee Entfernung beſieht, glaubt man einen jener grubenförmigen, wunderbaren Baue var ſich zu haben, welche die Ameiſenlöwen errichten, um damit die kleinen durch den Sand flüchtenden Inſekten zu fangen.

Wenn man die eben geſchilderten Wälder, welche ſich auf dem Landrücken zwiſchen Theiß und Szamoſch im Nordoſten und zwiſchen der Theiß und Donau im Weſten des Tieflandes ausbreiten, durchſtreift hat und dann zum erſten Male die dunklen Waldſäume aufdämmeen ſieht, die ſich ſtreckenweiſe längs den Ufern der Flüſſe hinziehen und zungenförmig gegen das Steppengebiet vorſchieben, ſo erwartet man in den letzteren jedenfalls einen beſtimmten Gegenſatz zu der bisher beſprochenen Waldformation zu finden. Dieſe Erwartung wird abee gründlich getäuſcht, denn man ſieht in den Uferwäldern alle die Bäume wiedee, deren Schatten man auf den ſandigen Landhöhen verlaſſen hat. Dieſelben Stieleichen, dieſelben Pappeln, Ulmen, Eſchen, Erlen und Weiden.

Der Unterſchied zwiſchen den Wäldeen der welligen Landhöhen und den Wäldern des ebenen Uferlandes liegt auch nicht in dem Gegenſatze der Baumarten, ſondern höchſtens darin, daß in dem einen Gebiete dieſe, in dem andern jene Bäume mehr vorherrſchen, daß namentlich im niedrigen Ueberſchwemmungsgebiete auch die Eſchen und Eelen, die auf den ſandigen Landrücken nur eingeſprengt in den Wäldern vorkommen, hier ſelbſtändige, ausgedehnte Gehölze bilden, nnd daß endlich in den Uferwäldern, auf welche die feuchte Atmoſphäer des angrenzenden Fluſſes oder Sumpfes Einfluß übt, faſt die meiſten jener orientaliſchen Pflanzenformen, welche der unteegeordneten Flora der Wälder auf den Sandhöhen einen öſtlichen Anſtrich geben, verſchwunden ſind. Darum nähern ſich auch dieſe Uferwälder am meiſten den analogen Formationen der Auen im öſterreichiſchen Donaugelände. Nur fehlen die Kiefeen und Fichten, die Tamariſken und der Sanddorn. An ihre Stelle terten der ſchwarzfrüchtige Mehlbeerſtrauch (Crataegus nigra), ein paar Gräſer und zwei fiederblätterige Süßholzarten (Glycyrrhiza echinata und glandulifera). Dieſe letzteren ſcheinen noch am meiſten charakteriſtiſch für die ungariſchen Uferwäldee zu ſein, und namentlich die Glycyrrhiza echinata, die ſtellenweiſe ſehr häufig vorkommt und nicht ſelten als unteer Gebüſchſchichte den Grund der Weiden- und Pappelgehölze erfüllt, erzeugt dann ein Vegetationsbild, das an die nordamerikaniſche Uferflora erinnert, wo Weiden und Pappeln ihre Kronen über das zarte Laub zierlicher Akazien erheben.

Vielverſprechend blickt uns dort dee dichte Eſchenwald entgegen, bee ſich als ein ſchwarzer Saum am Rande des Rohrſumpfes hinzieht. Wir treten neugierig in ſeine ſchattigen Hallen ein und ſpähen nach allen Seiten auf die Pflanzenwelt, die etwa den Waldgrund bevölkeet. Doch wie ſehr werden wir in unſeren Erwartungen getäuſcht! Einige hochaufgeſchoſſene Stauden, namentlich Sumpfkreuzkraut, Wolfsmilch und Doldengewächſe bilden mit dem Geſträuche aus Schneeball und Kreuzdeeeen ſtreckenweiſe ein ſchwer zu durchdringendes Buſchwerk; Binſen und Röhricht umſäumeu die von faulendem ſchwarzem Schlamm und Waſſer eefüllten Lachen des Waldgrundes; hie und da ringt ſich wohl auch der Schaft einer Waſſerlilie empar, an dem ſich ein paae große, hellgelde, im Waldesdunkel faſt unheimlich leuchtende Blumen entwickeln — damit haben wie auch ſchon die ganze Waldflora erſchöpft, und wir ſind herzlich

froh, den düstern, dumpfigen Eschenwald und seine verpestete Sumpfluft verlassen und den zahlreichen Mückenschwärmen entrinnen zu können.

Anziehender ist jedenfalls der Erlenwald. Wo die Erlen auf weitere Steecken in geschlossenen Massen erscheinen und den sumpfigen Boden mit dichtem Schattendach übeelauben, ist zwae die Vegetation des Waldgrundes noch so ziemlich jener des Eschenwaldes ähnlich, wo adee die Erlen mehr vereinzelt stehen, entwickelt sich eine üppige und eeiche Pflanzendecke als untere Schicht des Gehölzes. Gräser und Riedgräser bilden dann einen dichten Rasen, über dem sich unzählige Sumpfarten (Aspidium Thelypteris), Münzen und Dotterblumen erheben.

Die hochstämmigen Erlen (Alnus glutinosa) sind gewöhnlich verkettet und umstrickt van den Gewinden des Hopfens und an mehr trockenen Stellen auch von Geschlingen des Weinstocks und der Waldrede, wodnech dann die ganze Pflanzenformation einen höchst eigenthümlichen Ausdrnck erhält.

Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen.

Die Präsidentschaft Bombay hat eine Bevölkerung van 12,038,113 Seelen, die verschiedenen Speachen und Glaubensverhältnissen angehört. Aber zu diesen 12 Millionen Einwohnern des britischen Gebietes müssen noch jene gerechnet werden, die in den Schutzstaaten Khairpore, Kalsch und Baroda wohnen, in den kleinen Staaten von Gudscheeat, in Kattiwar, Kolapore, Sawant Wari; sodann die maharattischen Lehnsbezirke; ihre Bewohnerzahl beträgt nech 1½ Million.

Sie sind mit wenigen Ausnahmen Hindus, Mahammedaner oder Parsis. Mit der Bekehrung dieser 16,500,000 „Heiden“ sind 40 geistliche Missionäre beschäftigt, welche sieben verschiedenen peotestantischen Kirchen angehören und in 26 Stationen über das Land oertheilt sind. Unterstützt werden sie von 11 eingebornen christlichen Peiestern. Die ganze Zahl der eingebornen Gheisten beträgt gegenüber jenen 16 Mill. nue 2231. Die Missionäee haben 62 Knaben- und 32 Mädchenschulen errichtet und sind die Fortschritte, welche sie in der Bekehrung machen, nach iheen eigenen Berichten (im Church Missionary Intelligencer, dem wir hier folgen, 1864, Nr. 7.) sehe geeing.

In Sindh leben nur 50 eingebarne Christen. Hiee liegt die easch und kräftig aufblühende Stadt Kaeeatschi, in welcher die Vertreter dee verschiedensten Nationeu zusammenteeffeu, und die als großes Handelsempoeium von Wichtigkeit ist. Die Stadt zählt jetzt 70,000 Einwohner, eine veehältnißmäßig geringe Zahl gegenüber den großen indischen Städten; wächst sie aber so fort, wie es disher geschah, so wird sie in 10 Jahren 200,000 Einwohner haben. Die Eingebornen sind dort in ihren eigenen religiösen Verhältnissen sehr thätig. Die Mohammedaner, an deren Spitze ein dänischer Renegat steht, haben ihre alte Moschee wieder aufgebaut und eine sehe prachtvolle neue errichtet. Auch die Hindus sind thätiger denn je, feiern ihre eeligiösen Feste mit immer größerm Pompe und vermeheen die Zahl ihrer Fakirs. Die Sikhs, welche große Proselytenmacher sind, vermehren sich täglich. Die Parsis haben eine sehe wichtige Stellung inne. Ihr zunehmender Reichthum erfüllt sie mit „weltlichen Bestredungen“; „ihr Hauptgedanke ist, Geld zusammen zu schaeren. Dann denken sie an Essen, Trinken, Spielen und allerhand weltliche Fröhlichkeit, ganz nach europäischer Art. Adee es gibt unter ihnen, das muß anerkannt werden, hochherzige Männer, welche die Armen bei jeder Gelegenheit unterstützen.“ Am rechten Ufer des Tayari liegt die größte Vorstadt Kairatschis, welche hauptsächlich von Afrikanern und Brahmis, etwa 10,000 an dee Zahl, bewohnt wird. Alle bekennen sich zum Islam, gehöeen den arbeitenden Klassen an und sind sehe eoh und unwissend. Interessant erscheinen auch die tausende von Pilgern, welche alljährlich durch Kaeatschi ziehen, um das Heiligthum von Hinglaj zu besuchen. Ihe Rastplatz ist dicht bei dem Missionsplatze unter einem dreiten Bananenbaume. Bengalen, Hindustaner, Maharatten, Leute aus Madras und Gudscherat teeffen dort zusammen und lassen sich ruhig von den Missionären etwas vorpredigen, nehmen die Traktätchen an — und ziehen zu ihrem Hindu-Heiligthume weiter.

Das Territorium Gudscheeat odee Gudschaeshtea, das Land dee Gudschars, nimmt einen Flächeneaum von 41,000 engtischen Geoeetmeilen ein. Es zerfällt in zwei Theile: das Festland und die Halbinsel. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf drei Millionen und darüber. Die Sprache dieses Landes ist weit über dessen Grenzen hinaus in den umliegenden Landschaften verbreitet; in Bombay selbst und an der Küste von Matadar wied sie viel gespeochen. Eine besondere Wichtigkeit erhält sie dadurch, daß sie als Handelssprache zwischen den westlichen und mittleren Theilen Indiens gilt. Im Ganzen kann man annehmen, daß etwa sechs Millionen Menschen sich des Gudscheeati bedienen; adee die Leute, welche diese Sprache reden, gehören verschiedenen Rassen an.

Im Allgemeinen hält das Volk, was äußere Erscheinung, Chaeakter, Intelligenz und Wohldadenheit betrifft, den Vergleich mit den meisten Bewohneen Indiens aus. Außer Hindus und Mohammedanern finden wir auch, wie schon bemerkt, tausende von Parsis in Gudscherat. Die Mohammedaner sind durchgängig ein unwissendee und entarteter Theil der Bevölkerung. Wenn sie sich auch Monotheisten nennen, so sind sie doch in der That Polytheisten, da sie die höchste Verehrung ihren verstorbenen Heiligen zuwenden.

Fast alle Abarten des Hindnglaubens haben ihre Vertreter; oft entstehen neue Sekten und finden einen fruchtbaren Baden. Unter tepteren nehmen die Swami Narayen eine bedeutende Stellung ein. Als diese Sekte voe einiger Zeit auftauchte, glaubte Bischof Heber, daß sie für das Christenthum gewonnen werden könne; allein er fand sich bitter enttäuscht; die neue Sekte gehört gerade zu den bittersten Feinden des Christenthums und hält streng an den alten Kasteneinrichtungen.

Das Kasteusystem selbst ist bei den Gudscheeatis bis zum Aeußersten ausgebildet. Unter den Beahminen allein eechnet man 84 oeeschiedene Kasten, und diesen kommen die Banias, Kaufleute, in Bezug auf die Zahl der Kasten gleich oder übertreffen sie noch. Das üdeige Volk ist in so viel Kasten und Unterabtheilungen getrennt, daß es einem Europäer völlig unmöglich wird, sich in diese verschiedenen Trennungen und Systeme zu finden. In einzelnen Fällen ist es erlaubt, daß diese verschiedenen Kasten zusammen essen und trinken; Mischheirathen dagegen sind streng untersagt.

Nirgends wird die Lehre von der absoluten Unverletzbarkeit

und Heiligkeit des Lebens höher gehalten, als in Gudscherat. Das Tödten der Thiere gilt für die größte Sünde, und schon deshalb blickt man mit Schrecken und Abscheu auf die Christen, welche Fleisch als Nahrungsmittel gestatten. Aber nicht unter allen Klassen der Bevölkerung herrscht diese Achtung vor dem Leben. Bei den Radschputen z. B. ging der Kindermord in großer Ausdehnung im Schwange; bei einem Stamme derselbe noch kein weibliches Kind am Leben*), doch ist dieser scheußliche Gebrauch nun so ziemlich abgestellt, wenn auch, wie statistische Nachweise ergeben, die Zahl der Knaben jene der Mädchen noch weit überwiegt und somit gerechte Ursache zu der Annahme vorhanden ist, daß diese abscheuliche Sitte im Geheimen theilweise noch fortbesteht.

Gudscherat war frühee auch mit allerlei Raubgesindel überschwemmt. Die Kathis auf der Halbinsel und die Kolis und Bhitis auf dem Festlande erhielten das Land in fortwährender Aufregung. Aber Dank der britischen Regierung, welche hier mit kräftiger Hand einschritt, ist diese Plage ausgerottet worden; die wilden Stämme wurden zur Ruhe gebracht, und man kann jetzt das Land vollkommen sicher bereisen.

Dieser Theil Ostindiens ist so fruchtbar, daß er in dieser Beziehung kaum von einem andern Lande übertroffen werden dürfte, und mit Recht hat man ihn daher den Garten von Indien genannt. Doch steht der Landbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und die Geräthe, welche man benutzt, sind von der rohesten Art. Viele Gegenden sind mit herrlichen Waldungen bestanden und die einzelnen Bäume so schön und prächtig gewachsen, daß man zuweilen sich in einen alten englischen Park versetzt glaubt. Baumwolle wird jetzt viel gebaut, und der Anbau derselben nimmt in Folge des amerikanischen Krieges von Jahr zu Jahr zu. Die Ausfuhr ist nicht unbedeutend, und die Grundbesitzer gewinnen reichlich.

Bei allen diesen Vorzügen leidet Gudscherat aber viel von dem höchst ungesunden Klima, welches den Europäer leicht fortrafft. Das Gudscheratfieber ist als ein böser Gast an der ganzen Westküste verschrien. Auf die heißen Sommer folgt aber eine angenehme, kühle Winterzeit.

Eisenbahnen und Pferdebahnen durchziehen schon große Strecken des Landes und erleichtern den Absatz von Bodenerzeugnissen. Die Bahn von Surat nach Ahmedabad ward im laufenden Jahre eröffnet, und die von Surat nach Bombay ist im Bau begriffen. Dabei tritt uns ein höchst merkwürdiger für die Verhältnisse des Landes nicht zu unterschätzender Umstand entgegen: die Eisenbahn kennt keine Kastenunterschiede, und so sieht man denn hier Leute der verschiedensten Klassen zusammen sitzen, die bei anderen Gelegenheiten sich, wie etwas Unreines, fliehen. Die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens vermittelst Eisenbahnen überwiegt alle religiösen Vorurtheile. Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie viele Hindus den wunderbaren Dampfmaschinen ihre Verehrung bezeugen. Sie stellen sich in anbetender Stellung vor denselben auf und bringen der mächtigen Gottheit Kokosnüsse als Opfergabe dar.

*) Vergl. Globus IV, 178, über den Kindermord in Surabaj in Ostindien.

Neue Bücher.

Die preußische Expedition nach Ostasien von Gustav Spieß. Zweite Abtheilung. Berlin und Leipzig. O. Spamer. 1864.

Wir haben die erste Abtheilung dieser Schrift bereits früher im Globus besprochen und können das damals gefällte Urtheil auch auf diese zweite Hälfte beziehen. Der Schmuck der meist gut gearbeiteten Holzschnitte, ein Vorzug des Spieß'schen Werkes vor den anderen über die gleiche Expedition erschienenen, ist in diesem Theile fast noch reicher als in dem ersten, und möchte dadurch auch das etwas späte Erscheinen zu Genüge erklärt sein. Herr Spieß behandelt in der zweiten Abtheilung zunächst China, gibt die neuesten Nachrichten über die Taipings, Peking und die wichtigen Hafenorte Hongkong, Kanton und Makao; dann wendet er sich mit der Expedition nach Bangkok, beschreibt den siamesischen Hof und schließt den eigentlichen Theil der Reise mit Java und Bombay. Das Werk mag zur Vervollständigung auch denen noch empfohlen sein, welche bereits die anderen Werke über die preußische Expedition besitzen.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Dritter Band. Erste Abtheilung. München. Literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 1864.

Mit dem Tode des Königs Maximilian II. von Bayern ist dieses ausgezeichnete Werk keineswegs ins Stocken gerathen, wenn auch der edle Fürst, auf dessen Veranlassung es erscheint, bereits seine Augen geschlossen hat. Der vorliegende Band behandelt in gleich ausführlicher Weise wie die vorigen Ober- und Mittelfranken; namentlich sind die trefflichen Abhandlungen über die Mundart der drei Franken, das Kapitel über Volkssitte und Volkssage hervorzuheben. Wir werden auf diesen reichhaltigen Band der Bavaria näher eingehen.

Atlas zur Industrie und Handelsgeographie. Mit erläuterndem Texte von Dr. V. F. Klun und Dr. H. Lange. Zweite Lieferung. Leipzig. Hoffmann. 1864.

Die zweite Lieferung, welche sich der ersten, von uns bereits früher besprochenen, ebenbürtig anreiht, behandelt die skandinavischen Länder und britischen Inseln. In Bezug auf Dänemark ist noch die alte Eintheilung und der alte Umfang beibehalten worden, der durch die neuesten politischen Vorgänge bedeutend verändert worden ist. Großbritannien mit Irland nimmt den größten Theil des beigegebenen Textes ein, und wir können dabei hervorheben, daß alle mitgetheilten statistischen Daten ꝛc. auf den neuesten Ermittelungen beruhen. Auf der Karte Großbritanniens ist das bedeutende Industriegebiet um Manchester, Leeds und Sheffield durch eine Nebenkarte im vergrößerten Maßstabe angegeben. Die ziemlich bedeutende Baumwollenindustrie am obern Clyde, in der Gegend von Lanark, ist auf der Karte nicht eingetragen.

Oesterreichische Revue. Zweiter Jahrgang. Bd. 2 bis 5. Wien. Gerolds Sohn. 1864.

Diese gediegene, von uns bereits mehrfach erwähnte Zeitschrift fährt fort, in ihren Spalten schätzbare Beiträge zur Länder- und Völkerkunde Oesterreichs mitzutheilen. In den angezeigten Bänden finden wir von hier einschlagenden Arbeiten: Eine Fortsetzung der sehr eingehenden Studien über das Adriatische Meer von Dr. J. R. Lorenz, welche eine Charakteristik des istro-dalmatinischen Archipels beingt. Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen von Prof. Dr. A. Kerner mit einer großen Anzahl hypsometrischer Angaben zur Feststellung der Pflanzengrenzen. Prof. Dr. Karl Zittel schildert die Morlacki in Dalmatien und ihre Bewahrer. Einen tiefen Einblick in die Verhältnisse Ungarns und die Beziehungen der verschiedenen Nationalitäten, die dort auf einander treffen, geben uns die deutschen Städtebilder aus Oberungarn von Dr. F. A. Lehner, der in höchst anschaulicher Weise die Zips schildert. Ueber die Eintheilung der Ostalpen handelt der k. k. Oberstlieutenant C. von Sonklar und zeigt hierbei wieder, wie sehr er in den Alpen zu Hause ist. Die Gotschever in Krain, welche in der letzten Zeit vielfach besprochen wurden (so von Elze), haben wieder an P. v. Radics einen eingehenden Schilderer gefunden, der im Auftrage des Fürsten Carlos von Auersperg das diesem gehörige Ländchen bereiste. Ueber die Seen der Alpen finden wir eine Fortsetzung der Aufsätze von Prof. Simony, und Dr. A. v. Domin Petrushevecz gibt uns lebhaft gehaltene Reisebriefe aus Kroatien.

Der große norddeutsche Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte. Kiel. Schwers' Buchhandlung 1864.

Die Literatur über das wichtige Kanalunternehmen, das, so hoffen wir, endlich seiner Verwirklichung entgegen geht, ist im Steigen begriffen, und fast allmonatlich erscheinen neue dahineinschlagende Schriften. Die angezeigte Broschüre geht rein vom nationalen Standpunkte aus, mit Berücksichtigung der Handels- und militärischen Interessen, und läßt alle lokalen Ansprüche, die in letzter Zeit sich wohl hier und da geltend gemacht haben, bei Seite. Die Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte ist in so klarer und anschaulicher Weise gegeben, das Für und Wider bei denselben so eingehend und gewissenhaft abgewogen, daß sich jeder Leser sein Urtheil selber bilden kann. Die in Vorschlag gekommenen Linien sind: 1) von Husum nach Eckernförde, welche den Vorzug großer Kürze hat, an der Westküste jedoch nördlich der Eldmündung in Watten mündet. 2) Kiel-Tönning, wobei gleichfalls die Unbrauchbarkeit der westlichen Mündung hervortritt. 3) Kiel-Rendsburg-Brunsbüttel, eine Linie, die gegenüber den zwei folgenden als unvortheilhaft aufgelassen wurde. 4) Eckernförde-Büttel, von den Gebrüdern Christensen projektirt und im Jahre 1848 auf 11½ Millionen Thaler berechnet. Die früheren Dimensionen sind aber jetzt nicht mehr maßgebend, die Kosten würden sich bedeutend höher stellen und die Westmündung, welche wieder in das Gebiet der Watten fällt, wird für fortifikatorische Anlagen unbrauchbar sein. 5) Brunsbüttel-Kiel, welches von den nördlichen Kanalprojekten als das vorzüglichste empfohlen wird. 6) Störmündung-Kiel unterscheidet sich von der vorigen nur durch die andere innere Richtung. 7) Alster-Trave. Dieser ältere Vorschlag ist nicht mehr in Betracht zu ziehen, weil das Fahrwasser der Elde oberhalb Glückstadt für die große Schifffahrt unbrauchbar ist. 8) Brunsbüttel-Hasskrug mit vielen technischen Schwierigkeiten. 9) Störort-Hemmelsdorfer See. Dieser See an der Ostküste würde in einen Hafen umgeschaffen werden können, welcher dem kieler an Vortrefflichkeit nichts nachgibt, und hat den Vorzug vor letzterm, daß er am lübischen Fahrwasser liegt. — Dem Projekt Kiel-Brunsbüttel wird schließlich von dem Verfasser der Vorzug eingeräumt. Eine sehr übersichtliche Karte mit Profilen, Plan des kieler Hafens ꝛc. erläutert die verschiedenen Kanallinien.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Colonie Brasque in der brasilianischen Provinz St. Catharina. Ueber dieselbe meldet die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 10. August 1864 Folgendes: Die Colonie ward am 18. Juni 1860 durch ein kaiserliches Aviso gegründet. Das Gesammtgebiet beträgt 43 Millionen Quadratbraccen, von denen bis Ende 1863 beinahe eine Million kultivirt und weitere 216,000 entholzt waren. Die Bevölkerung zählt gegenwärtig 938 Personen, sämmtlich Deutsche, und zwar 659 Katholiken und 279 Protestanten. In der Colonie sind 146 Palmitenhäuser und 72 gezimmerte. Geboren wurden 1863: 59 Personen; es starben nur 13. Der Ort der Ansiedlung ist gesund, und die meisten Handwerke werden bereits betrieben. Die Ernte des verflossenen Jahres bestand aus Tabak, Zucker, Branntwein, Mandiokmehl, Mais, Bohnen, Reis. Der Boden ist eben und fast steinlos; seine Feuchtbarkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Mühlen, Bierbrauereien (in denen etwa 500 Flaschen Bier jährlich erzeugt werden), Gasthäuser und Kaufläden sind zu Genüge vorhanden. Die Ausfuhr beschränkte sich auf 312 Arroben Tabak und 48,000 Stück Cigarren. Eingeführt wurden Nahrungsmittel, Schnittwaaren und Eisenzeug. Eine Kirche gibt es noch nicht; doch haben sich die Colonisten vier katholische und eine protestantische Kapelle aus Palmiten erbaut. Das beste Haus der Colonie ist das Schulhaus. Außerdem gibt es noch fünf Sonntagsschulen, deren jede von etwa 30 bis 50 Kindern besucht wird. Die Colonisten haben viel von den Wilden zu leiden, so daß die Präsidentur Soldaten zu ihrem Schutze aufstellen mußte. Die Landwege der Colonie sind gut angelegt, doch fehlt eine Hauptverbindungsstraße noch gänzlich, da nur ein schlechter Waldweg nach Itajahy führt, der außerdem von Ueberschwemmungen zu leiden hat, die auch der Colonie selbst großen Schaden verursachten.

Weinbau in Canada. Die Anpflanzung der Weinrebe nimmt in Amerika immer mehr zu, allein mit Ausnahme der californischen Weine, die den portugiesischen ähneln, hat man noch nicht viel Gutes erzielt. In Canada nimmt man sich, wie der Toronto Leader schreibt, jetzt der Weinkultur sehr an und hat auch bereits leidliche Erfolge aufzuweisen. Schon im Jahre 1859 wandte man sich um Unterstützung für die Sache an die Colonialregierung unter Hinweisung auf das Klima Canada's, wo ein kurzer heißer Sommer herrscht und die Früchte schnell reifen. Man pflanzte sowohl wilden einheimischen Wein als auch feine europäische Reben in Ober- und Unter-canada, und der daraus gekelterte Wein hatte den Geschmack des gewöhnlichen französischen.

Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- und Südamerika's. Wir finden darüber in einer pariser Zeitschrift folgende Zusammenstellung von L. F. Clavaieoz:

		Einnahmen Francs	Ausgaben Francs
Brasilien	1861	134,081,055	130,521,400
Bolivia	1857	9,880,000	8,695,000
Chile	1859	31,412,760	40,812,775
Costa Rica	—	5,000,000	5,000,000
Guatemala	—	6,417,070	6,561,400
Honduras	—	1,250,000	1,250,000
Nicaragua	1857	610,000	610,000
San Salvador	1859	3,529,795	3,245,770
Ecuador	1858	4,958,750	5,000,000
Neu Granada	1859	9,698,311	9,698,311
Venezuela	1856	20,525,275	20,525,275
Argentina	1859	37,500,000	37,500,000
Paraguay	1860	12,141,325	12,000,000
Uruguay	1859	17,899,010	17,899,010
Haïti	—	8,612,500	4,862,500
Mexico	1856	42,500,000	42,500,000
Peru	1859	105,464,250	101,908,780

Haïti hat doppelt so viel Einnahmen als Ausgaben. Warum? Clavairoz fragte doch einen Neger, weshalb man das Geld nicht nützlich verwende, und erhielt zur Antwort: „Wozu? Der liebe Gott hat für uns Bananen wachsen lassen, und Schatten finden wir unter den Palmen!“

Australische Nachrichten. In Adelaide, Südaustralien, sind am 8. Juli 1864 Nachrichten aus dem Norddistrikte eingegangen. Ein großer Süßwasserfluß ist entdeckt worden, welcher sich in den Eyre-See ergießt und an seiner Mündung 200 Ellen breit ist. Die boetigen Eingebornen sagten, die Quelle dieses Flusses befinde sich auf einem hohen Gebirge und von der Mündung weit entfernt. In Adelaide wird eine Expedition ausgerüstet, um den Fluß bis zu seiner Quelle zu verfolgen.

Die „Tanunda deutsche Zeitung“ gibt die jetzt in Südaustralien mit Wein bepflanzte Ackerzahl auf 5779 an; die Summe der tragenden Weinstöcke war 3,848,016 und 3,316,484 noch nicht tragende Stöcke. Es wurden 696,365 Gallonen Wein und außerdem 31,359 Centner Trauben erzeugt. Der Fortschritt der Weinkultur in Südaustralien ist großartig und namentlich dem Fleiße der Deutschen zu verdanken.

In der Kolonie Queensland wurde, wie die meldonnee „Germania“ vom 21. Juli 1861 meldet, der erste Zucker zu Cleveland bei Brisbane geerntet. Der Zucker ist zwar ziemlich dunkelbraun, jedoch von großer Süßigkeit und ein ermuthigendes Resultat als erster Versuch, das Zuckerrohr in Queensland anzubauen.

Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts. Die Frage über das Alter des Menschengeschlechts und unsres Erdballs kam auch wieder in der letzten britisch Association in Bath zur Sprache. Der bekannte Geologe Prof. Phillips erörterte dieselbe. Sind wir denn sicher, fragte er, daß die Periode des Auftretens von Menschen auf der Erde später als in die Zeit fällt, in der die Höhlenbären und Rhinocerosse lebten, oder blieben die Hyänen und Riesenpferde in Europa bis in die neueste Zeit Bewohner unserer Gegenden, oder war endlich der Mensch schon früher auf der Erde als unsere historischen und überkommenen Meinungen uns zu denken erlauben? Im Allgemeinen ist man jetzt der Ansicht, daß, wenn bemerkenswerthe Veränderungen an alten Pflanzen- und Thiertypen vorkommen, diese eine sehr lange Zeit zu den Umwandlungen bedurften. Wenn während der paar tausend Jahre, in welche unsere Erfahrung zurückreicht, keine wesentlichen Veränderungen bei unseren wilden Thieren und Pflanzen, Getreidearten und Hausthieren vorkommen, so liegt es auf der Hand, daß diese überhaupt nicht durch Ursachen, wie sie heutzutage wirken, bewerkstelligt werden können. Die Zeit der Existenz des Menschen bildet in der ungeheuern Reihe von Jahren, seit unser Erdball vorhanden ist, nur eine kurze Episode; doch in all' den Jahrtausenden wirkten stets dieselben Kräfte auf dieselben Materien; dieselben Gesetze wie heute herrschten bei organischen und unorganischen Körpern und zeigten den Planeten ihre Bahn um die Sonne. Die gealogischen Erscheinungen, wie das Emporsteigen der Gebirge, das Absetzen der Flötzformationen und der ewige Wechsel in den Lebensformen bedürfen ungeheure Zeiträume, die nach gewissen Bedingungen berechnet werden können. Aber die Endergebnisse dieser Berechnungen weichen sehr von einander ab. Prof. Thomson, ein tüchtiger Physiker und Mathematiker, nimmt nach seinen Calculationen an, daß 98 Millionen Jahre nothwendig waren, um die Erde vom schmelzenden Zustande durch allmälige Abkühlung in den der Erstarrung überzuführen. Dagegen berechnet Prof. Haughton 1,018 Millionen Jahre als die Zeit, welche nöthig war, um die Erde von 100° C. bis zu 50° abzukühlen, bei welcher Temperatur das Wasser bereits lebenden Wesen zum Aufenthalte dienen konnte, und fernere 1,280 Millionen Jahre waren nach demselben nöthig, um die Abkühlung von 50° C. bis zu 25° C. zu bewirken, welche Temperatur man als die der Eocen-Epoche annimmt. Die größte Schwierigkeit aber zur Bestimmung des Alters entschwundener Perioden zeigte sich in Bezug auf die känozoische Periode der Fluß- und Seeanschwemmungen, in welche die Entstehung des Menschengeschlechtes fällt, weil gerade hier so viele verschiedenartige Faktoren zusammenwirkten, daß die Ergebnisse höchst zweifelhaft werden.

Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. Zu dem von uns nach der „Rigaischen Zeitung“ Globus VI, 320 erwähnten Alterthümerfund gibt das genannte Blatt in Nr. 192 noch einige Nachträge. Zwei Archäologen, die Herren von Thiesenhausen und Wolski, untersuchten den fraglichen Hügel bei Nowatscheckask. Sie fanden einige Fuß tiefer ein Grab, das aber leider nur einige wenige Knochen enthielt und schon in ältester Zeit beraubt zu sein scheint. Von diesem Hügel führt in südwestlicher Richtung eine niedrige, flache Hügelkette weiter. Der größte derselben, etwa ¼ Werst vom ersteren entfernt, wurde nun der Nachgradung unterzogen, und gleich bei der Durchgradung dieses Hügels fand man obenan, mit Erde bedeckt, drei Steinfiguren. Die erste, mit Haenisch und spitz zulaufendem Helme, stellt eine männliche Gestalt vor; die zweite, eine weibliche, ist ohne besondere Verzierung; beide Figuren sind aus weicher Steinart und in Gestalt und Form ganz abweichend von allen übrigen bereits vorhandenen, die dritte ist aber gänzlich zerbrochen und weiter nicht kenntlich. Unzweifelhaft sind dieselben im Verlaufe der Zeit umgefallen und allmälig versunken. Diesen Anzeichen gemäß ließ sich demnach voraussetzen, daß hier ein sogenanntes Königsgrab vorhanden sein müsse, und diese Voraussetzung bewährte sich theilweise dadurch, daß gestern Nachmittag (23. Juli) zwei andere Gräber, etwa 20 Fuß von einander, entdeckt wurden. Auf den entgegengesetzten Seiten sind ebenfalls zwei Gräber bemerklich, so daß sich annehmen läßt, daß diese letzteren die Gräber mitbegrabener Sklaven sind, das Ruheplätzchen des Häuptlings selbst aber sich im Centrum befindet. Das erste der entdeckten Gräber enthielt in einem sehr kleinen Raume die Ueberreste menschlicher Gebeine; doch scheint der Begrabene vorher einer besondern Procedur unterzogen zu sein: die Hände waren über der Brust gekreuzt und die Beine so zurückgebogen, daß die Füße zu beiden Seiten des Kopfes standen. Der obere Theil des Schädels, und zwar von den Augenhöhlen an, sowie die übrigen Gebeine sind so ziemlich erhalten. Außer daß unmittelbar an der rechten Seite des Kopfes sich ein kleines zerbrochenes irdenes Geschirr (Töpfchen) befand, war sonst nichts zu ermitteln. Das zweite Grab dagegen enthielt gänzlich verweste menschliche Knochen in der gewöhnlichen Lage; der Schädel brach bei der geringsten Berührung; doch wurde derselbe, so viel als möglich, behutsam der Erde entnommen, so daß der größte (ebenfalls der obere) Theil desselben der wissenschaftlichen Beurtheilung übergeben werden kann. Auch hier war in naher Gegend des Kopfes ein größeres, gleichfalls zerbrochenes thönernes Töpfchen befindlich. Ein paar Perlen aus Thon und eine kleine Muschel, die wahrscheinlich zum Schmucke gedient haben, sowie die zartere Gestalt und Form des Schädels ließen folgern, daß hier ein weibliches Wesen begraben sein könne. Am 24. Juli fand man in einem der bezeichneten Gräber einen Schädel, der ein wenig besser als die früheren erhalten war; in der diesem entgegengesetzten Gruft waren einige Ueberreste eines Pferdekorpses befindlich. Anstatt in der Mitte wurde seitwärts ein größeres Grab bemerklich, welches nach vorgenommener Untersuchung tiefer als alle übrigen befunden wurde und außer einigen Thonscherben und Knochenspuren nichts weiter enthielt.

Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse. Diesen interessanten vor den Akademien zu Brüssel und Paris bereits mehrfach behandelten Gegenstand machte der auf dem Gebiete der Erdkunde unermüdlich thätige Prof. Dr. V. Klun zu Wien zum Vorwurfe einer gelehrten Arbeit, die im VI. Jahrgange (1863) der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft abgedruckt ist. Durch viele Beispiele gelangt Prof. Klun zu dem Schlusse: je gerader der Lauf eines Flusses, je größer seine Wassermasse, je stärkre seine Strömung ist, je mehr sie sich der Richtung des Meridians nähert, je zerstörbarer endlich der Boden ist, desto entschiedener tritt als allgemeines Gesetz der Uferbildung hervor, daß auf der nördlichen Hemisphäre das rechte, auf der südlichen das linke Ufer das steilere, unterwaschene, angegriffene, das entgegengesetzte aber das überschwemmte ist. Als besondere Ergebnisse können noch hingestellt werden:

1) Daß bei Krümmungen eines Flusses das Wasser an der convexen Seite der Krümmung stärker fließt und das einschließende Ufer angreift, wodurch dies abschüssiger wird, d. h. an den Windungen der Flüsse ist das ausgeschweifte Ufer das angegriffene und steilere; das vorspringende aber das abgeflachte und niedere.

2) Krümmungen der Flüsse sind Hemmnisse, welche das allgemeine Gesetz für die Uferbildung modificiren.

3) In Grosiausthälern mit den größeren Windungen, welche sich gegen die Mündung zu allmälig verlieren, tritt jedoch der Druck nach rechts viel auffälliger hervor, und das für Krümmungen aufgestellte Gesetz wird dahin abgeändert, daß das allgemeine Gesetz für die Uferbildung wieder stärker hervortritt.

4) Bei Wasserfällen und Stromschnellen scheint ebenfalls das rechte Ufer mehr angegriffen zu sein, als das linke.

5) Selbst bei Meerengen (wie bei Kertsch und bei Konstantinopel) ist häufig ein rechtes abgerissenes und ein linkes verflachtes Ufer bemerkbar.

6) Bei Theilungen eines mehr oder weniger nach dem Meridian verlaufenden Flusses behalten innerhalb des Mündungsdelta die noch rechts abgehenden Arme andauernd eine stärkere Strömung, als die linken.

Die k. k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien, welche 1856 gegründet wurde, zählt jetzt etwa 440 Mitglieder, darunter Männer von bedeutendem Rufe. Von den „Mittheilungen" sind bereits sechs Jahrgänge veröffentlicht, deren Durchsicht den besten Ueberblick über die Thätigkeit der Gesellschaft gewährt. Mehr als zwei Drittheile der Abhandlungen behandeln Vaterländisches und ein Drittheil außerösterreichische Gebiete. An der Expedition der k. k. Fregatte Novara nahm die Gesellschaft durch Entwürfe von Instruktionen Theil, förderte auch wichtige andere Reiseunternehmungen: Dr. Kotschy ging nach Cilicien, dem Taurus u. s. w., Dr. Friesach nach Amerika und Tahiti. Die Bibliothek besteht gegenwärtig aus nahezu 2000 verschiedenen Werken mit fast 6000 Bänden und 500 Kartenwerken.

Die Lungauer im Salzburgischen. Ueber dieses in vieler Beziehung eigenthümliche Völkchen finden wir in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines" Bd. II. (Wien 1864) eine eingehende Beschreibung von Dr. Wallmann. Lungau bildet den südöstlichsten Theil Salzburgs, der durch hohe Gebirgskämme von der übrigen Welt fast abgeschlossen und nur durch zwei schmale Schluchten gegen Steiermark zugänglich ist. Die ersten Einwohner des Gaues waren Taurisker, welche durch die Römer unterjocht wurden; Römersteine, Meilenzeiger, Grabsteine u. dgl. haben sich als Ueberreste aus jener Zeit erhalten. Zur Zeit der Völkerwanderung drangen Slaven verheerend ins Lungau ein und vermischten sich mit den Deutschen, die allmälig wieder die Oberhand gewannen. Noch heute findet man bei vielen Einwohnern slavischen Rassentypus. Slavisch sind die Ortsnamen: Gurpitschel, Lasoberg, Leisnitzdach, Liznitzwinkel, Mischlitz, Husa, Krabob, Grappitz u. s. w. — Die Lungauer beiderlei Geschlechts erfreuen sich eines kräftigen, dauerhaften Körperbaues; doch gibt es in manchen Gegenden auch Cretinen, Feren. Der Name Drutsch aber Dost gilt für männliche und Dumper für weibliche Cretinen. Eine eigene Klasse bilden im Lungau die Schweineschneider, deren es 300 gibt, welche im Frühjahre ihren Gau verlassen und bis Preußen und an die türkische Grenze reisen, um ihre einträgliche Kunst zu betreiben. Im Durchschnitt ist der Bauer wohlhabend, die Kleinhäusler dagegen — Geuschler — zeigen in ihren Häusern große Armuth; denn sie bewohnen noch, wie die alten Slaven in der Regel, aus wenig behauenen Bäumen gezimmerte, altersschwarze, rußige Hütten oder Geuschen, mit kleinen Oeffnungen statt der Fenster und mit niedrigen, finsteren, rauchigen Stuben. Die Unreinlichkeit ist sehr arg. Erwähnenswerth erscheint die Thatsache, daß es im Lungau noch gebräuchlich ist, Wäsche und Kleider mit Urin zu waschen, welcher in einem Gefäße — Waitfreute — gesammelt wird; man will so die Seife ersparen!! Die Kost des Lungauers ist gleichfalls nicht sehr einladend. Das Brot besteht häufig nur aus Gerstenmehl, mit Bohnenmehl und Kleie untermengt, und ist zu einem unförmigen Klumpen gebacken. Sehr beliebt sind auch Fettsäuren. Man läßt verschiedene Fleischsorten so lange stehen, bis sie in die Fettsäurebildung übergehen, und soemi dann Knoedn daraus. Die Zubereitungsweise ist außerdem sehr unreinlich. Was die Kleidung betrifft, so liegt die allgemein in den österreichischen Alpen getragene mit einigen Abänderungen und Besonderheiten zu Grunde.

Volksschulunterricht in Leipzig. Wie sehr der Schulunterricht in Deutschland zugenommen hat, läßt sich an dem Beispiele der Stadt Leipzig deutlich erkennen. Im Jahre 1831 zählte Leipzig bei 43,000 Einwohnern 8 öffentliche Schulen mit 108 Lehrern und 3576 Schülern, sowie 16 Privatschulen mit 84 Lehrern und 1477 Schülern. Im Jahre 1861 gibt es in dieser Stadt bei 80,000 Einwohnern 14 öffentliche Schulen mit 307 Lehrern und 10,414 Schülern, sowie 11 Privatschulen mit 160 Lehrern und 913 Schülern. Im Jahre 1831 besuchten sonach 11,7 Procent der Einwohnerschaft die Schule, im gegenwärtigen Jahre 14,2 Procent.

Zahl der Fremden in England. Nach dem letzten Census lebten in England und Wales 84,090 Fremde oder auf je 100 Engländer 0,041 Fremder. Gegenüber den vielen Fremden, die in Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten leben, ist diese Zahl klein zu nennen, denn die natiilischen Beeichte geben auf 37 Millionen Franzosen über eine holde Million Fremde an, und in den Vereinigten Staaten leben auf 27,489,461 gar 4,136,175 Fremde. Unter den 84,090 Fremden Englands waren 73,500 Europäer, 9500 Armenier, 500 Afrikaner und 500 Asiaten und verschiedenen Ländern Angehörige. Unter den Europäern nehmen die Deutschen mit 30,000 den ersten Platz ein, 13,000 sind Franzosen, 5500 Niederländer, 4500 Italiener, 7500 Skandinavier, 5000 Russen und Polen, 2000 Spanier u. s. w. Die Hälfte aller dieser Fremden lebt in London.

Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris. König Mongkut von Siam hat dem Kaiser der Franzosen eine ganze Ladung von Sämereien, Pflanzen und seltenen Thieren zum Geschenk gemacht. Unter den letzteren befindet sich ein tibetanischer Bär, ein Affe aus Cambodscha, der bisher nie in Europa gesehen worden ist, ein mongolischer Fasan mit ganz prachtvollem Gefieder; ein winzig kleines Reh aus Pegu; ein prächtiger Tiger aus Malakka; ein ungemein großer und äußerst wilder, ganz schwarzer Panther aus Siam; ein Fasan aus Barma; ein paar Haubentauben, die mehr brüten als irgend eine andere Taubenart, und die man in Europa einzugewöhnen hofft, und eine schwarze Wasserschlange, deren Biß epileptische Anfälle nach sich zieht. Dazu kommen noch zwei Rennbüffel aus Siam; in diesem Lande richtet man die Büffel zum Wettrennen ab, wie bei uns die Pferde.

Bevölkerung der Stadt Algier. Diese „Hauptstadt des französischen Afrika's" hatte am 1. Juli 1863 eine Einwohnerzahl von 58,059 Seelen. Davon kamen auf die eigentliche Stadt 17,710; auf Agha und Mustapha 5186, El Bar 1678, Budsareah 1581; Pointe Pescade 585; St. Eugene 817; Cité Bugeaud oder Vorstadt Bab el Oued 502 Köpfe. Von der Gesammtzahl sind 39,356 Europäer und 18,703 Eingeborne, und diese wieder zur Hälfte Juden. Die alten mohammedanischen Besitzer der Stadt bilden nur noch ein Sechstel der Bevölkerung.

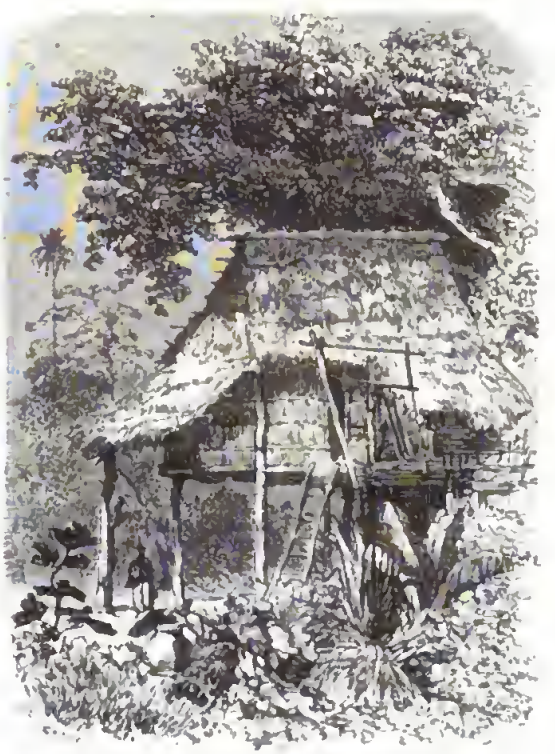
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos.*)

Die Reiſe nach Korat. — Petſchaburie. — Die ſiameſiſche Zufluchtscitadelle Khao Khok. — Beſoldung der Mandarinen. — Die Gefahren im Walde des Feuerkönigs und die Pforten der Hölle. — Abenteuer mit einem Leoparden. — Aufenthalt in Tſchaiaporn. — Stämme der Kaciens. — Korat als Mittelpunkt für den Handel; die Chineſen. — Das öſtliche Laos. — Ruinen von Pan Brang. — In Pukieau. — Der Elephant als Transportthier in dem Ocean von Waldgebirgen. — Die Laos mit ſchwarzem und mit weißem Bauche. — In Lenwe. — Geographiſche Notizen über die Ströme. — Handelsverbindungen. — In Thobna und Luang Phraban. — Die wilden Laos. — Empfang bei den Königen. — Bemerkungen über das Volk. — Reiſe nach Norden bis Nale. — Rhinocerosjagd. — Tod des Reiſenden.

Wir folgen heute dem kühnen Reiſenden bis weit ins Innere der hinterindiſchen Halbinſel hinein, in Gegenden, welche vor ihm keines Europäers Fuß betreten, und über welche wir erſt durch ihn manche werthvolle Kunde erhalten haben.

Wir haben früher erzählt, daß Mouhot nach ſeiner Erforſchung der Prachtruinen von Ongkor in Cambodſcha nach Bangkok in Siam zurückging. Im Oktober 1860 trat er von der alten ſiameſiſchen Hauptſtadt aus eine neue Reiſe nach Nordoſten an, zunächſt um Korat zu beſuchen, einen kleinen Staat, deſſen Herrſcher von Siam abhängig iſt. Am 22. Oktober befand er ſich zu Seahaïe, welches den Ausgangspunkt für die nach Korat ziehenden Karawanen bildet, und wurde von dem dortigen Obermandarin ſehr gut aufgenommen. Die Provinzen Saraburi, Boatium und Petſchaburie, alſo das Land von Süden her bis etwa zum 17° n. Br., haben überwiegend ſiameſiſche Bevölkerung und werden auch von ſiameſiſchen Mandarinen verwaltet; das eigentliche Laos beginnt erſt bei Lom, welches etwa nördlich vom 17° n. Br. liegt. Petſchaburie iſt durch ſeinen vortrefflichen Tabak berühmt. In Seahaïe erhielt Mouhot vom Gouverneur eine Barke, die ihn nach Khao Khok bringen ſollte. Dies war ein erſt vor wenigen Jahren gegründeter Ort, bei welchem die Könige von Siam eine Feſtung anzulegen gedachten; dieſe ſollte ihnen zum Schutze dienen, wenn es einmal den zudringlichen Europäern einfallen würde, gegen ſie in ähnlicher Weiſe zu verfahren, wie gegen die Herrſcher von Barma, Annam, China und Japan. Zum Dank dafür bekam der Mandarin eine Brille, eine Flaſche mit kölniſchem Waſſer, eine andere mit Cognac und noch ein paar andere Kleinigkeiten. Wir wollen hier bemerken, daß die ſiameſiſchen Beamten ſchlecht bezahlt ſind und ihr Gehalt alljährlich nur einmal erhalten. Prinzen u. Miniſter bekommen jeder 20 Gewichtspfund Silber, alſo etwa 7000 Francs; Mandarinen von der erſten bis zur dritten Klaſſe 3500 bis zu 500, und jene der vierten und fünften Klaſſe von 360 bis 180 Francs herab. Unterbeamte müſſen ſich mit 120, ja mit 50 Francs begnügen; Soldaten, Trabanten, Aerzte ꝛc. mit 30 bis 36 Francs. Unter ſolchen Verhältniſſen müſſen Nebenverdienſte das Beſte thun.



Hütte in Laos. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

Während der Fahrt ſtromaufwärts nach Khao Khok fiel an jedem Nachmittag ein ſtarker Platzregen, und Mouhot beſorgte, das Fieber zu bekommen, welches in der Regenzeit lebensgefährlich iſt, namentlich in der ganzen Region des Donv Phva Phaie, d. h. in des Feuerkönigs Walde. Eine zwölftägige Fahrt in einer engen mit Gepäck überladenen Barke war höchſt angreifend, die Luft feucht, ungeſund und äußerſt ſchwer; während es Einem inwendig fröſtelt, brennt der Kopf und der Schweiß rieſelt am Leib herab. Endlich kam Khao Khok in Sicht, ein armſeliger Ort, in einer ſchlecht ausgewählten Lage, der nicht einmal eine Anlände

*) Siehe Mouhot's Beſuch in Bangkok, Bd. V, S. 193, 225 ff., ſeine Wanderungen in Siam, Cambodſcha und Laos, Bd. VI, S. 65, 225 u. 257 ff.

Digitized by Google

hat. Der Kern der Bevölkerung für dieſe zukünftige Citadelle, oder das Bollwerk des ſiameſiſchen Reiches, beſtand aus acht Laosfamilien, friedlichen Landleuten, die in Hütten wohnten. Mouhot fand nicht einmal ein Unterkommen und mußte ſich ſelber ein Obdach aus Bambuszweigen herrichten. Faſt alle Dorfbewohner waren leidend und verlangten von dem Europäer Mittel gegen Dyſenterie, Fieber und Rheumatismus. Ausſatz kam nicht vor, aber die Kinder waren über alle Beſchreibung unſauber und buchſtäblich mit einer ſo dicken Schmutzborke überzogen, daß ſie ſchwarz ausſahen, wie kleine Neger; das Fieber durchſchüttelte ſie gewaltig.

Das Thal, in welchem Mouhot's Bambushütte ſtand, wird gebildet von einem Gebirgsgürtel, der ſich von Nephabury und Phrabat bis hierher zieht; dieſe Höhen ſind Widerlagen der Kette, welche ſich um das Becken des Menam ſchwingt und mit den Gebirgen Barma's und der malaviſchen Vorgebirge oder Inſeln. Mouhot fand unweit von ihrer Baſis unter einer Lage von Dammerde foſſile Korallenbänke und ſehr wohl erhaltene Meermuſcheln.

In dieſer Gegend hielt Mouhot eine reiche entomologiſche Ausbeute. Gegen Ende Novembers wurde dann die Luft etwas friſcher, und im December ſank der Thermometer manchmal bis auf 15° C. Der Reiſende warf Abends einen Mantel über und fühlte ſich glücklich bei einer Temperatur, welche ihm erlaubte, unter einer wollenen Decke zu ſchlafen.

Die Laosleute in Khao Khek ſind eben ſo abergläubig, wie die Cambodſchaner und vielleicht noch mehr, als die Siameſen. Alle Krankheiten werden durch einen böſen Geiſt hervorgebracht; dieſer iſt auch Schuld, wenn Fiſchfang und Jagd nicht gut von ſtatten gehen. Jeder hat einen Talisman; als ſolcher dient etwa ein Stück Holz, oder eine beliebige Schmarotzerpflanze, welche irgend eine

Ueberraſchung durch einen Leoparden. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

Halbinſel zuſammenhängt. Der Berg Khek liegt nur etwa eine halbe Wegſtunde vom Fluß entfernt, bildet einen Halbkreis und ſtößt dann an Berge, welche nach Oſten hin bis Ghorat und nach Norden bis M'kem und Tibet ziehen. Gegenüber dem Khek, auf dem rechten Ufer, erheben ſich gleichfalls Berge und zwar ungemein ſteil; ſie ſchließen ſich in ihrem Zuge an andere Ketten an. Der Fluß, an welchem Khao Khek liegt, ſtrömt von Nordoſten her dem Menam zu; er war jetzt ſehr niedrig und wird weiter aufwärts ſehr ſchmal. Die ihn einſchließenden Kalkgebirge ſind mit prachtvollem Wald beſtanden, aber aller Orten ſieht man Beweiſe für die Annahme, daß ſie in einer verhältnißmäßig neuen geologiſchen Epoche unter Waſſer geſtanden haben. Von ihrem Gipfel kann man deutlich erkennen, welche Grenzen das Meer damals gehabt hat, und ſieht auf den erſten Blick, daß es die nach Süden hin ſich ausdehnende Ebene einſt überdeckte; die Ausläufer der Gebirge bildeten Meerbuſen, Aehnlichkeit mit dem einen oder andern Gliede des menſchlichen Körpers darbietet; ſie wird deshalb gleichſam zum Hausgötzen erhoben.

Mouhot ſchweifte oft in den Wäldern umher und war mit ſeiner Ausbeute an Vögeln und Inſekten zufrieden, aber dann und wann beſtand er auch ein gefährliches Abenteuer. Einſt ruhte er mit ſeinen beiden Dienern Mittags in einer Waldlichtung unter einem ſchattenſpendenden Baume. Plötzlich hört er ein verdächtiges Geräuſch; es war, als ob irgend ein wildes Thier durch das Dickicht ſchleiche. Sofort ſteht er auf, nimmt ſein Gewehr und ſtellt ſich hinter den Baum, unter welchem ſeine Leute ſchlafen. Es war die höchſte Zeit, denn in demſelben Augenblicke tritt ein großer Leopard aus dem Geſtrüpp und bereitet ſich zum Sprung vor, um einen der ſchlummernden Diener zu packen. Mouhot drückt ab, und die Kugel zerſchmettert die linke Schulter des wilden Thieres, das einen hohen Satz in die Luft macht und

Frauen aus Laos. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

dann im Gestrüpp niederfällt; ein zweiter Schuß ging ins Herz und machte seinem Leben ein Ende.

Dieses Abenteuer bestand der Naturforscher am Neujahrstag 1861. Er stellte Betrachtungen über seine Lage an, und wir heben aus seinem Tagebuche folgende Stellen hervor. „Ich bin jetzt erst im Anfange meiner neuen Campagne. Umkehren will ich nicht; denn ein guter Soldat nimmt seinen Abschied nicht am Tage vor der Schlacht. Ich stehe vor den Pforten der Hölle, denn so bezeichnen die Siamesen und Laos diesen Wald. Alle geheimnißvollen Wesen schlafen unter dem Dickicht in diesem Gebiete des Todes, wo so viele Knochen verunglückter Reisenden bleichen. Ich habe kein Mittel, die Dämonen einzuschüchtern, keinen Tigerzahn, keine krummgewachsenen Hirschgeweihe, überhaupt keinen Talisman; aber ich habe meine Liebe zur Wissenschaft und meinen Glauben an Gott. Soll ich aber einmal hier mein Leben lassen, nun, ich bin bereit."

„In der Stille dieses Waldes, in der Ruhe dieser gewaltigen tropischen Natur liegt jetzt, um Mitternacht, etwas unbeschreiblich Majestätisches, das auf mich einen tiefen Eindruck macht. Der Himmel ist heiter, die Luft frisch, das Mondlicht dringt durch das Gezweig der Bäume, und die hellen Plätze am Boden gleichen Papierblättern, welche der Wind umhergestreut hat. Kein Luftzug geht, und es wäre völlige Stille vorhanden, wenn nicht dann und wann ein dürres Blatt herabfiele, und wenn ich nicht das Gemurmel des Baches vernähme, der unweit von mir in einem felsigen Bette plätschert. Dann und wann läßt auch ein Frosch sich vernehmen; sein Quaken ist rauh, wie die Stimme eines heisern Hundes. Auch macht sich ein Nachtvogel bemerklich, und Fledermäuse flattern um die Fackel, welche ich an einem Baumaste befestigt habe. Jetzt eben vernehme ich den Ruf eines Pantherweibchens, das seinem Männchen ein Zeichen gibt und die im hohen Gezweig sitzenden Affen aufschreckt."

Etwa drei Stunden Weges von Khae Khek liegt der Berg Sake; jenseit desselben findet man bis Boatium keine menschliche Wohnung mehr, aber die Ufer sind ungemein malerisch, Tiger und Krokodile in großer Menge vorhanden.

Ein Mann aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Am 28. Februar 1861 erreichte Mouhot die Stadt Tschaiapun (nach der Kartenskizze zwischen 100 und 101° ö. L. v. P. und nahe dem 16° n. Br.), wo er trotz aller Empfehlungsschreiben vom Gouverneur sehr unfreundlich aufgenommen wurde. Wenn er, hieß es, Ochsen und Elephanten zu seiner Weiterreise haben wolle, so möge er sich dieselben aus den Wäldern holen. So blieb ihm nichts übrig, als wieder nach Bangkok zurück zu reisen und beim französischen Konsul zu reklamiren; der zwischen Frankreich und Siam abgeschlossene Vertrag bestimmt ausdrücklich, daß die Landesregierung allen Franzosen und insbesondere den Naturforschern und Missionären Schutz zu gewähren habe. So verlor der Reisende eine kostbare Zeit, doch ging die Wanderung leidlich von statten, weil er sie im Gefolge eines neu eingefangenen weißen Elephanten machte.

In Bangkok verkehrte er viel mit dem amerikanischen Missionär Dr. House, dem einzigen weißen Manne, der seit einer Reihe von Jahren Korat besucht hatte. Auch er war durch den Wald des Feuerkönigs gezogen, durch jene fast undurchdringlichen Dickichte, aber Mouhot kannte dieselben doch besser, denn er hatte noch jüngst 10 Nächte hintereinander in ihnen campiren müssen. Er erzählt, daß namentlich die Chinesen, welche zur Karawane gehörten, bei jeder Rast einander beglückwünschten, weil sie noch am Leben seien. Dann fingen sie an, herzhaft zu essen und zu trinken, und nachdem sie sich gesättigt, verbrannten sie viele Räucherstäbchen und goldenes Papier, fielen auf die Knie und murmelten lange Gebete. Beim Eintritt in den großen Wald und beim Ausgange legten sie Blätter und Räucherstäbchen in kleine Kapellen, welche sie auf vier Bambuspfähle stellten; durch diese Opfer wollten sie die bösen Geister unschädlich machen und den Tod abwenden.

Manche Laos machen die Reise durch den Wald des Feuerkönigs acht bis zehn Mal im Jahre und sind so dreist geworden, daß sie in demselben auf Diebe und Wild Feuer geben. Aber in dem entsetzlich ungesunden Klima fordert der Tod an jedem Tage seine Opfer, selbst in der guten Jahreszeit; von je 10 Leuten, welche zum ersten Male durch den Wald

wandern, sterben mindestens zwei, und in der nassen Jahreszeit viel mehr. Dann stinkt die Atmosphäre förmlich, sie ist so heiß wie ein Backofen und ganz und gar mit fauligen Miasmen durchschwängert. In Mouhot's Karawane bekamen auch zwei Chinesen das Fieber; einen rettete er durch Quinin, der andere starb.

Das erste Nachtlager in Dony Phyä Phaye wurde am westlichen Abhange der Gebirges gehalten, von wo der Fluß herabkommt, welcher die Stadt Korat bespült. Auf dem Hügel am andern Ufer rastete eine andere aus 200 Ochsen bestehende Karawane. Auf beinahe unzugänglichen Höhen, in Schluchten, wo das Fieber einheimisch ist, fand Mouhot einen kleinen Stamm der Kariens, welcher früher in der Umgegend von Palawi wohnte. Er hat sich hierher gezogen, um unabhängig zu bleiben, und die Siamesen lassen ihn nun in Ruhe, weil sie das Fieber fürchten. Sie haben weder Tempel noch Priester, bauen vortrefflichen Reis und einige Arten von Bananen, die überhaupt nur bei den Kariens vorkommen. Dann und wann bezahlen sie an Siam einen kleinen Tribut in Rak, d. h. Gummilack.

Der Weg führte über mehrere Gebirgsketten, die Luft wurde etwas frischer; Gibbonaffen ließen sich häufig blicken; die Jagd auf Pfauen und Fasane war ergiebig; auch ein Adler wurde geschossen, und das Fleisch mundete den Laos. Dann kam man an die letzte Höhenkette vor Korat. Die Laos in der Karawane benahmen sich sehr gut; sie führen ein hartes Leben voller Beschwerden und Gefahren, begnügen sich mit wenig Reis und schlafen nicht viel, weil ihre Nachtruhe durch die weißen Ameisen gestört wird. Täglich begegnete der Reisende Karawanenzügen von etwa 80 bis 100 Ochsen; sie beförderten Hirsch- und Pantherhäute, Rohseide aus dem östlichen Laos, seidene und baumwollene Langutis, Pfauenschweife, Elfenbein und etwas Zucker.

In Korat wurde Mouhot vortrefflich vom Gouverneur aufgenommen; dieser hat Gewalt über Leben und Tod und übt dieselbe umfänglich genug aus. Gensdarmerie oder Polizei ist nicht vorhanden. Der Bestohlene hat den Dieb, falls er ihn ertappen kann, vor den Richter zu führen; weiter bekümmert sich Niemand um die Sache.

Der Reisende nahm Wohnung im chinesischen Quartier, das zugleich Bazar ist; jenseit desselben beginnt die eigentliche Stadt, in welcher er auch ein Karawanserai fand. Korat zählt nicht über 6000 Einwohner, und von diesen sind etwa 600 Chinesen, welche zum Theil direkt aus dem himmlischen Reiche gekommen sind; alle beschäftigen sich mit Handel. Mouhot, der sich oft über die Unverschämtheit der Siamesen geärgert hatte, lobt die Chinesen; er fand zwischen beiden den Gegensatz von Barbarei und Civilisation, den Abstand zwischen trägen und arbeitsamen Menschen. Aber auch in Korat fröhnen die Chinesen dem Spiel und dem Opium. Korat bildet den Absatzmarkt für das ganze östliche Laos, Ubon, Bassac, Dschasutun und für die Laosdörfer in der Provinz Korat; Seide kommt in Menge zum Verkauf, ist aber von keiner besonders guten Beschaffenheit. Die Siamesen sind ohne Betriebsamkeit; das Volk sagt: „Sie verstehen weiter nichts, als Reis zu bauen."

Frau aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Wir sagten schon oben, daß Korat ein dem Könige von Siam zinspflichtiger Staat sei. Es muß in Kriegszeiten eine Anzahl Truppen stellen und den Tribut in Gold oder Silber abliefern; einige Bezirke zahlen denselben auch in Seide; die Mandarinen wiegen denselben mit der Waage ab und sehen zu, daß sie persönlich Profit dabei machen. Elephanten sind in großer Menge vorhanden; sie kommen aus den östlichen Gegenden, aus Cambodscha und ganz Laos nach Norden hin bis Muang Lang. In Korat wird ein großer Elephantenmarkt abgehalten.

Etwa zwei deutsche Meilen von Korat, nach Osten hin, liegt ein Tempel, Renom Wat, der bemerkenswerth, obwohl nicht so schön und großartig ist, wie jener von Ongkor. Er hat 36 Meter Länge und bildet ein Kreuz. Wir können auf eine Schilderung der Einzelnheiten nicht eingehen und bemerken nur, daß sich an ihm die Architektur, die Kunst und der Geschmack von Ongkor wiederholen.

Alle bisher über das östliche Laos entworfenen Karten sind ungenau, weil vor Mouhot kein europäischer Reisender jene Gegenden besucht oder Kunde über dieselben gegeben

hat. Die Eingebornen wiſſen über entferntere Gegenden wenig Zuverläſſiges. Unſer Naturforſcher wollte auf dem Landwege bis Luang Phraban vordringen, die nördlich von dieſem Staate wohnenden Stämme beſuchen und dann auf dem Mekong bis nach Cambodſcha hinabfahren. Von Korat mußte er, ſo weit die Wege es erlaubten, eine möglichſt nördliche Richtung inne halten. Er erhielt vom Vicekönig vier Elephanten, Empfehlungsſchreiben an die Mandarinen in den Provinzen und machte ſich dann gen Tſchaiapun auf den Weg. Der Chineſe, bei welchem er in Korat gewohnt hatte, gab ihm die nachfolgenden guten Regeln mit auf den Weg: — „Kauf dir ein Tamtam, und wo du anhältſt, pauke tüchtig darauf los. Dann wird man ſagen: Es iſt ein Beamter des Königs! Die Diebe werden fortlaufen und die Behörden dich mit Aufmerkſamkeit behandeln. Wenn dir aber trotzdem die Beamten in Laos nicht zu Willen ſind, ſo nimm ein tüchtiges Rohr, je länger, deſto beſſer, und wenn ein Mandarin dir nicht unbedingt gehorcht, ſo bearbeite damit ſeinen Rücken. Sei aber ja nicht etwa nachſichtig, denn Laos iſt nicht Europa, ſondern folge meinem Rathe; du wirſt gut dabei fahren."

Diesmal wurde Mouhot in Tſchaiapun, wo er, wie ſchon oben bemerkt, hatte umkehren müſſen, gut aufgenommen; der Mandarin war geſchmeidig wie ein Handſchuh und gab ihm drei Elephanten, ſo daß er die nur etwa vier Wegſtunden nördlich von der Stadt liegenden Ruinen von Pan Brang beſuchen konnte. Die Laos behaupten, man finde in denſelben Gold, wer aber danach ſuche, verliere den Verſtand.

Auf dem Wege von Tſchaiapun nach Pukieau zog Mouhot bei Regenwetter, ohne irgend eine menſchliche Wohnung anzutreffen, fünf Tage lang durch einen dichten Wald. Die Bäche waren ausgetreten, der Boden bildete eine Schlammmaſſe, die Elephanten konnten nur vier bis ſechs Wegſtunden im Tage zurücklegen, und der Reiſende, welcher während dieſer ganzen Zeit ſeine Kleider nicht wechſeln konnte, hebt hervor, daß jene Nächte die fürchterlichſten geweſen ſeien, die er jemals erlebt habe; er ſehnte ſich nach den Buranen, den Schneeſtürmen in den pontiſchen Steppen Rußlands zurück. Im Uebrigen bot der Gebirgsübergang, der ganz ſanft war, keine Schwierigkeiten.

Pukieau iſt eine noch unbedeutendere Ortſchaft, als Tſchaiapun und ſehr armſelig; der Reiſende fand nicht einmal einen Fiſch oder etwas Fett zu kaufen; nur etwas Reis war zu haben. Der Mandarin benahm ſich gut, die Leute riefen abwechſelnd: „Da iſt ein weißer Mann!" und: „Da iſt ein kleiner Hund." Dieſer treue Begleiter Mouhot's erregte ihre ganze Aufmerkſamkeit; ſie hatten ein ſolches Thier zuvor nie geſehen.

Als der Reiſende zum zweiten Mal in den Wald des Feuerkönigs (Donv Phya Phaye) kam, hatte der Regen begonnen und hörte dann nicht auf. Es kam nun darauf an, durch eine Gegend zu ziehen, welche von den Siameſen noch mehr gefürchtet wird, als ſelbſt der Wald des Feuerkönigs, nämlich die Gebirgskette, welche von den Ufern des Menam in der Provinz Saraburi ſich dem Golf von Siam entlang nach Süden erſtreckt, Cambodſcha gürtelartig umſpannt, allen Küſtenbiegungen des Meerbuſens folgt und dort hunderte von Inſeln und kleinen Eilanden bildet, während ſie andrerſeits gerade nach Norden hin geht, dort an Breite immer zunimmt und nach Oſten hin Verzweigungen ausſchickt; dieſe bilden dann eine unzählige Menge von Thälern, deren Gewäſſer in den Mekong fließen.

In allen dieſen Gegenden bewährt ſich der Elephant als Transportthier in wahrhaft bewunderungswürdiger Weiſe; jedes Dorf beſitzt eine Anzahl dieſer nützlichen Geſchöpfe, und kleine Städte oder Flecken haben deren bis zu 100 Stück. Mouhot bezeichnet den Elephanten als die Fregatte dieſer tropiſchen Gebirge und Wälder; ohne ihn wäre ſieben Monate im Jahre gar keine Verbindung möglich; aber mit ihm kann man auch durch die fürchterlichſten Gegenden reiſen. Man muß ihn, ſo ſchreibt der Reiſende, auf dieſen „Teufelswegen" geſehen haben, in dieſen drei bis vier Fuß tiefen Schlammfeldern, um ihn nach Gebühr zu bewundern. Er zieht die Füße zuſammen und läßt ſich hinabgleiten von ſchlammigen Abhängen oder von geknetetem Thon; manchmal ſteckt er bis zum Bauch im Moraſt, klettert gleich nachher ſteile Höhen hinan, bricht in den Wäldern durch das Bambusgeſtrüpp und legt ſich platt auf den Bauch, damit ſeine Treiber eine etwa aus dem Gleichgewicht rutſchende Ladung wieder zurecht legen können. Sobald er an eine ſchlammige, mit Waſſer überdeckte Stelle kommt, prüft er mit dem Rüſſel, wie tief ſie ſei, und niemals macht er einen Fehltritt. Er fühlt ſich gewiſſermaßen frei und iſt doch, wohl abgerichtet, dem Menſchen dienſtbar; er zeigt ſich intelligent, gelehrig, gewandt und benimmt ſich vortrefflich. Uebrigens trägt er nur drei kleine Ochſenladungen, d. h. etwa drei Centner, und macht in einer Tagereiſe allerhöchſtens vier deutſche Meilen.

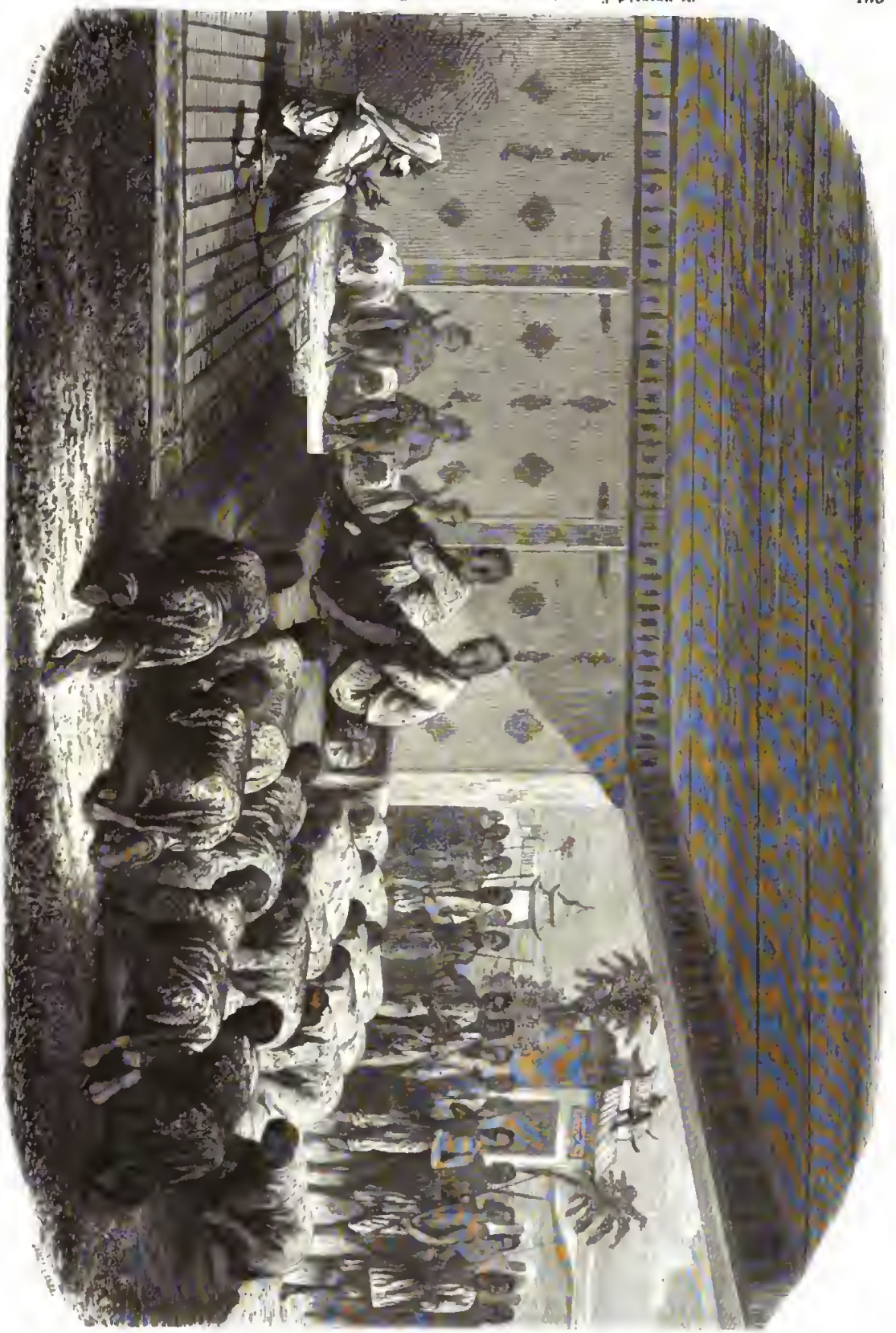
Mouhot überſchritt dieſen „Ocean von Waldgebirgen" mit vier bis ſieben Elephanten und legte in Laos 100 deutſche Meilen zurück, bevor er Luang Phraban erreichte.

Dieſer ganze Oſtabhang wird durchgängig von Laos (Laotiern), mit weißem Bauche, bewohnt. Sie ſelber nennen ſich Lao und ſind unter dieſem Namen den Nachbaröſtlern bekannt. Doch findet man in jenem Bezirk auch einige wilde mit ſchwarzen Bäuchen. Dieſe ſtammen aus dem weſtlichen Laos, und dieſe weſtlichen Schwarzbauch-Laotier werden von ihren öſtlichen Stammbrüdern als Süene oder Lao-Süene bezeichnet und heißen ſo auch bei den Siameſen und Cambodſchanern. Beide Abtheilungen des Laosvolkes unterſcheiden ſich von einander lediglich blos dadurch, daß die einen den untern Theil des Leibes und namentlich die Schenkel tättowiren und das Haar in einen Knoten über dem Hinterkopfe zuſammenbinden. Die Sprache der Schwarzbäuche iſt im Weſentlichen ganz dieſelbe und unterſcheidet ſich vom Siameſiſchen und jener des öſtlichen Laos nur durch die Ausſprache und einige beſondere Ausdrücke.

Mouhot folgte den weiter oben erwähnten Rathſchlägen ſeines chineſiſchen Hauswirthes, denn ſie waren in der That zweckmäßig. Die Mandarinen zeigten ſich, aus Furcht vor dem Bambus, ſogar gegen ſeine Diener gefällig; dieſe hatten einen Fächer auf einer Lanzenſpitze befeſtigt und ſchlugen gewaltig auf den Tamtam. Die Dörfer liegen gewöhnlich eine Tagereiſe weit auseinander; doch trifft es ſich auch, daß der Reiſende drei oder vier Tage lang wandert, ohne auch nur eine einzige Menſchenwohnung zu ſehen, und er muß dann im Wald übernachten. In der guten Jahreszeit geht das leidlich an, aber während der Regenmonate iſt die Qual groß, namentlich auch wegen der unglaublichen Menge von Stechmücken, welche durch das Licht der Fackeln angezogen werden, wegen der Zecken, welche ſich an den Menſchen anſaugen, und der kleinen Flöhe, deren Stich ungemein ſchmerzhaft iſt; dazu kommen dann noch die Blutigel, die bei jedem Regen in Myriaden aus der Erde hervorkommen, den Menſchen auf 20 Schritte weit wittern und mit unglaublicher Geſchwindigkeit herbei kriechen. Gegen dieſe Plagegeiſter gibt es nur ein Mittel: man muß ſich den ganzen Körper dick mit Kalk beſtreichen.

Mouhot hatte am 12. April 1861 Bangkok verlaſſen; am 16. Mai kam er in Lenye an, dem Hauptort eines Bezirks, der gleichzeitig von den beiden Provinzen Petſcha-

Digitized by Google



Heinrich Mouhot's Audienz zu Luang Phrabau bei den beiden Königen von Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

bune und Lom abhängig iſt; er liegt, gleich allen Dörfern und Flecken, welche der Reiſende von Tſchaiapun her geſehen, in einem engen Thal, und die ganze Umgegend iſt ungemein reich an magnetiſchem Eiſenerz, Spießglanz, ſilberführendem Kupfer und Zinn; aber nur das Eiſen wird ausgebeutet, und die ziemlich betriebſamen Einwohner verfertigen daraus Ackergeräthſchaften und Meſſer, welche weit und breit, bis über Korat hinaus, Abſatz finden. Der Reiſende fand an mehreren Stellen goldführenden Sand, die Ausbeute iſt aber ſo gering, daß die Leute, wie ſie ſagen, nicht einmal ihren täglichen Reis dabei verdienen. Mouhot bemerkt, daß er von Korat bis Lenye durch mehr als 60 Dörfer gekommen ſei, die von 20 bis zu 50 Feuerſtellen zählten, und durch ſechs Flecken oder ſogenannte Städte, die beide Ströme ſind durch die zwiſchen ihnen liegenden Gebirgszüge durchaus von einander getrennt.

Die Laos haben große Aehnlichkeit mit den Siameſen. (Sie gehören mit ihnen zu der großen hinterindiſchen Gruppe der Schans oder Thaï, welche von den Grenzen der indiſchen Landſchaft Mannipur bis in das Innere der chineſiſchen Provinz Yünnan und vom Aſſamthale bis tief in Cambodſcha hinein wohnen.) Die Sprache iſt bei beiden dieſelbe, nur die Ausſprache verſchieden. Die Frauen tragen langes Haar und einen langen Rock; beides ſteht ihnen recht gut, wenn ſie ſich gewaſchen und gekämmt haben; jung ſehen ſie ganz hübſch aus, aber mit zunehmendem Alter werden ſie ſehr häßlich.

Der Handelsverkehr iſt in dieſem Theile von Laos

Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

aber höchſtens 400 bis 600 Einwohner hatten. Er hat eine Kartenſkizze von dieſer ganzen Region entworfen. Von Korat her kam er über fünf beträchtliche Flüſſe, die ſich alle in den Mekong ergießen und, je nach der Jahreszeit, mehr oder weniger Waſſer haben. Der erſte, Menam Tſchie, 15° 45′ n. Br., iſt 35 Meter breit; der zweite, Menam Lenye, 90 Meter, 18° 3′ n. Br.; der dritte, Menam Uan bei Kenne Tao, 100 Meter, 18° 35′ n. Br.; der vierte, Nam Pnve, 60 Meter, 19° n. Br., und dann der Nam Hun, 80 bis 100 Meter, 20° n. Br. Der Tſchie iſt, etwa von der Breite von Korat ab, vom Mai bis December ſchiffbar; der Lenye, Uan und Hun haben viele Stromſchnellen. Eine Waſſerverbindung zwiſchen dem Menam und dem Mekong iſt nicht vorhanden, denn nur unbedeutend, weil der Transport nach Siam zu große Koſten erfoedert. Doch kommt ſo ziemlich in jedem Jahr eine Karawane aus Yünnan und Knang-ſi, die aus ein paar hundert Mauleſeln beſteht; ſie geht aber nicht über Kenne Thae und über Tſchieng Maïe hinaus. Der Maulbeerbaum gedeiht in den oben bezeichneten Diſtrikte nicht, alſo fehlt auch die Seidenzucht, dagegen züchtet man das Inſekt, aus welchem das Gummilack gewonnen wird. Das Gummi-Benjoin, welches zu Bangkok in den großen Handel gelangt, kommt aus dem nördlichen Theile des Fürſtenthums Luang Phraban und einem Bezirke, der zugleich von Cochinchina und Siam abhängig iſt und von Tonkineſen bewohnt wird.

Am 24. Juni kam Mouhot in Pakkaï an (19° 16′ 58″ n. Br.). Das iſt für den Reiſenden, welcher von

Süden her kommt, der erste Flecken im Fürstenthum Luang Phraban, der am Mekong liegt, ein hübscher sehr wohlhabender Ort, mit geräumigen, gut gebauten Häusern und wohlhabenden Einwohnern. Der Mekong ist hier viel breiter als der Menam bei Bangkok und bricht sich mit gewaltigem Getöse seine Bahn durch das Gebirge. Aufwärts von Paklaï und bis nach Luang Phraban folgt eine Stromschnelle der andern. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 14 Tagereisen, die Mouhot, welcher nun der lästigen und beschwerlichen Reise zu Land überdrüssig war, gern zu Wasser gemacht hätte, aber die landeskundigen Leute riethen ihm dringend ab. Er bestieg also wieder einen Elephanten und ritt acht Tage lang bis Thodüa, 90 Miles weit, durch Thäler und über Berge, deren Höhe immer beträchtlicher wurde, und wo überall die Blutigel eine wahre Landplage bildeten. Aber er brauchte doch nicht im Walde zu übernachten, sondern fand an jedem Abend ein Haus, ein Karawanserai oder eine Pagode; in der letztern war freilich Ruhe nicht zu finden, weil die Mönche die ganze Nacht aus allen Tonarten geistliche Lieder sangen. Auch hier, in diesen oberen Landesgegenden, hat der Mekong, selbst da, wo er am engsten ist, immer noch mindestens 3000 Fuß Breite; er strömt zwischen hohen Gebirgen, aus deren Thälern ihm unzählige, über Kaskaden herabfallende Nebengewässer zufließen; die Landschaft ist großartig und ungemein malerisch.

Luang Phraban wurde am 25. Juli erreicht. Es ist eine hübsche kleine Stadt, die aber nicht (wie Bischof Pallegoix in seinem Werk über Siam schreibt) 80,000, sondern höchstens 8000 Einwohner zählt. Sie liegt äußerst anmuthig, denn die Berge, welche den Mekong einschließen, bilden ein fast kreisrundes Thal, das einer Arena gleicht und wohl früher ein See gewesen ist. Das Ganze erinnert an den Genfer oder Comer See und wäre ein kleines Paradies — ohne die tropische Hitze. Die Stadt liegt auf beiden Ufern; ein etwa 100 Meter breiter Fluß mündet am nordöstlichen Ende der Stadt, und etwas aufwärts an ihm stehen einige Dörfer der wilden Laos, welche man hier als Tieh bezeichnet. Es sind dieselben Stämme, welche von den Cambodschanern Penoms genannt werden, von den Siamesen Khäs und von den Annamiten Moïs. Alle diese Ausdrücke bezeichnen Wilde.

Der protestantische Friedhof in Bangkok. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Die ganze Gebirgskette, welche sich aus dem nördlichen Tonkin bis ins südliche Cochinchina, etwa 100 Miles oberhalb Saigong, erstreckt, wird von diesem primitiven Volke bewohnt. Es zerfällt in mehrere Stämme, die verschiedene Dialekte reden, aber die Sitten sind bei allen dieselben. Jene nicht gar zu weit von Mekong abliegenden Dörfer sind tributpflichtig, indem sie Frohnarbeit zu leisten oder Reis zu liefern haben. Die Wohnungen liegen im dichtesten Walde, die Aecker oben auf den Bergen oder am Abhange derselben. Diese Tieh haben gleichsam den Instinkt der wilden Thiere und suchen sich von ihren Feinden so weit als möglich zu entfernen.

Nachdem Mouhot schon 10 Tage in Luang Phraban verweilt hatte, bekam er am 5. August beim König oder

Fürsten eine Audienz. Der Theonsaal bestand in einem Schuppen oder einer Bude, dergleichen man auf unseren Jahrmärkten sieht, war aber sehr groß. Der Herrscher lag im Hintergrund auf einer Art von Diwan, und neben ihm kauerten vier säbeltragende Leibwächter, hinter ihm lag eine ganze Schaar von Prinzen am Boden; weiter hin sah man die Senateeen; sie drehten dem Publikum den Rücken zu und berührten fast die Erde mit ihree Nase. Mouhot setzte sich auf einen Teppich, der Majestät gegenüber, und hatte alle Mühe, sich das Lachen zu verbeißen. Ohne Geschenke ging es natürlich nicht ab; der erste König erhielt eine Flinte, die Prinzen bekamen allerlei andere Sachen. Am folgenden Tage war Audienz beim zweiten Könige, der auch etwas haben wollte, und mit einee Loupe, einem Stück marmorirter Seife, die ihm sehr noth that, einer Flasche kölnischen Wassers und einer Bouteille Cognac zufrieden gestellt wurde. Außerdem bekam er eine altmodische Brille mit runden Gläsern, und als er diese aufsetzte, sah er aus wie ein unbehaarter Affe.

Uebrigens benahm sich dee König recht gut und besorgte Mouhot's Briefe selber nach Bangkok; er ging derthin, um seinen Huldigungseid zu leisten und sich als Vasallen des Königs von Siam zu bekennen. Die Prinzen waren hocherfreut, als dee Europäer ihnen eine Anzahl von Bildern schenkte, Kunstwerke von der Art, wie sie auf Jahrmärkten für einen Groschen feilgeboten werden.

Einer von Mouhot's Dienern ging mit dem Könige nach Bangkok; er hatte Heimweh. Der Reisende schildert auch die Laos von Luang Phraban als friedliche, unterwürfige Menschen; sie sind geduldig, nüchtern, abergläubig und leichtgläubig, anhänglich und sehr einfach. Der Diebstahl wird von ihnen auf das äußerste verabscheut; man erzählte, der König habe einmal einige Diebe in einen Kessel siedenden Oels geworfen. In der neuern Zeit sind jedoch, in Folge der Kriegsunruhen, dann und wann Diebe aufgetaucht.

Die Laos bauen Reis und Mais, Kürbisse, süße Kartoffeln, rothen Pfeffer, Melonen und noch andere Gemüse auf Aeckern, die im nahen Walde liegen; dort stecken sie Gesträuch und Bäume an und bestellen den ungemein fruchtbaren Boden. An die Chinesen verhandeln sie Elfenbein, Felle von Tigern und anderen wilden Thieren, etwas Goldstaub, Silber und Kupfererz, Gummi Guttä, Färbehölzer, Baumwolle, Kardamomen, Lak, Wachs, Seide und sonstige Landeserzeugnisse gegen grobes Porzellangeschirr, Glaswaaren u. dgl. m.

Die Laos sind durchaus unkriegerisch und deshalb in Abhängigkeit von den großen benachbarten Menaechien; Aufstandsversuche sind allemal mißlungen. In ihrer Medicin spielt der Aberglaube eine große Rolle. Für ein Universalmittel gilt geweihtes Wasser, das dem Kranken eingegeben wird; es nützt aber nichts, wenn man ihm nicht zuvor um Arme und Beine Baumwollenfäden bindet, über welche ein Bonze den Segen gesprochen hat. Uebrigens heilen sie sehr schnell manche Krankheiten durch Mittel, welche den europäischen Aerzten unbekannt sind. Nebenher spielen Knochen von Geiern, Tigern, Schlangen und Eulen, sodann Galle von der Boa, dem Tiger, dem Bären und dem Affen, Krokodilfett, Rhinocereshorn, Bezoarstein u. dergl. m. eine große Rolle. Ihre Musik ist weich, harmonisch und sentimental; gewöhnlich machen drei Männer ein ganzes Concert.

Am 9. August verließ Mouhot Luang Phraban, um die Gegend nach Norden und Nordosten hin näher kennen zu lernen. Sie besteht aus einer unabsässigen Reihenfolge von Bergen und Thälern, die, je weiter nach Norden hin, um so steiler und tiefer werden. Alles ist dichter Wald; man vernimmt dort sehr oft den klagenden Schrei des Gibbon und das Brüllen des Tigers. An den Abhängen der Berge wird viel Harz und Pech gewonnen, und überall in den heißen Thälern wächst die Lau-Palme, deren Blätter, seit tausenden von Jahren, den indochinesischen Völkern statt des Schreibpapiers dienen. An den Ufern des Nam Kan, am 15. August, verbeachte Mouhot eine herrliche Nacht. Der Mond spiegelte sich im Wasser wiedee, das zwischen hohen Gebirgswällen dahin floß, und ein Blick auf die matt beleuchtete, wie mit Silber übergossene Landschaft war entzückend. „Aber ich kann mich doch an solcher Pracht nicht mehr so wie einst erfreuen; ich fühle mich betrübt, werde nachdenklich, bin auch nicht glücklich und sehne mich nach der Heimath. Ich möchte etwas mehr Leben um mich haben. Es drückt mich nieder, daß ich immer allein bin." —

„Ich bin hier nun mindestens 1600 Kilometer von der Mündung des Mekong entfernt. Aus der ungeheuren Fülle von Wasser, welche er duech die Widerlagen der großen Gebirgskette herabwälzt, welche der indochinesischen Halbinsel gleichsam als Rückgrat dienen, kann ich abnehmen, daß er nicht, gleich dem Irawaddy, Saluen und Menam, am Südabhange dieser Gebirge entspringt, sondern weit höher, ohne Zweifel von den tibetanischen Hochebenen herabkommt."

Mouhot gibt keine eingehenden Bemerkungen über die Laosstämme im Gebirge; sie kleiden sich so ziemlich wie die Siamesen, tragen ein Languti und eine rothe Jacke; die meisten gehen barfuß, und die Frauen, welche bis zum 18. Jahee recht hübsch sind, werden dann stark beleibt und sehen nach dem 35. Jahre wie Hexen aus; ohnehin sind sie durch gewaltige Kröpfe verunstaltet. Unter den Männern gibt es viele wahrhaft herkulische Gestalten. Diese Laos erinnerten den Reisenden an die noedpolynesischen Typen, insbesondere an die Insulaner der Carolinen, an die Tagalen auf Luzon und die Harafoeas auf Celebes.

Die Wohnungen sind ungemein einfach; man findet in ihnen weder Stuhl noch Tisch, und nicht einmal iedenes Geschirr. Als Jagdwaffen haben sie Armbrust und Blasrohr, auch wohl eine Lanze aus Bambusrohr und nue selten ein Schießgewehr, mit dem sie aber sehr gut und gewandt umzugehen wissen.

Im Weiler Nale traf der Reisende am 3. September ein; dort schoß er eine Tigerin, welche weit und breit große Verwüstungen angerichtet hatte. Am andern Tage veranstaltete der Dorfhäuptling zu Ehren des fremden Mannes eine Jagd auf ein Rhinoceros. Dieses Thier war dem Reisenden in jenen Wäldern noch nicht begegnet. Die Laos benehmen sich auf diesee Jagd sehr geschickt. Die Gesellschaft bestand aus acht Männern; Mouhot und seine Diener trugen Flinten und er selber hatte auf sein Gewehr ein geschäftes Bayonnet gesteckt; die Laos trugen eine Bambusstange mit einer eiseenen Spitze, die etwa zwischen Dolch und Bayonnet mitten inne steht; an der Bambuslanze des Häuptlings befand sich übrigens ein langer, ausgezackter, staeker und doch sehr biegsamer Degen, der nicht abbrach und gerade deshalb eine äußerst gefährliche Waffe bildete.

So bewaffnet zogen die Jäger in den dichsten Wald, welcher dem Häuptlinge genau bekannt war. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatten, vernahmen sie das Krachen von Zweigen und das Rascheln dürren Laubes. Der Häuptling teat vee und gab den Uebrigen ein Zeichen mit dee Hand; sie sollten langsam nachfolgen, aber die Waffen bereit halten. Gleich nachher deutete ein gellender Schrei des Führers an, daß sich das Thier in der Nähe befinde; er schlug auf zwei Bambusrohre, und nun schrien auch die anderen Laos aus Leibeskräften, um das Rhinoceros

Digitized by Google

aus ſeinem Schlupfwinkel aufzuſcheuchen. Das gelang; es war wüthend, weil man es in ſeiner Ruhe geſtört hatte, und ging gerade auf die Jäger los. Der Laoshäuptling trat dem Ungeheuer, einem großen, völlig ausgewachſenen Männchen, merſchrocken entgegen; es kam näher, hob und ſenkte abwechſelnd ſeinen gewaltigen Kopf und ſperrte einige Male den Rachen auf. In dieſen hinein rannte der Laos wohl ſechs Fuß tief ſeine Lanze, und er that es ſo ruhig, als ob er eine Kanone abgefeuert hätte. Die Waffe ließ er im Rhinoceros ſtecken und ging dann zu den übrigen Jägern zurück. Das Thier röchelte entſetzlich und wälzte ſich auf dem Rücken herum, während die Laos laut aufjubelten. Mouhot verſetzte dann dem Thier einen Bayonnetſtich in die Kehle und ſchenkte dem muthigen Jäger einen ſehr ſchönen europäiſchen Dolch.

Am 5. September ſchließt das Reiſetagebuch Mouhots. Bis zum 25. Oktober hat er alle meteorologiſchen Beobachtungen getreulich aufgezeichnet. Aus einer Notiz geht hervor, daß aus Luang Phraban Befehl gekommen war, ihn nicht weiter reiſen zu laſſen. Am 19. Oktober ſchreibt er: „Das Fieber hat mich gepackt.“ Am 29: „O Herr Gott, erbarme dich meiner!“ Dieſe ſeine letzten Worte ſchrieb er mit zitternder Hand, welcher die Feder entfiel; er litt entſetzlich an Kopfſchmerz. Aber ſein Vertrauen auf die Körperkraft war ſo groß, daß er an ein nahes Ende nicht dachte. Wenn ſein getreuer Diener Phraï ihn fragte, ob er etwas an ſeine Familie zu melden habe, entgegnete er: „Stop, ſtop! Warte; fürchteſt du dich?“ Am 7. November übermannte ihn Schlafſucht, und manchmal redete er irre. Am 10. November Abends 7 Uhr hauchte er ſeinen Geiſt aus. Bei den Laos herrſcht der Brauch, die Leichen an Bäume zu hängen, aber den Europäer begruben ſie unter Anweiſung ſeiner beiden Diener Phraï und Dong nach abendländiſcher Weiſe.

Nach Verlauf von drei Monaten gelangte durch dieſe Diener die Trauerkunde nach Bangkok. Die ehrlichen Burſchen lieferten auch alle Habſeligkeiten und Papiere des Verſtorbenen ab.

Der Naturforſcher Bates zu Ega am Amazonenſtrome.*)

I.

Abreiſe von Barra. Melancholiſcher Anblick des Fluſſes. — Die Cucama-Indianer und ihre geiſtigen Befähigungen. — Manatifang. — Die Uferſcenerie. — Binsſtein auf den Fluthen. — Erdſtürze an den Ufern. — Ankunft in Ega. — Die Bewohner der Stadt und Leben daſelbſt.

Am 26. März 1850, drei Jahre bevor die erſten Dampfer auf dem obern Amazonenſtrom zu fahren begannen, ſchiffte ich mich zu Barra an der Mündung des Rio Negro in den Amazonenſtrom ein, um das 370 engliſche Meilen weſtlich liegende Ega zu erreichen. Unſer Schiff war eine „Cuberta“, und die Mannſchaft deſſelben beſtand aus Indianern. Am nächſten Morgen waren wir bereits auf den weiten Flutben des hier Solimoens genannten Amazonenſtroms, an deſſen linkem Ufer wir hinſegelten. Die Regenzeit war ſchon eingetreten, und die Sandbänke und niedrigen Landſtriche ſtanden alle unter Waſſer; auf dem reißenden, zwei bis drei engliſche Meilen breiten Strome flutbeten große entwurzelte Bäume und allerlei Pflanzentheile. Der Anblick war höchſt melancholiſch, denn außer dem murmelnden Waſſer war kein Ton zu vernehmen, und überall ſtießen wir auf Baumſtämme. Die Motuca (Hadrus lepidotus), eine große zur Tabanidenfamilie gehörige Fliege, peinigte uns bis aufs Blut; ſie ſchob uns ihr Bündel horniger Lanzetten dermaßen ins Fleiſch hinein, daß kleine Ströme Blutes hervorquollen. Da ſie aber nicht ſehr flink iſt, ſo kann man ſie leicht fangen und tödten.

Den obern Fluß, Alto-Amazonas oder Solimoens, betrachten die Braſilianer als einen für ſich beſtehenden Strom. Die Eingebornen, welche keinen Ueberblick über das ganze Flußſyſtem haben, können ſich nicht vorſtellen, daß jenſeits der Gabel des Rio Negro der Fluß noch fortſetzt. In der That zeigen auch beide Flußhälften einige durchgreifende Verſchiedenheiten. So weht der Paſſatwind nur bis zu der etwa 100 engliſche Meilen von der Küſte liegenden Mündung des Rio Negro am untern Strome; nie aber auf dem obern. Deshalb iſt auf dem letztern meiſt eine dicke, ſtagnirende Luft anzutreffen, denn die dort wehenden Winde ſind nur von kurzer Dauer und ſehr unregelmäßig. Die Ufer des untern Amazonenfluſſes ſind meiſt hügelig, große Campos oder offene Ebenen ziehen ſich an ihnen, wechſelnd mit dünn bewaldeten, ſandigen Flächen, hin, und das Klima iſt trocken. Ganz anders am Solimoens. Dort gehört eine Dauer von 14 trockenen Tagen zu den Seltenheiten, und zu beiden Seiten ziehen ſich auf hunderte von Meilen Breite großartige Wälder hin. Nirgends trifft man auf Sandboden, überall findet man Alluvium, fetten Thon und Humusboden, der, wie verſchiedene Waſſerriſſe zeigen, oft eine Mächtigkeit von 30 Fuß erreicht. Je mehr wir weſtwärts vordringen, deſto üppiger gedeihen Pflanzen und Früchte, und einige Bäume, die in Para und Santarem nur alljährlich einmal blühen, tragen in der Gegend von Ega das ganze Jahr hindurch Früchte. Das Klima iſt geſund, obgleich man ſich in einem fortwährenden Dampfbade befindet. Aber in dieſer großartigen Wildniß ſpielt der Menſch die kleinſte Rolle; von dem Fuße der Anden bis nach Barra hin ſind nur wenige Acker Landes bebaut, und tagelang kann man reiſen, ohne auf eine Seele zu ſtoßen.

Unſere Fahrt ging am Arianu und dem Guariba vorüber, zwei Abflüſſen des Solimoens, die ſich dem Rio Negro zuwenden. Dann kamen wir am 31. März nach Manacapuru, einer auf dem hohen, felſigen Ufer gelegenen Anſiedlung. Hier haben viele Einwohner von Barra ihre Sitios oder Landhäuſer, obgleich der Ort 80 engliſche

*) The Naturalist on the River Amazons. By H. W. Bates. London 1864.

Digitized by Google

Meilen von der Stadt entfernt liegt. Hier hört nun jede Spur von Bergen auf. Die Ufer sind auf hunderte Meilen zu beiden Seiten flach, ausgenommen da, wo die Tabatingaformation 20 bis 40 Fuß hohe Thonhügel bildet. Wochenlang sieht man nicht einmal einen armseligen Kieselstein. Unsere Reise ward nun sehr einförmig. Von Manacapuru fuhren wir 19 Tage in westlicher Richtung, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, und nur ein einziges Schiff kam uns in Sicht.

Dabei gestaltete sich unser Leben an Bord sehr regelmäßig. Das Schiffsvolk bestand aus Cucama-Indianern, die am obern Theil des Stromes in der Nachbarschaft von Nauta in Peru zu Hause sind. Sie sprechen die Tupisprache, jedoch mit einem etwas härtern Accent, als die halbcivilisirten Indianer von Ega abwärts. Sie sind tüchtige Arbeiter und der einzige Indianerstamm überhaupt, der sich gern und als eine Art Gesellschaft von den Handelsleuten zu Schiffsdiensten miethen läßt. Der Lootse Vicente erzählte mir, daß er bereits mit seinen Leuten 15 Monate von Weib und Kindern fern sei. Eigenthümlich erschien mir die große Verschiedenheit dieser Leute; einige waren groß und schlank gebaut, andere wieder kurz, breit und dick. Vicente hatte ein ovales Gesicht mit hübschen Zügen, während ein Anderer ganz die breiten Backen und geschlitzten Augen der Mongolen zeigte. Keiner war tätowirt und Keiner hatte die leiseste Bartspur. Bekannt sind die Curamas auch wegen ihrer hausbälterischen Natur, die um so auffallender erscheint, da sonst die Indianer an die Erlangung von Eigenthum nicht zu denken pflegen. Jeder der Schiffer besaß eine Kiste mit Schloß und Schlüssel daran, in welcher er sorgfältig seine kleinen Habseligkeiten, Kleider, Beile, Messer, Harpunen, Nadeln und dergleichen aufbewahrte. Ihr Lohn betrug täglich etwa fünf Groschen, und da sie oft dafür Waaren im doppelten Werthpreise angerechnet erhielten, so brauchten sie lange Zeit, ehe ihre Truhe sich füllte.

Als Schiffsvolk sind sie unvergleichlich. Während der 35 Tage, die meine Reise dauerte, kam nie ein Zank unter ihnen vor. In ihren Mußestunden nähten sie mit Nadel und Zwirn, und Jeder besaß einen stählernen Fingerhut.

Ihre Gutherzigkeit jedoch kann mehr als ein Mangel an wirklich schlechten Eigenschaften aufgefaßt werden, da sie auch keine wirklich guten zeigten; es war Alles bei ihnen mehr negativer als positiver Art. Ihr phlegmatisches und apathisches Temperament, ihr Mangel an jeder Neugierde und ihre schlechte Auffassungsgabe machen sie zu sehr langweiligen Reisegefährten. Gemüthsäußerungen, wie Liebe, Mitleid, Bewunderung, Furcht, Freude scheinen ihnen ganz unbekannte Dinge zu sein. Besonders fiel mir der außerordentliche Mangel an Wißbegierde auf. So lachten sie bei einem starken Gewitter nach jedem Donnerschlage laut auf und riefen: „Da ist mein alter Onkel wieder auf der Jagd.“ Auf die Frage aber, was der Donner wohl sei, antworteten sie: „Timaa ichequaa?“ — Wer weiß es? Sie hatten nie darüber nachgedacht; eben so waren sie erstaunt über meine Fragen, wer Sonne, Mond und Sterne geschaffen habe. Dergleichen war nie bei ihnen erwähnt worden. Die Tupisprache hat wohl — wenigstens so lehrten die alten Jesuiten — das Wort Tupana für Gott, doch keinenfalls ist damit der Begriff des Schöpfers verbunden. Es war meinen Indianern nur die Bezeichnung für eine sichtbare Gottheit oder ein Bild, das die Weißen verehrten. Kein einziger Indianerstamm am obern Amazonenstrom hat eine Idee vom höchsten Wesen, und also auch kein Wort dafür, um es in seiner Sprache auszudrücken.

Die Passagiere müssen sich bei Fahrten auf dem Amazonenstrom selbst mit Lebensmitteln versehen. Verschiedene gute Freunde hatten mir meine Vorräthe aber aufzehren helfen, lange bevor Ega erreicht war. Ich mußte daher mit der Schiffskost vorlieb nehmen, in der Pirarucu (bathversaulter, gesalzener Fisch), Kaffee und Manioc meist den Hauptstamm ausmachten. Die Fischerei der Indianer war nicht immer von Erfolg gekrönt, da durch die Ueberschwemmung der Uferlandschaften der Strom so vergrößert war, daß die Fische nun über ein zehnmal größeres Reich als früher zu gebieten hatten und daher sparsamer an einzelnen Stellen vorkamen. Ein Festtag wurde durch den Fang eines Manati oder der Meerkuh bezeichnet. Das Schiff wurde sechs oder sieben Stunden lang festgelegt, und Alles lief in den Wald, um das Thier abzuhäuten und zu kochen. Das Fleisch wurde in viereckige Stücke zerhackt, und Jedermann erhielt 12 davon an einem langen Stocke. Bald prasselte ein lustiges Feuer und drehten sich die Bratspieße, trotzdem fortwährend Regen fiel und Schaaren von Ameisen heranrückten und über die zerstreuten Eingeweide des Thieres herfielen. Der Geschmack des Fleisches gleicht dem groben Schweinefleisches, aber das grünliche Fett hat einen unangenehmen Fischgeschmack. Unser Thier war ziemlich groß, es war 10 Fuß lang und hatte an der breitesten Stelle neun Fuß im Umfange. Obgleich der Manati im Amazonenstrom häufig vorkommt, so ist er doch eins von den wenigen Thieren, das die Aufmerksamkeit der Indianer im hohen Grade erregt hat, denn sie können sich nicht erklären, wie es seine Jungen säugt, da sie es für einen Fisch halten.

Ich benutzte alle Haltepunkte zu Ausflügen in die Wälder und zur Bereicherung meiner Sammlungen. Wie oft aber mußte ich dabei umkehren, denn gewöhnlich war das Dickicht so geschlossen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Gutwurzelte Bäume, dichtverschlungene Gewebe riesiger Kletterpflanzen, stachliche Bambusgebüsche, Sümpfe, Hindernisse aller Art traten mir entgegen. Trockenere Landstrecken waren oft herrlich durch die Wälder der Urucuri-Palme (Attalea excelsa) geschmückt, die zu tausenden unter den Kronen der anderen hohen Waldbäume wuchs. Ihre glatten, schlanken Stämme waren beinahe alle gleich hoch (40 oder 50 Fuß), und oben nickte ein Büschel der graziösesten gefiederten Wedel. Die Frucht dieser Palme reift im April; sie liegt in ungeheueren Massen am Boden umher, wird aber von den Indianern nicht gegessen, trotzdem der Geschmack des Fleisches sehr einladend ist. Als ich eine Menge der dattelgroßen Pflaumen verzehrte, schüttelten die Indianer mit dem Kopfe, und ich bin ungewiß, ob Verdauungsbeschwerden, an denen ich nachher litt, nicht die Folgen davon waren. —

Indem ich wochenlang an den bewaldeten Flußufern hinfuhr, lernte ich drei ganz verschiedene Arten der Küste und der damit im Zusammenhang stehenden Wälder unterscheiden. Zunächst die niedrigen Alluvialablagerungen, die aus einer Mischung von Sand und Schlamm bestanden und mit breitblätterigen, hohen Gräsern bewachsen waren, unter denen sich das Pfeilgras mit seinem 14 bis 15 Fuß hohen, federartigen Blüthenstengel auszeichnete. Als einziger größerer Baum zeigt sich auf diesem Boden der Trompetenbaum (Cecropia peltata), dessen Blätter denen der Roßkastanie ähneln, nur daß sie größer sind. Zweitens unterschied ich die mäßig hohen Ufer, die nur theilweise in der Regenzeit überflutet werden; sie sind mit verschiedenartigen Bäumen bedeckt, unter denen Palmenarten und

breitblätterige Marantaceen vorherrſchen. Der Blattſchmuck iſt meiſtens von lichtgrüner Farbe. Drei Viertheile des Landes, das den obern Amazonenſtrom begrenzt, gehören zu dieſer Klaſſe. Die dritte Abtheilung wird durch den noch höher liegenden, wellenförmigen Lehmboden gebildet, der aber nur in großen Zwiſchenräumen auftritt und ſich dann einige engliſche Meilen lang hinzieht. Der Wald, der auf dieſem rothen und verſchiedenartig gefärbten Thone wächſt, hat einen ganz andern Anblick, als der in den Niederungen, ſeine äußere Form iſt mehr abgerundet, Palmen ſind in ihm ſeltener oder von eigenthümlicher Art, wie die mit einer bauchartigen Erweiterung am Stamme verſehene Iriarten ventricosa und die ſchlanke Bacaba-i (Oenocarpus minor); auch das Thierleben tritt in dieſen Wäldern ſehr in den Hintergrund. Dieſe „Terra firma“, und eben ſo ein Theil der Niederungen ſcheinen mir für Anſiedlungen ſehr geeignet. Früher hatten hier Eingeborne ihren Sitz aufgeſchlagen, aber ſie ſind ausgerottet worden, oder haben ſich mit den Weißen vermiſcht. Später erfuhr ich, daß auf der 280 engliſche Meilen langen Strecke von Manacapuru bis Quary nicht mehr als 18 oder 20 Familien ſeßhaft ſind, doch wohnen dieſe nicht am Hauptſtrome ſelbſt, ſondern an deſſen Nebenarmen und Seen.

Einige Mal brachten mir meine Fiſcher ſehr poröſe Bimsſteinſtücke, die ſie aus den Fluthen herausgezogen hatten. —

Da ſie nur von den entfernten Vulkanen der Anden, dem Cotopari, Llanganete oder Sangay, die im Quellgebiete des Amazonenſtroms ſtehen, kommen konnten, ſo betrachtete ich ſie mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Die Steine hatten mindeſtens einen Weg von 300 geographiſchen Meilen zurückgelegt. Später fand ich ſie noch ſehr häufig und ſah, wie die Braſilianer ſie zum Putzen ihrer verroſteten Flinten gebrauchten; ſie glaubten feſt, daß es verhärteter Flußſchaum ſei. In Santarem erhielt ich durch einen Freund ein Stück ſolchen Bimsſteins, das bei Monte Alegre, alſo noch etwa 225 Meilen weiter flußabwärts aufgefiſcht worden war. Wenn aber dieſe Steine ſo weit den Amazonenſtrom herabſchwimmen, ſo kann auch mit Sicherheit angenommen werden, daß viele das offene Meer erreichen und dort mit den nordweſtlichen Strömungen des Atlantiſchen Oceans noch weiter befördert werden. Höchſt wahrſcheinlich dienen dieſe Bimsſteine als Transportmittel von Samen, Inſekteneiern oder Fiſchrogen, wodurch manches bis jetzt unerklärte Problem über das Vorkommen von Pflanzen und niedrigen Thieren fern von ihrer eigentlichen Heimath erklärt werden kann. Die abgerundete, waſſergeſchliffene Oberfläche der Steine beweiſt, daß dieſelben lange Zeit am Fuße der Vulkane und an den Quellen der kleinen Zuflüſſe umhergerollt wurden, ehe ſie in den Hauptſtrom gelangten. Bei ihrer poröſen Beſchaffenheit konnten ſie leicht im Umherrollen Sämereien und Inſekteneier mit Erde gemiſcht in ihre Höhlungen aufnehmen, und da die Geſchwindigkeit des Fluſſes während der Regenzeit etwa vier bis fünf Miles in der Stunde iſt, ſo konnten Samen und Eier vom Waſſer ſehr weit geführt werden, ehe ſie zerſtört wurden. Leider machte ich hierüber an Ort und Stelle keine eingehenden Beobachtungen. —

Die Schiffer am obern Amazonenſtrom befinden ſich in fortwährender Angſt vor den Erdſtürzen oder „Terras cahidas“, die zuweilen an den ſteilen, erdigen Ufern ſtattfinden, beſonders dann, wenn das Waſſer im Steigen begriffen iſt. Selbſt große Schiffe ſind ſchon von dieſen Erdlawinen verſchüttet worden. Ich glaubte, daß meine Leute in ihren Erzählungen übertrieben, doch ward ich durch den Augenſchein vom Gegentheil überzeugt. Eines Morgens erwachte ich früher als gewöhnlich durch ein Geräuſch, das dem Feuern von Artillerie glich. Die Töne, die, immer ſchwächer werdend, auf einander folgten, kamen aus ziemlicher Entfernung. Ich dachte zunächſt an ein Erdbeben, denn die Luft war ruhig, und trotzdem tobte der Fluß und das Schiff rollte ſtark. Bald wurden neue Exploſionen hörbar, nur viel näher als die früheren. Bald hier, bald da, bald nah, bald fern hörten wir das furchtbare Krachen, doch konnten wir wegen der finſtern Nacht nichts ſehen. Es war eine Terra cahida. Als der Morgen dämmerte, ſahen wir mit Erſtaunen das Zerſtörungswerk, das ſich in der Länge von drei engliſchen Meilen längs des andern Ufers hinzog. Große Waldmaſſen, darunter Bäume von 200 Fuß Höhe, wankten hierhin und dahin und ſtürzten dann praſſelnd eine über die andere in den Fluß. Nach jedem Fall bäumten ſich die Wogen hoch auf und ſchlugen zum geleckerten Ufer zurück, wodurch neue Erdſtürze veranlaßt wurden. Es war ein großartiger Anblick, denn bei jedem Sturz ſpritzte der Schaum in großen Wolken empor und als uns der Schauplatz der Zerſtörung durch eine Inſel entzogen wurde, hörten wir noch lange nachher das ſchreckliche Krachen.

Am 22. April fuhr ich durch den Parana-mirim oder Arauana-i, eins der ſchmalen Nebenwaſſer des Hauptſtroms. Etwa eine halbe engliſche Meile lang ruderten wir fortwährend durch eine förmliche Wieſe von ſchönen Victoria-Waſſerlilien, die gerade ihre Knospen entfalteten. An der Mündung des Catua, der einen der zahlreichen Landſeen, die ſich in den Ebenen des Amazonenſtroms befinden, mit dem Hauptfluſſe verbindet, wird der Strom ſehr breit. Dort fuhren wir drei Tage lang durch eine Weitung, in der wir nichts als den Himmel und Waſſer ſahen, denn der Fluß, obgleich 1200 engliſche Meilen von ſeiner Mündung, hat kaum an Breite verloren. Weiter weſtlich beginnen Inſeln, die den Strom in mehrere Kanäle theilen, deren jeder über eine engliſche Meile breit iſt.

Am Abend des 30. April fuhren wir in einen engen Kanal ein, der leicht für einen unbedeutenden Nebenfluß angeſehen werden konnte. Es war aber die Mündung des Teffé, an deſſen Ufern Ega, unſer Reiſeziel, lag. 35 Tage hatte ich auf den ſchlammigen Fluthen des Solimoens, und gequält von unzähligen Inſekten, zugebracht; um ſo erfriſchender erſchien mir die dunkle, glatte Waſſerfläche des Teffé, über der keine plagenden Inſekten ſchwebten. Erſt am nächſten Morgen wollten wir in Ega landen; die Leute legten ſich ſchlafen, ohne Anker zu werfen, denn der Fluß iſt hier ohne Strömung; ich ſaß aber noch lange auf Deck, um mich der erhabenen Ruhe der Nacht zu erfreuen. Kein Laut ließ ſich hören, tief blau ſtand der Himmel über mir, aus dem die goldenen Sterne gleichſam heraustreten wollten, ſo deutlich erſchienen ſie. Schweigend lagen die Wälder da, und nur ſelten ließ ſich der Ruf eines nächtlichen Vogels vernehmen.

Mit Sonnenaufgang griffen die Indianer zu den Rudern; es war der erſte Mai. Eine Stunde lang fuhren wir durch den engen nur 100 bis 500 Ellen breiten Kanal, paſſirten einen bewaldeten Vorſprung und ſchwammen bald auf dem herrlichen fünf engliſche Meilen breiten See von Ega, der durch eine Erweiterung des Teffé-fluſſes gebildet wird. Zur Linken auf graſigem Abhange lag die kleine Anſiedlung, die aus etwa 100 mit Palmblättern gedeckten Hütten und weißen mit rothen Ziegeldächern verſehenen Häuſern beſteht, deren jedes in einem hübſchen Garten liegt, in dem Orangen, Citronen, Bananen und Guavebäume

prächtig gedeihen. Palmengruppen mit ſchlanken Stämmen und zartgefiederten Wedeln überſchatteten die Hütten und niedrigeren Bäume. Eine breite mit grünem Gras überwachſene Straße führt von der weißen Sandbucht zu der rohen Kirche inmitten der „Stadt“. Vieh graſte vor den Häuſern, und zahlreiche dunkelhäutige Eingeborne nahmen ihr Morgenbad zwiſchen den verſchiedenen Kanoes im Hafen. Zum Willkommen ließen wir Raketen ſteigen und feuerten Begrüßungsſchüſſe ab, als wir das Ufer betraten.

Meine erſte Pflicht in dem neuen Wohnorte war, mit den hervorragenden Perſönlichkeiten Bekanntſchaft zu ſchließen. Da war der Polizeidelegirte Senhor Cardoze, ein ſehr gewinnender und herzlicher Menſch, der für einen Weißen galt, obgleich er ein gut Theil Negerblut in ſeinen Adern hatte. Den Militärkommandanten, der ein Mutatte war, und den Vikar traf ich in der einfachſten Morgenkleidung zuſammen beim Frühſtück. Letzterer war ein reiner Indianer und ſtammte aus einem Dorfe in der Nachbarſchaft. Es war ein ſehr umgänglicher Mann, ein eifriger Leſer und frei von den Vorurtheilen ſeines Standes; dabei durchaus gewiſſenhaft und ehrlich. Obgleich er kein großes Einkommen hatte, ſo unterſtützte er doch ſeine alte Mutter und ſeine unverheirathete Schweſter. Im Ganzen bildete dieſer ehrwürdige Geiſtliche einen erfreulichen Gegenſatz zu den meiſten übrigen braſilianiſchen Prieſtern. Ferner beſtand die „gute Geſellſchaft“ aus dem „Direktor der Indianer am Japura“, einem dürren Mamelueo-Indianer, der aber als die unternehmendſte Perſönlichkeit der ganzen Anſiedlung gelten konnte. Jeder der zahlreichen Indianerſtämme in der Nachbarſchaft ſteht unter der Controle eines Direktors, der von der kaiſerlichen Regierung ernannt wird. Da es keine Miſſionen am obern Amazonenſtrom gibt, ſo ſtehen die „Genties“ oder heidniſchen Indianer unter dem Regimente dieſer Deſpoten, die ſie zu ihren Zwecken ausbeuten. Der Indianerdirektor von Ega war ein Halbindianer und trotzdem ſchlimmer gegen die armen Menſchen, als je ein Weißer ſein konnte. Den Schluß der Leute, die ich beſuchte, bildete ein alter Kaufmann, Senhor Romao de Oliveira, der außer von den Wildniſſen am Solimoens und den Eingebornen nichts von der Welt wußte, von mir ſich aber über alle europäiſchen Verhältniſſe Raths erholte.

Ega wurde für vier und ein halbes Jahr mein Hauptquartier, und ich machte von da aus Excurſionen auf 300 bis 400 engliſche Meilen in die Runde. Meine Hütte, die zum Präpariren der naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen eingerichtet wurde, hatte geweißte Wände. Der Boden beſtand aus Erde, und die Luft konnte durch Löcher im Dache und der Thür eindringen. Mit der Sonne ſtand ich auf, nahm ein Bad im Fluſſe und zog fünf bis ſechs Stunden in den Wald, um meine Sammlungen zu bereichern. Am Nachmittage ordnete ich die erbeuteten Schätze, ſchrieb und zeichnete. Mit den Einwohnern ſtand ich im beſten Einvernehmen. Die beſſere Geſellſchaft bildete eine ſeltſame Miſchung von förmlicher Etikette und bäuriſcher Naivetät, und da alle Mitglieder derſelben trotz ihrer Unwiſſenheit für gebildet gelten wollten, ſo bemühten ſie ſich dem Europäer gegenüber, bei dem ſich Civiliſation von ſelbſt verſtand, höflich und anſtändig zu erſcheinen. Was ich mit meinen Sammlungen bezweckte, darüber war man nicht recht im Klaren. So glaubten die Indianer, daß ich die Schmetterlinge wegen ihrer glänzenden Farben als Muſter für Kattundrucke benutze. Auch die beſſere Klaſſe begriff nicht, daß ich zum Zwecke meiner Studien hier ſammte; als ich aber ſagte, das londoner Muſeum bezahle mich für die geſammelten Thiere und Pflanzen, waren ſie befriedigt. Während der letzten Zeit meines Aufenthalts kamen drei Franzoſen und zwei Italiener nach Ega, die über die Anden herabgeſtiegen waren. Für mich gewiß eine angenehme Abwechslung, zumal drei von ihnen an dem herrlich gelegenen Orte blieben und eingeborne Frauen heiratheten.

Lebensgefährlich war der Aufenthalt in Ega auch nicht. Die Indianer waren ſtets höflich, nie angreifend, und nur ein einziges Mal ſtattete uns ein Jaguar einen nächtlichen Beſuch ab, und dies wurde als ein außergewöhnliches Ereigniß betrachtet. Dagegen ſind die Alligatoren viel läſtiger. Während der trocknen Jahreszeit lauern ſie auf die Badenden, und zuweilen wurden ihnen Hunde, Schafe, Schweine, Kinder oder ein betrunkener Indianer zur Beute. Das Thier lag im Waſſer verborgen, und nur ein Theil des Rückens, ſowie die unheimlichen Augen waren ſichtbar. Machte er eine Bewegung mit dem Schwanze, ſo flüchtete Alles lachend nach dem Ufer zu. Obgleich dieſe Feinde leicht mit der Harpune zu fangen ſind, ſo fiel dies doch ſelten den ſorgloſen Indianern ein. Giftige Schlangen ſind in den Wäldern häufig, doch ereignete ſich während meines ganzen Aufenthalts kein einziger lebensgefährlicher Fall durch dieſelben.

Am meiſten litt ich durch die mangelhafte Verbindung mit der Heimath. Die Unregelmäßigkeit, mit der ich Briefe, Zeitungen und Packete empfing, waren neben der ſchlechten Nahrung für mich am empfindlichſten. Der Mangel an geiſtigem Austauſch wurde mir oft unerträglich, und ich kam zu dem Schluß, daß die Betrachtung einer herrlichen Natur allein nicht genügend für das menſchliche Herz und Gemüth iſt. Die neuen Zeitungen las ich langſam hintereinander und oft dreimal durch, ſelbſt die Ankündigungen darin. Einmal blieb ich ein ganzes Jahr ohne alle Nachricht, und mein Gemüthszuſtand litt dadurch außerordentlich.

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von Karl Andree.

III.*)

Die weſtafrikaniſche Küſte im Süden des Aequators. — Das alte Königreich Loango und die Bemühungen der Miſſionäre. — Die Kobindoſtämme und die räuberiſchen Muſſelongs. — Der heutige König von Loango und ſeine Hofbeamten. — Die Polygamie und die Geſellſchaft. — Zur Kennzeichnung der äquatorialen Negervölker. — Fetiſchweſen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß ſich im Süden der Gabon-Region eine Küſtenlandſchaft ausdehnt, die ſich etwa 12 bis 15 deutſche Meilen ins Innere erſtreckt und als Loango bekannt iſt. Ballon nimmt als Grenze im Norden den Fluß Kilongo, im Süden den Kalonga an; wir unſrerſeits ſind aber geneigt, dem Land eine größere Ausdehnung zu geben und die ganze Geſtaderegion zwiſchen Majumba im Norden und dem Congofluß im Süden als Loango zu bezeichnen.**)

Die weſtafrikaniſche Küſte im Süden des Aequators bietet dem Schiffer, welcher aus dem Buſen von Guinea kommt, einen ganz neuen Anblick. Zuerſt ſieht er noch an den Strommündungen lange ſandige Streifen und Mangeevegebüſch, bald aber treten, oft bis ans Meer, grüne Hügel auf, und die Landſchaft wird anmuthig. Am Strande liegen Dörfer zerſtreut, und der Schiffer kann ſich ohne Gefahr der Küſte ſo weit nähern, daß er deutlich die Menſchen erkennt, welche ihm ein Zeichen geben. Sie möchten gegen europäiſche Waaren Landeserzeugniſſe und Sklaven verkaufen. Der Sklavenhandel iſt in Loango einſt ſehr ſchwunghaft betrieben worden und hat den Bewohnern ſo viel Nutzen abgeworfen, daß ſie, ohnehin der Trägheit ergeben, ſich wenig um Ackerbau bekümmern.

Auch an dieſer Küſte ſind die Menſchen zerſplittert und zerklüftet. Wenn es wirklich einmal ein „großes Königreich Loango“ gegeben haben ſollte, ſo iſt doch jetzt keine Spur von demſelben übrig. Die Miſſionen haben aber viel Aufhebens davon gemacht. Merolla erzählt, der König habe einen Hofhalt von mehr als 300 Perſonen gehabt, und Alle ſeien in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Bernhardus Ungard zur römiſchen Kirche bekehrt worden; in einem einzigen Jahre ſeien mehr als 12,000 Loangeſen getauft worden. Die Geſchichte lehrt aber, namentlich auch an Congo, worüber wir ſpäter einmal reden, was für eine Beſchaffenheit es mit ſolchen Negerbekehrungen hat; ſie ſind und bleiben oberflächlich und machen dem urwüchſigen Fetiſchismus wieder Platz, oder vielmehr, ſie haben dieſem gar nichts anhaben können. So war es auch in Loango. Der Nachfolger des getauften Königs vertrieb die Miſſionäre und machte dem neuen Weſen ſofort ein Ende. Späterhin ſoll ein ſchwarzer Prieſter, „Pater Leonard“ einmal 5000 Stück Neger an einem Tage getauft haben, und zum Lohn dafür wurde er zum Biſchofe von Loango ernannt; als aber 1770 franzöſiſche Miſſionäre ins Land kamen, fanden ſie keine Spur von Chriſtenthum. Sie blieben mehrere Jahre im Land, überzeugten ſich aber, daß alle ihre Bemühungen vergeblich ſeien, und verließen Afrika.

So lange die Miſſionäre in ihrer Wahnhoffnung auf Erfolg verharrten, lobten ſie Land und Leute und brachten manche merkwürdigen Angaben in Umlauf. Wir wollen anführen, was Prayart ihnen über den großen König von Loango nacherzählt, weil wir nachher zeigen, wie es ſich mit dieſem Potentaten verhält. Alſo: die Perſon des Monarchen iſt geheiligt; er ſelber iſt aber in Bezug auf Eſſen und Trinken ganz eigenthümlichen Beſchränkungen unterworfen, indem er Beides in einem ganz verſchiedenen Hauſe beſorgen muß. Ein Ausrufer verkündet, daß des Königs Speiſe herbeigetragen werde; dies iſt für Jedermann ein Zeichen, daß er ſich zu entfernen habe. Die Gerichte werden in das Speiſehaus gebracht, in welchem ſich der König befindet, und die Thüren verriegelt. Kein lebendes Weſen darf, bei Todesſtrafe, ſehen, daß und wie der Herrſcher Speiſen zu ſich nimmt. Einſt war ein Hund ſo unglücklich und er mußte ſterben; ein anderes Mal befand ſich ein ſchlafendes Kind, das unbeachtet geblieben war, im Eßgemache; es wachte auf und ſah den König ſpeiſen. Nach ſechs Tagen wurde es geſchlachtet, und mit ſeinem Blute beſprengte man des Königs Fetiſche. Mit dem Trinken wird es nicht ſo ſtreng genommen; nur müſſen die Anweſenden ihr Geſicht verhüllen, wenn der König den Becher erhebt.

Ein König von Loango hatte, den Berichten der Miſſionäre zufolge, nahe an 6000 Frauen. Das kann recht wohl der Fall geweſen ſein, es hat aber damit eine eigene Bewandtniß. In Loango erbt ein Mann, gleichviel ob er Häuptling iſt oder nicht, alle Frauen ſeines Vaters, ſeiner älteren Brüder oder Oheime und bekommt auf ſolche Weiſe manchmal eine beträchtliche Anzahl zuſammen, alte und junge. Auch werden die unverheiratheten weiblichen Verwandten und alle ſeine Sklavinnen, auch die verheiratheten, als eines Mannes Frauen bezeichnet.

An der Jumbaküſte, wo der Hafen Majumba liegt, wird noch immer dann und wann eine Ladung Sklaven über See verſchifft. Südlich vom 5.° ſ. Br. wohnen die unabhängigen Kabindas, welche ſich von den umwohnenden Schwarzen weſentlich unterſcheiden und an der Südweſtküſte eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die Kruleute in Oberguinea. Gleich dieſen ſind ſie dem Seedienſte zugethan, und man findet ſie als Matroſen auf allen Küſtenſchiffen; ſodann erhalten ſie Beſchäftigung in den europäiſchen Faktoreien; ſie ſind gewandte Fiſcher und verſtehen ſich trefflich darauf, Sklaventransporte geräuſchlos und unbemerkt von den engliſchen Kreuzern an die Einſchiffungsplätze zu bringen. Alle Buchten und Strömungen ſind ihnen bekannt, und für manche Dienſtleiſtungen ſind ſie unſchätzbar.

„Aber ſie haben unverſöhnliche Feinde an den Muſſelangs, am untern Congoſtrome, vor denen ſie ſich dermaßen fürchten, daß ſie an Widerſtand nicht denken und Rettung lediglich von ihren Fetiſchen erwarten. Dieſe Muſſelongs bemannen große ſcharfgebauete Piroguen, die durch das Waſſer gleichſam fliegen, legen ſich in Hinterhalte, fallen in großer Menge über vorbeiziehende Kabindas her, werfen ſie in die Fahrzeuge und verſchwinden, wie ſie gekommen ſind, bei Nacht und Nebel. Es

*) Vergl. Bd. VI, S. 375 ff. wo wir den Mangel an Gliederung, die Zerſplitterung der Völker in der Gabon-Region und am Ogowaſtrom ſchilderten. Sodann: Bd. VII, S. 16 ff., die Bemerkungen über die Fauna (Fang) und über die Stammeszeichen der verſchiedenen Negervölker.

**) Ballon, La côte occidentale d'Afrique, S. 590. Dagegen Wilſon, Weſtafrika, S. 306.

iſt keineswegs ſelten, daß man in den Flußmündungen Leichen von Kabindas treiben ſieht, welche von gefräßigen Seebarben umſchwärmt werden. Die in Sicherheit gebrachte Beute wird von den Räubern getheilt; im Dorfe wird ein großes Feſt veranſtaltet, und Alles betrinkt ſich in Rum.

Die den Kabindas abgenommenen Sklaven werden nicht etwa freigegeben, ſondern an andere Negerhändler verkauft. Zuweilen trifft es ſich, daß in einer Kabinda-Schaluppe auch ein weißer Mann mit gefangen wird, der natürlich nicht als Sklav verkauft werden kann, aber gewöhnlich eine verzweifelte Gegenwehr leiſtet und ein paar Muſſelongs niederſchießt, bevor er ſich ergibt. Am Ende wird er aber überwältigt, gefeſſelt und ſofort an einen Baum gebunden, wo er dann als Zielſcheibe aller möglichen Mißhandlungen daſteht und ein Opfer des Todes iſt, wenn er ſich nicht mit 3 bis 4000 Dollars loskaufen kann. Vallon kennt Sklavenhändler, die ſich auf ſolche Weiſe dreimal aus den Krallen der Muſſelongs frei gekauft haben. Die Letzteren wiſſen ſich der Feuerwaffen vortrefflich zu bedienen; ſie ſind auch ſchlau und erfahren Alles, was in den Faktoreien vorgeht, weil ſie mit den „Linguiſters“ d. h. Dolmetſchern derſelben, Einverſtändniſſe unterhalten. Am liebſten greifen ſie mit Waaren beladene Schiffe an, ſeltener Fahrzeuge mit Sklaven, weil ſie den Handel mit dieſen nur ungern ſtören, denn er bringt ihnen allerlei Vortheile. Doch trifft es ſich manchmal, daß die Sklavenhändler eine teufliſch-raffinirte Rache nehmen. Es iſt vorgekommen, daß ſie, ſelbſt ohne Vorwiſſen der Kabinda-Matroſen, eine Schaluppe mit vergiftetem Rum beluden und dieſe den Muſſelongs in die Hände ſpielten. Natürlich fielen die Piraten über das Feuerwaſſer her, und die Folge kann man ſich denken.

Die Zuſtände an der Küſte von Loango ſind überhaupt ganz roh und barbariſch. Viele Stämme kennen nicht einmal den Werth geprägter Gold- und Silbermünzen. Ein Neger war in den Beſitz einer goldenen Dublone gekommen (etwa 23 Thaler werth) und wollte dafür von einem europäiſchen Handelsmann Waaren kaufen. Dieſer beſah ſich das Goldſtück und äußerte verächtlich, was ein weißer Mann mit einem ſolchen Ding anfangen ſolle? — „Aber die Weißen verfertigen doch dieſe Stücke und müſſen wiſſen, wozu ſie gut ſind“, ſagte der Schwarze; worauf der Handelsmann entgegnete: „Gewiß machen ſie dieſe Stücke; aber glaubſt du denn, daß ſie hierher kommen, um das, was ſie hergebracht haben, wieder mit fort zu nehmen?“ — „Nein.“ — „Nun, was ſoll ich mit dem Dinge hier anfangen?“ — Der Schwarze ſtand verblüfft da, war aber ſehr zufriedengeſtellt, als der Weiße ſich ſcheinbar ſeiner erbarmte und ihm ſagte: „Da ich doch einmal mit dir Geſchäfte mache, ſo will ich dir diesmal etwas geben; andere Leute würden nicht ſo gefällig gegen dich ſein; aber höre, wenn du wiederkommſt, bring mir viel Elfenbein mit.“ Er gab ihm dann für die Dublone etwas Zeug im Werthe von etwa dritthalb Thalern und zwei Bouteillen verfälſchten Rums! Demſelben Handelsmanne (1859) gab ein Neger für zwei leere Weinflaſchen zwei Fünffrankenſtücke!

Betrachten wir uns nun den „König von Loango“; ſein kleines Gebiet liegt eine kleine Strecke nördlich vom 5.° ſ. Br. Der Monarch gilt bei den Seinen für einen gewaltigen Krieger, aber Kapitän Vallon erklärt ihn für einen unverſchämten Bettler, mit dem ein Europäer Alles anfangen kann, wenn er ihm ein Faß Branntwein gibt. Seine Reſidenz hat er in einem armſeligen Dorfe, das etwa drei Wegſtunden nordnordöſtlich von den Faktoreien an der Loangobay entfernt liegt*). Dort hält er, inmitten ſeiner lüderlichen, unzüchtigen Fetiſchor ſeinen „Hof“ und empfängt die Fremden, welche mit ihm handeln wollen. Seine Gewalt theilt er mit einem vom Volk erwählten Häuptling, welcher den portugieſiſchen Titel Capitan Mor, Oberhauptmann, führt; dieſer leitet die politiſchen Angelegenheiten, wenn von ſolchen die Rede ſein kann, und vermittelt den Verkehr mit den Fremden, welche ſich ihm vorſtellen und Geſchenke geben müſſen, damit ſie ungehindert Handel treiben können. Weder König noch Capitan Mor dürfen jemals das Meer ſehen; ſo will es der Landesbrauch.

Die drei anderen höchſten Beamten ſind der Mayordomo, den wir etwa als Haus- und Hofmarſchall bezeichnen können; der Maſuk, welcher die Obhut über des Königs Sklaven hat, und der Mambuk; dieſer Letztere beſorgt die Landesangelegenheiten außerhalb des königlichen Dorfes. Der Linguiſter, Dolmetſcher, iſt gleichfalls eine wichtige Perſon.

Maſuk und Linguiſter ſind gewöhnlich durch Sklavenhandel wohlhabend geworden. Dann kaufen ſie, für etwa 100 Thaler, vom Könige den Titel Prinz und erhalten obendrein noch ein kleines Gebiet mit dem Rechte, dort ein Dorf zu gründen, in welchem ſie ſogleich als unbeſchränkter Gebieter auftreten. Solch ein Gewalthaber bekommt dann als Zeichen ſeiner Würde vom König eine Mütze und einen aus Ananasfaſern verfertigten Mantel. Solche Dörfer füllen ſich bald mit Einwohnern, weil die armen Leute dort einen gewiſſen Schutz genießen und nicht ſo leicht von den Sklavenmäklern hinweggeführt und verkauft werden können; der Gewalthaber hat nämlich ein Intereſſe daran, ſie bei ſich zu behalten, denn er zieht von ihnen Vortheil. Dieſe „Prinzen“ legen ihre Dörfer zumeiſt nahe der Küſte an, ſind von einander unabhängig und kümmern ſich auch nicht viel um den „König“, deſſen Gewalt ſich kaum 10 Meilen weit über ſein Dorf hinaus erſtreckt.

Wir haben ſchon in einem frühern Aufſatze darauf hingewieſen, daß in dieſen Gegenden Afrika's noch weniger als in anderen von Familie und Familienleben die Rede ſein kann. Nicht einmal Polygamie waltet vor, ſondern ein geſchlechtliches Durcheinander, Promiscuität. Jede Sklavin iſt des Gebieters Frau, und er verkauft ſie, wenn die Laune dazu ihn anwandelt, mit ihren Kindern. „Weib und Kind ſind die gangbarſte Verkaufswaare; der Mann ſelber iſt heute Herr, morgen Sklav; heute Verkäufer, morgen Verkaufter, und der eine Zuſtand iſt ihm ſo gleichgültig, wie der andere. Er hat nicht das mindeſte Bewußtſein von einer eigenen Menſchenwürde oder von der anderer Leute. Er iſt wie ein Vieh, und wer ihn zum Menſchen und zum geſellſchaftlichen Verkehr erheben will, muß ihn aus ſeinem Lande fortſchaffen und anderwärts zur Arbeit anhalten.“ (Vallon. S. 532.)

Von Religion iſt bei dieſen Schwarzen keine Rede; ſie ſtecken im gröbſten Fetiſchismus; aber für eine Flaſche Branntwein geben ſie willig ein Fetiſchbild hin, das ſie vielleicht jahrelang verehrt haben. Ein Häuptling wurde gefragt: „Du betrachteſt das Meer und die Flüſſe als heilig; weißt du, wer ſie gemacht hat?“ Antwort: „Ja wohl, die Fiſche!“

In ganz Afrika herrſcht die Polygamie vor, und wir finden dieſelbe ſogar, wenn auch nicht allgemein, bei den chriſtlichen Abyſſiniern. Sie übt auf das ganze Leben und auf alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe einen ſo tiefen und beſtimmenden Einfluß, daß man ohne nähere Würdigung derſelben das Weſen und Treiben der afrikaniſchen Völker nicht verſtehen wird. Wir können hier aus leichtbegreiflichen Rückſichten der Delikateſſe nicht allſeitig auf den wichtigen Gegenſtand eingehen; es wird aber angemeſſen ſein, einzelne Thatſachen hervorzuheben.

Von Anbeginn der Geſchichte bis auf den heutigen Tag finden wir, daß die unendlich überwiegende Mehrzahl des

*) Vallon ſpricht als Augenzeuge. Wilſon ſchreibt, S. 307: The king resides at a large town, called Boaro, six or eight miles from the seacoast.

Menſchengeſchlechts die Vielweiberei hat, nicht die Einweiberei; dieſe letztere iſt auch in unſeren Tagen noch ganz entſchieden in der Minderheit, gleichſam eine kulturgeographiſche und ethnologiſche Ausnahme. Wir können ſie als ſpecifiſch europäiſch und nebenher auch als chriſtlich bezeichnen; wir finden ſie nur bei den europäiſchen Kulturvölkern und bei den Nationen anderer Erdtheile, welche von dieſen abſtammen, z. B. in Amerika und Auſtralien. Bei uns wird ſie durch Sitte und Herkommen gebaten; ſie iſt auch ſchon wegen der Erwerbsverhältniſſe nothwendig und bildet die Hauptuntertage für das Leben der Familie, der Geſellſchoft und des Staates, welcher die Polygamie verbietet. Auch halten ſich bei uns, in den gemäßigten Klimaten und bei den Völkern der ſogenannten kaukaſiſchen Raſſe, männliche und weibliche Gebueten ſa ziemlich das Gleichgewicht. Aber die Polygamie iſt nicht etwa, wie manchmal behauptet worden iſt, auf die heißen Klimate beſchränkt, denn wir finden ſie auch im hohen Norden bei Samojeden und Oſtjaken, bei Komtſchadalen, Tungnſen, und in Amerika auch bei den nördlichſten Indianerſtämmen. Alle Völker auf unentwickeltee Geſittungsſtufe finden wir polygam; im Alterthume machten unter den „Barbaren“ nur die Geemanen und die Gatiier eine Ausnahme. In Athen war die Bigamie erlaubt; Sokrates z. B. hatte zwei Frauen.

Aber in den poiygamiſchen Ländern iſt, namentlich bei den Nomaden, die Vietweiberei bei weitem nicht ſo allgemein, als gewöhniich angenammen wird. Man kann ſagen, daß in Aſien von je 1000 Männeen nur etwa 50 mehr als eine Frau haben, und nur 10 mehr als zwei oder drei. Frauen ſind koſtſpielig, wo ſie nicht, wie in Afeika und bei wilden amerikaniſchen Völkern, als Arbeitsthiere verwandt werden. Die Polygamie wird auch in Ländern, wa ſie geſetzlich erlaubt iſt, nie allgemein. Bei den Kulturvölkeen widerſtreitet ſie den Bedürfniſſen wie den Sitten; bei ihnen erſcheint es unſtatthaft, das Weib in ſene niedrige und abhängige Stellung zu drängen, welche überall mit der Polygamie verbunden iſt; durch ſie wird der Deſpotismus in die Familie gebracht und geht dann auch mehr oder weniger in das Staatsweſen über; er duldet keine Gleichberechtigung von Weib und Mann.

Aber „unnatürlich“ iſt die Polygamie nicht, und die Völker des Alterthums hatten die Monogamie nur ausnahmsweiſe. Bei den Juden, dem Volke Gottes, hatten Samuel und die Pateiarchen mehrere Frauen, David und Saloma hielten einen großen Harem. Das Geſetz veelangte jedoch, daß der Oberprieſter nur eine Frau haben ſolle, und dieſe Beſtimmung iſt ins Neue Teſtament übergegangen, das verlangte, ein Biſchof ſalle nur eines Weibes Mann ſein. Allen anderen war das nicht gebotet. Im Oeiente begreifen die Völker die Monogamie nur ſchwer; das kann uns befremdlich erſcheinen, jenen aber erſcheint es ſonderbar und ungeheuerlich, wenn ſie von dem Syſtem der Proſtitution hören, das in allen chriſtlichen, monogamiſchen Ländern eine ſa beklagenswerthe Ausdehnung gewonnen hat. Der gewöhnliche Hebräer durfte vier Frauen nehmen, und dieſe Beſtimmung hat Mohammed auch den Bekennern ſeiner Lehee eingeſchärft; ein König durfte 18 Frauen haben. Der Geſchichtſchreiber Joſephns ſagt ausdrücklich, daß Potygamie Landesbrauch bei den Juden ſei; in Europa aber kamen dieſe allmälig zur Manogamie, welche z. B. im 11. Jahrhundert von den Rabbinen in Frankreich und Deutſchland, mutee Andrahung der Excommunication, ſtreng eingeſchärft wurde.

Der heilige Auguſtin ſtellt den Satz auf, und der berühmte Hugo Grotius pflichtet ihm bei, daß Potygamie natürtlicher ſei als Monogamie; beide meinen aber, daß jene den Anwachs der Volksmenge hindere. Unbedingt iſt das nicht der Fall. Napaleon erklärt im Code civil ſogar: Le mariage ne dérive pas de la nature! In den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums wurde von keiner Kirchenverſammlung die Polygamie für Sünde erklärt, aber der Satz, daß dee Biſchof nur eine Frau haben ſolle, ging bald auf die Geiſtlichkeit im Allgemeinen über. Der heilige Hieronymus ſagt ausdrücklich, daß er die Polygamie nicht verdamme; es heißt in ſeinem Brief an Pammachius: non damno polygamos; und eine Stelle des heiligen Auguſtinus wollen wir lateiniſch herſetzen: „Quando mos erat, plures habere uxores, crimen non erat; nunc propterea crimen est, quia mos non est.“

Im römiſchen Reiche wurde die Palygamie im Jahre 393 durch kaiſerliche Decrete verboten, aber bald nachher führte Kaiſer Valentinian die aite Freiheit in Bezug auf die Ehe wieder ein; jeder könne ſich nach der Religian und den Sitten ſeines Landes richten. Im fränkiſchen Reiche nahmen die merovingiſchen Könige gleichzeitig ſa viele Frauen, als ihnen beliebte, und Karl der Große hielt einen Harem trotz einem türkiſchen Sultan. Die Ehe wurde allgemein tediglich als ein bürgerliches Uebereinkommen betrachtet; die Geiſtlichkeit aber ſtrebte danach, ihr die Weihe der Kirche zu geben, und im ſiebenten Jahrhundert wurde allen Chriſten die Trauung geboten. Das tridentiniſche Concilium verbat in ſeiner 34. Sitzung die Polygamie, denn excommunicirt ſoll Jeder werden, der da ſagt, daß es dem Chriſten erlaubt ſei, mehr als eine Frau zu haben. Uebrigens hat die Polygamie während der letzten Jahehunderte in Europa eine beträchtliche Anzahl von Fürſprechern gefunden und durch die Mormonen iſt ſie in Nordomerika aus religiöſen Gründen wieder ins praktiſche Leben eingeführt warden. Auf die Gründe für und wider können wir uns hier nicht einlaſſen, uns kammt es nur darauf an, heevorzuheben, wie eng ſie mit dem ganzen Leben der Afrikaner zuſammenhängt.

Daſſelbe bietet überhaupt eine Menge von Erſcheinungen dar, die uns Europäern ſeltſam erſcheinen. Einige derſelben hat Winwood Reade in ſeinem ſchon früher von uns erwähnten Werke (Savage Africa, S. 243 ff.) nach eigenen Wahrnehmungen zuſammengeſtellt. Nach er hält die Polygamie im äquatorialen Afrika für nothwendig, weil das Klima bösartig, die Nahrung der Menſchen dürftig, das Vatk verderbt ſei; die Fortpflanzung ſei gering, und ſelbſt bei der Polygamie habe man weniger Kinder als Frauen. Kleine Kinder werden täglich mit Palmöl eingerieben, und die Mutter bleibt, ſa lange ſie das Kind nährt, d. h. gewöhnlich bis ins dritte Jahr, von aller Arbeit frei, auch lebt ſie nicht mit ihrem Manne zuſammen.

Kinder beiderlei Geſchlechts werden ſchon in früher Jugend an das Trinken von Palmwein gewöhnt, und die Mädchen werden ſchon nach dem dritten Jahre zum Tanzen angehalten. „Dieſe Kinder ſind lächerlich frühreif; Afrika iſt wie ein ungeheures Treibhaus, wo Alles raſch emporſchießt, aber auch früh welkt. Sie können ſchon ſprechen, wenn ſie kaum ein Jahe alt ſind; im fünften oder ſechſten Jahre horchen ſie ſchon mit Aufmerkſamkeit den ſchlüpfrigen Liedern der Alten und nach dem neunten Jahre gehen ſie in die Praxis über.“ Unſre europäiſchen Begriffe von Aeltern- und Kindesliebe finden auf dieſe Afrikaner keine Anwendung. Der Vater iſt damit zufrieden, daß er einen Sohn hat, denn dieſer iſt ihm beim Jagen und Fiſchen und Rudern behülflich; im Alter bekommt er auch von ihm etwas zu eſſen. Eine Tochter verkauft er an einen Bewerber; ein kränkliches oder verkrüppeltes Kind tödtet er, denn es bringt ihm keinen Nutzen.

Junge Leute werden in gewiſſe Myſterien eingeweiht, ehe ſie ſich bekleiden, heirathen und zu den Erwachſenen gerechnet werden dürfen. Ein Führer Reade's, Namens Mongilomba, erzählte dem weißen Mann unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit, daß man ihn in ein Fetiſchhaus gebracht, dort entkleidet, ſtark gegeißelt und nachhee mit Ziegendüngee eingerieben habe. Dazu wurde Muſik gemacht, und dann ließen ſich hinter einem Vorhange ſchreckliche Töne vernehmen, welche vom Geiſt Ukuk kamen. Das Inſtrument, welches Reade ſah, be-

ſirbt in einer Art Pfeife aus Mangroveholz und iſt an einem Ende mit einem Fledermausflügel überzogen. Der Eingeweihte muß fünf Tage lang eine Art Schürze aus Palmblättern tragen.

Mädchen werden durch alte Frauen, Ngembi, eingeweiht. Sie gehen in den Wald und reinigen ſehr ſorgfältig eine Stelle, auf der ſie eine heilige Hütte bauen; dieſe darf kein Mann betreten. Dann kommen ſie ins Dorf zurück und holen die Igandſchi, Novize, welche nie zuvor an jener Stelle geweſen ſein darf und während der Einweihungszeit, d. h. drei Tage lang, faſten muß. So lange wird auch ein Feuer im Wald unterhalten, neben welchem ſtets eine Einweihungsfrau ſitzt, daſſelbe unterhält und dabei ſingt: „Das Feuer wird nie ſterben.“ In der dritten Nacht wird die Novize in der Hütte mit ſchwarzer, rother und weißer Farbe bemalt; ſie ruft Okanda! yo, yo, yo! und draußen ſtehen Männer, welche auf eine Trommel ſchlagen. Alles, was in der Hütte vorgeht, wird vor den Männern geheim gehalten; man weiß nur, daß die Gebräuche phalliſcher Art ſind. Die Ngembi bilden eine einflußreiche Genoſſenſchaft, vor welcher die Männer ſich fürchten; die ihr Angehörenden behaupten, daß ſie die Geheimniſſe ihrer Feinde entdecken und Diebe ausfindig machen könnten. Wahrſcheinlich bildete ſich dieſer Weiberbund, um die Frauen gegen allzuharte Behandlung von Seiten der Männer zu ſchützen.

Nach der Einweihung folgt ein Noviziat. Während deſſelben lehrt man den Mädchen religiöſe Tänze, und die jungen Männer werden in dem unterwieſen, was zum Fetiſchweſen gehört. Sie erfahren z. B., welche Speiſen ihrem Stamme verboten ſind, z. B. Fleiſch vom Krokodil, oder Büffel, oder vom Hippopotamus. Die Sache ſelbſt deutet wohl auf eine frühere Thierverehrung. Der Geiſt Ukuk lebt in den Eingeweiden der Erde, kommt aber auf die Oberwelt, wenn er hier Geſchäfte hat. Dann wohnt er in einem eigenthümlich geſtalteten Fetiſchhauſe, das ganz dunkel und mit dürren Bananenblättern gedeckt iſt. Aus dieſer Hütte kommen ſeltſame Töne, welche an Tigergebrüll erinnern.

Im äquatorialen Afrika werden auch die Geiſter der Vorfahren verehrt, und das hängt mit der Achtung vor dem Alter zuſammen. Junge Leute laſſen ſich auf ein Knie nieder, wenn ſie einem Alten die Pfeife reichen; ſie reden ihn als Rera an, d. h. Vater, und eine alte Frau als Ngue, Mutter. Den Leichen wird Ehrfurcht erwieſen; in Congo werden ſie manchmal mumificirt; am Gabon ſammelt man die Knochen, welchen man zu gewiſſen Zeiten Ehrfurchtsbeſuche abſtattet. Eigenthümlich iſt Folgendes. Das in Verweſung übergehende Haupt eines Mannes, der für beſonders klug und weiſe galt, wird abgeſchnitten und derart aufgehängt, daß Alles, was davon heraboträufelt, auf unten ausgebreitete Kreide fällt. Mit dieſer Maſſe reibt man ſich dann die Stirn, in dem feſten Glauben, daß etwas von der Klugheit des Verſtorbenen in die Köpfe Anderer übergehe. Der Schatten der Vorfahren übt wohlthätigen Einfluß; durch die, welche ſterben, ſendet man Botſchaften an ſie; ein Sohn hat einmal ſeine alte Mutter todt geſchlagen, weil er wähnte, daß ſie ihm als Geiſt mehr Nutzen bringen werde, als wenn ſie noch lebe! Träume, die eine große Rolle ſpielen, kommen von den Geiſtern.

Die Völker am Gabon haben Geiſter, welche Berge, Wälder und Waſſer bewohnen, alſo Dryaden und Najaden; ſie haben den böſen Geiſt Mbiri, der ihnen für den Herrn dieſer Welt gilt, und den ſie verehren, um ſeinen Zorn abzuwenden; um den guten Geiſt kümmern ſie ſich nicht viel, weil dieſer Ndſchambi ihnen ja nichts zu leide thut. Epileptiſche ſind vom Mbuiri heimgeſucht, den nur der Fetiſchprieſter austreiben kann. Er iſt ein rechter Exorciſt und Teufelsbanner, aber in einer ſehr anſprechenden Weiſe. Ihm iſt bekannt, daß Mbuiri ſich über nichts ſo ſehr ärgert, als wenn die Leute luſtig ſind und recht flott leben. Alſo wird ihm zum Trotze ein paar Wochen lang Muſik gemacht, getanzt und geſchmauſt, und der Beſeſſene ſpielt dabei eine hervorragende Rolle. Die Fetiſchprieſter kennen die Eigenſchaften mancher Kräuter und heilen Krankheiten, und das Volk glaubt an die übernatürlichen Kräfte dieſer Männer, welche auch Hexen ausfindig machen. Dadurch haben ſie eine große Gewalt in ihren Händen.

Der Hexenglaube iſt bekanntlich bei allen Negern in ſchreckenerregender Weiſe vorwaltend, nicht minder der Giftrank als Schuld- oder Unſchuldprobe. Bei den Völkern am Aequator iſt er nicht das „rothe Waſſer“ Nord-Guinea's, ſondern wird aus der Wurzel des kleinen Strauches Nkazya oder Ou'aï bereitet. Der Angeklagte muß einen Abguß davon trinken; in einer kleinen Entfernung von ihm werden kleine Stäbe zwei Fuß weit aus einander hingelegt, und über dieſe muß er fünfmal hin und her ſchreiten. Wirkt der Trank auf den Urin, dann gilt der Mann für unſchuldig; aber manchmal ſtellt ſich Schwindel ein, dem Menſchen erſcheinen die Stäbe wie große Balken, welche ſich in die Luft erheben; er verfucht über dieſelben hinweg zu kommen, ſtolpert und gilt dann für ſchuldig.

Wenn bei den Völkern in der Gabon-Region von einer Regierung die Rede ſein könnte, ſo müßte man ſie als patriarchatiſch bezeichnen. Aber das iſt eigentlich ſchon zu viel geſagt, denn die Stämme zerfallen in Sippen, deren jede ein eigenes Dorf oder eine Gruppe von Dörfern bewohnt. Der Häuptling oder „König“ unterſcheidet ſich z. B. bei den Bapuku durch eine aus Gras geflochtene Mütze und einen Stab; gewöhnlich iſt er ein bejahrter Mann und ſteht deshalb in Anſehen, aber zu befehlen hat er ſo gut wie gar nichts.

Die Eishöhle bei Roth in der Eifel.

Von Dr. **Ernſt Boll** in Neu-Brandenburg.

Bei Leſung des kurzen Berichtes, welchen der Globus Bd. VI, S. 350 über das Eislager bei der Dornburg am ſüdlichen Fuße des Weſterwaldes bringt, und auch der ausführlichern Schilderung deſſelben, die Thomä ſchon im J. 1849 im 4. Hefte der Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Naſſau gegeben hat, iſt es mir ſehr aufgefallen, daß in beiden Berichten gar kein Bezug auf eine jener Gegend ſehr nahe liegende verwandte Erſcheinung genommen wird, nämlich auf die merkwürdige Eishöhle bei Roth, unweit des petrefactenreichen Städtchens Gerolſtein in der Eifel. Sollte dieſe nur 10 bis 12 Meilen von der Dornburg entfernte Höhle etwa den naſſauer Forſchern ganz unbekannt geblieben ſein? Unmöglich wäre dies keineswegs, da ich ſie in deutſchen Schriften nur ſehr ſelten und gelegentlich erwähnt gefunden und ihre erſte Bekanntſchaft ſelbſt nur aus Garnier's traité de Météorologie (Brüſſel 1837) gemacht habe, welches Werk mir während meiner Studienzeit in Bonn zufällig in die Hände fiel. Was ich darin über jene Höhle las, intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich beſchloß,

einen Ausflug, den ich von Bonn aus im J. 1841 durch die Eifel unternahm, bis nach Roth hin auszudehnen. Ich benutzte dazu die Pfingstferien, durchstreifte vom 29. Mai bis zum 6. Juni die Eifel nach verschiedenen Richtungen hin und fand dort des Sehenswerthen so viel, — namentlich einen solchen Reichthum an vulcanischen Bildungen, daß ich noch immer mit Vergnügen an diesen Ausflug zurück denke und jedem Naturfreunde, der Gelegenheit haben könnte, dies Gebirge zu besuchen, rathen möchte, dieselbe nicht zu verabsäumen.

Durch das mit zusammen geschwemmter vulcanischer Asche (dem sogenannten Traß) bedeckte Brohlthal ging ich über Tönnistein, woselbst sich ein an Kohlensäure sehr reicher Mineralquell befindet, zu den ramanischen Ufern des Laacher Sees, bestieg dann die aus regelmäßigen Basaltsäulen gebildete pyramidale Spitze der hohen Acht (des höchsten Berges der Eifel, 2400′), durchwanderte die an vulcanischen Gesteinen reiche Gegend von Hillesheim und kam dann endlich nach Roth zur Eishöhle. Dieselbe befindet sich in einer Einsenkung auf einem lang gestreckten Bergrücken, welcher sich etwa 600′ über den Dasbach erhebt. Der enge, von überhängenden Gebüschen beschattete Eingang zur Höhle liegt in einer aus großen Blöcken von poröser, basaltischer Lava aufgethürmten Felswand, nur 28′ unter dem Gipfel des Berges und 1700′ über dem Meeresspiegel. Da die Höhle selbst etwas tiefer als der Eingang liegt, so geht der zu ihr führende schmale und niedrige Gang auch etwas abschüssig hinab, erweitert sich aber schon nach einigen Schritten zu einem Höhlenraume von der Größe eines kleinen Zimmers, von dessen hinterer Wand dann noch einige sehr enge und unerforschliche Gänge in den Berg hineinführen; Sohle und Decke der Höhle bestehen aus eben solchen Lavablöcken, wie sie in der äußeren Felswand zu Tage treten. — Als ich am 31. Mai bei einer äußern Lufttemperatur von mindestens 22° C. die Höhle besuchte, waren alle Wände derselben bis vorn zum Eingange mehr als zolldick mit ganz klarem, durchsichtigem Eis überkleidet. Nach Aussage der Anwohner ist dasselbe in dieser Jahreszeit beständig noch im Wachsen begriffen und erreicht erst im August seine größte Dicke, die dann nicht selten mehr als einen Fuß betragen soll. Spätethin im Jahre aber, — so wurde mir von glaubwürdigen Leuten in dem nahen Städtchen Daun berichtet, — vermindert es sich wieder, verschwindet im Winter sogar vollständig, und statt der eisigen Atmosphäre, wie ich sie dort im Mai antraf, herrscht dann warme Luft in der Höhle.

Die Phänomene, welche diese Eishöhle bei Roth und jenes Eislager an der Dornburg zeigen, haben offenbar die größten Analogien mit einander. Beide Localitäten liegen in zu geringer Meereshöhe, als daß man das dort im Sommer so reichlich vorhandene und der Bodenfläche so nahellegende Eis nach als einen Ueberrest der winterlichen Eisbildung ansehen könnte. In beiden Oertlichkeiten herrscht im Sommer eine Temperatur, welche der äußern Lufttemperatur völlig entgegengesetzt ist. Denn wie in der Rother Höhle (nach der Versicherung von Augenzeugen), im Winter das Eis verschwindet und die Luft sich erwärmt, schmilzt auf dem im Sommer eishaltigen Boden der Doenburg im Winter stellenweise der Schnee überraschend schnell hinweg, und hie und da dringen warme Luftströmungen aus dem Boden hervor. Endlich besteht auch an beiden Localitäten der Boden selbst aus vulcanischen Gesteinsfragmenten, bei Roth aus einer porösen Lava, und an der Dornburg aus kleinen Basaltgerölln, welche mit ihren Zwischenräumen gleichfalls eine Art von sehr grobzelliger poröser Felsbildung darstellen.

Auch noch aus anderen Gegenden sind einige ähnliche Erscheinungen bekannt geworden. Eichwald, welcher die Rother Höhle einige Jahre nach mir (nämlich 1846) besuchte, erwähnt in seinem Reiseberichte, daß er eine ähnliche Höhle bei Goei im Kaukasus gesehen habe, und zwar auch in einem porösen Gesteine! Ferner berichtet H. B. Sanssure, dessen „Alpenreisen“ noch immer eine Fundgrube mannigfaltiger und sorgfältiger Beobachtungen bilden, von mehreren Grotten und Kellern, worin es zwar nicht zur Eisbildung kommt, in denen aber trotz ihrer geringen Bodentiefe eine auffallende, mit Zunahme der äußern Lufttemperatur zunehmende Kälte sich zeigt. Dies ist z. B. in dem gänzlich aus Scherben von Urnen und anderen irdenen Gefäßen bestehenden Monte Testaccio, einem kleinen isolirt liegenden Hügel bei Rom, der Fall. In demselben sind fast an seinem ganzen Umkreise Keller angelegt, in welche aus dem Innern des Hügels durch die Zwischenräume der Scherben ein so kalter Luftstrom eindringt, daß Saussure in dem einen dieser Keller eine Temperatur von nur 5¼° R. fand, während sie draußen im Schatten 20° betrug. Aehnliche Verhältnisse fand Saussure in gleich sinnreicher Weise bei Caprina am Luganer See und bei Hergiswell unweit Luzern benutzt. An ersterem Orte hatte man an dem mit eckigem Kalksteingerölle bedeckten Fuße eines steilen Berges in der Weise Keller angelegt, daß nur die hintere Wand und ein Theil der Seitenwände derselben in dies Gerölle hineingriffen, die vordere Wand aber und das Dach der Luft ganz blaßgestellt waren; dennoch ward auch hier durch die zwischen den Geröllen hindurchströmende Luft die Temperatur so erniedrigt, daß sie bei einer im Freien herrschenden Wärme von 21° im Keller nur 2½° betrug. Die zu Hergiswell gleichfalls in loser Geröllmasse stehenden Keller zeigten bei 18,3° äußerer Lufttemperatur im Innern auch nur 3°; im Winter, so berichtete man ihm, friere es in diesen Kellern zwar später, dann aber auch stärker, als in der freien Luft, was bei dem leichten Zugang, den die Kälte dann von außen in die so wenig bedeckten Keller findet, auch sehr erklärlich ist. In der Ventarola della Paner, einer Grotte auf der ganz und gar aus vulcanischen Gesteinen bestehenden und an Thermalquellen überreichen Insel Ischia sah Saussure das Thermometer, welches im März draußen im Schatten 14° gezeigt hatte, freilich nur auf 6° hinabgehen, man sagte ihm aber, daß es, wenn draußen die Wärme größer sei, in der Grotte auch noch tiefer sinke.

Kälte und Eisbildung treten in allen diesen Fällen da auf, wo der Boden, in welchem sich die Höhlen, Grotten oder Keller befinden, entweder aus porösen Felsarten, oder aus solchen Gesteinen besteht, die keine compacte, solide Masse bilden, sondern von einer Menge kleiner Canäle durchzogen sind. Enthält nun ein solcher Boden Feuchtigkeit, so muß die eben bezeichnete Beschaffenheit desselben die Verdunstung ganz ungemein befördern, welche bekanntlich ein Mittel ist, durch welches sehr hohe Kältegrade hervorgebracht werden können. Erklärt dies nun zwar auch noch nicht alle Einzelheiten der oben geschilderten Erscheinungen, so liegt doch aller Wahrscheinlichkeit nach in der durch Porosität des Bodens beförderten Wasserverdunstung der Schlüssel zu diesem merkwürdigen Naturräthsel, dessen endlicher Lösung recht sorgfältig nachzuspüren, gewiß im Interesse der Wissenschaft läge. Dazu fordert auch schon im J. 1796 Saussure die Naturforscher auf und räth Beobachtungen an, welche wenigstens ein Jahr lang allmonatlich drei Mal zugleich über die Temperatur jener kalten Räume und auch der freien Luft in der Nähe derselben anzustellen wären. — Meines Wissens hat sich aber bis jetzt noch Niemand einer solchen Arbeit unterzogen.

Die Chineſen in Auſtralien.

Der Cenſus der Kolonie Victoria in Auſtralien weiſt 26,223 „Heiden“ auf, unter denen die Chineſen verſtanden werden, welche in jener Kolonie eine eigenthümliche Stellung einnehmen. W. Weſtgarth ſchildert dieſe in ſeinem vor Kurzem erſchienenen Buche: The Colony of Victoria: its History, Commerce and Gold Mining; its Social and Political Institutions; down to the End of 1863.

Sowohl die wilden Eingebornen als die Söhne des himmliſchen Reiches werden von den auſtraliſchen Anſiedlern als eine Art Zwiſchenglied zwiſchen Menſch und Thier betrachtet. Die allgemeine Aufmerkſamkeit der Koloniſten wurde erſt durch einen Bericht der Kommiſſäre, die mit der Beaufſichtigung der Goldfelder in Victoria betraut waren, auf die Chineſen gelenkt. Als bereits 10,000 dieſer „Johu Chinamen“ angeſiedelt waren, erklärten die Kommiſſäre: „daß die Gegenwart derſelben in ſo großer Menge entſittlichend auf die Bevölkerung der Kolonie einwirke durch den niedrigen Stand ihres häuslichen Lebens ſowohl, als durch ihre unheilbare Spielſucht und andere laſterhafte Angewohnheiten.“ Um alle „mongoliſchen Einwirkungen“ von den Koloniſten fern zu halten, dekretirte die Regierung von Victoria, daß jeder über See einwandernde Chineſe einen Zoll von 10 Pfund Sterling bezahlen müſſe. Dieſe Maßregel erwies ſich aber als gänzlich unwirkſam, die maſſenhafte Einwanderung der Chineſen dauerte fort, nur nahmen die ſchlauen Zopfträger nicht mehr wie bisher den Weg durch die Häfen von Victoria, ſondern landeten in der Guichen Bay in Süd-Auſtralien und gingen von da über Land nach den Goldfeldern. Aber bald darauf führte auch die Kolonie Süd-Auſtralien den Chineſeneingangszoll ein, und nun gingen dieſe nach Sydney und gelangten von dort auf gefährlichen und langen Wegen nach Victoria. Nichts ſchien ſie abhalten zu können, und dadurch, daß ſie über fremde Häfen kamen, ging für Victoria auch der Vortheil des Handels mit China verloren. Die Legislatur von Victoria verordnete nun im Jahre 1859, daß jeder „Barbar“, der über Land nach den Goldfeldern komme, dort vier Pfund Eintrittsgeld bezahlen und extra vierteljährlich ein Pfund Steuer entrichten ſolle. Dies letzte war zu viel für die Chineſen. Ueber 1400 kamen in einer öffentlichen Verſammlung zu Caſtlemaine unter dem Vorſitz von Pou-ſa zuſammen, um Verwahrung gegen jene Maßregeln einzulegen. Man ſuchte die gegen ſie gerichteten Vorwürfe zu entkräften und gab als Grund dafür an, weil ſie ohne Weiber kämen, daß dieſe wegen ihrer kleinen Füße nicht gehen und Beſchwerden ertragen könnten, und daß ſie lieber daheim blieben, um nicht in die Gefahr zu gerathen, von den Engländern gemißhandelt zu werden.

In Neu-Süd-Wales, wo ſich auch tauſende von Chineſen angeſiedelt hatten, wurden ähnliche Geſetze erlaſſen, während Süd-Auſtralien die Chineſentaxe wieder aufhob. Auch die Handelskammer von Melbourne trat im Jahre 1862 gegen die Chineſenkopfſteuer auf, indem ſie die Sache vom rein geſchäftlichen Standpunkte betrachtete. Sie wieß nach, daß alle Chineſen aus der Provinz Kuang-Tong kämen und daß ihre Zahl in Folge der Steuern und der damit verbundenen Auswanderung ſich von 40,000 auf 24,000 vermindert habe, daß aber ſtatt dieſer, wenn die Einwanderung ihren ruhigen Verlauf gehabt hätte, 75,000 in Victoria angeſiedelt geweſen wären, die einen jährlichen Umſatz von drei Millionen Pfund Sterling verurſacht und eine Zollabgabe von 300,000 Pfund eingebracht hätten.

Der größte Theil der Chineſen lebt und arbeitet in den Goldfeldern; aber beinahe ein Drittel derſelben iſt in den Städten ſeßhaft, namentlich in Melbourne, wo es in Little Bourke Street faſt ein eigenes Chineſenviertel gibt, deſſen Bewohner in Bezug auf Glücksgüter ſich in ſehr verſchiedenen Umſtänden befinden. Es gibt unter ihnen Großhändler, Droguiſten, Opiumverkäufer, Fleiſcher, Schenkwirthe und Zimmervermiether. Die meiſten ſind ſehr betriebſam, ſparſam und im Allgemeinen achtungswerth. Eigenthümlich iſt ihre Sitte, unter angenommenen Namen, welche den Charakter ihres Geſchäftes bezeichnen ſollen, zu handeln. So gibt es eine Firma Kong Meng et Comp, die „ſtehendes Licht“ bedeutet; Sun Kum Lee et Comp oder „die neue goldene und unantaſtbare Firma“; Gee On et Comp, „die rechtmäßige und friedſeelige Geſellſchaft“; Kwong Tu Tye, „die breite, blühende und friedfertige Compagnie“ ꝛc.

Durch ihre Nüchternheit geben die Chineſen den übrigen Koloniſten ein gutes Beiſpiel, doch ſind ſie dem Laſter des Spieles in Auſtralien nicht minder ergeben als innerhalb der Grenzen ihrer alten Heimath. Auch als Schmuggler ſind ſie mit Recht verſchrieen, und die Beſchlagenheit und Pfiffigkeit, mit welcher ſie die Zollbeamten zu täuſchen verſtehen, geht weit über alle Stückchen, die wie in Europa von unſeren Paſchern kennen. Im Laufe des Jahres 1863 ward mit großer Mühe ein lang fortgeſetzter Schmuggelhandel entdeckt, der dem Gouvernement viel Kopfzerbrechen verurſachte. Die Opiumpreiſe der chineſiſchen Händler ſtanden plötzlich ſehr niedrig. Dies erweckte Verdacht, und da zu gleicher Zeit der Zoll für eingeführtes Opium immer geringer wurde, der Verbrauch aber ehre ſtieg, als abnahm, ſo war es klar, daß hier ein Schmuggel vorlag. Die Chineſen verfuhren dabei folgendermaßen. Das Opium wurde in Kiſten verpackt, und zwiſchen dieſe wurden ganz gleiche Kiſten geſtellt, die aber einen nicht zollpflichtigen Artikel enthielten und durch eine geheime Marke bezeichnet waren. Kam nun das Schiff in den Hafen, ſo wurden einige der beſonders bezeichneten Kiſten den Beamten geöffnet, die dann das Ganze unverzollt durchpaſſiren ließen. Als dieſer Betrug entdeckt wurde, ſtiegen die Opiumpreiſe in Melbourne augenblicklich.

Noch ſchlauer verfuhren die Chineſen in Kalifornien beim Opiumſchmuggeln. Sie zerſchnitten Eier auf eine ſehr künſtliche Weiſe, verpackten in dieſe das Opium und überzogen ſie dann mit einer dicken Schicht Firniß, augenſcheinlich um das Ei vor dem Verderben zu ſchützen. Aber die ungeheure Menge eingeführter Eier erregte den Verdacht der Zollbeamten, und ſo ward auch dieſe Schmuggelei entdeckt.

Merkwürdige religiöse Erscheinungen unter den Eingebornen Neuseelands.

Wir haben im Globus schon oftmals darauf hingewiesen, daß unsere europäische Civilisation mit dem, was an ihr hängt, bei Völkern, denen man sie aufzwingt, das größte Unheil anrichtet. Sie vernichtet mit ehernem Tritte das Alte und zwingt den Menschen eine Menge Sachen und Begriffe auf, während sie doch für die ersteren kein Bedürfniß und für die zweiten gar kein Verständniß haben. Unsere Civilisation, welche wie über die ganze Welt verbreiten wollen und als die alleinberechtigte hinstellen, ist durch und durch radikal und despotisch. Wenn wir in diesen Blättern schon einmal gesagt haben, daß sie alljährlich mehr Menschen hinopfere und ausstresse als alle Anthropophagen der Welt zusammengenommen, verzehren, so sprechen wir nur eine Wahrheit aus, für welche wir Thatsachen in großer Menge aus allen fremden Erdtheilen anführen können.

Wie viele Völker und Stämme sind schon allein in Nordamerika während der letztverflossenen dritthalb Jahrhunderte verschwunden? Und der Vernichtungsprozeß nimmt dort ununterbrochen seinen Fortgang. Ein Gleiches ist auf den Südseeinseln der Fall, wo die eingeborenen Menschen völlig aus dem Gleichgewicht geworfen worden sind und sich durchaus in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden können, weil ihre ganze psychische Anlage nicht so beschaffen ist, daß sie im Stande wären, das ihnen zugebrachte und aufgezwungene Fremdartige in seinem Wesen zu begreifen, zu verstehen, dasselbe zu packen und in sich einzuarbeiten. Sie gehen, je nach Umständen, rasche aber langsamer daran zu Grunde.

Wieder andere Völker, welche unserer europäischen Civilisation eine besondere, aus langer geschichtlicher Kulturentwicklung hervorgegangene Civilisation entgegenstellen können und dabei zäh und mehr oder weniger mächtig sind, leisten Widerstand und lassen sich nicht bezwingen, sondern nur ausreifen; so die Hindu, die Chinesen und Japaner; aber wie dringen auch sie mindestens in Verwirrung, aus welcher sie eher alles Andere als Vortheil ziehen.

Wir sagten, daß unsere Civilisation anders geartete Menschen, welche nicht im Stande sind, dieselbe zu begreifen, und doch nicht mächtig und stark genug, manche ihrer Einflüsse völlig von sich abzuwehren, aus dem Gleichgewichte werfe. Die Howas auf Madagaskar liefern dafür den Beweis; bei ihnen geht Alles aus den Fugen, und auch die Ramenanzas, deren psychische Absplitterung wie in den früheren Bänden unserer Zeitschrift sehr eingehend geschildert haben, sind neuerdings wieder aufgetaucht. Damit ist der Beweis gegeben, daß die innere Erregung der Gemüther noch immer fortdauert. Jüngst haben wir wieder Berichte aus Madagaskar erhalten, die von erheblichem Interesse sind; wir versparen aber eine Erörterung derselben auf eine spätere Nummer, weil wir jetzt von einer höchst merkwürdigen Erscheinung reden wollen, die bei den Ureingebornen Neuseelands, den Maoris, zu Tage tritt.

Unter den Insulanern der Südsee sind diese Maoris entschieden die bildungsfähigsten; sie haben sich im Verlaufe der letztverflossenen 25 Jahre eine Menge europäischer Dinge angeeignet, und die Missionäre waren hoch erfreut, daß ihre Dogmen, wie sie meinten, so rasch und tief in das Gemüth der Maoris eingedrungen seien. Unbefangene, nicht geistliche Beobachter machten freilich eine Menge, wie sich nun ergibt, wohlbegründeter, Zweifel gegen diese Auffassung geltend. Es zeigt sich, daß die christlichen Lehren nur sehr schwache Wurzeln bei den Maoris getrieben und in den Köpfen derselben eine seltsame Verwirrung angerichtet haben.

Eine zu Auckland auf Neuseeland erscheinende Zeitung, „The southern Cross" vom 3. Juni 1864, erzählt Folgendes.

In einem Gefechte, das zwischen den Engländern und Maoris bei Ahuaha statt fand, erschlugen die Eingebornen den Kapitän Lloyd. Nachdem sie sein Blut getrunken hatten, schnitten sie ihm den Kopf ab, welchen sie dann begruben. Denen, welche Blut getrunken hatten, erschien, wie sie behaupteten, in der folgenden Nacht der Erzengel Gabriel; er gebot ihnen, den Kopf wieder auszugraben und nach alter Maori-Weise zu trocknen. Alsdann werde der Geist des Kapitäns aus diesem Kopfe sprechen und als Mittel des Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gotte dienen. Dieser Kopf solle das Banner sein, welches den Schaaren der Maoris im Kriege gegen die Pakehas (d. h. Europäer) vorausgetragen werden müsse.

Man grub also Lloyds Kopf wieder aus. Dieser Kopf fing, so behaupten die Maoris, zu sprechen an; er verkündete einen neuen Glauben und ernannte zu Oberpriestern desselben den Te Ua aus Ngatiruanui, den Hepanaia aus Taranaki, und den Matene Rangitauira aus Wanganui.

Die Grundlehren dieses neuen Glaubens sind folgende: — Alle Bekenner desselben werden als Pai marire bezeichnet, d. h. als gut und friedfertig.

Das Wort Han (kurz, und so ausgesprochen, wie wenn ein Hund bellend anschlägt), ist das heilige Erkennungswort. Wer dasselbe recht schnell herausstößt, wendet dadurch alle Gefahren von sich ab, und im Kampfe wird dann selbst die schärfste Waffe seinem Körper nichts anhaben können; die gegen ihn gezielten Kugeln treffen nicht, sondern gehen hoch in die Luft.

Die Proselyten werden dadurch eingeweiht, daß sie Wasser trinken, in welches Lloyds Kopf getaucht ist; auch wird ihnen dergleichen Wasser über den Kopf geschüttet (Taufe). Sie leisten dann einen Eid, jeden Weißen, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, zu tödten und nicht eher zu ruhen, als bis alle Weißen auf den neuseeländischen Inseln vertilgt seien.

Die Bekenner des neuen Glaubens verkünden, daß sie unter dem besonderen Schutz der Jungfrau Maria stehen; diese Gottesmutter werde persönlich unter ihnen erscheinen. Bei dem Werke der Austilgung aller Pakehas werden der Erzengel Gabriel und eine Schaar von Engeln den Maoris Beistand leisten; wenn das Werk geschehen ist, treten die Engel als Lehrer auf und unterweisen die Maoris in allen Künsten und Fertigkeiten, durch welche die Europäer sich auszeichnen.

Jeder Gläubige wird im Stande sein, in einem einzigen Tage die englische oder jede andere Sprache zu erlernen, wenn er gewisse Vorschriften befolgt, z. B. eine bestimmte Zeit lang eine besondere Stellung seines Körpers nicht verändert, und wenn dabei eine eigenthümliche Art von Flagge mit besonderen Farben über ihm weht.

Die Priester behaupten, daß sie diese Fertigkeit sich bereits angeeignet haben. Matene war neulich in Waitotara. Dort nahm er ein Zeitungsblatt, in welches irgend eine Kaufwaare gewickelt worden war, las laut englische Sätze vor und über-

trug ſie dann in die Maoriſprache. Dabei ging er ſo geſchickt zu Werke, daß er ſofort mehrere Proſelyten machte.

Alle europäiſchen Glaubensſätze gelten für falſch und ſollen abgeſchafft, Bibeln und Gebetbücher müſſen vernichtet werden, die Sabbathfeier gilt nichts mehr, weil alle Tage gleich heilig ſind. Die Einweiderei iſt abgeſchafft, weil ſich bei derſelben die Zahl der Gläubigen nicht raſch genug vermehrt. —

Man ſieht, welche Verwirrung in Folge unverdauter europäiſcher Vorſtellungen und Glaubensſätze in den Köpfen dieſer Maoris herrſcht. Daß ſie die Europäer zu vertilgen trachten, iſt ſehr begreiflich, denn die Geſchichte der Beſitznahme oder ſogenannten Coloniſation Neuſeelands iſt eine Geſchichte unüberbotener Niederträchtigkeit und der ſcheußlichſten Infamien, der ſich die chriſtlichen Engländer ſchuldig gemacht haben. Nie iſt das gemeinſte Räuberſyſtem, unter dem Deckmantel der Civiliſation, ſo ſchmachvoll und ſo banditenmäßig offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuſeeland. Niemals hat ſich ein Volk ſchamloſer benommen. Man muß das ſagen, weil es wahr iſt. Der Krieg ſcheint jetzt zu Ende zu ſein, denn die neueſte Depeſche des Generals Cameron aus Tauranga vom 6. Auguſt an das Miniſterium des Auswärtigen lautet: „Am 5. und 6. Auguſt hat der Gouverneur von Neuſeeland eine Zuſammenkunft mit den Eingeborenen von Tauranga gehabt, wobei Letztere ſich unbedingt der Herrſchaft der Königin unterwarfen und ihren Landbeſitz dem Gouverneur zur Verfügung ſtellten. Es iſt ihnen erlaubt worden, auf ihre Ländereien, von welchen nur ein kleiner Theil eingezogen werden ſoll, zurückzukehren."

Ein engliſcher Conſulatsbericht über Peru.

Die nachfolgenden intereſſanten Mittheilungen ſind dem Bericht des engliſchen Conſuls Cor an das engliſche Miniſterium des Auswärtigen entnommen. Sie ſind in der „Brazil and River Plate Mail" vom 21. Okt. 1864 abgedruckt.

Das Territorium Montana. Das Territorium Montana iſt mit den reichſten Gaben der Natur ausgeſtattet. Die Vegetation iſt dort eine ungemein üppige; die ſchönen, ſchiffbaren Ströme ſtehen mit dem Atlantiſchen Ocean in Verbindung; die Thierwelt iſt eigenthümlich und ungemein mannichfach entwickelt, namentlich kann man ſagen, daß die Ornithologie nirgends eine beſſere Ausbeute hatten kann, als gerade in dieſem Theile Peru's. Auch das Mineralreich bietet uns werthvolle Produkte in Hülle und Fülle. Eine große Quelle des Reichthums liegt auch in den immenſen Wäldern, den heilkräftigen Droguen und genießbaren Früchten dieſes Landſtrichs, der ſich vom öſtlichen Abhange der Cordilleren nach den Grenzen von Bolivia, Braſilien und Ecuador hin erſtreckt und die Pampas von Sacramento zwiſchen den Flüſſen Pachitea und Huallaga umfaßt.

Die Pampas von Sarramento werden in Bezug auf Fruchtbarkeit von keinem Lande der Erde übertroffen. Sie liegen zwiſchen den Flüſſen Huallaga, Ucayali, dem Amazonenſtrom und Pachitea. Ihre Ausdehnung beträgt von Süd nach Nord 300 engl. Meilen; ihre Breite wechſelt zwiſchen 40 und 100 engl. Meilen. Viele kleinere Flüſſe entſpringen inmitten dieſes Gebietes und wenden ihren Lauf dem Huallaga und Ucayali zu; die meiſten derſelben können mit kleinen Booten befahren werden, wie z. B. der Aguailia, Curiabatai und Santa Catharina. Im nördlichen Theile der Pampas finden ſich viele Verbindungskanäle zwiſchen dem Huallaga und Maraſſon. Der Boden iſt mit Bäumen von ungeheurer Höhe beſtanden, und Kräuter und Gras gedeihen zu ſolch üppiger Höhe, daß ein Menſch ſich darin verlieren kann. Aber dieſem fruchtbaren Lande fehlt noch faſt gänzlich die Bevölkerung. Man kann ſagen, daß hier noch völlig jungfräuliches Land vor uns liegt, welches Millionen von Rindvieh ernähren könnte.

Das Departement des Amazonas wird im Norden von Ecuador, im Süden vom Departement Junin, im Oſten von der Provinz Loreto und im Weſten von den Departements Cajamarca und Libertad begrenzt. Die Scheide nach den beiden letzteren hin bildet der Amazonenſtrom. Die Hauptſtadt des Departements iſt Chachapayas. Außer einer Menge kleinerer Flüſſe wird dieſer Theil Peru's vom Amazonenſtrom, Ucayali und Huallaga durchfloſſen. Oeſtlich und weſtlich von Chachapoyas durchziehen zwei Cordilleren das große und fruchtbare Land. Unter den wichtigſten Handelspflanzen und vegetabiliſchen Produkten ſind zu erwähnen: die Nunu-huactana oder das Sauerrohr, welches dem Mais gleicht und auf eine eigene Art präparirt gegen Wechſelfieber angewandt wird. Ferner China, Saſſaparille, Tamarinden, Leinſamen, Ingwer, Cascarille und Ipecacuanha. Der dort geerntete Kaffee ſteht in Güte dem von Caravaya gleich, der vielleicht der beſte in der Welt iſt. Cacao, Yurca, Camoies oder ſüße Kartoffeln, Rüben, Reis, Bohnen, Erbſen, Zwiebeln, Portulack, Münze, Mais gedeihen prächtig. Ferner folgende weniger bekannte Gewächſe: die Cocona, welche den Orangen von Quito gleicht; Maſchaluefi, Früchte, die ſo groß wie eine Apfelſine werden; Ruchuefi oder gelbe Kartoffeln und Sachapapa, weiße Kartoffeln. Aus den Blättern der Bombanaje-Palme flicht man Hüte; die lange Bejuco liefert Oel. Agaven wachſen in Menge, und Vanille, Baumwolle und Tabak werden kultivirt. Die Wurzel einer Barbasco genannten Pflanze iſt ſehr giftig; die Indianer werfen ſie ins Waſſer und betäuben damit die Fiſche. Die Blätter der Sami- und der Llanguapflanze geben einen blauen Farbſtoff. Der Bejuco, welcher ungemein elaſtiſch iſt, wird bis dreißig Fuß lang und kann anſtatt eines Seiles benutzt werden. Die Blätter und Früchte eines Avac-mullaca genannten Dornbuſches dienen als Seife. Aus dem Holz des Huito oder Jagnaſtrauches macht man Löffel, und mit den Früchten färbt man die Haare ſchwarz. Den Baſt des Llanchamabaumes verwendet man wie Leinwand; die Frucht des Quimbabaumes liefert eine Art Baumwolle, und aus den grünen runden Sebo oder Mocoa-Früchten gewinnt man durch Kochen und Preſſen ein Fett. Aus den harten Blättern der palmenähnlichen Sapaja macht man Kämme, eine Art Schildpatt (Tamſi), das ſehr dauerhaft iſt, und gelbe Farbe. Unter den Mineralien finden wir viel Waſchgold, Queckſilber, Kupfer, Eiſen und Blei. Das Klima des Departements iſt ziemlich verſchieden, was ſchon durch die beiden es durchziehenden Gebirgsketten bedingt wird. Aber ſelten ſteht das Thermometer niedriger als 27° C. und höher als 30° C. Ungeſund iſt es nur in der Nähe der großen Ströme.

Die Provinz Loreto liegt im Norden Peru's; ſie iſt ſo groß, wie faſt alle übrigen Theile Peru's zuſammen genommen. Ihre Grenzen ſind noch nicht genau feſtgeſtellt; doch kann man im Allgemeinen Ecuador als Nordgrenze, Braſilien als Oſtgrenze, die Departements Cuzco, Ayacucho und Junin als

Südgrenze, und die Departements Jumin, Libertad und Amazonas als Westgrenze annehmen. Die Produkte dieser Provinz gleichen in vieler Beziehung denen des Departements Amazonas. Mehl und Brot sind in Loreto unbekannt, und an ihre Stelle tritt die Banane und Mandioca (Manihot-aipi). Zuckerrohr wächst sehr viel wild, aber es wird nirgends kultivirt. Coca (Erytroxylon Coca) wird bei allen Dörfern, die längs des Huallaga liegen, kultivirt; von dieser ganz außerordentlichen Pflanze werden jährlich sechs Ernten gemacht; ihre Wirkungen auf den Organismus sind bekannt. In Loreto trinkt man häufig einen Theeaufguß von diesen Blättern. Tabak, Baumwolle, Kaffee und Cacao werden kultivirt und gedeihen mit seltener Ueppigkeit. Die Früchte der Pischuayopalme (Guilelmia speciosa) werden wegen ihres guten Fleisches gekocht genossen.

Der Handel Loreto's steht noch in den Anfängen und nimmt erst, seit die Dampfschiffe der brasilianischen Kompagnie den Amazonenstrom bis nach Peru hinaufgehen, einigen Aufschwung; aber es müssen erst noch gute Wege nach den Häfen am Amazonenstrom und den Nebenflüssen angelegt werden. Die Ausfuhr ist bedeutend größer als die Einfuhr, die meist von den Häfen des Stillen Oceans her über die Cordilleren auf sehr schlechten Wegen erfolgt, weil Brasilien an der Grenze von Peru eine sehr hohe Ausgangssteuer erhebt und deshalb die prächtige Wasserstraße des Amazonenflusses weniger zur Ausfuhr nach Peru als zur Einfuhr benutzt wird. Was die Schifffahrt auf den größeren Strömen betrifft, so sind die Pongos oder Stromschnellen bei weitem nicht so gefährlich, als man bisher allgemein annahm.

Die Geologie Canada's.

Seit de la Beche den Anstoß zu geologischen Aufnahmen in England gegeben hat, schreitet man unermüdlich auf dem von ihm angebahnten Wege fort, veröffentlicht geologische Karten, Durchschnitte und werthvolle Abhandlungen über die Geologie und den Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands. In gleichem Eifer folgen die Colonien dem Mutterlande, und geologische Aufnahmen Westindiens, Neuseelands (hier wirkten namentlich Deutsche, wie Hochstetter und Haast), Australiens, Ostindiens und Canada's sind theils vollendet, theils noch im Gange. Trotz aller Opposition, welche diese wissenschaftlichen Arbeiten in England von Seiten der großen „frommen" und kurzsichtigen Partei zu erleiden haben, nehmen sie einen immer größeren Aufschwung und führen zu praktischen, segensreichen Ergebnissen. Auf Neuseeland z. B. ist schon Kohle entdeckt worden. Ueber die Insel Trinidad liegt ein ausgezeichneter geologischer Bericht vor; die geologischen Karten Indiens erregen die Bewunderung aller Sachverständigen, und Australien verschwindet schnell aus der Liste der geologisch unerforschten Gegenden, während die neue geologische Aufnahme Canadas*) beweist, mit welchem Eifer die wissenschaftliche Erforschung dieses Landes vorgenommen worden ist.

Diese Aufnahme ward im Jahre 1843 von der Provinzialregierung Canada's angeordnet und von dem Direktor Sir W. Logan, einem geologischen Assistenten, einem Chemiker und einem Paläontologen ausgeführt. Das Buch ist beinahe 1000 Seiten stark und berührt in eingehender Weise eine Menge der wichtigsten geologischen Fragen, die jetzt alle Männer der Wissenschaft bewegen.

Nicht weniger als 330,000 englische Geviertmeilen vom hydrographischen Becken des St. Lorenzstroms gehören zu Canada. Zwei Hauptgebirgsketten durchziehen das Land zu beiden Seiten der Mündung des großen Stromes, die Systeme der „Laurentides" und von „Notre Dame". In dem letztern sind paläozoische Gesteine aller Alter entdeckt worden, ausgenommen die Schichten der Dyas (Zechstein und Rothliegendes). Die meisten der organischen Ueberreste, welche man in diesen älteren Formationen entdeckte, stimmen vollkommen mit Arten überein, die man unter den Versteinerungen Europa's findet, während andere ganz neu sind. Die Schichten dieser Kette sind stark gefaltet; Hügel und Thäler stimmen meistens mit dem allgemeinen Verlauf des Gebirges überein. Gewöhnlich sind die Berge etwa 1200 Fuß hoch; doch einzelne steigen auch bis zu 3000 und selbst 4000 Fuß auf. In einem Lande wie Canada, wo so viele Seen vorkommen, kann diese Kette gerade nicht seenreich genannt werden, obgleich 16 verschiedene Wasserbecken in ihr vorkommen, deren Entstehung mit der Eisperiode im Zusammenhang steht.

Die Lorenzogebirge in Canada sind aus zwei verschiedenen Gesteinsformationen zusammengesetzt, die die Namen „Laurentianische und Huronische Schichten" erhalten haben. Sie gehören zu den azoischen Gebirgsarten, die im nordwestlichen Schottland, in den Vereinigten Staaten, in Norwegen und Schweden ꝛc. in so großer Ausdehnung auftreten, und denen man den Namen der azoischen gab, weil bisher darin keine Spur organischer Ueberreste aufgefunden worden war. Jetzt hat man aber unzweifelhafte Versteinerungen im Laurentianischen Gneiß aufgefunden, der den ältesten Theil des Lorenzogebirges in Canada ausmacht. Auf die Theorie von den metamorphischen Gesteinen wird hierdurch ein ganz neues Licht geworfen. Wir wissen, daß im nordwestlichen Schottland sich mächtige Ablagerungen krystallinischer und metamorphischer Gesteine ausdehnen, die mit den unteren silurischen Schichten von Wales und Westengland von gleichem Alter sind. Diese bezeichnete man bis zum Jahre 1859 nebst vielen anderen Schichten von ganz verschiedenem Alter unter dem Namen „metamorphische Gesteine". Als man aber in den Kalksteinschichten, welche diese Gesteine durchziehen, Versteinerungen von ächt untersilurischem Charakter entdeckte, erlitt die ganze Geologie Schottlands eine vollkommene Umwälzung. Ohne die Entdeckung dieser Fossilien wäre es uns nie möglich gewesen, das Alter jener verdrückten krystallinischen Schichten zu bestimmen, in denen jede organische Spur vertilgt schien. In Canada ging es genau so.

Den langjährigen, mühevollen Nachforschungen von Logan ist es nun im Verein mit seinen Gefährten gelungen, nachzuweisen, daß der Laurentianische Gneiß Canada's aus zwei ganz verschiedenen Formationen besteht, die durchaus nicht conform abgelagert sind, und deren tiefere und ältere Versteinerungen enthält. Die Höhe der Lorenzo-Bergkette wechselt zwischen 1000 und 4000 Fuß, die durchschnittliche Erhebung scheint aber 1600 Fuß nicht zu überschreiten; die Oberfläche derselben besteht aus einer Menge halbkugelförmiger Hügel.

Nach Westen von den beiden beschriebenen Bergketten dehnt

*) The geological Survey of Canada. Report of progress from its commencement to 1863. Montreal. Dawson brothers; London, Baillière 1863.

ſich eine ungeheure Ebene aus, die erſt an den Rocky Mountains endigt; dieſe große Fläche iſt nur wenig unterbrochen. Im öſtlichen Canada treten ſechs oder ſieben iſolirte Trappberge auf, welche nicht höher als 500 bis 1800 Fuß werden; die Adirondack-Berge erheben ſich in Neuyork zwiſchen dem Champlain- und Ontario-See bis zu 5000 Fuß. Hier und da verurſachen auch einige Flüſſe Durchbrüche durch die einförmige Ebene, wie z. B. der weltberühmte Niagara. Zwiſchen dem St. Lorenz und dem Ottawa, angrenzend an den Gneiß der „tauſend Inſeln", nimmt ein Theil dieſer Ebene nicht weniger als 10,000 engliſche Geviertmeilen ein; ſie beſteht ganz aus muldenförmig abgelagerten unterſilurischen Schichten, die auch jenſeits der „tauſend Inſeln" 23,000 engliſche Quadratmeilen einnehmen. Schon hieraus geht hervor, welche koloſſale Ausdehnung die paläozoiſchen Geſteine in der alten Welt haben. Mit Ausnahme von einigen miocenen Schichten und den allerjüngſten Ablagerungen, ſind in Canada keine Geſteine aufgefunden worden, die jünger als die Steinkohlenzeit wären.

Die folgende Tabelle zeigt das Vorkommen der Flötzformationen in Canada an. Logan hat bei ihrer Benennung ſo viel als möglich lokale Namen beibehalten.

1. Paläozoiſche Gebilde.

1. Laurentianiſches Syſtem.		
2. Labrador-Schichten.		
3. Huroniſche Schichten.		
4. Potsdam-Gruppe		
5. Calciferen oder Levis	Quebec-Gruppe	Unter-Silurisch
6. Chazy oder Stillery		
7. Bird's eye und Black River Formation		
8. Trenton-Formation		
9. Utica-Formation.		
10. Hudſonsfluß-Formation		
11. Medina-Formation		
12. Clinton-Formation	Anticoſti-Gruppe	Mittel-Silurisch.
13. Niagara-Formation		
14. Wilſen-Formation		
15. Onondaga-Gruppe		Ober-Silurisch.
16. Untere Helderberg-Gruppe		
17. Oriskany	Obere Helderberg-Gruppe	Devonisch.
18. Cornifferen		
19. Hamilton-Gruppe		
20. Portage- und Chemung-Gruppe		
21. Bonaventura-Formation		Steinkohlen.

2. Känozoiſche Gebilde.

22. Vermont-Schichten	Miocen.
23. Blockformation und Goldſand von Oſtcanada . . .	Nachpliocen.
24. Erratheſe, Algonia-Sand, St. Moritz-Sand und Thon	?
25. Muſchellager, Kalktuffe, Torf und moderne Bildungen.	Alluvium.

Einige kurze Nachrichten über dieſe zum Theil ganz neu in die Wiſſenſchaft eingeführten Formationen mögen hier am Platze ſein.

Die Laurentianiſchen Geſteine Canada's ſind die älteſten bisher bekannten Schichten der Erde und liegen an der Baſis aller anderen Flötzformationen. Ihren Namen haben ſie vom St. Lorenzſtrome, an dem ſie in mächtiger Entwicklung vorkommen. Sie beſtehen größtentheils aus Gneiß, granitartigem Gneiß, Quarzit, Hornblende, Glimmerſchiefer und ächten Kalkſteinen. Vielfach werden ſie von Grünſteinadern und Syeniten durchſetzt. Ihre größte Mächtigkeit iſt, zuſammen mit den aufliegenden Labradorſchichten, 4000 Fuß; der Raum, den ſie in Canada einnehmen, wird auf 200,000 engliſche Quadratmeilen geſchätzt. Es war im Jahre 1860, als John M'Mullen, welcher bei den geologiſchen Aufnahmen Canada's mit beſchäftigt war, in den zwiſchenlagernden Kalkſchichten des Laurentianiſchen Gneißes eine Verſteinerung fand, die genau der Stromatopora rugosa der ſilturiſchen Formation glich. Niemand glaubte aber, daß hier eine wirkliche Verſteinerung vorläge, denn man wußte ſo, daß die Laurentianiſchen Schichten azoiſch ſeien! Aber dieſes Mißtrauen gegen die Entdeckung M'Mullens ſollte bald verſchwinden, denn im Frühjahre 1863 entdeckte Dr. Dawſon in den Laurentianiſchen Kalken von Grenville eine neue Rhizopode, deren organiſche Natur Niemand mehr bezweifeln konnte. So ſteht denn feſt, daß die älteſten geſchichteten Geſteine der Erde organiſche Ueberreſte enthalten, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, welch mächtiger Anſtoß dieſe Entdeckung wieder für die Geologen wurde.

Die Labrador-Schichten, welche in ziemlicher Mächtigkeit im öſtlichen Canada vorkommen, wurden bis vor Kurzem mit zu dem Laurentianiſchen Syſteme gerechnet; ſie weichen aber von dem letztern beſonders durch andere Schichtung ab und ſind durch eine Lage von grobkörnigen Grünſteinen oder Dioriten von den nächſtfolgenden Huroniſchen Schichten getrennt, die namentlich am Huronſee ſtark entwickelt ſind und aus Quarziten, Schieferconglomeraten und Kalkſteinen beſtehen, welche aber vielfach durch Ausbrüche von Granit und Grünſtein geſtört wurden. Die Dicke der Huroniſchen Schichten gibt man auf 2000 Fuß an.

Am Obern See überlagert die Huroniſchen Schichten eine ſtarke Lage von kupferführenden Geſteinen, die wieder in zwei Gruppen getheilt werden. Die untere wird als ein Aequivalent für die Potsdam-Sandſteine in Neuyork angeſehen, die dort bei dem Orte Potsdam mächtig auftreten. Es ſind Schiefer und Sandſteine, zwiſchen denen von 2 bis 300 Fuß ſich ſäulenförmig abgeſonderter Trapp einſchiebt, und auf die endlich bei der Thunder Bay 8000 Fuß ſtarke Sandſteine, Kalke und Conglomerate folgen. Beſonders wichtig werden dieſe Geſteine durch den großen Mineralreichthum, den ſie führen. Logan bemerkt, daß jedenfalls dem Bergbau hier eine großartige Zukunft bevorſtehe, denn Kupfer, Blei, Zink und Silber werden ſehr häufig angetroffen. Auch Verſteinerungen findet man in den Potsdamſchichten; vor allem ſind die foſſilen Thierfährten, welche Owen Pratichnites nennt und Cruſtaceen zuſchreibt, höchſt merkwürdig.

Von den Potsdamſchichten bis zur Hudſonsfluß-Formation ſcheinen alle Flötzlagen gleichförmig abgelagert zu ſein. Es ſind Kollſteine, Sandſteine, Thone, ſchwarze Graptolithenſchiefer und Conglomerate, die nach ihrem verſchiedenen paläontologiſchen Charakter in verſchiedene Schichten eingetheilt ſind, wie aus der oben angeführten Tabelle zu ſehen iſt. Im Ganzen können ſie als Vertreter der untern Silurformation Europa's angeſehen werden, mit der ſie auch viele Verſteinerungen gemein haben, wie den Orthoceras occidentalis und Trinucleus concentricus. Die Geſammtmächtigkeit der unterſilturiſchen Geſteine Canada's beträgt 9900 Fuß. Das, was man in England Wenlockkalke nennt und Llandaveryſchichten nennt, iſt in Canada durch eine Reihenfolge von Kalken, Schiefern und Dolomiten vertreten, die eine Mächtigkeit von 1500 Fuß erreichen und in denen man den in Europa ſo gemeinen Trilobiten Calymene Blumenbachii, einen geringelten Kopffüßler, Orthoceras annulatum und Favosites gothlandica findet. Dieſe Schichten ſtellt Logan zum mittlern ſilturiſchen Syſtem. Auf ſie folgten die Onondaga-Gruppe und die untere Helderberg-Gruppe, welche in einer Mächtigkeit von 150 Fuß die obere Silurformation Canada's bilden; es ſind Dolomite und Kalkſteine.

Eins der höchſten Glieder der mittlern Silurformation iſt die Niagaraformation, durch welche ſich der Niagara ſein Bett gewaſchen hat. Es iſt eine der intereſſanteſten Aufgaben, zu berechnen, wie lange wohl das Waſſer zu dieſen Ausböhlungen gebraucht hat. Bakewell gab bereits 1830 im „Magazine of natural hiſtory" hierüber einige Aufklärungen. Man hatte beobachtet, daß die weltberühmten Waſſerfälle immer mehr zurücktreten, nämlich, daß das Geſtein, über welches ſie dahinbrauſen, allmälig fortgewaſchen wird. Nach der Ausſage eines

alten Mannes, der lange Jahre am Niagarafall gelebt hatte, waren vom Jahre 1790 bis 1830 die Fälle um 50 Ellen zurückgegangen. Nun beträgt die Entfernung von Queenstown bis zu den Fällen ſieben engliſche Meilen oder 12,520 Ellen und dies iſt die ausgewaſchene Strecke, zu welcher der Fluß nach Bakewells Berechnung 9856 Jahre gebraucht haben mußte. Als aber Sir Ch. Lyell in Ameerka die Niagarafälle unterſuchte, kam er zu ganz anderen Ergebuſſen ats Bakewell. Er ſammelte gewiſſenhaft alle Angaben über das Rückſchreiten der Fälle und fand, daß ein Zurückgehen von einem Fuß pr. Jahr das Richtige ſei, und daß hiernach 35,000 Jahre für das Rückgehen der Fälle von Queenstown bis zu ihrem jetzigen Standpunkte als die annähernde Zeitdauer anzuſehen ſeien, vorausgeſetzt, daß dieſe rückgängige Bewegung ſtets vollkommen gleichförmig erfolgt ſei, wofür aber kein Beweis vortiege.

Die höchſten Schichten dee oberen Silurfoemation in Canada gehen allmälig in die obere Helderberg-Gruppe über, die aber ſchon zur Devonformation gehört. Die meiſten der charakteriſtiſchen Verſteinerungen kommen gerade, wie in Europa, in beiden Syſtemen vor, ſo daß eine genaue Abgrenzung ſehr ſchwieeig wird.

Man unterſcheidet in Canada vier Abtheilungen der devoniſchen Formation: die Portage-Gruppe, die Hamilton-Gruppe, die Corniferen-Gruppe und Oriskany-Gruppe. Sie beſtehen hauptſächlich aus Sandſteinen, Schiefern und Kalkſteinen, die zuſammen eine Dicke von 2400 Fuß erreichen, und auf die dann die Banaventuraformation, der canadiſche Repräſentant der Steinkohlenzeit, folgt. Von praktiſcher Wichtigkeit iſt dieſe Steinkahlendildung nicht, denn odgleich ſie an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 3000 Fuß hat, ſo beſteht ſie doch faſt nur aus rothen Sandſteinen und Conglomeraten.

Mit Ausnahme einiger Sand- und Kiesbetten des miaeenen Zeitalters kennt man in Canada keine feſten Geſteine, außer denen, welche der paläozoiſchen Zeit angehören. Dieſe letzteren aber ſind vielfach mit tockeren Mineralbeſtandtheilen bedeckt, welche das Drift oder Diluvium dilden. Es ſind Thone und Sande, in denen größeee Blöcke und Kieſel mehr oder weniger häufig vorkommen. Sie wechſeln in ihrer Mächtigkeit ſehr und enthalten ſelten organiſche Uebereeſte. Die alten Geſteine, auf welchen dies Deiſl aufliegt, zeigen ſehr häufig Ritzen, polirte Flächen und Streifen, wie ſie die Alpengletſcher bei ihren Wanderungen an den benachbarten Felſen hervordringen. Der Prozeß, welcher dieſe Schrammen, Ritzen und polirten Flächen auf den Geſteinen hervarbrachte, muß gleichzeitig mit dee Auflagerung des Drift auf dieſelben erfolgt ſein. Es läßt ſich in Canada nur annehmen, daß hier Gletſcher die wirkende Ueſache waren. Längs der ganzen Südgrenze der Huroniſchen und Laurentianiſchen Berge vom Obern See bis nach Labrador ſind abgerundete Felſen oder „roches moutonées“ ſehr in die Augen fallend, und die runde Oberfläche dieſer Hügel wird am beſten der Wirkung von Gletſchern zugeſchrieben.

Auch der Zuſammenhang zwiſchen den Gletſchern der Lorenzo-Bergketten und den unzähligen großen und kleinen Landſeen iſt ſehr bemeekenswerth und wirft ein helles Licht auf die Frage über den glacialen Urſprung jener Seen. Profeſſor Ramſay ſuchte ſchon am 5. März 1862 vor der londoner geologiſchen Geſellſchaft zu beweiſen, daß viele der bedeutendſten Seen Europa's der Thätigkeit großer Gletſcher ihre Entſtehung verdanken, die allmälig jene Becken ausſchliffen, in denen jetzt große Seen ſtehen. Er bemerkte, daß die großen alpinen und italieniſchen Seen nirgends in einfachen ſynclinaliſchen Mulden liegen, noch daß die Felſenbecken der Alpen durch einfache Ueberſchwemmung gebildet werden konnten. Auch Logan nimmt für die canadiſchen Seen eine vorheegehende Aushöhlung ihres Beckens durch Eis an. Er ſtützt ſich dabei auf die Schleifriſſe an den Ufeen der Seen. Damals waren die Lorenzogebirge, die Adirondacks und die Grünen Gebirge hohe Alpen mit ewigem Schnee, von denen ſich Gletſcher bis weit in die Ebenen erſtreckten und durch ihre Bewegungen das Eisdrift hervarbrachten und die Flußthäler und Seebecken aushöhlten.

Neue Bücher.

Aus dem Natur- und Völkerleben im tropiſchen Amerika. Skizzenbuch von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Georg Wigand. 1864.

Das iſt ein Buch, welchem wir einen recht ausgedehnten Kreis von Leſern wünſchen. Es iſt belehrend nnd unterhaltend, die Darſtellung anregend und lebhaft, der Styl im Allgemeinen gut, und wir ſagen nicht zu viel, wenn wir die Anſicht ausſprechen, daß manche Schilderungen an jene Alexander von Humboldts erinnern. Wir wiſſen kein anderes Werk, das in ſo anſprechender Weiſe die Natur- und Volksverhältniſſe Central-Amerika's ſchildert. Dort hat Herr von Scherzee vortrefflich beobachtet, er iſt mit den Sachen vertraut, wäheend ſeine Betrachtungen über Weſtindien uns ahne erheblichen Werth erſcheinen, wenn man etwa den Abſchnitt über die alten Kaziken Haiti's ausnimmt.

Wir wollen auf den reichen Inhalt des Werkes näher eingehen, um unſer Urtheil zu rechtfertigen und dem Leſer zu zeigen, wie Herr von Scherzer ſeinen Gegenſtand behandelt. Ee iſt ein vielgewanderter Mann und hat ſeine Reiſen in Amerika, wohl vordereitet, zumeiſt in Geſellſchaft des trefflichen Naturforſchers Moritz Wagner gemacht. Zuerſt durchſtreifte er ein Jahr lang Nordamerika, über welches er ein Buch geſchrieben hat, das an Werth hinter dem vorliegenden weit zurückſteht; dann beſuchte er Nicaragua, Coſta rica, Hauduras und San Salvador (1854), verweilte nachher längere Zeit in Guatemala und beſuchte auf der Heimreiſe mehrere weſtindiſche Inſeln. Daß er ſpäterhin an der Expeditian der öſtereeichiſchen Fregatte Navara Theil nahm, iſt bekannt.

Der tropiſche Urwald wurde ſchon von hundert Reiſenden geſchildert; Herr von Scherzer abee verſteht den Gegenſtand in ſo feſſelnder Weiſe darzuſtellen, daß man ihm mit Spannung und Vergnügen folgt. Er ſchiffte den San Juanfluß in Nicaragua hinauf. Sehr richtig bemerkt er, daß auf einer tropiſchen Bergſkala mit den verſchiedenſten Temperaturgraden und klimatiſchen Verhältniſſen, auf den ſtufenartig vertheilten Tereaſſen, Hochthälern und Hochebenen die Natur den größten Wechſel in der größten Nähe zeige, und daß dort die ſonderbarſten Gegenſätze neben einander zu finden ſeien. In Centralamerika iſt der Küſtenſtrich am Stillen Ocean oft ſo ſchmal und der Lauf der Flüſſe ſo kurz, daß man von der Quelle bis zur Mündung in Einem Tage gelangen kann. Dort haben die geſenkten Kronen vieler Palmenarten, von Tillandſien umwunden, ihre gefiederten odee gefächerten Blätter im drakigen

Wasser; der Jaguar klettert den kleinen Affen auf der schwanken Leitee der Bauhinien nach, und die großen Kaimane schwimmen mit den gefräßigen Hayen um die Wette durch die tosende Brandung in das Strombett hinein oder von da zurück in das Meer. Aber an der Quelle desselben Flusses, im Hochthal, wachsen Tannen und Eichen, Pflanzengeschlechter von ähnlichen Formen, wie in der Schweiz, *adee nie dieselben Arten*. Der nordische Wanderer glaubt die wohlbekannten Sträucher und Blumen: Erlen- und Himbeerbüsche, Sternkraut und Enzian wie auf den Bergen seines Vaterlandes zu sehen und Spiviaden- und Drosselarten singen zu hören, die ihn an die Stimmen seiner Heimath erinnern.

Der Reisende verweilte nicht selten längere Zeit in indianischen Ranches, z. B. in der Waldgegend von Jesus Maria, aber in Punian und Ispanguasate in Guatemala, wo deutsche Ansiedler mitten im üppigsten Dickicht der Cedrelen- und Mahagonibäume sich angesiedelt haben.

Die folgende Schilderung ist vortrefflich. „Das wohlige Gefühl, welches man in diesen offenen Hütten bei dem Erwachen an einem sonnenheiteren Morgen empfindet, durch Worte wieder zu geben, geht über unsere daestellende Kraft. Man muß dieses unnennbare Behagen selbst genossen haben, um seinen Zauber würdigen zu können. Es ist besonders in der Regenzeit, dem sogenannten Winter der Aequatorialzone, wo die mit Wasserdünsten reich gesättigte Atmosphäre den athmenden Körper in einer ganz eigenthümlichen Weise erquickt, völlig verschieden von jenem, das man an lieblichen Sommertagen in der gemäßigten und nordischen Zone empfindet. Das Geheimniß *dieses* Behagens liegt wohl zumeist in der größeren Gleichmäßigkeit der Temperatur; die Wärme ist unter dem Schatten der Bäume, selbst in der Tiefregion der Küsten selten drückend. Der Organismus gewöhnt sich leicht und gern an alles Gleichmäßige. Eine feuchtwarme Luft reizt und erhöht die Thätigkeit der Hautnerven, und man fürt hier, trotz der höhern Wärme, nach Bädern weniger Verlangen, als in der trockenen Atmosphäre des Nordens. Die Vegetation trägt viel zu diesem Luftgenusse bei, nicht nur durch die aromatischen Stoffe, welche sie den Gasen der Atmosphäre beimischen, sondern auch durch die beständige Erneuerung des Sauerstoffes, welchen sie aushaucht. — —

Die reiche Tropenluft sagt dem Gefühlssinne mehr zu, als dem Denkvermögen. Ungleich stärker, als der zu viel gepriesene Himmel Italiens, fehrt diese Zone das Geheimniß jenes Genusses kennen, welchen der Bewohner des Südens in der Ruhe empfindet. Kef nennt es der Orientale; dolce far niente der Italiener; dem spanischen Bewohner des tropischen Nordamerika fehlt seltsamer Weise das bezeichnende Wort füe jenes süße, selige Nichtsthun, das er doch in einer weit mildern Atmosphäre mit weit mehr Behagen genießt, als der Sicilianer und Türke. — — Diesen Genuß des Gefühls steigert hier eine Augenweide, welche die nördliche Zone nicht kennt. Es ist das täglich sich erneuernde, unendlich malerische Schauspiel dee meteorischen Prozesse und dee wechselnden Dekoration des Himmels. Der Bewohner der Tropenländer sieht, ohne die schaukelnde Hängmatte im offenen Rancho zu verlassen, im Luftkreise Scenen, welche empfängliche Augen wunderbar eegötzen. Die Sonne geht, mit seltenen Ausnahmen, das ganze Jahe hindurch an einem klaeen Horizont auf. Im Norden dagegen fehlt der Atmosphäre jene Durchsichtigkeit des südlichen Luftkreises, welche in der Regenzeit tägliche Niederschläge von Dünsten reinigen. Trockene Nebel, die teüde Erscheinung des Höhenrauchs, der selbst oft an den schönsten Sommertagen den nordischen Aether verdüstert, sind hier unbekannt. Leichte Wolkengruppen, die auch unter den Teopen jeden Morgen in wechselnder Höhe am Himmel schweben, scheinen voe der Sonne zu fliehen. Sie dienen ihr als verschönerndes Gehänge, nicht als neidischer Schleier. Das dauert jedoch nur in den ersten Frühstunden. Dann ändert sich allmälig die Scene; die leicht schwebenden Wölkchen gestalten sich zu mächtigen Wolkengebirgen, welche scheinbar unbeweglich am feenen Horizont über dem Gebirge hängen. Jene leichteren Dunstgestalten gehen in die dichtere und massivere Form über, welche der Meteorolog als die gethürmten Haufenwolken bezeichnet. Die Sonne verschwindet jetzt esl länger dem Blicke, während das Ansehen des Himmels noch an Schönheit gewinnt. Der Süden kennt nicht jenes Purpurkolorit, welches unter dem nordischen Himmel das Erscheinen und Verschwinden des Tagesgestirns begleitet. Dagegen ist das pittoreske Wolkenspiet und das tiefe, edle Blau des Firmamentes zwischen den Wendekreisen dem Norden fremd. Was ist alle Lieblichkeit der nordischen Aurora gegen das Schauspiel, welches hier in der feuchtwarmen Jahreszeit dem täglichen Gewitter vorausgeht? Die Sonne beleuchtet den zackigen Rand jener dichten Gruppe von Dunstbläschen, welche die Wirkung ihrer Strahlen auf die Erdoberfläche durch aufsteigende warme Luftströmungen in die höheren Schichten der Atmosphäre getrieben hat. Hier formen sie sich manchmal zu den großartigsten Gebilden, welche die Umrisse dee Alpen mil ihren zackigen Hörnern und Firnen, prächtig kontrastirend gegen das Blau des Tropenhimmels, oft so täuschend darstellen!

Die Wirkung dieses bezaubernden Gemäldes auf den Beschauer ist nach dessen Standpunkt verschieden. In den halboffenen Grasebenen (Llanos), wo die Baumgruppen inselartig vertheilt sind, ist sie anders, als im dichten Wald oder auf baumlosen Hochebenen. Je mannigfaltigee die Dekoration des landschaftlichen Prosceniums, um so überraschender ist gewöhnlich die Augenweide. Vom baumreichen Vordergrund sieht sich das Spiel der Wolken, die schichtenweis übereinander, wie ein Amphitheater schweben, am günstigsten an. In Gegenden, wo Pisanggewächse mit zart geweblen, seidenartig schimmernden Riesenblättern den Rancho umgeben, wo durch das gefiederte Laubdach der Mimosen die tiefe Himmelsbläue blickt, oder wo baumartige Farrn und Palmen mil ihren edlen Kronen den Prospekt des Luftkreises als verschönernde Coulissen zieren, da ist der Anblick jenes hohen Himmelsgewölbes oft von unbeschreiblicher Herrlichkeit." Man muß gestehen, das heißt Natur malen!

Wir können uns nicht versagen, noch folgende Stelle mitzutheilen.

„Unvergeßlich sind uns die ersten Eindrücke dee Tropenphysiognomie während unsers Nomadenlebens am *Sarapiquifluß* im Staate Costa rica geblieben. Der Naturecharaktee in der Flora wie in dee Fauna tritt hier stellenweis in einer *Großartigkeit* hervor, welche fast die Phantasie zu überwältigen droht. Die meiste Mannigfaltigkeit aber zeigt die Thierwelt in Gegenden, wo Wald, Gebirge und offene Llanos in der Nähe eines Flusses sich berüheen, wie am Vulkan Micravalles in Costa rica oder zu Punian in Guatemala. Die größte Fülle von tropischen Erscheinungen fanden wie an den einsamen Waldufern des Rio grande de Costa rica zwischen Los Trojas und seiner Mündung. Hier, in einee einsamen, höchst selten von Menschen betretenen Wildniß sieht man in der Luft und auf dem Wosser *ein eigenthümliches wundeebares Zusammentreffen der schönsten, wie der scheußlichsten Geschöpfe der heißen Zone*. Prächtige Arasse, schaelachroth mit blau und gelben Schwungfedern, und Tukane mit Riesenschnäbeln, eben so buntschäckig in der Farde wie grotesk in der Form, wiegen sich, schreiend und zankend, auf Palmenkronen, an deren schwanke, gefiederte Blätter dee geldschwänzige Montezumavogel (Cassicus Montezuma) sein beutelförmiges, kunstvolles Hängeneſt geknüpft hat. Wunderschöne, bunt geringelte Korallenschlangen, so giftig, daß ihr Biß in wenigen Minuten tödtet, sonnen sich unter den Büschen, auf welchen behelmte Riesenguane nach glänzenden Insekten haschen. Ganz

in der Nähe dieſer verſchiedenen Uferbewohner treiben auf dem Fluſſe ruhig ſchwimmend die grünen Krokodile. Man beſucht ſelten die Mündung, ohne daß man mehrere dieſer häßlichen Saurierkoloſſe, deren ſchuppiger Rücken einige Zoll aus dem Waſſer hervorragt, erblickte, eben ſo häufig wie die Rückenfloſſen der Haifiſche, welche mit der Fluth zu hunderten in das Strombett hineinſchwimmen, und über die Wellen der Brandung hervorragen. Man fürchtet die Haye ungleich mehr als die feigen Krokodile, welche höchſt ſelten Menſchen angreifen und ſich hier nicht oft an die Ufer wagen."

Der Abſchnitt über die Feuerberge ſchildert lebendig und eingehend die Vulkane Centralamerika's, ihre Thätigkeit und den verſchiedenen Charakter ihrer Bildung wie ihrer Ausbrüche. Ergreifend iſt die Darſtellung des fürchterlichen Erdbebens, durch welches in der Oſternacht 1854 die Stadt San Salvador in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Herr von Scherzer kam eben von einer Reiſe aus Honduras zurück, um in San Salvador mit Moritz Wagner, welcher die gräßliche Kataſtrophe erlebte, wieder zuſammen zu treffen. Erſt als er der genannten Hauptſtadt bis auf eine Tagereiſe nahe gekommen war, hörte er, daß ſie nicht mehr exiſtire. Wir verweiſen auf die meiſterhafte Darſtellung des großartigen Naturereigniſſes, welche Herr von Scherzer S. 125 ff. gibt; ſie verdient einen Platz in geographiſchen Chreſtomathien oder in Leſebüchern für Schulen.

Mit wahrem Vergnügen laſen wir das Kapitel über die Indianerſtämme. Hier zeigt ſich Herr von Scherzer als tüchtigen unbefangenen Beobachter, und wir finden ihn auf der Höhe der ethnologiſchen Forſchung. Das heben wir um ſo lieber hervor, weil dieſer Abſchnitt, mit ſeinen geſunden Anſchauungen und ſeinem poſitiven Inhalt einen erfreulichen Gegenſatz zu den windigen Deklamationen und den luſtigen Phantaſmen bildet, mit welchen Scherzer in den Abſchnitten über Weſtindien und die Neger hervortritt. Wir werden ſpäter darauf eingehen, hier aber die Indianer nähre ins Auge faſſen.

Sehr richtig betont Scherzer den Gegenſatz zwiſchen den indianiſchen Jägernomaden Nordamerika's, welche eben deshalb allmälig zu Grunde gehen, weil ſie von Natur unfähig ſind, ſich einem feſthaften Leben anzubequemen, und den ackerbautreibenden Indianern, die ſich dauernd erhalten, ſo viel ſie auch unter dem Drucke der ſpaniſchen Kolonialherrſchaft gelitten haben. In Centralamerika, wie in Mexico, Neu-Granada, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia überſteigt ihre Zahl nicht nur ganz ungeheuer jene der Weißen, ſondern auch jene aller anderen Farben. Auf die höchſtens zwei Millionen Menſchen in den fünf centralamerikaniſchen Staaten kommen mehr als eine Million Indianer; in Guatemala, das Scherzer genau aus eigener Anſchauung kennt, ſind von den 900,000 Bewohnern des Staates kaum 10,000 reine Weiße. Uebrigens zeigen die braunen Menſchen äußerlich zumeiſt einen Anflug von europäiſcher Civiliſation, z. B. in Tracht und manchen Gebräuchen, die ſie angenommen haben. Aber im Innern und Weſentlichen ſind ſie, in überwiegender Mehrzahl, noch gerade ſo, wie der ſpaniſche Eroberer Alvarado zur Zeit der Eroberung ſie fand; vierthalb hundert Jahre haben wenig an und in ihnen umgewandelt.

Guatemala iſt klaſſiſcher Boden für Jeden, welcher den Indianer gründlich ſtudiren will; das hat, außer Herrn von Scherzer, auch der Abbé Braſſeur wohl gewußt, aus deſſen Werken wir frühre im Globus Manches mitgetheilt haben. „In Queſaltenango, Santa Catalina Iſtlávacan, Utatlán, Totonicapán, Santa Cruz del Quiche und in manchen anderen Gegenden haben die Anſiedlungen der Eingebornen, ſo wie dieſe ſelber, ihre Urthümlichkeit bewahrt, wenn ſchon wohl ihre Tracht, noch ihre Wohnſitze jenen barbariſchen Anſtrich haben, wie der Anzug und die Wigwams der nomadiſirenden Jägervölker des Nordens. Die Männer, kräftige Geſtalten von lohbrauner Körperfarbe, mit eckig hervorſtehenden Backenknochen, ſchmaler Stirn, flechtend ſchwarzen Augen und ſtruppigem, dunklem Kopfhaar, tragen in der Regel kurze, braune Jacken und weite, weiße Hoſen, die nur bis zum Knie reichen und um die Hüften mit einer buntfarbigen Binde beſetzt ſind. In dieſem Anzuge beſuchen ſie die Märkte der größeren Städte.

Wir haben im Globus ſehr häufig betont, daß das europäiſche Weſen und das Chriſtenthum den Indianern noch nicht einmal durch die Haut gedrungen ſei; darin ſtimmen alle unbefangenen Beobachter überein, und auch Herr von Scherzer beſtätigt es aus eigener Wahrnehmung. Sie halten, ſagt er, obwohl ſie ſich dem Anſchein nach zur katholiſchen Lehre bekennen, noch immer feſt an den rohen Sitten und Gebräuchen ihrer götzenanbetenden Vorfahren. Und Herr von Scherzer, ſelber Katholik, fügt hinzu: „Ja, es iſt überraſchend, zu ſehen, welch geringen Einfluß die katholiſche Kirche ſeit drei Jahrhunderten, trotz dem Zauber ihres kirchlichen Apparates und der gewaltigen, oft grauſamen Mittel, welche ihr zu Gebote ſtanden, auf die Herzen und die Ueberzeugung der Indianer zu üben im Stande war. Noch fortwährend erſcheinen dieſe lohbraunen Menſchen der Mehrzahl nach ungläubig und unbekehrt; ſie würden, wenn ſich ſelber überlaſſen, wohl bald wieder ins Heidenthum zurückfallen. (Wir fügen bei: wie der Neger wieder in die Barbarei zurückfällt, ſobald er ſich ſelbſt überlaſſen wird.) Das fühlen auch die weltlichen wie die geiſtlichen Autoritäten des Landes, allein es liegt nicht in ihrer Macht, dieſem Uebel entgegen zu wirken. Indem ſich die Indianer alle Laſten und Brüden der katholiſchen Kirche geduldig gefallen laſſen, und ſich ſtillſchweigend ihren Geboten fügen, üben ſie ihren Götzendienſt und ihre heidniſchen Gebräuche gleichwohl im Geheimen fort. Es hält bei ihrem unbeugſamen Starrſinn und der Verſchloſſenheit ihres Charakters unendlich ſchwer, ihnen in dieſer Beziehung auch nur die geringſte Mittheilung zu entlocken."

Die Kirche geſtattete anfangs die Beibehaltung einzelner heidniſcher Ceremonien, um deſto mehr und raſcher Täuflinge zu gewinnen, und auch heute noch iſt jedes Kirchenfeſt „mit einem gewiſſen abgöttiſchen Nimbus umgeben". Faſt in jedem Monate finden mehrmals kirchliche Proceſſionen ſtatt; dabei trägt man eine Holzfigur, die einen Schutzheiligen vorſtellt und geſchmacklos aufgeputzt iſt, unter Vortritt des Ortspfarrers mit dem Allerheiligſten, um den Hauptplatz des Dorfes herum. Ein ſolcher Umzug iſt gewöhnlich von häßlich maskirten Tänzern und Thierlarven begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenſpiel und wilden einförmigen Trommelſchlägen auf burleske Weiſe vor dem Heiligen einherhüpfen. Das Ganze gleicht einem ausgelaſſenen Faſtnachtszuge.

„Bei Gelegenheit der Frohnleichnamsproceſſion im Dorf Iſtlávacan ſah ich die Holzfigur des Erlöſers in orientaliſcher Kleidung, mit breitem, rothem Tuchban und gelben Pantoffeln, auf einem plump geſchnitzten Maulthier reitend, mitten unter Masken, Geigern und Tänzern einhertragen." Wir wollen hinzufügen, daß Proceſſionen ähnlicher Art in faſt allen indoeuropäiſchen Republiken ſtattfinden, namentlich auch in Peru, wo das wilde, ganz heidniſche Schaugepränge aber wo möglich noch ärger iſt, als in Centralamerika. Noch jüngſt hat Macoy darüber erbauliche Schilderungen in Wort und Bild gegeben.

Die Tänze, welche nach Beendigung der Proceſſion im Pfarrhof aufgeführt werden, ſind gleichfalls altheidniſch; nachher beginnt das Trinken, und das Kirchenfeſt artet in eine wilde Orgie aus. Herr von Scherzer beſuchte in der guatemalteſiſchen Ortſchaft Patin, welche etwa 5000 Seelen zählt, daß dort im Durchſchnitt beim Thereſienfeſte 3000 Flaſchen Branntwein ausgetrunken werden. „Leider", ſo fügt er hinzu, „haben die Geiſt-

lichen une selten so viel Macht und Einfluß über ihre indianischen Pfarrkinder, um solchem Uebel abhelfen zu können. Sie stehen in Folge der vielfachen Grausamkeiten, welche die ersten Mönche in ihrem religiösen Fanatismus sich zu Schulden kommen ließen, bei den braunen Eingebornen noch heute in üblem Rufe. Die Habsucht und der Egoismus spätere Missionäre haben nicht dazu beigetragen, diese Abneigung zu vermindern." Noch heutzutage nennt man den Pfarrer in der Quiche-Sprache Ki sol re le al uch, d. h. Anfesser der Hühner, denn die Indianer hatten von diesem Geflügel einen unerschwinglichen Tribut zu leisten. So müssen die Bewohner des Sprengels von Istlávacan, etwa 25,000 Seelen, jährlich 7000 Hühner und 15,000 Eier dem Pfarrer als Zehnten abliefern! Es gibt keinen einzigen wichtigen Moment im Leben eines Indianers, von dem nicht der Doctrinpfarrer irgend einen ehrlichen Nutzen zöge. Am empfindlichsten ist das bei ehelichen Verbindungen der Fall, wo das künftige Paar oft monatelang auf dem Besitzthum des Pfarrers zubringen und umsonst arbeiten muß, bevor der Pater dasselbe für hinlänglich bewandert in der heiligen Lehre erklärt, um heirathen zu können. In der That benutzt der Pfarrer diese sogenannte Lehrzeit nur, um die Arbeitskraft des jungen Ehepaars nach allen Richtungen hin auszubeuten und sich von den Brautleuten Geschenke machen zu lassen. —

Karl V. erließ die ganz widersinnige Verordnung, daß die katholische Glaubenslehre den Eingebornen ausschließlich in der spanischen Sprache beigebracht werden solle!

Aus dem grundverkehrten Systeme, welches Regierung und Kirche befolgten und bei dem schmachvollen Drucke, welchen beide um die Wette Jahrhunderte hindurch übten, erklärt sich, daß die braunen Menschen starrsinnig an ihrem alten Glauben festhalten und ihren alten Göhen treu bleiben, denen sie nur andere Namen beigelegt haben. „Sie verehren scheinbar Gott und meinen im Innern die Sonne; sie rufen die heilige Jungfrau Maria an und denken dabei an den Mond; sie beten laut zu den Heiligen und stellen sich unter jedem Schutzpatron einen andern Stern vor. Es ist gar nicht etwa selten, daß Götenbilder unter dem Hochaltar angebracht werden.

Die wichtigste Person ist noch immer der Ach itz, Sonnenpriester. Allein in der Gemeinde Istlávacan, welche doch ausnahmsweise einen gebildeten, wohlwollenden und klugen Geistlichen hat, gibt es deren jetzt mehr als sechzig; und jener Geistliche nannte die Namen dieser „Adivinos" (Zauberer), dem deutschen Reisenden. Sie sind Wahrsager, prophezeien Glück und Unglück, gute Ernten und Mißwachs, Finsternisse und Kometen; sie exorcisiren und beschwören den Teufel und heilen Kranke. Als Nagualisten haben sie großen Einfluß im Dorfe, denn sie erhalten von der Geburt eines Kindes ehe Kunde als der Priester. Erst wenn dem braunen Kinde durch den Ach itz das Horoskop gestellt worden ist, der Name irgend eines Thieres beigelegt, citronengelbes Harz verbrannt, ein Lieblingsgötze angerufen worden ist, und nachdem mancherlei heidnische Bräuche vollzogen worden sind, — erst dann wird das Kind zur christlichen Taufe getragen. Das Thier, dessen Name vom Sonnenpriester beigelegt wird, gilt als dessen Schutzgeist, als Nagual, für das ganze Leben.

Unter den Gottheiten, denen die „christlichen" Indianer von Istlávacan insgeheim, im Dunkel des Waldes Mais, Blumen und Früchte opfern und Feste begehen, befinden sich Noch, Genius der Beredsamkeit; Achmak, Genius der Gesundheit; Ix, der Mond; Kanil, Genius der Aussaat und Chuinp, der Gott der Erde, welcher das böse Princip vorstellt, im Gegensatze zu Kich, dem Gotte des Lichtes, welcher das gute Princip bildet.

Wir können hier nicht weiter auf einen Gegenstand eingehen, den Herr von Scherzer sehr verständig und anziehend behandelt hat.

Vom praktischen Standpunkt aus verdient der Abschnitt über „Handel und Emigration" entschieden Beachtung. Herr von Scherzer erörtert in demselben die Bedeutung Centralamerika's für Handel, Industrie und Auswanderung Deutschlands, und wir pflichten dem, was er darüber beibringt, um so lieber und um so entschiedener bei, da wir uns schon vor einem Jahrzehnt und früher oftmals genau in demselben Sinn ausgesprochen haben. Die Länder der heißen Zone sind für ihren Manufakturbedarf auch an die subcitrenden Länder der gemäßigten Zone hingewiesen. Sie sind es weit mehr als die Staaten der nördlichen Yankee-Union. (Die Unabhängigkeit der Conföderirten, welche vorzugsweise der Agrikultur obliegen, ist entschieden im Interesse Deutschlands). Im Yankeelande erstarkt die Manufaktur-Industrie mit jedem Tage mehr, und man wird dort den eigenen Bedarf bald durch eigene Produktion befriedigen. „Während der deutschen Nation von ihrer nach Nordamerika auswandernden Söhnen gar keine (wenigstens verhältnißmäßig geringe) Vortheile erwachsen; während nicht nur ihre materielle Produktion von höchst untergeordnetem Nutzen für das Mutterland bleibt, sondern sogar ihre Persönlichkeit der deutschen Nationalität für immer verloren geht, vereinigten die Staaten Mittelamerika's durch ihre glückliche geographische Lage, durch die Vortheile ihrer physischen Verhältnisse und durch die Race, welche in ihnen wohnt, alle Bedingungen, um deutschen Auswanderern in vollkommen gesunden, fruchtbaren Gegenden eine vortheilhafte Existenz und die Erhaltung ihrer Nationalität zu sichern."

Im Yankeelande sind von den Deutschen, welche in dem Eroberungskriege gegen die Conföderirten die Waffen ergriffen, seit drei Jahren etwa 60,000 getödtet oder zu Krüppeln geworden, bald so viele Menschen, als z. B. der Staat Costa rica zählt. Man denke sich jene 60,000 Deutsche auf die Hochebene jenes Landes und beantworte sich, was aus diesem und was aus ihnen geworden wäre! A.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von Du Chaillu. Der bekannte Reisende veröffentlicht in der „Times" vom 15. Okt. einen Brief vom Fernando-vaz River, äquatoriales West-Afrika, an seinen Freund Silver in London. Er war im Begriff, am 20. August nach dem Innern abzureisen, hatte 13 Tons Kautschuk gesammelt und eine Menge Gorillas, darunter einen lebenden, nach London abgeschickt. Du Chaillu war vollkommen gesund, doch nahm er viel Chinin als Präservativmittel ein und bittet zum Schlusse, daß man ihn nur nicht gleich für todt halten solle, wenn ein oder zwei Jahre keine Nachrichten von ihm einliefen, denn die Postverbindungen seien herzlich schlecht.

Samuel Bakers afrikanische Reise. Seit unsrer letzten Nachricht über diesen kühnen Reisenden (Globus VII, 94) ist

wiedee ein Schreiben Consul Pethericks aus Chaetum bei Murchiſon eingetroffen, welches in der „Times“ vom 24. Okt. mitgetheilt wird. Bakers glückliche Ankunft in Kamrasi's Residenz am Kari beſtätigt ſich; nur hatte er all ſein Vieh verloren; übeigens befand er ſich wohl. Mit 10 Gefährten beach er zue Erforſchung „eines Sees“ auf, ob dies aber dee nach Weſten hin liegende Lutu Nzigi odee dee große Nyanza im Süden iſt, darüber weichen die Angaben der Leute Churſchid Aga's, auf die ſich Pethericks Brief ſtützt, ab.

Miani's Expedition iſt auf große Hinderniſſe geſtoßen; namentlich ſind oerſchiedene der Geldquellen, auf welche der Venetianee ſich ſtützen zu können glaubte, nicht flüſſig geworden. Insbeſandere ſind die ägoptiſche Regierung und Dr. G. Schweinfurth zurückgetreten. Seine Waffen und Vorräthe hat Miani in Alexandria zurückgelaſſeu; er ſelbſt traf am 18. Oktober in Trieſt wiedee ein, wo er aufs Neue ſüe ſeine Expedition wirken will.

Die Austrocknung des Innern von Süd-Afrika. J. F. Wilſon hielt in der Britiſh Aſſociation über dieſen Gegenſtand einen höchſt intereſſanten Vortrag, der einen ſehr lebhaften Austauſch der Meinungen untee verſchiedenen Mitgliedeen der geogeaphiſchen Sektion hervoerief. Es iſt nämlich in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht worden, daß große Steecken Landes in der Trans Gaeiep Region allmälig austrocknieten. Die Cafahaei-Wüſte nimmt fortwährend an Ausdehnung zu und oerſchlingt förmlich große Strecken bewohndaren Landes. Die Waſſerquellen in jener Gegend werden immer ärmer, und Seen, wie z. B. der von Livingſtone beſchriebene Serotli, ſind nun ausgetrocknet. Dieſe große Umwandlung iſt abee, wenn man den Berichten der Eingeboenen Glauben ſchenken darf, ſchon vor der Ankunft der Europäer eingeteeten, und maſſenhafte Stämme und Wuezeln von Akazien, die in ſolchen Gegenden ſich finden, wo nun kein Baum zu ſehen iſt, ſcheinen dies zu beſtätigen. Sucht man nach der Urſache dieſes Faktums, ſo darf man zunächſt nicht an kosmiſche Veränderungen oder Erdbeben denken, von denen wir in Süd-Afrika keine Spue entdecken können. Der Grund liegt vielmehr in den phyſikaliſchen Verhältniſſen des Landes und in den Gebräuchen der Eingeboenen. Das Land, welches vom Orange-Fluß bewäſſert wird, iſt von Natue düer, weil die Hauptregenwolken, die vom Indiſchen Ocean kommen, durch die dazwiſchenliegenden Quathlamba-Beege abgeleitet werden. Die oorherrſchenden Winde kommen von Nordoſten. Die Wolken, die über dem Indiſchen Ocean ſich mit Waſſerdämpfen geſättigt haben, werden über Caffraria hingetrieben und bewäſſern dieſes Land reichlich; wenn aber die feuchtigkeitſchwangeren Wolken an den Gipfeln der Bergkette anlangen, die Caffeaeia oon dem innern Lande trennt, ſo ſind ſie nicht allein ſchon eines Theils iheer Feuchtigkeit beraubt, ſondern ſie treffen auch mit der oerdünnten Luft der Centraiebenen zuſammen, ſteigen in Folge deſſen höhee und gehen in noch dünnern Dampf über. Freilich gibt es nur wenige Gegenden, die ganz ahne Vegetation ſind, und große Bäume findet man häufig. Niegends fehlen Heerden wildee Thiere, und doch fühlt man die Verminderung des Regens um ein odee zwei Zoll im Jahre ſehr empfindlich. Wilſon kam zu dem Schluſſe, daß, wie aus einee ſorgfältigen Unterſuchung der geologiſchen Verhältniſſe und der Quellen hervoegeht, tief unter der Erdoberfläche auf weite Strecken hin ſehe viel Waſſer vorkommen muß, und daß duech Bohren von arteſiſchen Brunnen der weiteen Austeocknung abgeholfen werden kann. Auch empfiehlt ee, das fortgeſetzte Niederſchlagen der Wälder und Abbrennen dee Weiden, wie es ſowohl von den Eingeboenen, als auch Europäern betrieben wird, mehr zu beſchränken.

Der Handel Zanzibars im Jahre 1863. Ueber denſelben enthält die „Times“ vom 13. Oktbe. 1864 einen Bericht, welchee einen bedeutenden Aufſchwung conſtatirt. Der britiſche Handel mit dieſer afrikaniſchen Inſel wird meiſtens über Indien geführet und beläuft ſich auf die Summe von 200,000 Pfund Sterling ſüe Einfuhren, etwa zwei Drittel des geſammten Importes. Die Ausfuhe hatte einen Werth von 300,000 Pfd. Sterling und ging zue Hälfte nach Indien. Unter den eingeführten Waaren befanden ſich im Jahre 1862 auf 1863 für 839,716 Dollaes Schnittwaaren, die früher meiſt aus Amerika kamen; doch ſeit dem Ausbeuche des Bürgerkrieges haben die Engländer in dieſem Artikel die Ueberhand bekommen, und namentlich macht Mancheſter gute Geſchäfte. Glasperlen werden oon Venedig eingeführet und gehen dann weitee nach dem Innern, wo Sklaven und Elfenbein für ſie eingetauſcht werden. Kaueimuſcheln werden am Feſtland geſammelt, von den Eingebornen in ihren Baoten nach der Inſel hinübeegebracht und dann von hamburger Schiffen nach der afrikaniſchen Weſtküſte und von indiſchen Händlern nach Indien geführt; doch iſt dieſer Handelsartikel ſehr im Abnehmen begriffen und macht immer mehr dem Gebrauch dee edlen Metalle Platz. Oel und Oelſamen wurden im Jahre 1862 auf 1863 füe 158,116 Dollars ausgeführt. Beſondern Aufſchwung nimmt der Handel mit Seſam, der an der afrikaniſchen Oſtküſte wächſt und nach Hamburg und Frankreich ausgeführt wird. Eine Haupthandelswaaee ſind auch die Gewürznelken; es werden jährlich 7,000,000 Pfund im Werthe von 85,000,000 Pfd. Sterling erzeugt. Im Jahre 1863 mißeieth die Ernte; doch hofft man den Ausfall durch Zucker zu decken, für deſſen Kultue der Boden Zanzibars ungemein geeignet iſt.

Die Einkünfte des Sultans, die hauptſächlich in 5 Prozent Abgaben von den eingeführten Gütern beſtehen, ſind für 180,000 Dollaes jährlich an ein indiſches Handelshaus verpachtet worden; doch muß derſelbe davon einen Tribut an den Imam oen Maskat entreichten, und um den Ausfall zu decken, hat er eine Grundſteuer angeordnet, die ihm 40,000 Dollars jährlich abwirft. Der Sklavenhandel ſcheint im Abnehmen begriffen zu ſein, denn im Jahre 1860 bis 1861 wurden noch 19,000, im Jahee 1862—63 dagegen nue 12,000 Sklaven eingeführt. Kinder werden auf dem Markte mit 5 bis 10 Dollars, kräftige Burſchen mit 10 bis 30 Dallaes und erwachſene Mädchen mit 10 bis 150 Dollaes bezahlt.

Der Telegraph zwiſchen Indien und Auſtralien bietet mehr Schwierigkeiten dar, als irgend eine andere Linie auf dee Welt. Ein engliſcher Ingenieur, welchee den fernen Oſten kennt, ſtellt folgende Betrachtungen an.

Ein Herr Bright hatte behauptet, daß eine Linie über Singapore, Java und Timor nach Auſtralien auf keine bedeutenden Hindeenniſſe ſtoßen werde. Nun verhalten ſich aber die Dinge in folgender Weiſe. Bis jetzt reicht der indiſche Telegraph gegen Südoſten bis Ranguhn in Pegu; aber er geht, die Flußübergänge ausgenommen, niegends unter dem Waſſee hin. Die Entfeenung zwiſchen Ranguhn und Singapore beträgt etwa 1000 Miles. Ein Telegraph, dee auf dieſer Strecke auf dem feſten Land angelegt wieb, geht faſt überall durch unbewohnte Wäldee und die Beſitzungen von fünf unabhängigen halbbaebaeiſchen Fürſten. Wollte man den Draht unterſeeiſch legen, ſo fände er faſt überall im Meeee Koealkenboden. Bau Singapare nach Hongkong beträgt die Entfernung 1500 Miles, odee etwa drei Viertel der Breite des Atlantiſchen Oceaus; man müßte den Draht ſudmarin legen und nicht in ſeichte Meeresiheile, ſondern in einen, nicht ſelten von Wirbelſtürmen heimgeſuchten Ocean, in beträchtlicher Tiefe und faſt ohne Zwiſchenſtationen. Aber es gibt noch größere Schwierigkeiten. Von Singapore bis Bataoia, 650 Miles, iſt das Meer allerdings nicht ſehr tief, hat aber faſt durchgängig Korallenboden. Die Holländee legten voe etwa drei Jahren ein Telegraphenkabel, das auch ein paae Tage lang benutzt werden konnte; dann aber wurde es in Folge der Reibung auf den ſchaefen Korallen durchſchnitten; nachdem man es eepariet hatte, geſchah gleich wieder daſſelbe, und man gab die Sache als hoffnungslos auf. Von Batavia über Timor nach Kap York in Auſtralien ſind 2500 Miles, ein Viertel mehe als die Breite des Atlantiſchen Oceans zwiſchen Irland und Neufundland beträgt. Die zwiſchenliegende Meeresſtrecke iſt ſehr tief. Es handelt ſich alſo darum, auf einer Strecke oon etwa 1000 deutſchen Meilen, theilweiſe auf Korallenboden, theilweiſe in ungemein tiefen Meeren ein Kabel zu legen. Damit wird es noch gute Weile haben.

Fortſchritt Tasmania's. Dieſe ehemalige Verbrecherkolanie, welche amtlich nicht mehe als Van Diemensland bezeichnet wird, macht zwar keine ſehr raſchen, aber doch ſichere Fortſchritte. In klimatiſcher Beziehung iſt dieſe Inſel günſtiger geſtellt als das auſtraliſche Feſtland. Im Jahre 1863 betrugen die Einfuhren den Werth van 902,910 Pfo. St., 45,527 mehr, als im Vorjahe; die Ausfuhren 999,511 Pfd. St., beinahe 80,000 Pfd. St. mehr. Im Jahre 1862 ſtellte ſich die Trächtigkeit

Digitized by Google

dee eingelaufenen Schiffe auf 107,664 Tonnen, 1863 auf 117,681; feue dee ausgelaufenen auf reſpective 108,915 und 116,143 Tonnen. Die Zahl der Schafe betrug 1,800,811, und 267,173 Acres Land waren unter Anbau. Die Volksmenge betrug zu Ende des Jahres 1863 erſt 91,519 Seelen; der Wunſch nach einer ſtarken Einwanderung rechtſchaffener Leute wae ſehr lebhaft. Wir wollen demerken, daß die Verſuche, den Lachs auf Tasmanien im Fluſſe Derwent einzubürgern, durchaus gelungen ſind.

Zur Statiſtik van Neuſüdwales. Einem Blaubuche dieſer älteſten Colonie Auſtraliens zufolge betrug zu Ende des Jahres 1862 die Volksmenge derſelben 367,495 Seelen. In der erſten Hälfte des Jahrzehntes von 1852 bis 1862 betrug dee Anwachs 47, in dee zweiten Hälfte 20 Procent; aber das Letztere erklärt ſich, wenn man bedenkt, daß in dieſen Zeitraum die Ausſcheidung von Queensland fällt, welches nun eine ſelbſtändige Colonie bildet, und dazu kam noch die Auswanderung nach den Goldgruben von Otago in Neuſeeland. Noch immer iſt das Gleichgewicht zwiſchen der männlichen und weiblichen Bevölkerung nicht hergeſtellt, denn 1862 kamen auf je 1000 männliche nue 788 weibliche Seelen. Auf je 1000 Köpfe entfielen 42 Gebueten und 17,83 Sterbefälle. Der natürliche Zuwachs betrug 8910, die Einwanderung 15,386, die Auswanderung 15,079 Köpfe. Einnahmen 1,628,885 Pfd. St., Ausgaben 1,608,810 Pfd. St. (bei beiden Poſten die Anleihe ausgeſchloſſen). Einfuhren 9,334,645 Pfd. St., Ausfuhren 7,102,562 Pfd. St.; Golderzeugung 2,212,534 Pfd. St., durch 25,038 Perſonen, welche Gelaubnißſcheine (Licenzen) genommen hatten; auf den Kopf kamen alſo in dieſem Jahre, 1862, duechſchnittlich 88 Pfd. St. Von dem Haupterzeugniß der Colonie, Wolle, wurden 21,000,000 Pfund ausgeführt; Anzahl der Schafe 6,145,651; ſie hat ſich wegen mehejähriger Düree etwas vermindert und früher ſchon einmal die Ziffee von acht Millionen eereicht. Der Hornviehſtand, dee ſtetig anwächſt, betrug 2,620,383 Häupter; unter Anbau waren 302,138 Acres Land; daoen mit Weizen beſtellt 117, 854, mit Mais 78,232; die übeigen mit Gerſte, Hafer und Geas. Neu iſt, daß 54 Acres mit Baumwolle beſtellt waeen, die durchſchnittlich 143 Pfund lieferten, odwohl das Jahe kein günſtiges Wetter hatte; Weinertrag 144,888 Gallonen; Kohlenföderung 476,522 Tonnen, wovon auch beträchtliche Theile nach anderen Colonien ausgeführt wurden. — Etwa 42,000 Kinder beſuchten die Schulen.

Goldfelder in Catamarca entdeckt. Der „Buenos Ayres Standard" vom 10. Septembee 1864 meldet: In der Proviny Catamaeca ſind ungemein reiche Goldfelder entdeckt worden, und ſchöne Gold- und Silbererzſtufen ſind nach Buenos Ayres von dort gebracht worden. Die Minen von San Juan werden dadurch vollſtändig in Schatten geſtellt. Bis jetzt war Catamarca nur ſehr wenig von Bergleuten beſucht woeden; nun aber entſteht eine förmliche Völkerwandeeung von Chile aus und den anderen Prooinzen der Aegentina dorthin.

Was hat der Unterjochungskrieg in Nord-Amerika ſchon gekoſtet? Daeauf gibt die Zeitung „The New-York World" folgende Antwoet: — Wir haben veraußgabt vom Ausbruche des Krieges bis Septembee 1864: für Heer und Flotte ecichlich 3000,000,000; für Anwerbeprämien (namentlich auch füe anßländiſches Abenteurergeſindel, aus welchem ein geoßer Theil dee „Freiheitsarmee" beſteht) 450,000,000. Dee Verluſt an Menſchenleben und feuer an produktioee Arbeit, welcher durch die Getödteten und Verſtümmelten veruefacht woeden, ſtellt ſich auf mindeſtens 2000,000,000, und jeuer dee Feldfoldaten auf 8000,000,000; an Eigenthum auf See und zu Lande ſind füe mindeſtens 300,000,000 zerſtört und verwüſtet worden. Der Handel hat mindeſtens 700,000,000 eingebüßt, und die Peuſionen an Verwundete, Wittwen und Waiſen, von denen es im Lande wimmelt, betragen an 400,000,000 Dollars. Summa Summarum in kaum eierthalb Jahren fünfzehn Milliaeden Dollaes. Dazu kommen noch die Schulden, und was iſt von dem „glorreichen eepublikaniſchen Syſtem" übrig geblieben? Allgemeine Zerrüttung und eine Dynaſtie von Stellenjägern, namentlich Advokaten und Soldaten.

Die Cucujokäfer in Mexico. Es iſt in letzterer Zeit vielfach daoon die Rede geweſen, dieſe Leuchtkäfee auch in Eurepa, wie es in Mexico geſchieht, als Damenſchmuck einzuführen. W. o. Müllee meldet über dieſelben in ſeinem voe Kueem erſchienenen Werke: Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico: Untee den eleganten Spaziergängeeinnen in Vera Cruz befanden ſich einige, welche ſich ſchon von Weitem durch einen eigenthümlichen Schmuck auszeichneten. Sowohl in dem mit Blumen und Bändern durchflochtenen ſchwarzen Haar, als auf den weißen Kleidern trugen ſie kleine, ſo ſtaek leuchtende Gegenſtände, daß man in deren Licht auf mehrere Fuß im Umkeeiſe Alles unterſcheiden konnte. In der Gegend von Vera Cruz findet ſich nicht ſelten ein leuchtendee Käfer, von den Spaniern Cucujo genannt, den die Damen bereits faſt wie ein Hausthiee behandeln, um ihn jederzeit zum Putz verwenden zu können. Der Käfer wird von den Indianern eingefangen, indem ſie Abends eine helleuchtende Kohle an einem Stock in dee Luft hin und herſchweuken, auf die dee Käfer zuſtürzt. Das Dutzend dieſer Thiee wird auf dem Markte für zwei Reaten verkauft. Man hält ſie in eigens dazu gefertigten Käſtchen von feinem Draht, fütteet ſie ſorgfältig mit Scheibchen von Zuckereohr und dabei ſie täglich zwei Mal. Abends werden ſie in kleine Säckchen von feinem Tüll geſteckt und dieſe in Form von Roſen längs des Kleides befeſtigt; oder man ſteckt dem Käfee zwiſchen Kopf- und Bauchſchild eine Nadel duech, was geſchehen kann, ohne ihn zu oerletzen, und trägt ihn ſo als Kopfnadel, um die Mantille zu halten. Am ſchönſten aber nimmt ſich dieſer Schmuck aus, wenn er, mit kleinen, künſtlich aus Kolibrifedern gebildeten Blumen und einzelnen Brillanten oeebunden, als Kranz in den Haaeen geteagen wird.

Dee Cucujo (Pyrophorus clarius) gehört zur Familie der Elatariden, welche ſich, wenn man ſie auf den Rücken legt, in die Höhe ſchnellen. Ee iſt einen Zoll lang, deaun, mit zwei hellfaedigen teanspaeenten Buckeln in der Nähe der Augen und einem ähnlichen Mendran am Bauche. Der Käfer kann den vau dieſen Organen ausgehenden Lichtglanz erhöhen, vermindern oder ganz erdrücken, indem er andere Membeane darüber zieht, was ſtets der Fall iſt, wenn ee ſchläft. Während des Fliegens dagegen entwickelt ee den höchſten Glanz. Das ausgeſteahlte Licht iſt ſo hell, daß man dabei leſen kann. Wenn man den leuchtenden Stoff aus den Bläschen, welche ihn enthalten, herauenimmt, ſtellt ee eine weiße, mehlige, feichtkledrige Subſtanz dae, die ihre leuchtende Eigenſchaft noch kurze Zeit beibehält. In den öſtlichen Küſtengegenden Mexico's iſt dieſe Art nicht ſelten. Die Indianer legen dieſen Thieren, wenn ſie ſie eingefeeret hatten, faules, leuchtendes Holz in den Käfig, weil ſie behaupten, der Käfer ſauge die phosphoreseirende Materie deſſelben ein.

Silberabzug nach dem Orient. Während in Deutſchland taufende kleinee Kapitaliſten, unkundige, verblendete Leute, die Thorheit degeben, in Bonds der nordamerikaniſchen Yankeeſtaaten Millionen auf Millionen anzulegen, weil ſie wähnen, daß die Yankees ihnen 17 bis 20 Procent Zinſen zahlen würden — iſt auch der Abzug von Edelmetallen nach dem Orient ungeheuer. Nach Nordamerika iſt, den Berechnungen der Handelsblätter zufolge, allein aus Deutſchland für 80 bis 90 Mill. Dollars Gold und Silber gegangen. Dadurch entſtand ſchon eine empfindliche Lücke. Nun aber muß Eurepa einen geoßen Theil der Baumwolle, welche es feüher aus den eenſöderieten Staaten bezog und mit Fabrikaten bezahlte, daae kaufen, in China, Japan, Indien, Syrien, Aegypten ꝛc., in lauter Ländern alſo, die bekanntlich Silber nicht wieder heeausgeben, ſondeen was ſie einmal haben, feſt an ſich behalten. Dieſer Abzug nach dem Orient, dee immer beteächtlich war, iſt koloſſaler als je und wieb am Ende des Jahres eine ungeheure Summe ergeben. Am 7. Septembee ging ein Extrazug von London nach Folkeſtone; ee zählte 17 Wägen, auf denen in 1316 Kiſten 2632 Silbeedaeen verladen waren. Das Geſammtgewicht deeſelben beteug 61 Tons 10 Centnee, alſo 1230 Centnee Silber, im Weeth von 333,191 Pfd. St. Auch in Maeſeille daueen die Silberverſchiffungen fort; man meint, daß allein Aegypten für ſeine diesjährige Baumwollenernte an 100 Millionen Thaler einnehmen weede. Der Unteejochungskeieg der Yankees gegen die Conföderieten, welche die beſte und billigſte Baumwolle der Welt producirten und dafüe unſere Fabrikate nahmen, wird mehe und mehr nachtheilig auf die wirthſchaftlichen Verhältniſſe Europa's und auch Deutſchlands wirken.

Die Sklaverei im osmanischen Reich. Der Sklavenhandel wird dort nach und nach aus Mangel an Waare aufhören; Neger werden kaum noch importirt, und durch die Entvölkerung Tscherkessiens ist der große kaukasische Markt für immer geschlossen. Eine Mittheilung aus Konstantinopel, welche wir in der Allgemeinen Zeitung finden, enthält folgende Bemerkungen:

In der Türkei, wie überhaupt im Orient, sind die Sklaven nach dem Civile oder Mulieka in sechs Klassen eingetheilt. Die erste Kategorie (Kulelik) gehört unbedingt demjenigen, der sie um baares Geld oder im Tauschhandel von den eigenen Eltern oder Sklavenhändlern erworben hat. Dieselben verrichten je nach ihrer Fähigkeit verschiedene Dienste in den Häusern und werden, da sie zur Familie gehören, theilweise besser behandelt als Diener, die gegen einen gewissen Lohn aufgenommen sind. Nach Verlauf von neun Jahren müssen sie in Freiheit gesetzt werden, bleiben aber unter allen Umständen bis zu ihrem Tod in einer gewissen Abhängigkeit von ihren früheren Herren. Die zweite Klasse, Mezum genannt, gehört bereits zu den Vertrauten, genießt das Privilegium, für eigene Rechnung arbeiten zu dürfen, kann aber das Erworbene nicht ohne Erlaubniß ihrer Herren veräußern. Die dritte Kategorie, bekannt unter dem Namen Mukiatib, ist contractmäßig an ihre Herren gebunden und darf während dieser Periode weder verkauft noch vermiethet werden. Die vierte Kategorie sind die Muttebir; diese haben bereits ihre Freilassung erhalten, genießen vielfache Privilegien, können selbst wieder eigene Sklaven besitzen und sind durch ein sehr lockeres Band an ihre früheren Herren gekettet, können übrigens verkauft aber abgetreten werden, jedoch stets mit Vorbehalt ihrer Rechte, bilden also, so zu sagen, eine Art Vasallenschaft. Die beiden letzten Gattungen, welche den Tebdir (Freilassung) und Kiatibet (Priailegium) erhalten, bilden die fünfte Kategorie. Endlich die sechste Klasse, Ummul Walide, Sklavinnenmütter und Kinder, welche adoptirt wurden. In der Regel sind dies solche Sklavinnen, welche ihrem Herrn Kinder erzeugt und dadurch Ansprüche auf Emancipation erhalten haben. Der größte Theil der weiblichen Sklaven gehört in diese Kategorie. Die gesammte Kaste der Sklaven wird übrigens vom Gesetz beschützt. Jeder hat das Recht, wenn er seine Lage unerträglich findet, sich anderweitig verkaufen zu lassen. Weiße Sklaven erhalten häufig die Töchter ihrer Herren zu Frauen. Noch vor 30 Jahren bestand der größere Theil der höchsten Großwürdenträger aus ehemaligen Sklaven, auch noch gegenwärtig befinden sich in der Marine und in der Landarmee viele hohe Offiziere, die dieser Kaste einst angehörten. Die Zahl der Sklaven beider Geschlechter ist auf 100,000 (zu klein angegeben, blos in der Residenzstadt befinden sich ja viel) geschätzt. Charakteristisch ist es, daß jeder niedere Orientale dem hohen gegenüber das Wort Kölenitz, „dein Sklave", gebraucht; selbst der Großwesir bedient sich dem Großherren gegenüber dieses Ausdrucks.

Eine gerichtliche Statistik Irlands ist für das Jahr 1863 zusammengestellt worden, deren Resultate im Vergleich mit den kriminalistischen Berichten für England und Wales ein bemerkenswerthes Licht auf die Verschiedenheit des nationalen Charakters sowohl als der socialen Zustände der beiden Schwesterinseln werfen. Man kann nicht verkennen, daß für England diese Vergleichung ungünstiger ausfällt, als für Irland; wobei man freilich die überwiegende Anzahl großer Städte in England nicht außer Acht lassen darf. Die Verbrecherklassen im Ganzen und Großen — bekannte Diebe, Hehler, öffentliche Dirnen, verdächtige Personen, Landstreicher — zählen in Irland 22,290 Vertreter, in England und Wales 126,136, während das Bevölkerungsverhältniß 1 : 3,7 beträgt, also in Irland auf je 260, in England schon auf je 159 Einwohner ein Verbrecher kommt. Die Zahl der notorischen Diebe in Irland, 3254, erreicht verhältnißmäßig nur die Hälfte der für England ermittelten; für verdächtige Personen und öffentliche Dirnen ist das Verhältniß ein ähnliches, wie für die Diebe; liederliche Häuser sind verhältnißmäßig zwei Drittel weniger als in England. Dagegen ist die Zahl der Hehler eine etwas größere, die der Landstreicher gleichfalls (wie 100 : 90); unter letzteren figurieren besonders jugendliche Vagabunden (3399 auf 1975 in England) aus Mangel an industriellen Schulen. Trotz der kleineren Zahl verbrecherischer Individuen ist dennoch die Zahl der Gesetzesübertretungen in Irland größer als in England. Das Jahr 1863 kontrastirt für Irland überhaupt ungünstig mit dem Jahr 1862. Zwar nahm die Zahl der Mordthaten ab, von 41 auf 22; doch mehren sich andere grade Verbrechen, vorzugsweise solche, welche mit den agrarischen Verhältnissen der Insel zusammenhängen: schriftliche Mordandrohungen (meist gegen große Gutsbesitzer und deren Inspektoren) vermehren sich von 10 auf 22, gewaltsame Inbesitzhaltung von Land (seitens ausgewiesener Pächter) von 83 auf 105, gewaltthätige Verwundungen von 65 auf 107. Das Uebermaß von Gesetzesübertretungen in Irland gegen diejenigen in England beruht übrigens auf Vergehen leichtern Charakters. Mehr als 60,000 Fälle bestanden in Anklagen wegen Trunkenheit und daraus entspringender Ruhestörungen; auf diese 60,000 kommen im Verhältniß 25,000 in England. Die zuerkannten Strafen sprechen ebenfalls für den harmlosen Charakter der Gesetzesübertretungen in Irland. Die Anzahl der zu mehr als drei Monaten Gefängnißstrafe Verurtheilten beträgt für Irland nur den siebenten Theil, die der mit Peitschenstrafe bedachten Verbrecher den vierzehnten Theil von der Gesammtzahl für England, die Zahl der Mordthaten und Mordversuche, 175, ist verhältnißmäßig viel kleiner als in England; böswilliger Vergehen gegen Eigenthum dagegen werden viermal so viele und Angriffe gegen die Person (der specielle Flecken der grünen Insel und ihrer leidenschaftlichen Bewohner) vier- bis fünfmal so viele in Irland aufgezählt, als in einer entsprechenden Bevölkerung in England. Es ist bemerkenswerth, daß das Verhältniß der Irländer, welche in England auf die Anklagebank kommen, zu den in der Heimath selbst zur Untersuchung gezogenen gleich 2 : 1 ist. In Irland gibt es durchschnittlich doppelt so viele Polizisten, als deren auf eine entsprechende Einwohnerzahl von England und Wales kommen.

Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern. Dr. Decaisne, ein Franzose, hat in Paris vor Kurzem mehrere Schriften herausgegeben, die gegen den Mißbrauch, der mit alkoholischen Getränken getrieben wird, gerichtet sind. Er weist deren bedeutende Zunahme im Verbrauch nach und damit ein Steigen der Verbrechen und eine allgemeine Verschlechterung des Gesundheitszustandes. Dr. Decaisne geht in dieser Beziehung verschiedene Länder durch und beginnt mit Frankreich. Dort vermehrte sich binnen 18 Jahren, von 1828 bis 1846, die Branntweinerzeugung um zwei Drittel. Wie groß seitdem die Zunahme war, wird nicht angegeben, aber der nach viel gefährlichere Absynth wird nun in bedeutend größeren Mengen genossen. Der bekannte Chemiker Dumas gab 1861 einen Bericht über das Absynthtrinken heraus und verlangte, daß man seinen Genuß geradezu verbieten solle. Ein Kirchspiel an der untern Seine von 9000 Einwohnern verkaufte nicht weniger als 2000 Hectoliter. Im Hospital von Charenton wurden 1857 allein 176 Personen, die in Folge des Genusses geistiger Getränke irre geworden waren, aufgenommen, und 60 als geheilt entlassen. Im folgenden Jahre nahm man 171 auf und entließ 42. In Genf hat der Verbrauch in den letzten 20 Jahren um zwei Drittel zugenommen; in Bern dagegen stieg derselbe 25 mal so hoch im Jahre 1860, als er 1811 gewesen war. In Norddeutschland ist der Verbrauch von Branntwein noch ziemlich stark, namentlich in den Küstengegenden; doch macht hier bereits das Bier seinen heilsamen Einfluß geltend und verdrängt den Schnaps immer mehr, ganz anders als in England, wo durch die starke Besteuerung des Bieres diese Einwirkung nicht erzielt wird. Je weiter wir nördlich kommen, desto stärker wird auch der Verbrauch, und namentlich leistet man in Jütland im starken Genießen Erstaunliches. In Schweden beträgt die Erzeugung von Branntwein jährlich zwei Millionen Liter, und diese ungeheure Masse wird von der geringen Bevölkerung ganz allein verbraucht. M. Magnus Ruß, ein Schwede, sagt hierüber: „Der Branntweingenuß ist zu einem solchen Grade gediehen, daß, wenn der schrecklichen Gewohnheit nicht bald Einhalt gethan wird, die schwedische Nation großen Uebelständen entgegen geht." Decaisne behauptet, daß in Folge des Spiritusgenusses die skandinavische Rasse sich in geistiger und körperlicher Beziehung verschlechtere, und daß es höchst dringend geboten sei, dem Uebel Einhalt zu thun, selbst wenn wichtige Handelsinteressen darunter leiden sollten.

Die Statistik der Trunkenheit in Großbritannien füllt auch einige Seiten mit unerhaulichen Daten. Nach den offiziellen Angaben beträgt der Verbrauch an Spirituosen jährlich die furchtbare Summe von 180 Millionen Liter. Die Londoner allein geben jährlich drei Millionen Pfund Sterling für starke Getränke aus; die Einwohner von Manchester eine Million, die Glasgower 1,200,000 Pfund. Branntweingenuß erzeugt zwei Drittel der englischen Armen und drei Viertel

aller heilischen Verbrecher, und englische Aerzte haben nachgewiesen, daß von 1200 Irren mehr als die Hälfte ihren Zustand durch Branntweintrinken verschuldet haben.

Die aus Nordamerika mitgetheilten Zahlen sind etwas allen Ursprungs. 1827 verbrauchte man 72 Millionen Gallonen Branntwein im Werth von 48 Millionen Dollar; man zählte 375,000 Trunkenbold, deren jeder wenigstens 100 Arbeitstage durch Trunkenheit verlor. 37,000 derselben starben jährlich, und man kann annehmen, daß sie ihr Leben um mindestens 10 Jahre verkürzten, wodurch dem Staate ein Schaden von 13,000,000 Dollars nach den niedrigsten Berechnungen zugefügt wurde. Die Ausgaben für die Kriminaljustiz betragen jährlich sieben bis acht Millionen Dollars, davon entfallen sechs Millionen auf Verbrechen, die in der Trunkenheit begangen wurden. Rechnet man die durch Branntweingenuß Verarmten hinzu und den durch ihre Unterhaltung dem Staate erwachsenden Schaden, so stellt sich die durch Trunkenheit verursachte Schadensumme auf 20 Millionen Dollars, und damals betrug die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten noch nicht halb so viel wie heute. — Vermehrung der Verbrechen und des Selbstmordes, Entstehung erblicher Trunkenheit und erblicher Epilepsie, Skropheln, Blödsinn und anderer Krankheiten, Abnahme und Elend der Bevölkerung sind die gewissen Folgen des starken Branntweintrinkens.

Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands. Da, wo im schönen Kärnthnerlande der Gail in die Drau fällt, liegt das Städtchen Villach und bei ihm die Villacher Alpe, oder wie die Slawen sie nennen, der Dobratsch, ein Berg, der unser Interesse in mehrfacher Beziehung beanspruchen darf.

Sein nördlicher Abhang birgt in seinem Innern reiche Bleierzlagerstätten, welche in der Gebirgsschlucht, wo Bleiberg liegt, schon seit Jahrhunderten ein eigenthümliches, reges Leben hervorgerufen haben. Auf seiner höchsten Zinne, 6814 Fuß über dem Meere, steht eine weithin sichtbare Kirche, die höchste in Deutschland. Ja, als die Grenzscheide zweier Nationalitäten hat die Villacher Alpe sogar wie kein anderer Berg zwei Kirchen, eine etwas tiefer liegende windische und die erwähnte an der höchsten Spitze liegende deutsche; von dieser letzteren stürzt der Berg fast senkrecht in schauder erregende Tiefe; es ist dies die Stelle, wo zur Zeit des Erdbebens im Jahre 1348 ein Theil des Gebirges sich loslöste und in furchtbarem Sturze zur Tiefe zahlreiche Ortschaften mit seinen Trümmern begrub. Höher als diese Kirchen liegen in Europa nur noch zwei andere: St. Maria am Stilfserjoch, 7854 Fuß und die Kirche am St. Bernhardsberge 7668 Fuß über dem Meere.

Wie fast von allen Wallfahrtskirchen erzählt die Sage auch hier von der Himmelskönigin, welche Hirtenknaben auf dem Felsen stehend erblickten. Der taubstumme Sohn einer Frau aus Wasserleonburg ward an dieser Stelle wieder „redend", und die Mutter ließ aus Dank dafür im Jahre 1690 die windische Kirche am jähen Felsenabhange erbauen. Drei Jahre später erbauten auch die deutschen Gemeinden die deutsche Kirche am Orte der Erscheinung, der höchsten Spitze. Die späteren Reparaturen in den Jahren 1852 und 1853 zeigten, wie beschwerlich ein solches Bau war; alle Materialien, jedes Stück Holz, die Lebensmittel der beim Bau Beschäftigten mußten sehr weit den vier bis fünf Stunden langen Weg heraufgeschleppt werden; dort waren die Arbeiter den in diese Höhe oft plötzlich hereinbrechenden Stürmen Preis gegeben und fanden kaum schützendes Obdach. Am 18. Juli 1853 konnte aber diese neue deutsche Kirche, die höchste Deutschlands, feierlich eingeweiht werden. (J. Perlinee in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins. Bd. II.)

Der österreichische Alpenverein hat am 15. April 1864 sein zweites Vereinsjahr abgeschlossen, in dem er eifrig fortgeschritten ist. Zweck desselben ist: „Die Kenntniß der Alpen, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern." Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnen die Satzungen: „Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Herausgabe von literarischen und künstlerischen Arbeiten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, der Transport- und Unterkunftsmittel und Förderung aller übrigen dem Vereinszwecke dienenden Unternehmungen." In Folge der vom Verein ausgehenden Anregungen sind auch bereits die Statthalterein in den Alpenprovinzen des Kaiserstaates auf die Verbesserung und Erhaltung der Wege in den höheren Alpen eingegangen und wird hierfür jedenfalls in Zukunft noch mehr geschehen. In Salzburg hat man eine Bergführer-Ordnung erlassen und in Tirol die Führer-Taxen festgestellt. Ferner wurden photographische Gletscher-Expeditionen und ein gemeinschaftlicher Ausflug nach dem Oetzthale unternommen. — Das beste Bild der Gesammtthätigkeit des Vereins liefern die vor Kurzem ausgegebenen „Verhandlungen des österreichischen Alpenvereins" und die „Mittheilungen", auf die wir im Globus näher zurückkommen werden. Viel hat der Verein auch seinem thätigen Vorstand Dr. A. v. Ruthner zu verdanken.

Baumwollenkultur in Oesterreich. In der Wiener Zeitung finden wir die Versuche angeführt, die das Ministerium für Handel und Volkswirthschaft bisher zur Einführung der Baumwollenpflanze in Oesterreich machte. 1862 wurde in Dalmatien damit begonnen; man fuhr damit im folgenden Jahre namentlich in der Gegend von Zara fort und pflanzte die Baumwolle bis 1500 Fuß über der Seeküste. Bei der großen Dürre des Sommers 1863 war der Erfolg kein glänzender, aber am Meer und den Flußufern, wo die Feuchtigkeit größer war, gedieh doch ein Theil der Kulturen. Auch auf einer Donauinsel bei Ofen erzielte man gute Resultate. Im laufenden Jahre wurden an verschiedenen Orten 1500 Pfund Samen ausgesäet, und die Gemeindebehörden und Kreisvorstände überwachen den Anbau; für die besten Erzeugnisse sind Preise ausgesetzt worden. Außerdem macht man Versuche in der Militärgegeenze bei Mitrowitz und im Venetianischen von der Pomündung an bis nach Treviso hinauf.

Kroatischer Tischsitte. Dr. A. v. Domin-Petrushevecz erzählt in seinen Reisebriefen aus Kroatien (Oesterr. Revue 1864, V.) folgendes Beispiel kroatischer Tischsitten, das er bei einem Mittagsmahl in Agram beobachtete. Speist nämlich ein Gast zum ersten Male bei einer kroatischen Familie, so erhebt sich, nach dem Gemüse, der Hausherr, füllt das Glas bis zum Rande und trinkt mit dem Spruche: — „Bog zivij prihodnike" — Gott erhalte den Angekommenen — dem Gaste zu, welcher das Zutrinken dankend erwidern muß. Man nennt dies Prihodnike-Trinken. Verschieden ist das gewöhnliche, im Lande allgemein übliche Bog zivi-Trinken. Bei jedem größern Gelage ist ein Tischhere angestellt, der gegen Ende des Mahles die Gesundheit aller Anwesenden und zwar jedesmal mit einem vollen Glase auszubringen hat. Man kann sich leicht vorstellen, daß es keine kleine Aufgabe ist, allen Gästen ein- oder mehrmal zuzutrinken, und daß ein gewiegter Trinker dazu gehört, um die Rolle mit Anstand zu Ende zu führen. Aber je besser er trinken kann, je witziger seine Sprüche dabei lauten, desto größer ist auch die Ehre.

Das militärisch-geographische Institut zu Wien. In Oesterreich läßt sich ein Aufschwung der geographischen Wissenschaft nach allen Seiten hin nicht verkennen. Nach den Berichten des k. k. Instituts machten namentlich die für Zwecke der mitteleuropäischen Gradmessung bestimmten geodätischen Arbeiten erfreuliche Fortschritte. Im Erzgebirge ward durch einen gemischten Ausschuß sächsischer und österreichischer Sachverständigen die Verbindung der sächsischen und der österreichischen Triangulirung sichergestellt; eben so strebte man (im Sommer 1864) dahin, die Verbindung mit dem bayrischen Dreiecksnetze zu vermitteln. Die Militär-Landesaufnahme in Ungarn bis an die Maresch und die Aufnahme der Bukowina auf Grundlage des Katasters wurde vollendet. Die Herausgabe der Karten (aus Wiens Umgebung, Maßstab 1" = 200 Klafter) schritt rüstig vorwärts, und zur Förderung der Kriegsoperationen der österreichischen Truppen in Schleswig wurden Pläne der bedeutendsten Orte in jenem Herzogthum in großem Maßstabe angefertigt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Serbien und ſeine Bewohner.

Von A. Leiſt.*)

Zur Charakteriſtik des ſerbiſchen Volksſtammes. — Mangelhafter Anbau des Landes. — Die Leidensgeſchichte des Landes unter den Türken. — Die Erhebung des Volkes; Tſcherni Georg. — Befreiung durch Miloſch Obrenowitſch. — Religiöſe Verhältniſſe. — Türkiſche Serben; Mohammedanismus und der Stillſtand. — Das deutſche Element und der Fortſchritt. — Der Serbe als Kaufmann und als Landmann. — Landſtraßen und Karauten. — Die Gaſtars. — Moralität. — Das Thal der obern Morawa. — Die Stadt Uſchitza. — Die Bergveſte Sokol. — Serbiſche Namengebung. — Volks- und Familienleben. — Belgrad. — Das Budget und die Handelsverhältniſſe. — Ein Blick auf Türkiſch-Serbien. — Gebirge, Ströme, Wälder und Bergbau. — Landesgrenze.

Dem neuen Fürſtenthum Serbien iſt ohne Zweifel jene glückliche Zukunft vorbehalten, für welche die Vorſehung daſſelbe durch die Verleihung eines fruchtbaren, von mildem Klima begünſtigten Bodens und durch die faſt paradieſiſche Schönheit ſeiner Gegend auserkoren hat. Als ein von der Natur in vieler Hinſicht ſo ſehr begünſtigtes Land verdient

Das letzte türkiſche Medſchlis in Uſchitza. (Originalzeichnung von F. Kaula.)

*) Wir bemerken, daß der Herr Verfaſſer aus dem ſüdlichen Ungarn gebürtig iſt und die Verhältniſſe der Völker in den Süddonauländern, überhaupt des ganzen „Illyriſchen Dreiecks“ aus langjähriger, eigener Erfahrung kennt. Red.

Serbien um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als es das vorzüglichste jener Süddonauländer ist, wo zur Verbreitung der Civilisation und Kultur, nach dem wenigstens vorläufig zurückgedrängten Einflusse Rußlands, das deutsche, sich immer mehr ausbreitende, Nationalelement vorzugsweise die Mission zu haben scheint.

Der kräftige, viel Ursprünglichkeit besitzende serbische Volksstamm ist zwar seinen rumänischen und bulgarischen Nachbaren in geistiger Beziehung weit überlegen, aber seine Anlagen und Fähigkeiten sind trotz der Lernbegierde im Allgemeinen noch so unentwickelt, daß die Kulturstufe der Serben nur als eine geringe bezeichnet werden muß. Jene äußeren, die Bildung vermittelnden Impulse, welche der häufige Verkehr mit civilisirten Nationen gibt, sind in dem meist zwischen uncivilisirten Völkern eingekeilten und keine genügenden Verkehrsmittel besitzenden Fürstenthume noch nicht in erwünschter Weise vorhanden. Die Volkserziehung durch die Schulen ist ungenügend, da Geistliche und Lehrer die zu ihrem Berufe erforderliche Ausbildung keineswegs besitzen, die Familie aber, welche noch an den Nachwehen der vierhundertjährigen Türkenherrschaft leidet, nur herkömmliches Formwesen, aber kaum eine nothdürftige häusliche Erziehung zu geben im Stande ist.

Dieser geringen Stufe geistiger Bildung ganz entsprechend ist natürlich auch die Kultur des Landes, dessen noch immer traurige Verwahrlosung gleich beim Eintritt in Serbien selbst gegen die ungarischen Länder einen grellen Kontrast bildet. Jene lachenden Bilder des Fleißes und der Fruchtbarkeit, welche in Südungarn in der viel von deutschen Colonisten bewohnten Tolna und Baranya, in der von den Ungarn scherzweise benannten „schwäbischen Türkei“ und auch in Syrmien in reizenden Mischungen und Abwechslungen von Feld und Weinbergen, von Wiesen, Gärten, Obstpflanzungen und anderen Zweigen der physischen Kultur unser Auge so wohlthätig erfreuen, sind in Serbien nur selten zu bemerken. Die schöngeformten Berge, die reichbewässerten Thäler bilden in Serbien anmuthige Gegenden, aber es fehlt der Oberfläche fast überall jener Schmuck, den nur die erhöhte Kultur zu verleihen im Stande ist. Die Einförmigkeit ist vorherrschend. Ungeheure Wälder bedecken die Berge und Abhänge, unübersehbare Kukuruz- (Mais) Felder ziehen sich über die Anhöhen und Ebenen hin, Weiden und Haideland nehmen große Strecken ein, während Weinberge und Obstplantagen viel zu wenig, jene Kennzeichen einer erhöhten Landeskultur, die Gärtnerei und der Gemüsebau, aber nur ausnahmsweise zu sehen sind. Der Wald ist hier vorherrschend; der Wald, von der Beschaffenheit des Landes unterstützt, ist das Kapital und der Reichthum Serbiens, wie dies der gegenwärtige Fürst Michael in der Eröffnungsrede der unlängst abgehaltenen Skupschtina sehr richtig betont hat. Leider ist derselbe in Ermanglung fast aller Forstkultur jetzt auch schon vielfach der Verwüstung preisgegeben.

Nach einer unlängst in Belgrad erschienenen Statistik — Terzaeopis Serbije — zählt Serbien auf seinen 800 Quadratmeilen nach der letzten Volkszählung von 1859 1,078,281 Bewohner, mit Einschluß der Fremden und Zigeuner. Im Jahre 1854 hatte es nur 985,000 Seelen. Es kommen also 1347 Bewohner auf eine Geviertmeile, während Belgien auf demselben Flächenraume 8000 ernährt.

Die Grenzen des heutigen Serbiens sind gegen das eigentliche Serbien des ehemaligen Czarenreichs sehr beschränkt, denn es ist bei der Unabhängigkeits-Erklärung ein großer Theil desselben, mit dem gleichfalls von Serben bewohnten Raszien, den Türken verblieben. Ein Theil des Fürstenthums erstreckt sich im Süden über den 43.° hinaus, während der nördliche Theil den 45.° n. Br. nicht erreicht. Länder, welche weniger gebirgig und kultivirter als Serbien sind, haben unter gleichen Breitengraden ein milderes Klima, z. B. das ehemalige Großherzogthum Toskana und Gegenden im südlichen Frankreich, Nizza ꝛc.

Das ehemalige serbische Reich hatte eine zwar glorreiche, aber sehr kurze Geschichte. Seit der Niederlage auf der Hochebene des Amselfeldes — Kossowe — 1389, wo die Serben ihren Kaiser Lazar, die Türken aber auch den Sultan Amurat verloren, war Serbien bis zum Passarowitzer Frieden 1718 ein Bestandtheil des türkischen Reichs, in dem unter dem Titel Despoten nur dem Namen nach noch eigene Fürsten regierten. Die Herrschaft Oesterreichs war schnell vorübergehend, denn schon 1739 kam Serbien wieder unter das harte türkische Joch. Da aber Serbien nicht aus Versunkenheit, sondern nur wegen erfolgter Theilung seiner Kräfte untergegangen war, so hatte sich der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit im Verlauf der Jahrhunderte hindurch im Volke bewahrt und wurde durch Traditionen und Volkslieder, welche mit epischer Färbung die wunderbaren Thaten der alten Helden besangen, genährt und in lebendiger Frische erhalten.

Als im Jahre 1804 der Frevel und Uebermuth der Janitscharen den höchsten Grad erreicht hatten, erwachte der alte Heldengeist der Serben wieder, und Tscherni Georg, welcher sich mit tapferen Männern verbunden hatte, rief in dem Waldlande Schumadia die dortigen kräftigen Waldbewohner zum Kampfe gegen die verhaßten Unterdrücker auf. Mit Ingrimm fiel Tscherni Georg die im Dorfe Sibniza hausenden Türken an und vernichtete dieselben sammt ihrem Subaschi. Nach diesem Erfolge erhob sich das ganze Land und griff zu den schon in Bereitschaft gehaltenen Waffen. Da Tscherni, oder wie ihn die Türken nannten, Kara Georg (der schwarze Georg), sich den Anschein gab, nur gegen den Uebermuth der disciplinlosen Janitscharen, welche sich unlängst gegen die Pforte selbst empört hatten, zu kämpfen, so schlossen sich ihm selbst viele Türken an, ja, es erhielt sogar der Wesir von Bosnien aus Konstantinopel den Befehl, die Serben zu unterstützen und die Zügellosigkeit der Janitscharen zu bestrafen. Der Pascha kam mit seinem Heere, und die Häupter der Janitscharen entflohen bei seiner Annäherung ans Belgrad. Als aber die sprach- und religionsverwandten Russen 1806 in die Walachei einrückten und den Serben ihre Hülfe verhießen, da erhob sich Tscherni Georg, der sich bisher mit den Serben zufrieden stellte, aber nur den Schein der Unterwürfigkeit bewahrt hatte, mit seinen Landsleuten wieder, erstürmte am 12. December desselben Jahres Belgrad und vernichtete den letzten Rest der türkischen Herrschaft. Doch dauerte der Kampf abwechselnd mit geringer Beihülfe der Russen fort, bis im Jahre 1812 Rußland sein Corps von 3000 Mann aus Serbien zurückzog. Schon im folgenden Jahre brachen die Türken mit Uebermacht in Serbien ein und unterjochten das Land abermals. Furchtbar war das Blutgericht der barbarischen Türken. Der Vorsteher des Klosters Tnaw, der Neugriche Rhigas, wurde im Schloßhofe zu Belgrad zersägt, und 36 Serben wurden daselbst gespießt. Vor den Thoren der Stadt Belgrad wurden über 100 Serben enthauptet und ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt. Ich habe selbst Leute gesprochen, welche dieses gräßliche Schauspiel auf den Feldern von Belgrad gesehen haben.

Nun waren die Früchte aller serbischen Siege verloren. Tscherni Georg selbst entfloh mit vielen Anderen nach Oesterreich. Aber ein Mann von gleich niedriger Abkunft, doch mit allen Eigenschaften eines Führers begabt, stellte sich 1815 an die Spitze der Verzweifelten. Milosch

Obrenowitſch ſiegte und befreite neuerdings ſein Vaterland. Im Jahre 1817 wurde Miloſch zum Oberhaupte erwählt, und Rußland nahm die Rechte der Serben in die Traktate von Akjerman und ſpäter in den Friedensſchluß von Adrianopel auf.

Laut dieſes Friedensſchluſſes mußten die Türken den Serben alle Städte einräumen, und dem Sultan blieb nur das Recht übrig, die Feſtungen Belgrad, Uſchitza, Tjupria, Semendria, Schabaz und Palanka mit Garniſonen zu beſetzen. Nirgends auf dem Lande oder in den Städten durfte ein Türke verbleiben, oder ſich niederlaſſen. Die Folge war, daß die Türken ſich in die Feſtungen zurückzogen, oder Serbien gänzlich verließen. So waren die von denſelben bewohnten Stadttheile der Verödung und dem Verfalle überlaſſen. Solche verlaſſene Stadttheile ſtellen unſere Bilder von Belgrad und Uſchitza dar.

Obgleich Miloſch Obrenowitſch mit Klugheit und Beſonnenheit die Regentſchaft führte, gelang es ihm doch nicht, die Umtriebe einer gegen ihn, meiſt aus Senatsmitgliedern beſtehenden Partei zu verhindern. Ein Ukaw, welcher die Gewalt des Fürſten durch den Senat beſchränkt, wurde als Staatsgrundgeſetz ausgearbeitet. Die hierauf folgenden unruhigen Vorgänge, welche das begonnene Reformwerk mehrfach unterbrachen, der Wechſel der Regenten, ſo wie die neueſte Geſchichte Serbiens ſind nicht unbekannt.

Der gegenwärtige Fürſt Michael III. (geb. 1825, regiert ſeit 7. Oktober 1860) ſucht die bereits von Miloſch gemachten Anfänge zur Hebung der Volksbildung nach Kräften zu vermehren. Derſelbe iſt gegenwärtig mit der Gründung einer Univerſität zu Belgrad beſchäftigt, wozu der Schulfond von 60,000 Dukaten verwendet werden ſoll. Das bisherige Lyceum ſoll aufgehoben, und die Profeſſoren ſollen bei der Univerſität angeſtellt werden. Vorläufig wird aber die mediziniſche Fakultät fehlen.

Die Serben bekennen ſich zur griechiſch-orientaliſchen Kirche und haben eben ſo wie die Ruſſen den alten julianiſchen Kalender im Gebrauche. Daß ſich bei den Religionsgebräuchen der Serben noch manche Erinnerungen und Anklänge aus dem Heidenthume vorfinden, iſt gar nicht zu leugnen, und daſſelbe kommt ja auch bei andeeen Völkern und Religionsgenoſſen vor. Der ſehr häufige Brunnen- und Quellen-Kultus erinnert wohl an das Heidenthum, oder auch an den türkiſchen Gebrauch, das in jenen Gegenden ſehr wohlthätige Quellwaſſer zu Religionszwecken zur Verwendung zu bringen. Wie die Türken ihre oft ſchönen mit Baſſins verſehenen Tſchesmen, ſo haben auch die Serben ihre gemauerten Quellen, „Vodiza“ genannt, die gewöhnlich in anmuthigen Gegenden liegen und auch dem Naturfreunde eine erfreuliche Erſcheinung ſind. Die Behauptung aber, daß die Religion der Serben aus einem Gemiſch leerer Förmlichkeiten und heidniſcher Erinnerungen beſtehe, wie dies in einigen Büchern zu leſen iſt, zeugt von einer ſehr oberflächlichen Beurtheilung der griechiſch-katholiſchen Religion. Die weſentlichſten Religionsgebräuche der Serben ſind auch bei den Katholiken wieder zu finden, nur mit dem Unterſchiede, daß die Liturgie der Serben viel länger dauert, als die Meſſe der Katholiken, daß die Bekreuzung weit häufiger geſchieht, und daß die Faſten außerordentlich ſtrenge beobachtet werden. Mit Ausnahme des Frohnleichnamfeſtes haben die Serben ganz dieſelben Feſte, welche von den Katholiken gefeiert werden; doch wird das Feſt der Waſſerweihe (das heilige drei Königsfeſt der Katholiken) wie bei allen orientaliſchen Chriſten öffentlich beim nächſten Fluſſe oder Bache ſehr feierlich und mit großem Pompe begangen. Die ſchönen Gebräuche am Weihnachts- und Auferſtehungsfeſte übergehen wir hier nur ungern.

Die ſerbiſchen Kirchen und Klöſter erreichen allerdings nicht die wunderbare Pracht der Glaubensgenoſſen in Moskau und Kiew, aber man bemerkt doch recht anſehnliche Gebäude, und eine Kommiſſion von öſterreichiſchen Architekten hat dort jüngſt ſehr beachtenswerthe Denkmäler der byzantiniſchen Baukunſt aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Bei den orientaliſchen Chriſten wird außerordentlich viel geläutet; den Serben wurde aber der Gebrauch der Glocken erſt in Folge der Traktate von Adrianopel zugeſtanden. —

Es iſt bekannt, daß die Serben von großem Haſſe gegen die Türken erfüllt ſind; daher gehörte ſchon früher der Fall, daß ſich Serben freiwillig zum Islam bekannten, zu den Seltenheiten. Gegenwärtig aber, wo die Türken vertrieben und nur auf die Feſtungen beſchränkt ſind, kann ein ſolcher Uebertritt gar nicht mehr ſtattfinden. *) In Bosnien aber, wo die Chriſten unterdrückt und ihre ehemaligen Glaubensgenoſſen, jetzt ſerbiſchen Mohammedaner Edelleute, Sipahi (Gutsbeſitzer) und Soldaten ſind, dort gehört auch heut zu Tage der Abfall vom Chriſtenthume nicht zu den Seltenheiten. Unſer Bild ſtellt die Typen ſerbiſcher Türken vor und zwar 1. 2. Osmanli, und 3. 4. zwei Türken ſerbiſcher Abkunft.

Dem Türken iſt der Koran nicht allein die Richtſchnur ſeiner religiöſen Handlungen, ſondern auch des geſelligen Lebens und der bürgerlichen Verwaltung. Alles, was zum Koran in keiner Beziehung ſteht, wird vom Türken nicht gefördert, daher der Stillſtand oder doch nur kaum bemerkbare Fortſchritt in allen Zweigen der Civiliſation, in welchen das übrige Europa raſtlos vorwärts ſchreitet. Die türkiſchen Meere werden nur von fremden Dampfſchiffen befahren, von Eiſenbahnen ſind erſt geringe Spuren vorhanden; die den Verkehr durch Saumthiere vermittelnden Wege ſind in ſchrecklichem Zuſtande, und Fahrſtraßen gibt es gar keine. Man hat in der Türkei zwar die Briefmarken ebenfalls eingeführt, aber wie vor Jahrhunderten, ſo werden die Briefe noch heute durch Tataren und Packpferde befördert. Alle unparteiiſchen Beurtheiler der türkiſchen Zuſtände ſtimmen darin überein, daß dort eine weſentliche Beſſerung nur mit dem Verlaſſen des Mohammedanismus eintreten könne, ſo wie denn auch in der Türkei die Neuerer und Fortſchrittsmänner den Mohammedanismus nur äußerlich und zum Scheine zeigen. Mit dem Koran iſt die unbedingt nothwendige Regeneration der Türkei nicht möglich. Mit dem geiſtigen Stillſtande der Türkei hängt auch die politiſche Unfähigkeit zuſammen, welche gegenwärtig ſo groß iſt, daß das morſche Gebäude nur durch die Eiferſucht der europäiſchen Mächte erhalten werden kann. So wie Serbien, Griechenland, die Moldau und die Walachei ſich von der Türkei losgeriſſen haben, ſo werden ſich auch die übrigen der Mehrzahl nach von Chriſten bewohnten Länder befreien, ſobald dieſelben den apathiſchen Zuſtand, in welchen ſie der nachtheilige Einfluß des Islamismus eingelullt hat, werden überwunden haben. Die Oberherrſchaft wird dort ſonder Zweifel in dem unausbleiblichen Kampfe, vielleicht ſchon in nicht ferner Zeit, dem Chriſtenthume zufallen.

Unter ſolchen Umſtänden hat Serbien die wichtige Aufgabe, ſeinen Nachbarländern Vorbild und Anhalt zu ſein, und dieſem Beruf iſt es auch ſchon bisher, trotz der ſehr bedauerlichen inneren Wirren, nach Kräften nachgekommen;

*) Serbien ſteht jetzt mit der Pforte in Unterhandlung, welche die Beſeitigung der Türken auch aus den Feſtungen des Landes, mit Ausnahme von Belgrad, bezweckt, weil dieſe Feſtungen fortwährend nur den Haß zwiſchen Türken und Serben erhalten und nähren. Dagegen dürfte man den Türken den verlaſſenen türkiſchen Stadttheil von Belgrad wieder einräumen.

Die Prinz Eugen-Ruine im verlassenen Türkenstadttheile Belgrads. (Originalzeichnung von F. Ranitz.)

Digitized by Google

Typen ſerbiſcher Türken. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

1. und 2. Osmanli in Serbien. 3. und 4. Türken ſerbiſcher Abſtammung.

die Serben sind, vermöge ihrer geistigen Anlagen, vorzugsweise dazu befähigt. —

Gegen das deutsche Element hat der Serbe durchaus nicht jene Abneigung, wie solche bei einigen anderen slavischen Völkern zu finden ist. Viele Gebildete sind der deutschen Sprache mächtig, und die deutsche Literatur ist denselben nicht fremd. Der deutsche Handwerker findet in Serbien günstigen Boden zur Verwerthung seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, denn leider ist die technische Kultur dort noch sehr zurück, obgleich die Bewohner auch hierin gute Anlagen, aber, wie es scheint, weniger Neigung besitzen. Wenn die Bildung dort allgemeiner wird, werden auch Bedürfnisse, Bequemlichkeit und Luxus zunehmen und den Handwerker und Künstler nothwendiger machen. Jetzt verfertigt der Landmann in Serbien noch immer sein Lehmhaus selbst; sein Wagen und seine Ackergeräthe sind sein oder seines Nachbarn Werk. Er braucht keinen Schlosser und keinen Glaser, denn seine Habe ist bei hölzernem Riegel sicher, und die Papierfenster genügen ihm. In den aufblühenden Städten aber findet der Handwerker Beschäftigung, daher lassen sich manche eingewanderte Deutsche dort nieder, gelangen zur Wohlhabenheit und dürften den Kern des künftigen Bürgerthums bilden, wie dies ja auch in den südungarischen Städten der Fall ist. Tischler, Sattler, Uhrmacher, Schlosser und die Verfertiger von Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus sind Deutsche. Die unentbehrlichsten, einfachsten Dinge verfertigt der Serbe. Die Sandalen macht der Opantschar; der Chepeeria macht die gebräuchlichen Kotzen; das grobe Tuch aus Zackelwolle, die Thongefäße ꝛc. verfertigen die serbischen Handwerker. Manche aus Macedonien und Albanien herstammenden Zinzaren sind Bäcker, Fleischer, Steinsetzer und Architekten. Daß auch das nördliche Deutschland schon ein Contingent Gewerbsleute in die serbischen Städte geschickt hat, beweist die Thatsache, daß sich in Belgrad eine deutsch-protestantische Gemeinde gebildet hat, welcher der Prediger Daniel von Köln vorsteht.

Der Handelsstand wird von den Serben gern ergriffen, und sie sind für denselben vermöge ihrer Intelligenz, Strebsamkeit und der sprichwörtlich gewordenen Knauserei vorzugsweise befähigt. In ganz Serbien gibt es nur 300 Juden, welche sich meist in Belgrad aufhalten. Die für das Handeln und Feilschen sehr befähigten Serben lassen die Juden nicht aufkommen. Zur Charakteristik der Serben in dieser Beziehung erzählt die Sage Folgendes: Als Jesus Christus am Kreuze hing, kamen die Nationalitäten Ungarns dort zusammen und beriethen sich, auf welche Weise sie in Besitz des Leichnams kommen könnten. Der Magyar sagte: „Wir nehmen den Leichnam mit Gewalt.“ Der Walache rieth, die Wächter zu berauschen, und wenn die Betrunkenen schliefen, Jesum zu stehlen. Der Slave wollte den Leib Christi durch Bestechung gewinnen, und der Deutsche wollte denselben durch eine unterthänige Bittschrift von der Behörde erlangen. Der Serbe aber sagte: „Wir wollen den Leichnam Christi kaufen, denn vielleicht können wir ihn später mit Profit wieder verkaufen.“

Die serbischen Kaufleute sind weithin verbreitet; sie haben in Bukarest, Triest, Pesth und Wien ihre Firmen und in den Städten Südungarns und Slavoniens zeichnen sich dieselben durch Wohlstand vor ihren katholischen Kollegen aus. Auf allen größeren Jahrmärkten Südungarns erscheinen Handelsleute aus Serbien mit ihren Waaren, welche freilich nicht aus Fabrikaten, sondern nur aus Rohprodukten, z. B. aus Häuten und Schaffellen bestehen.

Den serbischen Landmann beschäftigten der Wald und die Viehzucht viel mehr, als der Ackerbau, welcher mehr Mühe und Fleiß erfordert, aber auch mehr bildet und die Sitten mildert. Die Bewohner der Schumadia (von Schuma, der Wald) sind viel ungebildeter und roher, als jene im Nordwesten, welche mehr als andere Bewohner dieses Landes dem Ackerbau ergeben sind. Leider aber ist es hier wieder der Kukuruz (Mais), welcher mit besonderer Vorliebe gebaut wird, und der auch auf dem fetten Boden Serbiens außerordentlich gut gedeiht, aber erfahrungsmäßig den Wohlstand nur schwer aufkommen läßt. Und doch ist der Weizen, welchen Serbien erzeugt, von ausgezeichneter Schönheit.

Serbien ist von einigen Touristen als Weinland bezeichnet worden, was es im weitern Sinne auch ist, und der rothe serbische Wein wird ja auch schon in den alten Heldenliedern gepriesen. Nach unserer eigenen Anschauung aber müssen wir bekennen, daß Serbien in der Weinproduktion quantitativ und qualitativ gegen Ungarn und Slavonien noch sehr zurück ist. Wir glauben nicht, daß ganz Serbien so viel Wein erzeugt, als das einzige ofner Weingebirge; der Fruschka-Gora oder der paradiesischen Hegyalja in Oberungarn gar nicht zu gedenken. Im Waldlande gedeiht der Wein nicht; erst dann, wenn die Wälder gelichtet sind und eine allgemeinere Kultur das Klima der Hochebenen gemildert haben wird, dürfte sich der serbische Wein einen Namen erwerben. Indeß die Weine von Ritopek, Jagodina und besonders von Semendria sind gute Erzeugnisse, schwer und feurig. —

Es ist ein günstiger, sehr zu beachtender Umstand für Serbien, daß die von Wien nach Konstantinopel führende Hauptstraße, welche den Handel beider Kaiserreiche vermittelt, durch das Land geht. Hätte die Türkei fahrbare Straßen, der Eisenbahnen noch gar nicht zu gedenken, so müßten sich die Handelsverhältnisse Serbiens längst günstiger gestaltet haben, da die Bedürfnisse zum gegenseitigen Waarenaustausch vorhanden sind und Serbien außer der großen Hauptstraße auch einige andere Straßen mit Aufwand von Kosten und vieler Arbeitskraft hergestellt hat oder neu aufführen ließ. Solche Straßen sind: von Belgrad nach Widdin, von Belgrad nach Kragujewaz, und von Kragujewaz über Poschez nach Uschitza, welche letztere den Hauptverkehr mit Bosnien vermittelt.

Die Handelswege in Serbien werden durch sogenannte Karaulen (sprich Kara-ulen), d. h. Wachthäuser, geschützt, welche zur Aufrechthaltung der Sicherheit, besonders in menschenleeren Gegenden, an den Straßen angebracht sind. Die Serben haben diese türkische Einrichtung ihrer Nützlichkeit wegen beibehalten, und es sind die Karaulen auf allen Verkehrsstraßen anzutreffen. Wie unser Bild zeigt, besteht die Besatzung einer Karaule nur aus wenigen, höchstens 10 Mann, mit einem Offizier oder in den meisten Fällen einem Unteroffizier, türkisch Subaschi genannt. Die Wachtmannschaft ist, mit Ausnahme des Offiziers, aus Gründen der Oekonomie in der landesüblichen Bauerntracht, wie dies in Serbien auch bei anderen militärischen Dienstleistungen vorkommt und auch in der österreichischen Militärgrenze bei den dienstthuenden und wachthabenden Posten üblich ist. Solche Landwehren haben Serbien befreit; alle waffenfähigen Männer werden einexercirt und haben die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen. Stehende und uniformirte Truppen hat Serbien nicht viel. Der in der Karaula sitzende Wehrmann hat das beliebte serbische Nationalinstrument, die „Gusle“, zur Seite, welche den sehr oft und gern singenden Serben zur Begleitung ihrer Lieder dient. Die Gusle ist ein sehr einfaches Instrument und reicht in jenes tiefe Alterthum zurück, wo die edle Tonkunst mit ihren Instrumenten noch in der Wiege lag. Der bohle

Digitized by Google

hölzerne Leib der Gusle iſt mit einem feinen Lammfelle beſpannt und mit einer einzigen aus 8 oder 10 Pferdehaaren beſtehenden Saite bezogen, welche mit einem krummen Pferdehaarbogen geſtrichen wird. Die Gusle hat einen ſanften, etwas näſelnden Ton, der ſich in wenigen Mollſönen fortbewegt. Faſt jeder Serbe ſpielt dieſes Inſtrument. Oeffentlich wird es vor den Kirchen und Klöſtern, auch an den Straßen von alten oder blinden Beltlern geſpielt, die ihren Geſang mit der Gusle begleiten. Dieſe Guslars werden, wenn ſie das einfache Inſtrument mit Zartheit und Geſchmack zu ſpielen verſtehen und in ihrem Gedächtniſſe eine Auswahl von Liedern beſitzen, vom Volke gern gehört und in Ehren gehalten. Ihnen verdanken die Liederſammler manchen werthvollen Schatz alter Heldenlieder. Ein Lied des Guslars beginnt ſo:

„Weiße Wila,*) du mein hehres Weſen,
Deine Stimme laß zur Gusle hören,
Deine Stimm' zum ſüßen Laut der Gusle."

Serbien iſt in Deutſchland vorzugsweiſe durch die Schilderungen Ranke's und Ollo v. Pirchs bekannt geworden, und namentlich hat Letzterer über Land und Leute ſo günſtig geurtheilt, daß demſelben kaum ein Wort des Tadels entſchlüpft iſt, zugegeben natürlich, daß die Kulturzuſtände des von der Türkenherrſchaft befreiten Serbiens erſt die Anfänge zu ihrer Entwicklung gemacht haben. Das außerordentlich günſtige Urtheil von Pirchs über die Serben läßt ſich aber auch in Beziehung auf die Verhältniſſe, unter welchen derſelbe Serbien bereiſte, ſehr wohl rechtfertigen. Als preußiſcher Premier-Lieutenant eines Garderegiments reiſte er als Cavalier unter ſehr günſtigen Umſtänden. Er wurde dem Fürſten Miloſch vorgeſtellt, weilte und lebte bei demſelben als Gaſt, reiſte ſpäter als ſolcher mit der vom Fürſten ihm beigegebenen Begleitung und wurde überall von den Kneſen und den Gebildeten des Landes mit Auszeichnung behandelt und bewirthet. Auf dieſe Weiſe ſah Hr. v. Pirch Alles im Roſenlichte der ſerbiſchen Gaſtfreundſchaft, während die Schattenſeiten verborgen blieben, oder, wenn ſie ſich offenbarten, durch den Reiz des Fremdartigen oder der Neuheit wohl gar gefielen. Gewiß, dieſer Touriſt hat die Gunſt, die man ihm bewieſen, nicht mit Undank belohnt, und ſeine Nachſchreiber haben, geſtützt auf die günſtigen Ausſagen, ſogar die große Sittenreinheit des ſerbiſchen Volkes geprieſen. Wir unſererſeits haben das Volksleben weniger im Konak (Herrenſitz) des Hochgeſtellten, als im Han und wohl auch in der Hütte des Landmannes kennen gelernt, und obgleich wir dem ſerbiſchen Volke mit Vorliebe zugethan ſind, müſſen wir doch geſtehen, daß jene, in den Büchern geprieſene Sittenreinheit beim gemeinen Volke gar nicht exiſtirt, denn man ſteht in Serbien in Bezug auf die Sittlichkeit gar nicht auf dem Standpunkte unſerer Begriffe. Die Sitten des fröhlichen ſerbiſchen Volkes ſind namentlich in einer Beziehung ſehr lax und es iſt ſehr wahr, was ein Reiſender geſagt hat, daß mit dem Laufe der Donau die Schlüpfrigkeit immer mehr zunimmt, bis dieſelbe in der Walachei und beſonders in Bukareſt bis zur größten Extravaganz ausartet. Es iſt wohl auch natürlich, daß bei einem auf ſo niedriger Kulturſtufe ſtehenden Volke die Ergebniſſe einer guten Erziehung fehlen, und daß daher Rohheit, Unwiſſenheit und kraſſer Aberglaube beim gemeinen Volke noch vorherrſchend ſind! — Wahr iſt es, daß man Meſſer und Gabeln faſt in jedem Hauſe verfindet (früher rupfte man das Fleiſch auf türkiſche Weiſe mit den Fingern), aber dies thut es noch nicht, — es muß alles Türkiſche, was noch ſo reichlich vorhanden iſt, verſchwinden; das kann aber nur dann geſchehen, wenn ſich dort die deutſchen Kulturelnflüſſe größere Geltung verſchafft haben werden, und das iſt nur wieder erſt möglich, wenn in Serbien durch andauernde innere Ruhe größere Sicherheit und ungeſtörte Berückſichtigung der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe eintreten werden.

*) Wila iſt die ſerbiſche Berg- und Waldnymphe.

Der Italiener kann mit ſeinem Sprüchworte: Vedi Napoli, e poi muori kaum ſtolzer auf Neapel ſein, als der Serbe auf das wunderbare, wildromantiſche Uſchitza iſt, welches auch in jedem Beſchauer einen unvergeßlichen Eindruck zurückläßt. So wie der Walache von ſeiner Metropole „Bukureſchl" behauptet, daß, wer auch nur einmal das ſüße Waſſer der Dumbowitza getrunken hat, den ziehe es nimmer von dannen, eben ſo ſoll auch das köſtliche Waſſer von Uſchitza die geheimnißvolle Kraft beſitzen, daß es den Fremden, der es getrunken, an die zwiſchen hohen Felsbergen gelegene, merkwürdige Stadt feſſelt.

Zu den ſchönſten und intereſſanteſten Gegenden des heutigen Serbiens gehört unſtreitig das Thal der obern ſerbiſchen Morawa, welches ſich von der Stadt Tſchatſchak aufwärts gegen Uſchitza hinzieht und ſich durch Fruchtbarkeit und Kultur auszeichnet. Jedenfalls haben die dort zahlreichen Klöſter von jeher zum Anbau der Gegend beigetragen. Hier erhebt ſich der alle anderen Bergkuppen überragende und weithin ſichtbare Berg Kablar, welcher in der ganzen Gegend den Landleuten als Wetterprophet gilt und mit dem viel niedrigern, aber durch ſeine iſolirte Lage gleichfalls imponirenden Berg Owtſchar ein Gegenſtand ſinnreicher Sagen iſt. Der Böttcher heißt nämlich ſerbiſch Kablar (vom deutſchen Kübel) und Owtſchar heißt der Schäfer. In der alten glücklichen Zeit Serbiens nämlich war hier, der Sage nach, an Wein und Milch ein ſolcher Ueberfluß, daß der Böttcher, welcher als Weinküfer die Kellerwirthſchaft leitete, eine große Rinne verfertigte, mit welcher der an den Geländen des Kablar wachſende Wein und die Milch der zahlreichen Schafe nach dem Owtſchar geleitet werden konnten. Die Morawa windet ſich nämlich in mäandriſchen Krümmungen durch die Felſen beider Berge hindurch. In Wirklichkeit iſt aber auch die fruchtbare Gegend reich an Schafheerden und Weinbergen, obgleich das Klima wegen der ziemlich hohen Lage weniger mild, als in den meiſten anderen ſerbiſchen Flußthälern iſt. Nur wenige Stunden weiter hinauf hört auch aller Weinbau auf. Von den Klöſtern am Owtſchar zeichnet ſich jenes zu Troitza (Dreieinigkeit) aus, deſſen Kalojeren (d. h. Geiſtliche) ſich auch mit Ackerbau beſchäftigen und daher auch die maleriſche Wirkung der Gegend erhöhen.

Je romantiſcher aber die Gegend wird, deſto ſeltener werden die angebauten Punkte, aber nicht etwa wegen einer Ungunſt des Bodens und des Klimas, ſondern wegen der zu geringen Bevölkerung. In Deutſchland werden höhere Gebirgsgegenden unter weit ungünſtigeren klimatiſchen Verhältniſſen angebaut, und deutſche Anſiedler würden dieſe Strecken ſehr bald in eine blühende Landſchaft verwandeln. Wiederum macht hier das in einem ſchönen Thale liegende Kloſter Godewik eine Ausnahme mit ſeinen Feldern und Kulturanlagen; bemerkbar ſind hier überall die Wälder vorherrſchend. Je mehr man ſich Uſchitza nähert, deſto höher werden die Berge und deſto mehr treten die Felſen hervor.

Uſchitza (auch Uſchize) mit ſeiner großartigen Umgebung gewährt einen überraſchend fremdartigen Anblick und ſoll in Bezug auf ſeine ſeltſame Lage zwiſchen koloſſalen wilden Felsmaſſen von den Türken mit der Mutter der

Städte, dem heiligen Mekka, verglichen werden, welches gleichfalls in einem engen, von düſteren Höhen umgebenen Thale liegt.

Wir ſehen auf unſerm Bild Uſchitza von dem äußerſten Vorſprunge der hohen Poſcheganer Straße. Die Feſtung und Stadt liegen in einem tiefen Einſchnitte zwiſchen wilden Felskoloſſen mit dunklen Bergen im Hintergrunde. Links in der Kluft ſteigt ein Felskegel auf, der Feſtungswerke mit Thürmen trägt. Auf dem ſteilen Felsgrat rechts ſehen wir oben einen Thurm, und die vom Felsgrat abwärts gehenden Mauern ſchließen ſich an einen tiefer liegenden Thurm an. Im Vordergrunde fließt die Djettinja und windet ſich bei hohem Waſſerſtande, den ſie beim Schmelzen des Schnees der Gebirge erreicht, rauſchend durch die Felsmaſſen. Uſchitza iſt der Hauptverbindungsort zwiſchen Serbien und Bosnien und ſteht namentlich mit Serajewo im Verkehr, weshalb der Ort von vielen Kaufleuten und auch einigen deutſchen Handwerkern bewohnt wird. Nach Völters Geographie ſoll Uſchitza 6000 Einwohner haben, und Otto von Pirch nennt ſie die größte und volkreichſte Stadt in Serbien nächſt Belgrad. Beides iſt aber unrichtig, denn nach den neueſten ſtatiſtiſchen Nachrichten Serbiens zählt Uſchitza nur 3383 Einwohner, während Paſſarewitz 5309, Schabatz und Jagodina jedes über 4000 Einwohner haben. Allerdings zählte vor 35 Jahren Uſchitza noch 2000 türkiſche Einwohner mit Einſchluß der Beſatzung; nachdem aber der türkiſche Stadttheil verlaſſen daſteht, hat ſich auch die Einwohnerzahl vermindert.

Während des Unabhängigkeitskrieges ſpielte die Feſtung Uſchitza eine Rolle, und es konnte das Kaſtell von den Serben gar lange nicht eingenommen werden. Als aber nach langer Umzingelung der Hunger die Beſatzung faſt ganz aufgerieben hatte, nöthigten die Flammen des in Brand geſchoſſenen Kaſtells die geringe Beſatzung zur Uebergabe.

Als die Bedingungen des Adrianopeler Friedens es den Türken noch nicht verwehrten, ſerbiſche Städte zu bewohnen, hatten dieſelben zur Leitung ihrer Gerichtspflege in den Städten einen Muſſelim, welcher aber mit den ſerbiſchen Rechtsangelegenheiten nichts zu thun hatte. Mit dem Abzuge der Türken aus den Städten hatte auch die Verrichtung des Muſſelims ihr Ende erreicht. Wir ſehen auf unſerm Bilde den Muſſelim, wie er mit dem Schreibrohr in der Hand zum letzten Male ſein Amt ausübt, bevor er von dem geliebten Uſchitza ſcheidet. Der Ofen, den wir auf dem Bilde bemerken, zeigt die Rauhheit des hochgelegenen Ortes an.

Vor 1830 hatte das befreite Serbien nur einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen. In dieſem Jahre aber wurden unter großem Widerwillen der Türken noch ſechs fruchtbare Bezirke vorzugsweiſe durch die Vermittlung Rußlands dem Fürſtenthume einverleibt. Als zu dieſem Zwecke der türkiſche Commiſſarius aus Konſtantinopel in Serbien

Serbiſche Karaula an der Drina. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

eintraf und ſich mit den ſerbiſchen Bevollmächtigten in Verbindung ſetzte, um die Uebergabe der ſechs Diſtrikte und die Grenzregulirung zu leiten, fand derſelbe mit den Bevollmächtigten in dem Drinaiſchen Bezirk, welcher damals zu Bosnien gehörte, den größten Widerſtand. Die türkiſchen Beamten und die zum Islam übergetretenen Sipahi (Lehnsherren) widerſetzten ſich der Abtretung. Der Paſcha von Swornik warf die ſerbiſchen Bevollmächtigten ins Gefängniß und war nahe daran, dieſelben tödten zu laſſen. Endlich entließ er ſie, nachdem er ihnen das Verſprechen abgenommen hatte, daß ſie niemals wiederkehren würden.

Auch die hohe Bergfeſte Sokol, welche an dem zwiſchen Walſewo und Swornik ſich hinziehenden rauhen Gebirgsrücken liegt, und die damals ſchon zu Serbien gehörte, aber von einer türkiſchen Beſatzung beſetzt war, weigerte ſich ſchon früher, die Feſte den ſerbiſchen Commiſſarien vertragsmäßig zu übergeben. Der Fürſt von Serbien mußte damals in

Konſtantinopel mit Ernſt auf die Erfüllung der Traktate dringen, wonach den Türken nur ſechs Feſtungen verblieben.

Sokol heißt Falke und es iſt in Serbien eine poetiſche Erſcheinung, daß die Ortsnamen dort ſehr oft eine mit

Auch bei Ertheilung der Namen an ihre Kinder richten ſich die Serben nicht immer nach dem Kalender, ſondern wählen dieſe nach Gefallen, weshalb man auch ſehr poetiſch klingende Namen hört. So iſt der Name Miloſch (Lieb-

Der Bergfeſte Uſchitza in Serbien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Thieren und Pflanzen in Beziehung ſtehende Bedeutung haben. So heißt Kragujewaz der Sperberort, von Kraguj, der Sperber, Jagodina — Erdbeerthal, von Jagod, die Erdbeere, Koſſowo-polje — Amſelfeld und Orlowaz — Adlerberg ꝛc.

ling) kein Kalendername, eben ſo Miliza, Ljubiza — Geliebte, beides auch hiſtoriſch berühmte Frauennamen, Kwiela, die Blume, Jageda, die Erdbeere und andere. Dieſe Sitte findet man auch bei den Türken, deren Frauen gewöhnlich bedeutungsvolle und wohlklingende Na-

men haben, z. B. Lulu, die Perle, Zahra — Blume, Derisa — anmuthig, Saida — glücklich, Dschemila, — schön, Labna — milchweiß ꝛc.

Das Reisen in Serbien bietet dem Fremden nicht allein deshalb Anziehendes, weil ihn die malerischen, durch Farbenherrlichkeit ausgezeichneten Gebirgslandschaften entzücken, sondern auch, weil hier das Volks- und Familienleben viel Eigenthümliches und Interessantes darbietet, was anderweitig nicht zu sehen ist. Viele Gebräuche und Verhältnisse im geselschaftlichen Leben sind in Serbien heute noch eben so, wie vor vier- oder fünfhundert Jahren. Wie damals Marko Kraljewitsch, wenn es ihm beliebte, mehrere Tage hintereinander Wein zu trinken, von seiner Mutter bedient wurde, so müssen auch heute noch die Frauen bei den Gastereien Männer und Gäste bedienen, ohne an den Mahlzeiten selbst Antheil zu nehmen. Das alte patriarchalische Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen hat sich bis heute erhalten und bietet dem Ethnographen viel Anziehendes, besonders wenn es ihm gelingt, in der Familie selbst zu weilen, was allerdings nicht schwer ist, denn die Gastfreundschaft ist die schönste Blume der serbischen Tugenden. Es ist aber zum Studium dieses Volkslebens die Kenntniß der serbischen Sprache unbedingt erforderlich. Wer irgend einer slavischen Sprache, ohnedies schon kundig ist, dem wird das Verständniß des Serbischen sehr leicht, besonders wenn er sich vornherein mit den sehr zahlreichen türkischen Wörtern, welche die serbische Sprache angenommen hat, vertraut macht. Man kann annehmen, daß ein Fünftel der serbischen Hauptwörter von den Türken entlehnt sind. Diese ausgenommen, ist der Russe am meisten befähigt, sich mit dem Serben zu verständigen.

Die wenigen Reisenden, welche das Land zum Vergnügen, oder, was wohl öfter geschieht, zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung besuchen, machen gewöhnlich mit dem Besuch der weltberühmten Stadt Belgrad den Anfang, weil sie von derselben meist große Erwartungen hegen, die sich hier im Anschauen der Wirklichkeit aber fast gänzlich in Enttäuschungen auflösen. Die welthistorischen Begebenheiten von Belgrad sind uns von Jugend auf aus den Erzählungen und alten Volksliedern bekannt, und unsere Einbildungskraft hat sich mit denselben von Kindesbeinen an sehr rege beschäftigt. Belgrad! — Hier war es, wo der bravste Mann einem „Bassen" die Türkenpfeife einst abgewann! — Dies ist die Stadt und Festung, die der edle Ritter Prinz Eugenius dem Kaiser wiederbrachte! — (1717.)

„Und das feste Belegrad
Was die allerletzte Stadt,
So sich Landon hat ergeben,
Eh er hörte auf zu leben!" (1788.)

Die welthistorische Bedeutung hat Belgrad seiner wichtigen strategischen Lage am Zusammenflusse der Save und der Donau zu verdanken. Die Eroberung dieser Bergfestung zog auch gewöhnlich die Entscheidung des Feldzuges nach sich. Die Festungswerke sind aber nie so stark gewesen, daß sie einem ernsten Angriffe auf die Dauer Widerstand geleistet hätten, deshalb ist dieselbe auch sehr oft gefallen. Schon in den Kriegen zwischen den Ungarn und den griechischen Kaisern spielte Belgrad — die weiße Burg — eine Rolle, weil sie damals, vor der Einführung der Geschütze, auf dem Felsberge nicht leicht einnehmbar war. Im Jahre 1427 trat der Despot von Serbien und Raszien, Georg Brankowitsch, Belgrad an Ungarn ab und erhielt dafür andere Besitzungen in Ungarn, nach welchen auch viele Serben auswanderten und die ersten serbischen Niederlassungen in Ungarn gründeten. Im Jahre 1456 belagerte es Sultan Mahmud gegen das ungarische Heer und die Kreuzfahrer unter Hunyady János und Johann von Kapistrano vergeblich, erlitt auch hier am 22. Juli eine große Niederlage. Ein Theil der Türken war schon in die untere Festung eingedrungen und ein gigantischer Türke eben im Begriff, vom Fenster eines Thurmes den Halbmond als Siegeszeichen aufzustecken, als der edle Titus Dugonitsch die Fahne erfaßte, dieselbe aber nicht entwinden konnte und mit dem ringenden Türken sich durch das Fenster in den Abgrund stürzte; dadurch belebte er den sinkenden Muth des Christenheeres aufs Neue. Dieser Sieg und die vielen späteren Belagerungen und Eroberungen haben Belgrad einen weltberühmten Namen gegeben.

Das Interessanteste ist der überraschende Gesammtanblick, welchen die 100 Fuß hohe Festung und die fast eben so hohe Oberstadt mit ihren Wällen und Mauerwerken, mit dem steilen Felsabhange und dem berüchtigten Gefängnißthurm „Neboise" (serbischer Ausdruck „Fürchte dich nicht") gewähren. Als erste Stadt des Orients mit den schlanken Minarets, gebaut auf einem weit in den Winkel zwischen Donau und Save vorspringenden Felsenkamme, imponirt die Stadt durch den fremdartigen Eindruck und die interessante Lage. Ein Besuch der Festung ist aber der Kosten und Umständlichkeiten nicht werth, welche die Erlaubniß des Besuches erfordert, weshalb denn auch den Fremden hier gewöhnlich angerathen wird, auf die schmutzige Festung zu verzichten.

Die oberste und eigentliche Festung Belgrad wird nur von türkischen Beamten und Kaufleuten und der türkischen Besatzung bewohnt. Ein schlecht gepflasterter Weg führt über den steilen Felsabhang zu derselben hinauf. Die alte Hauptmauer, welche die Festung umgibt, ist hoch und stark, aber kein Widerstand leistendes Objekt für unsere heutigen Belagerungsgeschütze, was auch der Türke sehr wohl weiß. Doch sind die Wälle und Gräben in ziemlich gutem Zustande und mit Kanonen versehen. Im Innern fanden wir alle Gebäude, selbst die Kommandantur, in schlechtem Zustande und die einst von den Oesterreichern aufgeführten Magazine und Zeughäuser gänzlich im Verfall. Schmutz- und Düngerhaufen überall. Die Senkung oder der Zwischenraum, welcher sich zwischen der obern Festung und der Oberstadt befindet, ist etwa 600 Schritte breit. Mit Ausnahme der Seite gegen die Festung hin, ist die Oberstadt ebenfalls mit festen Werken, mit Wällen und Mauern umgeben und liegt nicht viel niedriger, als die obere Festung. Dies ist der Haupttheil von ganz Belgrad, obgleich derselbe nur aus einer großen Hauptstraße besteht, mit welcher einige schmale Gassen in Verbindung stehen. Das fürstliche Palais, die Regierungsgebäude, öffentlichen Anstalten ꝛc. liegen hier und bilden den schönsten Theil. Von der Oberstadt führt ein steiler mit Häusern besetzter Abhang in die untere Stadt, welche am Ufer der Save liegt und daher Save- oder Wasserstadt genannt wird. Diese wird natürlich von der befestigten obern Stadt durch Mauerwerke und ein Thor getrennt. Die Wasserstadt, welche sich zwischen dem Feldberge und dem Saveufer der Länge nach hinzieht, hat einen europäischen Anstrich und zeichnet sich vortheilhaft aus. Hier sind viele neue Häuser und gut eingerichtete Gasthöfe. Hier findet man auch deutsche Handwerker, deren es in Belgrad allerdings noch lange nicht so viel, als in Bukarest gibt. Auf der Südseite liegt eine schlecht gebaute, aber sehr ausgedehnte Vorstadt, welche unter dem Namen Raazenstadt, also als die eigentliche alte Serbenstadt bekannt ist. Die Serben werden in diesen Gegenden nämlich von den

Ungarn und Deutſchen überall nur Raazen genannt, welcher Name von dem ehemaligen Raszien entlehnt iſt.

Obgleich Belgrad der Stapelort des Handels zwiſchen Wien, Peſth, Neuſatz, Semlin einerſeits und Konſtantinopel, Saloniki, Riſſa ꝛc. andrerſeits iſt und ſich gegenwärtig daſelbſt der Sitz des Fürſten, des Metropoliten und der höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten befindet, ſo zählt die Stadt jetzt doch noch nicht mehr als 18,900 Einwohner, die geringe türkiſche Beſatzung in der Feſtung nicht mitgerechnet. Die Einwohnerzahl wird alſo ſelbſt in den neueren geographiſchen Büchern mit 30 bis 35,000 gegen die officiellen ſtatiſtiſchen Ziffern viel zu hoch angegeben.

Die amtliche ſerbiſche Zeitung hat das Budget für 1863 mitgetheilt und die Einnahmen mit 11,931,933, die Ausgaben aber nur mit 2,400,000 Frcs. veranſchlagt. Die Steuern beliefen ſich auf 4,863,933 Frcs., wozu aber noch eine außerordentliche Kontribution von 4,580,000 Frcs. kam. Einem Beſchluß der in dieſem Jahre abgehaltenen Skupſchtina zufolge ſind die Steuern erhöht worden, und es iſt die ſogenannte Junggeſellenſteuer je nach der Steuerkraft des Zahlenden auf 3 bis 12 Zwanziger feſtgeſetzt worden. So wenig auch in Serbien der Militär-Etat abſorbirt, ſo werden doch die in verſchiedenen Zweigen der Verwaltung vorzunehmenden Reorganiſationen, die Hebung des Volksunterrichtsweſens, die Straßenbauten ꝛc. künftig zum Wohle des Landes an die Steuerkraft des Volkes größere Anſprüche machen.

Die Summen, welche Serbien für ſeine Ausfuhr erhält und die größtentheils in die Hände des Landmannes fließen, ſtellen ſich ſehr günſtig gegen die geringe Einfuhr, welche mit Ausnahme von Salz und einiger Coloniatwaaren meiſt in Dingen beſteht, deren Gebrauch noch gar nicht im Bedürfniſſe des ſerbiſchen Landmannes liegt. Die Hauptartikel der ſerbiſchen Ausfuhr ſind: Horn- und Schwarzvieh (beſonders ſtark nach den öſterreichiſchen Ländern), Bau-, Nutz- und Brennholz, Häute, Schaffelle, Schweinsborſten, Pelzwaaren, Unſchlitt, Wachs und Honig, welch letzterer trotz der geringen Induſtrie, die in der Bienenzucht angewendet wird, auf den ſonnigen und ſehr blüthenreichen Gefilden Serbiens ſehr gut gedeiht und ein Lieblingsartikel der Serben und, wie es ſcheint, aller Slaven iſt. Der Meth, welcher beſonders gern getrunken wird, heißt Scherbet, bekanntlich eine türkiſche Bezeichnung. Hätte Serbien Forſtkultur und mehr Straßen, ſo müßte es ſehr große Summen für das im Ueberfluß vorhandene Bau- und Schiffbauholz löſen, während jetzt die Wälder oft nur als ein die Vieh- und beſonders die Schweinezucht begünſtigendes Mittel betrachtet werden. In der Schumadia z. B. werden die Eicheln als die Haupternte betrachtet, weil dort eben mit denſelben die meiſten Schweine gemäſtet werden. Die Knoppern werden in den Wäldern auch geſammelt und bilden einen Ausfuhrartikel. Die größten Donauſchiffe ſind es, welche gewöhnlich von Schabatz aus mit Knoppern beladen werden, weil dieſe Waare leicht iſt. —

Wie wir bereits erwähnt, iſt das heutige Serbien nur ein kleiner Theil des alten ſerbiſchen Reichs, das auch nichtſerbiſche Provinzen beſaß, und enthält auch kaum zwei Drittel von dem eigentlichen Lande Serbien, indem das ſogenannte „Türkiſch-Serbien“ noch zur Türkei gehört. Und gerade die klaſſiſch-ſerbiſchen Städte, Burgen und Gegenden, die ſo oft in den alten Volksliedern geprieſen werden, gehören noch den Türken. So Prisren (Perſerin), die alte Reſidenz der Kneſen und Kaiſer; Pritip, die Burg des Marko Kraljewitſch; das Amſelfeld ꝛc.

Das heutige Serbien war ſchon unter den Römern ein Kulturland mit zahlreichen Städten, Burgen und Colonien, welche beim Einbruche der Barbaren verwüſtet worden ſind. Die noch in den ſchlecht gebauten Städten und Dörfern ſichtbare Verwilderung iſt aber erſt ſpäter unter den Türken eingetreten, denn die zahlreichen Ruinen aus der altſerbiſchen Zeit ſind großartig und imponirend. Namentlich an der Donau und in dem Winkel, welchen dieſer Strom mit dem Timok bildet, waren die römiſchen Niederlaſſungen zahlreich, wie dies aus den vielen Alterthümern, welche hier gefunden worden ſind, erſichtlich iſt. Hier, unweit Gladowa, ſtand ja auch die berühmte Trajansbrücke, welche eine Länge von 3300 Fuß hatte, und von welcher einige Pfeiler bei niederm Waſſerſtande noch ſichtbar ſind. Die ſchöne und wichtige Lage von Belgrad hat auch die Römer ſchon angelockt, denn an dieſer Stelle ſtand Singidunum, ein Hauptort in Moeſia ſuperior.

Die ſerbiſchen Gebirgsketten durchziehen das Land nach verſchiedenen Richtungen, haben oft zackige Häupter, die ihnen in der Entfernung das Anſehen der Alpen geben, welche ſie aber an Höhe bei weitem nicht erreichen, denn die höchſten ſerbiſchen Berge meſſen kaum über 4000 Fuß. Das Jaſtrebazer-Gebirge zieht von Südoſten nach Weſten und ragt mit ſchön gerundeten Kuppen empor. An die bulgariſchen Gebirgsrücken ſich anſchließend, gehört dieſer Gebirgszug zu den Ausläufern des Balkan. Dagegen gehört der von Gladowa nach Tjuprija ſich hinziehende Gebirgskamm zu den Gebirgszweigen der Karpathen, welche die Donau beim eiſernen Thore durchbricht. Das Omolje-Gebirge und das ſchroffe Betaniza Planina (das weiße Gebirge) ſind mit demſelben verzweigt. Dies iſt die wildeſte und unwegſamſte Gegend von Serbien. Bären und Wölfe ſind hier nicht ſelten, und die wilden Haiduken waren hier heimiſch, weshalb auch dieſes ganze Gebirge auf den Karten Haiduzki-Gebirge genannt wird, eine Benennung, die in Serbien nicht bekannt iſt und wahrſcheinlich nur mit Hinſicht auf die Haiduken (Räuber) gebraucht worden iſt. Das Ruduiker-Gebirge liegt ziemlich in der Mitte der Schumadia und bildet ſcheinbar einen iſolirten Gebirgsſtock. Doch erreicht die höchſte Kuppe dieſer Gebirgsmaſſe, der Sturaz, kaum 3000 Fuß. Die Ausſicht, welche dieſe alle anderen Berge der Umgegend überragende Kuppe gewährt, iſt nach allen Richtungen hin unvergleichlich ſchön und unvergeßlich dem Beſchauer. Das Ruduiker-Gebirge war im Unabhängigkeitskriege mit den ſteilen Abfällen, engen Zugängen, Felsſpalten und Schluchten die natürliche Feſtung des Landes. Mit Ausnahme des kahlen Sturaz iſt die ganze Oberfläche deſſelben mit dichten Wäldern bedeckt.

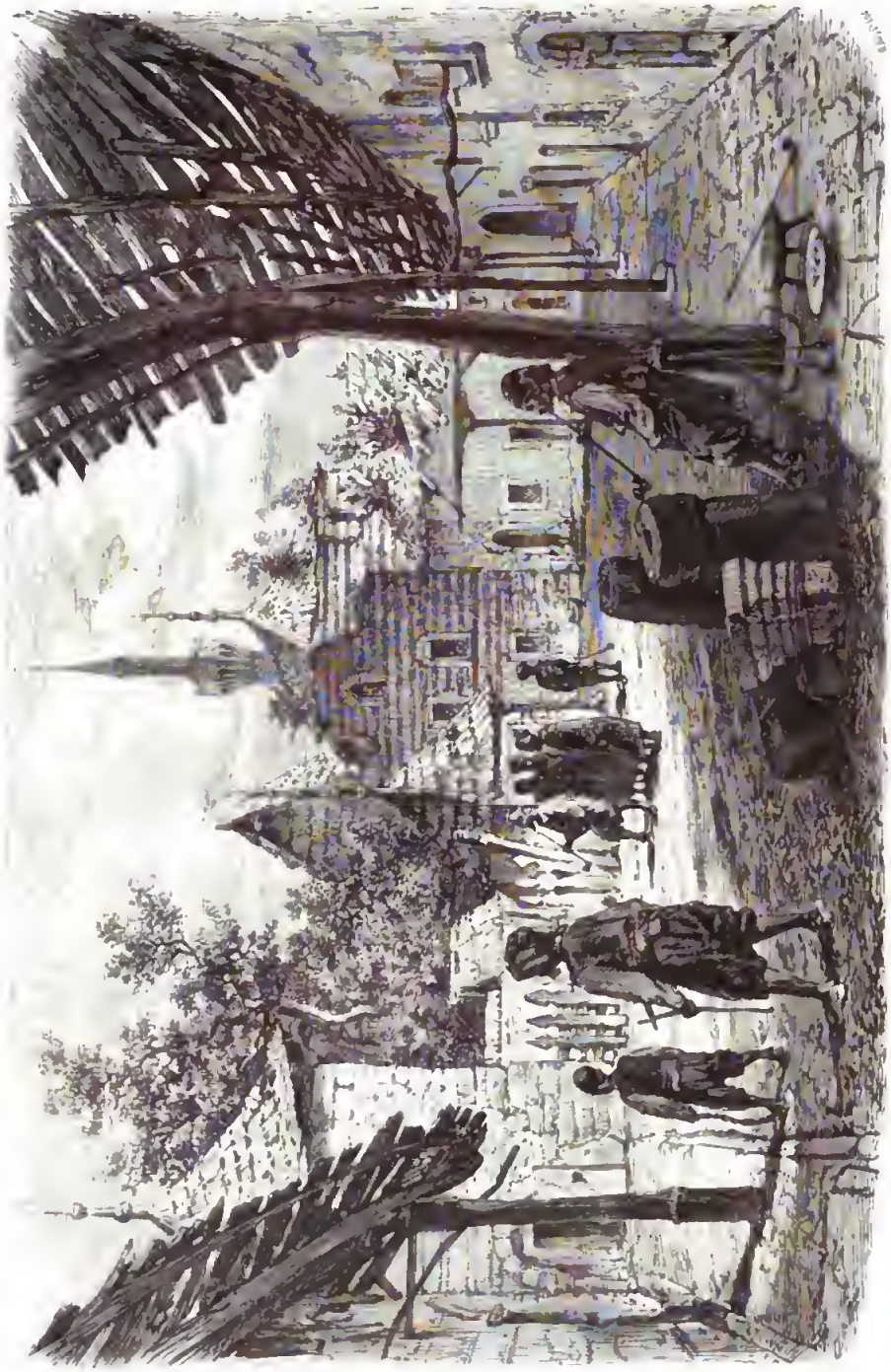
Alle dieſe Gebirge nähren zahlreiche Flüſſe und Bäche, welche ſich durch romantiſche Thäler winden, und die Ruinen von Burgen und Klöſtern erhöhen den maleriſchen Reiz der Gegend.

Der Hauptfluß von Serbien iſt die Morawa, welche aus der Serbiſchen Morawa mit dem Ibar links und der Bulgariſchen Morawa mit der Riſchawa rechts entſteht. Bei der Feſtung Tjuprija (eigentlich Köpri, im Türkiſchen die Brücke) führt eine Brücke über die Morawa und verbindet die weſtlichen Handelswege Serbiens mit der großen konſtantinopler Straße. Nächſt den genannten Flüſſen iſt nur der Timok noch von einiger Bedeutung; die Mlawa, Reſſawa, Kolubara, der Pek, die Topliza und viele andere ſind kleine, aber meiſt ſehr fiſchreiche Flüſſe. —

Die Eichen ſind in den ſerbiſchen Wäldern vorherrſchend, man trifft aber auch viele Buchen- und Birkenwälder an; in den gemiſchten Wäldern findet man viel Linden, Eſchen (Jetowa), Ahornbäume (Jadlan), alle drei in den Volksliedern vorkommend, und zahlreiche wilde Birn- und

Digitized by Google

Apfelbäume. Ueberall Bäume von außerordentlicher Größe und ausgezeichneter Schönheit, deren viele schon vor der Schlacht bei Kossowo (1389) gegrünt haben. Sehr mannigfaltige Gattungen von Sträuchern bilden das Unterholz der Wälder. Wodurch aber die serbischen Wälder sich vor allen anderen europäischen auszeichnen, ist die außerordentliche Belebung derselben durch Vögel im Frühjahre, die, in unzähligen Stimmen der mannigfaltigsten Art sich offenbarend, den Naturfreund mit unaussprechlichem Entzücken erfüllt. Als Land der Amseln und Drosseln bekannt, findet man in Serbien eine diesem Lande angehörende Art, welche unter dem Namen Modrokos (Blauamsel) bekannt ist. Der Bienenfresser ist hier schon häufig.



Der türkische Gerichtshof in Uschitza. (Originalzeichnung von F. Konitz.)

Der Bergbau Serbiens liegt noch darnieder. Die

Digitized by Google

Silber- und Kupfergruben der altserbischen Zeit wurden während der Türkenherrschaft verlassen, weil die Türken den Bergbau nicht gestatteten. Man hat in neuerer Zeit versucht, deutsche Bergleute heranzuziehen, es ist aber von erheblichen Fortschritten in dieser Beziehung nichts Erfreuliches laut geworden. Die inneren Unruhen und der öftere Regierungswechsel haben auch hier ihren nachtheiligen Einfluß geübt. Mit Ausnahme von Alexince hat Serbien kein namhaftes Bad. Das nahe, weltberühmte Mehadia läßt die serbischen Bäder nur sehr langsam aufkommen.

Die Grenzen des heutigen Serbiens sind folgende: Im Norden Slavonien und Ungarn, geschieden durch die Save vom Einfluß der Drina bis Belgrad, und dann durch die hier 3000 Fuß breite Donau bis Alt-Orschowa, wo sich der Strom auf 200 Fuß verengt. Im Osten wird Serbien von der südwärts sich wendenden Donau von der Walachei und durch den untern Timok von Bulgarien getrennt. Die fernere ansehnliche Grenzstrecke zwischen Serbien und Bulgarien ist trocken und gebirgig. Diesen östlichen, besonders aber den nordöstlichen Theil von Serbien bewohnen meist

Weigerung der Türken, Solol zu verlassen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Walachen, deren Anzahl sich auf 123,000 beläuft. Sie stechen gegen die Serben sehr zu ihrem Nachtheile ab und beschäftigen sich meist mit der Schaf- und Ziegenzucht. Im Süden grenzt Serbien an den türkischen Antheil von Serbien und das ehemalige Königreich Raszien. Im Westen bildet Bosnien die Grenze mit einer großen Strecke des Drinalaufes. Sie wird in 18 Bezirke eingetheilt, deren jeder von einem Oberknes verwaltet wird, unter welchem wieder mehrere Unterknese stehen. Die Würde eines Knesen ist keineswegs türkischen Ursprungs, wie behauptet wurde, sondern ächt serbisch, wie dies auch aus den alten Liedern ersichtlich ist, in welchen z. B. auch Skander-Beg der Knes von Epirus genannt wird. Allerdings haben die Türken nach der Unterjochung Serbiens die von ihnen eingesetzten serbischen Dorfrichter mit spottender Verachtung Knesen genannt, welchen Namen die Dorfrichter in Slavonien auch heute noch führen, aber in Serbien Kmet genannt werden.

Die Serben bedienten sich früher in Ermanglung serbischer Landkarten gewöhnlich der deutschen oder italienischen Karten. Seit etwa 12 Jahren aber haben sie ihre eigenen mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen Landkarten, die freilich ein Ausländer, ein französischer Ingenieur, welcher sich Jahre lang im Land aufgehalten, herausgegeben hat.

Wir nehmen hiermit von dem schönen Serbien mit dem aufrichtigen Wunsche Abschied, daß es zur Hebung seiner inneren Zustände gründliche Reformen einführen und den Kultureinflüssen, für welche seine Bewohner so viel Sinn und Befähigung besitzen, immer zugänglicher werden möge, damit es bald den europäischen Kulturländern zugezählt werden könne.

Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome.

II.

Zustände in Ega. — Die Indianerbevölkerung und ihre Sterblichkeit. — Handel mit Kindern. — Tupisprache. — Festtage und Maskeraden der Eingebornen. — Schildkröten und andere Nahrungsmittel. — Die Jahreszeiten in Ega.

Im Jahre 1850 war Ega nur ein armseliges von dem 1400 englische Meilen entfernten Para abhängiges Dorf. Als 1852 die neue Provinz Alto Amazonas geschaffen wurde, erhob man es zur Stadt; es wurde Sitz der Schwurgerichte und Hauptort der Comarca oder des Distriktes, der einen Abgeordneten in das Provinzialparlament von Barra sandte. Ein Jahr darauf gingen die ersten Dampfer auf dem Solimoens, und 1855 lief regelmäßig alle zwei Monate ein Dampfschiff zwischen dem Rio Negro und Nauta in Peru. Handel und Bevölkerung hoben sich aber durch diese Aenderungen nicht. Die Leute wurden allerdings mehr „civilisirt", das heißt, sie kleideten sich nach der neuesten pariser Mode, fingen an Strümpfe zu tragen und legten die Holzschuhe ab. Zugleich bekamen sie Geschmack am Gelde, trennten sich in Parteien und verloren ihre früheren einfachen Sitten — doch blieb Ega ein halb indianisches Dorf. Der Platz ist gesund und fast ganz frei von Insektenplagen. Immergrüne Wälder umgeben ihn; der Boden ist außerordentlich fruchtbar; der Strom und die unzähligen Kanäle wimmeln von Fischen und Schildkröten; der See kann als Hafen für eine große Flotte dienen, und die Wasserverbindung mit dem Ocean ist ununterbrochen. Welche Zukunft steht diesem Orte bevor! Die Einwohnerzahl beträgt jetzt aber nur 1200; 107 Häuser, von denen die Hälfte aus Erdwällen gebaut und mit Palmenblättern gedeckt ist, bilden die Stadt. Der vierte Theil der Bewohner ist fortwährend abwesend, um dem Handel auf dem Flusse obzuliegen. In einem Umkreis von 30 englischen Meilen wohnen höchstens noch 2000 Menschen. Ega ward im Jahre 1688 von einem böhmischen Jesuiten, Samuel Fritz, gegründet, der verschiedene der gelehrigeren Indianerstämme um sich versammelte. Einige hundert Acker Landes wurden enthelzt und ein Gesetz wurde gegeben, daß jeder Eigenthümer derselben bei Strafe seinen Grund frei von Bäumen halten solle, denn die üppige Vegetation würde sonst die freien Flächen bald wieder in Wald verwandelt haben. Und noch jetzt überzeugt sich allmonatlich ein Inspektor davon, ob dieses Gesetz eingehalten wird, und bestraft die Säumigen. Ueber die Hälfte der Einwohner sind Mamelucos; es gibt höchstens 40 bis 50 Weiße; die Zahl der Neger ist noch geringer, und der Rest besteht aus reinen Indianern. Jeder Hauseigenthümer, Indianer und Neger eingeschlossen, ist bei den Wahlen stimmfähig, dient in der Nationalgarde und kann Geschworner werden. In den Schwurgerichtsverhandlungen sah ich Neger, Weiße, Mischlinge und Indianer würdevoll nebeneinander sitzen und Recht sprechen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie die Farbigen sich als freie Bürger benehmen. Die brasilianischen Staatsmänner haben schon lange den Gedanken aufgegeben, in diesem tropischen Lande ein Reich von Weißen mit einer arbeitenden Sklavenbevölkerung herzustellen. Aber die größte Schwierigkeit bieten die Indianer am Amazonenstrom. Die Unbeugsamkeit ihres Charakters und der Abscheu vor jeder Civilisation machen sie gänzlich unwandelbar. Einzelne, die Lesen und Schreiben lernten, sind recht gute Bürger geworden. Am liebsten laufen sie wieder in ihre Wälder zurück und sie werden eher aussterben, ehe sie in großen Massen sich seßhaft machen. Weniger Schwierigkeit bieten die Mamelucos, die ja auch weißes Blut in ihren Adern haben.

Viele Ega-Indianer, besonders die Dienstboten, stammen von wilden Stämmen ab, die vom Japura, Issa und Solimoens einwanderten. Ich sah Leute von 16 verschiedenen Stämmen; die meisten waren als Kinder von den einheimischen Häuptlingen gekauft worden. Die Gesetze verbieten dies freilich, doch drücken die Behörden ein Auge zu, weil man sonst keine Dienstboten erhalten würde. Wenn sie groß werden, sind sie ihre eigenen Herren, und Keinem fällt es ein, in die Wälder zurück zu laufen. Die Burschen ziehen aber gewöhnlich mit den Handelsleuten davon, und die Mädchen werden von ihren Herrinnen, den eifersüchtigen, leidenschaftlichen und schlecht erzogenen Brasilianerinnen, übel behandelt. Die meisten Streitigkeiten unter den Einwohnern Ega's werden durch Dienstboten veranlaßt. Unter den armen

gefangenen Kindern herrſcht eine große Sterblichkeit. Eigenthümlich iſt der Umſtand, daß die Indianer, welche am Japura und anderen Nebenflüſſen wohnen, ſtets krank werden, wenn ſie an den Hauptſtrom kommen, und umgekehrt werden die Anwohner des Hauptſtromes ſtets von intermittirenden Fiebern geplagt, wenn ſie in das Gebiet der Nebenflüſſe reiſen; ſie werden aber gleich wieder geſund, ſobald ſie zurückkehren.

Die ſchönſten Indianerſtämme, welche die Gegend von Ega bewohnen, ſind die Juris und Paſſés; aber ſie ſind ſcheu beinahe ausgeſtorben, und nur wenige Familien leben noch an den Ufern einiger kleinen Nebenarme des Teffé und an den Flüſſen zwiſchen Teffé und Jutahi. Sie ſind ein friedfertiges und arbeitſames Volk, das von Ackerbau und Fiſcherei lebt und nie gegen die Weißen feindſelig auftrat. Die Paſſés ſind ein ſchlankgebauter, unter den Indianern ſehr hervorragender Stamm. Sie unterſcheiden ſich durch einen großen tättowirten viereckigen Flecken mitten im Geſichte. Der hauptſächlichſte Grund ihres Ausſterbens ſcheint eine Krankheit zu ſein, die ſtets dann unter ihnen ausbricht, wenn ein Menſch aus einem civiliſirten Orte eins ihrer Dörfer beſucht; ein ſchleichendes Fieber entſteht dann und endigt mit Auszehrung. Die einfachſte Berührung mit civiliſirten Leuten reicht aus, um dieſe Erſcheinung hervorzubringen. Die Braſilianer nennen die Krankheit „Defluro“, und die armen geduldigen Indianer fragen ſtets die Schiffer in jedem Kanoe, das ihren Dörfern naht: „Bringt ihr Defluro?“

Mein Aſſiſtent, José, „resgatou“ d. h. kaufte zwei Indianerkinder, einen Knaben und ein Mädchen, von einem Japura-Händler. Der Knabe war 12 Jahre alt und ungewöhnlich dunkel von Farbe; er hatte ganz den Teint eines Cafuzo, d. h. eines Miſchlings von Indianer und Neger. Man glaubte, daß er zu einem wilden nomadiſchen Stamme, den Pararanates am Tapajos, gehöre. Sein Geſicht war regelmäßig, oval; die Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, wie bei einem wilden Thiere; ſeine Hände und Füße waren klein und hübſch geformt. Da kein Indianerkind in der Nachbarſchaft ihn verſtand, ſo wurde er bald ſehr mürriſch und zurückgezogen. Wochenlang ſprach er kein Wort, bis er plötzlich ganze portugieſiſche Sätze redete. Seine Leber und Milz waren in Folge von Wechſelfiebern geſchwollen. Es war unmöglich, ihn zu heilen, weil er fortwährend Erde, gebrannten Thon, Pech, Wachs und derlei Subſtanzen aß. Sehr viele Kinder am obern Amazonenſtrom haben dieſe üble Angewohnheit; nicht nur Indianer, ſondern auch Neger und Weiße. Dieſer Gebrauch findet ſich alſo nicht allein bei den von Humboldt beſchriebenen Otomaken; er ſcheint durch den Hunger hervorgerufen zu werden.

Unſer kleiner Wilder erhielt den Namen Sebaſtian. Er mußte die Waſſerkrüge am Fluß füllen, Brennholz im Walde ſammeln, kochen und beim Rudern helfen. Oft begleitete er mich bei meinen Ausflügen, holte die kleinen Vögel, die ich ſchoß, aus dem Dickicht, fing Eidechſen und kletterte mit wunderbarer Geſchicklichkeit an den ſchlanken Stämmen der Palmen in die Höhe. Die Geſellſchaft der anderen Indianerkinder mied er und war ſtolz darauf, der Diener eines wirklich weißen Mannes zu ſein. Später nahm ich ihn mit nach Para, aber er zeigte keinerlei Erregung beim Anblicke all der neuen Dinge in der Hauptſtadt. Die Dampfſchiffe, Pferde und Wagen, der Pomp der Kirchenfeierlichkeiten, Alles war ihm gleich. Dabei leernte er aber tüchtig und machte Fortſchritte in den mechaniſchen Fertigkeiten. So wurde er ſpäter Goldſchmied und zeigte mir, nachdem er drei Monate gelernt hatte, mit Stolz einen ſelbſt gemachten Ring.

Ganz anders war das Schickſal des kleinen Mädchens. Sie kam eines Nachts zu uns; es war gerade die naſſe Jahreszeit, und der Regen goß in Strömen. Dabei litt das Kind furchtbar am Wechſelfieber. Eine alte Indianerin, die ſie bis zur Thür begleitete, ſagte nur „ecui encommenda“, da habt ihr euer Packet! Dies Mädchen war viel heller als Sebaſtian und gehörte zum Miranha-Stamme, der ſich durch Einſchnitte in die Naſenflügel auszeichnet, in welchen an Feiertagen große Knöpfe aus Flußperlmutter getragen werden. Wir pflegten die kleine Patientin gut, gaben ihr Chinin und die beſte Nahrung; allein ſie wurde immer ſchwächer. Ihre Leber war ungeheuer angeſchwollen und ſo hart wie ein Stein. Ihr heimiſcher Name war Oria. Die letzten zwei Wochen konnte ſie nicht von ihrem Bettchen aufſtehen, das wir ihr in einem trockenen Winkel bereitet hatten. Beim Erheben durfte nur ich ihr helfen, und dann rief ſie mich „Cariwa“ — weißer Mann — das einzige Wort der Tupiſprache, das ſie verſtand. Ehe das Kind ſtarb, hatten wir es getauft, und ich beſtand darauf, daß es mit denſelben Ehren, wie das Kind eines Weißen begraben würde, nämlich als „Anjinho“ oder Engelchen nach dem hübſchen Gebrauche der katholiſchen Kirche. Maſſenhaft ſtarben die armen Kinder, wie unſere Oria in Ega oder auf dem Wege dorthin; gewöhnlich nimmt man ſich ihrer während der Krankheit gar nicht an.

Die Kaufleute in Ega erhalten die Kinder von den Häuptlingen eines der Miranha-Stämme, welche auf ihren Raubzügen in das Gebiet anderer Indianer dieſe armen Geſchöpfe fangen. Die Dörfer der angefallenen Indianer werden überrumpelt, Männer und Frauen getödtet oder in die Wälder gejagt, ehe ſie ihre Kinder retten können. Es iſt unzweifelhaft, daß die Miranhas Kannibalen ſind, und daß daher der Verkauf der Gefangenen dieſe vor einem ſchlimmern Schickſale ſchützt.

Bemerkenswerth iſt, wie ſchnell die wilden Indianer, die alle ihre ſehr verſchiedenen Sprachen haben, wenn ſie nach Ega kommen, dort das allgemein geſprochene Tupi lernen. Dies kommt wohl daher, daß die grammatiſchen Formen dieſer Sprache dieſelben ſind, wenn auch die Worte anders lauten. Alle ſetzen die Präpoſition hinter das Stammwort, ſo daß ſie in der That eine Poſtpoſition wird, alſo z. B. „Er kommt dem Dorfe aus“ oder „Geh ihm mit.“

Der Kreis ihrer Lebensanſchauungen und Gedanken iſt ein ſehr beſchränkter und ihr Wortvorrath daher ſehr klein. Aber alle Indianer haben dieſelbe Weiſe zu denken und ſprechen ſtets über dieſelben Gegenſtände, und das trägt mit dazu bei, daß Einer des Andern Sprache leicht lernt. Horden, die an demſelben Nebenfluſſe wohnen, ſprechen unter einander unverſtändliche Sprachen, während das Tupi längs des Amazonenſtroms auf 2500 engliſche Meilen Länge geſprochen wird. Im Allgemeinen wird es ſehr rein geredet, und dieſe Reinheit wird durch den fortwährenden Verkehr, der längs des ganzen Fluſſes herrſcht, aufrecht erhalten. Wie vollſtändig und lang anhaltend muß die Iſolirung geweſen ſein, in welcher die kleinen Indianergruppen gelebt haben, um eine ſo durchgreifende Trennung der Mundarten hervorzubringen! Es iſt wahrſcheinlich, daß die ſtarre Unbeugſamkeit der indianiſchen Organiſation, ſowohl in körperlicher als geiſtiger Beziehung, an der Vereinzelung, in welcher die kleinen Stämme lebten, ſchuld iſt, und daß der enge Kreis ihres Lebens und ihrer Gedanken und die durch unzählige Generationen fortgeführte Inzucht hiervon abhängen. Ihre Fruchtbarkeit iſt gering; ſelten findet man

Digitized by Google

Familien, die mehr als vier Kinder haben; ihre Neigung zu Krankheit und Tod, wenn sie an einen andern Ort wandern, haben wir bereits erwähnt. —

Das Klima der äquatorialen Gegenden wirkt auf Neger und Indianer ganz verschieden, und die Europäer selbst widerstehen der hohen Temperatur besser, als die Landeseingebornen; denn ich selbst ertrug Sonne und Hitze besser, als die Indianer. Ihre Haut war stets brennend heiß und die Ausdünstung geeing. Kein Indianer von Ega blieb lange hintereinander im Orte, wo die Hitze größer ist, als an den Uferwäldern. Sie badeten mehrmals des Tages, doch stürzten sie sich nicht ins Wasser, sondern nahmen nur eine Art Sitzbad, um die untere Körperhälfte abzukühlen. Weiber und Kinder, welche zu Hause bleiben, wenn die Männer zum Fischen gegangen sind, finden stets einen Vorwand, um die heißen Nachmittagsstunden im kühlen Schatten des Waldes verbringen zu können. Bei trockner Witterung sind sie unzufrieden und unruhig, während sie an kühlen Tagen, wenn der Regen auf ihren nackten Körper fällt, lustig werden. Wenn sie am Fieber leiden, dann muß man sie streng überwachen, daß sie nicht in den Fluß zum Baden gehen oder große Mengen saftiger Früchte verschlucken, worauf gewöhnlich bald der Tod erfolgt. Leberleiden, Dysenterie und andere Krankheiten des heißen Klimas sind bei ihnen häufig, und wenn eine Epidemie eintritt, so werden sie rascher von derselben hinweggerafft, als die Neger oder selbst die Weißen. Wie verschieden verhält sich dem gegenüber der Neger, der ächte Sohn der Tropen! Mir drang sich stets unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß die rothen Indianer hier als Fremdlinge lebten oder Einwanderer in dieser heißen Gegend seien, für welche ihre Constitution nicht geschaffen ist.

Bei den Belustigungen des Volkes in Ega nehmen die Indianer eine hervorragende Stellung ein. Alle römisch-katholischen Festtage wurden mit großem Eifer inne gehalten, und die rohen indianischen Feierlichkeiten mischten sich mit den portugiesischen Ceremonien. Außerdem feiern die Eingebornen ihre eigenen Feste und zwar alle die verschiedenartigen Stämme zusammen, denn die Belustigungen scheinen bei allen ursprünglich gleichartig zu sein. Ein Feiertag ist dem Indianer gleichbedeutend mit Freudenfeuern, Prozessionen, Maskeraden, mimischen Darstellungen verschiedener Thiere, Musik, eintönigem Tanzen und besonders mit Trunkenheit. Er legt allen diesen Sachen jedoch eine abergläubische Bedeutung bei und glaubt, daß die Belustigungen der Portugiesen an den Festtagen der katholischen Kirche ein wesentlicher Theil der religiösen Ceremonien sind. Doch sind sich in diesem Punkte die ungebildeten Weißen, die Mischlinge und die uncivilisirten Indianer völlig gleich. Alle betrachten einen religiösen Feiertag wie eine Brlustigung, bei welcher der Priester die Dirigentenstelle vertritt.

Aber auch jede andere schickliche Gelegenheit wird ergriffen, um einen Festtag zu machen. Begräbnisse, Taufen, Hochzeiten, die Ankunft von Fremden, Alles wird gefeiert. Der Gebrauch der Todtenwachen wird streng eingehalten. Kurz nachdem ich angekommen war, ward ich in einer dunklen Nacht in das Nachbarhaus gerufen, wo gerade die Frau gestorben war. Der Leichnam lag auf dem Tisch, am Kopfende standen ein Krucifix und brennende Wachslichter; auf den Stühlen im Zimmer kauerten Weiber und Mädchen. Die Männer saßen vor der offenen Thüe, rauchten, tranken Kaffee und erzählten sich Geschichten. Der Wittwer gab sich alle mögliche Mühe, um die Gesellschaft bei guter Laune zu erhalten. Man liebt es in Ega, den Tag in Nacht zu verwandeln; dann ist es kühler und angenehmer, man kann die freie Luft genießen, trägt blos Unterbeinkleider und Hemden und leidet nicht so sehr vom Schweiße.

Stadtpatronin ist die heilige Theresia; ihr Jahresfest wird mit großem Prunke 10 Tage lang gefeiert. Es beginnt mit den Abendlitaneien, die in der Kirche abgesungen werden und wobei die ganze Bevölkerung, rein und sauber in Kattun und Musselin gekleidet, zugegen ist. Die Mädchen tragen Jasmin und andere Blumen im Haare; ein anderer Haarputz wird nicht angelegt. Alle Abende ist man vergnügt. Die Kirche strahlt von Wachskerzenlicht und ist außen mit kleinen Oellämpchen beleuchtet, die entweder aus Thon oder aus einer halben Orangenschale gebildet sind. Die Possenreißerei beginnt erst gegen Ende des Festes. Tag und Nacht dauern das Tanzen, Singen, Guitarreklimpern und namentlich das Trinken beider Geschlechter, alt und jung. Alle diese Lustbarkeiten sind nicht sehr verschieden von denen der ungebildeten Klassen in Europa. Die schweigsamen Indianer werden gesprächig und erzählen sich alte Geschichten, die man längst vergessen glaubte.

Am St. Johannistage, gegen Ende Juni und zu einer andern Festzeit, finden die hauptsächlichsten Mummenschanze statt, und viele Männer und Burschen verkleiden sich als groteske Thier- und Menschengestalten. Zwei oder drei erschienen als Riesen; ein andrer als Caypor, die Waldgottheit der Indianer, die bei allen Tupistämmen vorkommt. Dieser Caypor wird als ein mißgestaltetes Ungeheuer mit rother Haut und langem rothen Haar dargestellt; man glaubt von ihm, daß er unterirdische, wohl mit Wild versehene Jagdgründe habe. Jedoch ist er kein Gegenstand der Furcht oder der Verehrung, und nur Kinder sucht man mit ihm zu schrecken. Die meisten Masken erscheinen aber in Thiergestalt, bald als Ochsen, Hirsche, Störchr, Jaguare und dergleichen. Zur Maskirung dient leichtes Lattenwerk, das mit alten Kleidern überzogen wird, die man mit der Farbe des dargestellten Thieres bemalt. Die Nachahmungen gelingen oft sehr gut; so stellte ein Bursch einen Tapir höchst natürlich dar, sogar die bewegliche Rüsselschnauze fehlte nicht. Ein Andrer copirte zum allgemeinen Ergötzen meine Persönlichkeit und hatte sich dazu Kleidungsstücke von mir selbst geborgt. Es fehlte ihm weder die Brille, noch das Insektennetz. Meist gingen die Maskirten zusammen und zogen von Haus zu Haus; als Führer galt ein alter Musikant, welcher die verschiedenen Masken erklärte. Bemerkenswerth dabei ist, daß die meisten der europäischen Einwanderer statt der Civilisation den Indianern diese Dinge mitbrachten und allmälig selbst auf das Niveau derselben hinabgesunken sind.

Während des größten Theils des Jahres lebten wir in Ega von Schildkröten. Die Süßwasserschildkröten erreichen hier eine ungeheure Größe; ganz ausgewachsen sind sie drei Fuß lang und zwei breit und so schwer, daß ein Indianer gehörig zu einer einzigen zu tragen hat. Hinter jedem Hause liegt ein kleiner Trich, den man Curral oder Einzäunung nennt, in welchem man während der trockenen Monate eine Anzahl dieser Thiere hält. Wer Indianer zu seiner Verfügung hat, schickt sie während des niedrigen Wasserstandes aus, um diese Thiere zu sammeln. Der Werth der Schildkröten als Nahrungsmittel ist, seit Dampfer auf dem Amazonenstrome fahren, sehr gestiegen. Als ich im Jahre 1850 in Ega anlangte, kostete das Stück neun Pence; 1859 dagegen schon neun Schilling; es hatte sich der Preis also verzwölffacht. Am leichtesten fängt man sie bei niedrigem Wasserstande in den Buchten der Flüsse und den Waldlagunen. Das Fleisch ist ungemein zart, wohlschmeckend und gesund, doch wird man so schnell davon gesättigt, daß es leicht zum Ekel wird. Mir wurde es nach

zweijährigem Genusse so zuwider, daß ich es nicht einmal riechen konnte und daß ich lieber Hunger litt, ehe ich einen Bissen davon anrührte. Die Eingebornen bereiten die Schildkröten auf verschiedene Weise zu. Die Eingeweide werden als Suppe (Sarapatel) in der obern Schale des Thieres, die wie ein Kessel benutzt wird, gekocht. Das zarte Brustfleisch wird klein gehackt und mit Mehl in der Brustschale über offenem Feuer geröstet. Ein sehr gutes Gericht bildet auch der mit gehacktem Fleisch gefüllte Magen; am besten munden jedoch die am Spieße gebratenen mageren Theile, wenn sie mit Essig gewürzt werden.

Eine kleinere Schildkrötenart, die Taeaja, welche im Hauptstrome vorkommt und die ihre Eier einen Monat früher als die große Süßwasserart legt, ist von geringerem Nutzen, da sie sich in der Gefangenschaft nur wenige Tage am Leben erhält. Ihr Fleisch jedoch ist wohlschmeckender, als das der großen Schildkröte.

Diejenigen, welche Schildkrötenfleisch nicht mehr vertragen können und die selbst sich auf die Jagd und den Fischfang nicht verstehen, sind schlimm daran. In der guten Jahreszeit sind Fische, und namentlich gute Lachsarten, sehr häufig; doch fischt jede Indianerfamilie nur immer so viel, wie sie zu ihrem eigenen Bedarf nöthig hat, und verkauft nichts davon. Für die Eingebornen hat auch der Manati oder die Meerkuh großen Werth, aber nur sehr wenige Europäer können sein Fleisch genießen. Man fängt ihn während der trockenen Jahreszeit sehr künstlich mit Harpunen oder in Netzen, die aus dicken Strängen gearbeitet sind und zwischen den kleinen Flußinseln aufgestellt werden. Rindvieh gibt es auf den herrlichen Weiden bei Ega genug; aber man kann das Fleisch desselben nur dann genießen, wenn ein Stück durch Zufall getödtet wurde. Gewöhnlich stammt das Fleisch aber von vergiftetem Vieh her, das in die Pflanzungen des armen Volkes verwüstend eindringt und hier die aufgestellten Schalen mit Tucupisaft aus der Maniocwurzel aussäuft. Trotzdem das Fleisch dann der Gesundheit schädlich ist, wird es mit Begierde gegessen. Wild aller Art ist mit Ausnahme des Juni und Juli in den Wäldern bei Ega häufig. In diesen Monaten erscheinen aber ungeheuere Schaaren schöner Tukane (Ramphastos Cuvieri). Sie werden dann in großer Menge geschossen, sind sehr feist und dienen wochenlang in jeder Familie als Nahrungsmittel. Das Fleisch des Tapirs ist eins der feinsten nnd nahrhaftesten, das überhaupt vorkommt. Doch wird er nur selten erlegt. Frisches Brod bekommt man in Ega nur, wenn einmal amerikanisches Mehl von Para aus dorthin kommt, und dann kostet das Pfund neun Pence. Ich habe gefunden, daß für Europäer dieser Mangel an Brod auf die Gesundheit derselben sehr nachtheilig einwirkt. Das Maniocmehl ist dafür nur ein schlechter Ersatz; wegen seines hohen Klebergehaltes läßt es sich nicht zu ordentlichem Brot verbacken, und die daraus bereiteten Kuchen werden in wenigen Stunden sauer. Besser ist das Mehl der süßen Mandioca (Manhiot Aypi), das mit dem Stärkegehalt dieser Wurzel versehen ist. Butter kam von Para aus oft nach Ega; doch war dieselbe erst von Liverpool aus dorthin gesandt worden! Auf demselben Wege gelangte Thee nach Ega, der hier ein Lieblingsgetränk der Eingebornen wurde, die ihn zuerst in einer Pfanne mit Zucker gekocht und mit einem Löffel gegessen hatten.

An tropischen, herrlich schmeckenden, saftreichen Früchten war kein Mangel und namentlich an solchen, die nur im Innern und nicht an den Küsten des Atlantischen Oceans vorkommen. Als die feinste Frucht gilt die ananasartige Japuti-puhe oder der Schildkrötenfuß. Sie ist von Apfelgröße, hat eine dünne Schale und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Ihr nahe im Geschmack kommt die Cuma (eine Collophora), die von der Größe eines Pfirsichs ist und eine milchige Schale hat. Kultivirt werden die Umari und die Wischifrucht, deren settes, bitteres, um einen großen Stein sitzendes Fleisch mit Farinha zusammen ein sehr nahrhaftes und beliebtes Gericht bildet. Durch Farbe und Form ist die Uiki ausgezeichnet. Diese Früchte sitzen wie ein Hammer kreuzweise am Stiel und öffnen zur Zeit der Reife ihre dicke grüne Schale in der Mitte derart, daß der schön rothe, etwa pflaumengroße Samen sichtbar wird. Man benutzt ihn zur Färbung der aus Bananen bereiteten Speisen, welche hierdurch ein rosenrothes Ansehen bekommen.

Sehr gemein ist die Pfirsichpalme oder Pupunha der Tupis (Guilelmia speciosa) in der Gegend von Ega. Der Name stammt wohl vom Aussehen und nicht vom Geschmack der trockenen und mehligen Früchte her, der sich mit dem von Käse, vermischt mit Walnüssen, vergleichen läßt. Dieser Palmbaum hat eine ungemein noble und lustige Erscheinung; er wird gegen 60 Fuß hoch. Geier und Hunde fressen die Früchte leidenschaftlich gern, die so groß werden, daß eine Traube derselben eine Mannsladung ausmacht. Die Pupunha wächst am Amazonenstrom nirgends wild. Sie ist eine von den wenigen Pflanzen, die nebst den drei Arten Manioc und der amerikanischen Banane seit undenklichen Zeiten von den Indianern kultivirt und bei ihrer ersten Einwanderung nach Brasilien mitgebracht wurden. Aber nur die mehr vorgeschrittenen Indianerstämme haben ihren Anbau beibehalten. Die am Solimoens gezogenen Früchte sind weit besser, als die vom untern Amazonenstrome oder die von Para. In Ega erreichen sie die Größe eines Pfirsichs und sind im gekochten Zustande so mehlig wie Kartoffeln. Bei Para dagegen haben sie eine faserige Schale und sind nur nußgroß. Samenlose Früchte kommen in beiden Gegenden vor. In Ega sind sie ein Hauptnahrungsmittel, ein Dutzend reicht zur Mahlzeit für eine Person hin; als Zuthat genießt man Syrup oder Salz.

Die Jahreszeiten in den Gegenden am obern Amazonenstrom sind in vieler Beziehung von denen am untern Strome und im Distrikte Para verschieden. In Ega theilt man das Jahr nach dem Steigen und Fallen des Stromes ein, womit die nasse und trockene Jahreszeit in Verbindung stehen. Alle Hauptbeschäftigungen der Einwohner richten sich nach der Wiederkehr dieser Erscheinungen. Die Eigenthümlichkeit der obern Region besteht darin, daß der Fluß zweimal steigt und zweimal fällt. Das große Steigen beginnt gegen Ende Februar und dauert bis Mitte Juni, während welcher Zeit der Fluß und die mit ihm in Verbindung stehenden Seen allmälig anschwellen und alle Niederungen überfluthen. Die Ueberschwemmung steigt langsam Zoll auf Zoll; aber man bemerkt sie selbst im Innern des Landes meilenweit vom Hauptstrom, denn die vielen Gräben, welche sich durch die Wälder hinziehen, werden dann alle in breite, schiffbare Kanäle verwandelt, durch welche die ungeheueren Schaaren von Schildkröten nach den Inlandlachen ziehen. Die Sandbänke stehen dann unter Wasser, und die Stelzvögelschwärme ziehen weiter nördlich nach den Nebenflüssen, die von dort kommen, oder nach dem Orinoco hin, die alle während der nassen Jahreszeit des Amazonenstromes gerade ihre trockene Zeit haben. Die Fischerfamilien, welche vier oder fünf Monate lang mit dem Harpuniren und Einsalzen von Pirarucu (Fischen), sowie mit dem Schildkrötenschießen beschäftigt waren, kehren in die Städte und Dörfer zurück, und die provisorischen Fischer-

hütten, welche ſie auf den Sandbänken aufgebaut hatten, werden allmälig überſchwemmt. Dies iſt die Zeit, in welcher in Braſilien Nüſſe und der wilde Cacao reifen, und viele Leute ziehen aus, um ſie einzuſammeln. Die Regen ſind während dieſer Periode nicht anhaltend; zuweilen fallen ſie ſehr ſtark, doch ſelten länger als 24 Stunden, und viele Tage ſind klar und ſonnig.

In der erſten Juniwoche ſteht die Fluth am höchſten, und das Waſſer hat ſich etwa 45 Fuß über den niedrigſten Punkt erhoben, doch wechſelt es in verſchiedenen Jahren oft um 15 Fuß. Die „Enchente“ oder Fluth, welche die Eingebornen für identiſch mit der Meeresfluth halten, iſt dann vollendet, und die „Vaſante“ oder Ebbe beginnt. Die Vorräthe, die man für die naſſe Zeit eingeſammelt hatte, ſind aufgezehrt; Fiſch iſt ſchwer zu erlangen, und viele Eingeborne müſſen ſich von Früchten und Farinha nähren.

Die ſchöne Jahreszeit beginnt mit einigen ungemein heißen Tagen. „As agoas estao paradas“, das Waſſer hat aufgehört, heißt es dann. Die ſchlammigen Straßen ſind in wenigen Tagen trocken. Die jungen Burſchen ſitzen gruppenweiſe im Schatten der Hütten, machen Pfeile und ſtricken Netze; andere kalfatern die Canoes, und überall ſieht man Vorbereitungen für den lang erſehnten „Verao“ oder Sommer, denn die Wanderung der Schildkröten und Fiſche aus den Waldbächen geht zum Hauptſtrome zurück. Mitte Juli erſcheinen die Sandbänke wieder über dem Waſſerſpiegel, und große Schaaren von Sandpfeifern und Möven ſtellen ſich ein. Das Geſchrei der Möven gilt hier, wie bei uns das des Kuckucks, für den Boten der ſchönen Jahreszeit.

Das Fallen des Waſſers dauert bis Mitte Oktobers und nur einmal in der Mitte des trockenſten Wetters, im September, tritt ein theilweiſes Steigen von wenigen Zoll Höhe (Repiquet) wieder ein. Nie aber wird die Schifffahrt, ſelbſt großer Fahrzeuge, gehemmt. Für Jedermann iſt die trockene Zeit günſtig; denn dann wimmeln die ſeichten Buchten von Schildkröten und Fiſchen. Alt und Jung verläßt die Dörfer und geht einige Wochen auf die weiten Sandbänke im Fluß, um zu fiſchen, zu jagen und Schildkröteneier zu ſammeln. Die Eingebornen baten ſtets um eine „vasante grande“ oder große Ebbe.

Von Mitte Oktober bis Anfang Januar herrſcht die zweite naſſe Jahreszeit. Das Steigen iſt zuweilen nicht höher, als 15 Fuß, zuweilen aber auch bedeutender, ſo daß ſelbſt die hohen Sandbänke überſchwemmt werden, bevor die Schildkröteneier ausgekrochen ſind.

Die zweite trockene Zeit beginnt im Januar und dauert den Februar hindurch. Gewöhnlich ſinkt der Fluß nur einige Fuß, und das iſt der Sommer der Umari, weil dann dieſe Frucht reift. Fällt der Fluß bedeutend, ſo iſt der Schildkrötenfang am ergiebigſten. Im Jahre 1856 wurden bei Ega in wenigen Tagen über 2000 dieſer Thiere gefangen.

So zerfällt das Jahr in Ega in vier Jahreszeiten; zwei mit trockenem Wetter und fallendem Waſſer und zwei, bei denen das Gegentheil der Fall iſt. Abgeſehen hiervon tritt im Mai eine kurze, ſehr kalte Jahreszeit ein, die ihre Urſache in den kühlen Winden hat, die von Süden über die feuchten Wälder blaſen, welche ſich ohne Unterbrechung vom Norden des Aequators bis zum 18. Breitengrade in Bolivia ausdehnen. Unglücklicherweiſe hatte ich in Ega kein Thermometer, da das meinige in Para zerbrochen war. Die Temperatur war ſo niedrig, daß Fiſche im Teffé ſtarben und in großer Menge an das Ufer geworfen wurden. Der Wind iſt nicht ſehr ſtark; doch bringt er viele Wolken und hält fünf bis ſechs Tage alle Jahre an. Die Einwohner leiden ſehr von der Kälte; ſie legen ihre wärmſten Kleider an und machen ſich ein Feuer von Holzkohlen in ihre Hütten. Mir war dieſe Kälte ſehr angenehm, und ich litt von der „tempo da friagem“, kalten Zeit, durchaus nicht. Der Mai iſt der Wintermonat in der ſüdlichen gemäßigten Zone, und die kalten Winde, die von dort nordwärts zum Aequator ziehen, werden nur mäßig warm, indem ſie durch die großen theilweiſe überflutheten Ebenen ziehen, die mit feuchten Wäldern bedeckt ſind.

Der ſüdweſtliche Theil von Ceylon.

(Hierzu der Stahlſtich: Gillemalle, nach einer Originalzeichnung von Königsbrun.)

Von Ludwig K. Schmarda.

I.

Erſter Anblick. — Geologiſches. — Vegetation. — Die Cocospalme und ihre Nutzanwendung. — Das Thal von Gillemalle.

Mit Freuden begrüßt der aus dem Abendland kommende Seefahrer nach langer monotoner Reiſe die waldige Küſte der ſagenreichen Inſel, die als unbegrenzte grüne Laubmaſſe vor ihm liegt, hinter welcher die Berge aufſteigen, die in blauer Ferne der Gipfel des heiligen Samanala überragt. Für denjenigen, der zum erſtenmal ein Tropenland betritt, ſind die Eindrücke überwältigend; aber auch der aus dem Sunda-Archipel kommende Reiſende*), der an lebhafte Empfindungen, die Betrachtung und Studium der Vegetation der Sonnenländer erzeugen, gewöhnt iſt, erklärt die Landſchaft um Galle für eine der ſchönſten auf unſerer Erde. Wer auf langen Wanderungen aus der Natur mannigfaltige Genüſſe und geiſtige Anregungen geſchöpft hat, bewahrt unwillkürlich dem zuerſt betretenen Boden ſein hiſtoriſches Recht; die erſten Bilder tauchen mit ungeſchwächter Lebendigkeit, verbunden mit einem Gefühl wie Heimweh immer wieder auf, das nur derjenige begreiflich finden wird, der die Schönheit und Majeſtät des tropiſchen Pflanzenwuchſes genoſſen hat.

Unter allen Theilen Ceylons iſt der Südweſten der ſchönſte und vegetationsreichſte, denn der centrale Bergſtock ſcheidet die Klimate der Inſel in der Richtung von

*) Jungbuhn.

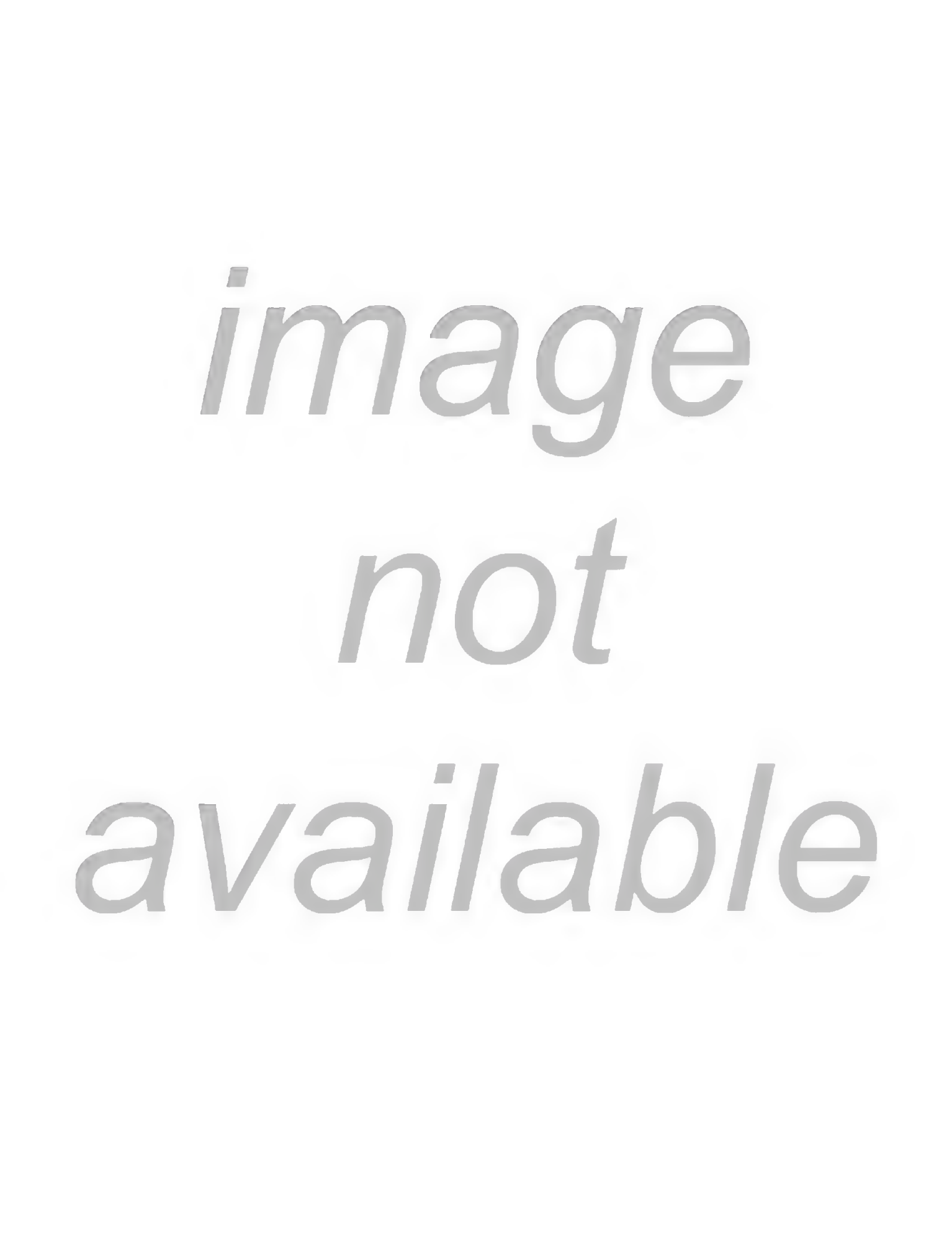


image
not
available

Südost nach Nordwest. Wenn die Sonne dem nördlichen Wendekreise sich nähert und das asiatische Festland stärker erwärmt, beginnt der Südwest-Monsun, d. h. die Luftschichten rücken vom Indischen Ocean nach, die eine große Menge Wasserdünste mit sich führen, welche sich überall, wo bedeutende Bodenerhebungen in ihrer Richtung liegen, condensiren. Es treten dann mit der Heftigkeit unserer Platzregen jene regelmäßigen Schauer ein, die im Anfang nur kurze Zeit währen, jeden folgenden Tag aber früher eintreten und länger dauern, bis sie ihr Maximum erreicht haben, worauf sie im umgekehrten Rhythmus wieder abnehmen. In ähnlicher Weise tritt nach dem Herbst-Aequinoctium der Nordwest-Monsun auf.

Der in der Richtung des Monsuns gelegene Strich erhält nicht auf allen Punkten die gleiche Menge der atmosphärischen Niederschläge. Diese ist an den beiden Endpunkten der Demarcationslinie am geringsten, am Fuß der Berge bedeutender und in den hoch gelegenen Bergthälern am größten. Die jährliche Regenmenge für Paradenia in der Nähe von Kandy beträgt etwas über 90″, in Colombo nur 72″. Interessant ist es, daß diese Demarcationslinie oft auf einem Berge die Klimate so scheidet, daß die verschiedenen Abhänge auch verschiedene Regenzeiten haben.

Die Grundlage des südwestlichen Ceylons ist, wie auf der ganzen Insel, Gneiß. Die Reliefbildung des Bodens ist eine sehr wechselvolle; nördlich von Galle wird das Ufer flach und sandig, und die Klippen, die um Galle und an der Südküste nicht selten sind, fehlen fast gänzlich. Auf das sandige Ufer folgt ein Tiefland, welches, mit Ausnahme der relativ kleinen Kulturstrecken, mit Wald bedeckt ist, aus dem nur einzelne flache Höhenzüge hervorragen. Dann werden die Hügel häufiger und treten in Reihen zusammen, die rankenartig vom Centralstock ausgehen und nur in dessen Nähe das sanft gerundete Ansehen gegen etwas schroffere Formen vertauschen. Zwischen den Hügelketten liegen breite Thäler von großen Flüssen durchströmt, die bei einem kurzen Lauf eine ansehnliche Breite und im untern Theil ein schwaches Gefäll haben. Das Erdreich ist vorwaltend ein rother und rothbrauner, eisenhaltiger Thon, der Kabuck, der aus der Zerbröcklung und Verwitterung des Gneißes entstanden ist. Die Humusschicht ist nirgend von bedeutender Mächtigkeit, da bei der raschen Verwesung der organischen Theile die Erzeugung flüchtiger Produkte vorwaltet und die häufigen Regen die festen Rückstände sehr leicht abschwemmen. In Niederungen finden sich Stellen von moorigem Aussehen bedeckt mit niedrigen Cyperaceen, deren dicke in einander verfilzte Wurzeln eine torfartige Masse bilden, die gestochen und getrocknet sogar als Feuerungsmaterial gebraucht werden kann.

Der Ufersand hat eine eigenthümliche Vegetation von kurzen Gräsern, kriechenden Ipomeen mit violetten Blumen, Crinum Paneratium und Pandanus. An vielen Stellen sind die Gräser durch kleine dunkelgrüne Rasen krautartiger, kriechender Mimosen ersetzt. Ueber dieser kärglichen Vegetation erhebt sich die Cocos-Palme, durch deren massenhaftes Auftreten die Uferzone ihre bestimmte Physiognomie erhält. Ihre eleganten, zierlich geschwungenen Stämme, die Krone aus langen, gefiederten Blättern, die Menge Licht, welche sie zurückwerfen, und ihre Stellung, die theils horizontal, theils unter sehr spitzigen Winkeln aufstrebend ist, bedingen einen gegen die Einförmigkeit unserer Waldbäume angenehmen Gegensatz, und das Zusammenstoßen der Kronen bildet ein vielfach gewölbtes Laubdach — ein Vorbild unsrer Spitzbogen-Architektur. Der ganze Uferstrich vom Donderah head, der äußersten Südspitze der Insel, bis Negombo im Norden ist ein zusammenhängender Cocoswald, in dessen Schatten Städte und Dörfer liegen, und der den natürlichen Monocotyledonen-Wald, der auf Ceylon fehlt, ersetzt. Die Gesammtzahl der Palmen wird auf 18 bis 22 Millionen geschätzt*) und vermehrt sich noch täglich, da die Cocospalme nicht nur sehr viele Bedürfnisse der Eingebornen unmittelbar befriedigt, sondern durch den Ueberschuß der Produktion, der expertirt wird, auch baares Geld liefert. Der Stamm dient zum Bau der Hütten und Kähne, die Blätter zur Anfertigung des Daches, der Körbe und Matten, zusammengedreht als Fackel, als junges Blatt zum Schmuck von Ehrenpforten und des Brautgemaches. Die junge noch nicht entfaltete Blattknospe liefert ein gesundes und angenehm schmeckendes Gemüse, und die angezapfte Blüthe spendet einen reichlich fließenden süßen Saft, den Toddy, der sowohl frisch als gegohren, in welchem Zustand er die Stelle des Weins vertritt, angenehm schmeckt. Aus ihm wird aber auch Zucker, durch Destillation der feinste Arak und endlich Essig und Hefe gewonnen. Eine bedeutende Zahl von Palmen, ungefähr $^1/_7$ bis $^1/_{10}$, wird ausschließlich zum Betrieb dieser landwirthschaftlichen Gewerbe verwendet. Die Nüsse liefern im Zustande der Halbreife ein süßliches Wasser, das durch seinen schwach zusammenziehenden Beigeschmack den Durst viel besser löscht, als gewöhnliches Wasser. Zu dieser Zeit hat sich schon an der innern Wand der Nuß eine Schicht halbfesten Fruchtfleisches gebildet, welches weiß und in dünnen Scheiben geschnitten schwach durchscheinend ist; es hat einen mandelartigen Geschmack und wird entweder für sich allein oder mit Zucker in Backwerken und Kuchen, am häufigsten jedoch wegen seines bedeutenden Oelgehalts zur Bereitung des Curry, der gewürzhaften Nationalbrühe, die bei keinem hindu'schen Mahle fehlt, verwendet. Im Zustande der vollkommenen Reife liefert die äußere dreikantigovale Fruchthülle eine starke Faser, welche abgelöst und wie unser Flachs und Hanf geröstet wird. Diese Faser heißt Coir und ist sehr wichtig für den Hausbau des Singhalesen, denn an seiner Hütte und an seinem Kahn findet sich kein eiserner Nagel, und Balken und Sparren werden mit Coir zusammengebunden. Sie bildet einen wichtigen Export-Artikel, der auch außer Ceylon zu Tauen, Matten, Säcken u. dergl. verarbeitet wird. Zur Zeit der Reife der Cocosnuß hat sich die Quantität des Wassers verringert, die des Fruchtfleisches und somit des Oels vermehrt. Da sie nun erst am werthvollsten sind, so wird nur der kleinere Theil zum Trinken und für die Küche benutzt. Die ausgelösten Kerne werden an der Sonne getrocknet und heißen dann Copperah, von denen vor der Ausstellung der hydraulischen Oetpressen eine ansehnliche Menge ausgeführt wurde. Das Cocosöl dient dem Singhalesen nicht allein zur Beleuchtung und im reinen Zustande als Speiseöl, sondern auch zum Einsalben der Haare und der Haut, um die Transpiration zu vermindern, und in Verbindung mit anderen Stoffen als Arznei- und Schönheitsmittel. Die ausgepreßten Oelkuchen (Tunac) haben noch einen Werth als Viehfutter und Dünger.

Da in günstiger Lage eine erwachsene Cocospalme jährlich 80 bis 100 Nüsse trägt und 40 Nüsse eine Gallone Oel und 5 bis 6 Pfund Coir liefern, ist es erklärlich, daß die Kultur dieser Palme bedeutend zugenommen hat und auch von europäischen Pflanzern betrieben wird, obwohl ihr Ertrag erst

*) Das mit Palmen besetzte Areal dürfte 200,000 Acres betragen, da man auf 1 Acre in den Pflanzungen der Eingebornen 100 Palmen rechnet.

nach dem fünften Jahre beginnt und nur allmälig ſteigt.*) Während meiner Anweſenheit in Ceylon 1853 waren ungefähr 1,700,000 Palmen auf 21,000 engliſche Acres europäiſcher Plantagen gepflanzt. Während 1851 der Export des Cocosöls 445,699 Gallonen im Werthe von 31,444 Pfd. St. betragen hatte, erreichte er 1857 ſchon die Höhe von 1,767,413 Gallonen im Werthe von 212,184 Pfd. St. 1851 waren 37,512 Centner Coir im Werth von 18,284 Pfd. St., 1857 wurden 42,000 Centner Coir im Werthe von 39,000 Pfd. St. ausgeführt. Die Erträgniſſe von 1857 ſcheinen das Maximum zu bilden, denn ſeitdem haben weder die Gewichtsmengen, noch die Werthe dieſe Höhe wieder erreicht.

Selbſt die Schale dieſer Nuß iſt dem Singhaleſen unentbehrlich, denn ſie dient als Schale, Büchſe, Becher und Löffel, und nachdem ſie in dieſen verſchiedenen Verwendungsweiſen unbrauchbar geworden, in letzter Inſtanz als Feuerungsmaterial. Die Cocos als wahre Seeufer-Palme kommt landeinwärts weniger gut fort, als unter dem Einfluß des Seewindes, und im dichten Walde fehlt ſie gänzlich.

Die Pflege dieſer ſchönen Palme iſt nicht blos eine landwirthſchaftliche; ſie ſteigert ſich zum äſthetiſchen Baumkultus, ſie verſorgt nicht blos Küche, Keller und Speicher des Singhaleſen, ſondern bietet auch ſeiner Poeſie zahlreiche Bilder und Gleichniſſe. Mit ihr vergleicht er die weibliche Schönheit im Ganzen und in einzelnen Theilen, und von ihr glaubt er, daß ſie fern vom Rauch ſeiner Hütte und ſeinen Geſprächen, denen ſie gerne lauſcht, nicht mehr gedeihe. Sie iſt für ihn ein lebendes und ſympathiſches Weſen, und die zur Anthropomorphoſe geſteigerte Auffaſſung des Pflanzenlebens offenbart uns einen Zug von Volkspoeſie, die auf ein tieferes Gemüthsleben und eine wärmere Naturanſchauung zu ſchließen erlaubt, als wir ſie orientaliſchen Völkern zuzugeſtehen geneigt ſind.

Iſt die Cocospalme für die Strandbevölkerung auch die wichtigſte Pflanze, ſo iſt ſie doch nicht die einzig kultivirte; ja die Hütten liegen faſt überall in kleinen Fruchthainen begraben. Die Arekapalme wird kultivirt, denn ſie liefert ſein unentbehrliches Kaumittel, die Arekanuß. Sie iſt nicht ſo hoch, ihr Stamm dunkelgrün, gerade und minder graziös, als jener der Cocospalme. Neben verſchiedenen Spielarten der Banane pflanzt der Singhaleſe Mango-, Melonen-, (Papaya) und Orangenbäume, den Kaffeeſtrauch, den Brotfruchtbaum und den verwandten Jock, der ein ſüßes, aber durch ſeinen Geruch dem Europäer unangenehmes Fruchtfleiſch enthält, das die nahrhaften Samenkerne einſchließt. Faſt um jede Hütte wirft er ſeinen breiten Schatten und iſt nach der Cocospalme der beliebteſte Baum wegen ſeiner reichen Ernten und wegen des ſchönen, gelblichen, harten Holzes. Neben den Nußbäumen ſtehen auch ausſchließliche Zierpflanzen, und an mancher armen Hütte wird man durch blühende Hibiscus, Rosa sinensis, Ixora coccinea und Gloriosa superba angenehm überraſcht und ſieht die nützliche Lebensfülle tropiſchen Lebens mit der Schönheit vereint, die dem Pflanzer faſt unbewußt das menſchliche Daſein veredelt.

Die Grundfrüchte, welche Callachimm, Dioscoreen und Convolvulaceen liefern, werden nicht in großer Ausdehnung angepflanzt, trotzdem daß ihre Bearbeitung leicht und ihr Ertrag verhältnißmäßig groß iſt. Darin zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen wirklichen Kulturvölkern und den der Civiliſation noch ferne ſtehenden Menſchenſtämmen, daß dieſe von Baum- und Grundfrüchten, jene hauptſächlich von Cerealien leben. Das Hauptnahrungsmittel des Singhaleſen iſt der Reis, dem er wegen ſeiner größern Nahrhaftigkeit und ſeiner leichten Verdaulichkeit den Vorzug vor allen anderen Nährſtoffen gibt.

Einen ſchönen Ueberblick der tropiſchen Vegetation Ceylons bietet uns das Thal von Giltemalle, welches in einem getreuen Stahlſtich nach dem Oelgemälde von Königsbrun's den Leſern hier vorgeführt wird. Dieſes Thal iſt einer der ſchönſten Punkte in Ceylon. Gillemalle liegt in geringer Entfernung von Ratnapura, der ehemaligen Metropole des Saffragum, einſt ein berühmter Ort durch ſeine Volkszahl, ſeinen Reichthum und ſeine Edelſteine, denn Ratnapura bedeutet der Etymologie nach die Stadt der Edelſteine. Bis hierher iſt der Kaluganga, über den wir im nächſten Artikel ſprechen werden, ſchiffbar, aber weiter aufwärts wird ſein Bett enger und felſig. Bei Gillemalle liegt ſein Bett erſt 104 Fuß über dem Meeresſpiegel; aber von hier aufwärts wird ſein Gefäll ſo bedeutend, daß er den Charakter eines Bergſtromes annimmt. Seine nur wenige Stunden entfernte Quelle liegt an den Abhängen des Adamspik in einer Höhe von 4077 Fuß. Die wenigen Häuſer, welche den kleinen Ort bilden, liegen zerſtreut zwiſchen ſammtgrünen Feldern und Wieſen im Schatten von Fruchthainen, die aus Bananen-, Orangen- und Melonenbäumen, Cocos- und Arekapalmen beſtehen. Zwei ſolche reizende Baumpflanzungen ſind auf dem Bilde von Königsbrun's dargeſtellt. Ueber der rechten Baumgruppe erhebt ſich auch hier der hohe, gipfelſtändige Blüthenſtand der Talipot-Palme (Corypha umbraculifera), unter dem nur noch einige Reſte der großen Blattfächer hängen. Der eigenthümliche Baumſchlag an der Vorderſeite der Gruppe, welcher wie rieſige Straußfedern überhängt, gehört den 30 bis 40 Fuß hohen Bambusgebüſchen, die hier nicht ſpontan wachſen, ſondern angepflanzt ſind. Dieſe baumartigen Gräſer ſind für den Haushalt aller Tropenbewohner von Wichtigkeit, denn die Stämme empfehlen ſich zu mannigfachem Gebrauch beim Bau der Hütten und Brücken, zu Einfriedigungen, als Tragſtangen, der Länge nach geſpalten und brettartig breit gedrückt als Latten und Subſtitut für Bretter zur Herſtellung von Dielen, Plafonds und leichten Wänden. Die über und unter dem Knoten durchſägten Stücke werden als Flüſſigkeitsbehälter, die der Länge nach geſpaltenen ganzen Stämme als Leitungsröhren benutzt. Zu allen dieſen und anderen Verwendungen eignet ſich der Bambus, denn er verbindet Leichtigkeit mit Feſtigkeit, und iſt er gleich nach dem Fällen getrocknet worden, ſo bewahrt er eine faſt unverwüſtliche Dauer.

Vor der zweiten Gruppe ſtehen Bananen und neben dieſen ein in dieſen Gegenden ſeltener Gaſt, eine baumförmige Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum), wie ein Kronleuchter die nackten Aeſte horizontal von ſich ſtreckend. Dieſe Pflanzenform iſt im trockneren nördlichen und öſtlichen Theil der Inſel eine häufige Erſcheinung.

Hinter der Kulturlandſchaft erhebt ſich der Wald, der zuerſt ſanft gerundete und dann höhere Berge mit ſteileren Böſchungen bedeckt. Die zwei höheren Gipfel, zum Theil mit ſteil abſtürzenden Gneißwänden, ſind Vorberge des Adamspiks. Dieſer iſt von dem Standpunkte, von welchem das Bild aufgenommen und überhaupt von Gillemalle nicht ſichtbar. Von Ratnapura, das auf einer kleinen Erhöhung hinter der Stadt liegt, ſieht man den Pik in ganzer Majeſtät hinter den nördlichen Bergen aufſteigen, und auf ſeiner Spitze erſcheint dann bei klarem Himmel ſelbſt der kleine, offene Tempel wie ein niedriges Prisma mit einer aufge-

*) Dieſe Kultur begann ſeit 1841, der Zeit des Rückganges der Zimmtkultur und der vorübergehenden Panique, welche der Kaffeekriſis gefolgt war.

setzten stumpfen Pyramide. Dieser Tempel ist eigentlich nur ein von Säulen getragenes Dach, das über dem Sripada oder der Fußspur Buddha's errichtet ist. Zu ihm pilgern jährlich tausende, und zwar nicht allein singhalesische, sondern auch siamesische Buddhisten, und selbst Mohammedaner, welche glauben, daß Adam nach seiner Verstoßung aus dem Paradiese auf dieser Höhe zur Buße verurtheilt worden sei.

Wichtiger als die Betrachtung solcher allen Völkern der Erde auf einer gewissen Kulturstufe gemeinsamen Wanderungen nach den Gräbern und anderen durch den frommen Wahn einer phantasiereichen Seele verklärten Erinnerungsstätten ihrer Religionsstifter, ist für den Reisenden der Anblick der Vegetation des Piks und die Art ihrer Vertheilung. Selbst in der Entfernung von mehreren Meilen ist eine Doppelzone von Gewächsen erkennbar, die in Tracht und Farbe wesentlich von einander abweichen. Der untere Gürtel ist glänzend grün, hie und da von kleinen, blutrothen Flecken, dem jungen Laub der Eisenholzbäume (Mesua ferrea) unterbrochen. Der obere Gürtel ist matt grün, fast grau und verdankt seine Farbe den baumartigen Alpenrosen und den vorherrschenden Eugenien. Die Demarcationslinie der beiden Pflanzenregionen befindet sich in der Höhe von 5000 Fuß und bildet fast eine gerade Linie, ein Beweis, daß nicht lokale Ursachen, sondern die verticale Bodenerhebung mit den in ihrem Gefolge sich befindenden klimatischen Einflüssen die Scheidung der Vegetationsgürtel bedingen.

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von **Heinrich Jastram.**

I.

Eine abstoßende Schilderung und eine Ehrenrettung der Haide. — Lage und Ausdehnung derselben; ihr Charakter. Einförmigkeit und Schönheit. — Die Wälder. — Einsamkeit. — Erratische Blöcke, Torfmoore, Haidekraut und Haidschnucken. — Der Immenker und die Bienenzucht.

Das Nächste ist nicht immer das Bekannteste! So gehts auch mit der Lüneburger Haide. Sie spiegelt noch Manchem ein schauerliches Bild von Oede und Unwirthlichkeit vor, und er möchte weder todt noch lebendig in ihr sein! Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß schon den Kindern durch sonst vorkommt gute Schulbücher solche Vorstellungen über die Haide beigebracht werden. So z. B. findet man in den bekannten Werken: „Lebensbilder III.", „Haesters Weltkunde" folgende schreckliche Schilderung derselben:

„Nördlich vom Harz, zwischen Lüneburg und Celle, im Königreich Hannover, zieht sich 10 Meilen weit die Lüneburger Haide hin, ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man sich auch wendet, sieht man in dieser Einöde nichts als Haide mit krüppelhaftem Nadelholzgebüsch, oder höchstens mit dünnen Tannen- und Fichtenholzungen. In manchen Gegenden ist es eine blaße unabsehbare, schwarzbraune, nackte Fläche ohne Spuren von Kultur. Alles ist leer, trocken, kalt. Man sieht hier nicht einmal, wie in Arabien, Beduinen umherschweifen, oder Pilger und Karawanen durch die Wüste ziehen. Man könnte, wenn man blind wäre, halbe Tage umherirren, ohne sich an etwas zu stoßen. — Der ödeste und traurigste Theil ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Haide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, ausgenommen etwa einige hungrige Raben. Rings umher scheint die ganze Natur ewig zu schlafen. — Also ist die Lüneburger Haide ganz ohne Leben? O nein! Eine große Menge genügsamer Schafe nährt sich von den mageren und gewürzhaften Haidekräutern, und Millionen von Bienen schwärmen auf ihren Blüthen umher. Auch trifft man auf dem Wege von Celle nach Lüneburg einige Dörfer an, als Schafsthal, wo das Auge der Reisenden sich sogar an dem Anblicke einiger Buchen erquicken kann." — So weit diese trostlose Schreiberei! Solchen Vorurtheilen, so Unwahrheiten gegenüber ist es nöthig, die Haide ins rechte Licht zu stellen.

Fassen wir sie zunächst in topographisch-physikalischer Beziehung ins Auge, d. i. erwägen wir, wie sie als Theil der Erdoberfläche aufzufassen ist und wie es mit der Natur in ihr aussieht. Die topographisch-physikalische Seite ist eine zweifache, eine quantitative und eine qualitative, oder mit anderen Worten, es sind die beiden Fragen zu beantworten: „Was ist die Haide?" und „Wie ist sie beschaffen?"

Um sagen zu können, was die Haide eigentlich ist, müssen wir Beziehung auf die allgemeinen geographischen Verhältnisse Deutschlands nehmen. Die deutsche Bodenoberfläche gliedert sich als Tiefland (im Norden), Mittelgebirge (in der Mitte) und Hochland (im Süden).

Der Süden zeichnet sich durch Massenhaftigkeit aus. Man denke an das Hochgebirge mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken, die das Streben nach einförmig-massenhaft angelegten Formen bekunden. So ist auch nur eine Hauptwasserstraße vorhanden: die Donau. In Parallelzügen fallen ihr die wilden verheerenden, weder zur Schifffahrt noch zu industriellen Zwecken brauchbaren Alpengewässer zu, in Gemeinschaft mit ihr das Land in großen Massen abscheidend. Hiermit harmoniren die großen Oedungen, Moore, Haiden, Schuttfelder und nackten Felsplatten, sowie die ausgedehnten einförmigen Waldungen, namentlich von Nadelholz, das reine, industrielose Bauernleben ganzer Gegenden und die volksleeren Gerölwüsten.

Ganz verschieden hiervon und sich durch Mannigfaltigkeit auszeichnend ist die Mitte, eine Musterkarte der mannigfaltigsten Boden- und Gesteinarten. Das große Netz von zahllosen kleineren und größeren Flüssen mit meist starker Wasserkraft, bedingt durch das rasche Gefäll, hat eine Masse industrieller Unternehmungen hervorgerufen, für welche die großen Steinkohlenschätze des Mittelgebirges gerade recht kommen. Die vielerlei verschiedenartigen Wälder, die auf dem kleinsten Raume wechselnde Bodenkultur ꝛc. korrespondiren mit der Mannigfaltigkeit der Formation des Mittellandes.

Dagegen harmonirt der Norden, das Tiefland, mit dem Süden durch seine Massenhaftigkeit und Einförmigkeit.

Erinnern wir uns nur an die wirklichen Oedungen der Dünen, Moore, Sümpfe und Sandstrecken, so wie an die massenhaften, einförmigen Nadelholz-, Birken-, Buchen- und Eichenwälder, an die ungeheueren gleichförmigen Getreidefluren und Wiesenflächen, womit wieder die großen, wohl für Schifffahrt, aber nicht zu industriellen Zwecken brauchbaren, sich durch langsames Fließen auszeichnenden Wasserstraßen im Einklange stehen. Mitten in dieses norddeutsche Tiefland hinein ist nun auch die Lüneburger Haide gelegt und als Theil desselben muß sie daher auch den Charakter der Massenhaftigkeit und Einförmigkeit an sich tragen und dem aus Mitteldeutschland Kommenden eine auffällige Erscheinung sein.

Sie ist aber nicht bloß ein Theil der norddeutschen Tiefebene, sondern auch das nordwestlichste Stück der uralisch-karpathischen Landhöhe. Nimmt man einen guten neuern Atlas zur Hand, z. B. von Meyer oder Sydow, so wird man finden, daß sich durch Rußland und Norddeutschland zwei hellere Striche hinziehen, welche man allerdings auf den gewöhnlichen Karten nicht findet. Es sind dies zwei Anschwellungen des Bodens in der Tiefebene. Beide beginnen am Ural und ziehen sich westlich, die nördlichere in Jütland endigend, die südlichere die Karpathen streifend, durch Brandenburg gehend und im nördlichen Hannover endigend. Der erstere führt den Namen: uralisch-baltischer Landrücken und zeichnet sich durch plateauförmige Erhebungen, Sandboden, Nadelholzwaldungen und viele größere und kleinere Seen aus; der letztere wird uralisch-karpathischer Landrücken genannt, hat ein mehr wellenförmiges Gebilde, gleichfalls Sandboden und Nadelholz und die sogenannten erratischen Blöcke. Sein nordwestlicher Theil ist, wie schon gesagt, die Lüneburger Haide. Sie zieht sich von Südost nach Nordwest zwischen Elbe und Weser hin. Da ihr Abfall gegen Norden steiler ist als gegen Süden, so erscheint sie dem Wanderer, der von Norden kommt, als ein ausgedehnter blauer Gebirgsstreif, aus welchem die Flüsse ziemlich schnell in tiefen Thälern ihm entgegenkommen; nähert er sich ihr aber von Süden, so sieht er nichts als eine endlose Ebene vor sich, deren Flüsse sich langsam durch einen breiten Rand von Sümpfen und Mooren zur Aller heranwinden. Auf der Höhe sind Quellen und Moore; an den Abhängen aber quillt das Wasser der meist klaren Haidebäche.

Die Lüneburger Haide ist endlich die Wasserscheide der Provinz Lüneburg. An ihrem nordöstlichen Abhange entspringen und fließen der Elbe zu: die Ilmenau mit der Lube und Jeetze, und die Seve mit der Aue, während sie an der südwestlichen Seite die Ize, Oertze und Böhme nach der Aller entsendet. Außerdem sind noch eine Menge von Flüßchen und Bächen und einige kleine Seen vorhanden. Wie verhält sich zu dieser Darstellung, deren Wahrheit ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers verbürgt, die Behauptung der im Anfange citirten Beschreibung Curtmans?

Aus dem Bisherigen läßt sich nun auch leicht die qualitative Beschaffenheit der Haidefläche darthun. Es ist nicht zu leugnen, daß sie durch ihre Massenhaftigkeit sich sehr einförmig darstellt. Wir finden hier keine malerische Schweizergegend mit bezauberndem Wechsel von glänzenden, oft scheinbar glühenden Schneegipfeln, fernschimmernden Gletschern, schauerlich schönen Lawinen, rauschenden Strömen und Wasserfällen, grünen Weiden und Wäldern, lieblichen Thälern und klaren Seen, was die unvergängliche Schönheit der Schweiz bildet. Wir finden auch nicht den pittoresken Reiz, die Weichheit der Formen südlicher Gegenden, wo sich alle fünf Minuten die Aussicht ändert und uns ein Bild lieblicher als das andere vorzaubert. Wir müssen zugeben, daß diese endlose Ebene mit ihren weiten Getreide-, Wald-, Haide- und Moorstrecken, ohne Berg und That, recht ermüdend für das Auge eines Touristen sein kann! Ja noch mehr, wir wollen auch zugestehen, daß in den Niederungen östlich von der Aller der Pflanzenwuchs sehr dürftig ist oder durch Sümpfe und öde Kiesgerölfstrecken wenig zur Betrachtung einladet, vielmehr abschreckt!

Und doch müssen wir sagen, es ist nicht so schlimm mit dieser Einförmigkeit, sagen vielmehr: es hat auch die Haide ihre Schönheit und zwar eine pikante Schönheit! Es ist ein eigenthümlicher Reiz, daß hier, wie der Haidebewohner sagt, die Welt nicht mit Brettern zugeschlagen ist, d. h. daß keine Schranken den Horizont verengen und die freie endlose Aussicht beeinträchtigen. So wie die Aussicht über das unbegrenzte Meer mit Recht eine schöne genannt wird, so auch kann das weite Landmeer, wie Lessing die Haide nennt, doch wenigstens wohl darauf Anspruch erheben, eine eigenthümlich scharf-reizende Aussicht zu bieten. Doch hat auch die Haide wirkliche landschaftliche Schönheiten. Wie schön ist hier nicht ein klarer, frischer Wintertag, wenn sich die dunkelgrünen Aeste und Wipfel aus dem unabsehbaren Schneeteppich hervorheben! Oder, „wenn man die weite Ebene im Morgenlichte erglänzen sieht, oder wenn die Abendsonne das braune Haidekraut und hier und da eine Birkengruppe auf einem Hügel mit goldigem Glanze färbt und in weiter Ferne ein dunkler Föhrenwald auftaucht; dann erfährt man es, daß auch die Haide ihren Schmuck von Gott erhalten hat."

Auch viele Dörfer haben ein einladendes freundliches Ansehen und kündigen sich schon von weitem durch ihre waldige Umgebung an. „Eine schöne Masse geradstämmiger, kerngesunder, üppig emporstrebender Buchen und Eichen, die viele Jahrhunderte entstehen und verschwinden sahen, umschließen das Dorf. Bald ist es ein hoher freier Wald, der sich um dasselbe lagert, überall den Durchblick auf nett gebaute, gut unterhaltene Bauernhöfe und ländliche Hütten gewährend, die weidenden Heerden mit seinem Schatten erquickend; bald umschließt der Forst das Dörfchen enger und schützt es mit seinen mächtigen Stämmen gegen den Sturm, der schonungslos über die weite Fläche fährt, sein Spiel mit den Dächern und den Spitzen der mäßigen Thürme treibend." Selbst in den einsamsten Sandgegenden wird der Wanderer sehr oft erfreut durch Gruppen von Kiefern, deren rauschende Wipfel in der einsamen Landschaft ihn an die Hochebenen des Harzes erinnern. Und welch eigenthümliche Reize bietet ein ganzer Kiefernwald mit seinem sanften Säuseln oder ein Birken-, Eichen- und Buchenwald dar! Solche Waldungen finden wir in großer Zahl und in bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Göhrde an der Elbe oder der Süsing und die Raudkammer bei Ebstorf.

Die Touristen werfen der Haide auch wohl deshalb Einförmigkeit vor, weil sie eine gar armselige Flora habe. Man sehe, sagen sie, nichts als magere Fruchtfelder, Waldungen und Haidestrecken, aber nicht solch reichen Wechsel, wie in Mitteldeutschland ꝛc. Hiergegen muß erwidert werden, daß es gar sehr auf den Blick ankommt, mit welchem man etwas betrachtet. Raine, Bergabhänge, Schutthaufen ꝛc. sind in den Augen des Landmanns unnütze, wüste Plätze, Sammelstellen des Unkrauts, während gerade sie dem Botaniker reiche Ausbeute gewähren und oft seltene botanische Schönheiten liefern. Hören wir deshalb, was ein Fachmann, Steinworth, der alle Theile der Haide manches Jahr lang durchsucht hat, über das Resultat seiner Forschungen in der Vorrede zu seiner „Phanerogamen-Flora des Fürstenthums Lüneburg" sagt:

„Das Ergebniß wird, wie ich glaube, für manchen Botaniker überraschend sein, da über die Lüneburger Haide noch immer die abenteuerlichsten Meinungen gängig sind, und Mancher vielleicht kaum geneigt sein möchte, ihr überhaupt eine Flora zuzuschreiben. In der That aber ist diese eine durchaus günstige, da sich hier die mannigfachsten Bodenarten zusammen finden. Unsere braunen Haideebenen und dürren Sandflächen bieten nicht nur manches Eigenthümliche dar, sondern es wieder-

Digitized by Google

hoien auch unſere kaltgründigen Torfmoore Pflanzenformen, die übrigens nur den höheren Gebirgen angehören; mehrere größere Teiche zeigen ſeltene Erſcheinungen der Seen, und die Elbufer tiefern neben den Gewächſen des fetten Marſchbodens und einer fröhlichen Vegetation warmen Kalkgrundes allerlei Seltenheiten mitteldeutſcher Gebiege und des Meeresſtrandes."

Mit dem Charakter des Maſſenhaften hängt die Einſamkeit zuſammen. Wer die Haide zum erſten Male betritt, den befällt unwillkürlich das Gefühl des Alleinſeins und er ſieht, daß es hier einſamer iſt, als in den meiſten Gegenden Deutſchlands. Wer ſich die Haide vom Eiſenbahncoupé aus anſieht, erblickt freilich nur eine weite Fläche, denn die Eiſenbahn hat die geradeſte ebenſte Strecke aufgeſucht, ohne ſich um die anliegenden Döfer und Ortſchaften zu bekümmern, und er denkt nicht daran, daß die Nebenwege abwechſelnder, beſſer angebaut und mit freundlichen größeren und kleineren Döfern, welche meiſt ganz wohlhabend ſind, beſetzt ſind. Nicht minder einſam mag aber die Haide dem Fußgänger erſcheinen, wenn er ſtundenlang wandert, ohne ein Dorf zu treffen, oder wenn er ſich gar verirrt. Brennt die Sonne heiß hernieder und muß er meilenweit im glühenden Sande waten, ohne einen andern Laut zu hören als das Summen der Bienen und das Hämmern des Spechtes, dann glaubt er einen Vorgeſchmack der Sahara zu bekommen. Auch in den zahlreichen Nadelwaldungen iſt es recht einſam, und ihre Glut wird durch die trockenen Kiefernnadeln noch vermehrt. Recht verlaſſen fühlt ſich aber der Wandrer, wenn er im Schneegeſtöber Weg und Steg verloren hat und er, gejagt von dem daher tobenden Sturmwinde, vergeblich nach einem Obdache ſucht, auch wohl gar die Nacht ihn ereilt. Und — damit nun auch die Schilderung dieſer Schattenſeiten mit einem vollen Accorde ſchließt, ſollte ſich der Wandrer in den finſtern Mooren, wo man nicht das fröhliche Gewühl arbeitender Landleute ſieht, nicht das Brüllen weidender Heerden, ſondern nur den klagenden Ruf des Moorhuhnes hört, nicht recht einſam fühlen?

Nun ja, wir wollen gern zugeſtehen, daß die Haide in ihren unbewohnten Gegenden recht einſam ſei; aber wir müſſen doch auch bedenken, wie viele Städte und Dörfer es in ihr gibt, in denen doch gewiß Menſchen wohnen, und wo die ſind, iſts nimmer einſam! Daß aber Städte und Dörfer genug vorhanden ſind, zeigt ſchon ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers. Wie erhebend iſt es, wenn man die Sonntagsglocken erſchallen hört und die weite, weite Ebene in heiliger Sabbathsruhe daliegt. Da lernt man das Dichterwort verſtehen:

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Sonſt Stille nah und fern.

Auch läßt ſich nicht verkennen, wie idylliſch z. B. ein Dörfchen oder gar ein einſames Förſterhaus im Walde liegen kann.

Dieſes Landſchaftsbild der Haide findet jedoch ſeine Vervollſtändigung erſt durch die Betrachtung ihrer produktiven Seite oder ihrer Erzeugniſſe.

In mineraliſcher Beziehung bietet ſich zunächſt eine gute Menge geologiſcher Merkwürdigkeiten dar. Es ſei hier jedoch nur bemerkt, wie alle Spuren darauf hinweiſen, daß die Haide der Boden eines großen ausgetrockneten Meeres iſt, und daß die Geologen hier noch ein gut Theil Arbeit und Forſchung zu vollenden haben.

Als mineraliſche Merkwürdigkeit ſind die ſog. erratiſchen Blöcke anzuführen. Man bezeichnet mit dieſem Namen bekanntlich die in der Haide zerſtreut und maſſenweis umherliegenden Felstrümmer, welche aus Granit, Glimmerſchiefer ꝛc. beſtehen und nach der Meinung der Geologen in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen Deutſchlands Norden überfluteten, durch gewaltige Eismaſſen von Skandinaviens Küſten hierher befördert wurden. Sie werden von den Haidebewohnern zum Bauen, zu Mauern ꝛc. benutzt, weshalb ſie an manchen Stellen ſchon ſeltener werden und die aus ihnen geſprengten oder gehauenen Steine ziemlich theuer ſind.

Ein Haupthinderniß der Einträglichkeit mancher Gegenden iſt der ſog. Raſeneiſenſtein, eine Art Eiſenoxyd, welches ſich unter der Oberfläche befindet. Man hat auch ſchon Verſuche zur Eiſengewinnung damit gemacht, doch bis jetzt ohne genügende Reſultate.

Eigenthümlich ſind ferner die Erdölquellen bei den Dörfern Edemiſſen und Hänigſen an der braunſchweigiſchen Grenze. Dicht an den Ufern des in die Aller mündenden kleinen Fluſſes Schwarzwaſſer finden ſich lange in Felſen gehauene tiefe trichterförmige Gruben gegraben. Hier quillt mit dem Waſſer zugleich das Erdöl, ſammelt ſich auf der Oberfläche und wird dann abgeſchöpft. Wenn nun auch die Maſſe des hier gewonnenen Oels in keinem Verhältniſſe zu dem aus Amerika kommenden Erdöle (woraus das Petroleum gewonnen wird) ſteht, ſo iſt die Erſcheinung doch an und für ſich merkwürdig genug.

Die Torfmoore ſind keineswegs bloß wüſte, abſchreckende Landſchaften, ſondern eine reiche Vorrathskammer mit Brennmaterial. „In früheren Zeiten, als die Ebene noch mit Waldungen bedeckt war, brauchten ihre Bewohner nicht ſparſam umzugehen mit dem Brennholze. Wenn es in den Herbſttagen draußen zu ſtürmen begann und der Wind kalt durch die Haiden fuhr, oder wenn im Winter ein ſcharfer Froſt den Boden hart und die Flüſſe feſt machte, ließ man ſich das nicht groß anfechten. Die Wälder lieferten Holz genug, und wer es brauchte, holte es ſich und feuerte die Oefen, daß ſie faſt barſten. Heutzutage iſt das Holz theuer geworden, und ein armer Mann kann es kaum noch kaufen. Da iſt es denn ein ſonderlicher Segen Gottes, daß man das Brennmaterial auch aus der Erde gewinnen kann; und mancher, der das theure Holz nicht bezahlen kann, heizt den Ofen mit Torf."

Metalle beſitzt Lüneburg gar nicht. Von anderen Mineralien finden ſich Gips und Kalk bei Lüneburg, wo auch eine reiche Salzquelle iſt. Man vermuthet, daß unter der ganzen Haide hin ein Kalklager und ein Salzflötz ſtreichen und mit den im Hildesheim'ſchen, Calenberg'ſchen und Geubenhagen'ſchen zu Tage tretenden Kalklagern und Salzquellen in Verbindung ſtehen.

Auf die Beſchaffenheit der Pflanzenwelt iſt ſchon hingewieſen; hier mögen noch einige Beſonderheiten ihren Platz finden.

Was iſts zunächſt mit dem Haidekraute, mit der Erica? Sie findet ſich durch ganz Deutſchland auf Haiden und in Wäldern, zeichnet ſich durch roſenrothe Blüthen und dicht an einander gedrängte ungeſtielte, in vier Reihen am Stengel ſtehende Blätter aus. Sie dient dem Vieh zur Streu, theilweiſe auch zum Schaffutter, und ihre Blüthen ſind eine Haupthonigquelle der Bienen. Von dem Samen lebt im Winter mancher kleine Vogel, und die Haidebewohner wollen behaupten, daß die Haide beſonders in ſolchen Sommern, denen ein harter Winter folge, recht voll blühe.

Weizen wird nicht viel gebaut, wohl aber Gerſte, Hafer, Roggen und namentlich Buchweizen. Dieſer hat ſchöne rothe Blüthen, Pfeilblätter und dreikantigen mehligen Samen, aus welchem Grütze und Mehl bereitet werden. Außerdem werden in der ganzen Haide, namentlich aber bei Uelzen, viel Flachs und Hanf gebaut und Kartoffeln überall reichlich gepflanzt.

Aus den Heidel-, Erd- und Kronsbeeren wird ein beträchtlicher Gewinn gezogen. Auch Wachholderbeeren werden, etwa 50,000 Ctr., gewonnen.

Das Wild hält ſich lieber auf den Gebirgen auf, als in der Haide. Das Edelwild iſt hier kleiner als anderswo; nur der Haſe liebt die magere Haidekoſt nicht und iſt daher nicht

Digitized by Google

häufig. Dagegen findet der Jagdfreund am Schnepfenſtrich und Dohnenſtieg (zum Droſſelnfang) zahlreiche Ausbeute. Die klaren Haidebäche ſind ein Lieblingsaufenthalt der Forellen, und man findet auch viele Perlmuſcheln, oft mit großen und ſchönen Perlen.

In den Haideſtöcken weiden zahlloſe Heerden von Haidſchnucken*). Die Landdroſtei Lüneburg beſitzt etwa ein Drittel der geſammten Schafzucht des Königreichs Hannover, nämlich 600,000 Stück. Die Haidſchnucken ſind der Haide eigenthümlich. Es gibt von ihnen zwei Arten: die weiße und die braunſchwarze. Die weißen Schnucken können ohne Gras nicht leben und werden daher meiſtens in den grasreichen Allerniederungen gehalten. Die braunſchwarzen dagegen gedeihen am beſten in der Haide. Ihre Nahrung iſt Haidekraut, was ſie ſich ſelbſt während des Winters aus dem Schnee ſcharren. Liegt dieſer zu tief, ſo werden ſie in den Stall getrieben, und man gibt ihnen Haidekraut zur Streu und zum Futter. Selten bekommen ſie etwas Roggen- oder Buchweizenſtroh. Der Stall wird ihnen aber eine wahre Plage, und ſie ſind lieber im Freien. Sie werden zweimal geſchoren, und man gewinnt von ihnen etwa 1¼ bis 1¾ Pfund Wolle, die zu Strümpfen, Handſchuhen, Haidemanchester und Beiderwand benutzt wird.

Auch die Bienenzucht findet in der Haide eine gedeihliche Stätte. Im Frühling werden die Bienenſtöcke in die Rübſamenfelder geſtellt. Sind dieſe abgeblüht, was ungefähr Mitte Juni der Fall iſt, dann gehts in die ſüße honigreiche, wenn auch unſcheinbare Buchweizenblüthe. Im Juli bringt der Immeker oder Bienenvater ſeine Stöcke in die blühende Haide, wo ſie bleiben, bis ſie mit Honig gefüllt ſind. Dann werden die Leibimmen oder Stammſtöcke, Mutterſtöcke, für das nächſte Jahr ausgeſucht, wozu man in der Regel in den guten Jahren die mittelmäßigen Stöcke, in ſchlechten aber die allerbeſten verwendet. Wer drei bis vier Lagden je zu 40 Stöcken beſitzt, hat davon im Sommer volle Arbeit, gewinnt aber auch in guten Honigjahren (d. h. in dumm- und ſonnenſcheinreichen Sommern ohne Näſſe und Mehlthau) leicht durch Wachs und Honigwerk einige 100 Thlr. Es werden im Jahre ungefähr 3000 Ctr. Wachs gewonnen, wovon die eine Hälfte in der celler Wachsbleiche verarbeitet wird, die andere aber nach Hamburg geht. Der Honig wird von den Haidebewohnern theils ſtatt Butter und Zucker benutzt, theils geht er, und zwar dem größern Theile nach, nach Braunſchweig, Hamburg und Bremen. —

*) Vergl. Globus VI, S. 32.

Bekanntlich hat ſich der Pfarrer Dzierzon in Karlsmark in Schleſien um die Naturgeſchichte und Zucht der Bienen große Verdienſte erworben. Er iſt namentlich derjenige, welcher zuerſt im größern Maßſtabe ſtatt der bisherigen Bienenkörbe Käſten mit beweglichen Wabenrahmen angewandt hat, wodurch der Bienenzüchter den Stock vollkommen willkürlich benutzen kann, je nachdem er es auf Honig-, Wachs- oder Brutgewinnung abgeſehen hat. Wie ſtehts nun mit dieſer Betriebsmethode in der Haide? Nun, Verſuche zur allgemeinen Einführung ſind ſchon mehrfach gemacht; allein die alten Haideimmeker bleiben bei ihren alten Strohkörben, die ſie ſich aus Weiden, Lehm, Stroh ꝛc. ſelbſt machen können, und die ſich auch beſſer zum Maſſenbetriebe der Bienenzucht, zum Transport ꝛc. eignen, als die künſtlichen Bretterkäſten, nicht zu vergeſſen, daß für letztere bei mehreren Lagden ein großes Anlagekapital nöthig wäre, was ſich nicht hinreichend verzinſen würde.

Der Felſenpaß von Deſpeñaperros in der Sierra Morena.

Von **Moriz Willkomm.**

Zwiſchen den geprieſenen Fluren Andaluſiens und den verrufenen Einöden der Mancha breitet ſich ein mächtiges Bergland aus, welches von den Spaniern wegen der düſteren Färbung, die ihm ſein dichter Ueberzug von immergrünem Geſtrüch, aus der Ferne geſehen, verleiht, das ſchwarze Gebirge, Sierra Morena, genannt wird. Wenn man ſich dieſem zwar nicht durch Höhe, wohl aber durch Länge und Breite ausgezeichneten Gebirge auf der von Madrid nach Andaluſien führenden Heerſtraße nähert, wird man deſſelben zuerſt hinter dem in einer reizloſen, haidebedeckten Ebene gelegenen Städtchen Sta. Cruz de Mudete anſichtig. Hier erſcheint die Sierra Morena als ein langgeſtreckter, in ſanftgeſchwungenen Wellenlinien emporſteigender Höhenzug von unbedeutender Erhebung, welcher nicht im geringſten imponirt. Freilich befindet man ſich bei dem genannten Orte bereits mehr als 2000 par. Fuß über dem Meere, denn die Hochebene der Mancha ſchwillt in der Richtung von Norden nach Süden unmerklich immer höher an. Ein anderes Bild gewähret die Sierra Morena von Süden aus betrachtet, z. B. von den bei Jaen befindlichen Höhen. Dort ſtellt ſie ſich als ein zwar auch nicht rieſenhafter, aber immerhin ſtattlicher Bergwall dar, welcher aus mehreren hinter einander emporſteigenden Gebirgsketten zu beſtehen ſcheint. Es verhält ſich nämlich mit der Sierra Morena ganz ähnlich, wie mit dem Erzgebirge, nur daß bei ihr alle Verhältniſſe viel großartiger ſind, als bei dieſem. Wenn das Erzgebirge nichts anderes iſt, als ein in nordſüdlicher Richtung allmälig immer höher anſteigendes Plateau, welches dann plötzlich und ſteil nach der Tiefebene Böhmens abſtürzt und deshalb nur von hier, z. B. von dem leplitzer Becken als eine wirkliche Gebirgskette erſcheint; eben ſo iſt die Sierra Morena weiter nichts, als der breite, mit zahlloſen Bergkuppen beſetzte Südabhang des hohen kaſtilianiſchen Tafellandes, der ſich terraſſenförmig nach der tief eingeſenkten Thalmulde des Guadalquivir herabſenkt. Auf den aus dem Innern Spaniens kommenden Reiſenden macht die Sierra Morena zu jeder Jahreszeit einen ungemein angenehmen und wohlthuenden Eindruck. Anſtatt der ſtaubigen, von Bäumen entblößten, nur ſpärlich angebauten, großentheils mit kurzbegraſten Schaftriften oder mit grangrünem Geſtrüpp aus Diſteln dünn beſtreuten Flächen und Hügelgelände, welche einen großen Theil der Mancha einnehmen und, zumal im Sommer, ſchon in geringer Ferne eine graue oder bräunliche Färbung zeigen, ſieht man ſich beim Eintritt in das Gebirge plötzlich von ſchön geformten, dicht beduſchten Wellenbergen umringt, mit deren üppigem, dunklem Grün der reine, durchſichtige Azur des andaluſiſchen Himmels einen überaus reizenden Kontraſt bildet. Ein aus ſehr verſchiedenen Holzarten zuſammengeſetztes und ſchön in den mannigfachſten Nuancen des Grün prangendes Laubholz erfüllt die zahlloſen kleinen Thäler und Schluchten, welche ſich zwiſchen den Bergkuppen hinziehen, an deren Hängen hier und da ſchwarze, pittoreske

Digitized by Google

Der Felſenpaß von Despeñaperros. (Originalzeichnung von M. Willkomm.)

Schieferfelſen aus dem grünen Geſträuchteppich ernſt hervorſchauen. Die Sierra Morena beſteht nämlich großentheils aus Thon- und Grauwackenſchiefer, deſſen Schichten meiſt hoch aufgerichtet ſind und deshalb, wenn ſie zu Tage treten, gewöhnlich ſehr ſchroffe, vielfach zerklüftete und bizarr getrennte Felsmaſſen bilden. So weit dieſe Schieferformation anhält, erſcheint das Gebirge aus lauter Wellenbergen von faſt gleicher Höhe gebildet, welche dicht aus einem höchſtens mannshohen, immergrünen Strauchwerk, das der Hauptſache nach aus dem balſamiſch duftenden Ladenſtrauche (Cistus ladaniferus) und anderen Ciſtroſen beſteht, überzogen ſind. Wegen des geringen Höhenunterſchieds der an und für ſich nur unbedeutend hohen Wellenberge bietet deren Gipfel nur ſelten eine Fernſicht dar. Erſteigt man eine der hervorragenderen Kuppen, ſo ſieht man ſich, ſo weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin von grünen Wellenbergen umgeben, welche in der Ferne eine düſtere Färbung annehmen und im Scheine der Sonne einer vom Sturm aufgeregten und plötzlich erſtarrten Meeresfläche gleichen. Dieſen monotonen Charakter behält die Sierra Morena in einer Längenausdehnung von mehr als 40 geographiſchen Meilen bei einer durchſchnittlichen Breite von 3 bis 4 Meilen. Trotz ſeines ſchönen Grüns macht daher dies Gebirge bei längerm Aufenthalt in ſeinem Innern einen düſtern Eindruck und ſtimmt unwillkürlich ernſt und melancholiſch, ein Eindruck, der aus den ernſten Geſichtszügen ſeiner ſchweigſamen, ſonnenverbrannten Bewohner hervorleuchtet. Doch nicht zu allen Zeiten des Jahres iſt die Sierra Morena in ihr monotones Grün gekleidet; es gibt auch eine Zeit, wo ſie einem Blumengarten gleicht und in den bunteſten Farben prangt. Dieſe Zeit iſt der Frühling. Schon gegen Ende des Februar oder ſpäteſtens im März beginnt der Ladenſtrauch ſich mit hunderten von großen, weißen, päonienartigen Blumen zu bedecken, und da auch die anderen Ciſtroſenſträucher, welche mit dem Ladenſtrauch das Buſchwerk vorzugsweiſe bilden, weiße Blumen beſitzen, ſo erſcheint im April das ganze Gebirge, ſo weit das Auge reicht, wie von friſch gefallenem Schnee bedeckt. Zwiſchen dieſen Ciſtſträuchern, deren blendend weiße Blumen gegen die glänzend grünen, lorbeerartigen Blätter anmuthig abſtechen, leuchten lange roſenrothe Rispen blühender Haideſträucher und gelbe Blüthenſträuße von Ginſterbüſchen, während eine Unzahl blühender, in allen Farben prangender Kräuter über den nackten, kieſigen Boden zerſtreut ſind. Dann herrſcht auch ein reges Thierleben durch das ganze ſonſt ſo ſtumm und unheimlich daliegende Gebirge. Millionen von wilden Bienen und anderen honigſaugenden Inſekten ſchwirren und ſurren über und zwiſchen dem blühenden Ciſtroſengeſträuch, um den Nektar aus den duftenden Blüthenkelchen zu holen; vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang flötet der kleine liebliche Ciſtroſenſänger (Sylvia cisticola) aus den Ladenſträuchern, unter deren dichtbeblätterten Zweigen er ſein Neſt baut; in den waldigen Schluchten läßt der Kuckuck ſeinen Frühlingsruf erſchallen und pfeifen und hämmern die Spechte an den morſchen Stämmen aller Bäume, in deren Kronen muntere Eichhörnchen herumſpringen und Blaudroſſeln und Nachtigallen ihre ſchmelzenden Liebeslieder ſingen. Bald aber verſchwindet dieſe Blüthenpracht unter den Glutſtrahlen der andaluſiſchen Sonne und mit ihr das Concert der befiederten Sänger. Der bunte Farbenſchmelz der zahlloſen Blüthen weicht dem einförmigen dunklen Grün, auf das Summen der Bienen und die fröhlichen Stimmen der Vögel ſetzt eine lautloſe Stille, welche nur dann und wann durch das Säuſeln der vom Wind bewegten warmen, ſo faſt erſtickend heißen Luft zwiſchen den ſteifen Blättern des immergrünen Geſträuchs, oder von dem Gekrächze einer Schaar Raben und Geier, welche ſich um den alleinigen Beſitz des Kadavers eines verendeten Rehes oder Schafes ſtreiten, aber von dem Fluggeräuſch eines vom Tritt des Wanderers aufgeſcheuchten Volks rothbeiniger Rebhühner unterbrochen wird. Nicht einmal das Rauſchen des Waſſers vernimmt das lauſchende Ohr in den Thälern und Gründen, denn die kryſtallenen Fluthen der Flüſſe und Bäche, welche hier im April in toſenden Caskaden ſich zwiſchen und über wilden Felstrümmern Bahn brachen und tauſende von Blumen mit ihrem perlenden Schaum benetzten, ſind längſt verſchwunden, und trübe ſtagnirende Waſſertümpel, die von Blutegeln wimmeln, an ihre Stelle getreten, indem faſt alle Gewäſſer der Sierra Morena während des regenloſen, glühendheißen Sommers zu einzelnen Pfützen zuſammenſchrumpfen.

Die Sierra Morena würde bei der oben geſchilderten Einförmigkeit ihrer Oberflächengeſtaltung und ihrer Vegetation noch mehr ermüden, wenn die Monotonie ihrer Wellenberge nicht von Zeit zu Zeit durch tief eingeſchnittene Thalſchluchten unterbrochen wäre, in denen die das Gebirge durchſetzenden Flüſſe dahinſtrömen. Die Sierra Morena iſt nämlich von einer großen Anzahl meiſt ſehr enger, ſchluchtenartiger Querthäler ihrer ganzen Breite nach durchzogen, indem merkwürdigerweiſe die Quellen der zahlreichen Gewäſſer, welche der Guadalquivir von Norden her empfängt, nicht innerhalb der Sierra Morena, ſondern auf den an ihrem nördlichen Rand beginnenden Hochebenen und Hügelketten des kaſtillianiſchen Tafellandes liegen. Das großartigſte dieſer Durchbruchsthäler iſt jedenfalls dasjenige des Guadiana, welches die eigentliche Sierra Morena von ihrer Fortſetzung, dem algarbiſchen Gebirge Südportugals, ſcheidet. Alle dieſe Durchbruchsthäler tragen den Charakter der wildeſten Romantik, und hier allein iſt es, wo die Berge der Sierra Morena zu imponirender Größe anſchwellen und der Wanderer es fühlt, daß er im Innern eines gewaltigen, großartigen Gebirges ſich befindet. Wer Südſpanien noch nicht kennt und aus dem Innern Spaniens kommend eine ſolche Thalſchlucht der Sierra Morena betritt, der wird nicht wenig überraſcht von der unbeſchreiblich üppigen Fülle des hier vorhandenen Pflanzenwuchſes und der Pracht der Vegetation. Aus dem oft klafterhohen Oleander- und Piſtaziengebüſch, welches die Ufer der Flüſſe einfaßt und zur Blüthezeit des Oleanders da, wo man ein ſolches Thal mit längeren Strecken überſchauen kann, den Lauf der Gewäſſer durch roſenrothe Streifen kennzeichnet, erheben hundertjährige Korkeichen ihre knorrigen Stämme und phantaſtiſchen Kronen, zu deren düſterm Grün das friſchere, verſchieden nuancirte von Filzeichen, Ahornen, Eſchen, Erlen, Linden, Ulmen und die zweifarbigen Blätter mächtiger Silberpappeln die maleriſchen Gegenſätze bildet. Erdbeerbäume, Steinlinden, Myrthe und lorbeerblättriger Schneeball wachſen im Schatten dieſer Bäume, überrankt und verſchlungen von den verſchiedenartigſten Schlingpflanzen, namentlich der Weinrebe, welche hier in völlig wildem Zuſtande vorkommt, in Verein mit Epheu an den Baumſtämmen bis in die höchſten Kronen emporklimmt, von wo ſie in langen Gewinden wieder herabhängt oder ſich in eleganten Feſtons von Krone zu Krone ſchlingt. In dieſen lieblichen, feuchten, oft maraſtigen Waldſchluchten, die nicht ſelten durch koloſſale Schieferfelſen, aus deren Spalten üppige Büſche von allerhand Kräutern und Stauden hervorſproſſen, ſo eingeengt ſind, daß kein Raum für einen Fußpfad längs der Ufer des Fluſſes oder Baches übrig bleibt, haust der wilde Eber und angeblich auch noch der Luchs, während hoch über dem waldigen Grund in den Höhlen, Klüften und Spalten unerſteiglicher Felſen Geier und Uhus horſten.

Eine ſolche wildromantiſche Wald- und Felsſchlucht iſt das Thal des Rio Magana, durch welches ſich die andaluſiſche Heerſtraße hindurchzwängt. Dieſes Thal verengt ſich, bald nachdem die genannte Straße die bereits innerhalb des Gebirgs gelegene Venta de Cardenes, ein einſames Wirthshaus und Poſtſtation, paſſirt hat, zu einer ſchmalen, vielfach gewundenen Felſenſchlucht, dem durch zahlloſe blutige Kämpfe und Raubanfälle berühmt und berüchtigt gewordenen Paß von Deſpeña-

Digitized by Google

perros, von welchem unsere Illustration eine getreue Abbildung liefert. Wir stehen am nördlichen Eingange der Felsschlucht, durch die wie hindurchsehen auf die grünen Wellenberge am rechten Ufer des Magana, an denen die Straße in gewaltigen Schneckenwindungen zu dem jenseits gelegenen Orte Santa Elena emporsteigt, einer der unter Karls III. Regierung gegründeten schwäbischen Kolonien, wo sich dem überraschten Auge des Reisenden der erste entzückende Blick auf das wonnige Gefilde des weiten vom Guadalquivir durchströmten Beckens und die malerischen, dahinter sich emporthürmenden Felsgebirge von Joen eröffnet. Ungeheuere, bizarr zerrissene, scharfkantige Schieferfelsen umgürten beide Seiten der beinahe eine halbe Stunde langen Schlucht, aus deren dunkler Tiefe der weiße Schaum des gefesselten, über wild durch einander gewürfelte Steinblöcke dahinbrausenden Bergstromes heraufleuchtet; und nur mit großem Kostenaufwand und unsäglicher Mühe war es möglich, durch diese wilde Schlucht eine Kunststraße zu legen. Dieselbe ist gänzlich in die Felsen der rechten Thalwand gesprengt, rechts von senkrechten, oft überhängenden Felsmassen, links von grausigen Abgründen bedroht, gegen welche sie kolossale Futtermauern schützen. Dieser großartige Bau stammt ebenfalls aus der Regierung des oben genannten Königs, dem Spanien so viel in Bezug auf Straßen- und Brückenbau zu danken hat. Vor der Erbauung dieser Straße, seit welcher der Paß von Despeñaperros das Thor Andalusiens und deshalb ein in strategischer Hinsicht höchst wichtiger Punkt geworden ist, vermittelten nur schlechte Fuß- und Saumpfade, welche sich quer durch das breite Gebirge zwischen dessen Wellenbergen hindurchwinden, die Verbindung zwischen Andalusien und den inneren Provinzen Spaniens. Eine der besuchtesten und besten war damals die sogenannte Silberstraße (Camino de la plata), welche vom Ufer des Guadalquivir oberhalb Cordova's und über Villanueva de Cordova quer durch die hier sehr breite Sierra Morena nach der Mancha führt. Auf diesem Saumpfade wurde ehedem das von den Silberflotten nach Cadiz gebrachte Silber und Gold Amerika's, von Cordova aus, bis wohin es auf Böten den Guadalquivir hinauf geschafft wurde, nach Madrid transportirt. Seit der Erbauung der Despeñaperros-Straße hat dieser berühmte Paß, in welchem zahlreiche Kreuze an verübte Raubmorde erinnern, seine Bedeutung verloren und wird nur noch von Kohlen transportirenden Maulthiertreibern, und im Sommer von den Kranken Andalusiens, welche Heilung in den kräftigen Schwefelthermen von Fuencallente in den Gebirgen der Mancha suchen, benutzt. Auch die zweite, in neuerer Zeit erbaute Hauptverbindung, die von Sevilla quer durch die westliche Sierra Morena nach Badajoz führende Kunststraße, geht durch kein Durchbruchsthal, sondern über die hier stark terrassirten Kämme des Gebirges, zwischen deren Wellenbergen hindurch. In der That eignen sich die meisten Durchbruchsthäler wegen ihrer außerordentlichen Enge und ihrer starken Krümmungen wenig dazu, um Straßen durch sie zu legen. Indessen gibt es einige, welche dazu weit genug sind, wie z. B. das Thal des Guadalimar, welches den östlichsten Theil der Sierra Morena durchschneidet. Durch dieses Flußthal soll die bis jetzt erst projektirte Eisenbahn geführt werden, welche die bereits längst fertige Mittelmeerbahn (von Madrid nach Alicante) mit der ebenfalls bereits dem Betriebe übergebenen Bahn von Cordova (über Sevilla) nach Cadiz verbinden soll. Nach Vollendung dieser Bahn dürfte die jetzt so sehr besuchte Straße durch den Paß von Despeñaperros veröden und nur selten noch ein Reisender diese großartige Partie der Sierra Morena zu sehen bekommen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Bewohner des wilden Bergladyrinths, in welches uns der Despeñaperros-Paß geführt hat. Der monotone Charakter der Sierra Morena wird noch durch die geringe Anzahl bewohnter Orte gesteigert, welche durch dieses ungeheure Waldgebirge umhergestreut, oft Tagereisen von einander entfernt und meist nur durch schlechte Saumpfade verbunden sind. Die Bevölkerung dieser schlecht gebauten, grau und verräuchert aussehenden und im Innern entsetzlich schmutzigen Dörfer und Flecken, die nur von wenigen Getreideäckern umgeben zu sein pflegen, lebt vorzugsweise von Vieh-, namentlich Schaf- und Schweinezucht, Jagd und Köhlerei und hier und da von Bergbau, denn die Sierra Morena birgt reiche Erzlagerstätten und Steinkohlenflöze. Zwischen den Ortschaften, innerhalb der immergrünen Einöden, begegnet man außer geschwärzten Köhlern, welche die dünnen, harzreichen Stämmchen des Ladenstrauches in langgestreckten Meilern verkohlen, und in braune Schaffelle gehüllten Hirten nur selten einem Menschen; nur auf den Hauptverbindungs-Wegen zwischen Andalusien und Castilien oder Estremadura verkündet dann und wann das Geklingel von Schellen einen Zug bepackter Maulthiere und Esel, welche von einem oder mehreren wohlbewaffneten Arrieros (Maulthiertreibern), meist Bewohnern der Mancha, begleitet sind. Bewaffnet geht hier Jedermann, weil die Einöde des Gebirges häufig von Diebsgesindel, sogenannten Rateros (Steuchdieben), unsicher gemacht wird. Könnten die Berge sprechen, so würde manche Scheußlichkeit an den Tag kommen, die in den Wildnissen der Sierra Morena begangen worden und ungesühnt geblieben ist. An allen besuchteren Saumpfaden erinnern zahlreiche hölzerne Kreuze und Steinhaufen, von den Andalusiern seltsamerweise Milagros (Wunder!) genannt, an verübte Raubmorde. Bei der eigenthümlichen Formation des Gebirges, seinen zahllosen Schluchten und Schlupfwinkeln, seiner dichten Bebuschung und bei dem Vorschub, welcher Seitens der armen und rohen Bevölkerung nur zu häufig Räubern geleistet wird, dürfte es selbst der bestorganisirten und muthigsten Gensd'armerie unmöglich werden, alle Gegenden und Wege dieses ungeheuren Gebirges zu überwachen. Doch ist es in dieser Beziehung gegen früher um vieles besser geworden, und man hört jetzt verhältnißmäßig selten von einem Raubanfall. Die „Serranos", wie sich die Bewohner des Gebirges selbst nennen, haben weder in der Tracht, noch im Gesichtsausdruck und Charakter mit den eigentlichen Andalusiern etwas gemein, sondern erinnern mehr an die Bevölkerung des benachbarten Estremadura und der Mancha. Ihr Aussehen und Charakter ist eben so düster und melancholisch, wie der Charakter des Gebirges, das sie umgibt. Die Serranos sind kräftig gebaute Leute von sehr gedräunter Hautfarbe mit schwarzen blitzenden Augen, schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde, jähzornig und rachsüchtig. Bei ihrer Rohheit und Unkultur — nur Wenige können lesen und schreiben — achten sie das Leben eines Menschen gering, und Armuth und Hang zum Müssiggehen verleiten sie nicht selten, sich an Hab und Gut ihrer begüterten Nebenmenschen zu vergreifen oder Reisende auszuplündern. In der Nähe der portugiesischen Grenze ernähren sich Viele vom Schmuggelhandwerk. Neben diesen übeln Eigenschaften und Neigungen zeichnen sich die Bewohner der Sierra Morena durch Tapferkeit, Baterlandsliebe, Ausdauer, Genügsamkeit, Uneigennützigkeit und Einfachheit der Sitten und Lebensweise nicht unvortheilhaft vor dem leichtsinnigen und vergnügungssüchtigeren Volke des angrenzenden Andalusiens aus. Die projektirten Eisenbahnen (eine zweite soll von Merida und Estremadura quer durch das Gebirge nach Sevilla geführt werden) werden auch die Serranos aus ihrer Indolenz aufrütteln; doch dürfte es in der Sierra Morena noch länger als in anderen Gegenden Spaniens dauern, bevor sich das mißtrauische, am Alten und Hergebrachten mit eisernem Starrsinn festhaltende Volk dazu bequemen wird, die Wohlthaten der Civilisation zu würdigen und zu benutzen.

Digitized by Google

Aus den geographiſchen Verhandlungen der „Britiſh Aſſociation“ zu Bath 1864.

I.

Farrar: Die Beſtändigkeit der Menſchentypen. — Harley: Die vergifteten Pfeile der Wilden. — Wallace: Fortſchritt der Civiliſation im nördlichen Celebes. — Shortt: Wilde Stämme im ſüdlichen Indien. — Bambery: Die Turkomannenſtämme in Centralaſien.

Wir haben aus den Verhandlungen der Britiſh Aſſociation bereits einige Mittheilungen gemacht, z. B. die Bemerkungen Phillips' über das Alter des Menſchengeſchlechts und die Mittheilungen über die Ausſtreckung des Landes im Innern Süd-Afrikas; jetzt laſſen wir mehrere andere folgen. Es iſt ein nicht geringer Vortheil für die wiſſenſchaftlichen Vereine Englands, daß ſich in ihnen ſtets eine beträchtliche Anzahl von Männern zuſammenfindet, die längere Zeit in fremden Ländern verweilt haben. Großbritannien hat mehr als 50 Colonien, und zwiſchen ihnen und dem Mutterlande findet ein unabläſſiges Hin- und Herwogen ſtatt, und das kommt auch der Wiſſenſchaft zu Gute.

Die Beſtändigkeit der Menſchentypen von T. Farrar.

So weit wir auch zurückgehen können, die Menſchenraſſen ſcheinen unter allen Zonen ſtets gleich geblieben zu ſein. Auf den älteſten ägyptiſchen Denkmälern finden wir Juden, Araber, Neger, Aegypter, Aſſyrer und Europäer abgebildet mit einer Farbentreue und Lebenswahrheit, wie ſie von den modernen Künſtlern kaum übertroffen werden kann. Dicht neben den ſchönen Circaſſiern leben heute noch braune Katmücken, und kurze dicke Lappen wohnen mit den hübſchen, ſchlankgeformten Finnen in demſelben Lande. Die Farbe der amerikaniſchen Indianer hängt ſehr wenig mit der geographiſchen Lage derſelben zuſammen. Wir wiſſen, daß die Farbe über den Erdball zumeiſt nur *fleckenweiſe*, *nicht aber in Zonen* verbreitet iſt. Die Europäer, welche von der gemäßigten in die heiße Zone wandern, verändern ihren Typus ſelbſt im Laufe vieler Generationen nicht. Das kann man an den Holländern ſehen, die ſeit ein paar hundert Jahren im ſüdlichen Afrika wohnen, und an den Nachkommen der Spanier und Portugieſen in Indien und Amerika, eben ſo wie an den nach Amerika verpflanzten Negern. Ganz unabhängig davon finden wir Völkergruppen neben einander wohnen, die ſeit undenklichen Zeiten demſelben Klima ausgeſetzt waren und doch himmelweit von einander verſchieden ſind. So die Buſchmänner und Kaffern, die Feuerländer und die Patagonier, die Parſis und die Hindus. Und mit dieſer Beſtändigkeit des Typus ſtehen Sitten und körperliche Anlagen genau im Zuſammenhange. Das Leben eines Jemaeiten von heute kann mit denſelben Worten, wie das ſeiner erſten Vorfahren, beſchrieben werden; die Mongolen haben jetzt noch dieſelben Gewohnheiten, wie in den Tagen des Aeſchylus und Herodot oder vielleicht tauſende von Jahren vor dieſen. Ein Zeitraum von einigen hundert Jahren iſt in ethnologiſchen Fragen wie Nichts.

Ueber die vergifteten Pfeile der Wilden von Prof. Harley.

Vergiftete Pfeile unter wilden Völkerſchaften ſind bis jetzt vom malayiſchen Archipel, aus dem nördlichen Indien, aus Afrika und Süd-Amerika bekannt geworden. Sehr häufig hat man auch Völkern anderer Gegenden vergiftete Pfeile zugeſchrieben, aber ſehr viele, die als „vergiftete“ an Prof. Harley geſandt wurden, waren ganz ungefährlich oder nur mit Farbe, zur Verzierung oder Konſervirung der Spitzen, überſtrichen. Da an glatten Holz- oder Metallflächen das Gift nicht genügend haftet, ſo ſind die verſchiedenen wilden Stämme auf ſehr ſinnreiche Methoden verfallen, um daſſelbe in genügender Menge an den Pfeilen anzubringen. Die Schwarzen an den Ufern des Sambeſi in Südoſt-Afrika winden einen Baumwollenfaden um die Pfeilſpitze, der mit dem tödtlichen Safte getränkt iſt. Die Indianer im nördlichen Süd-Amerika übertreffen aber dieſe Erfindung noch bei weitem, indem ſie die ſinnreichſte Waffe erfunden haben, die bis jetzt unter uncivilifirten Nationen bekannt geworden iſt. Der Naturforſcher Bates beſchreibt die Pfeile, welche die Indianer am Amazonenſtrom benutzen, um damit Schildkröten zu ſchießen. Sie beſtehen aus einem hohlen Rohrſchaft, in deſſen unterm Ende die ſcharfe Spitze vermittelſt eines Fadens angebracht iſt, der ſich abwickeln kann. Iſt die Spitze in die Schildkröte hineingeſchoſſen, ſo taucht das Thier unter, der Faden wickelt ſich ab und folgt ihr, der Rohrſchaft bleibt aber auf dem Waſſer ſchwimmen, ſo daß der Indianer hierdurch den Platz findet, wo die Schildkröte untertauchte, und er ſie ſolchergeſtalt an dem Faden auch herausziehen kann. Die Macuſchi-Indianer in Guyana wenden daſſelbe Prinzip auf vergiftete Pfeile an. Die vergiftete Spitze machen ſie aus der hornigen Mittelrippe eines Palmblattes und befeſtigen dieſe in den Schaft. Wenn ſie auf die Jagd gehen, füllen ſie einen ganzen Köcher mit dieſen vergifteten Inſtrumenten; die loſe angeſetzte Spitze bleibt allein in der Wunde zurück, und der Tod iſt unvermeidlich; der Pfeilſchaft, der dem Indianer die meiſte Arbeit verurſacht, bleibt übrig, und die Spitze iſt leicht zu erſetzen.

Harley hat alle die giftigen Subſtanzen, mit denen die Pfeilſpitzen beſtrichen werden, ſorgfältig unterſucht und nur zwei verſchiedene Arten Gift daran gefunden. Das *Wurali* wird im nördlichen Süd-Amerika und das *Antiagift* in Afrika und Indien benutzt. Die Wirkungen dieſer beiden Gifte ſind ganz entgegengeſetzter Natur. Das Wurali wirkt auf die *Muskeln* und zerſtört deren Thätigkeit, bevor es noch das Herz erreicht, während das afrikaniſche und indiſche Gift zunächſt das *Herz* paralyſirt und die Muskeln einige Zeit nachher noch in Thätigkeit bleiben. Auch eine merkwürdige Uebereinſtimmung unter den von den Wilden zum Schießen der vergifteten Pfeile benutzten Waffen beſteht unter den verſchiedenen Stämmen. Blasrohre (die ſogenannten *Sampitans*) zum Forttreiben derſelben werden auf Borneo, im Himalaya und im nördlichen Süd-Amerika gebraucht, alſo unter Bevölkerungen, die geographiſch ſehr weit von einander getrennt ſind.

Ueber den Fortſchritt der Civiliſation im nördlichen Celebes von A. R. Wallace.

Die nördliche Halbinſel von Celebes iſt der einzige Theil dieſes Eilandes, welcher vulkaniſchen Kräften ſeinen Urſprung verdankt. Ein bedeutender Theil des Landes erhebt ſich bis

Digitized by Google

zu 2500 Fuß über dem Meere, besonders die schöne Hochebene von Tondana, in deren Mittelpunkt ein See von 20 englischen Meilen Umfang liegt. Ueber dieses Plateau sind vulkanische Berge und Bergrücken zerstreut, die bis zu 6000 und 7000 Fuß ansteigen. Fruchtbares Erdreich bekleidet die Bergabhänge der ganzen Gegend, die von den äquatorialen Regen bewässert wird, und in der bei dem milden, gleichförmigen Klima eine üppige und schöne Pflanzenwelt gedeiht. Seit beinahe 200 Jahren sind die Holländer im Besitze dieses Landstriches, den sie den Portugiesen 1677 abnahmen. Die Einwohner, besonders die auf dem Centralplateau ansässigen, sind von denen der übrigen Theile der Insel verschieden. Sie nähern sich oft der hellen Farbe der Europäer, behalten dabei aber das schwarze Haar und die Physiognomie der malayischen Rasse. Ihr Charakter ist höflich und unterwürfig; dabei sind sie arbeitsam und leicht zu erziehen. Bis vor ganz kurzer Zeit waren sie noch vollständig wild und fortwährend unter einander in Kriege verwickelt. Ihre Hütten erbauten sie auf hohen Pfählen und schmückten sie mit den Köpfen ihrer erschlagenen Feinde. Ihre Religion war eine Art Götzendienst, ihre Kleidung aus Baststreifen verfertigt. Aus diesem barbarischen Zustande sind sie durch die holländische Regierung zu einem gewissen Grade von Civilisation gebracht worden. Das Land ist nun in einen Garten verwandelt und führt den Namen „Minahassa". Ihre Dörfer sind hübsch und sauber angelegt, die Straßen mit übereinandergelegten Rasenstücken eingefaßt und mit Rasenbüschen geschmückt. Bei fast allen Dorfschaften erheben sich prächtige Kaffeepflanzungen; die Reisfelder und Feuchtgärten liefern den Eingebornen Nahrung in Hülle und Fülle; in den Schulen und Kirchen wird Unterricht ertheilt. Die Kleidung ist so hübsch und anständig, daß die Häuptlinge und Schulmeister sich unter Europäern recht gut zeigen können. Als Wallace in einem der größeren Dörfer ein Häuptlingshaus besuchte, ward er von einem Herrn in schwarze Kleidung empfangen, und sauber gekämmte, wohlgekleidete Knaben brachten ihm Waschwasser und Handtuch. Beim Mittagsmahl fehlten weder Gläser, noch reine Servietten. Bier und Claret standen neben den verschiedenartigsten gutgekochten einheimischen Gerichten. Das Haus war hübsch und geräumig, Tische und Stühle aus schönen Holzarten so ausgezeichnet von einheimischen Handwerkern gearbeitet, daß sie sich den europäischen an die Seite stellen ließen; um die Veranda, in der Wallace den Kaffee trank, schlängelten sich die schönsten Blumen, die in dem herrlichen Klima zu blühen nie aufhören.

Diese große Umwandlung verdankt man hauptsächlich der Einführung des Kaffeebaues und den Arbeiten der holländischen Missionäre. Die Häuptlinge erhalten einen Antheil an dem Ertrage der Kaffeeernte, die unter Aufsicht der Regierung steht. Jede Familie arbeitet in den Pflanzungen; über ihre Arbeitsstunden wird Rechnung geführt, und nach Maßgabe derselben wird der erzielte Gewinn unter sie vertheilt. Der Häuptling und die anderen Dorfvorstände bestimmen die Zeit, wenn gearbeitet werden soll, und rufen die Einwohner durch das Schlagen der Gongs zum Werke zusammen. Diese Art gemeinschaftlicher Arbeit ist bei Völkern, die noch im ersten Stadium der Civilisation stehen, ziemlich häufig. Unter der Aufsicht der holländischen Inspektoren und Missionäre werden die netten Häuser gebaut und europäische Kleidung und Sitten eingeführt, die Kinder gehen zur Schule, und die malayische Sprache nimmt schnell zu, indem sie die heimischen Dialekte verdrängt. Niemand, der diese Leute jetzt sieht und sie früher kannte, darf läugnen, daß sie in moralischer und physischer Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht haben. Aber man hat eingewandt, daß diese Umänderung auf despotischem Wege und durch Monopole erzielt worden und darum an und für sich unrecht sei. Aber das Verhältniß des civilisirten zum uncivilisirten Menschen, über den er herrscht, ist gleich dem der Eltern zu den Kindern, und ein gewisser Grad von wohlwollendem Despotismus ist in beiden Fällen höchst nothwendig. Es kann nur darüber ein Streit entstehen, wie dieser „väterliche Despotismus" ausgeführt werden soll, und Wallace meint, daß das System der Aufrechterhaltung und Regulirung des Ansehens der Häuptlinge, denen das Volk zu gehorchen gewohnt ist, und die Einführung systematischer Arbeiten unter Aufsicht der Regierung besser zum Ziele führen, als die Eröffnung eines solchen Landes für die niedrigen Klassen europäischer Ansiedler und Händler, die zu einem Konflikt mit den Eingebornen und zur endlichen Vertilgung derselben führen. Das Verfahren der Holländer auf Celebes und Java verdient alles Lob; es steht in einem erfreulichen Gegensatz zu dem Verfahren der Engländer gegenüber den Maoris auf Neuseeland, das jetzt zur Ausrottung derselben führt, unter Anwendung vernünftiger Grundsätze aber einen gewissen Kulturgrad derselben bedingen konnte.

Wilde Stämme im südlichen Indien von Dr. Shortt.

Die Jenadis leben auf der Insel Scrihnricottah an der Koromandel-Küste, zwischen 13° 26′ und 13° 39′ nördlicher Breite. Sie sprechen einen verderbten Dialekt des Telegu und haben keine Traditionen über ihre Rasse. Ihre Gesichtszüge erinnern an die der Mongolen; Bart haben sie nur sehr wenig. Die Männer sind meist dunkelfarbig, bei den Frauen wechselt die Farbe von dunkel bis lohbraun. Polygamie herrscht vor, und junge Wittwen heirathen nach zwölfmonatlicher Trauer wieder. Mit Ausnahme von Kuhfleisch essen sie Alles. Das Kastenwesen scheint bei ihnen nicht eingeführt zu sein, obgleich sie sich mit den benachbarten Stämmen nicht vermischen. Ihr Häuptling heißt „Jasamun"; seine Würde scheint erblich zu sein. Er wohnt in einem gut gebauten mit Stroh gedeckten Hause, hat vier Weiber und handelt in Fällen des Ungehorsams als Richter, indem er auf einem für diese Zwecke hergerichteten Platze sitzt. Er untersucht die vorgebrachten Klagen und schlichtet sie mit Hilfe einiger anderen Vorsteher. Nur wenige Jenadis treiben Ackerbau; Dörfer gibt es nicht, und höchstens vier oder sechs Hütten, die einem einzigen Besitzer haben, stehen auf einem Platze zusammen. Diese Hütten gleichen umgestülpten Theetassen, sind aus Bambus und Holz gebaut und werden durch Lianen und Palmenfasern zusammengehalten; ihre Höhe beträgt sechs Fuß; sie stehen fest und beweglich, so daß man sie von Ort zu Ort fortschaffen kann. Die Thüre ist die einzige Oeffnung und sehr niedrig. Als Jagdwaffe dient ein Bogen mit Pfeilen, deren Spitzen von Eisen sind. Ihre Hausgottheit ist ein rohes hölzernes Götzenbild, das den Namen „Tschuncha Davadu" führt; vom künftigen Leben haben sie keine Idee. Die britische Regierung zu Madras hat vor Kurzem für Jenadi-Kinder eine Schule eröffnet, und obgleich sie lesen lernten, so war ihr Begriffsvermögen doch immer ein niedriges; so konnten sie Dr. Shortt nicht einmal sagen, ob Bombay eine Stadt oder ein Thier sei. Ihr ganzes Lernen war wie das eines Papagei's; sie plapperten die Dinge her, ohne etwas davon zu verstehen. —

Die Billis trifft man in den größeren Dörfern des südlichen Indiens. Auch sie können über ihre Herkunft nichts angeben, und gerade wie bei den Jenadis herrscht unter ihnen Bartlosigkeit und mangalischer Typus vor; ebensowenig kennen sie Kasten. Ihre Dörfer bestehen höchstens aus einem Dutzend Hütten, die noch kleiner als jene der Jenadis sind und mit Palmenblättern gedeckt werden. Hier und da kultiviren sie kleine Flecke Mandioca (Jatropha Manihot). Früher vermischten sie sich auch nicht mit anderen Stämmen und lebten ganz nach ihrer wilden Weise. Sie beschäftigen sich mit Einsammeln heilkräftiger Kräuter und Droguen, die sie an die

Digitized by Google

mehr civilisirten Einwohner der Dörfer verkaufen, bei welchen sie ihre Hütten aufgeschlagen haben.

Die Irulars wohnen vor dem Orte Nagalasturam und am Fuße der Ramagberry Hügel. Sie gleichen den Billis und leben in ähnlichen Hütten wie jene. Doch sind sie kräftiger und bei weitem thätiger als die Jenadis und Billis.

Dr. Shortt war im Besitze von neun Schädeln der Jenadis, die im Ganzen sehr klein und leicht erscheinen. Die Backenknochen derselben waren sehr vorstehend und die Sutura squamosa ist bogenförmig und sehr einfach. Das Gehirn eines Irulars wog zwei Pfund und zehn Unzen.

Vambery über die Turkomanenstämme in Central-Asien.

Die Turkomanen sind eine räuberische und nomadische Nation, die große Landstrecken östlich vom Kaspischen Meere bewohnt. Soweit historische Nachrichten reichen, scheinen sie nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in Khalks oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, Taife, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, Tire, eingetheilt sind. Die bedeutendsten sind: Die Tschandor mit 12,000 Zelten; die Erszari mit 50,000 Zelten; die Alieli mit 3000 Zelten; die Kara mit 1500 Zelten; die Salor mit 8000 Zelten; die Sarik mit 10,000 Zelten; die Tekke mit 60,000 Zelten; die Göklen mit 12,000 Zelten; die Yomut mit 40,000 Zelten; zusammen 196,500 Zelte. Rechnet man auf jedes derselben fünf Personen, so erhält man die Summe von 982,000 Seelen. Eigenthümlich erscheint, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet, und daß Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Es gibt nichts dergleichen wie den Aksakal der Türken oder den Scheich der Araber. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moralität sind unter ihnen seltener als unter anderen mohammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb", Gewohnheit oder Brauch, regiert, und die Religion hat nur einen geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, was besonders für Persien als ein Glück angesehen werden muß; eine Vereinigung der kriegerischen Stämme würde für dieses Land sehr verhängnißvoll sein; aber selbst so fürchten sie Persien nicht, während ihnen die russische Macht Respekt einflößt. An ihrem Stamme halten sie ungemein treu, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Taife oder Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und Größe ihrer Horde.

Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen und durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Central-Asiens unterscheidet. Die Raubzüge oder Alamane sind ihm Hauptsache, und die Einladung dazu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stelldichein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überrumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Mährchen und Gesänge der Bakhschi oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor 80 Jahren gestorbenen Nationalpoeten Makhdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Central-Asiens kaum gefunden werden. So muß die von Kopf bis zu Fuß verschleierte Braut mit dem Bräutigam vor der Hochzeit ein Wettrennen abhalten.

Die Zeit, wann die Turkomanen ihr ursprüngliches Land verließen, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Einige waren bereits in den östlichen Theilen der Wüste diesseits des Oxus zur Zeit der arabischen Occupation angesiedelt. Andere nahmen ihr jetziges Land zur Zeit des Tschingiskhan und Timur in Besitz. Die letzte Erhebung der Turkomanen geschah unter Nadir Schah und Aga Mehemed Khan, die mit Hilfe der Afghanen im Beginn des letzten Jahrhunderts Asien aus seinem Schlummer aufrüttelten. Sie sind nächst den Kiptschak das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen der Hochlande von Turkistan.

Aus allen Erdtheilen.

Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien. Es ist bereits seit der mißlungenen Expedition Grey's bekannt gewesen, daß nördlich von der Haifischbay (Sharks Bay) in dem nordwestlichen Winkel der Colonie Westaustralien sich ein sehr fruchtbarer Landstrich ausdehnt. Einige Entdeckungsreisen sind in jener Gegend, nur etwas mehr südlich, gemacht worden, und stets traf man auf gute Ländereien. Die letzten australischen Posten haben nun Nachrichten von der Expedition Dr. Martins und Panters gebracht, welche bestätigen, daß durch dieselben ein neuer äußerst fruchtbarer Landstrich in einer Ausdehnung von etwa fünf Millionen Acres aufgefunden wurde. Die folgenden Nachrichten sind den Berichten des Gouverneurs von Westaustralien entnommen.

Die Expedition besuchte zunächst Brecknock Hardour und dessen Umgebungen, die für Weide- und Agrikulturland unübertrefflich sein sollen, da eine Menge Ströme und Bäche hier fließen. Brecknock Hafen ist rings von Land umschlossen und hat eine Ausdehnung von 20 englischen Quadratmeilen. Flüsse ergießen sich von allen Seiten in denselben, und die im westlichen Theile gelegenen Inseln Augustus, Bram-Martins und Heywoods Island sind mit einer üppigen Grasdecke überwachsen. Früchte und nutzbare Pflanzen wurden massenhaft aufgefunden, vor Allem eine wilde, schwarze Traube von der Größe einer kleinen Flintenkugel und herrlichem Geschmacke, kleine Melonen, Bohnen und eine große Erbse, Sellerie ꝛc. Der Cajeputbaum, welcher das werthvolle Cajeputöl liefert, wächst dort in großer Menge; die Kauritichte, aus deren Holz man herrliche Masten und Sparren gewinnt, erlangt einen Umfang von sieben bis acht Fuß und eine Höhe von 100 Fuß. Perlenaustern und eine Molluskenart, die Tridarma, welche gleichfalls Perlen liefert, kommen eben so häufig vor, wie Schildkröten, Wild aller Sorten, namentlich Fasanen und große, wohlschmeckende Fische, von denen die Flüsse wimmeln.

Dann besuchten die Reisenden Camden Sund und Dampiers Land; besonders das letztere ist sehr fruchtbar. Panter und Dr. Martin wandten sich dann nach Roeduck Bay, deren Umgebungen mit hohem Graswuchs bestanden sind; die Halme erreichen im Mai die Höhe von einem Fuß. Der Boden besteht aus einer fruchtbaren Alluvialablagerung; Wasser kommt dicht unter der Oberfläche vor. Die Reisenden erforschten das Land bis 60 englische Meilen weiter landeinwärts und fanden es überall mit Gras bewachsen.

Auf älteren Karten findet man diesen Landstrich als Dampiers und de Witts Land eingetragen, aber nur der nördliche

Theil des letztern ward besucht und überall mit herrlichem Graswuchs überzogen gefunden; Wasser fehlte nicht, und das Klima war ausgezeichnet, so daß der Schafzucht in jenen Gegenden eine große Zukunft bevorsteht. Der Auswanderung ist wieder ein großes, neues Feld eröffnet worden, denn außer der Viehzucht ist das Land zur Reis- und Körnerfruchtkultur, so wie in einigen Gegenden zur Anpflanzung von Gewürzen, Zucker, Thee und Kaffee geeignet.

Schon regt es sich in Australien, um dem neuen Lande Ansiedler zuzuführen. In Melbourne ist eine „Camden Harboue Association" gegründet worden, und zwei Schiffe mit 300 Auswanderern sind bereits abgegangen.

(Times vom 27. Oktober 1864.)

Der Handelsverkehr auf dem Yangtsekiang. Die Truppen des Kaisers von China haben am 19. Juli die Stadt Nanking eingenommen, die seit 10 Jahren Hauptstadt des Himmelskönigs, d. h. des Oberhauptes der Taïping wang, gewesen ist. Sie konnten aber nur bezwungen werden, weil die Kaiserlichen von Europäern höchst wirksam unterstützt wurden. Die Zeit wird lehren, ob der Verlust von Nanking gleichbedeutend ist mit dem Aufhören der Rebellion; aber so viel scheint ausgemacht, daß der Handel auf dem großen Strome sich noch weit schwunghafter gestalten muß als seither. Den wichtigsten Hafen im Inlande bildet bekanntlich das schon oft von uns erwähnte Hankêu (die Engländer, die nicht im Stande sind, Namen phonetisch auszudrücken, schreiben Hankow), über dessen Handelsbewegung im Jahre 1863 amtliche Nachrichten vorliegen. Dieselbe stellte sich auf sieben bis acht Millionen Pfd. St.; nämlich: Einfuhr 9,926,317, Ausfuhr 12,741,908 Taels. (Zu 6 Schilling 8 Pence.) Von den Einfuhren kommen für 1,120,000 Taels auf Schirtings und 750,000 T. auf Opium; etwa 2½ Million T. auf Kupfermünzen; das Uebrige kommt zumeist auf Manufakturwaaren, Brokate und schwarzen Pfeffer; 3500 T. kommen auf eßbare Vogelnester und 4000 auf Haifischflossen; beide gelten bekanntlich bei den Chinesen für Leckerbissen. Von den Ausfuhren sind am wichtigsten: Thee, etwa 7 Mill. T.; Holzöl, Saffor und für 900,000 T. Tabak; dazu kommen Walnüsse, Tigerknochen, Entenfedern und Menschenhaare. Die Dampfschifffahrt auf dem Yangtsekiang, zwischen Schanghaï und Hankêu, wird vorzugsweise von Nordamerikanern betrieben. Von fremden Schiffen liefen ein 191,127 Tons, liefen aus 201,185. Der Küstenhandel China's wird vorzugsweise durch deutsche Schiffe betrieben.

Ausfuhrprodukte vom Senegal. Dieselben betrugen im verflossenen Jahre 1,600,000 Kilogramm Gummi, 1,550,000 Erdnüsse, 9 bis 10,000 Faß Hirse, 2000 Quentchen Gold, 15,000 Kilogramm frische Häute, 1000 Kilogramm Elfenbein. Es geht hieraus hervor, daß der Senegal noch immer der produktenreichste Fluß der afrikanischen Westküste ist. Das Gummi allein hatte in Frankreich einen Werth von vier Mill. Francs. (Tour du monde. Nr. 252.)

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. In den Vereinigten Staaten sind die nothwendigen Vorkehrungen getroffen worden, um 1865 die Arbeiten in Angriff nehmen und dieselben 1866 vollenden zu können. Gleichzeitig soll abermals der Versuch gemacht werden, ein Tau zwischen Irland und Neufundland zu legen; man hofft, daß derselbe günstiger ausfalle, als das erste Mal. Gelingt das eine wie das andre Unternehmen, dann ist der Erdball mit einem Telegraphendrahte völlig umspannt. Jenen durch Nordamerika zum Anschluß an den asiatischen will die Western Union Telegraph Compagnie bauen, deren Linien schon jetzt von Buffalo und Pittsburg nach Westen hin bis Salt Lake City, der Mormonenhauptstadt, reichen, wo bereits die Linie nach Californien und Oregon Anschluß hat. Für die Fortsetzung der Linie tritt sie als neue Compagnie auf, mit einem Kapital von 10 Mill. Dollars. Die Verhandlungen mit der russischen Regierung sind von dem bekannten Reisenden Perry Mc. D. Collins, der Sibirien aus eigener Anschauung kennt und ein Werk über den Amurstrom geschrieben hat, glücklich zu Ende geführt worden; Kaiser Alexander hat rege Theilnahme für das Unternehmen gezeigt und bewilligte der amerikanischen Compagnie ein Privilegium für die Linie in den russischen Besitzungen bis zum Amur, dessen Mündung etwa halbwegs zwischen Washington und St. Petersburg liegt. Von Westen her nach Osten haben bekanntlich die Russen den Telegraphen bis Jekutsk vollendet, und von der Amurmündung reicht er landein etwa 300 Miles weit; die Lücke zwischen beiden Punkten sollte im Laufe des Jahres 1864 vollendet werden. Die Amerikaner wollen das nächste Jahr benutzen, um die Linie festzustellen, Materialien an Ort und Stelle zu schaffen, und nachher die Arbeiten mit dem größten Nachdruck betreiben. Ueber die Linie selbst sind sie noch zu keinem Entschlusse gekommen. Im Vorschlage ist eine von Salt Lake City durch die Goldgrubengegend des Territoriums Idaho nach Portland in Oregon; und eine andre über St. Paul in Minnesota über Fort Garry, durch die Red River-Gegend nach Victoria und Vancouvers-Insel. Von hier ab will man an der Küste hinauf durch die russischen Besitzungen gehen, in denen die einzelnen Handelsposten als Telegraphenstationen dienen sollen, die Behringsstraße benutzen und dann an der asiatischen Küste hinab bis zum Amur den Draht spannen. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, welche gewaltige Schwierigkeit in diesen eisigen Einöden das Unternehmen zu besiegen hat. Eventuell soll der Telegraph (falls die Behringsstraße nicht benutzt wird) von Kap Romanzoff bis zur St. Lorenzinsel und von da auf der asiatischen Seite bis Kap Tschuktschkoi gelegt werden. Diese Strecke wäre kürzer, als jene durch die Behringsstraße, würde aber ein weit längeres unterseeisches Tau erfordern. Vor ein paar Jahren, als der Plan zuerst auftauchte, glaubte man die lange Kette der Aleutischen Inseln benutzen zu können (und diese Linie ist auch auf der Weltkarte von Heemann Berghaus und Stülpnagel verzeichnet worden); diesen Gedanken hat man aber jetzt fallen lassen, weil die Ausführung eine große Anzahl unterseeischer Abtheilungen erfordern würde. Das hätte nothwendig eine Menge von Uebelständen im Gefolge, und mit Sicherheit könnte man gar nicht darauf rechnen, die Linie in Ordnung zu erhalten. Schon in Betreff der schmalen Behringsstraße ist man so besorgt vor Störungen, daß die Compagnie dort immer einen kleinen Dampfer auf Station haben will, der sofort jede nöthige Ausbesserung vornehmen soll. Uebrigens hat die nordamerikanische Compagnie mit der großen russischen Handels-Compagnie, welche bekanntlich für die nordamerikanisch-russischen Besitzungen ausgedehnte Privilegien hat, ein Uebereinkommen getroffen, welches etwaigen Collisionen vorbeugt und den beiderseitigen Interessen entspricht. Im Oktober ist das erste Schiff von Neuyork nach der Nordwestküste abgegangen, um Baumaterial dorthin zu bringen. Beschädigungen des Telegraphen von Seiten der wilden Völker besorgt man nicht; auf den großen westlichen Prairien haben sie stets, auch während des jetzigen Krieges gegen die Weißen, die Drähte respektirt, weil sie glauben, daß an den Drähten der Hauch des großen Geistes hinlaufe.

Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens geht hervor, daß die Ergiebigkeit der Oelgegenden eine fast unermeßliche und dazu anhaltende ist. Einem neuyorker Blatt zufolge sind viele Meilen Landes mit Fässern voll Oel bedeckt, welche nur der Wagen warten, die sie fortbringen sollen. Züge um Züge werden mit den Fässern beladen, ohne daß man eine Abnahme der großen Zahl wahrnimmt. Die Atlantic and Great Western-Bahn hat ein besonderes Geleise, welches zu dem Gebiet der Oelquellen führt, und auf dem täglich im Durchschnitt 2500 Fässer forttransportirt werden — eine Anzahl, welche verdoppelt werden könnte, wenn die Bahn nur Lastwagen genug zur Disposition hätte. Der Transport des Petroleum nach den atlantischen Exporthäfen wird an sich selbst schon in wenigen Jahren die Kosten der Construction der Zweigbahn decken, und die Gesellschaft hat bereits Dividenden vertheilen können, wie sie keine der europäischen Eisenbahnen aufzuweisen vermag. Die letzte halbjährliche Dividende betrug 25 Procent, und zwar beinahe ausschließlich in Folge des Petroleumtransports und des in den Oeldistrikten dadurch veranlaßten Verkehrs.

Petroleumquellen in Galizien. Wir haben auf dieselben bereits früher (Globus II, 256) hingewiesen, als die Gewinnung des Erdöls in Galizien noch in den Anfängen begriffen war. Aber die Petroleumgewinnung hebt sich auch dort, wie wir aus folgendem Berichte ersehen, der in der Allgemeinen Zeitung vom 31. Oktober 1864 mitgetheilt ist.

Abgesehen von der Walachei, wo in der Gegend von Ploeşt, theilweise mit Hülfe englischen Kapitals, die Ausbeutung der

Digitized by Google

Erdölschätze in nicht unbedeutendem Maß stattfindet, kommt das Naphtha in Ungaen, Siebenbürgen und Croatien vor; insbesondere verdient aber das galizische Erdöl wegen seiner Qualität große Beachtung.

So viel man bis jetzt weiß, findet sich das Erdöl in Galizien in der langen Strecke südöstlich von Krakau bis in die Gegend von Lemberg und weiterhin. Am stärksten ist die Andeutung im samborer Kreis nordöstlich von Lemberg; im Westen scheint die Gegend um Neu-Sandez bei dem Flüßchen Dunajetz für die Gewinnung und Verwerthung des Erdöls günstige Chancen zu bieten. Ueber die Ziffer der galizischen Produktion existiren bis jetzt nur Schätzungen, doch sollen nach einer Angabe im Jahr 1863 aus Galizien etwa 37,000 Ctr., im Jahr 1864 bis zum Monat Oktober bereits 41,000 Ctr. ausgeführt worden sein. Da der Verbrauch in Galizien selbst ein sehr beträchtlicher ist, so muß die Ziffer der ganzen Förderung jedenfalls viel höher, wahrscheinlich auf etwa 150,000 Ctr., angeschlagen werden. Die Handelstabellen geben bis jetzt keinen Aufschluß über etwaige Ausfuhr, eben so wenig aber auch über eine Einfuhr von Amerika, obgleich bekanntlich beide stattfinden. Die Ziffern dürften also für beide Rubriken noch gering sein. Für jetzt muß es als ein günstiger Erfolg angesehen werden, daß das einheimische Produkt den innern Markt versorgt. Daß aber die Erdölindustrie noch eines höchst beträchtlichen Aufschwungs fähig ist, wird Niemand bezweifeln, der die bisherige unvollkommene Erforschung der Quellen und ihre Ausbeutung kennt. Bis jetzt läßt sich nicht bedaupten, daß nur ein einziger der galizischen Oelgrundbesitzer sich die in Amerika gemachten Erfahrungen technisch und wissenschaftlich zu nutze gemacht hätte; eine eigentliche Bohrung auf Erdöl hat in Galizien noch nicht stattgefunden, obgleich die bei der jetzigen primitiven Schachtabteufung und Oelgewinnung erzielten Ergebnisse hoffnungverkündend auf eine größere Tiefe weisen. Brunnen von dem Reichthum der pennsylvanischen, wo z. B. die Herman Well in 24 Stunden 11,700 Zoll-Centner Naphtha abgab, wird man nach bisherigen Ermittlungen kaum in Galizien erwarten dürfen; aber daß Millionen Centner dort thatsächlich vorhanden sind, ist durch wissenschaftliche Autoritäten festgestellt, und es wird zunächst nur darauf ankommen, daß durch rationelle Bohrungen die bereits an der Erdoberfläche sich zeigenden, jedenfalls aber in der Tiefe in größeren Mengen zu vermuthenden Erdöladern getroffen und erschlossen werden.

Der Preis der Naphtha an der Quelle dürfte bis jetzt 6 bis 8 fl. öster. W. per wiener Centner betragen. Rectificirte erste Qualität kostet 18 bis 19 fl., müßte aber bei rationellerem Geschäftsbetrieb gewiß auf 15 bis 16 fl. herabgehen. Bei diesem Preis könnte galizisches Erdöl schon in Hamburg concurriren, denn die Fracht von Bochnia nach Hamburg — ad Bodenbach durch Elbekahn — beträgt 1¼ Thlr., wozu noch der Zoll im Zollverein von 20 Sgr. per Zoll-Centner kommt.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig. Am 30. Oktober wurde zu Wien zwischen den deutschen Großmächten und dem Könige von Dänemark Frieden geschlossen, in Folge dessen auch die Nordgrenze des Herzogthums Schleswig geändert wurde. Die betreffenden Grenzregulirungen sind im Artikel 4 und 5 des Friedensinstrumentes enthalten und lauten folgendermaßen:

Art. 4. Die Abtretung des Herzogthums Schleswig begreift in sich alle zu diesem Herzogthum gehörigen Inseln, sowie das auf dem Festland gelegene Territorium. — Um die Abgrenzung zu vereinfachen und den Unzukömmlichkeiten ein Ende zu machen, welche aus der Lage der in schleswigischem Gebiet enclavirten jütländischen Gebietstheile entspringen, tritt Se. Majestät der König von Dänemark an Ihre Majestäten den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen jene jütländischen Besitzungen ab, welche im Süden der südlichen Grenzlinie des Districts Ribe gelegen sind, als: die jütländische Landesstrecke Mögeltondern, die Insel Amrom, die jütländischen Theile der Inseln Föhr, Sylt und Romoe ꝛc. Dagegen willigen Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ein, daß ein äquivalenter Theil von Schleswig, der außer der Insel Arroe solche Gebietstheile begreift, welche dazu dienen, den Zusammenhang des oben erwähnten Districts Ribe mit dem übrigen Jütland herzustellen, und die Grenzlinie zwischen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu verbessern, vom Herzogthum Schleswig losgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde.

Art. 5. Die neue Grenze zwischen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig soll von der Mitte der Mündung der Hejlsminder Bay über den Kleinen Belt ausgehen, diese Bay durchschneiden und der dermaligen südlichen Grenze der Kirchspiele Hejls, Brjstrup und Tops, und zwar letzterer bis zu dem im Süden von Gejldjerg und Bräuere befindlichen Wasserlaufe folgen, sodann diesem Wasserlaufe entlang, von dessen Einmündung in die Foos-Aa ausgehend, längs der Südgrenze der Kirchspiele Oedis und Vandrup und längs der Westgrenze dieses letztern bis zur Königsau (Konge-Aa) im Norden von Holte gezogen werden. Von diesem Punkt an wird der Thalweg der Königsau (Konge-Aa) die Grenze bis zur östlichen Endlinie des Kirchspiels Hjorthund bilden. Von hier angefangen soll die Grenze dieser selben Endlinie und deren Verlängerung bis zu dem im Norden des Dorfes Odelsär vorspringenden Winkel und ferner der östlichen Grenze des Dorfes bis zur Gjels-Aa folgen. Von hier an sollen die östlichen Grenzen des Kirchspiels Seem und die südlichen Grenzen des Kirchspiels Seem, Ride und Vester-Vedsted die neue Grenze bilden, welche in der Nordsee in gleicher Entfernung zwischen den Inseln Manoe und Roemoe fortzulaufen hat.

Eine Sprachenkarte Preußens. Für Oesterreich liegt bereits die große Sprachenkarte v. Czörnigs vor, und seit ihrem Erscheinen sind wieder eine Menge einzelner Karten erschienen, welche Detailangaben über die verwirrten ethnographischen Grenzen des polyglotten Kaiserstaates bringen. Für Preußen ist jetzt im Auftrage des königlichen statistischen Bureaus von Richard Böckh eine „Sprachenkarte vom preußischen Staat nach den Zählungsaufnahmen im Jahre 1861“ herausgegeben worden. Sie enthält die Theile Preußens, in denen neben der deutschen noch eine andere Sprache geredet wird; also die Provinzen Preußen, Posen, Schlesien, die beiden Lausitzen, einen Theil Pommerns und den Regierungsbezirk Malmedy. Der Maßstab der Karte 1 : 600,000 gestattete selbst die einzelnen Ortschaften zu berücksichtigen, und bei der Abgrenzung der Farben konnten alle Wohnplätze von mindestens 25 Einwohnern berücksichtigt werden. Die Schraffirung der Farben zeigt uns das Verhältniß der deutschen Sprache zu den nichtdeutschen in den einzelnen Ortschaften an. Auch die Nebenländer Preußens sind noch berücksichtigt worden; so wurden die Wenden der sächsischen Oberlausitz, die slavischen Völkerschaften in den angrenzenden österreichischen Kronländern und in Polen, sowie die romanische Bevölkerung im Westen der Rheinprovinz mit angegeben. Ganz Preußen zählt nach der Aufnahme von 1861 18,222,848 Einwohner, und darunter Deutsche: 15,718,656; Litauer: 137,401; Polen: 2,214,888; Tschechen: 58,880; Wenden: 82,232; Wallonen: 10,788. Bei der litauischen Sprache sind 414 kurisch Redende eingeschlossen; die Kaschuben und Mazuren erscheinen mit unter den Polen; die wenigen Tschechen und Mähren wohnen im Kreise Leobschütz und in dem rechts von der Zinna gelegenen Theile des Kreises Ratibor.

Frankreichs Eisenbahnen. Ueber dieselben publicirt das französische Ministerium für Handel, Landwirthschaft und öffentliche Arbeiten einige interessante statistische Nachrichten. Im Ganzen waren im Jahre 1862 dem Publikum in Frankreich 57,209 Kilometer zur Benutzung übergeben, die 2,000,735,007 Frcs. oder pr. Kilometer 34,962 Frcs. einbrachten. Die Einnahmen pr. Kilometer in den übrigen Ländern Europa's waren, wie folgt:

Großbritannien und Irland	. . .	40,417 Frcs
Sachsen	. . . . .	37,152 „
Oesterreich	. . . . .	33,700 „
Preußen	. . . . .	30,945 „
Belgien	. . . . .	29,512 „
Würtemberg	. . . . .	27,008 „
Kleine deutsche Staaten	. . . .	26,423 „
Rußland	. . . . .	26,045 „
Holland	. . . . .	26,000 „
Hannover	. . . . .	24,007 „
Italien	. . . . .	22,870 „
Baiern	. . . . .	21,737 „
Spanien	. . . . .	20,966 „
Dänemark	. . . . .	15,807 „
Portugal	. . . . .	2,801 „
Türkei	. . . . .	5,028 „
Schweden und Norwegen	. . .	4,305 „

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Baja bis Mehadia.

Reiseerinnerung von A. Leist.

Auf der Donau. — Schlachtfeld von Mohatsch. — Reisegesellschaft. — Der Franzenskanal. — Vukovar. — Sirmien. — Ilok. — Neusatz und Peterwardein. — Karlowitz. — Die Fruschka Gora. — Grenzergebiet. — Die Ufer der untern Donau. — Am eisernen Thor. — Golumbatsch. — Orsowa. — Die Skela. — Walachen. — Tschernathal. — Aquaeduct. — Die Herkulesbäder.

Es ist hier nicht jenes Baja gemeint, welches unweit Mehadia jenseits des Tschernaflusses in etwas nordöstlicher Richtung in der Walachei liegt. Auch nicht die in der Moldau liegende Stadt gleiches Namens, sondern die ungarische Stadt Baja an der Donau, oder vielmehr an dem Donauarme Schugawiza, welche in neuerer Zeit von den Diplomaten in die neuerrichtete serbische Wojwodschaft versetzt worden ist. Baja! lieblich tönt dein Name, und anmuthig

Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und freundlich bist du, mir aber als Vaterstadt doppelt werth und mit all den schönen Erinnerungen meiner Jugend unvergeßlich! —

Doch nur flüchtig sollte ich diesmal meine Vaterstadt berühren, denn mein Reiseziel war das alte Mehadia mit seinen weltberühmten Herkulesbädern. Da der Wasserstand der Schugawiza sehr niedrig war, mußten sich die Passagiere zu der ziemlich entfernten „großen Donau" begeben, wo das Dampfschiff zur Aufnahme der Reisenden bereit lag. Dies war unfern der Stätte, wo noch vor 100 Jahren das Dorf Pandur lag, welches nach Crusius den berüchtigten Panduren den Namen gegeben haben sollte, was aber nicht der Fall ist. Der ungarische Ethnograph Csaplovitsch, welcher das von der Donauüberschwemmung zerstörte Dorf nicht mehr vorfand, hat ebenfalls mit Unrecht sogar die einstige Existenz dieses Dorfes weggeläugnet und es ironisch in den Mond versetzt. Die Stätte, wo das Dorf lag, heißt noch heute „u Pandurnál".

Rasch trieben die Räder das Dampfschiff auf den Wogen der breiten Donau abwärts; links lag die unübersehbare Ebene der getreidereichen Batschka, während am hohen rechten Ufer Weinberge aufstiegen, die in sanften, fast gleichmäßigen Conturen dahin flossen. Im Hintergrunde dieser Anhöhen ragte der Kegelberg von Harsány empor, der, weithin sichtbar, in dieser Gegend wohl den äußersten hohen Punkt der Alpen-Ausläufer bildet. Bei der großen Donauinsel unfern Mohatsch fuhr das Dampfschiff in den rechten Donauarm, weil die mit Fünfkirchen durch eine Eisenbahn verbundene Stadt Mohatsch ein leichtiger Landungspunkt ist. Dies ist der Ort, wo 1526 am 29. August Soliman der Große die Ungarn unter Tomory schlug, deren König Ludwig II. auf der Flucht im Sumpfe Cselje das Leben verlor. Das ebene, aber von drei Seiten von Anhöhen rings umgebene Schlachtfeld war mir schon von früher her bekannt, und ich konnte wenigstens denjenigen Passagieren, die in später Stunde ihrem Wunsche, das verhängnißvolle Schlachtfeld zu besuchen, nicht mehr nachkommen konnten, einige Aufschlüsse und Schilderungen geben.

In der Gegend, wo die Ungarn die Niederlage erlitten haben, und wo der größte Theil der Gefallenen auch begraben liegt, steht gegenwärtig eine Kapelle, in welcher alljährlich am Jahrestage der Schlacht eine Gedächtnißfeier für die Gefallenen stattfindet und Predigten in magyarischer, raazischer und deutscher Sprache abgehalten werden. Die deutsche Predigt wird von den in Mohatsch ansässigen deutschen Handwerkern und von den in der Umgebung zahlreich wohnenden schwäbischen Colonisten besucht. Die an den Anhöhen gegen Süden und Westen weiterhin liegende schöne Ebene wird noch heute von den Bebauern Schaterische, d. h. die „Zeltstätte", genannt, weil die Türken dort ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Der Sumpf Cselje ist ausgetrocknet und existirt bei den Bewohnern der Gegend auch dem Namen nach nicht mehr; nur eine grabenartige Vertiefung ist noch vorhanden, welche im Frühjahre das von den Bergen kommende Schneewasser in die Donau leitet. Den Ort, wo der junge König im Sumpfe gefunden worden ist, bezeichnet kein Denkmal. —

Von der großen, feuchten mohatscher Donauinsel stiegen am andern Morgen dichte Nebel auf und lagerten sich dergestalt über den Strom, daß man nur wenige Schritte weit sehen und der Kormányos am Ruder die Richtung des Schiffes nicht leiten konnte. Die Reisegesellschaft auf dem Verdeck harrte ungeduldig des Augenblicks, wo die Nebel verschwinden würden und die Fahrt wieder fortgesetzt werden könnte. Fast alle Völker der polyglotten Reiche Oesterreichs und der europäischen Türkei hatten hier ihre Vertreter und repräsentirten in den verschiedenen Fahrklassen alle Stände. Wie sehr oft, waren auch diesmal einige Engländer anwesend, welche, wie es schien, mit Lieblingsstudien beschäftigt, einen Ausflug nach dem Orient machten. Vorher wollten sie ebenfalls Mehadia besuchen, weil dort einige seltene Schlangen- und Vipernarten zu finden seien, wie dieselben uns mit Bestimmtheit versicherten. Jedenfalls schienen sie in dieser Beziehung in unserem Vaterlande besser unterrichtet zu sein, als wir, die anwesenden Ungarn. Noch mehr Interesse, als diese Naturforscher, erregten zwei Hadschi oder türkische Pilger, die sich sehr bescheiden verhielten und nur auf Befragen nothdürftige Antworten in serbischer Sprache ertheilten. Sie hatten die Moschee in Ofen besucht, welche, aus der Türkenzeit herstammend, außerhalb der Stadt isolirt auf einer Anhöhe steht und den Türken noch immer ein heiliger Wallfahrtsort ist. Die beiden Hadschi bekannten, daß die weite Pilgerreise von einem wunderbaren Erfolge gekrönt worden sei, indem der jüngere Muselmann, um dessen willen die Pilgerschaft unternommen worden war, von seinem mehrjährigen Kopfleiden gänzlich genesen sei. Der Aufenthalt in gesunder Luft, die Reise und der Wechsel des Klimas waren in der That schon in mehreren solchen Fällen von erfolgreicher Wirkung, und die frommgläubige Zuversicht der Muselmänner in die ofner wunderthätige Moschee ist noch keineswegs erschüttert worden. —

Die Sonne siegte endlich über die Nebel, das Dampfschiff rauschte schnell weiter, und wir kamen bald zur Mündung des Franzenskanals, welcher bekanntlich zwischen Theiß-Földvar und Menesterszeg die Theiß mit der Donau verbindet und auf abgekürzter Wasserstraße aus dem Banate den Getreidetransport vermittelt. Es ist dies der größte Kanal in der österreichischen Monarchie, denn seine Tragfähigkeit beträgt 8000 Centner, die kein anderer Kanal Oesterreichs erreicht. Die Länge dieses Kanals beträgt 14½ Meilen, die Breite 60 Fuß, und es können zwei Getreideschiffe ganz gut an einander vorbeifahren. Die Verschiffung beläuft sich auf drei Millionen Centner, größtentheils Getreide. Der ungarische Ingenieur Kis, welcher den Kanal gebaut, liegt an demselben begraben. Dieses Riesenwerk durchschneidet eine der gesegnetsten Gegenden Ungarns, die berühmte Batschka, und zu seinen beiden Seiten liegen große, schöne Dörfer, deren reiche Bewohner großentheils aus Baden, Würtemberg und dem Elsaß eingewanderte Deutsche sind.

Die Donau hatte bisher mit ihren verschiedenen Krümmungen einen südlichen Lauf; dort aber, wo sie das bedeutende Wasser der Drau aufnimmt, wendet sie sich allmälig südöstlich, indem die rechts sich erhebende slavonische Hügellandschaft ihr diese Richtung gibt. Die Gebirgszüge von Fünfkirchen, die große slavonische Gebirgskette mit der hohen Kuppe Kermdie, deren kolossaler türkischer Thurm in der Ferne wie ein Schornstein aussieht, werden nun durch das hohe Land unseren Blicken entzogen, und nur links schweift der Blick in die endlose ungarische Ebene, die dem vaterländischen Dichter Petöfi ein Sinnbild der Unsterblichkeit ist. Nicht sehr kultivirt sind diese ungarischen Niederungen, denn die häufigen Ueberschwemmungen wirken hier verwüstend, und manche Dörfer mußten weiter hinauf verlegt werden. Große Strecken sind mit Rohr bewachsen, nur von zahllosen Sumpf- und Schwimmvögeln bewohnt, zu welchen sich nicht selten der schöne Purpurreiher (Ardea purpurea) gesellt. Rechts thront auf einer steilen Kuppe die alte Burg Erdud, welche das Stammschloß der berühmten Familie Erdödi ist, und auf deren Geländen ein herrlicher Wein wächst. Ohne daß sich der Charakter der beiden Ufer verändert, erreichen wir Vukowar, wo die Vuka in die Donau mündet. Der schöngebaute Stadttheil Neu-Vukowar wird von zahlreichen

Digitized by Google

Deutſchen bewohnt, die meiſt vom Handwerke leben. An der Stelle, wo das Dampfſchiff Halt machte, war das Ufer ſteil und hoch, ein ſchiefer Weg führte an den Uferabhängen hinauf auf den freien Raum vor dem katholiſchen Kloſter, wo man eine weite Ausſicht in die ungariſche Niederung genießt. Das orientaliſche Kloſter Boggán erblickt man in der dorfarmen Gegend. Auch Vukowár iſt von Weinbergen umgeben, während das erſte Weinland der Welt, das gegenüberliegende Ungarland, in dieſer wenig Abwechslung bietenden Gegend gar keine Weingärten beſitzt; natürlich, denn es ſind hier nicht einmal niedere, wellenförmige Anhöhen vorhanden. Wer nur von dieſem Punkte aus Ungarn ſieht, darf kein voreiliges Urtheil über dieſes ſonſt ſo ſchöne Land fällen, denn es gleicht hier ſo ziemlich der einförmigen von Röhricht und Weidengeſtrüpp bewachſenen bosniſchen Niederung an der Save bei Brod, nur mit dem Unterſchiede, daß die bosniſche Gegend wenigſtens im Hintergrunde mit dem hohen, dunklen Gebirge einen erhebenden Anblick gewährt.

Auch von Vukowar abwärts iſt es nur das hohe ſlaveniſche Ufer, welches unſer Auge mit einigen anmuthig zwiſchen Weinbergen gelegenen Dörfern vorzugsweiſe feſſelt. Die Bevölkerung iſt rechts und links vorherrſchend ſerbiſch; einige Dörfer ſind auch von Deutſchen bewohnt, und nur die hie und da auftauchenden ungariſchen Namen der Ortſchaften erinnern an die Thatſache, daß dieſe Gegend vor dem Einbruche der Türken von Magyaren bewohnt wurde. In dieſem zwiſchen der Donau und der Save liegenden üppigen Landſtrich, welcher unter dem Namen Sirmien bekannt iſt, ſind überall die Spuren der Römerherrſchaft zu erblicken, und es gelang mir bei einem frühern Aufenthalte in dieſer Gegend, zahlreiche römiſche Münzen zu ſammeln. Nichts beweiſt mehr den Sinn der Römer für Naturſchönheiten, als die Wahl ihrer Niederlaſſungen, welche gewöhnlich die reizendſten, meiſt an Gewäſſern liegenden Punkte einnahmen. Wo man hier im ehemaligen Pannonia inter amnes nur immer von der Schönheit einer Gegend ergriffen wird, kann man verſichert ſein, daß daſelbſt die Römer ihre mit Geſchmack gewählten Wohnſitze gehabt haben. So kam es, daß dieſer Landſtrich mit der Hauptſtadt Sirmium unter den Römern ein blühendes, ſtädtereiches Kulturland war, welches, ſpäter von den Barbaren und Türken verwüſtet, auch heute noch kein Schatten ſeiner frühern Herrlichkeit iſt. Die rauhen, weſtlichen Gebirgsgegenden Slaveniens dagegen haben die Römer meiſt vermieden, und nur da, wo Quellen vorgefunden wurden, zeigten ſie ihren Sinn auch für wildromantiſche Naturſcenen.

Wir erreichten Scharengrad, wo die alte, halbverfallene Burg von dem ſteilen Bergkegel elegiſch in die Donau niederſchaut; einſt der Sitz ſtolzer Ritter, horſten in ihren Gemäuer nur Falken und Eulen. Das unten in der Thalmündung liegende Dorf iſt ſeines köſtlichen Waſſers wegen bekannt. Auch Neſchtin liegt anmuthig zwiſchen Weinhügeln am rechten Ufer; aber einen überraſchendern Anblick gewährt die alte Bergfeſtung Ilok, ungariſch Ujlak, welche auf dem Berggrat des hochaufſteigenden rechten Ufers liegt. Auf dem äußerſten Vorſprunge des Berges liegt maleriſch ein Kloſter mit einem Rondel, welches durch ſeine Kühnheit imponirt. Die alte gothiſche Kirche, mit Ausnahme des Thurmes, welcher neuerer Schöpfung iſt, iſt noch gut erhalten und beſitzt einige Merkwürdigkeiten. Der berühmte Mönch Johann von Kapiſtran, welcher bald nach der ſiegreichen belgrader Schlacht 1456 am 23. Oktober ſtarb, wurde hier begraben, und man zeigt die kleine Zelle, wo der Heilige verſchied und vorher von Johann Hunyady in der Krankheit beſucht wurde. Ein ſchlechtes Wandgemälde in der erwähnten Zelle ſtellt dieſen Beſuch dar. Unter Laurentius Ujlaki, Herzog von Sirmien, war Ilok oder Ujlak in ſeiner ſchönſten Blüthe, wurde aber von den Truppen des ungariſchen Königs Wladislaus II., gegen welchen Ujlaki rebellirte, belagert und eingenommen. Der letzte König von Bosnien, Stephanus, welcher ebenfalls aus dem Geſchlechte der Ujlaki war, liegt in der iloker Kirche begraben, und es ſind in Marmor ausgehauene Hautreliefs mit lateiniſchen Inſchriften über der Ruheſtätte angebracht. Die Mauern der Feſtung ſind zum Theil noch gut erhalten und gewähren einen intereſſanten Anblick. Die Türken vom Heere Solimans des Großen haben in dieſer paradieſiſchen Gegend furchtbar gehauſt und viele Bewohner auf die grauſamſte Weiſe getödtet, wie dies im Necrologium des iloker Kloſters ausführlicher geſagt wird. Ilok, welches ein fürſtlich Odescalchi'ſches Gut iſt, erzeugt einen vortrefflichen rothen Wein, voll Geiſt und Feuer, der aber im Auslande noch weniger als der benachbarte Karlowitzer bekannt iſt. Bekanntlich hat ja Kaiſer Probus, welcher ein geborner Sirmier war, in dieſer Gegend die erſten Reben gepflanzt. Man hat in Ilok die Ueberreſte eines Dianentempels gefunden, was für die Bedeutung des Ortes unter den Römern ſpricht.

Endlich gewinnt auch das linke ungariſche Ufer an Bedeutung, denn ſchöne und bevölkerte Dörfer und Flecken dehnen ſich nach der Länge am Ufer aus, welches faſt mit der Oberfläche des Waſſers verſchwindet, ſo breit iſt hier der Strom. Die Marktflecken Palanka und Futak präſentiren ſich hinter einander mit ihren weithin ſichtbaren ſchönen Kirchen und Thürmen; vor allen anderen Ortſchaften aber imponirt endlich auf dieſer Seite die bedeutende Stadt Neuſatz, Novisad, eine der ſchönſten Städte des ſüdlichen Ungarns und einer der Hauptſitze ſerbiſcher Intelligenz und Betriebſamkeit. Ein großes Gemiſch von Sprachen hört man in den Straßen dieſer jungen Handelsſtadt, und ſieben verſchiedene Religionsgemeinden haben hier ihre Gotteshäuſer.

Wenn man das rechte Ufer mit den weißſchimmernden Kalkbergen bei Tſcherewitſ paſſirt hat, ſo erblickt man bald die hohe Bergfeſtung Peterwardein, das öſterreichiſche Gibrallar, welches ſich Neuſatz gegenüber auf einem ſchroffen Vorſprung der Frufchka Gora präſentirt. Peterwardein und Neuſatz, welche mit einer Schiffbrücke verbunden ſind, haben bezüglich ihrer Lage und Stellung viel Aehnlichkeit mit Ofen und Peſth. Dieſe berühmte Feſtung ſoll aus drei Hauptwerken beſtehen und viele unterirdiſche Gänge und Minen haben. Bekanntlich ſiegte hier Prinz Eugen im Jahre 1716 über die Türken. Auch dieſe ſchöne, dominirende Lage benutzten die Römer und bauten hieher die Stadt Benonia.

Nicht weit von Peterwardein liegt gleichfalls an der Donau die berühmte Stadt Karlowitz, wo im Jahre 1699 zwiſchen Türken und Oeſterreichern der für die Türken nachtheilige karlowitzer Frieden geſchloſſen worden iſt. Da unſer Dampfſchiff bei dieſer Station übernachtete, hatten wir Abends noch Muße, einige Merkwürdigkeiten dieſer ſchöngelegenen, durch Kirchen und Gebäude ſich auszeichnenden Stadt in Augenſchein zu nehmen. Karlowitz iſt das Rom der öſterreichiſchen Serben; es zeichnet ſich durch mehrere ſchöne Kirchen der orientaliſchen Chriſten aus und iſt der Sitz ihres Erzbiſchofs und Metropoliten, unter dem alle anderen Biſchöfe der öſterreichiſchen Serben ſtehen. Berühmt iſt auch Karlowitz durch ſeinen vortrefflichen Ausbruch, welcher unter den ungariſchen Weinen die dritte Stelle einnimmt, denn er folgt nach dem tokayer und ménescher Ausbruch. Mit Serbien und der europäiſchen Türkei treibt Karlowitz einen wichtigen Handel, welcher ſich jedenfalls noch bedeutend heben wird, wenn die projektirte Eiſenbahn von Semlin

Digitized by Google

nach Agram mit den Zweigbahnen nach Eſſeg und Brod ins Leben treten wird.

Bei Titel mündet das gelbliche Waſſer der bedeutenden, ſehr fiſchreichen Theiß in die Donau. Der Fiſchreichthum der Theiß iſt ſprüchwörtlich, denn man ſagt, daß ſie mehr Fiſche als Waſſer habe, und es iſt Thatſache, daß man in den Theißgegenden die Schweine oft mit Fiſchen füttert.

Walachiſche Typen aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Rechts erreicht man das alte Slankamen, ſo genannt von dem ſlaviſchen Fürſten Slan, welcher von den Ungarn in die Flucht geſchlagen worden iſt, und heißt alſo Slanſtein, und nicht Salzſtein, wie einige Geographen ganz irrig behaupten; es heißt auch das Salz im Südſlaviſchen „Sol“ und nicht Slan. Hier ſiegten die Oeſterreicher im Jahre 1691 über die Türken unter dem muthigen Köprili, welcher auch hier fiel. Das berühmte Gebirge der Fruſchka Gora fällt hier gegen die Donau ab. An den Abhängen dieſes gut kultivirten, eine Million Eimer Wein und eine ungeheure Menge Pflaumen erzeugenden Gebirges liegen 13 ſerbiſche Klöſter, deren Bewohner viel zur Kultivirung der Gegend beigetragen haben. Auch die minder kultivirten ſerbiſchen Berge zeigen ſich unſerm Auge mit einigen hervorragenden, ſchön-geformten Kuppen, denn der Stromlauf hat eine ſüdliche Wendung genommen. Intereſſant und hiſtoriſch merkwürdig iſt hier das Land nach allen Richtungen hin. Hier war Acimincum, Taurunum und Sirmium, der Hauptwaffenplatz der Römer gegen die Dacier und Geten. Römiſche Steinbrüche, in welchen mehr als 600 Steinarbeiter und Künſtler unter den Augen des Kaiſers Diocletianus plaſtiſche

Kunſtwerke aller Art verfertigten und am „mons pingnis“ einen dem Sonnengott geweihten Tempel errichteten, ſind hier in der Nähe. —

Wir erreichen Semlin, welches den Mittelpunkt des Handels zwiſchen Oeſterreich und der Türkei bildet, und wo wir auf den Straßen ſchon viele orientaliſche Geſtalten erblicken. Mitten unter der ſerbiſchen Hauptbevölkerung finden wir hier zahlreiche Deutſche, welche meiſt dem Handwerkerſtande ergeben ſind. Am nordöſtlichen Ende von Semlin in der Nähe der Donau erblickt man die Ruinen des Schloſſes von Johann Hunyadi, welcher einſt hier ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen hat. Ueberraſchend iſt der Anblick der rechts auf dem dunklen Felsberge liegenden Feſtung Belgrad mit ihren Minarets und großen Gemäuern. Die Save, welche hier mündet, iſt der dritte bedeutende Fluß, welchen die Donau während unſerer Fahrt aufgenommen hat.

Walachiſche Typen aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Fünf Stunden unterhalb Belgrad iſt Grozka, bekannt in der Geſchichte durch die blutige Niederlage, welche die Kaiſerlichen hier erlitten haben. Die Schönheit des Donauſtromes feſſelt fortwärend das Auge; das Gebiet des deutſch-banater Grenzregiments mit den Tſchardaken der Grenzer erblicken wir links. Die Tſchardaken ſind hölzerne Wachthäuſer, welche in gewiſſen, bald größeren, bald geringeren Entfernungen von einander in der Art aufgeſtellt ſind, daß der Poſten eines jeden Wachthauſes ſeine beiden nächſten Nachbaren hören und beobachten und daher im Nothfalle auch unterſtützen kann. Da die Tſchardake auf hohen Eichenpfählen ruht, gelangt man mittelſt einer Leiter in dieſelbe, welche der wachthabende Grenzer zu ſeiner Sicherheit hinaufzieht. Die Grenzwache läßt keinen Menſchen aus den türkiſchen Provinzen an den Punkten herüber, wo keine Kontumazanſtalt beſteht. Die Dauer des Aufenthaltes in der Kontumazanſtalt wird je nach der Gefährlichkeit auf längere oder kürzere Zeit bemeſſen. Bekanntlich ſind dieſe Vorſichtsmaßregeln wegen der Peſt getroffen worden. In Pantſchowa, welches der Hauptort des deutſch-banater Regiments iſt, befindet ſich eine ſolche Kontumazanſtalt.

Sehr deutlich iſt auf der ſchnellen Fahrt wahrzunehmen, wie die Kultur allmälig zurücktritt, und wie die Donauufer immer vernachläſſigter und wilder werden. Noch immer ragt rechts der ſerbiſche Avala empor, während links die große, ſandige Ebene von Weißkirchen ſich zeigt, mit dem ſteilen banater Gebirge im Hintergrunde.

Nach einer Strombiegung überraſchen uns die Mauern und Thürme der Feſtung Semendria (Smederewo). Die Feſte beſteht aus 21 hohen, eckigen Thürmen, welche durch niedrige Mauern mit einander in Geſtalt eines Dreiecks verbunden ſind. Der eigenthümliche, impoſante Bau der Feſtung, ſowie die reizende Lage derſelben in einem von Bergen gebildeten Amphitheater machen dieſen Ort zu einem der anziehendſten Donauanſichten.

Während ſich bisher das Dampfſchiff meiſt in der Nähe des an intereſſanten Abwechſelungen reichen rechten Donauufers hielt, nahm nun das Schiff, welches von Baja bis Semlin zwei Drittel ſeiner Paſſagiere verloren hatte, die Richtung ſeiner Fahrt der ungariſchen Militärgrenze entlang, wo wir die Tſchardaken und die Wachtpoſten in ihrer bäuerlichen Tracht ſehen und auch ihr Rufen hören konnten. In der weiten banatiſchen Niederung, die einſt ein großer Binnenſee geweſen iſt, erblicken wir ſonſt keine beachtenswerthen Gegenſtände, und es ſind in der Nähe des Stromes nur hie und da ärmliche Dörfer. Höchſt intereſſant aber iſt in öſtlicher Entfernung der ſchon wahrnehmbare Einſchnitt, welchen der Durchbruch der Donau durch das banater und ſerbiſche Gebirge bildet. Früher mündete die Donau in den erwähnten Binnenſee, und es gehörten Jahrtauſende dazu, bis der überfluthende See endlich in allmäligem Ringen den ungeheuren Durchbruch in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung gebildet hat.

Bei Uj-Palanka wird die Gegend auch auf der ungariſchen Seite gebirgig, doch iſt der Charakter der Ufer noch ſanft; nur in der Ferne zeigen ſich die ſiebenbürger Karpathen. Dem Fort Palanka gegenüber liegt das verfallene Fort Rama mit dem ſerbiſchen Städtchen gleiches Namens. Beide auf ſchroffen Vorbergen liegende Forts werden als die Thorwächter des berühmten und höchſt intereſſanten Engpaſſes bezeichnet, durch welchen ſich die Donau mit ihren Katarakten, Felſenriffen, Wirbeln und Brandungen, und den wunderbaren Steingebilden, welchen die Phantaſie der Menſchen auch phantaſtiſche Namen gegeben hat, faſt bis zu den Trümmern der trajaniſchen Brücke durcharbeiten muß. Allein nicht nur natürliche, ſondern auch politiſche Hinderniſſe hat dieſer gewaltige Strom, der dem deutſchen Handelseinfluß unterworfen, Vermittler des Handels und Träger der Civiliſation ſein ſoll, zu überwinden, ſo daß die Donau noch lange nicht zu jener Bedeutung gelangt iſt, zu welcher dieſelbe als Pulsader für dieſe ſüdöſtlichen von Felswänden durchzogenen Länder Europa's berufen iſt. Was die natürlichen Hinderniſſe des noch unlängſt beſonders ſtromaufwärts gefährlichen eiſernen Thores anlangt, ſo kann ſeit den großen Felſenſprengungen, welche von öſterreichiſchen Ingenieuren bei niedrigem Waſſerſtande der Jahre 1847, 1848 und ſpäter vollführt worden ſind, daſſelbe bei günſtigem Waſſerſtande von den Dampfſchiffen ohne Gefahr paſſirt werden. Vor dieſen Sprengungen wurde die Donau nur bis Drenkowa mit Dampfſchiffen befahren, wo dann umgeladen und die Fahrt auf ungariſchen Ruderſchiffen mit meiſt kräftigen dalmatiſchen Fährleuten bis Gladowa fortgeſetzt werden mußte. Bei ganz niedrigem Waſſerſtande kann aber dieſe Donauenge, die auch unter dem Namen Kliſſura bekannt iſt, wegen der emporſtehenden Felſenriffe auch jetzt noch nicht von Dampfſchiffen paſſirt werden. Auch die politiſchen Hinderniſſe hat die Donau zum Theil überwunden, denn nachdem die Reinigungsarbeiten der Sulina-Mündung unter Leitung des engliſchen Ingenieurs Hartley vollendet worden ſind, iſt der St. Georgskanal (Kedrileh Bogaſi) von demſelben Ingenieur in Angriff genommen worden, und es werden zur erwünſchten Abkürzung des Kanallaufes Durchſtiche gemacht. Die Koſten der Inſtandſetzung des St. Georgskanals werden auf 10 Millionen Piaſter berechnet. Aus dem Schwarzen Meere laufen auch zahlreiche Seeſchiffe durch die Sulina-Mündung ein, kommen aber ſelten über Ruſtſchuk hinauf. Da dieſe Schiffe mit Segeln fahren, müſſen ſie natürlich bei widrigem Winde pauſiren, während die ungariſchen Donauſchiffe ſtromaufwärts von Menſchen oder Pferden gezogen werden.

Von Uj-Palanka bis Orſowa geht eine vortreffliche Straße, deren kühner Bau mit den höchſt ſchwierigen Felſenſprengungen am ſchroffen Ufer und mit den zahlreichen über Felſenriffe und Klüfte führenden Brücken große Koſten und Arbeitskräfte erforderte. Dem hochſinnigen Patrioten Stephan Széchényi, der auch die erſten Sprengungen am eiſernen Thore begonnen hat, iſt auch dieſes Kunſtwerk zu verdanken, welches jenen Schöpfungen angereiht werden kann, die wir in Oeſterreich am Semmering, am Franzenskanal, an der peſther Kettenbrücke ꝛc. bewundern. Bei außerordentlichen Ereigniſſen, nämlich bei ſehr niedrigem Waſſerſtande, bei Eisſtopfungen und wenn im Winter die Donau wochenlang zugefroren iſt, wird nun der Verkehr und der Waarentransport auf der Are durch dieſe Kunſtſtraße vermittelt. —

Getroſt und guten Muthes fuhren wir mit unſerm Dampfer in das großartige Felſenthor, welches eigentlich erſt bei Golumbatſch beginnt, ein. Die Thatſache, daß in der Kliſſura ſchon ſeit längerer Zeit keine derartigen Unglücksfälle vorgekommen ſind, welche der Gefährlichkeit dieſer, vor den erfolgten Sprengungen ſo gefährdeten Waſſerſtraße hätten zugeſchrieben werden müſſen, hatte ſelbſt unſeren wenigen Damen Muth eingeflößt, obgleich die Schilderungen einiger ältlichen, walachiſchen Bojaren, welche die Fahrt wohl ſchon zwanzigmal und auch in den verhängnißvollen dreißiger Jahren gemacht hatten, eher niederſchlagend, als erhebend waren. Doch auch dieſe Reden verſtummten bald, denn die Großartigkeit der Gegend, welche Staunen und Bewunderung erregte, bildete den einzigen Gegenſtand des begeiſterten Geſprächs. Die golumbatſcher Ruinen, aus neun durch Mauern mit einander verbundenen Thürmen beſtehend, gehören zu den ſchönſten Donauanſichten

Digitized by Google

und gewähren ſelbſt in dieſer erhabenen Landſchaft einen impoſanten Anblick. Noch iſt die Donau ziemlich breit und ſchwimmt ruhig und majeſtätiſch zwiſchen den ſteil ſich erhebenden Felswänden dahin. Mitten im Waſſerſpiegel erhebt ſich jetzt ein zackiger Felskegel, den ominöſen Namen „das böſe Weib“, „Babagaj“, aber auch den minder erſchreckenden „Zuckerhut“ führend.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Golumbatſch ſind die berüchtigten Mückenhöhlen, vom Waſſer der Donau ausgeſpülte Felslöcher, in welchen die golumbatſcher Mücken oder Fliegen entſtehen und ſich im Hochſommer oft in großen Schwärmen in der Umgegend und bis Mehadia hin verbreiten, einzelne Rinder befallen und tödten. Menſchenleer iſt dieſe ungeheure, von Schluchten und wilden Thälern durchbrochene Klnft, nur von öſterreichiſchen Wachtpoſten bewohnt. Tſchardaken gibt es hier nicht und die Mannſchaften kampiren in Höhlen und Hütten, welche entweder am Ufer, oder wo dies nicht zuläſſig, am Rande des Felſens angebracht ſind, und führen in dieſer kalten und ſteriten Gegend ein armſeliges Leben. Wohl entzückt mich noch heute die Erinnerung an jene Wunder der Allmacht; aber das Verlangen, in jenen Schluchten für immer zu leben, trage ich nicht! — Dann und wann erblickt man wohl auch Fiſcherhütten an den Stellen, wo die Felſen zugängtich ſind. Der Hauſenfang, der auf der untern Donau bis Földwar hinauf betrieben wird, ſoll auch hier ergiebig ſein. Bekanntlich kommen dieſe Fiſche aus dem Schwarzen Meere. Zwiſchen Paſſau und Orſowa hat ein Ichthyolog 77 Fiſcharten gezählt.

Kaum hat man den einſt ſehr gefährlichen Katarakt „Izlas“ paſſirt, ſo hört man auch bald das Rauſchen der mit dem Felſenriff kämpfenden Fluthen der Donau. Unſer Dampfſchiff paſſirte die linke Seite des Stromes, wo die Felſenſpitzen durch Sprengungen beſeitigt oder doch vermindert worden ſind. Dieſe Felſengruppe iſt unter dem türkiſchen Namen Tachtalia bekannt. Weißaufſchäumende Wellen bezeichnen die Stelle, wo die Stromſchnelle in Wirbeln und Brandungen mit Ungeſtüm ſich durch die querliegenden Klippen rauſchend durchwindet. Tiefergreifend iſt das Schauſpiel, welches hier der Kampf und die Wuth des Elements gewährt. Und dieſe Klippen, über die jetzt der Strom ſchäumend dahin rauſcht, oder jene hervorragenden Felſenſpitzen, an welchen ſich die wildtoſenden Wogen brechen, waren ſie nicht vor Jahrtauſenden rieſige Bergkoloſſe, die nur allmälig der niemals ruhende Binnenſee durchſpülte, und in abermal Jahrtauſenden wird auch von dieſen Klippen kein Steinchen übrig und der Lauf des ſiegreichen Stromes frei ſein!

Hier iſt die Stromſtrecke wohl am engſten, und obwohl in dieſer Enge die Donau das Waſſer der 100 Flüſſe und unzähligen Bäche ihres mächtigen Gebietes vereint hat, ſo iſt doch der Waſſerſtand derſelben manchmal in den heißen Sommermonaten ſo niedrig, daß auch an den Stellen, wo die Sprengungen erfolgt ſind, die Klippen ſo ſehr emporragen, daß die Dampfſchiffe ohne Gefahr nicht fahren können, die Beförderung der Waaren auf trocknem Wege und die Fahrt auf dem Waſſer nur mit Kähnen erfolgen kann. Allerdings iſt dann auch das Strömen und Stürzen des Waſſers ein viel geringeres.

Auf einer zwiſchen der Donau und der ſerbiſchen Felswand liegenden Ebene iſt ein alter Friedhof, wo noch die Steine und Kreuze zu ſehen ſind, welche die Ruheſtätte der einſt hier Verunglückten bezeichnen. Das letzte große Unglück ereignete ſich am 14. Mai des Jahres 1839, wo der größte Theil der aus Konſtantinopel kommenden Dampfſchifffreiſenden hier in den tobenden Wellen ihren Tod fanden. Sie hatten bei Gladowa ihr Dampfſchiff verlaſſen und machten die Fahrt auf einem großen Kahne, welcher, an einer Klippe anſtoßend, mit ſeiner Laſt umſchlug. Unter den 20 Verunglückten befand ſich der öſterreichiſche Conſul aus Saloniki, deſſen Tod in ſeinem Heimathlande Oeſterreich ſo große Senſation erregte. Dieſer Unglücksfall hatte zur Folge, daß die öſterreichiſche Regierung das Projekt der Sprengungen wieder aufnahm und ſpäter bei begünſtigendem Waſſerſtande auch zur Ausführung brachte.

Unterhalb dieſes obern eiſernen Thores gelangt man in eine weniger wilde Gegend, wo der Strom ruhiger, aber ziemlich ſchnell dahin fließt. Natürlich hat hier die Donau das größte Gefälle zwiſchen Preßburg und ihrer Mündung, was aber im Vergleich zum Gefälle anderer Ströme doch nicht bedeutend iſt, da auf der untern Donau durchſchnittlich nur zwei Fuß auf die Meile kommen. Die größte Tiefe aber erreicht die Donau etwa eine halbe Meile unterhalb Tachtalia, wo ſie abermals in eine Felsenge eintritt und eine Tiefe von 150 Fuß haben ſoll. Die Breite, welche bei Semlin 3000 Fuß beträgt, ſoll ſich hier nur auf 400 Fuß belaufen, und der zwiſchen hohen Felſen eingeengte Strom ſcheint auch wirklich nicht breiter zu ſein. Auch durch dieſes eiſerne Thor ſchießt der Strom beſonders bei hohem Waſſerſtande mit reißender Gewalt. Die Benennung eiſernes Thor iſt von dem türkiſchen Demir-Kapi übertragen, und man bezeichnet in dieſen Gegenden nicht allein die Stromengen, ſondern auch ſchmale Gebirgspäſſe mit dieſem Namen. Daher gibt es in der Türkei viele Demir-Kapi und auch die Ungarn kennen einige Vas-Kapu. — Sobald das Schiff das eiſerne Thor zurück ließ, wurde die Donau allmälig breiter, und in dieſer Stromweitung erblickt man die Inſel Poretſch mit dem Städtchen gleiches Namens in reizender Lage, denn nur in geringer Entfernung umſchließen dieſe Inſel amphitheatraliſch die hohen ſerbiſchen Berge. Seeartig wird nun die im Hintergrunde von Bergen geſchloſſene Stromweitung. Unterhalb dieſer Inſel mündet die Poretſch in die Donau, und an der rechten Seite des Ausfluſſes liegen die Trümmer der alten Burg Poretſch.

Doch nicht ſehr lange dauerte die Stromweitung, denn ſchon nach kurzer Fahrt erblicken wir abermals ein von ſenkrecht aufſteigenden Felſen gebildetes Thor in einer eben ſo maleriſchen, als großartigen Gegend. Wir fahren in den engen „Keſſel“ ein, der von den Türken „Kaſan“ genannt wird und ſich ungemein in die Länge zieht. Auch in dieſer Enge hat die Donau eine ſehr bedeutende Tiefe, die aber ſehr abweichend angegeben wird. Auch bei niedrigem Waſſerſtande ragen hier nur wenige Felsſpitzen aus dem Waſſer hervor, und die bei hohem Waſſerſtande verborgenen Klippen ſind den Schiffern, Fährleuten und Lootſen ſehr wohl bekannt. —

Wir traten aus dem „Kaſan“ in ein breites, von allen Seiten ziemlich offenes Thal ein, welches uns im Abendſonnenglanze ſo entzückte, daß ein Ungar zu dem Ausrufe: „O möchte doch Orſowa noch hundert Meilen entfernt liegen,“ hingeriſſen wurde. Allein wir landeten ſehr bald in Alt-Orſowa (Orſchowa) und ſagten den Weiterreiſenden für immer Lebewohl. —

Wir haben ſchon oben auf die Bedeutung der durch die Felſen gehauenen neuen Kunſtſtraße, welche Orſowa der Kliſſura entlang mit dem offenen Banate verbindet, hingewieſen; es darf daher auch nicht unerwähnt bleiben, daß auf dem rechten Donauufer auch ſchon die Römer unter den ſchwierigſten Verhältniſſen und ohne Benutzung der heute von uns gekannten Kräfte durch und über die Felſen eine Straße gebaut haben, deren Spuren an vielen Stellen auch heute noch ſichtbar ſind. Eine Inſchrift, welche unweit Orſowa,

Digitized by Google

Ogradina gegenüber, in einen Felsen eingemeißelt die Felsenarbeit der römischen Legionen verewigte, ist mit Ausnahme des untern unleserlich gewordenen Theiles noch ziemlich erhalten. Es ist aber in neuester Zeit auf höhere Veranlassung von österreichischen Ingenieuren mit großer Sorgfalt und Genauigkeit diese Inschrift abermals aufgenommen worden, und es hat sich hierbei der für die Wissenschaft glückliche Umstand herausgestellt, daß einzelne bisher nicht gekannte Buchstaben der untern Seite zum Vorschein kamen, andere Buchstaben aber mit den bisher aus Büchern gekannten nicht genau übereinstimmten. Gestützt auf diese Anhaltspunkte hat Herr von Arneth in Wien auch das Fehlende der Inschrift ergänzt. Die bisher bekannte Inschrift lautete:

IMP. CAESAR. DIVI. NERVAE. F.
NERVA TRAIANUS. AUG. GERM.
PONTIF. MAXIMUS. I. P.
PATER. PATRIAE. COS. P. P.
MONTI. D . . . . . BU
S . . . . ATI

Die beiden letzten Wörter hat v. Arneth ergänzt und eine neue Reihe hinzugefügt, wie folgt:

MONTI. ANFRACTIBUS
SUPERATIS VIAM
PATEFECIT.

Da wir leider diese Wörter nur aus dem Gedächtnisse wiedergeben, sind uns etwaige andere Verbesserungen v. Arneths nicht mehr erinnerlich.

Wie in allen slavonischen und ungarischen Städten an der türkischen Grenze ist auch in Orsowa eine Skela, das heißt ein Marktplatz, wo von den Oesterreichern Kauf- und Handelsgeschäfte mit den benachbarten Türken (so werden hier auch die Serben und Walachen genannt) abgeschlossen werden können, ohne daß Erstere nöthig haben, sich der zeit- und geldraubenden Controlle zu unterwerfen. Es ist nämlich dieser Markt der Länge nach durch zwei Geländer dergestalt in zwei Theile getheilt, daß sich die Geschäftsleute, welche an den beiderseitigen Geländern einander gegenüber stehen, zwar gegenseitig besprechen, aber keineswegs sich berühren oder mit dem Kunstausdrucke: „sich vermischen" können. Zur größern Vorsicht ist der Standort der Türken ganz vergittert, und es haben Schildwachen und Reinigungsdiener ausschließlich darauf zu achten, daß keine Berührung stattfindet. Ein solcher umzäunter Marktplatz, in welchem gewöhnlich ein großer Holzschuppen steht, in welchem die Beamten fungiren, wird auch Rastell genannt. Das Wort Skela ist aus dem türkischen Eskeles entlehnt und bedeutet einen großen Kahn, wie solcher zu Stromüberfuhren gebraucht wird und im weitern Sinne die Ueberfuhre selbst. Da nun bei jedem Rastelle auch Ueberfuhren sind, so wird das Ganze auch mit dem Namen Skela bezeichnet. Die Deutschen in Ungarn nennen ein solches Fahrzeug eine Zille, was nichts anderes als eine Skela ist.

Da am folgenden Morgen Skela- oder Markttag war, verfügte ich mich zum Rastell, nicht etwa, um die schon oft gesehenen Manipulationen der Rastellbeamten mit Geld und Waaren zu sehen, als vielmehr das interessante Treiben der Völker zu beobachten und einige ethnographische Studien zu machen. Der Markt bot mir hierzu reichliche Gelegenheit, denn während auf der türkischen Seite Serben, Rumänen aus dem Fürstenthume, Türken, Zinzaren, Griechen, Juden und Zigeuner in ihren mannigfaltigen, meist malerischen Trachten sich zeigten und eine sehr lärmende Conversation unterhielten, waren auf unserer Seite walachische Landleute beiderlei Geschlechts nicht nur aus der banater Militärgrenze, wo wir uns befanden, sondern auch aus dem sogenannten Provinzial- oder temeser Banat in zahlreichen Individuen vertreten. Was die Typen dieser walachischen Landleute anbelangt, so bestätigt sich auch hier der Ausspruch, welchen der geistreiche Maler Daniel Leßmann über die Russen gefällt hat und der fast überall bei den halbkultivirten orientalischen Völkern seine Anwendung findet: „Sie haben alle gleiche Gesichtszüge, und es gleicht Einer dem Andern." Der geistige Ausdruck des Gesichts fehlt hier, denn die Verschiedenartigkeit der geistigen Thätigkeit, welche bei civilisirten Völkern die Mannigfaltigkeit der Typen bedingt, ist hier nicht vorhanden. Einförmig, wie die Thätigkeit der Seele dieser Menschen ist, spiegelt sich dieselbe auch in den Gesichtszügen ab. Der edle Gesichtstypus der Römer ist bei den Walachen, die sich stolz Rumäni und Nachkommen der großen Römer nennen, nicht mehr vorhanden, denn sie haben sich mit Daken, Geten und Sarmaten vermischt. Einst ein Kulturvolk in diesen Gegenden, aber meist nur sporadisch unter barbarischen Völkern vertheilt, haben die Rumänen im Verkehr und gemeinsamen Zusammenleben auch die Sprache dieser Völker erlernt und im Verlaufe der Zeit fremde Elemente in ihre römische Sprache aufgenommen. Hat doch Ovidius selbst im Exil die Sprachen der damaligen Donauvölker sich angeeignet, denn er sagt:

„Iam didici getico sarmaticoque loqui."

Und doch war er sonst auf diese Völker nicht gut zu sprechen, wie dies sein Ausspruch: „Nulla est truculentior gens Getis" hinlänglich beweist. Als im sechsten Jahrhundert die Gepiden die römischen Legionen zurückschlugen und die festen Plätze zerstörten, verbreiteten sich die römischen Colonisten, welche bisher meist nur die Städte bewohnten, nach allen Gegenden hin und schlugen ihre Wohnsitze auf. Ihre Sprache, obgleich zur lateinischen Pöbelsprache herabgesunken, war immerhin noch die Sprache der Bildung und behauptete sich als solche siegreich gegen die barbarischen Anwandlungen. Die Avaren, Magyaren und Slaven kamen, und von der römischen Herrlichkeit ist ein entartetes Volk zurückgeblieben, welches bis zur Gegenwart nur wenige historische Lichtblicke gezählt hat.

Das Gebiet, welches die heutigen Walachen oder, wie sie sich selbst nennen, die Rumänen, wenn auch nicht ausschließlich, bewohnen, erstreckt sich weit über die Walachei und Moldau hinaus und ist demnach ein sehr bedeutendes. Ein großer Theil von Siebenbürgen, des Banats, sowie der nordöstliche Theil von Ungarn sind von Walachen bewohnt. Die Bukowina und Bessarabien sind walachische Provinzen, und so groß ist die Achtung vor der Abstammung ihrer weichen und melodischen Sprache, daß dieselbe weithin auch von benachbarten Völkern gern gesprochen wird. In Macedonien, Bulgarien, Thracien und Albanien findet man walachische Ansiedlungen. Es zerfällt aber die walachische Sprache in zwei Theile, nämlich in die daco-walachische oder rumänische, und in die macedo-walachische oder zinzarische, von welcher letztern Bojadschi in neugriechischer und deutscher Sprache die erste Sprachlehre (1814) herausgegeben hat. An rumänischen Grammatiken ist kein Mangel.

Orschowa ist eine blühende Stadt, in herrlicher, großartiger Umgebung. An einem mächtigen Strome gelegen und Stapelort des Handels zwischen zwei Kaiserreichen, hat es aber keineswegs jene Bedeutung, welche es haben müßte, wenn die benachbarten Völker in ihren Ansprüchen an das Leben nicht so sehr genügsam wären, daß sie außer den Bedürfnissen, welche sie selbst erzeugen oder verfertigen, fast gar keine anderen haben. Man braucht nur ein walachisches Fuhrwerk mit Gespann zusehen, und man hat einen Begriff von dem Kulturzustande dieses Volkes. Und doch ist der Walache der banatischen Militärgrenze gegen seine römischen Stamm-

Digitized by Google

genossen in den Fürstenthümern und in Bessarabien weit voraus, so wie denn auch Orsowa mit deutschen Civil- und Militärbeamten und den hier zahlreich angesiedelten deutschen Handwerkern in diesem großen Gebirgswinkel als der äußerste Vorsprung germanischer Civilisation zu betrachten ist.

Unweit Alt-Orsowa liegt auf einer Donauinsel die halbzerstörte türkische Festung Neu-Orsowa, deren Besuch aber nur in Begleitung von Contumaz- und Reinigungsdienern gestattet ist. Etwa zwei Meilen unterhalb Orsowa ist die letzte Stromenge ebenfalls eisernes Thor, Demir-Kapi, Tachtalia ꝛc. genannt. Die Gefährlichkeit dieses Felsenriffs haben die Sprengungen der Oesterreicher ebenfalls vermindert, und die Schiffe passiren diese Bergschlucht ohne Gefahr. Weiter unterhalb, Cjernes gegenüber (wo sich eine römische Colonie befand), sind die Trümmer der berühmten Trajansbrücke, deren Besichtigung leider außer dem Zwecke unserer Reise lag. Diese Brücke passirten die aus Moesia kommenden römischen Legionen, um durch das Tschernathal in das Herz von Dacien einzudringen und den kühnen Decebalus zu besiegen, welcher nach seiner Niederlage den freiwilligen Tod der Gefangenschaft vorzog.

Bei Orsowa verließ ich die hier so wundervolle Donau, um durch das merkwürdige Tschernathal Mehadia zu erreichen und später meine Rückreise über Temesvar anzutreten. Entzückt von der Erhabenheit der Gegend, die vor allen anderen Bergen der unweit der Tscherna-Mündung hochaufsteigende Alion beherrscht, legte ich meinen Weg meist auf Nebenpfaden der vortrefflichen Chaussee bis Schupanek (sprich Joupanek, französisch) zu Fuße zurück. Es war ein herrlicher Oktobermorgen, auf den aber ein sehr heißer Tag folgte. Das wildzerklüftete Kalkgebirge „die Klissura“ links lassend, setzte ich meinen Weg durch das Thal der Tscherna aufwärts fort. Die Tscherna entspringt am Berge Mororul und mit den Flüßchen Krajowa und Bellareka sich vereinend erreicht sie oft sehr bedeutende Anschwellungen. Links lag das Dorf Kriwiza, mit malerischer Aussicht in das Thal. Die Ordnung, welche überall in der österreichischen Militärgrenze herrscht, machte auf mich auch in Schupanek einen sehr wohlthuenden Eindruck, war auch im Gasthause nicht zu verkennen, und es muß die Einrichtung der Grenze von sehr wohlthätigem Einflusse auf diese Völker sein, wie wir ja auch schon oben angedeutet haben.

Etwa in der Mitte des Weges zwischen Orsowa und Mehadia und unweit des am linken Tschernaufer liegenden Dorfes Korabneck sind die schönen Trümmer einer großartig angelegten Wasserleitung, welche von Einigen fälschlich den Römern zugeschrieben wird, während dieser Bau erst im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts von den Türken begonnen wurde, um dem Laufe der Tscherna, welche hier die Grenze zwischen Ungarn und der Türkei bilden sollte, eine andere Richtung zu geben. Auf diese Weise wollten dieselben in den Besitz der Herkulesbäder gelangen, was aber der erfolgte Friedensschluß vereitelte, wie dies Grisellini in seiner Beschreibung des Banats behauptet. Es sind noch 11 Bogen dieses nie zur Vollendung gekommenen Aquaducts vorhanden, welche in abwechselnden großen Schichten von Feldsteinen und rothen Mauerziegeln bestehen. Wie unser Bild zeigt, sind diese Bogen an eine schroffe Felswand angelehnt und sollen eine Höhe von 30 Fuß haben.

Immer höher und steiler werden die Felswände dieser ungeheuren Schlucht, und so öde und traurig auch die nackten, nur hie und da von Bäumen besetzten Felskolosse sind, so erquicken doch das Auge die Felder, Wiesen und Obstpflanzungen der walachischen Dörfer. Leider war die Obstzeit längst vorüber, und ich konnte von dem pomologischen Zustande dieses warmen Thales keinen Begriff bekommen; doch war das Spätobst, welches ich in Orsowa und Mehadia sah, sehr schön. Je mehr man sich Mehadia nähert, desto mehr nehmen die Kulturzustände zu, welche auch von zwei schönen Kettenbrücken angedeutet werden.

Zwischen steilen, senkrecht gespaltenen Bergen und südöstlich von dem Orte Mehadia liegt die Colonie der Herkulesbäder. Es sind hier einige hübsche Gebäude und Anlagen, welche das Grausig-pittoreske dieser in ihrer Art einzigen Gegend in anmuthiger Weise mildern. Diese berühmten Quellen sind wahrscheinlich schon den Daken bekannt gewesen, aber die Römer, welche diese Gegend zu Anfang des zweiten Jahrhunderts colonisirten, weihten dieselben dem Herculs und errichteten ihm hier Tempel und Altäre. Sieben Statuen des Herkules hat man hier gefunden, mehrere Votivtafeln, viele Münzen, Ueberreste von Bauten und Alterthümer aller Art, was Alles von dem Ruhm, Werthe und dem Ansehen zeugt, in welchem diese Bäder bei den Römern standen. Aber auch ihre Nachfolger wissen sie sehr zu schätzen, wenn auch die heutigen Rumänen weit davon entfernt sind, die heilspendenden Quellen mit plastischen Kunstgebilden schmücken zu können. Obgleich die Badesaison vorüber war, traf ich hier doch noch mehrere walachische Badegäste an, welche von der Herrlichkeit Mehadia's entzückt waren und mir die Belebung desselben während der Saison mit solch lebendigen Farben schilderten, daß ich dem Geschicke grollte, weil es mich zur Abwickelung meiner Angelegenheit nicht früher in jene Gegend rief. Allein, ich hatte des Schönen und Erhabenen auf dieser mir unvergeßlichen Reise so Vieles gesehen, daß ich auf das hiesige sehr bunte Badeleben wohl Verzicht leisten konnte, zumal ich die hier Heil oder Vergnügen suchenden Völker zum guten Theile anderweitig kennen gelernt habe. Daß die Thier- und Pflanzenwelt in der Umgegend von Mehadia höchst interessant und für Naturforscher anlockend ist, habe ich schon angedeutet, und ich habe in dieser Beziehung hier Vieles gesehen, was meinem Ausfluge auch wissenschaftlichen Reiz verliehen hat. Ob die ägyptische Lotusblume, welche in den warmen Quellen vorkommt, von den Römern hieher verpflanzt worden sei, wäre nicht uninteressant zu wissen; jedenfalls paßte dieselbe zu den Tempeln, Statuen und zu dem Blätterschmuck der Säulenkapitäler dieses großen Volkes sehr gut.

Das Bade- und Gasthauswesen ist in Mehadia nach deutschem Fuße eingerichtet, die Bevölkerung aber ist überall rein walachisch, und ich komme auf dieses Volk hier nochmals zurück, indem ich dem Leser dessen Tracht schildere. Die Hauptkleidungsstücke der walachischen Frauen und Mädchen sind wenigstens in der wärmern Jahreszeit die Pregatschen, eine Art Vorder- und Hinterschürzen aus Wollenzeug, mit breiter Einfassung und farbigen Mustern künstlich durchwebt. Auch ihre Hemden sind verschieden façonirt und künstlich durchlöchert, wie dies auch bei den serbischen und schekazischen Frauen zu sehen ist. Den Spinnrocken (Furca) haben die walachischen Frauen gewöhnlich an der Seite und sie spinnen auch, wenn sie von einem Dorfe in das andere gehen, wie dies auch die slavonischen Frauen thun. Die walachischen Männer unterscheiden sich von den Ungarn und banater Serben in ihrer Tracht, besonders durch den breiten lederuen Gürtel, den erstere nicht tragen. Zur Charakterisirung der Walachen diene schließlich die Thatsache, daß alle Völker Ungarns mit Stolz auf diese Nachkommen der Römer herabblicken, und daß sie mit Ausnahme etwa der Ruthenen an Intelligenz und Kultur von allen anderen Völkern übertroffen werden und die ärmlichste Lebensweise führen.

Aus Paul Marcoy's Reiſen im Innern von Peru.

I.

Die Region des Collao. — Bergbau. — Die Puna von Nalli. — Die Arachecteas. — Pucara und ſeine Jahresmeſſe. — Sicuani und der See Quellhuacocha. — San Pablo und San Pedro de Cacha. — Yahnar Pampa, die blutige Ebene. — Die ſogenannten Ruinen von Tinta; ein Tempel des Viracocha. — Combayata und Tungaſuca; zwei wunderthätige Crucifixe. — Wie man die Chicha bereitet. — Die alten Canas- und Canchis-Indianer, die Grauſamkeit der Spanier. — Acopia; ſchlechte Torten, eine Hexe und ein entſetzliches Nachtlager. — Das Dorf Andajes und die Quebrada de Cuzco.

Kein anderer Europäer hat das in hohem Grade merkwürdige Land **Peru** nach allen Richtungen hin in ſo gründlicher Weiſe kennen gelernt, wie gerade Marcoy. Seine Streifzüge umfaſſen einen Zeitraum von nicht weniger als 12 Jahren, 1848 bis 1860, und während derſelben kam er mit allen Klaſſen und Schichten der buntſcheckigen Bevölkerung in die genaueſte Berührung. Er verkehrte mit den Creolen in den großen Städten, mit den zahmen Indianern in den Dörfern, mit den Miſchlingen, welche unendlich zahlreicher ſind als die Weißen, und mit den wilden Indianern an den Zuflüſſen des Amazonenſtroms. Kein anderer Reiſender gewährt uns einen ſo genauen und tiefen Einblick in das **Volksleben**, ſchildert ſo gut die Sitten, Anſichten, Meinungen und Vorurtheile der vielfarbigen Menſchenmenge, welche man unter der Geſammtbenennung **Peruaner** zuſammenfaßt. In ethnologiſcher Beziehung ſind Marcoy's Arbeiten von entſchiedenem Werth; aber auch den peruaniſchen Alterthümern hat er beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und die Naturwiſſenſchaft erhält durch ihn manche Bereicherung. Ueberall tritt jedoch der Menſch bei ihm in den Vordergrund.

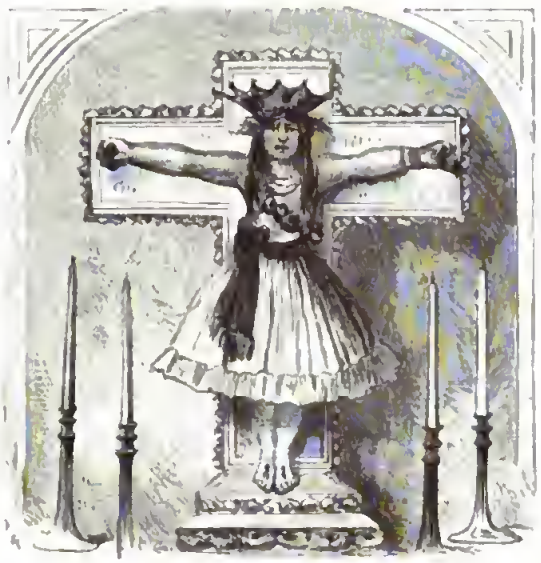
Wir haben ihn ſchon früher auf ſeiner Wanderung an der Küſte des Stillen Weltmeers, wo er in Islay landete, durch die Hochwüſte nach Arequipa begleitet, dann dieſe wichtige Handelsſtadt und die alte Inkaſtadt Cuzco geſchildert (Globus III, 129; IV, 225; VI, 193), wollen ihm jetzt auf einigen ſeiner Streifzüge folgen und gleich ins Volle hineingreifen. Wir finden ihn unterwegs zwiſchen Arequipa und Cuzco, wo er in der kleinen Stadt **Lampa**, nördlich von Arequipa, zwiſchen dem 16. und 15. Grade ſüdlicher Breite eine Weile geraſtet hat und dann weiter nach Acopia aufbricht.

Tempel des Viracocha. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Die Provinz Lampa nimmt einen Theil der kalten Plateaugegend ein, welche man als die **Region des Collao** bezeichnet, und hat einen Flächeninhalt von mehr als 600 deutſchen Geviertmeilen. **Aber nirgends wächſt ein Baum oder auch nur ein Strauch** auf den Hügeln oder in den Thälern und Schluchten, in welchen Gießbäche ſtrömen, die in den Titicaca-See münden. Auf dieſem weiten Raume ſind 43 Dörfer, oder richtiger geſagt, armſelige Weiler, und 108 **Pascanas**, d. h. Schäfereien zerſtreut. Die Provinz hat 57,000 Einwohner und 400,000 Schafe, welche auf den gleichfalls baumloſen Ebenen hinlängliche Weide finden. Auf dieſen Einöden wächſt Moos und Jaravagras, und kleine Seen von ſtunden- oder meilenweitem Umfange ſind hier, wie überhaupt in den Provinzen des Collao, ſehr häufig. Schafe, Rindvieh und Alpacas gedeihen vortrefflich, ohne daß die Menſchen ſich viel um ſie bekümmern. Dieſe bereiten Butter, die in Blaſen aufbewahrt wird, Käſe in Geſtalt von Schleifſteinen, **Seſſina**, d. h. geräuchertes Schöpſenfleiſch; Fleiſch von Ochſen und Llamas, das ſie in lange Streifen ſchneiden und trocknen (Charqui),

und gefrorne Kartoffeln (Chuño, wovon es dreierlei Arten gibt). Das sind ihre Handelsartikel; dazu kommt dann noch Schaf- und Atpacawolle, welche alljährlich von einigen Kaufleuten aus Arequipa abgeholt wird.

In früheren Zeiten war der Bergbau von Erheblichkeit, aber nun sind viele Gruben längst erseffen, andere geben kaum noch den vierten Theil des frühern Ertrages. Es fehlt sowohl an Kapital wie an Arbeitskräften. Uebrigens finden die Indianer auch heute noch in den Gebirgsgegenden des Collao Fundstätten edler Metalle, kennen auch manche, die früher in Betrieb waren; sie hüten sich aber wohl, davon etwas verlauten zu lassen. Die Erinnerung an die früheren Qualen und Frohnden sind in ihnen noch lebendig.



Crucifix in der Kirche von Condapata. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

welcher eine wahre Todtenstille herrscht. Das Dorf Llalli besteht aus acht armseligen Hütten. Unterwegs begegnete dem Reisenden ein Postbote, ein Chasqui; er rannte spornstreichs vor einem magern Gaule her, den er am Halfter nach sich zog. Auf dem Rücken des Thieres lagen zwei lederne Koffer, welche die Postgüter enthielten. Marcoy's Maulthiertreiber ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Sie sprachen, nach Landesbrauch, von Schnee und Kälte, von den halsbrechenden Wegen in der Sierra und dem Mangel an Lebensmitteln; dann tauschten sie ein Princhen Coca mit einander aus, empfahlen sich Gott, und der Chasqui trabte zu Fuße weiter.

Unweit von dem armseligen Weiler Umachiri kam der Reisende an einer Apachectea vorüber, als

Dorf Condapata in Peru. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Von Lampa nach Pucara führt der Weg über die Puna von Llalli, eine moos- und grasbewachsene Einöde, auf eben einige indianische Llamahirten ihr Cocaprinchen aus dem Munde nahmen und als Dankopfer für Pachacamac gegen die

Steine warfen. Das Wort Apacheetea bedeutet in der Quechuasprache Ort der Ruhe, da wo man anhält, und die Indianer bezeichnen auch den Friedhof so. Irgend ein Chasqui, Maulthiertreiber oder Llamahirt, der an irgend einer Stelle Rast hält, wirft aus Dankbarkeit für Pachacamac, den Schöpfer des Weltalls, einige Steine an den Weg hin. Nach Tagen, Wochen oder Monaten kommen andere Indianer an dieselbe Stelle und werfen ihrerseits einige Steine auf den Haufen, der solchergestalt im Fortgange der Zeit zu einer acht bis zehn Fuß hohen Pyramide anwächst; man füllt die Lücken mit nasser Erde aus, und sie erhält dadurch Festigkeit. Nachdem das Werk vollendet ist, pflanzt irgend Jemand das Zeichen des Kreuzes oben auf, welches dann und wann von Vorüberziehenden mit

Maisklauen zur Chichabereitung. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Blumen aus der Steppe oder den Thälern geschmückt wird, zumeist weißen Lilien, Heliconien, Erithrynen und Amaryllis. Die Apacheeteas trifft man sehr häufig, sie gewähren aber einen widerwärtigen Anblick, weil sie über und über mit Cocaprimchen, welche der Indianer aus dem Munde nimmt und als Dankopfer an die Steine wirft, bekleidet sind.

Ohne Unfall oder Abenteuer gelangte Marcoy nach Puenara, das im Gebiete der alten Avaviris-Indianer liegt. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts führte der dritte Kaiser von Peru, Inca Lloque Yupanqui, einen Unterjochungskrieg gegen diese Avaviris, welche an ihrem, von den Vätern ererbten Kultus der Berge und Höhlen festhielten und der Sonnenverehrung widerstrebten. Aber der Inka bezwang sie und baute an der Südgrenze ihres Gebietes eine Festung aus Bodenschlamm, eine Puenara, und von diesem Pisóbau sind noch einige schwache Spuren übrig. Das heutige Puenara besteht aus etwa 100 armseligen Hütten, die aus bloßem Lehm oder aus Tapias, geknetelen Backsteinen, aufgeführt sind; das Dach besteht aus dem Streh, welches in der Cordillere wächst, und das die Indianer Ichu, die Spanier Jarava nennen.

Alljährlich im December wird in Puenara eine große Messe gehalten; sie ist, nebst jener von Vilque, eine der wichtigsten in Peru, und wird von vielen Leuten aus allen Landestheilen besucht. Die Handelsleute bringen zum Verkauf Maulthiere, ächte und falsche Bijouterie, Porzellan, Steingut, Glaswaaren, Tuche, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Messerschmiedewaaren und alle möglichen kurzen Waaren. Von Buden kann in einer so holzarmen Gegend keine Rede sein; man behilft sich mit Baumwollenzelten, die bunt genug aufgeputzt werden. Es fehlt nicht an Spielbuden, Taschenspielern und Luftspringern, welche die Bewunderung der Indianer aus der Sierra erregen, und Abends verwandelt sich jede Hütte in einen Tanzsaal. Dieser Markt dauert zwei Wochen, und während derselben hört man in der sonst so öden, todtenstillen Puna nichts als Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, und die dumpfen Töne der Pulutus, Ammonshörner, dann auch die melodischen Akkorde der Quenna und des Pinentte (zwei Arten von Flöten), und Geklimper auf der dreisaitigen Guitarre, Charange; diese besteht aus einem großen Kürbis und wird mit Saiten aus Katzendarm überspannt.

Von Puenara führte der Weg über Aguas Calientes, das

in der Nähe der Quelle des Huileomayo liegt; Marcoy zog dem rechten Ufer dieſes Fluſſes entlang und kam nach Sicuani, einer Stadt, die jetzt etwa 3000 Einwohner hat. In der Kirche hing einſt eine ſilberne Lampe, die viele tauſende von Piaſtern werth war. Ein Spanier, Joaquin Vilaſro, hatte dieſelbe der heiligen Jungfrau geſtiftet, weil er dadurch Verfolgungen von Seiten der Inquiſition und des Vicekönigs abzuwenden gedachte. Er war nämlich ſehr reich geworden; die ihm gehörende Silbergrube von Quimſachata, unweit von den Quellen des Apurimac, hatte ihm ungeheure Ausbeute gegeben, und das war ein Verbrechen! Während des Unabhängigkeitskrieges wurde die ſilberne Lampe in die Münze getragen und durch eine kupferne erſetzt.

Unweit von Sicuani, nach Oſten hin, liegt auf Bergen die Lagnna de Quellhua, oder beſſer Quellhuacocha, ein wunderbar herrlicher See von drei deutſchen Meilen Umfang, flüſſiger Sapphir von ſchneebedeckten Cordillerengipfeln überragt und mit Tataras, dem großblätterigen Schilfrohr, grün eingeſäumt. Dieſer Andes-See liegt ganz ruhig und durchſichtig da, und nie iſt ſein Waſſer von einem Nachen befahren worden.

Ein paar Meilen nördlich von Sicuani liegen die beiden armſeligen Weiler San Pablo und San Pedro de Cacha. Unweit des letztern ſtehen alle Ruinen, und in der Nähe erhebt ſich der jetzt erloſchene Vulkan la Riacha, oder beſſer Raechi. Unweit von demſelben, auf der Pahuar pampa, d. h. Blutebene, weil der Inca Huiracocha dort ſeinen laſterhaften Vater Pahuar Huacac beſiegte, liegen die weithin ſichtbaren Trümmer eines alten Gebäudes, die man gewöhnlich, aber ohne Grund, als die Ruinen von Tinta bezeichnet, wahrſcheinlich weil die Provinz Canchis früher mit der benachbarten Provinz Canas das ſpaniſche Corregimiento di Tinta bildete. Die Geſchichtſchreiber der Conquiſta behaupten, daß Viracocha, oder richtiger Huiracocha, in der Mitte des 14. Jahrhunderts hier einen Tempel gebaut habe, und knüpfen daran eine Sage. Jenem achten in der Reihe der Incas erſchien im Traume ein Greis mit langem Bart und fliegendem Gewand; er hatte einen bezauberten Drachen. Der Prinz hütete gerade damals die Heerde ſeines Vaters. Die Geſchichtſchreiber geben die Größe dieſes Tempels verſchieden an; nach Garcilaſo de la Vega war er etwa 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, das Innere war ohne Schmuck; dort lag ein großer würfelförmiger Stein von ſchwarzem Porphyr, und auf dieſem ſtand die Statue des Greiſes, welchen der Inca Viracocha im Traume geſehen hatte. Die Spanier, brutal wie immer, zertrümmerten Stein und Standbild, weil ſie Schätze darunter vermutheten. Von dem Tempel ſtehen heute nur noch die etwa 20 Fuß hohen Seitenmauern mit neun Thüröffnungen.

Ein Nachtlager in Acopia. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Von St. Peter und St. Paul gelangt man in höchſtens zwei Stunden nach Combapata, einem Dorfe von etwa 60 Feuerſtellen, das in keiner Geographie und auf keiner Karte verzeichnet iſt. Es hat aber eine recht nette, ſaubere Kirche und in dieſer ein Chriſtusbild, das ein Bildhauer aus Huamanga angefertigt hat. Dieſer Jeſus von Combapata ſteht auf dem Hauptaltar und iſt in hohem Anſehen, denn er wirkt viele Wunder, macht Blinde ſehend,

gibt Tauben das Gehör wieder und macht Stumme redend. Als im vorigen Jahrhundert die Jesuiten aus Peru vertrieben wurden, strömten blutige Thränen aus seinen gläsernen Augen, und dasselbe Wunder fand 1821 statt, als der spanische Vicekönig la Serna Peru zu verlassen gezwungen war. Aber auch das benachbarte Dorf Tungasuca hat ein wunderthätiges Christusbild, Unsern lieben Herrn d'Añaipampa. Dieser macht, daß die Frauen fruchtbar werden, heilt unheilbare Krankheiten und behütet das liebe Vieh vor der Klauenseuche; auch er vergießt zuweilen blutige Thränen. Nun ist unter den Pfarrkindern der beiden Sprengel schon seit alten Zeiten ein grimmiger Haß über die beiderseitigen Vorzüge ihrer Christusbilder entstanden, der ungeschwächt fortdauert. Die von Combapata äußern sich mit Nichtachtung über das Bild zu Tungasuca und umgekehrt, und bei Kirchenfesten, wobei es ohne Rausch nie abgeht, prügelt man sich zu Ehren des Herrn weidlich ab.

Eine Huarmipampayrunacuna. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Combapata ist noch berühmt wegen der Chicha, welche dort bereitet wird. Man weiß jetzt sehr genau, wie dieses Lieblingsbier bereitet wird, das hier an Klarheit und Blume dem spanischen Manzanilla-Claretweine ähnelt. Die Sache ist zwar nicht gerade delikat, wir können aber nicht umhin, sie zu erzählen. Ich bin, sagt Marcoy, oftmals vor einer Chicheria stehen geblieben. Dort saßen alte Männer und Frauen und kauten Guñapo, das heißt Mais, den man vorher hat keimen lassen. Dieses Verfahren schreibt sich von den alten Aymaras her und ist auch noch heute zu Cochabamba in Hochperu gebräuchlich. In Combapata konnte ich es in aller Muße beobachten. Alte Leute beiderlei Geschlechts sitzen um einen Haufen Mais herum, jeder nimmt eine Hand voll, steckt sie in den Mund, kaut so lange darauf herum, bis er hinlänglich zermalmt ist, speit ihn dann in seine Hand und legt ihn auf ein Stück Leder. Von dort wird er dann fortgenommen und in den Braukessel geworfen.

Torten-Verkäuferinnen in Arequipa. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Lange bevor die Incas in Peru erschienen waren, wohnten zu beiden Seiten des Huilcomayo zwei Indianervölker, die Canas im Norden, die Canchis im Süden und Osten. Sie haben zusammen nicht über 25,000 Köpfe gezählt und standen unter ihren eigenen Curacas oder Häuptlingen. Beide lebten in bitterer Feindschaft. Die Canas stammten aus der Sierra Nevada, aus der Gegend des Vulkans Raechi, aus dessen Eingeweiden sie hervorgegangen sein wollen, denn Cana bedeutet im Quechua Stätte des Brandes, Feuerheerd. Die Canchis hatten ihre alte Heimath in der Gegend von Arequipa, also in einer mildern Gegend; Cancha bedeutet eine eingehägte Stelle, Garten. Die Canas, ein finsteres, schweigsames und jähzorniges Volk, widerstanden vier Jahrhunderte lang den Incas und unterwarfen sich erst, als die Tochter ihres Häuptlings, Atun Cana, sich mit Huayna Capac vermählt hatte; die Canchis waren schon viel früher bezwungen worden.

Dann kamen die Spanier und bildeten, wie ſchon oben erwähnt, aus dem Gebiete der beiden Völker den Verwaltungsbezirk Tinta. Dieſe kräftigen Indianer wurden von den chriſtlichen Barbaren ganz unbarmherzig ausgebeutet. In jedem Jahr erſchienen ſpaniſche Beamte, um von Staats wegen je den zehnten Mann abzuholen. Die Ausgehobenen mußten ſich vor der Kirche verſammeln, um einer Meſſe beizuwohnen, für welche ſie den Geiſtlichen zu bezahlen hatten. Dieſer nahm ihnen, nach beendigtem Gottesdienſte, den Eid der Treue und des Gehorſams gegen den König von Spanien ab, beſprengte ſie mit Weihwaſſer, hieß ſie mit Gott gehen und wandte ihnen den Rücken. Dann trieb man ſie fort nach Caillloma, Carabaya oder Potoſi, wo ſie in den Silbergruben frohnden mußten. Sie arbeiteten dort in den Bocaminas und Socabeas, Schächten und Stollen. Bei ihnen, die an freie, friſche Luft gewöhnt waren, ſtellte ſich in Folge der Gasausſtrömungen bald eine Art Aſthma ein, das Chacco, welchem die meiſten ſchon vor Ablauf des erſten Jahres erlagen. Aber was that das? Der Menſchenzehnte wurde ja regelmäßig erhoben und lieferte immer neuen Nachſchub.

Das währte ſo volle zweihundert Jahre lang. Dann legte die ſpaniſche Regierung den Bewohnern von Acencabaya in der Provinz Canas eine höhere Abgabe auf, die in Goldſtaub bezahlt werden ſollte. Darüber ergrimmten ſie und goſſen dem Steuereinnehmer flüſſiges Gold in den Hals und zogen dann aus ihrem Dorfe fort. Tupac Amaru, Kazike von Tungaſuca, hängte mit eigener Hand den Corregidor von Tinta auf, weit und breit erhoben ſich die Indianer, und es koſtete die Spanier große Mühe, dieſen Aufſtand zu dämpfen. —

Von Combapata aus ritt Marcoy nach Acopia, das auf der linken Seite des Huilcomayo liegt, in der Provinz Quisquipanchi. Sie zählt kaum 40,000 Einwohner, und unter dieſen viele wilde Indianer, die am Rande der Wälder und an den Flüſſen wohnen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gründete Manco Capac die Hauptſtadt Cuzco und unternahm Kriegszüge gegen die Völker des Collaſuyu. Suyu bedeutet im Quechua Richtung, Himmelsgegend. Er theilte ſein Reich in vier Regionen: Chinchaſuyu, Nord, Collaſuyu, Süd, Antiſuyu, Oſt, und Cuntiſuyu, Weſt. Der Geſammtname für das Reich, welches wir heute Peru

Eine Aſtrömeria in der Quebrada de Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

nennen, war zur Incazeit Tahuantaſuyu. Auf einem Flächenraume von etwa 300 deutſchen Geviertmeilen lebten damals verſchiedene Völker: die Quespicanchis, Muynas, Urcos, Quehuares, Cavinas und Ayamarcas. Der Inca unterwarf ſie, lehrte ſie Hütten bauen, bewog ſie, ſich in etwa 40 Dörfern anzuſiedeln und den Sonnen-Kultus anzunehmen. Die Häuptlinge machte er zu Edelleuten ſeines Reiches. Dadurch erhielten einige das Vorrecht, das Haar ſo zu ſtutzen, daß es auf der Stirn eine gerade Linie bildete; andere durften es ſo lang als möglich herabhängen laſſen; wieder andere durften den Ohrzipfel ſo lang herabziehen, daß er faſt die Schulter berührte, und noch andere bekamen das Vorrecht, dieſe Ohrzipfel zu durchbohren und durch die Löcher Binſen, oder ein Stückchen Holz, oder ein Büſchel buntfarbiger Wolle zu ſtecken. Die Spanier, ſelber

vom Satan des scheußlichsten Fanatismus besessen, schnitten den Curacas, Vorstehern der Dörfer, das Haar ab, weil sie darin Heidenthum witterten, und die unter den Söhnen der Sonne glücklichen Indianer wurden unter den sogenannten Christen grenzenlos elend.

Doch wir wenden uns nach Acopia, das eine geschützte Lage und deshalb ein verhältnißmäßig so mildes Klima hat, daß man dort kein Eis kennt. In diesem Neste hatte Marcoy einige Abenteuer. Als er in die Stadt einritt, sah er vor einem der ersten Häuser zwei Indianerinnen sitzen, vor denen Holzbänke mit Schüsseln standen; auf diesen lagen pastetenartige Torten. Freilich waren diese mit Staub bedeckt, aber der Reisende hatte einen leeren Magen, stieg ab, und biß gierig in den vermeintlichen Leckerbissen. Aber schon den dritten Bissen konnte er nicht hinabschlingen, denn aus der Pastete fielen schwarze Oliven, Zwiebelschnitten, Käsestücken, Blätter von Krausemünze heraus, und dazu eine Brühe von zerlassenem Zuckerkand und Schweinsfett! Das mag für den Magen eines Indianers ganz gut sein, aber einem Europäer wollen die Torten von Acopia nicht munden. Die Indianerinnen gebärdeten sich sehr zornig, als Marcoy die Delikatesse seinem Maulthier in den Mund schob.

thiertreiber, warf dabei einen zugleich ängstlichen und zornigen Blick und rief der Frau die Worte zu: „Schert Euch zu allen Teufeln!“ Sie blies das Licht aus und schlug die Thür zu.

Nun erzählte man, sie sei eine gefährliche Hexe, die in des Teufels Solde stehe und den guten Christen Fallen stelle; sie sei, hieß es, eine Huarmipampavrunacuna.

Das mochte sein oder nicht sein, die Hauptsache war, ein Nachtquartier zu finden. Das gelang endlich in dem Hause, oder besser gesagt, in der Hütte zweier wohlbeleibten Frauen, die eben einen Kessel auf dem Feuer hatten und Chicha brauten. Als Marcoy eintrat, stob ein Rudel Meerschweinchen auseinander. Dann zahlte er vier Realen und erhielt dafür Erlaubniß, sammt seinem Diener sich ein Nachtlager zu bereiten. Darauf kochten ihm diese beiden Damen, Bibiana und Maria Salome, ein Abendessen, und während dieser Zeit bereitete sich Marcoy seine Schlafstelle, indem er einen Bindfaden quer durch die Hütte zog, allerlei Frauenröcke und Tücher darüber hing, um eine Art von Vorhang herzustellen, und dann seine Mäntel und Decken zur Herstellung einer Art von Bett benutzte.

Nachdem er das dürftige Mahl genossen, legte er sich

Das Dorf Andajes. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Inzwischen war die Abenddämmerung heran gekommen. Der Reisende ritt im Ort umher und suchte ein Unterkommen. In mehreren Häusern war er kurzweg abgewiesen worden. Da wurde neben einem Schafstall die wurmstichige Thür einer Hütte geöffnet, und heraus trat eine Frau, die zwischen Daumen und Zeigefinger ein Licht hielt. Sie beantwortete den Gruß freundlich und lächelte, so anmuthig sie konnte. Auch war ihr Haar sorgfältig gekämmt, was in Peru bemerkt zu werden verdient. Sie trug ein weißes, mit Rosaband eingefaßtes Tuch über Brust und Schulter.

„Guter Herr, was sucht Ihr um diese Stunde hier?“

„Ein Unterkommen und ein Nachtessen.“

Sie wollte eben bemerken, daß beides bei ihr zu finden sei, als Marcoy's Führer und Maulthiertreiber sich in die Sache mischte und einige warnende Worte fallen ließ. Gleichzeitig waren die Nachbarn vor ihre Thüren getreten und lachten, als der Fremde von seinem Maulthiere stieg. Man sprach, sie sei eine Hexe, und sie entgegnete, daß die Leute Schurken seien. Dem Reisenden sagte sie: „Meine Nachbarn sind böse Menschen und mißgönnen mir das liebe Brot, weil ich nicht von hier gebürtig bin. Aber tretet doch näher, lieber Herr.“ —

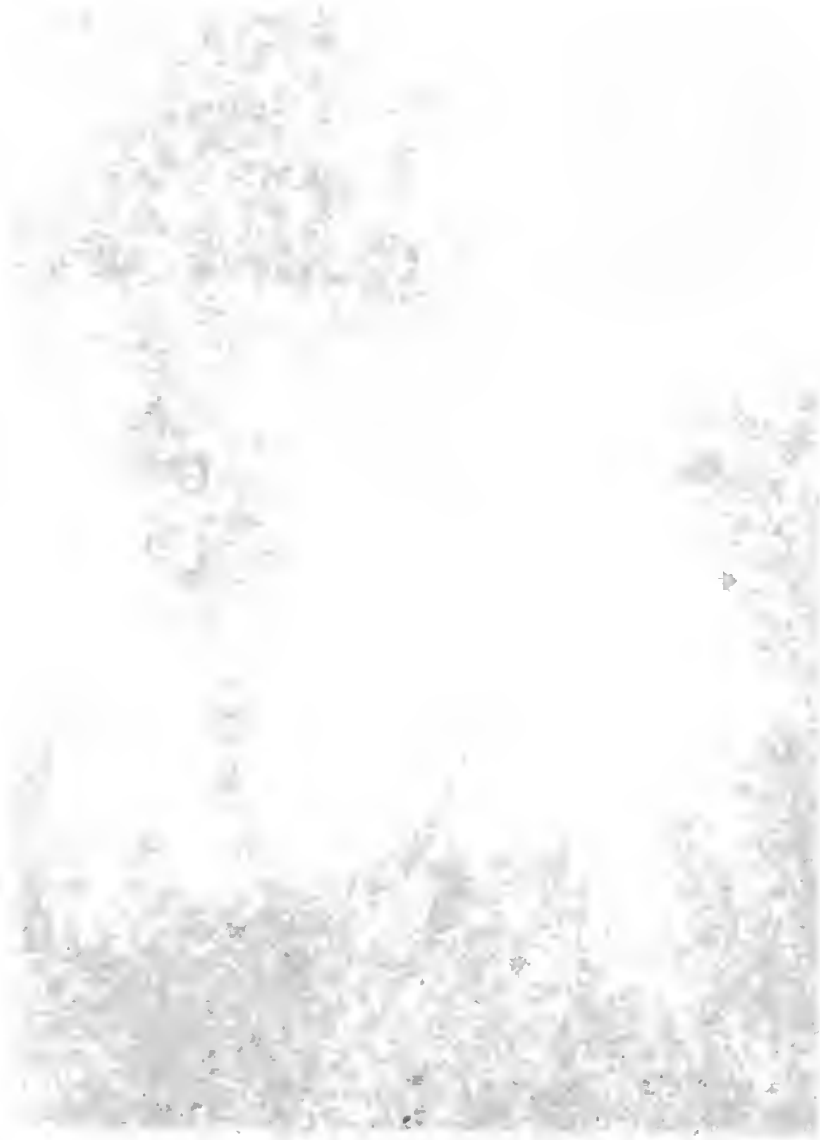
„Thut das um Gottes Willen nicht,“ rief der Maul-

nieder, schlief bald ein, erwachte aber, als ihm etwas Verdächtiges über das Gesicht lief. Er sprang auf und rief: „Hier sind Ratten!“ Die eine Frau ließ sich vernehmen: „Der Herr hält unsre Meerschweinchen für Ratten.“ — „Haben eure Meerschweinchen auch Schwänze?“ — „Der Herr hat gewiß einen sehr leisen Schlaf!“ Dabei lachten die beiden Chicherias, besonders als der weiße Mann auch über Flohstiche zu klagen anfing. „Bah, wie kann der Herr sich daraus etwas machen? Flöhe hat in der Sierra Jedermann, gleichviel ob reich oder arm. Es ist mit den Flöhen wie mit dem Tode, Keiner kann ihnen entrinnen.“

Erst gegen Morgen kam Schlaf in die Augen des Vielgeplagten; als er dann spät erwachte und seinen Taschenspiegel zur Hand nahm, fand er, daß sein Gesicht bleich und doch geschwollen war, und am ganzen Leibe war er roth gefleckt wie eine Forelle.

Von Acopia aus ritt Marcoy über Tungasuca nach der sogenannten Quebrada de Cuzco. Es war zu Ende des Decembermonats, in der Cordillere begann der Sommer, und überall sproßten Liliaceen aus der Erde. Die Quebrada de Cuzco, welche von den Indianern gewöhnlich als Atunquebrada, die Hauptschlucht, bezeichnet wird, windet sich durch eine doppelte Bergkette, die zwischen Acopia und

Digitized by Google



Digitized by Google

Andajes beginnt, zwiſchen 50 bis 500 Meter breit und etwa 20 Wegſtunden lang iſt; dann und wann trifft der Reiſende in ihr einen See oder ein Dorf. Sie hat wegen ihrer eigenthümlichen Geſtaltung ein verhältnißmäßig mildes Klima, und im Sommer ſteigt die Wärme bis auf 20 und 22 Grad. Dann zergeht der Schnee im Gebirge, und die Gießbäche, welche alle dem Huilcomayo zuſtrömen, befruchten das Land.

In dieſer Quebrada liegt das Dorf Andajes, das weit und breit wegen ſeiner Morcillas bekannt iſt. Dieſe Würſte ſind allerdings annehmbarer als die Torten in Acopia; ſie beſtehen aus Speck, Schöpſenblut, Pfeffer, Zimmt und Erdnüſſen, welche letztere von den Eingebornen Mani genannt werden.

Andajes beſteht aus etwa 40 Hütten und hat — es iſt wirklich wahr, — eine Schule. In der Schankwirthſchaft der Pulperia wurden Talglichter, Liköre und Gewürze feil geboten; hier war alſo ſchon ein hoher Grad von Civiliſation. In der Nähe liegen Steinbrüche aus den Zeiten der Inkas, und die Umgegend iſt reich an hübſchen Pflanzen. Ein Dorfbewohner ſagte dem Reiſenden: „Hier iſt der Huaranhuay, deſſen Wurzeln uns Brennſtoff geben; da der Puquincha, mit deſſen Blumen die Frauen ihre Kleider und Tücher gelb färben. Sieh hier die Parſchuayta, ſie gibt eine violette Farbe, und die Ayrampu dort eine roſenrothe. Der Marſil da vertreibt das Fieber, und der Pilli hilft gegen den Huſten. Hier haſt du die Amancaës, welche von den Spaniern Lilie der Inkas genannt wird (Narcissus amancaës); die Queratica heißt bei ihnen: „Speichel unſerer Lieben Frau.“ Er nannte noch eine Menge anderer Pflanzen und pries beſonders die Alſtrömerien, deren verſchiedene Arten in jener Gegend wachſen.

Hier verlaſſen wir unſern Reiſenden, welchen wir ſchon früher auf ſeiner Wanderung durch die Quebrada über Urcos nach der Hauptſtadt Cuzco begleitet haben. In einem folgenden Artikel werden wir nach ſeinen Aufzeichnungen einige charakteriſtiſche Züge aus dem Leben und Treiben des Volkes ſchildern, welches jetzt die alte Capitale der Inkas bewohnt.

Der ſüdweſtliche Theil von Ceylon.

(Hierzu ein Stahlſtich: Der Kaluganga, nach einer Originalzeichnung von H. v. Königsbrunn.)

Von **Ludwig K. Schmarda.**

II.

Reisbau. — Zimmtkultur. — Miſchlinge. — Straßen. — Der Kaluganga. — Wälder. — Thierleben. — Die Landblutegel.

Im Norden der Inſel hat der Reisbau ſchon vor vielen Jahrhunderten in Folge der verwüſtenden Einfälle der Malabaren aufgehört und iſt ſpäter unmöglich geworden, da die dünne Bevölkerung nicht mehr im Stande war, das alte Irrigationsſyſtem wieder herzuſtellen. Dieſes beſtand in großen oft ſeenartigen, künſtlichen Waſſerbehältern, die mit hohen Steindämmen eingefaßt waren, und in denen ſich zur Regenzeit das Waſſer anſammelte oder aus den angeſchwollenen Flüſſen zugeleitet wurde. Aus dieſen Tanks entſprang ein Syſtem von Bewäſſerungskanälen, die theils ſtark gekrümmt, theils mit Schleuſen verſehen waren. Unter dem König Prakrama, der im 12. Jahrhundert regierte, hatte das künſtliche Bewäſſerungsſyſtem ſchon den Höhepunkt erreicht; aber durch Zerſtörung der Dämme ſind die alten Tanks theils trocken gelegt, theils in Sümpfe verwandelt worden. Die Anlage dieſer Bauten iſt ſo großartig, daß das heutige verkommene Geſchlecht die Conception nicht der höhern Einſicht ihrer Vorfahren, ſondern Dämonen zuſchreibt.

Aber auch im Süden, wo der Ueberfluß an Waſſer während des ganzen Jahres die Errichtung großer Tanks nicht nothwendig gemacht hatte, iſt die Reisproduktion eine ungenügende. Hier leidet ſie unter dem Druck hoher Abgaben, deren Erhebung von der Colonialregierung verpachtet iſt und die von den Pächtern als Naturalzehnt eingehoben werden. Dies führt einerſeits zu oeratoriſchen Maßregeln, andrerſeits zu Verheimlichung. Während die Engländer in Europa das Freihandelsſyſtem predigen, beſteuern ſie die Einfuhr fremden Reiſes mit 50 Procent, angeblich um den Reisbau trotz der üblen Conjuncturen im Innern möglich zu machen. Bis jetzt hat dieſer hohe Schutzzoll der Landwirthſchaft nicht aufgeholfen, da er eine nach zwei Richtungen verfehlte Maßregel iſt. Soll die Inſel ihren Bedarf decken, ſo muß die Regierung mit einer Steuerreform und der Wiederherſtellung der alten Tanks beginnen. Seit drei Jahrhunderten iſt Ceylon im Beſitz europäiſcher Völker geweſen, welche drückende Monopole auszubeuten ſuchten, ohne die Intereſſen der Eingebornen im Auge zu haben. Seit einem Vierteljahrhundert hat England auf allen Punkten ſeine Colonialpolitik geändert, aber in Ceylon iſt noch außerordentlich viel zu thun übrig, und das Abſenden von beinahe gänzlich unfruchtbaren Miſſionen wird von den Singhaleſen nicht als Erſatz für die Vernachläſſigung der Nationalwohlfahrt angeſehen.

Die Reisſaaten ſind nach Geſchmack, Ertrag und Vegetationsperiode ſehr verſchieden. Die letzte variirt von zwei bis ſieben Monaten. Die Arten mit kurzer Vegetation werden in den waſſerarmen Gegenden des Nordens und Oſtens kultivirt. Wo hinreichend viel Waſſer ſich findet, werden Sorten mit längerer Vegetationsperiode gebaut, welche in der Regel auch die ergiebigeren und wohlſchmeckenderen ſind. Der Anbau findet nicht allein im Tiefland, ſondern auch im anſteigenden Hügelland ſtatt, welches terraſſirt wird, ſo daß das von den Höhen fließende Waſſer mit Leichtigkeit von einer Terraſſe zur andern geleitet wird. In der Anlage dieſer Waſſerleitungen, die ohne Nivellir-Inſtrument, ſelbſt ohne Waſſerwage ausgeführt werden, ſind die Singhaleſen Meiſter. Hie und da

werden die Felder gedüngt, wozu man außer Dünger auch Knochen verwendet, obwohl der letztere jetzt von den Kaffeepflanzern aufgekauft wird.

Der Viehſtand beſteht aus Büffeln und Zebu-Ochſen. Die erſteren dienen vorzugsweiſe zur Bearbeitung der Reisfelder, indem man ſie auf die unter Waſſer geſetzten Felder treibt, um die erweichte Erde durchzutreten, oder ſie an einen höchſt einfachen Pflug oder ein Rührholz ſpannt. Die kleinen Zebu's werden gewöhnlich zum Ziehen der einheimiſchen leichten Fuhrwerke (Bandies) gebraucht. Zum ſchweren Zug für die Waarentransporte gibt man den mit Ochſen beſpannten zweiräderigen Karren den Vorzug. Die Kühe werden hie und da gemolken, geben jedoch keinen reichen Milchertrag, weshalb Butter ſelten und Käſe faſt niemals bereitet wird.

Ein Zweig der tropiſchen Agrikultur der Ebene bleibt noch zu erwähnen, die Zimmtpflanzungen, die indeß ſehr viel von ihrer urſprünglichen Wichtigkeit verloren haben. Das geträumte Monopol iſt zerronnen, theils durch die Anlagen von Zimmtgärten in Java, theils durch das Auftreten der billigern Caſſiarinde auf dem Weltmarkt. Der Zimmtbaum wächſt in Ceylon, aber auch auf der Malabarküſte wild in den Wäldern bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, vorzüglich in den Bergen der angrenzenden Kandy-Provinz, wo er bis 1770 von einer eigenen Kaſte der Chalias abgerindet wurde. Dieſe, in mehrere Unterkaſten getheilt, lebten unter einem ſolchen Druck, daß ſie dieſem mehr als einmal durch die Flucht in die Wälder oder durch die Auswanderung zu entgehen ſuchten. Schon vom 12. Jahre an mußte jeder Chalia ein Pingo (=56 Pfund) Zimmtrinde jährlich abliefern, das allmälig bis auf 11 Pinges, alſo 616 Pfund, erhöht wurde. Dafür erhielten ſie kleine Rationen von Reis und Steuerfreiheit, und nur für außerordentliche Beſtellungen kleine Gratifikationen. Schon die alten Könige betrachteten den Zimmt als ihr Monopol, worin ihnen die Portugieſen, Holländer und Engländer folgten. Beſonders die Holländer wachten darüber mit drakoniſcher Strenge, Gefängniß und Geldſtrafen bedrohten die unberechtigten Zimmtſchäler und den Grundeigenthümer, der einen auf ſeinem Boden wachſenden Zimmtſtrauch nicht anzeige. Um den Handel einträglicher und von den Launen der Kandy-Könige, die den Zimmtſchälern oft den Eintritt in ihre Wälder verwehrten, ſie mißhandelten und verſtümmelten, unabhängig zu machen, begann die holländiſche Regierung 1765 die künſtliche Pflanzung im kleinen Maßſtab und legte nach dem Gelingen derſelben 1770 mehrere große Zimmtgärten an. Da viele der reicheren Eingebornen, zu denen die Chalias in einer Art Unterthänigkeitsverhältniß ſtanden, die gewohnten Procente des Gewinnes verloren, machten ſie eine heimliche Oppoſition, die ſelbſt bis zur Zerſtörung der Zimmtgärten ſchritt. Nachdem die holländiſche Regierung in Erfahrung gebracht hatte, daß mehrere Pflanzungen durch das Begießen der Wurzeln mit heißem Waſſer vernichtet worden waren, verſchärfte ſie die Strafen und bedrohte Jeden mit dem Abhauen der Hand, der einen Zimmtſtock zerſtörte. Sie rettete dadurch das Unternehmen, das ſich mit 200 Procent rentirte. Ende des Jahrhunderts betrug die jährliche Ernte der Gärten über 400,000 Pfund. Der Handel war in den Händen der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, welche den Ueberſchuß der Waare vertilgte, um die Preiſe aufrecht zu erhalten.

Die Engländer überließen ihrer oſtindiſchen Compagnie die Zimmtgärten und das Monopol des Zimmtſchälens gegen eine jährliche Summe von 60,000 Pfd. St. bis zum Jahre 1823, wo die Colonial-Regierung ſelbſt die Regierung übernahm. Die Zimmtgärten rentirten ſich ſeit der Beſetzung des Kandy-Reiches ſchlecht, da durch den freien Waldſchlag beliebige Quantitäten aus den Wäldern bezogen werden konnten. 1832 gab die Regierung das Zimmtſammeln und den Zimmtbau frei, belaſtete jedoch die Ausfuhr mit einem Zoll von zwei Schilling per Pfund, während dieſes nur einen Werth von ſechs Pence bis einen Schilling hatte. Der Zimmt aus Ceylon konnte unter dieſen Umſtänden die Concurrenz nicht aushalten, aber die Colonial-Regierung gelangte erſt ſpät zur Einſicht ihrer Fehlgriffe. Der Zoll wurde 1842 auf einen Schilling und 1848 auf vier Pence, und für den nach England gehenden auf drei Pence per Pfund herabgeſetzt und endlich 1853 gänzlich aufgehoben, nachdem ein Drittel der Gärten ſchon eingegangen war. Der Zimmt von Ceylon hatte mittlerweile auf dem Markt Terrain verloren, und nur allmälig verdrängten jetzt die billigeren Zimmtſorten die Caſſiarinde wieder.

Als beſter Boden für den Zimmtſtrauch wird der weiße Sand der Küſte betrachtet, obwohl der Boden ſeines natürlichen Standortes gewöhnlich der Kabuck iſt. Die Hauptbedingungen ſeines Wachsthums ſind Wärme und reichlicher Regen.

So pittoresk der Cocoswald iſt, ſo einförmig ſehen die Zimmtgärten aus mit ihren langen, vier bis fünf Fuß von einander entfernten Reihen von Büſchen. Denn man läßt die Pflanze nicht zum Baume aufſchießen, ſondern ſchneidet ſie, ſobald ſie die Höhe von 9 bis 12 Fuß erreicht hat. Aus dem Wurzelſtock ſproſſen neue Schößlinge, von denen man gewöhnlich vier bis fünf ſtehen läßt. Das Laub beſteht aus großen, ovalen Lederblättern, die zerrieben einen nelkenartigen Geruch von ſich geben. Die kleinen, weißen Blüthen ſtehen in Trauben und haben einen ſchwachen, aber keineswegs angenehmen Geruch, und der Duft der Zimmtgärten gehört zu den vielen Märchen, die über Ceylon in Umlauf ſind. Die Vermehrung geſchieht in Baumſchulen durch Samen und Schößlinge, die nach vier Monaten verpflanzt werden und nach 1½ bis 2 Jahren für den Schnitt reif ſind. Geſchält wird zweimal im Jahre, vom Mai bis Juni und dann im November, denn in dieſen Monaten findet nach den ſtärkeren Regen ein vermehrter Safttrieb ſtatt, in Folge deſſen ſich Baſt und Oberhaut leichter vom Holzkörper löſen. Die abgeſchnittenen Stöcke werden entlaubt und ringförmig bis an den Holzkörper eingeſchnitten. Dieſe ungefähr einen Fuß langen Segmente werden der Länge nach aufgeſchlitzt und mit gekrümmten, gegen die Spitze verdickten Meſſern abgelöſt. Ein zweiter Arbeiter entfernt nun mit einem kleinen, ſichelförmigen Schabeiſen die Oberhaut. Die Rinde iſt anfänglich weiß, hat nur wenig Geruch und Geſchmack und ändert erſt beim Trocknen ihre Farbe in Braun. Die Rindenſtücke werden nach ihrer abnehmenden Dicke in einander geſchoben, mit Scheeren beſchnitten und dann im Schatten vollends ausgetrocknet, wobei ſie ſich ſtark einrollen. Später werden ſie ſortirt und in Bündel à 100 Stück zuſammengebunden. Die beſte Sorte hat nur die Dicke eines ſtarken Schreibpapiers, eine hellbraune Farbe und einen ſüßen, ſtark aromatiſchen Geſchmack. Früher wurde der Zimmt immer mit ſchwarzem Pfeffer verpackt, von dem bedeutende Quantitäten von der Malabarküſte eingeführt worden ſind, da der in Ceylon gezogene für den Bedarf nicht ausreichte. Wahrſcheinlich wirkt dabei der Pfeffer, als der ſtärkere hygroſkopiſche Körper, auf die Abſorbirung der Feuchtigkeit und konſervirt dadurch den Zimmt beſſer, ein Umſtand, der in jener Zeit, als die Reiſen nach Europa die doppelte Zeit von heute in Anſpruch nahmen, nicht ohne Wichtigkeit war.

Digitized by Google

Die Arbeiter sind Chalias, die nach dem Gewichte und der Quantität der abgelieferten Waare bezahlt werden. Sie sind wie alle Singhalesen seit 1832 frei und werden gut behandelt und bezahlt, da man sie an die Zimmtgärten fesseln will, um sie vom Schälen des wilden Zimmts abzuhalten. Eigene Zimmtkasten unter ihnen sortiren den Zimmt nach dem Geschmack. Zur Zeit des Monopols unterhielt die Regierung solche Zimmtkasten, die acht verschiedene Sorten zu unterscheiden im Stande waren und die nur durch häufigen Genuß von Butterbrod ihre Geschmacksorgane vor Ueberreizung bewahrten.

Aus den Rinden-Abfällen beim Beschneiden, aus den Rinden dicker Stöcke und Stämme wird durch Destillation das goldgelbe Zimmtöl gewonnen, das Geruch und Geschmack des Zimmts aber im concentrirten Maße besitzt. Aus denselben Abfällen wird das Zimmtwasser bereitet. Ein zweites sehr verschiedenes Oel von dunkelbrauner Farbe wird aus den Blättern destillirt. Es ist dickflüssig und im Geruch dem Nelkenöl ähnlich.

Der Rückgang der Zimmtpreise hat zur Einschränkung des Anbaues und zu theilweiser Umgestaltung der Zimmtgärten in Cocosplantagen geführt. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 44, und ihr Flächenraum in der westlichen Provinz bei 12,000, in der südlichen nicht ganz 3000 Acres. Die Exporte, die 1842 auf 121,000 Pfund gesunken waren, haben sich wieder gehoben und variirten von 1850—1861 von 500,000 bis 800,000 Pfund. Die letzte Quantität hatte aber nur den Werth von 42,000 Lire, also von 1 Schilling per Pfund, während er loco London 1841 noch mit 5 Schilling bezahlt worden war.

Hie und da hat man den Anbau des Muskatnuß- und des Gewürznelkenbaumes versucht. Der Kaffeebaum gedeiht überall um die Hütten der Eingebornen im Schatten hoher Bäume, schlägt jedoch fehl, sobald er im heißen Tiefland in großen offenen Plantagen gebaut wird. Der Bau des Zuckerrohres ist an mehreren Punkten versucht worden, gedeiht jedoch nicht besonders gut, da der Boden in der Regel zu arm ist. Zwei tropische Kulturzweige, Indigo und Pfeffer, die einst nicht unbedeutend waren, sind eingegangen.

Der Verkehr an der Südwestküste ist ziemlich lebhaft. Die vermehrte Produktion von Cocosöl, und im Innern von Kaffee, hat auch auf einige Gewerbszweige seine Rückwirkung nicht verfehlt. Ein Theil der Chalias und der Fischerkaste sind Böttcher geworden, und der Absatz von Möbeln an die europäischen Residenten hat auf die bessere Verwerthung der einheimischen Hölzer durch die singhalesischen Drechsler und Schreiner geführt. Die Häuser sind unter dem Einfluß der Europäer wohnlicher geworden, und die Mischrassen oder Halscastes haben den von den Holländern eingeführten Baustil, wenn's die Mittel erlauben, angenommen. Dieser besteht in ebenerdigen Häusern aus Backstein, weiß getüncht mit hohen luftigen Zimmern und breiter Verandah. Monumentale Bauten sind selten und beschränken sich auf einige, aus Lehm aufgeführte und weißgetünchte Tempel (Wihan), oder auf glockenförmige aber massive Dagobas. Süßduftende Pflanzen, Michelia Champaca, Jasmin und Plumierien und der heilige Bo (Ficus religiosa), sind um die heiligen Stätten gepflanzt. Der Bo ist der Gegenstand einer besondern Verehrung, denn unter seinem Schatten lehrte Buddha am liebsten. Er ist das Symbol des Lebens. Andere Bäume übertreffen ihn zwar an Größe und Schönheit, aber seine Lebenszähigkeit und seine langgestielten, daher stets zitternden Blätter, die ihm den Namen Sassaloda (der ewig Zitternde) geben, sind Erscheinungen, auf welche die Buddhisten großen Nachdruck legen. Die Mischlinge, welche den Titel Don, wenn sie von portugiesischer, oder Burger, wenn sie von holländischer Abstammung sind, sich beilegen, haben auch europäische Kleidung, oder wenigstens Hemd, Jacke und Beinkleider angenommen, während die reine Rasse den Comboi, ein um die Lenden geschlagenes, bis an die Knöchel reichendes Tuch beibehalten hat, der in Verbindung mit dem in einen Zopf geflochtenen und durch große Schildpattkämme befestigten Haar den an und für sich zierlichen Gestalten ein weibisches Aussehen gibt.

Längs der ganzen Südostküste haben die Engländer eine vortreffliche macadamisirte Straße gebaut, welche die alte binnenländische Wasserstraße der Holländer unnöthig macht. Es gabeln sich nämlich die Flüsse nahe an ihren Mündungen und bilden mit den landeingehenden Meerarmen und Lagunen von Caltura an jenes natürliche Kanalsystem, die Gods, welches die Holländer, denen ein solches Verkehrsmittel von ihrer Heimath her sympathisch war, weiter entwickelten.

Die Mündungen der Flüsse, die breit auseinander gehen, gehören zu den reizendsten Bildern des Niederlandes. Sie sind große ruhige Wasserspiegel, eingerahmt von hohem dunklem Wald, an dessen Saume die scheinbar stammlose Lagunenpalme (Nipa fruticosa) und am brackigen Wasser die Manglebäume (Rhizophora und Beongiera) als besondere Züge hervortreten. Wo der Einfluß der salzigen Fluth aufhört, wird auch die Vegetation der Flußufer eine andere.

Eine solche Landschaft eines untern Stromlaufes ist das beiliegende Bild vom Kalugangа, das Baron Heinr. v. Königsbrun, der meinen Freund Hrn. Ritter v. Fridau und mich auf einem Theil unserer Reisen begleitet hat und sich durch eben so schöne als treue Bilder ein großes Verdienst um die Förderung der geographischen Landschaftskunde, wie Herr v. Kittlitz, Bellermann und Berg, erworben hat. Denn heute verlangen wir mehr als bloße Veduten, Jagdscenen, bizarre Bauten und Costüme; wir verlangen Bilder, welche ein so getreues botanisches Detail geben, daß wir aus ihnen den Charakter der Landschaft zu erkennen vermögen. Es ist erfreulich, daß „der Globus" solche Darstellungen mit unter seine Ziele rechnet und dadurch den Geschmack des wißbegierigen Publikums zu bilden, zu heben und zu läutern sucht. Aus der großen Zahl Königsbrun'scher Darstellungen wählte ich mit Absicht nur Vegetationsbilder, weil das Beiwerk nur zu häufig die Aufmerksamkeit vom Hauptwerk abwendet.

Die Ufer des Kaluganga, des schwarzen Flusses, sind mit baumartigem Gras, dem hohen Bambus, eingefaßt, dessen zierliches Laub wie ein leichter Federschmuck weit über den Fluß hängt. Terminalien, wasserliebende Bassien, Dillenien, Borringtonien und Cäsalpinien bilden die Hauptmasse des Waldbestandes und sind in zahlreichen Geschlechtern und Arten vertreten. Piperoma, Vitis und Ipomeen klettern in den Zweigen und hängen in schwankenden Festons herab, während die Stämme mit schmarotzenden Orchideen und Farren bedeckt sind. Der Wald hat ein dunkles gesättigtes Grün, dem ein warmes Braun beigemischt ist, eine Mannigfaltigkeit des Laubwerks und einen Wechsel von reflektirten Lichtern, die nur eine große Zahl von Bäumen, welche ganz verschiedene Physiognomien haben, hervorzubringen im Stande ist. Ein Riesenkandelaber, der Baumwollbaum mit horizontalen wirtelständigen Aesten, der pyramidale Blüthenstand der Talipat und die Wipfel der Cocospalme, die Verkünder menschlicher Wohnungen in der Waldeinsamkeit, erheben sich luftig über den Laubmassen. Vor der Blüthe wirft die Talipatpalme, die nur einmal

Digitized by Google

blüht, ihre Blätter ab. Die rieſigen Fächer dieſer Palme, welche einen Durchmeſſer von 10 Fuß haben, durchbrechen im Vordergrund unſers Bildes das Dickicht des Bambusgebüſches.

Das Waſſer der Flüſſe iſt wenig durchſichtig, da ſie eine große Menge erdiger Beſtandtheile, beſonders während der Regenzeit, führen, und durch die Schatten der dunkeln Wälder erhalten ſie ein ſchwärzliches Ausſehen, daher die wiederkehrenden Benennungen ſchwarze Flüſſe für den Kaluganga und Kalaniganga. Die Flüſſe ſind ſehr einſam, denn die Dörfer liegen abſeits vom Ufer, und die Schifffahrt iſt höchſt unbedeutend. Dieſe wird entweder mit leichten Doppelkähnen, über welche einige Bretter gelegt werden, oder mit großen unbehilflichen Booten betrieben. Bei dieſen iſt Vorder- und Hinterheil breit und die Seitenwände ſind noch durch äußere Längsbalken verſtärkt. Dieſe Boote haben ein gewölbtes Dach, das aus einem Gerüpp von Bambusſtäben und Baumzweigen beſteht, an welches Matten aus Palmblättern befeſtigt ſind. Sie dienen auf dem Kaluganga zum Transport von Reis, Arekanüſſen und Kaffee, der an einigen Bergen des Adamspik gebaut wird. Die maſſive Bauart dieſer Boote iſt eine Nothwendigkeit, denn da, wo das Hügelland beginnt, durchſetzen oft einzelne Gneißmaſſen den Fluß und erzeugen Stromſchnellen, deren Beſchiffung für leicht gebaute, aber ſchwer geladene Schiffe gefährlich wäre. Die Thalfahrten gehen raſch von Statten, beſonders im obern und mittlern Lauf, wo die Stromgeſchwindigkeit eine bedeutende iſt. Die Bergfahrten ſind dagegen langwierig, denn die ſchweren Boote werden durch lange Stangen fortgeſchoben, oder die Bootsleute helfen ſich dadurch, daß ſie überhängende Baumzweige mit den Händen, oder naheſtehende Bäume mit hakenförmig gekrümmten Stangen umfaſſen und ſo das Boot hinaufſchieben. Iſt der Wind im untern Stromlauf günſtig, ſo wird wohl auch ein viereckiges Segel an einem Maſt aus Bambusrohr aufgezogen.

Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung lebt an den Flüſſen und in den Querthälern. Durch die zahlreichen Nebenflüſſe iſt das Land ſo durchſchnitten, daß das Fortkommen äußerſt beſchwerlich wird, um ſo mehr, da nur ſchmale Fußpfade exiſtiren, mitteiſt deren die Eingebornen einen ſpärlichen Verkehr unterhalten. Ueber die kleinen Flüſſe und Bäche ſind Baumſtämme gelegt und mehrere Bambusſtäbe. Sobald aber die Breite die Länge eines Baumſtammes überſteigt, oder der Wanderer in die menſchenleeren Gegenden kommt, hört alle Ueberbrückung auf, und man muß ſich entſchließen, durchzuwaten. Die Beſchwerden werden noch dadurch vergrößert, daß ein Theil des Thalbodens während des Regens unter Waſſer ſteht, oder das ganze Jahr hindurch verſumpft iſt. Die Wälder beſtehen theils aus Hochwald, theils aus einem Niederwald, der meiſt aus graugrünem und hellgrünem Buſchwerk und niedrigen Bäumen mit ſpärlicher Veräſtlung beſteht. Dieſer Niederwald, der in ſeinem Colorit an das Maigrün unſerer Laubwälder mahnt, heißt Chena, und hat Gynöen, Euryen, Eläocarpeen und Crotoneen zu ſeinem Hauptbeſtand. Die mit dem geſättigten Grün des Hochwaldes contraſtirende Chena iſt die Folge einer ärmlichen Kultur. Dieſe iſt eine Art ambulanter Ackerbau, der gewöhnlich von Familien niederer Kaſten, ſeit die Landwirthſchaft zu verfallen begonnen, betrieben wird, welche das mühevolle aber unabhängige Leben der feudalen Unterwürfigkeit unter ihren Grundherren vorzogen. Dieſe agricolen Nomaden hauen und brennen den Wald nieder und ſäen auf der gelichteten Mitte Bergreis, Hirſe, Corracan und manchmal auch etwas Baumwolle. Eine ſolche Plantage wird mit dornigen Aeſten umgeben und in ihrer Mitte oder an ihrem Rande auf einem ſtehen gebliebenen Baume ein mit einem kleinen Dach verſehener Sitz für den Wächter errichtet, um die Pflanzung gegen den Einbruch der Elephanten zu ſichern. In der Regel ſind dieſe ſchwachen Schutzmaßregeln hinreichend, da dieſe gewaltigen Thiere ſcheu und furchtſam ſind und mit Ausnahme der aus dem Verband der Herden ausgetriebenen eine überwachte Pflanzung nicht leicht angreifen. Eine Hütte aus Baumzweigen nimmt die kleine Familie eines Chenabauers auf, die in kurzer Zeit, in der Regel nach Jahren, eine neue Anſiedlung beginnt, da nach zwei Ernten der Ertrag ein ſo ſpärlicher wird, daß er die Arbeit nicht mehr lohnt. Solche Kulturen heißen Nelhis, und wären in jedem Lande, wo der Boden oder das Holz von einigem Werthe iſt, eine fürchterliche Verwüſtung. Aber auch hier hat dieſe Waldbrache mit langjährigem Turnus ihre großen Schattenſeiten, da die Rodung eine verhältnißmäßig ſehr große Arbeit fordert und doch nur kärgliche Subſiſtenzmittel liefert. Im dünnbevölkerten Oſten der Inſel ſind die Nelhis ungleich häufiger und gegen eine kleine Abgabe geſetzlich erlaubt.

Die Wälder, beſonders in der Nähe der Flußufer, wimmeln von Thieren. Hirſche, Affen, große frugivore Fledermäuſe, wilde Büffel, Stachel- und Wildſchweine, Schakale und ganze Herden von Elephanten, Papageien, braune und grüne Tauben, Nashornvögel, Pfauen, Wildhühner u. ſ. w. bevölkern die Wildniß und geben den Sport liebenden engliſchen Reſidenten die reichſte Gelegenheit zur Jagd. Gefährliche Thiere ſind die Leoparden, Krokodile und die Giftſchlangen.

Beſchwerlicher als die wilden und giftigen Thiere iſt die den ſüdindiſchen Ländern eigenthümliche Landplage, der Landblutegel, in Gärten, Feldern und Wäldern. Sie kommen von der Tiefebene bis in die höchſten Berge Ceylons vor, ſind aber im ſüdweſtlichen Theile weit häufiger als im übrigen Lande, da die Feuchtigkeit dort größer iſt. Im Südweſten treiben ſie das ganze Jahr hindurch ihr Weſen, während ſie ſich in Gegenden, wo eine mehrmonatliche Trockenheit eintritt, in der Erde verbergen, um nach den erſten Regengüſſen in Schwärmen hervorzubrechen. Sie bewegen ſich mit großer Schnelligkeit, oft ſpannmeſſend, ja ſelbſt ſpringend. Sie haben eine ſcharfe Witterung und ſtürzen aus dem Graſe auf ihre Opfer, oder laſſen ſich von den Bäumen auf ſie herabfallen. Ihre Länge beträgt nur drei bis vier Linien, und ihre Dicke, im Zuſtande der Ruhe, nur eine halbe Linie. Wenn ſie ſich ausdehnen, werden ſie dünn wie ein Faden und kriechen dann durch die Maſchen der Strümpfe und des Leinenzeuges. Europäiſche Jäger und Reiſende ſind daher zu beſonderen Vorſichtsmaßregeln genöthigt, wenn ſie in die Wälder gehen; ſie bedienen ſich lederner oder dicker wollener Strümpfe, welche über die Beinkleider gezogen und unter den Knien feſtgebunden werden. In den Kriegen der Portugieſen, Holländer und Engländer mit den Königen von Kandy haben die bivouaquirenden Truppen außerordentlich durch dieſe Thiere gelitten, denn ihr Biß iſt keineswegs, wie man früher glaubte, giftig, ja nicht einmal ſchmerzhaft; aber bei einer Zahl ſolcher Bißwunden entſteht leicht Entzündung und langwierige Eiterung. Die Thiere leiden nicht minder als die Menſchen von den Landblutegeln, die ſelbſt den Vögeln in die Naſe kriechen. Zugochſen werden, wenn ſie auch nur einige Stunden im Walde weiden, oft ſo übel zugerichtet, daß ſie längere Zeit zur Arbeit untauglich werden.

Digitized by Google

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von **Heinrich Jastram.**

II.

Das Wendland. — Eigenthümlichkeit des Volkes, dessen Charakter und Lebensweise. — Nahrungsmittel. — Das Haus der Haidegegenden. — Schützenhöfe; Zusammenarbeiten. — Hochzeitsfeierlichkeiten und was daran hängt. — Hünengräber und Erdhügel. — Ortschaften.

Werfen wir nun einen ethnographisch-historischen Blick auf die Haide.

Es ist bekannt, daß zwischen der Elbe und Weser der Stamm der Sachsen wohnte, während am rechten Elbufer, im jetzigen Mecklenburg und Lauenburg, die Obotriten, ein wendischer Volksstamm, lebten. Theilweise wohnten die Letzteren auch am linken Elbufer, wurden aber von den Sachsen, namentlich zur Zeit der sächsischen Kaiser, über die Elbe zurückgedrängt. Ein kleiner abgeschnittener Theil blieb im sogenannten Drawän oder Wendlande,*) in den Aemtern Dannenberg, Lüchow und Wustrow, an der Elbe und Jeetzel, hängen, wo sich auch die wendische Sprache noch bis vor 100 Jahren erhielt. Wenn auch sowohl hier, wie in Mecklenburg, das wendische Element am Ende in dem germanischen aufging und verschwand, so sind doch noch heute Merkmale vorhanden, die auf wendisches Leben hinweisen. Dahin gehören: Die eigenthümliche Klangfarbe mancher Vocale, z. B. o wie oau, ö wie ole, das Fehlen des H im Anfange der Wörter, z. B. „und" statt Hund, sowie charakteristische Sachnamen, die sich noch erhalten haben, z. B. Pinketneiz (Schaukel), Patoizky (kleiner Krug), Papeltniz (Hufeisen, Weißbrot in Hufeisenform).

Die sächsischen Gebäude sind am Giebelende mit zwei sich kreuzenden hölzernen Pferdeköpfen versehen, welche an den wendischen Gebäuden fehlen. Das Pferd ist das uralte Sachsenwappen und findet sich auch im welfischen Wappen; die Kreuzform an den Häusern, welche damit verbunden ist, soll an die Einführung des Christenthums erinnern, wie die Sage meint.

Manche Ortsnamen erinnern an den wendischen Ursprung der Oerter, die sie führen, z. B. „Wendischthun, Wendischdockede."

Die wendischen Ortschaften haben eine ganz andere Bauart als die sächsischen. Während die letzteren bunt gruppirt liegen, sind die ersteren gewöhnlich in Form eines Kreises oder einer Ellipse erbaut. Alle Häuser kehren dem dazwischen liegenden freien Raume die Giebelseite zu, und das Centrum dieses Raumes bildet entweder die Hirtenkothe oder Kirche, Pfarre und Schule, oder alle vier.

Die Kleidung, namentlich der Frauen, im sogenannten Drawän, unterscheidet sich von der der sächsischen Ortschaften, harmonirt aber mit der in Mecklenburg. Charakteristische Merkmale sind namentlich bei der Frauentracht: das Zusammenbinden der Haare mitten auf dem Kopfe zu einem Nestchen, welches mit gold- und silbergestickten Bandmützen geziert wird, und das Besetzen der Kleider in der Kniehöhe mit handbreitem hellfarbigen Bande.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei der Schilderung solches urwüchsigen Volkslebens überall das platte Land ins Auge gefaßt wird; denn in den Städten ist die Kultur durch die einschlagenden Verhältnisse eine ganz andere geworden.

Es ist die Aufgabe jeder rechten geographischen Charakterschilderung, wo möglich nachzuweisen, in wie weit Charakter, Lebensweise ꝛc. der Bewohner durch die natürlichen Verhältnisse des Landes bedingt sind oder damit in Correlation stehen und correspondiren. Wer wollte z. B. leugnen, daß der ernste, tiefe Charakter der Bewohner Skandinaviens eben so gut durch die Eigenthümlichkeit ihrer Heimat bedingt ist, als die fröhliche Sorglosigkeit der Italiener durch ihr sonniges grünes Land? Läßt sich dies nun auch bei den Bewohnern der Haide nachweisen? — Wagen wir den Versuch!

Wir haben gesehen, daß sich in der Haide als hervorragende Eigenschaft Einförmigkeit, Einfachheit neben Massenhaftigkeit zeigte. In Uebereinstimmung hiermit finden wir im Charakter und in der Lebensweise der Bewohner eine gewisse Einfachheit und Massivität. Es ist wohl selbstredend, daß das Wort hier eben in dem edelsten Sinne genommen wird, wo es ja viel bedeutet als: durch und durch voll Fülle, gediegen bei Einfachheit. Und wie thun sich diese Eigenschaften im Charakter und in der Lebensweise der Haidebewohner kund? Es treten uns bei ihnen eine edle, derbe Biederkeit und Offenheit, ein gewisses patriarchalisches Wesen, (wovon schon die allgemein gebräuchliche Anrede der Landleute unter einander mit Du ein Zeugniß ist), Genügsamkeit, Sparsamkeit und Thätigkeit entgegen. Sie kleiden sich von der Arbeit ihrer eigenen Hände, in Leinen, Wolle oder Beiderwand, und leben von den einfachen Produkten, die ihnen Acker, Garten und Heerde liefern. Der Küchenzettel der Haidebewohner ist sehr einfach. Noch gibt es Häuser, in denen der Kaffee nur dem „Besuch" vorgesetzt wird; eine kräftige Suppe von braunem Kohl oder von Milch oder Mehl oder Grütze ꝛc. ersetzt ihn vollkommen; doch beginnt er immer mehr Eingang zu finden, wird aber gewöhnlich stark mit Cichorien versetzt. Das Brot der Haide, „grobes Brot" genannt, darf nicht mit dem Pumpernickel verwechselt werden. Zu dem letztern wird der Roggen nur geschroten, und die Brote haben eine ziemliche Größe, während das im Lüneburgischen gebräuchliche Brot die gewöhnliche Form besitzt und aus fein gemahlenem Mehle, woraus jedoch die Kleie nicht entfernt ist, gebacken wird. Dadurch verbleibt diesem Brote der kräftige nährende Kleber und es „setzt einen Kerl", wie man dort sagt. Dieses Brod wird jedoch nur von den Bettlern trocken gegessen, sonst aber überall mit Butter, Honig, Syrup, Muß ꝛc. bestrichen. Bei festlichen Gelegenheiten wird „Feindrot" gebacken, d. i. ein weißeres Roggenbrot ohne Kleie. Das Schweinefleisch ist allgemein beliebt, geräuchert und ungeräuchert, als Speck und Schinken oder als Sülze und Wurst; jedoch werden dort ganz eigenthümliche Würste fabricirt, z. B. Grützewürste, Mettwürste mit Senfkörnern, Rothwurst von Mehl und Blut ꝛc. Sind nicht Gedärme genug vorhanden, so werden nicht, wie in den südlichen Theilen Hannovers, Kälberdarmen zu Hülfe genommen, sondern leinene Beutel. Wiewohl nun in den kleineren Haushaltungen das Schwein fast alle Bedürfnisse an Fleisch ꝛc. befriedigt, so werden doch in wohlhabenderen Familien auch Schafe, Kühe ꝛc. geschlachtet und

*) Wir haben im Globus schon früher eine Schilderung des lüneburgischen Wendlandes gegeben. Bd. III, S. 304. D. Red.

Digitized by Google

ihr Fleisch wird, namentlich geräuchert, gern gegessen. — Ein Nationalgericht sind die „Klütgen“, Klöße von Roggen-, Weizen- oder Buchweizenmehl. Sie werden mit Kartoffeln, mit Milch, mit Obst, Fleisch, Erbsen ꝛc., kurz, in allen möglichen Formen und zu allen Zeiten gegessen. Andere gebräuchliche Gerichte sind: von Mehl, Graupen, Hafer- oder Buchweizengrütze, Reis ꝛc. wird ein gelecartiger Teig gekocht, der dann kalt mit einem Ueberguſſe von warmer Milch gegessen wird. Eben so wird aus dicker Milch ein gallertartiger Käse bereitet und, wie auch Kartoffeldrei, mit süßer Milch genossen. Kartoffeln mit Speck, Erbsenbrei, Pfannkuchen mit einer Brühe von Syrup und Essig, Milch und Semmel sind sehr beliebt. Von den gewöhnlichen in allen Gegenden bekannten Gerichten wollen wir schweigen.

Einfach sind auch die Wohnungsräume. Ein vier bis fünf Fuß hoher geflochtener Weidenzaun, nach oben durch eine Lage stacheliger Dornenbüsche geschützt, umschließt das Gehöft. Man tritt durch ein Bretterthor in den Hof, auf welchem die Fußsteige oft gepflastert sind. Eine große Hauptthür von der Höhe, daß ein voller Erntewagen ungehindert hindurchfahren kann, führt am Giebelende in einen hohen weiten Raum, der sein Licht allein durch jene Thür erhält. Die feste Lehmdiele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen mehrere Wagen darauf. Zu den beiden Seiten dieser Diele haben die Pferde und Kühe ihren Platz, deren Ställe man so ganz übersehen kann. An der Seite der Pferde befinden sich die Kammern der Knechte, an der Seite der Kühe die Kammern der Mädchen. Die Decke dieses hohen Raumes und der viel niedrigeren Ställe und Kammern besteht aus Tannendielen. Am Ende der Dreschdiele, in älteren Gebäuden damit vereint, in neueren durch eine Mauer davon getrennt, befindet sich der „Flett“ oder die Küchenflur. Sie geht quer durch das ganze Haus, und von ihr aus kommt man in die Wohnräume, den Keller ꝛc. und durch zwei Seitenthüren des Hauses in den Garten und in den Hof. Der Heerd besteht aus einem großen Steinhaufen, über welchem sich ein Schwibbogen wölbt. Der Rauch wird nur in neueren Häusern durch einen Schornstein abgeleitet, zieht in älteren aber frei im Hause umher und findet seinen Abzug durch das sogenannte Eulenloch, welches sich am Giebelende des Daches befindet. In diesem Falle werden Speck und Würste über der Feuerstelle aufgehängt und geräuchert. Hinter der Küche befinden sich die Wohn- und Schlafräume der Bauern, gewöhnlich mit den allereinfachsten Möbeln angefüllt, (einige stehende und hängende Schränke, Tische, Bänke, Betten ꝛc.), weiß getüncht, mit einem großen Kachelofen versehen und an den Wänden mit mancherlei Bildern verziert. Das Dach besteht aus Stroh oder Schilf und ist gewöhnlich grün mit Moos bewachsen und mit einem Storchnest geziert. Neben dem Wohnhause befinden sich Speicher, Scheune, Ställe ꝛc. Der geräumige Hof dient zur Düngerstätte, zum Tummelplatze des Geflügels, zur Aufbewahrung von Holz ꝛc. Ein Theil des Gartens dient zur Bleiche, ein anderer zum Blumengärtchen, und der größte Theil ist mit Obstbäumen bepflanzt, unter denen Gemüse wächst. Der Brunnen ist mit einem offenen Kasten umgeben. Daneben erhebt sich der große Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an dem andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Daneben befinden sich einige hölzerne Tröge zum Tränken des Viehes.

So sind also Einfachheit und Massivität (im edlen Sinne) ein Grundzug der Haidebewohner. Es ist uns jedoch auch wohl erklärlich, warum man diese beiden Eigenschaften im üblen Sinne deutet und als Einfältigkeit und Massivität im schlechten Sinne, Grobheit, Plumpheit, bezeichnet, weil man sich eben in das urwüchsige Naturleben nicht hineinfinden kann. Daß aber in vielen, vielen Fällen Fremde sich mit Recht über die „Unmanierlichkeit“ ꝛc. eines Haidebewohners, der nie etwas Anderes gesehen als sein Dorf, beklagen, wollen wir gern zugeben, da man ähnliche Erscheinungen allenthalben finden kann.

Die Einfachheit der Haide thut sich, wenn wir diese Eigenschaft mit dem gleichfalls treffenden Namen Stetigkeit belegen und dies auf die Zeit anwenden, auch als Stabilität d. i. Festigkeit, staete Behaerlichkeit bei dem Bestehenden, kund. Wenden wir dies auf den Charakter ꝛc. der Bewohner an, so wird es uns vollkommen klar, wie sich bei ihnen das Hängen am einmal Bestehenden, die Liebe zum Hergebrachten, ich möchte sagen: Conservatismus (das Wort ohne politische Bedeutung genommen) findet. Hieraus erklärt sich ihre Heimatsliebe. Ohne dringende Veranlassung verkauft niemand sein Hab und Gut, zumal bittere Noth in der Haide eben nicht zu Hause ist, da Jedermann sein gutes Auskommen haben kann (wiewohl sie auch kein Geldland ist). Diese Heimatsliebe verläßt auch die nicht, welche ihre neue Heimat vielleicht in schöneren Gegenden finden; oft artet sie bis zum unheilbaren Heimweh aus, oft aber auch und meistens durchzittert ein stilles, leises Sehnen nach den lieben, lieben Stätten der Kindheit die Seele.

Fest hängen die Haidebewohner auch an der Kirche. „Sonntäglich eilen sie einzeln und in Schaaren froh und heiter zur Kirche, manche halbestunden- und stundenweit.“ Es ist charakteristisch, daß der Haidebewohner seinen schlichten Kordwagen zum Ausfahren „Kirchenwagen“, seinen Gehstock „Kirchenstock“, seinen Sonntagsrock „Kirchenrock“ nennt.

Viel Politik treiben, ist seine Sache nicht!

Diese Anhänglichkeit am Alten macht jedoch die Haidebewohner oft auch blind gegen das wirklich gute Neue. Wie vielfach wird der Ackerbau noch immer nach dem alten Schlendrian getrieben, obwohl die Vorzüge des rationellen Wirthschaftsbetriebes auf der Hand liegen! Wie viel haben die Lehrer in den Schulen kämpfen müssen, wenn sie eine bessere Methode anwandten!

Groß auch ist die Festigkeit, mit welcher sowohl an alten Sagen, als am Aberglauben festgehalten wird. In dieser Beziehung ist vielleicht die Haide noch zu sehr eine terra incognita, denn der absichtliche Forscher erscheint vielfach dem Volke als ein Zudringlicher, der es verspotten könnte, und nur durch Sammeln von vielen Daten durch Männer aus dem Volke selbst kann ein Fond gewonnen werden, den dann die Männer der Wissenschaft schon verwerthen werden, und so würde uns noch viel Interessantes dargeboten werden können.

So wie die Haide endlich selbst pikant und originell ist, so bietet auch das Volksleben viele originelle Seiten dar.

Die Schützenhöfe und Jahrmärkte sind im Lüneburgischen wirkliche Vergnügungstage für Alt und Jung aus dem Volke. Haben doch sogar die Kinder ihren Schützenhof! Märkte und Schützenhöfe werden indeß nur in Städten, Flecken und größeren Dörfern gehalten; doch kommt immer zahlreicher Besuch aus anderen Orten.

Originell ist das Zusammenarbeiten der Landleute. So vereinigen sich mehrere Familien zum gemeinschaftlichen Dreschen, Mähen ꝛc., wobei die frühesten Morgen- und die Abendstunden benutzt werden, während man Mittags schläft. Daß es hierbei an guter Bewirthung, an munterem Gesange ꝛc. nicht fehlt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Mit dem Flachsboken (Klopfen) wird es eben so gehalten, und man hört noch spät des Abends das Hämmern, Singen und Jubeln. Bei dem sogenannten Flachsschwingen steht die ganze Dreschdiele voller Frauen und Mädchen, die an einem hölzernen Gestelle mit einem dünnen Holzdrette mit Griff die holzigen Theile des Flachses entfernen. Wer ihnen in die Hände fällt, wird mit einer „Flachsriste“ oder einer Fessel des feinsten Flachses am Arm geziert, wofür er ein Trinkgeld entrichten muß; will er

Digitized by Google

dieſes aber nicht geben, ſo wird er krumm zuſammen gebunden oder in der Flachsſpren gewälzt.

Originell erſcheinen auch die Hochzeiten. Die Vorbereitungen ſind getroffen; Kuchen, Stuten (große Weizenbrote) und Brot ſind gebacken, das Hornvieh geſchlachtet, der Schweineſchinken liegt bereit, die Hühner ſind gerupft, und die Nachbarn haben ihre Gaben an Milch, Eieen, Mehl, Butter ꝛc. gebracht. Da kommt auf einmal vom Nachbardorfe her im brauſenden Galopp ein Wagen. Er iſt mit ſechs Pferden beſpannt, die mit Bändern und Knittergold reichlich ausgeſtattet ſind. Sie bäumen ſich wild und ſchütteln die mit bunten Bändern durchflochtenen Mähnen und das mit einem hohen Federbuſche geſchmückte Haupt. Die Fuhrleute ſchwingen die bebänderten Peitſchen, daß Einem die Ohren gellen; die Muſiker ſpielen auf den geſchmückten Inſtrumenten, daß es „eine Art hat“. Auf dem Wagen ſitzen der Tiſchler, welcher die auf dem Wagen befindliche Ausſteuer gemacht hat, der Freiwerber und eine alte Frau. Allenthalben wird angehalten; die erwachſenen Zuſchauer bekommen Schnaps und Semmel; unter die Kinder werden Pfeffernüſſe geſtreut. Hier und da wird auch wohl der Wagen durch ein quer über den Weg geſpanntes Seil aufgehalten. Die Alten äußern ziemlich ungenirt ihre Meinung über die auf dem Wagen befindlichen Kiſten und Kaſten ꝛc. Beim „Abladen“ ſind die Nachbarn thätig und feiern an dieſem Abend ſchon die „Vorköſt“. Es wird geſpielt, gewalzt, gegeſſen und getrunken.

Unterdeß hat ſich draußen das ganze Dorf verſammelt, auch haben ſich Leute aus einigen Nachbardörfern eingefunden. Die Burſchen ſind ſämmtlich mit Scherben und alten Krügen und Töpfen verſehen und beginnen damit eine luſtige Kanonade gegen die „große Thür“. Der Zweck dieſes „Polterns“ iſt, Bier, Branntwein und Kuchen zu erzwingen; der Bräutigam oder die Braut müſſen dergleichen perſönlich überreichen und ſie thun es um ſo lieber, jemehr gepoltert wird, denn das iſt ein Zeichen allgemeiner Theilnahme. Als ſymboliſche Bedeutung wird angegeben: alles Poltern muß in der Ehe unterbleiben; da es aber im Leben doch nicht ganz ohne Poltern hergeht, ſo mocht man dies lieber vorher ab.

Der Hochzeitsmorgen beginnt. Wie die Chriſten von jeher den Freitag ausgezeichnet haben, ſo feiern auch die lüneburger Landleute gewöhnlich an dieſem Tage ihre Hochzeiten. Der Morgen ſelbſt beginnt damit, daß die Muſikanten durchs ganze Dorf ziehen und das Lied blaſen: „Morgenroth“ und dann: „Feiſch ouf zum feöhlichen Jogen.“ Damit ſoll angedeutet werden, daß dieſer Tag für die Brautleute gewiſſermaßen ein traueiger iſt, indem das eine oder andere von ihnen Vater und Mutter verloſſen muß, doß aber die Hochzeitsgäſte im vollen Maße ihrem Vergnügen nachjagen müſſen. Zugleich iſt dieſes für die Gäſte eine Aumahnung, ſich „fertig zu machen“. Dann müſſen die geſchmückten und bekränzten „Jungfern“ los, um zu „nöthigen“, woeauf zuerſt die einheimiſchen Gäſte erſcheinen, nochher die auswärtigen. So wie ſie ankommen, nimmt der Voter oder der, welcher deſſen Stelle vertritt, ſie in Empfang. Zuerſt geht es zum Kaffeetiſch und darauf zum Frühſtück, das aus „Stuten“, Brod, Wurſt und Sülze beſteht. Die Mädchen nehmen dieſen Augenblick wahr, um ſich ſämmtlicher Mützen und Hüte der Männer zu bemächtigen, damit dieſe mit „Kränzen“ verſehen werden. Dobei hält man es folgendermaßen: die Trouzeugen, die Fuhrleute und der Bräutigom bekommen eine Blume mit Unterloge von „Knittergold“, die Fuheleute ou beiden Seiten, die Uebrigen nur on einer. Die Gäſte des Bräutigams erhalten eine Unterlage von grünem Papier zu ihrer Blume, die der Brout eine einfoche Blume, Verheieothete rechts, „junge Leute“ (d. i. Unverheirathete, auch wenn ſie 60 Jahre alt ſind) links, obwohl hieein auch Abweichungen vorkommen. Jeder muß dann ſeinen „Deckel“ mit einem Trinkgelde einlöſen.

Nachdem dies vallendet iſt, weeden noch einige Rundtänze gemacht, und damit iſt die Morgenfeier geſchloſſen. Die Trauzeugen nehmen nun die weinende Braut zur Hand, die Muſikanten ſpieten die Melodie: „Heute muß ich fort ꝛc.“, ſollen aber alsbald in einen brauſenden Hopſer, um das Ergreifende, die Trauer dieſer Scene gewaltſam zu beſeitigen. Nachdem Alle ihren Platz eingenommen, geht der Wagen fort im brauſenden Golopp; nur hier und do wird angehalten, um zu „ſpendiren“. Die Muſikonten ſpielen, „was ſie wiſſen“, und ſo kommt man im Kirchdorfe an. Nachdem doet Alles beendigt iſt, fährt mau wieder dem Bräutigamshauſe zu.

An der Gemarkung dee Flur machen die Fuhrteute „Halt“, wenden bei ſtillſtehendem Wogen das Geſpann, und der Vorreiter, welcher neben der Brout hält, fragt, militäriſch grüßend: „Junge Frau, wer hot Euch hierher geführt?“ — „„Gott und gnte Leute.““ — „Nun ſo könnt Ihr künftig doch nicht ſogen: Woenm hat mich der Teufel hierher gebracht?“ — Dorouf wird den Fuheleuten ein bedeutendes Teinkgeld verobreicht und dann weiter gefahren.

Wenn die Wagenführer auf dem Hofe ankommen, finden ſie alle Thüeen verſchloſſen; nur gegen das Gelübde, artig zu leben und gute Kinder zu ſein, läßt man ſie ein. Dieſe ſymbotiſche Hondlung ſoll ihnen eben das vierte Gebot in anſchouliher Weiſe vorführen und zugleich andeuten, wie ſie das Haus, das ihnen übergeben wird, nicht als ein Recht beanſpruchen können.

Nun wird zur Mahlzeit geſchritten. Obenan ſitzen Mann und Frau, dann die Trauzeugen, darouf die Jungfern, endlich die Gäſte bunt gruppirt. Die Muſikanten machen Tafelmuſik: „Es konn ja nicht immer ſo bleiben ꝛc.“ Dreimal wird geſommelt; zuerſt kommt der „Muſikantenteller“ mit einem Mundſtücke von einer Trompete daeouf; dann der „Köchinteller“ mit Sotz, endtich der „Wäſcheriuteller“ mit einem Waſchlappen und Aſche. Die Mahlzeit beſteht aus drei Gängen; zuerſt Hühnerſuppe mit „Stuten“ und Hühnern, dann Fleiſch und Gemüſe, endtich „grot Klüt“, d. i. ein derber Mehlpudding mit Roſinendrühe, Reisbrei und Zwetſchen.

Nach beendigter Mohlzeit ſchreitet man zum „Brauthandel“, indem die Trauzeugen des Mannes von denen der Fran dieſe erhandelu; dabei ſollen dann allerlei ſpaßhafte Reden. So wuede eiumat eine Fran verkaufſt für eine Metze Haſeegrütze, wozu der Haſer auf dem Blocksberge geſäet werden ſollte.

Der ſodann beginnende „Eheeutanz“, den die Frau ſata mit den Trouzeugen, den Fuheleuten ꝛc. tanzt, und den die Jungfern, mit Lichtern in den Händen, im Kreiſe begteiten, endigt mit einem Tanze zwiſchen Mann und Frou. Endlich ſchlägt der Mann beim letzten Rundtanze alle Lichter aus und muß nun im Dunkeln ſeine Frau „erhoſchen“. Ergeeift er eine Verkehrte, ſo fehlt es nicht an Neckerei.

Früher wurde on dieſem Abend ouch ſämmtliches Leinen, Bettzeug ꝛc. der Brout zur Schau ausgetegt, und zwar das von der Braut beardeitete beſanders. Dieſe pflegte auch an dieſem Abende alle ihre Kleider anzuziehen. Damals war es ein großer Lurus, wenn ein Landmädchen drei Kleider hatte.

Die Feier des erſten Toges endigt erſt ſpät, nachdem der jungen Frau der Kranz geraubt iſt.

Der zweite Tag beginnt damit, daß Mann und Frau zum „Einladen“ gehen, und zwar jener mit der Rumflaſche und dieſe mit dem Kuchenkarbe. Unter Tonz und Klang, Eſſen und Trinken wird die Hochzeit vollendet, und die Flitterwochen beginnen.

Geht ein Brautpaar, das in notoriſch ſchlechtem Rufe ſteht, zur Trauung, ſo wird oft heimlich der Weg zur Kiecke mit Häckerling oder Spreu beſtreut, und dieſen Schimpf vermag ein ſolches Paar nie wieder auszutilgen.

Digitized by Google

Wenn eine Verlobung wieder zurückgegangen iſt oder Einer einen Korb davon getragen hat, ſo wird ihm eine „Kiepe“ gebracht, d. h. die jungen Burſchen tragen mit vieler Gefahr in nächtlicher Stille einen alten Bienenkorb mit einem alten Hühnerneſte und einer großen Strohpuppe aufs Hausdach, was am andern Morgen natürlich in aller Frühe einen ungeheuern Auflauf und lange Spöttereien veranlaßt.

Gehen wir nun zu hiſtoriſch-ethnographiſchen Einzelheiten über.

Man findet im Lüneburgiſchen häufig mächtige Erdhügel, „Hünengräber oder Hünenbetten“ genannt, welche das Volk für Begräbnißſtätten von Hünen ausgibt. Während man unter Rieſen ungewöhnlich große Leute verſteht, ſollen die Hünen ſich durch ihre ungemeine Stärke ausgezeichnet haben, indem ſie, wie das Volk erzählt, mit Felſen wie mit Nüſſen umherwarfen oder ein drückendes Sandkörnchen aus dem Schuhe ſchüttelten, was dann von den Menſchen als ein großer Steinblock angeſtaunt wurde. Viele dieſer Steinhügel ſind leider durch den fortſchreitenden Anbau zerſtört worden, doch hat man bei dieſer Gelegenheit auch gefunden, was in der That daran iſt. Sie waren die Begräbnißſtätten unſerer Vorfahren. So wie jetzt das Gedächtniß der großen Männer durch Denkmäler bewahrt wird, ſo dienten dieſe Erdhügel in freundlichen Thälern, auf weitſehenden Hügeln oder an friedlichen Bächen dazu, die Erinnerung an die Helden zu bewahren. Manchmal liegen ſie paarweiſe bei einander. In dieſem Falle iſt wahrſcheinlich der größere Hügel das Begräbniß des Heldenmannes, der kleinere das ſeines Weibes. Auch ganze Hügelgruppen findet man, die auf Familienbegräbniſſe hindeuten. Dieſe Begräbnißſtätten ſind oft von den Kronen uralter Eichen beſchattet, und man findet in ihnen Aſchenkrüge, Münzen ꝛc.

Aehnliche Denkmäler ſind die Steinhäuſer bei Fallingboſtel. Sie beſtehen aus aufrecht ſtehenden, an einander paſſenden, inwendig bearbeiteten, ungleichen Granitblöcken, die durch einen koloſſalen Deckſtein geſchloſſen werden.

Die Lüneburger Haide zählt über 400 Erdhügel und 100 Steinhäuſer an verſchiedenen Orten, vorzugsweiſe jedoch an den Ufern der Ilmenau. Ueberhaupt ſind die nördlichen Länder Europa's an ſolchen Zeichen der grauen Vorzeit reich.

An Städten und merkwürdigen Oertern mögen folgende aufgeführt werden:

Lüneburg a. d. Ilmenau iſt bekannt durch ſeinen Handel mit Leder, Oel, Seife und Neunaugen. Die Schifffahrt und das Frachtfuhrwerk hatten früher den Handel der Stadt ſehr ausgedehnt und den Wohlſtand gehoben, doch haben dieſe Beſchäftigungen während der franzöſiſchen Kriege und in neuerer Zeit durch die Eiſenbahn ſehr gelitten. Der Kalkberg, der von Verbrechern bearbeitet wird, iſt ſchon erwähnt worden; die reiche ſtarke Salzquelle iſt bekannt. Noch geben Kugeln in den Wänden der Häuſer Zeugniß von dem Kampfe zwiſchen Dörnberg und Morand im Jahre 1813. Die Häuſer Lüneburgs haben meiſtens die „altfränkiſche Bauart“ und ſtehen mit den Giebeln nach der Straße zu.

Bordewik war zu Heinrichs des Löwen Zeit die blühendſte Stadt in dieſer Gegend und wurde bekanntlich von dem Herzog ihres Uebermuthes wegen zerſtört. Ein gewöhnliches Dorf ſteht jetzt an der Stelle der einſt mächtigen Stadt, von der nur der Damm übrig blieb, über deſſen Hauptthür ein Löwe mit der Unterſchrift Vestigium leonis (des Löwen Spur) ſteht.

Celle an der Aller, 1369 bis 1705 Sitz der Herzöge und von 1772 bis 1775 Aufenthaltsort der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark, iſt eine freundliche Stadt mit 13,000 Einwohnern und dem Oberappellationsgerichte, der höchſten juriſtiſchen Inſtanz Hannovers. Bekanntlich wird in Celle das Hochdeutſche ſehr rein geſprochen.

In dem Flecken Ahlden war die Gemahlin Georg I., Sophie Dorothee, im Schloſſe von 1694 bis 1726 gefangen.

Donnenberg war von 1659 bis 1672 die Reſidenz der donnenbergiſchen Nebenlinie des braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſes, und der alte Thurm ſah einſt Waldemar III. von Dänemark als Gefangenen in ſeinen Mauern.

Horburg a. d. Elbe mit 11,000 Einwohnern, Hafen und Schifffahrt, gewinnt in induſtrieller und commerzieller Beziehung einen immer größern Aufſchwung.

Die Städte: Celle, Hitzacker, Lüchow, Sellau, Walsrode, Giſthorn, Burgdorf, Winſen a. d. Luhe, Schnackenburg u. a. m. ſpielen zwar keine hervorragende Stelle, ſind aber doch immer ein Beweis, daß die Lüneburger Haide nicht „leer“ iſt, wie Curtmann meint.

Hermannsburg iſt durch ſeine Miſſionsanſtalt in weiteren Kreiſen bekannt geworden.

Das Wetter im Sprichwort.

Trotzdem für die Sammlung und Verarbeitung von Sprichwörtern in der letzten Zeit unendlich viel geſchehen iſt, ſo ſcheitet die Forſchung doch noch auf dieſem Gebiete rüſtig vorwärts. Man begnügt ſich nicht mehr mit einer einfachen Nebeneinanderſtellung des geſammelten Materials, ſondern verarbeitet daſſelbe organiſch zu gleichartigen Gruppen, die uns dann einen ruhigen Blick über die unerſchöpfliche Fülle der Sprichwörter geſtatten. Auf dieſem ordnenden Wege iſt namentlich Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld vorgegangen; außer vielen anderen Werken beweiſt dies ſeine neueſte Arbeit „Das Wetter im Sprichwort“ (Leipzig, Frirs. 1864). Wo der Verfaſſer nicht ſelbſt geſammelt hat, läßt er überall die beſten Gewährsmänner eintreten, und namentlich ſind neben den germaniſchen Völkern auch die ſlaviſchen Nationen tüchtig bedacht worden. Wie die originelle Faſſung vieler Sprichwörter bei den verſchiedenen Nationen ihnen auch ein ethnographiſches Intereſſe verleiht, hat Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld bereits früher im „Globus“ (Bd. V. 53 ff.) gezeigt. In dem neuen Werke des Verfaſſers treten uns auch wieder viele in dieſer Beziehung merkwürdige Sprichwörter entgegen, die zur Charakteriſirung der Völker, welche ſie gebrauchen, dienen können. Wie erwähnt ſind namentlich die germaniſchen und ſlaviſchen Völker reichlich in der Sammlung vertreten, aber auch die anderen ſind nicht verhältnißlos, denn äthiopiſche, griechiſche, albaneſiſche, andalauſiſche, arabiſche, bergamaskiſche, baskiſche, bretagniſche, corſiſche, eſtniſche, finniſche, furlaniſche, franzöſiſche, hebräiſche, hindoſtaniſche, italieniſche, koleniſche, lettiſche, litauiſche, magyariſche, maltheſiſche, negerengliſche, perſiſche, portugieſiſche, provençaliſche, ſpaniſche, tatariſche, türkiſche und Zigeuner-Sprichwörter werden mitgetheilt.

Aber gerade bei der vom Verfaſſer eingeführten überſichtlichen Anordnung der auf das Wetter bezüglichen Sprichwörter noch Jahr, Jahreszeiten, Himmel und Geſtirnen, Wind und Wolken, Regen und Gewitter, ſowie noch den einzelnen

Digitized by Google

Monaten zeigt ſich oft eine merkwürdig gleiche Anſchauung unter ſtammverwandten Völkern, die auf eine gemeinſchaftliche Quelle hinweiſen. Oft ſind die Abſchattirungen nur ſehr feine, anderſeits treten darin aber auch die durch die Natur des Landes, in dem ein Volk lebt, ſowie durch deſſen Sitten und Gebräuche bedingte Abänderungen hervor.

Um zu zeigen, wie Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld ſeinen Stoff organiſch einordnet, laſſen wir hier ſein Kapitel über den Monat Mai im Sprichwort folgen, der gerade nicht immer „der wunderſchöne“ genannt wird.

Allegru quo Maju,
(Heitre wie der Mai),

pflegt man auf der Inſel Sardinien Jemand zu nennen, der ein vor Glück und Freude ſtrahlendes Geſicht zeigt, denn:

Der Mai iſt der ſchönſte Monat im Jahre, (mailändiſch)

oder:

Der Mai hat nicht ſeines Gleichen, (lombardiſch)

und wird deshalb auch von den Engländern:

The merry month of May
(Der luſtige Monat Mai),

genannt. Nur die Ruſſen rufen kopfſchüttelnd:

Ei, ei, Herr Mai, warm, aber hungrig!

und die Venetianer ſprechen bedenklich:

Der Mai gierig, ein langer Monat!

weil gewöhnlich die Kornpreiſe ſteigen, und der Arme keine Vorräthe mehr hat.

Darum rathen auch die Portugieſen:

Sommerweizen, iß ihn nicht, noch gieb ihn weg, ſondern heb' ihn für den Mai auf,

indem ſie hinzufügen:

Der Mai ißt den Weizen, und der Auguſt trinkt den Wein,

da in dieſem Monat die neue Weinleſe, in jenem die Ernte nahe bevorſteht. Wie jedoch beide ausfallen werden, hängt hauptſächlich von der Witterung des Maies ab, denn:

Im Mai wird Korn und Wein geboren, (franzöſiſch)

und dieſer wird deshalb je nach den Ländern verſchieden gewünſcht:

Mai kühl und naß
Füllt dem Bauer Scheuer und Faß,

heißt es in Norddeutſchland;

Abendthau und kühl im Mai,
Bringt Wein und vieles Heu,

in der Rheinpfalz;

Kühler Mai, nalle Kaſten,

oder:

Kühler Mai
Bringt Stroh und Heu,

in Tyrol;

Den Mahen voll Wind
Begehrt das Bauerngeſind,

in der Schweiz, und:

Maimond kalt und windig
Macht die Scheuer voll und pfündig,

in England.

Die Franzoſen dagegen ſprechen:

Mai kalt macht Niemand reich,

und in Oberitalien wiederum ſagt man:

Mai kühl, Stroh und Korn,

und:

Mai kühl und windig macht das Jahr fruchtbar;

in der Picardie:

Kühler Mai und warmer Juni geben gutes Brod und guten Wein;

bei den Basken:

Mai kalt, fröhliches Jahr;

in Spanien:

Im Mai kalt, vergrößert deinen Speicher,

und in Portugal:

Mai naß, wird das Korn ſehr körnig.

Während aber faſt alle romaniſchen Völker gleich den Basken behaupten:

Regen im Mai, Brod für das ganze Jahr, (franzöſiſch, ſpaniſch, portugieſiſch, ſicilianiſch)

und die Bergamasker verſichern:

Kalt im Mai, Aehren im Auguſt,

iſt man in Toscana und Brescia der Anſicht:

Mai trocken, Getreide überall,

und erklärt in Böhmen:

Maiwaſſer trinkt den Wein aus.

Aus einem ähnlichen Grunde ſagen die Portugieſen:

Mai Kohlbauer,
Iſt nicht Weinbauer,

und theilen den Glauben der Spanier, Mailänder und Venetianer:

Der Mai Gärtner, viel Stroh und wenig Körner.

Die Deutſchen meinen zwar:

Wenn der Mai ein Gärtner iſt, iſt er auch ein Bauer,

geſtehen jedoch gleichfalls zu:

Will der Mai ein Gärtner ſein,
Trägt er nicht in die Scheuern ein.

Für ſehr nachtheilig hält man in Italien die Gewitter im Mai, weshalb es heißt:

Gewitter im Mai, vollſtändiges Unheil,

und auch in Deutſchland ſieht man es nicht gern, wenn es häufig donnert, denn:

Donnert es oft im Mai, wird ein unfruchtbares Jahr,

wogegen die Polen zu ſagen pflegen:

Häufige Gewitter im Mai zerſtreuen den Bauern die Sorgen.

Eben ſo wenig liebt der Deutſche heftigen Froſt, weil er ſpricht:

Kalt und Nachtfröſte ſchädlich ſind,
Gut hingegen fern die Wind,

und:

Froſt im Monmond thut der Blüthe Schaden,

und der Engländer fürchtet zu ſtarke Regengüſſe, da er aus Erfahrung weiß:

Eine Maiflut
Thut nie gut.

Auch anhaltende Hitze kommt ihm nicht gelegen, indem er behauptet:

Heißer Mai macht den Kirchhof fett,

und dieſelbe Frucht vor Krankheit läßt die Landkutr in der Lombardei wünſchen:

Mai bewölkt und das Haus durchwärmt, dann bleibt die Magd geſund.

Die Spanier und Portugieſen dagegen betrachten es im Grunde als ein Glück, während des Maimonats krank zu werden, weil ſie das Vorurtheil haben:

Fieber (port.: Durchfall) im Mai,
Das ganze Jahr von Krankheit frei.

Gleichwohl rathen die Spanier, um vor Erkältung zu ſchützen:

Im Mai leg' deinen Sayo (Kittel oder Ueberwurf) nicht ab,

oder:

Behalt' den Sayo im Mai,

und die Bergamasker warnen:

Bis zum 40. Mai leg' nicht die Winterſachen ab.

Eben ſo gilt in Spanien als Regel:

Den Kohl und die Brache mach' im Mai,

während die Bewohner Oberitaliens die Weiſung geben:

Im Monat Mai verſieh' dich mit Holz und Käſe,

und als beſonders nöthig noch den leiſen Wink hinzufügen:

Wer einen guten Kloß hat, hebe ihn auf für den Mai,

denn der Mai iſt in der Lombardei gewöhnlich ſo kalt, daß die Mailänder, wie die Venetianer, ihn mit den Worten anreden:

Mai, lieber Mai,
Gieb deine Roſen, aber nur den Pelz!

Während es in Frankreich heißt:

Wenn es am erſten Maitag regnet, ſo ſind die Quitten gepflückt (d. h. in der Blüthe vernichtet),

oder:

Wenn Jakob der Apoſtel weint, gibt es Eicheln in Fülle (ſterben ſehr wenig Eichen),

ſagt man in Deutſchland:

Zu Philipp und Jakob Regen,
Bedeutet viel Segen,

und:

Wenn am 1. Mai Reif fällt, geräth die Frucht wohl.

Auch glauben die Deutſchen:

Wenn der Mai den Maien (grünes Laub) bringet,
Iſt es beſſer, als wenn er ihn findet, (märkiſch)

oder:

Wenn ſich am Maientag nor die Krähe im Korn verſtecken kann, gibt's einen geſegneten Sommer,

und ſprechen daher:

Maitag ein Rabe,
Johannis ein Knabe.

In Oberitalien ſieht man Regen in den erſten Maitagen als ſchädlich für die Nüſſe an, weshalb die Venetianer verſichern:

Wenn es am hl. Kreuztag (3. Mai) regnet, werden die Nüſſe leer.

und die Bergamasker den wenig troſtreichen Rath ertheilen:

Se plöv a Santa Cruz,
No fa ciint sora i ûs nus
(Wenn es am hl. Kreuztag regnet, rechne nicht auf deine Nüſſe).

Namentlich aber hält man Regen am Himmelfahrtstage für ſehr nachtheilig, indem es heißt:

Wenn es am Himmelfahrtstage regnet, hört es 40 Tage lang nicht auf,

oder:

—, ſteht Alles ſchön aus, und iſt nichts gut; (bergamaskiſch)
—, wird viel Stroh und wenig Samen; (venetianiſch)
—, wird ſpärlich Brod, (mailändiſch)

mit einem Worte:

—, wird Alles verderben (lodiſch).

Auch läßt der Venetianer den Winter ſprechen:

Fin al giorno del Gallei
No te spoglar del paul miei
(Bis zum Galiläertage (Himmelfahrt Chriſti) zieh' meine Kleider nicht aus),

worin ihm der Spanier mit den Worten beipflichtet:

Lege den Pelz nicht ab, ehe die Galiläer kommen,

und der Schleſier Recht gibt in dem alten Reime:

Der Bauer nach der alten Art,
Trägt den Pelz bis Himmelfahrt,
Und thut ihn dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartelme.

Eben ſo meint der Waſſerpolak vorſichtig:

Bis Pfingſten laß den Pelz nicht fahren, und nach Pfingſten iſt es gut, im Pelz zu gehen,

und die Tſchechen, wie die Ruſſen und Kleinruſſen, geben gleichfalls Pfingſten als das Ende des Pelztragens an.

In Deutſchland fürchtet man:

Regen am Himmelfahrtstage zeigt ſchlechte Heuernte an,

wobei man in der Rheinpfalz und in Schwaben noch hinzuſetzt:

Wie das Wetter am Himmelfahrtstag,
So auch der ganze Herbſt ſein mag,

ſieht es aber, entgegen der Anſicht der Italiener und Tyroler:

Wenn es am Pfingſttag regnet, gehört aller Ertrag nicht uns,

und:

Wenns am Pfingſtſonntag regnet, regnets die halbe Nahrung hin, (Stubai.)

gern, wenn es zu Pfingſten regnet, denn:

Naſſe Pfingſten, fette Weihnachten;
Helle Pfingſten, dürre Weihnachten,

und:

Pfingſtregen,
Reicher Weinſegen.

In manchen Gegenden behauptet man:

Regnets am Pfingſtſonntag,
So regnets ſieben Sonntag,

und am Rhein glaubt man:

Reife Erdbeeren am Pfingſten bringen ein gutes Weinjahr.

Die Franzoſen halten den 3. und 9. Mai, welche ſie ſcherzhaft Croisset (von ste. Croix, Kreuztag) und Colinet (von st. Nicolas) nennen, für kritiſche Tage in Bezug auf den Weinbau, indem ſie ſprichwörtlich ſagen:

Georg (24. Mai), Marks (25. Mai), Jakob (1. Juli) und Kreuzlein (3. Juni),
Dieſe Vier machen den Markt vom Wein,

und ſchreiben dem Regen des 11. Maies einen eben ſolchen Einfluß auf das gute Gedeihen der Eicheln zu, wie dem des 1. Mai, weshalb es heißt:

S'il pleut le jour de st. Gengoul,
Les porcs auront de glands jour saul.
(Wenn es am Tag St. Gengouls regnet,
Werden die Schweine mit Eicheln geſegnet.)

Die Italiener rathen, am 9. Mai den Ochſen das erſte neue Heu zu geben:

An St. Nicolaus gib den Ochſen das Heu.

Die Ruſſen charakteriſiren das Wachsthum des Graſes mit den Worten:

An Georgi mit dem Korbe, aber an Nikola mit dem Wagen,

und wie der 6. Mai, der Tag des Evangeliſten Johannes vor der wälſchen Pforte, auf vlämiſch:

Klein Jan voor het waelsche porten,

oder:

Sint Jans in d'olie (St. Johann im Oel),

bei den Bauern Brabants in dem Rufe ſteht, anhaltendes gutes Wetter zu bringen, namentlich wenn an ihm Oſtwind herrſcht, ſo ſchließt man in Rußland von dem 11. Mai, dem Tag des heil. Mokij, auf die Trockenheit oder Feuchtigkeit des ganzen Sommers:

Iſt des heil. Märtyrers Mokij Tag feucht, wird der ganze Sommer feucht ſein,

vielleicht wegen der Aehnlichkeit des Klanges ſeines Namens mit dem Worte mokry, feucht.

Faſt allgemein iſt die Annahme eines Nachwinters um Mitte Mai:

A la mi-mai
Quoue d'hivor (franzöſiſch)
(Um Maimitte, Winterſchleppe).

Die Landleute in Oberitalien bezeichnen ihn als l'inverno del cavalieri, den Seidenwürmerwinter. In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pancraz und Servaz „die Eisheiligen" genannt werden; in Deutſchland beſchuldigt man die Heiligen Pancratius (12. Juni), Servatius (13. Juni) und Bonifacius (14. Juni), Kälte mitzubringen, und ſagt daher in der Pfalz:

Pankraz, Servaz und Bonifaz ſind drei Eismänner,

und in der Eifel:

Wer ſeine Schafe ſcheeret vor Servaz,
Dem iſt die Wolle lieber, als das Schaf.

Die Tſchechen haben aus den Anfangsſylben dieſer drei Heiligen, welche ſie ebenfalls die „Eismänner" nennen, einen beſondern Herrn, den „Pan Seeboni", geſchaffen, dem ſie nachſagen:

Pan Serboni verbrennt die Bäume,

weil man bei ſeiner Ankunft heizen muß.

Die Ruſſen glauben, daß mit dem 14. Mai die Nordwinde aufhören, weshalb ſie ſprechen:

Iſt Iſidor vorbei, ſind die Nordwinde vorbei,

und die Deutſchen verſichern zwar:

Kein Reif nach Servaz,
Kein Schnee nach Bonifaz,

legen aber dennoch ihre Furcht vor Nachtfröſten nicht vor dem 25. Mai ab, denn:

St. Urban pflegt ſeine Mutter vom Ofen zu hacken,

und ſein Feſttag gilt als das Ende der kalten Nächte. Ueberhaupt wird dieſem Tage ein großer Einfluß zugeſchrieben.

Auf St. Urben
Iſt das Korn weder gerathen, noch verdorben,

aber, wie es in einem pfälzer Sprichwort heißt:

Dankt St. Urban dem Herrn,
Er bringt dem Getreide den Kern,

und nach der Anſicht der Italiener hat nicht nur der Roggen, ſondern auch der Weizen bis zum Urbanstage alle Körner bereits vollſtändig gebildet. Die Lombarden behaupten daher:

Wenn es am Tage St. Urbans regnet, verliert jede Aehre ein Korn.

Digitized by Google

Namentlich aber für den Wein hält man den Regen an dieſem Tage für unheilvoll, denn:

St Urban iſt auch ein Weinheld, (deutſch)

und:

Pankraz und Urban ohne Regen,
Folgt ein großer Weinſegen,

oder:

St. Urban hell und rein,
Segnet die Fäſſer ein;

wogegen, wenn es am Urbanstage regnet, nach der Meinung der Winzer im Maasthal die Beere ungleich groß und die Leſe ſehr gering werden ſoll.

In Frankreich verſichert man deshalb:

An St. Urban,
Was im Weinberg, gehört dem Bauern an,

indem man hinzufügt:

Der weiß nicht, was Weinverlaſſen iſt,
Der nicht vom Mai das Ende abwartet,

und in Süddeutſchland ward ehemals, um am Urbanstage ſchönes Wetter zu haben, das Bild des Heiligen feierlich herumgetragen und bei Regenwetter aus Jagrimm ins Waſſer geworfen, woher ſich noch das Sprichwort ſchreibt:

Wenn Sanct Urban kein gut Wetter geit,
Wird er in die Pfützen geleit.

Die Inſel Tſu-ſima in der Koreaſtraße.

In der zwiſchen der Halbinſel Korea und den japaniſchen Inſeln liegenden Straße, welche den Eingang zum Gelben Meere beherrſcht, liegt die Inſel Tſu-ſima, die ähnlich wie Neuſeeland in einen nördlichen und ſüdlichen Haupttheil zerfällt; mehrere kleine Inſeln ſchließen ſich an. Genau wird ihre Ausdehnung durch 34° 5′ und 34° 43′ nördliche Breite, ſowie 129° 8′ und 129° 27′ öſtliche Länge von Greenwich bezeichnet. Das engliſche Schiff Actäon, Capitain Ward, machte Anfang Auguſt 1861 die erſte Aufnahme der Inſel. Die von Ward eingezogenen Nachrichten veranlaßten Lorenz Oliphant, der Inſel einen Beſuch abzuſtatten, und obgleich die Mittheilungen, welche er gibt, noch ſehr lückenhaft ſind, ſo ſind ſie doch als die einzigen zuverläſſigen, die wir über Tſu-ſima haben, von großem Werthe. Sein Reiſebericht ward am 26. Januar 1863 in der geographiſchen Geſellſchaft zu London verleſen und iſt jetzt im Journal der Geſellſchaft für das Jahr 1863 mitgetheilt. Begleitet iſt der Aufſatz von einer Karte der Inſel nach Wards Aufnahme.

„Etwa 80 engliſche Meilen weſtlich von der Straße von Simonoſaki liegt die Inſel Tſu-ſima. Am Morgen des 27. Auguſt (1861) langte ich mit dem Schiffe „Ringdove“ bei dem Südende derſelben an. Am meiſten fiel mir ein zweigipfeliger Berg in die Augen, der ſich in der Mitte der Inſel bis zu 1760 Fuß Höhe erhebt; aber ſüdlich von dieſem liegt ein anderer Berg, der bis zu 2500 Fuß aufſteigt und unſers Wiſſens der höchſte auf Tſu-ſima überhaupt iſt. Der ſüdliche Theil der Inſel beſteht aus zwei breiten Thälern, die durch einen bewaldeten Gebirgsrücken getrennt werden. Die Thäler ſelbſt ſind theilweiſe kultivirt und bewohnt und gleichen eins dem andern ſehr; die höher gelegenen Landſtrecken ſind mit Urwald bedeckt.

Da wir die genaue Lage der Hauptſtadt Tatchia nicht kannten, ſo erkundigten wir uns am Ufer danach. Dann fuhren wir an der öſtlichen Küſte hin, die wenig bewohnt, felſig und abſchüſſig erſchien. Vorſichtig drangen wir in eine Bucht ein und warfen eine halbe engliſche Meile vor der Stadt Tatchio Anker. Für die kleinen heimiſchen Schiffe gewährt der Hafen hinter einem Felſenvorſprung genügenden Schutz, für größere dagegen nicht. Der mit Fichten beſtandene Felſen ſteigt etwa 100 Fuß hoch aus dem Waſſer auf und gibt der Landſchaft ein eigenthümliches Anſehen. Die Bai ſelbſt iſt mit bewaldeten Hügeln umgeben, in ſie mündet ein Strom, der aus einem gut bebauten Thale kommt, und an deſſen Mündung die Stadt liegt.

Da Tſu-ſima der Privatbeſitz eines Fürſten iſt, und die kaiſerliche Regierung kaum eine Controle über dieſen ausübt, ſo war es mir unmöglich, Stadt und Umgebung näher zu erforſchen. Während ich mich vergeblich bemühte, mit der hohen Perſönlichkeit eine Unterredung zu erlangen, wurde ich zurückgehalten und in einem Wachthauſe am Ufer ſo eifrig beobachtet, daß es mir nicht möglich war, zehn Schritte nach irgend einer Richtung hin zu machen. Wenn ich auch keine Gelegenheit hatte, meine Wißbegierde zu befriedigen, ſo ſtand doch den Einwohnern, Mann, Weib und Kind, nichts im Wege, den erſten Engländer, der in Tatchio gelandet war, genau zu betrachten.

Tatchia ſoll 10,000 Einwohner haben. Von anderen japaniſchen Städten unterſcheidet es ſich durch nichts; ich bemerkte nicht einmal einen Unterſchied in den Geſichtszügen oder der Kleidung des Volkes, obgleich ihre Sprache von dem Japaniſch der anderen Inſeln etwas abweicht. Als ſcheinbarer Einwand gegen meinen Beſuch beim Fürſten wurde angeführt, daß ſeine Reſidenz vier engliſche Meilen landeinwärts liege; der wahre Grund war aber ſicher der, daß er ſeine Würde durch den Empfang eines Fremden zu entweihen glaubte. Man erzählte mir, daß ſein Palaſt drei Stockwerk hoch und von Parks und Gärten umgeben ſei; daß er ſowohl durch geiſtige Eigenſchaften als Körperſtärke ausgezeichnet ſei, denn er meſſe ſieben Fuß, ſei aber mit Geſchwüren bedeckt. In Jeddo ſoll ſein Einfluß ſehr groß ſein. Er hat eine legitime Frau, 12 Kebsweiber und 43 Kinder. Sein Sohn war als Geißel in Jeddo; einige ſeiner unehelichen Kinder ſtanden beim Kaiſer in Dienſt, während andere in ſeiner eigenen Armee Offizierſtellen inne hatten.

Die Botſchaften, die zwiſchen der Reſidenz des Fürſten und der Stadt meinetwegen hin- und hergeſchickt wurden, hatten ſo viel Zeit in Anſpruch genommen, daß es neun Uhr Abends geworden war, bevor ich die Nachricht erhielt, daß ich mit dem erſten Staats-Sekretair eine Unterredung haben ſollte. Ich ging durch eine kurze Straße nach dem Zuſammenkunftshauſe; zu beiden Seiten waren Männer mit großen Papierlaternen aufgeſtellt.

Die Anordnungen, welche man für meinen Empfang getroffen hatte, waren ſehr einfacher Natur; ein gewöhnlicher Tiſch, der augenſcheinlich erſt ſeit meiner Ankunft verfertigt worden war, ſtand von ſauber gearbeiteten Stühlen umgeben, deren Sitze mit der Tafel des Tiſches in gleicher Höhe waren. Sehr große Kerzen erhellten das Zimmer. Wie üblich erhielt Jedermann Pfeifen und Tabak dargereicht, und da unſere Unterredung bis nach Mitternacht dauerte, bekamen wir auch Kuchen und Fleiſch.

Vor Sonnenaufgang gingen wir wieder unter Segel und fuhren an der Weſtküſte der Inſel weiter, bis wir gegen Mittag den Tſu-ſima Sund erreichten. Es iſt ſchwer, eine Beſchreibung von den vielen netzförmig verzweigten Kanälen zu geben, welche das hügelige Land nach allen Richtungen hin durchſchneiden und ein wahres Waſſerlabyrinth bilden, das ſich nur mit den norwegiſchen Föhrden vergleichen läßt. Doch iſt die Land-

Digitized by Google

ſchaft nicht wild und zerriſſen, ſondern ſanft, abgerundet, und überall taucht der kräftige Blattſchmuck der Pflanzen in das Waſſer. Hier fänden alle Schiffe der Erde einen ſichern Hafen, in dem ſie nicht einmal Anker zu werfen brauchten, denn jedes Schiff könnte ſich an einen Baum befeſtigen und dabei doch im tiefen Waſſer bleiben. Wenn man alle Schönheiten dieſes Sundes erforſchen will, muß man die tiefen Einſchnitte deſſelben mit einem Boote befahren; meine Zeit war aber ſo beſchränkt und ſo ſehr von anderen Geſchäften in Anſpruch genommen, daß mir nur wenig in dieſer Beziehung zu thun übrig blieb. Die Ufer ſind dünn bevölkert, hier und da erblickt man einige Fiſcherhütten am Rande, meiſtens aber rücken die Wälder bis dicht an das Waſſer heran. Am gemeinſten ſind immergrüne Eichen, Sykomoren, Pappeln, Cypreſſen und Nadelhölzer verſchiedener Art. Einer meiner Reiſegefährten, welcher das Hauptland beſucht hatte, verſicherte mir, daß die Flora im Ganzen mehr einen Mantſchu- als einen japaniſchen Charakter zeige. Auch die Faſanen ſind von denen auf Nipon verſchieden; wilde Katzen kommen auch vor und eine in Japan ganz unbekannte Hirſchart. Ich hatte nicht genügend Gelegenheit, mich über dieſe Punkte aufzuklären.

Die Inſel beſteht aus vulkaniſchen Bildungen, iſt hügelig und dicht mit Wald bedeckt. Durch den eben erwähnten Sund zerfällt ſie in zwei Theile; die nördliche Inſel iſt etwas größer als die ſüdliche, mit der ſie aber durch eine Sandbank verbunden iſt, die am öſtlichen Ende liegt und bei niedrigem Waſſerſtande einen trockenen Uebergang bildet. Die ganze Inſel iſt 35 engliſche Meilen lang; die Breite wechſelt zwiſchen 8 und 10 Meilen. Ein Weg verbindet den Tſu-ſima Sund mit der Hauptſtadt, die von dort 9 Meilen entfernt liegt. Die Geſammtzahl der Einwohner ſoll 30,000 betragen; doch iſt unſere Kenntniß von der nördlichen Inſel noch ſehr ungenügend.

Der Fürſt von Tſu-ſima, welcher alleiniger Eigenthümer und gleichſam ſouveräner Häuptling des ganzen Landes iſt, unterhält in der 40 engliſche Meilen entfernten Stadt Choſiu auf Korea eine Beſatzung von 300 Mann. Er iſt Inhaber des Handelsmonopols mit Korea, von wo Tigerhäute, Felle, Reis, Silber und Gold kommen. Der größte Theil des japaniſchen Goldes ſoll aus Korea kommen, und der Handel mit dieſem edlen Metalle iſt eine der Hauptreichthumsquellen des Fürſten. Unter welchen Bedingungen Choſan von einer japaniſchen Garniſon beſetzt iſt, wie die Verhältniſſe zwiſchen der kaiſerlich japaniſchen, koreaniſchen und der Regierung von Tſu-ſima ſind, darüber wiſſen wir noch nichts — aber die Zeit iſt wohl nicht mehr fern, wo unſere politiſche und geographiſche Kenntniß von dieſem intereſſanten Ländchen eine weit beſſere ſein wird."

Aus der Steinöl-Region in Nordamerika.

Das Petroleum hat binnen wenigen Jahren eine großartige Bedeutung gewonnen, und mit Recht rühmen die Yankees, daß für ſie nicht mehr die Baumwolle, ſondern das Steinöl „König" ſei. Pennſylvanien bildet den Kern der Region, welche man jetzt als Petralia bezeichnet; aber auch im weſtlichen Neuyork, im weſtlichen Virginien, in Kentucky und in Michigan wird Steinöl gewonnen. Wir finden über den Gegenſtand im Neuyork Herald vom 19. Oktober eine ausführliche Abhandlung, welcher wir die folgende Angabe entlehnen.

Der Vorrath iſt allem Anſcheine nach unerſchöpflich. Das Steinöl kommt vorzugsweiſe nicht zwiſchen den ebenen, geſchichteten Geſteinslagen vor, ſondern in Höhlungen, die mehr oder weniger tief ſind, und aus denen es nicht ſo leicht vom Waſſer weggeſpült werden kann. In beſonders großer Menge findet man es gewöhnlich da, wo das Geſtein Störungen und Verwerfungen erlitten hat, und an ſolchen Stellen treiben die kundigen Leute am liebſten ihre Schächte. Dieſe Höhlungen oder „Löcher" haben ſelten eine beträchtliche horizontale Ausdehnung, und es trifft ſich kaum, daß zwei unweit von einander liegende „Brunnen" in einer und derſelben Tiefe Oel geben, gleichviel ob die Geſteinsſchicht horizontal oder geneigt iſt. Andrerſeits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß manche unterirdiſche Oelbehälter mit einander in Verbindung ſtehen, theils fortwährend, theils mit Unterbrechungen. In der Region des Oil Creek kommt das Petroleum im Sandſtein vor, der ſehr poröſ zu ſein ſcheint; er gleicht den Honigwaben eines Bienenkorbes, und das Oel befindet ſich in den Löchern.

Wenn man den Schacht getrieben hat und Oel in denſelben eintritt, dann ſteigt Gas in die Luft empor, manchmal bis zu 40 und 50 Fuß; dann fällt und ſteigt es in Zwiſchenräumen, und das dauert oft lange Zeit. Man bezeichnet das als das „Athmen der Erde". Dieſe regelmäßige Abwechslung kommt zwei- bis dreimal täglich, aber in manchen Brunnen auch eben ſo viele Male ſtündlich vor. Allmälig aber, in dem Maße, in welchem der Zufluß von Oel ſich vermindert, werden die Zwiſchenräume länger, falls nicht etwa, was keineswegs ſelten vorkommt, neue unterirdiſche Verbindungen ſich öffnen und den Brunnen friſche Vorräthe zuführen. Manche intermittirende Brunnen haben im Anfang täglich 300 bis 350 Faß (Barrels) und im Ganzen bis zu 20,000 Faß Oel geliefert. Manche Brunnen geben ſtärkere Ausbeute bei Regenwetter, während andere alsdann ſo lange nichts geben, bis man das Waſſer entfernt hat.

Die Anlage eines etwa 600 Fuß tiefen Brunnens ſtellt ſich auf durchſchnittlich 6100 Dollars. Die Yankee-Regierung, die jetzt Alles, auch die Grabſteine (es iſt buchſtäblich wahr) beſteuert hat, nimmt von der Gallone raffinirten Petroleums einen fünftel Dollar Abgabe, von nicht raffinirtem nur die Hälfte, 10 Cents. Am Erzeugungsorte wurde am 8. Okt. 1864 das Faß (Barrel zu 41 Gallons) unraffinirten Petroleums mit 7 Dollars bezahlt, in Neuyork mit 15 Dollar 35 Cents per Faß. In der pennſylvaniſchen Brunnenregion hat man ſehr ausgedehnte Vorkehrungen getroffen, um das Oel bis an die Oil Creek-Eiſenbahn zu ſchaffen, z. B. vermittelſt ſehr langer Röhrenleitungen, eben ſo zur Atlantic- und Great Weſtern-Bahn. Die Neuyork Central-, die Pennſylvania Central-, die Erie- und Philadelphia- und die Neuyork-Eiſenbahn treffen jetzt alleſammt Vorkehrungen, um Zweigbahnen in die Oelgegend zu legen. Jetzt wird ein großer Theil des Petroleums auf dem Waſſerwege in Flachbooten nach Pittsburg gebracht. Die Röhrenleitungen ſind nach demſelben Princip gebaut wie unſere Gasröhren. Viele Seeſchiffe ſind beſonders auf die Petroleumfracht eingerichtet und haben große Zinkbehälter. Vom 1. Januar bis zum 1. Oktober 1864 ſind 16½ Millionen Gallonen mehr Petroleum nach Europa exportirt worden als in derſelben Zeit 1862. Nach Antwerpen gingen in den erſten acht Monaten

Digitized by Google

1864 nicht weniger als 135,043 Barrels Petroleum, wovon mehr als 120,000 roffinirt. Außerdem ſind Homburg, Amſterdam, Rotterdom, Havre und Morſeille, ſodann London und Liverpool Hauptausfuhrmärkte. Anfang Oktobers gob eine petersburger Firma einem neuyarker Hauſe einen Auftrag von 200,000 Dollars für Petroleum. In Neuyork hat ſich eine beſondere Steinölbörſe gebildet, Pine Street Nr. 50 und 52, die täglich von 400 bis 500 Händlern beſucht wird, und die Zahl der Petroleum-Kompagnien wächſt immer mehr, weil immer neue Oelgegenden aufgefunden werden. Allein in Neuyark und Pennſylvanien zählt man jetzt nohe on 250 ſolcher Oelkompagnien, deren der Herald 127 einzeln und mit Namen aufzählt; ſie haben ein Anlagekapitol von 88,000,000 Dollars, und rechnet man die übrigen hinzu, ſo kommt ein Anlagekapitol von mehr als 130 Millionen herous.

Das Petroleum wird längſt nicht mehr zum Brennen ollein gebroucht. Zu Meadville in Pennſylvanirn iſt jetzt ein Chemiker damit beſchäftigt, aus den Rückſtänden einen Brennſtoff zu gewinnen, welcher billiger und beſſer für Seedampfer ſei als die beſte Steinkohle. Die Verſuche ſind gelungen. Gleichfalls ous den Rückſtänden boben deutſche Chemiker in der Humboldt Raffinerie bei Piummer in der Oil Creek-Region eine himmelblaue Farbe, die Humboldt-Forbe, bereitet, die alle anderen übertreffen und ſich beſonders zur Seidenfärberei vorzüglich eignen ſoll. Auch andere bioue Farben, Azurin, Magenta und Roſina werden aus den Rückſtänden gewonnen, ſodann Benzin, Benzel, Raphtha und Oele verſchiedener Art.

Von dem groſsartigen Ertroge mancher Oelbrunnen kann man ſich einen Begriff mochen, wenn man erfährt, daß der Empire-Brunnen auf der Farm eines deutſchen pennſylvanischen Bauern, Funk, anfangs längere Zeit gegen 3000 Borreis täglich lieferte und jetzt regelmäßig nahe an 150 Baerels gibt! Das Petraleum iſt jetzt einer amtlichen Inſpektion unterworfen, und die Fäſſer erhalten Brandmärke.

Man berechnet, daß im Jabre 1861 für etwa 50,000,000 Dollors Petroleum gewonnen werde. Vor vier Jahren wurde das Barrel mit einem Vierteldollar bezohlt; das Steinöl wurde im Inlande koum beachtet, und Ausfuhr fand gor nicht ſtatt. Heute ſind die Aktien der Oelkompagnien fobelhaft geſtiegen und „Oelgründe“ haben einen ganz ondern Werth, als californiſche Goldclaims. Ein Oelgrund im weſtlichen Virginien, welcher einem Herrn Rathbon gehörte, iſt im September mit 420,000 Dollars bezahlt worden.

Im Yankeelande iſt nun eine neue Ariſtokrotie aufgetaucht, jene der Steinöl-Nabobs oder Petroleum-Lords, weiche jetzt eine Rolle ſpielen. Die Stockfiſch-Ariſtokratie von Maſſachuſetts und die Makrelen-Ariſtokratie vom Cap Cod ſind ſchon vor längerer Zeit von anderen „Pitzen“ überwuchert und überflügelt worden. Nach ihnen tauchte die pennſylvaniſche Anthracitkohlen-Ariſtokratie auf, und donn kam die califeruiſche Gold-Ariſtokrotie, die allerdings ous ſehr harthändigen, grobfäuſtigen Burſchen beſtond und ein paor Jahr lang Mode war. Der Krieg gegen die Conföderirten hat die Ariſtokratie der Shoddy-Gauner ins Leben gerufen, zumeiſt Lieferonten, Shoddyfabrikanten, Politiker, Betrüger an Staatsgelbern und Rekrutenhändler. „Prinz Spermaceti“, d. h. der Walfiſchthran-Spekulant, war nie ſo oben auf wie jene onderen „Ariſtokratien“ des Yonkeelandes. Es ſcheint, als ob ſie jetzt alle von der Oel-Ariſtokratie überflügelt werden ſollten.

Aus allen Erdtheilen.

Capitän Speke und die Mondgebirge. In der Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zu London vom 14. Nov. 1864 ward ein Schreiben von Grant, Speke's Reiſegefährten, verleſen, in welchem der übertretende Reiſende die Genouigkeit der Tagebücher Speke's hervorhob. Mit Bezug auf die viel erwähnten Mondgebirge, die Speke nördtich vom Tonganjika-See eingezeichnet hatte, erklärte Grout, daß dieſelben lediglich (?) durch die Uebertreibung des Zeichners und Lithographen der Karte entſtanden wären. Es hat alſo Copitän Burton in dieſer Streitfroge Recht behalten.

Von den maskareniſchen Inſeln. Dieſe Eilande, Réunion und Mauritius, werden ſeit dem Auguſt 1864 von den Dampfern der Meſſageries imperiales monatlich zweimal beſucht; früher hatten ſie nur olle Monote eiumoi Verbindung mit Europa. Die Kolaniſten auf Réunion, das bekanntlich franzöſiſch iſt, ſind der bureaukratiſchen Bevarmundung überdrüſſig und verlangen eine unabhängige Vollsvertretung, Abſchaffung der Centratiſotion in der Verwaltung, municipale Selbſtoerwaltung, Controte über die Verausgabung der Gelber, Verſammlungsrecht, das Recht, Genoſſenſchaften zu bilden, und Verminderung der Abgaben; das Alles haben ſie jetzt nicht! —

Sehr bezeichnend iſt folgende Stelle aus dem amtlichen Blatte der Inſel, dem Maniteur de la Réunion: — „Was wäre aus Auſtralien unter den Händen Fraukreichs geworden? Nichts! Es wäre noch heute eine Verbrecherkolonie, aber England hat einen Welttheil daraus gemacht. Freilich gibt es ſeinen Kolonien die allerfreieſten Staatseinrichtungen; ſie verwalten und regieren ſich ſelbſt, gleichſom als Republiken. Wa aber Frankreich ſeine Fahne oufgepflonzt hat, do führen armſeiige Kolonien ein kümmerliches Leben; jene Englands dagegen gedeihen üppig. Frankreich hat niemols das Koloniſiren verſtanden. Ueberall, wo es auch ſei, hat es mit denſelben Elementen angefangen: Eine Garniſon, Zollbeamte und einen Schwarm onderer Beamten. Wir wiſſen, was für Folgen dieſes Syſtem gehabt hat. Seit Jahrhunderten iſt aus den franzöſiſchen Kolonien Nichts geworden.“

Unruhen auf Madagaskar. Unſere Leſer erinnern ſich der mißlungenen Verſchwörung in Antanauarive und des Umſtandes, daß der Premierminiſter dem Großwürdenträger Rainizoar eine Ohrfeige gegeben hatte. Bold nachher brach, laut Berichten aus Réunion oom 19. Auguſt, eine Art Revolution aus, der Premierminiſter Rainivoninahitriniony mußte abdanken und ſeinem Bruder Rainitaiariooy Platz mochen. Jenem ſchenkte man das Leben, nachdem er eidlich gelobt hatte, ſich nie wieder in Staatsongelegenheiten zu miſchen, aber ſein Hab und Gut fiel an den Amtsnachfolger. Ein anderer Bericht ſagt, mon habe ihn mit einer rothſeidenen Schärpe erdroſſelt. In der ouswärtigen Politik iſt aber keine Veränderung eingetreten. Die Königin beharrt bei ihrem Mißtrauen gegen die Franzoſen, welche darüber wüthend ſind und von den Hewas, welche früher oon ihnen mit vollen Backen gelobt wurden, nur Uebles reden. Alle ihre Berichte ſind einſeitig und vielfach entſtellt. Die Königin will kein Spielzeug in den Händen fremder, eigennütziger Abenteurer ſein, wie ihr Gemahl Radama war, ſondern Gebielerin im eigenen Hauſe; das verargt man ihr. Sie hat befohlen, daß im Hafenplatze Tamatave jeder Schleichhändler beſtraft und ihm die Waare weggenommen werden ſolle; ſie erhebt einen Zoll von 10 Procent für ein-

Digitized by Google

und ausgehende Güter. Sie hat Todesstrafe über Jeden verhängt, der auf Steinkohle oder edle Metalle schürft. Radama hatte sich bekanntlich überreden lassen, der französischen Madagaskar-Kompagnie ausgedehnte Ländereien für Ausbeute der Steinkohlen und edlen Metalle zu bewilligen. Uebrigens scheint es richtig zu sein, daß unter den Vornehmen des Herrschervolkes der Howas ein zerrüttendes Parteiwesen herrscht. Aus den französischen Berichten geht hervor, daß man die übrigen Malgaschenvölkee gegen die Howas aufreizt. In einem derselben heißt es: „Ihr Ansehen wird wie durch Zauber an dem Tage verschwinden, an welchem 2500 Mann französischer Truppen an der gesunden Nordküste landen, nicht um auf die Hauptstadt los zu marschiren, sondern die Steinkohlengruben von Bavatube in Angriff nehmen zu lassen und an der Diego Suarez-Bay mit Hafenantagen zu beginnen." — In Tamatave sah es im August sehr unruhig aus. Ein Franzose, Charnèr, hatte einen Malgaschen geschossen, der wirklich oder angeblich einen Diebstahl in seiner Wohnung verübt hatte. Dafür befahl ihm der Gouverneur, binnen 14 Tagen Madagaskar zu verlassen; dagegen haben 30 französische und englische Kaufleute protestirt; sie nahmen Charnèr in Schutz; er habe recht gethan, Feuer zu geben in einem Lande, das keine Polizei habe. Darauf befahl der Gouverneur die Verdammung sämmtlicher Unterzeichner; doch ist die Entscheidung der Königin abzuwarten.

Tod des Löwentödters Gerard. Wir haben mehrfach gemeldet, daß derselbe eine Reise nach Westafrika unternommen hatte, um das bis jetzt noch von keinem Europäer betretene Kong-Gebirge in Nordguinea zu erforschen. Er traf im September 1863 zu Whydah (Whyda) ein, dem Hafen von Dahome, um durch dieses Land ins Innere einzudringen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich, und er schiffte dann nach Sierra Leone, wo die Engländer ihn freundlich aufnahmen und in einem Kriegsschiffe nach dem Flusse Gallinas schafften. Dort wurde er schon nach wenigen Tagen ausgeplündert und flüchtete nach Schrebra; französische Kaufleute gaben ihm Reisemittel, aber beim Dorfe Begroom wurde er, Anfangs Juni, wieder überfallen und aller Habe beraubt. Von diesem Punkte aus machte er einen dritten Versuch, ins Innere zu gelangen, ertrank aber im Flusse Jong. Wieder ein Opfer, das Afrika gefordert hat!

Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen. Diese Meeresgegend hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen, weil der europäisch-indische Telegraph dieselbe durchzieht. Wir haben früher aus den Papieren des schweizerischen Reisenden Schlafft Allerlei über diese Region mitgetheilt; jetzt finden wir in der Oktobernummer der Proceedings der londoner geographischen Gesellschaft einige Notizen des Obersten Pelly. Er verließ Bender Abuschähr (welches die Engländer Buschir schreiben) im December 1863 und fuhr nach dem Hafen Lingah, welcher auf dem Festlande liegt; er bildet eine offene Rhede, welche gegen Nordwest geschützt ist, aber nicht gegen Südost- und Südwestwinde. Jedoch finden kleine Fahrzeuge an einem großen Hafendamme Schutz. Lingah ist Hauptort eines Bezirkes, der noch Nordwesten hin vom Scheichthum Moghu begrenzt wird, hat 8000 bis 10,000 Einwohner und einen lebhaften Handel, weil weder Eingangs- noch Ausgangszölle bezahlt werden. Es unterhält Verkehr mit den arabischen Häfen, denen es aus Bombay und Karrachi Güter zuführt und dafür Silber, Perlen und etwas gesalzene Fische als Rückladung nimmt. Der Scheich ist ein Araber von alter, edler Herkunft. Dann fuhr Pelly nach Bassidore auf der Insel Kischm, um die dortigen Salzhöhlen und Naphthaquellen zu besuchen. Die ersteren liegen in einer 300 bis 600 Fuß hohen Hügelkette; eine dieser Höhlen bildet ein Gewölbe von 200 bis 300 Fuß Höhe und Länge und hat eine Spannung von etwa 70 Fuß. Die Salzblöcke werden auf Eseln oder Kameelen ans Meer geschafft, in kleinen Fahrzeugen nach Maskat und von dort weiter nach Kalkutta aber auch nach der afrikanischen Küste verladen. Von Bassidore fuhr Pelly durch die Clarence-Straße, durch welche die Insel Kischm vom Festlande geschieden ist, durch ein nur etwa 400 Fuß breites aber 21 Miles langes Fahrwasser, an welchem beim Dorfe Luft der Sultan von Maskat Ackerbau treiben läßt. Auch versorgt diese Gegend die Küstenplätze am Meerbusen mit Brennholz. Insel und Stadt Ormus zeigen keine Spur mehr von der Blüthe, welche die Portugiesen vor vierthalbhundert Jahren doch antrafen; Alles ist im Verfall. Zuletzt besuchte Pelly Bendee Abbas, dessen Hafen aber, zwei Miles von der Küste entfernt, nur zwei bis drei Faden Wasser hat und bei Südwind gefährlich ist. Trotzdem ist der Handel nicht unbeträchtlich. Die Stadt zählt etwa 9000 Einwohner.

Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina. Wir haben im vorigen Bande des Globus eine Schilderung dieses wilden, bisher wenig bekannten Volkes nach Mouhot gegeben und Abbildungen beigefügt, welchen Zeichnungen an Ort und Stelle zum Grunde liegen. Im Februar 1864 hat ein Offizier, Larclause, diesen Stiengs einen Besuch gemacht. Die Franzosen nämlich erfoschen seit einiger Zeit die an werthvollen Hölzern ungemein reichen Wälder jener Region auch jenseits der Grenzlinie, und der ebengenannte Reisende trat seine Expedition am 10. Februar von Tay Ninh aus an. Er gelangte binnen fünf Tagen nach Brelam, welches von den Cambodschoneen Relim genannt wird, und fand, gleich Mouhot, bei dem Missionär Pater Aenaur die beste Aufnahme. Ueber die Stiengs giebt er folgende Mittheilungen. Sie bilden den südlichsten Stamm der „Wilden", der Moïs, zu dem nach Norden hin wohnend die Guongs, Giaeai, Banars, Cedans und andere gehören. Die Ostgrenze dieser Wilden trifft im Allgemeinen mit der Westgrenze Cochinchina's zusammen, ist aber vielfach unregelmäßig, denn in der Gegend von Bario reicht sie bis ans Meer, eben so bei Tu Ngai. Typus und Sprache aller dieser Völkerschaften weisen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin; man hält sie für die Alteingedornen. Brelam liegt etwa unter 12° n. Br., unweit der Quelle des Meamschelong, welcher zum Mekong fließt.

Die Gegend um Brelam eignet sich für den Anbau von Kaffee, Baumwolle, Taback und des Maulbeerbaums. Die Stiengs sind kräftig gewachsene Leute von stolzem Gang und martialischem Aussehen, doch hat ihr Gesichtsausdruck etwas Mildes. Ihre Dörfer sind volkreich, gut gehalten und sehen so wohlhäbig aus, daß sie schon dadurch einen scharfen Gegensatz zu denen der Anamiten und Cochinchinesen bilden; das Vieh, zumeist Büffel, wird gut gehalten. Leider sind Fehden unter den verschiedenen Stämmen sehr häufig, dann tritt in Folge der Verwüstungen zuweilen Hungersnoth ein. Der Stieng erntet hundertmal mehr Reis, als er für sich bedarf, aber er verschleudert ihn zumeist, um seinem Hange nach allerlei Fischfang, namentlich Glasperlen, zu fröhnen und sich berauschende Getränke zu verschaffen. Nicht selten verkauft er dann Vieh, Frauen, Kinder und am Ende sich selbst und vielleicht an einen Mann, der sich am nächsten Tag auch selber verkauft.

Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea. Ein Correspondent der „Brazil and River Plate Mail" schreibt aus Lima vom 12. Oct. 1864, daß nun die Dampfer von Mairo am Fuße der Cordillere bis zur Mündung des Amazonenstroms gehen. Mairo liegt nur 95 Leguas von der Küste des Stillen Oceans und 900 Leguas vom Atlantischen Meere entfernt. — Nauta, wo der Ucayali in den Amazonenstrom fällt und Jucimaguas an letzterm Flusse waren bisher die westlichen Endpunkte der Dampfschifffahrt. Nun ist aber der peruanische Dampfer Morano, von England kommend, den ganzen Amazonenstrom (700 Leguas) hinaufgegangen und bei Nauta in den Ucayali nach Süden eingebogen; er hat diesen Fluß bis zur Mündung des Pachitea befahren und ist dann auf letzterm bis nach Mairo vorgedrungen, nicht weit von der deutschen Colonie am Pozuzu. Der Morano ist ein Dampfer von sieben Fuß Tiefgang, der zur Reise von Nauta bis nach Mairo acht Tage gebrauchte. Es ist eine große Thatsache, die hier vorliegt: Unmittelbare Dampfschifffahrtverbindung zwischen Europa und den Urwäldern, die sich am Fuße des Andes ausdehnen!

Die peruanische Regierung, welche die Wichtigkeit dieses Ereignisses vollkommen zu begreifen scheint, hat einem Deutschen, dem Ingenieur von Faltenstein, den Auftrag gegeben, von der deutschen Colonie (Globus I. 18). V. 158) eine gute Straße bis nach Mairo zu bauen, so daß unsere Landsleute, welche bisher nicht in der besten Lage dort waren, dann ein direktes Absatzgebiet nach dem Atlantischen Ocean haben.

Erforschung des obern Parana. Die brasilianische Regierung hat die volle Bedeutung dieses Flusses erkannt und eine wissenschaftliche Commission beauftragt, den obern Lauf und dessen Zuflüsse aus der Provinz Matto grosso zu erforschen.

Digitized by Google

Sie bestieg den Dampfer Tamandataky an der Mündung des Tietê. Dieser 140 deutsche Meilen lange Fluß, der auch Anhembi genannt wird, kommt aus der Provinz Matto grosso. Die Commission fuhr dann den Parana hinab und gelangte binnen fünf Tagen an die Mündung des Jvinheima und steuerte diesen 14 Tage lang hinauf, bis zur Vereinigung mit dem Brithante. Diesen befuhr sie bis zum Hafen Santa Rosalinda, wohin sie nach 13 Tagen kam. Nach Vollendung der Eisenbahn in der Provinz San Paula und der Chaussee von Araubahoba nach Jlapara wird die Verbindung zwischen Rio Janeiro und Santa Rosalinda wenigee beschwerlich sein, und Waaren werden dann in nur zwei Monaten an die beiderseitigen Bestimmungsorte befördert werden können.

Die brasilianische Akademie St. Paula. Bekanntlich gibt es in Brasilien nur zwei Hochschulen für Rechtswissenschaft, in Pernambuco und St. Paulo. Aber der Unterschied zwischen diesen beiden Instituten ist außerordentlich. Während die Akademie von Pernambuco der Stützpunkt des religiösen Obskurantismus ist, ganz unter dem Einfluß des priesterlichen Elementes steht und hinter den Anforderungen unsres Jahrhundeets sehr zurück bleibt, so entwickelt sich in St. Paulo ein ganz anderer und viel erfreulicherer Geist. Die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 28. Sept. 1861 berichtet darüber.

Da existiren literarische Gesellschaften aller Art, vom alten „Ensaio academico" bis zum „Ensaio philosophico paulistano" in deren Sitzungen die schwierigsten Fragen der Wissenschaft, der Politik und der Philosophie in freien Vorträgen behandelt werden.

Diese verschiedenen Gesellschaften veröffentlichen Zeitschriften, die sich wahrlich nicht zu schämen brauchen, an die Seite ähnlicher Publikationen zu treten, die auf europäischen Universitäten gemacht werden.

Die „Imprensa academica" ist ein vortreffliches Jornal, welches die ausgezeichneten Fähigkeiten seiner jungen Redakteure beweist, und die „Annalen" des „Ensaio academico", sowie die „Revista mensal" des „Ensaio philosophico", bringen sehr gute Abhandlungen über Rechtswissenschaft, Philosophie und Literatur.

Die philosophische Richtung der Akademiker von St. Paulo ist durchaus freisinnig, eben so wie ihre literarischen Sympathien es sind, und es muß uns zur besondern Freude gereichen, daß in beiden Richtungen Deutschlands Vorkämpfer für Licht und Freiheit nicht nur dort vollständig gekannt, sondern auch speziell bevorzugt sind.

Die Theorien Kants, Fichte's, Hegels und Schleiermachers haben der philosophischen Richtung der Akademiker von St. Paulo den Stempel aufgedrückt, und Schiller und Göthe sind ihnen so bekannt, oder noch bekannter, wie Hugo und Lamartine.

Die deutsche Sprache wird mit besonderer Liebe von ihnen gelernt; deutsche Lehrbücher dienen zu ihren öffentlichen wie zu ihren Privatstunden, und unverhohlen drücken Alle die Verehrung aus, die sie dem deutschen Wissen und den deutschen Denkern widmen.

Daheim in Deutschland denkt wohl Niemand daran, daß im Innern von Brasilien eine große Anzahl von jungen Amerikanern in echt deutscher Richtung sich wissenschaftlich und philosophisch ausbildet, daß deutsches Wissen dort hochgehalten wird, und daß so manches jugendliche Herz in fieberhaftem Enthusiasmus entbrennt für das Vaterland Gutenbergs, Copernikus', Kants, Fichte's, Göthe's und Schillers!

Diese Vorliebe für deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur dankt St. Paulo hauptsächlich wohl dem Einfluß, den unser nun längst verstorbener Landsmann Julius Frank (wie er sich selbst nannte, und wir respektiren seinen Willen, der seinen erlauchten Familiennamen in ewiges Dunkel hüllt) als akademischer Lehrer dort ausgeübt hat, und der sich in seinem vortrefflichen, noch heute in St. Paula angewendeten Lehrbuch der Weltgeschichte fortpflanzt.

Die deutsche Metaphysik brach sich also Bahn in St. Paulo, und heute ist es unleugbar, daß nicht nur die Akademiker von St. Paulo vom größten Enthusiasmus für deutsches Wissen beseelt sind, sondern daß sie auch ernstliche Anstrengungen machen, die eingeschlagene Bahn zu verfolgen.

Als Consequenz des geweckten und aufgeklärten Geistes, der dort herrscht, sowie dieses wissenschaftlichen Eifers, zeigt sich in St. Paulo eine höchst entwickelte literarische Thätigkeit. Fachwissenschaftliche Schriften, philosophische Abhandlungen, belletristische und dramatische Produktionen von dortigen Studenten erscheinen in ununterbrochener Reihenfolge und liefern den Beweis des oben Gesagten, und diese Akademie, aus deren Schoße die ersten und gefeiertsten Denker, Dichter, Redner und Staatsmänner Brasiliens hervorgegangen sind, wird unzweifelhaft den Stempel des deutschen Wissens, der in ihr so klar vorherrscht, der ganzen wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Entwicklung des Kaiserreiches aufdrücken.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo. Wie erhalten von befreundeter Hand aus Montevideo den Jahresbericht und verschiedene andere Schriftstücke, welche die deutsche evangelische Gemeinde jener südamerikanischen Stadt betreffen, zugeschickt. Wie entnehmen daraus, daß die Gemeinde fest zusammenhält und daß sie bestrebt ist, nicht nur deutsche Gesittung und Kultur unter sich festzuhalten, sondern auch für deren weitere Verbreitung Sorge trägt. Zwar steht noch keine eigene deutsche Kirche in Montevideo, doch hat sich die Gemeinde auf ihre Kosten ein Harmonium aus Europa kommen lassen, das sie in der englischen Kirche aufgestellt hat, deren Mitbenutzung ihr gewährt wurde. Als Geistlicher fungirt Pastor Schönfeld aus Berlin. Die Schule der Gemeinde besteht aus drei Klassen, die von 34 deutschen und 47 fremden Kindern besucht wird. Neben der deutschen Muttersprache lernen die Schüler noch Spanisch, Englisch und Französisch; auch wird in der ersten Klasse als nicht obligater Gegenstand lateinischer Unterricht ertheilt. Außerdem Geographie und Geschichte. Deutsche Bücher werden als Prämien an die besten Schüler vertheilt.

Aus den statistischen Nachweisen geht hervor, daß der Gemeinde 356 evangelische Deutsche angehören, und zwar 225 Männer und 131 Frauen.

Brasilianische Nachrichten. Bei dem Orte Palmeiras in der Provinz Bahia hat man neue Diamantenlager aufgefunden. Gegen 5000 Personen hatten sich zum Graben dort eingefunden.

Verschiedene Provinzen Brasiliens hatten sehr durch starke Fröste zu leiden. So schreibt man aus Limeira in St. Paula: „Nachdem die Jahreszeit ihren regelmäßigen Verlauf genommen und der Landmann die Hoffnung gehegt, daß der Winter gelinde sein würde, trat in der Nacht des 25. Juli der Reif in beispielloser Stärke und Heftigkeit ein. Die ältesten Leute sagen, daß der Reif vom 25. Juli 1864 stärker gewesen, als der von 1812, indem er die Höhen einiger Fazenden nicht verschonte, die bis dahin davon frei geblieben waren. Wir haben die Ueberzeugung, daß die üblen Folgen dieses Ereignisses sich bedeutend vereingern lassen, immerhin aber bleibt dasselbe ein harter Schlag für den gerade in diesem Theile der Provinz so blühenden Landbau, und die Manie, für enorme Preise ohne Ueberlegung und ohne solchen Eventualitäten Rechnung zu tragen, Sklaven zu kaufen, wird sich wohl legen." Auch aus den deutschen Colonien „Dona Francisca", Blumenau und Brusque in der Provinz Santa Catharina verlautet man, daß dort am 25. Juli ein ungewöhnlich starker Frost eintrat und stehendes Wasser mit einer Eisdecke von dreiviertel Zoll Dicke bedeckt war.

(Porto Alegre Deutsche Zeitung, 3. September 1864.)

Der neue Staat Nevada in Nordamerika. Durch Erlaß des Präsidenten der amerikanischen Nordunion vom 20. Okt. 1864 ist das bisherige Territorium Nevada in die Reihe der Staaten eingetreten. Er führt seinen Namen nach der Sierra Nevada, dem hohen, schneebedeckten Alpengebirge, welches ihn im Westen von Californien scheidet. Am 2. März 1861 wurde diese, zu jener Zeit noch ganz wüste Binnenregion als ein Gebiet der Vereinigten Staaten organisirt. Der Flächeninhalt des neuen Staates beläßt etwa 83,500 Geviertmeilen, und gegen Ende des Jahres 1863 belief sich die weiße Bevölkerung auf ungefähr 40,000 Seelen; sie ist aber seitdem nicht unbeträchtlich angewachsen.

Der neue Staat liegt zwischen dem 115.° westlicher Länge und der Grenze von Californien, und zwischen dem 37. und 42.° nördlicher Breite; er hat Californien im Westen, Oregon im Norden, Utah im Osten und Californien und Neumexico im Süden. Der westliche Theil, an und in der Sierra Nevada, ist durchaus gebirgig und liefert eine Menge Gold, sowohl aus dem Quarzgestein, wie Waschgold aus den Placeres; überhaupt ist diese ganze Region ungemein reich an werthvollen Metallen,

Digitized by Google

Von den 10 Counties haben nicht weniger als sieben sehr ergiebige Gold- und Silbergruben; die letzteren geben namentlich in Storey County eine ungemein reiche Ausbeute. Dieser Bezirk sandte im Jahre 1862 der Unterstützungscommission für hülfsbedürftige Krieger acht massive Silberbarren, von denen fünf je 111 Pfund wogen, als Beitrag; der Werth betrug mehr als 20,000 Dollars. Auch Quecksilber, Blei und Spießglanz kommen in Menge vor. Die Comstock-Minen in Storey County waren die ersten, in denen Silber gefunden wurde.

Seit vier Jahren sind Städte gleichsam um die Wette entstanden. Virginia City hatte im November 1863 schon 10,000 Einwohner; es ist Hauptgeschäftsort in dem neuen Staate; Gorson City dagegen, mit etwa 250 Einwohnern, Sitz der Regierung. Silver City, in Lyon County, hat 1000 Einwohner; Gold Hill, in Storey County, 1500 Einwohner; Washoe City und Ophir liegen in Washoe County; Star City und Unionville in Humboldt County; andere kleine Städte sind Dayton, Genoa, Aurora, Esmeralda und Austin. Die Silbergruben in Lander County zogen so viele Menschen an, daß die Volkszahl von Oktober 1862 bis dahin 1863 um mehr als 6000 Köpfe stieg.

Der Regierungsgeognost Blake entwirft folgende Schilderung. Nevada ist eine hochgelegene, halbwilde Region. Die Oberfläche besteht in einer fortgesetzten Reihenfolge von longitudinalen Gebirgsketten mit dazwischen liegenden Thälern und Ebenen, welche zumeist selbständige Becken bilden, auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen sind und keinen Wasserabzug nach dem Meere haben. Die durchschnittliche Höhe dieser Thäler beträgt 4500 Fuß; die Berge steigen auf dieser Unterlage um 1000 bis 4000, in einzelnen Fällen auch 8000 Fuß höher. Die Gold- und Silberminen im südwestlichen Theile von Nevada streichen durch den Staat von Westen nach Osten und laufen von dem großen Mineralcentrum Washoe aus nach Süden und Norden. Schon im August 1862 waren 142 Quarzmühlen in Thätigkeit. Manche vereinzelte Strecken sind zum Ackerbau geeignet.

In einem andern Berichte wird gesagt, daß mächtige Quarzblöcke über manche Strecken in Menge zerstreut umherliegen; sie geben eine beträchtliche Silberausbeute. Wahrscheinlich beobachtet man sonst nirgendswo als nur hier die Erscheinung, daß Silber auf der Oberfläche des Bodens zerstreut gefunden wird. Dasselbe ist der Fall mit dem Obsidian; in manchen Gegenden liegen mächtige lavaartige Strome umher; auch bituminöse Kohle ist vorhanden.

Der Erdbohrer ist vielfach mit Salz geschwängert und mit wildem Salbei bestanden, der zwei bis vier Fuß hoch wird; Cedern und Fichten wachsen langsam und knorrig, aber im Gebirge stehen hohe Bäume, welche Nutzholz liefern; Zinnober und Alaun kommen vor, und in den Flüssen sind Forellen und andere Fische.

Jüngst hat man ein ausgedehntes Lager des reinsten Steinsalzes entdeckt. Dasselbe nimmt einen Raum von etwa fünf Geviertmiles ein, liegt in der Nähe des Carson River Sink und scheint einst den Boden eines Sees gebildet zu haben. Eine oberflächliche, etwa drei Zoll dicke Lage liefert schlechtes Salz, aber gleich unter derselben beginnt das 14 Fuß mächtige Steinsalz, das so klar ist wie Eis, und so weiß wie Schnee und auch nicht die Spur von fremdartigen Körpern enthält; es ist absolut rein. Man haut oder sägt es aus, wie mit Eisblöcken geschieht, und so wird es versandt; dieses Steinsalzlager befindet sich 70 Miles östlich von Virginia City, an der Ueberlandroute.

Warme Quellen sind in Menge vorhanden; einige sprudeln zwei bis drei Fuß hoch. Mit Californien hat Nevada eine tägliche Postverbindung. Das Land gleicht jetzt noch einer gewaltigen Einöde. Am Fuße der Sierra Nevada, deren Thäler, wie schon bemerkt, reich an vortrefflichem Holze sind, liegt eine große Anzahl prächtiger Seen, welche den vom Gebirg herabkommenden, viele Sägemühlen treibenden Gewässern als Aufnahmebecken dienen, aber selber keinen Abzug haben; ihr Ueberschuß an Wasser verdunstet während der regenlosen Sommermonate.

Hauptstrom ist der Humboldt, ein Wasserfaden, der für die Schifffahrt gar keine Bedeutung hat. Er kommt aus den Gebirgen von Utah und schleicht in vielfach gewundenem Laufe nach Westen hin durch die Wüstenei auf einer Strecke von etwa 75 deutschen Meilen. Sein Wasser ist tief dunkel und scharf von den vielen mineralischen Substanzen; es versickert allmälig im Sand am Fuße der Sierra Nevada. Aber dieser armselige Fluß ist doch eine wahre Wohlthat und ein ächtes Segen. Das an seinen Ufern wachsende Gras zieht sich wie ein grünes Band durch die Wüste, und an vielen Stellen findet man Weidenbäume. Am Humboldt hin geht die Auswanderer- und Handelsstraße aus Utah nach Californien, und diese ist die einzige überhaupt praktikable in dieser weiten Region.

Als Ackerbauland kann Nevada nie eine Bedeutung erlangen, wohl aber seines Metallreichthums wegen.

Russische geographische Werke. Die Schwierigkeit, welche das Erlernen der slavischen Sprachen darbietet, so wie die fremden Charaktere, in denen die russischen Werke gedruckt sind, haben zur Folge gehabt, daß die russische Literatur bei uns so ziemlich unbekannt geblieben ist. In Deutschland beschäftigen sich nur wenige Zeitschriften mit der russischen Literatur. Für die Bibliographie wirken namentlich Schmalers „Slavische Jahrbücher"; Wolfsohns „Nordische Revue" gibt manche schätzenswerthe Mittheilungen, und was die geographische Literatur betrifft, so war man auf die wenig vollständigen Berichte in „Ermans Archiv" hingewiesen. Seit September 1864 erscheint jetzt in Leipzig eine „Russische Bibliographie von E. A. Zuchold", die es sich zur Aufgabe macht, die russische Literatur im mittleren und westlichen Europa durch das Medium der deutschen Sprache bekannter zu machen und weiter zu verbreiten. Allerdings kann das Ganze auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; doch finden wir in dem vorliegenden Hefte eine Menge Titel bisher unbekannt gebliebener geographischer Werke. Wie viel in dem großen Czarenreich noch auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde geleistet werden kann, dürfte bekannt sein. Angezeigt erscheinen in der „Russischen Bibliographie": „Geographische Studien von J. Riwolyg." „Deutschland und die Deutschen von Iwan Gotowin." Die russischen Ausgaben der verschiedenen bei J. Perthes erschienenen Atlanten von v. Sydow. Auch ist der Inhalt einiger Gesellschaftsschriften angeführt. So bringen die „Gelehrten Mittheilungen der Naturforscher-Gesellschaft in Kiew" einen Aufsatz von J. S. Kopeenizky über den Bau slavischer Schädel.

Die geographische Gesellschaft zu London hat kürzlich den 33. Band ihres Journals ausgegeben, welcher außer dem Jahresbericht, den geschäftlichen Mittheilungen und der Adresse des Präsidenten eine Menge werthvoller Abhandlungen enthält. Präsident ist Roderich Murchison; ihm zur Seite stehen vier Vicepräsidenten und ein berathender Ausschuß (members of council) von 21 Mitgliedern. Außer vier Ehrenmitgliedern, die alle gekrönte Häupter sind (Vicekönig von Aegypten, Großfürst Constantin von Rußland, der König von Schweden und der Großherzog von Toskana), hat der Verein 66 correspondirende Ehrenmitglieder, unter diesen 26 Deutsche. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder beträgt 1908. Besonders stark sind unsere Stammesgenossen unter den mit Ehrenmedaillen versehenen Geographen vertreten. Es sind dies Dr. Eduard Rüppel (Reisen in Nordostafrika und Arabien); Robert Schomburgk (Britisch Guayana); Adolph Lemon (für seine geographischen Arbeiten); Karl Ritter (für seine geographischen Werke); Th. Middendorff (Reisen in Sibirien); Dr. Ludwig Leichhardt (Australien); Baron Karl von Hügel (Kaschmir); Heinrich Barth (Centralafrika); v. d. Decken (Kilimandscharo). —

In der Sitzung vom 14. Nov. 1864 wurde auch der Kaiser von Brasilien unter die Ehrenmitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

Götzenbilderfabrik im fremden England. Ein Handlungshaus in Birmingham, wo die Götzenbilderfabrikation für Indien und China eifrig betrieben wird, empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik in nachstehender Weise: „Yomes, der Gott des Todes, in seinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet; Kirondi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt. Baronnin, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt; sein Krokodil ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Budeeen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ausgesuchter Feinheit; die Fabrikanten haben ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Halbgötter und sonstige Untergötter in größerer Auswahl".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Von Orihuela nach Granada.

Die Bauern in der Huerta von Orihuela. — Mauriſcher Charakter der Stadt Murcia. — Die Murcianer und ihr Charakter. — Frohnleichnamsfeſt. — Die Bauern aus Algezares und Fortuna. — Caravaca und ſein wunderthätiges Kreuz. — Die Stadt Carthagena und ihr Hafen. — Von Murcia nach Granada durch die Einöde. — Reiſevorkehrungen. — Ledrilla und Tolana. — Der Handel mit Schnee. — Lorca und das große Waſſerdecken. — Die Tageszeit des Feuers. — In Velez Rubio. — Cullar de Baza. — Guadiz. — Anblick der Sierra Nevada. — Diezma.

Wir verließen die beiden Reiſenden Doré und Davillier in der Palmenſtadt Elche, von wo ſie ihre Fahrt über Orihuela und Carthagena nach Granada fortſetzten. Auf dieſer wollen wir ſie jetzt begleiten.

Die Huerta, welche ſich zwiſchen Elche und Orihuela ausdehnt, bietet faſt ohne Unterbrechung den Anblick eines wunderbar fruchtreichen Gartens, und der Pflanzenwuchs erſcheint wo möglich noch üppiger und tropiſcher als ſogar bei Valencia. Die Granat-, Apfelſinen- und Feigenbäume erreichen einen koloſſalen Wuchs, und die Sonnenblumen, deren Körner vom Volke gegeſſen werden, haben tellergroße Blumen. Das Röhricht erinnert an den Bambus, die Roſen wachſen an großen Bäumen, und die Aloës, mit denen die Straße eingefaßt iſt, ragen wie rieſige gezackte Schwerter empor.

In dieſem irdiſchen Paradieſe erhält der Boden ununterbrochen die nothwendige Feuchtigkeit, und das Uebrige thut die Sonne. Hier brauchen die Leute keine Zeit der Dürre zu fürchten, die in anderen Gegenden Spaniens oft ſo großen Schaden anrichtet. Llueva o non llueva, hay trigo en Orihuela, ſagt das Sprichwort; d. h. es mag regnen oder nicht, in Orihuela wächſt doch Weizen.

Bauer aus der Umgegend von Orihuela. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Bauern in dieſer Huerta könnte man eher für Afrikaner als Europäer halten. Sie arbeiten beim heißeſten Sonnenſchein, Arme und Beine ſind nackt, und die ganze Bekleidung beſteht aus einem Hemd und den Zaragüelles, weiten Beinkleidern von weißer Leinwand; um den Kopf haben ſie ein Tuch gewunden und ſo ſehen ſie aus wie ägyptiſche Fellahs oder wie Kabylen. Die Segadores oder Schnitter bedienen ſich nicht etwa einer Sichel mit langem Stiele; dieſer iſt vielmehr ganz kurz und auch die Klinge klein aber fein ausgezackt. Die Haut dieſer Segadores zeigt alle Abſtufungen der Bronce, von der florentiniſchen Patina bis zur ſchwarzen Patina, auch ſahen die Reiſenden einen leibhaftigen Neger, der nicht viel dunkler war als dieſe Bauern.

Orihuela hat ſeinen arabiſchen Namen behalten, iſt eine große Stadt und liegt an beiden Ufern des Segura. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß alle ſpaniſchen Flüſſe männlichen Geſchlechts ſind. Der Segura iſt der größte Stromlauf in der Provinz Murcia und auch in den heißeſten Monaten nicht trocken, obgleich ſo viele Bewäſſerungskanäle aus ihm abgeleitet werden. Die Stadt hat viele lange Straßen, viele Kirchen, ſauber angeſtrichene Häuſer und einen Charakter von Behäbigkeit und Wohlſtand, wie man ihn in Spanien nicht oft findet. Die Baumreihen der Alameda beſtehen aus hohen Palmen- und Apfelſinenbäumen, manche Gärten ſind geradezu orientaliſch. An den alten dicken Mauern haben nach einander die Römer, Gothen

und Araber gebaut und die Kraft der Zerstörung ausgeübt, aber noch steht ein Theil derselben, welcher das Oceli der Gothen umschloß. König Theodemir vertheidigte dasselbe tapfer und sinnreich gegen die Araber. Er hatte, wie ein maueischer Geschichtschreiber erzählt, den größten Theil seiner Truppen in einer blutigen Schlacht verloren, schloß sich in Auriola (Orihuela) ein und gab den Frauen Soldatenkleider; auch mußten sie ihr Haar unter dem Kinn zusammenbinden, damit sie bärtig aussähen. So zeigten sie sich auf Mauern und Thürmen. Als Abdelasiz, Feldherr der Araber, den Platz so gut vertheidigt und besetzt sah, bewilligte er dem Könige Theodomir eine ehrenvolle Capitulation. Als dann aber nur wenige Männer aus der Festung zogen, fragte er, wo die übrigen seien. Da erzählte ihm der König die Kriegslist, und der Araber freute sich darüber.

Zwei Stunden jenseits Orihuela liegt die Grenze der Provinz Alicante und jene von Murcia beginnt, welches einst ein kleines maueisches Königreich bildete. Die Umgebungen der gleichnamigen Stadt sind eben so grün und üppig wie jene von Orihuela, auch gelten die Murcianer für ausgezeichnete Ackerbauer, und ihr Boden bringt Alles hervor, dessen sie bedürfen. Das sagt auch ein Sprichwort, welches man auf den Pliegos oder populären Bildern findet, die auf den Märkten feil geboten werden. Auf denselben sieht man Leute aus verschiedenen Provinzen mit allerlei Attributen, z. B. den murcianischen Landmann mit seiner Hacke; darunter steht gedruckt zu lesen:

Tiene el Murciano en su huerto
De subsistencial el puerto.

Aber ein anderes Sprichwort ist nicht schmeichelhaft für die Murcianer: El cielo y suelo es bueno, el entresuelo malo; also: Himmel und Erde sind gut, aber die Menschen taugen nichts. Allerdings gelten sie für äußerst rachsüchtig, und man sagt ihnen nach, daß sie noch manche maurische Charakterzüge hätten. Gewiß ist, daß keine andere Provinz Spaniens, wenigstens im Aeußern und bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, so viele orientalische Spuren und Anklänge bewahrt hat, wie gerade Murcia. Die Aparejos, das Geschirr der Maulthiere, gleichen denen, die man in Marokko sieht; die Guadamacileros, Lederarbeiter, verfertigen Gegenstände, die mit Seide gestickt sind, z. B. Cananas, Patrontaschen, mit denselben Mustern und Zeichnungen, welche man auf den großen Adargas ocarles sieht, diesen großen Lederschilden, welche die Mauren von Granada trugen; einige derselben werden noch im Zeughause zu Madrid aufbewahrt. Selbst in der Physiognomie der Bewohner liegt etwas Orientalisches; das erklärt sich aber sehr leicht. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte eine beträchtliche Anzahl Moriskos in Murcia. Philipp der dritte befahl ihre Austreibung, aber viele junge Mädchen konnten sich nicht entschließen, der Heimat den Rücken zu kehren; sie durften unter der Bedingung bleiben, daß sie sich mit „alten Christen", nämlich ächten Spaniern, verheirathen sollten.

Die Tracht der Murcianer gleicht im Allgemeinen jener der Leute von Valencia, nur sind die weißen Hosen noch weiter, Jacke und Weste noch reichlicher mit Stickerei und Besatz geschmückt, und daran erkennt man die Nähe von Andalusien. Die Bauern tragen an Sonn- und Festtagen Knöpfe von Silberfiligran, die oft so dick wie eine Walnuß sind und das Stück zwei Thaler kosten. Die Reisenden zählten an Jacke und Weste eines murcianischen Bauern nicht weniger als 40 Stück solcher Knöpfe. Um den Kopf windet man ein Tuch, das oben spitz zuläuft, und setzt eine Montera, Mütze, von schwarzem Sammt darüber; über die Schulter wirft man einen Mantel von gestreifter Wolle; die in Murcia verfertigten Mäntel haben Ruf.

Unter den Weibern sind viele von bemerkenswerther Schönheit; sie tragen, gleich den Andalusierinnen, an Festtagen einen kurzen Rock mit mehren Volants, entweder von geflickter Seide oder von blauem oder granatrothem Sammt, der dann mit Gold- oder Silberplättchen besetzt ist. Das Bein ist wie gedrechselt, der Strumpf oft fleischfarben, der Schuh von weißem Atlas; dazu kommt die Mantilla de tira, welche auf dem Haupte befestigt wird. Der Kopfputz ist ungemein einfach, aber höchst elegant; zwei kleine runde Flechten sind, ähnlich wie bei den römischen Frauen von Trastevere, an den Schläfen befestigt, während hinten der Chignon eine stehende Acht (8) bildet. Immer wird eine Blume aufgesteckt, entweder eine rothe Nelke, eine Dahlia oder eine Granatblüthe. Das Alles gilt nur von Frauen aus dem Volke, denn die „Señoras" sind so geschmacklos und einfältig, statt dieser malerischen Tracht die neuesten pariser Moden zu lieben.

Es verlohnt sich der Mühe, in Murcia ein Frohnleichnamsfest mit anzusehen. Vom frühen Morgen an erschallen alle Glocken mit Doppelschlägen, um die ganz besondere Heiligkeit des Tages zu markiren. Die Landleute strömen in Massen herein, alle Häuser sind geschmückt, Fenster und Balkons dicht besetzt. Dann kommt die Procession, voran die Reliquienkästchen, dann die Heiligenbilder aus allen Kirchen und acht Statuen der heiligen Jungfrau von Holz, aber in Lebensgröße; hinter der Geistlichkeit ziehen die Bauern einher. Unter den Musikbanden besteht eine ganz aus Geistlichen. Den Schluß machen die Maceros, Keulenträger, in der Kleidung des 16. Jahrhunderts, das Ganze ist ungemein bunt und farbig. Die Spanier lieben öffentliche Aufzüge und Feierlichkeiten, namentlich die kirchlichen; Feste dieser Art sind bei ihnen Tradition und Bedürfniß, und wer sie in Spanien gesehen hat, gewinnt die Ueberzeugung, daß der Protestantismus schwerlich jemals Boden auf der pyrenäischen Halbinsel gewinnen wird.

Murcia hat mehrere öffentliche Spaziergänge, auf denen afrikanische und amerikanische Bäume neben den einheimischen Europa's wachsen. Auf dem Paseo del Carmen stehen prachtvolle Orangenbäume, wie denn die Apfelsinen von Murcia allen anderen vorgezogen werden, selbst denen von Valencia, namentlich die Blutapfelsinen, Naranjas de sangre, deren Inneres allerdings tiefroth ist.

In diesem Paseo del Carmen sahen die Reisenden auch eine Anzahl von Zigeunern, die in Murcia in ziemlicher Anzahl zu finden sind. Sodann machte man sie auf Bauern aufmerksam, die allerdings ein eigenthümliches Gepräge hatten. Es waren Leute aus Algezares und Fortuna, zwei unweit von der Stadt liegenden Dörfern. Ihr Typus tritt so scharf heraus, daß er sofort auffällt und sich nicht wieder vergißt. Diese Bauern halten mit äußerster Strenge an ihren alten Bräuchen fest und tragen nur die hergebrachte Kleidung, obwohl viele von ihnen als Hausirer die Städte Gibraltar, Cadiz, Sevilla und Malaga besuchen. Dabei halten diese Algezareños unter einander zusammen wie Pech und Schwefel und bilden gleichsam eine große Familie.

15 Leguas von Murcia liegt die kleine Stadt Caravaca, wohin Wallfahrer in großer Menge pilgern, namentlich zum 3. Mai, an welchem die Verehrung des Kreuzes von Caravaca stattfindet. Man findet eine Nachbildung desselben als Palladium in allen Bauernhütten des Königreichs Valencia und nicht minder in der Provinz Murcia. Am Festtage wird dieses wunderthätige goldene Kreuz aus

Digitized by Google

dem mit Diamanten, Edelſteinen und Juweten dicht beſetzten Futterale genommen und den Gläubigen gezeigt. Die Hauptfeſtlichkeit beſteht in dem baño de la ſanta reliquia; das Kreuz wird nämlich auf einen reich geſchmückten Wagen geſtellt und zu einer Quelle gefahren, in die es von einem Prieſter eingetaucht wird. Während dieſes geſchieht, findet ein Doppelgeläute ſtatt, die Muſik ſpielt, und verſchiedene Proceſſionen ziehen vorbei. Dann baden ſich gläubige Leute in der Quelle, weil ſie meinen, dadurch von Krankheiten geheilt zu werden. Den Schluß bilden ein Mohrenkampf und ein Feuerwerk.

Von Murcia aus machten die Reiſenden einen Ausflug an die Meeresküſte nach dem nur 15 Leguas entfernten Carthagena. Dieſer Hafenplatz wird Cartagena de la Levante genannt, zum Unterſchiede von dem ſüdamerikaniſchen Cartagena de los Indios; aber ſein früherer Glanz iſt dahin. Die Stadt iſt, wie der Name zeigt, von den Karthagern gegründet worden, die dort eine Hauptſtation für ihre Flotte hatten; ſie war ſehr reich, und als Scipio die Stadt eroberte, machten die Römer dort eine ungeheure Beute, namentlich Silber in ſolcher Menge, daß ſie Anker daraus ſchmiedeten. Noch vor nun 100 Jahren war Carthagena eine blühende Stadt mit 60,000 Einwohnern; jetzt zählt es kaum die Hälfte. Die ungeheuren Arſenalgebäude, die Hafenbecken und Gießereien ſind in kläglichem Verfall, aber vielleicht wird durch den Eiſenbahnverkehr der Stadt wieder aufgeholfen.

Eine Figur aus Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der Hafen Carthagena's liegt in ziemlich gleich weiter Entfernung von Barcelona und Cadiz und iſt einer der größten und ſicherſten am Mittelmeer. Auf allen Seiten wird er von hohen, ſchwärzlichen Felſen eingeſchloſſen und ſteht mit dem Meer nur durch ein enges Fahrwaſſer in Verbindung; dieſes iſt gefährlich, weil in der Mitte die Loſa liegt, ein platter Felſen, der nicht über den Waſſerſpiegel hervorragt. Aber innerhalb der Rhede haben die Schiffe auch beim heftigſten Sturme nichts zu fürchten, und deßhalb ſagt ein Sprichwort: Juni, Juli und Carthagena ſind die beſten Häfen im Mittelmeere. Die Silbergruben der Umgegend gaben im Alterthum reichen Ertrag, jetzt bearbeitet man die Schlacken, welche aus der Römerzeit dort liegen, und gewinnt aus denſelben viel Blei.

Die Stadt hat etwas Trauriges, Gedrücktes und Eintöniges.

Von Murcia nach Granada führt der Weg, welchen unſere Reiſenden nahmen, durch eine der abgelegenſten Gegenden von Spanien. Die Strecke iſt nicht gerade beträchtlich, aber es fehlt noch eine regelmäßige Poſtverbindung, und die Wege ſind in dieſem gebirgigen Lande ſehr ſchlecht. Doré und Davillier mietheten eine Galera atartanada und verſorgten ſich mit allerlei Vorräthen in einer Weiſe, als ob es ſich darum gehandelt hätte, eine Wanderung durch die Sahara zu wagen. Sie kauften in der Calle de la Draperia ein paar buntfarbige murcianiſche Mäntel, und dann einige Alforjas, die geradezu unentbehrlich erſcheinen; es ſind das nämlich große, wollene Querſäcke, deren Enden in ein Viereck auslaufen; man ſchließt die darin enthaltene große Taſche vermittelſt einiger Schnürbänder, an welchen allerlei Paſamentierzierrath herumbummelt. Man bedarf der Alforjas nothwendig in einem Lande, wo es in den Herbergen noch oftmals, gerade wie in den Zeiten des Cervantes, an Lebensmitteln fehlt, und der Reiſende dergleichen ſelber bei ſich führen muß, wenn er nicht Hunger leiden will.

Unſer Fuhrwerk, ſo erzählt Davillier, war ein Mittelding zwiſchen Galera und Tartana. Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir ab, um während der Mittagszeit ausruhen zu können; Abends wollten wir in dem nur 10 Leguas entfernten Totana eintreffen. Noch lange ſahen wir den hohen Thurm der Kathedrale von Murcia, welche die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vergoldete, und erreichten gegen Mittag Lebrilla, eine kleine Stadt mit niedrigen, aus geſtampftem Lehm aufgeführten Häuſern. Sie gewährt einen wilden Anblick und iſt zum Theil von Zigeunern bewohnt, die immer zahlreicher werden, je weiter man ſich von Murcia entfernt. Nach mehrſtündiger Raſt fuhren wir bei immer noch ungemein drückender Hitze weiter und kamen bei einbrechender Dunkelheit in Totana an, einem kleinen Neſte, das gleich auf den erſten Blick etwas Abſtoßendes hat. Vor halb verfallenen Häuſern ſaßen Zigeuner, die hier, ſo

weit das Königreich Murcia in Betracht kommt, gleichſam ihr Hauptquartier haben, wie jenes der andaluſiſchen Gitanos Sevilla iſt. Wahrſcheinlich haben ſie deshalb zwei Quartieren von Totona die Namen Sevilla und Triana beigelegt. Das letztere iſt eine von Zigeunern bewohnte Vorſtadt der andaluſiſchen Capitale.

Auch der Gaſtwirth, bei dem wir einkehrten, war ein Gitano — ſo werden bekanntlich die Zigeuner in Spanien genannt —, wie denn überhaupt Viele von dieſem Volke Gaſtwirthſchaften halten. Der unſrige klagte über ſchlechte Geſchäfte und er würde, ſagte er, ſein Auskommen nicht finden, wenn er nicht nebenbei auch den Schneehandel nieve, aus denen ſich ſowohl die Kleinverkäufer verſorgen, welche Schnee in ihren Buden ſeit halten, wie auch die Aguadores, welche in Spanien eine zahlreiche Berufsklaſſe bilden und auf Straßen und Plätzen verſchiedene Arten gekühlter Getränke, bebidas heladas, ſehr billig verkaufen.

In Totona ſpannte der Kutſcher früh an, um noch vor Eintritt der heißen Tageszeit Lorca zu erreichen. Die ganze Strecke zwiſchen beiden Punkten iſt durchaus ohne Waſſer, ausgedörrt und ſtaubig. Lorca, eine große Stadt, gewährt mit ſeinen krummen und ſteilen Gaſſen einen wilden Anblick und ſoll 45,000 Einwohner haben. Das iſt offen-

Schnitter in der Huerta von Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

betriebe. Dieſer iſt von keineswegs geringem Belang in einem Lande, wo einen großen Theil des Jahres hindurch die Hitze ſehr drückend iſt. Dieſe Zigeuner beſaſſen ſich viel mit dieſem Erwerbszweige; ſie holen den Schnee von den höchſten Gipfeln der Sierra de España herab und laden ihn auf Eſel, die das Klettern verſtehen, wie Ziegen oder Gemſen. Man ſieht ſie in langen Reihen, wie Karawanen, vom Gebirg herabkommen. In der Ebene vertheilen ſich die Neveros und ziehen nach den verſchiedenen Städten, wo ihre Waare allezeit Abſatz findet, weil der Schnee, welcher bei den Erfriſchungen das Eis erſetzt, gleichſam ein Lebensbedürfniß iſt. Jede Stadt hat ihre Schneebrunnen, Pozos de

bar übertrieben. Neben Lorca ragt der Monte de Oro empor, ein mit Aloë und Cactus bewachſener Hügel, an deſſen Fuße der Sangonera fließt, wenn er Waſſer hat; die Araber nannten ihn Guadalentin; er mündet in den Segura. Am Abhange des Monte de Oro ſind noch Thürme und Mauern der arabiſchen Stadt vorhanden; jetzt bildet ſie das Quartier der armen Leute, in welchem auch einige Gitanos wohnen. Der untere Stadttheil liegt am andern Ufer des Guadalentin, er iſt reinlicher und beſſer gebaut. Die Domkirche, ein großes Gebäude, kalt und correct im korinthiſchen Styl aufgeführt, iſt dem heiligen Patricius geweiht, und eine kleine gothiſche Kirche der heiligen Maria.

Digitized by Google

Die Bürger von Lorca ſind ſtolz auf einen antiken Pilaſter mit einer halb verwiſchten römiſchen Inſchrift, weil er den Beweis liefert, daß ihre, übrigens ungemein heiße Stadt ein Alter von mindeſtens 18 Jahrhunderten hat. Die Araber verwandelten den alten Namen Eliocca in den heutigen.

Vor etwa 60 Jahren befand ſich in der Gegend von Lorca ein Pantano, ein gewaltiges Waſſerbecken, deſſen Geſchichte einen tragiſchen Verlauf nahm. Dieſer Pantano de Lorca, den man auch el puente, die Brücke, und pantano de puentes nannte, war ein koloſſaler Steindamm, welcher den Ausgang eines Thales ſchloß, um in demſelben das von den umliegenden Bergen herabfließende Waſſer zu ſammeln und zurückzuhalten. Dieſe gewaltige Mauer hatte eine Höhe von 1400 Fuß und beſtand aus ſieben einander überragenden Abtheilungen; die Mauerdicke der untern betrug 84 Fuß, der nächſtfolgenden 72, und jede der folgenden 12 Fuß weniger. Den Bau hatte eine Privatgeſellſchaft unternommen, welche den Landleuten eine regelmäßige Bewäſſerung ihrer Felder ermöglichen wollte. Durch eine ſolche wäre allerdings der Ertrag der Felder verzehnfacht worden. Der Bau dieſer Dämme wurde 1775 begonnen und war im Jahre 1802 vollendet. Nun wurde der Pantano zum erſten Male mit Waſſer gefüllt, aber ſchon wenige Monate ſpäter, am 30. April, riß der gewaltige Waſſerdruck die koloſſale Mauer ein. Die Fluth ſtürzte mit ungeheurem Getöſe in die Niederung, verwüſtete Alles, was ihr im Wege

Melonenverkäufer in Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

lag, und nahm unglücklicherweiſe ihre Richtung gerade auf Lorca zu. Der untere Stadttheil, neben der Puerta de Saginés, und faſt die ganze Vorſtadt San Criſtoval wurden binnen wenigen Minuten in einen Trümmerhaufen verwandelt; die Gewalt des Waſſers warf alle Gebäude um, mehr als 6000 Menſchen verloren das Leben, dazu eine ungezählte Menge von Hausthieren. Der Schaden war unberechenbar, und noch heute denkt man in Lorca nur mit Schrecken an die furchtbare Kataſtrophe.

Es lag den Reiſenden daran, möglichſt raſch nach Granada zu kommen. Nachdem ſie einen Gang durch die Stadt gemacht und in der Poſada de San Vicente ſich erfriſcht hatten, kam es darauf an, eine Fuhrgelegenheit ausfindig zu machen. Sie liefen bei einer wahrhaft tropiſchen Hitze in den Straßen umher, fanden aber alle Läden verſchloſſen, die Stadt war wie ausgeſtorben, denn um die Tageszeit des Feuers, die Stunde des Fuego, d. h. der größten Hitze, wie man in Andaluſien ſagt, ruht Jedermann und hält Sieſta; Alles iſt verſchwunden, und die Gaſſen ſind verödet wie um Mitternacht. Endlich gelang es, einen Menſchen aufzufinden, der nicht ſchlief. Von ihm erfuhr man, daß in Lorca eine Galera vorhanden ſei, die dann und wann nach Granada fahre und die nur 40 Leguas weite Strecke in ſieben Tagen zurücklege. Die Reiſenden hatten aber genug an der Galera und wollten ein etwas weniger barbariſches Fuhrwerk haben. Glücklicherweiſe erhielten ſie die Adreſſe eines Coſario, Pferde- und Wagenverleihers, und nach deſſen Hauſe gingen ſie. Sein Mozo, Diener, gab die tröſtliche Auskunft, daß ſie das Gewünſchte finden würden, ſie müßten aber zwei Stunden warten, denn ſeinen Amo, Herrn, dürfe er um keinen Preis wecken; der halte ſeine Mittagsruhe. In der That wurde er vor 4 Uhr nicht ſichtbar, war aber ein ganz umgänglicher Mann und verſprach, die Reiſenden in einer Schnelltartana am fünften Tage nach Granada zu liefern. Dafür verlangte er den allerdings mäßigen Preis von zuſammen 12 harten Thalern, behielt ſich aber vor, eintretenden Falls noch einen Paſſagier aufzunehmen.

Ein Mädchen in Carthagena. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Dieſe „Schnelltartana“ war mit Leinwand überſpannt, die Bänke liefen der Länge nach, und den Eintritt nahm man von hinten; von Federn natürlich keine Rede. Der Caleſero, Kutſcher, hieß Paquito, war ein Granadiner von Geburt und gefiel ſich offenbar in ſeinem andaluſiſchen Kutſcheranputz. Mit ſeinen beiden Machos ſtand er auf dem beſten Fuß. Es waren in der That ein paar prächtige ſchwarze Maulthiere mit glattem, glänzendem Haar; das eine nannte er Comiſario und das andere Bandolero,

Digitized by Google

alſo Commiſſar und Brigant, und that ſich viel darauf zu Gute, daß er ſie ſo getauft habe; er fand einen Witz darin, daß der Räuber neben einem Polizeibeamten einhergehen müſſe. Uebrigens gab er den guten Rath, daß man ſich in Lorca wohl mit Speiſe und Trank verſorgen möge, weil unterwegs blutwenig zu bekommen ſei. Außerdem iſt die ganze Strecke als unſicher verrufen.

Von Lorca aus führt der Weg in dem ganz trocken liegenden Bette des Sangonera; auch bei vielen anderen Flußläufen Spaniens benutzt man in der Sommerzeit die Strombetten als Fahrwege. So kam die Tartane nach Velez Rubio, einer kleinen Stadt in der Provinz Almeria; das

Der Calesero hatte noch einen Fahrgaſt angenommen, der dann auch bald mit Mänteln, Alforjas und weingefüllten Schläuchen ankam. Die Aeltern, welche den jungen Mann begleiteten, brachten noch wohlgepolſterte Rücken- und Ohrenliſſen, und bald war Alles im Wagen untergebracht. Der Reiſegefährte, Advocat in Velez Rubio, ging nach Granada, um dort einen Prozeß zu führen; er war ein umgänglicher Mann und vortrefflicher Reiſegefährte.

Jenſeit Velez Rubio kommt man an die Station la legua del fraile, die Meile des Mönchs, die aber der Fuchs mit ſeinem Schwanze gemeſſen hat, und dann zum Dorfe Chirivel, in deſſen Nähe zwei ſeltſam geſtaltete Berge

Landleute der Tartana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

weiße Velez, Velez Blanco, liegt von dieſem rothen etwa eine Legua entfernt auf einer Anhöhe. Die Umgegend, in welcher viel Mais wächſt, ſcheint fruchtbar zu ſein; in der Nähe der Stadt iſt eine eiſenhaltige Quelle, welche man als Katzenſpring, fuente del gato, bezeichnet.

Die Tartane hielt vor einem großen Gebäude von faſt monumentalem Ausſehen; es war die Herberge zum Roſenkranz, Poſada del Roſario, welche ein Herzog von Alba, der viele Ländereien in dieſer Gegend beſitzt, im vorigen Jahrhundert hat erbauen laſſen. Es war ein ſehr ſchöner Gaſthof, in dem nur eine Kleinigkeit fehlte, — die Möbeln!

liegen, der Mönch und die Nonne. Dieſe Gegend iſt gut bewäſſert und liefert Flachs in großer Menge. Dann ſteigt der Weg ſteil an zu einem Gipfel, las vertientes genannt, weil auf ihm die Waſſerſcheide liegt. Gegen Weſten fließen die Bäche nach Andaluſien, gegen Oſten nach Murcia. Bald nachher verließen die Reiſenden die Provinz von Almeria und kamen in das Königreich Granada.

In dieſem iſt Cullar de Baza die erſte Station. Dieſe kleine Stadt iſt höchſt merkwürdig, denn ein großer Theil der Bewohner, welche etwa 3000 Köpfe zählen mögen, leben in Berghöhlen und, die wenigen Häuſer und Hütten, die aus Stein oder geſtampftem Lehm aufgeführt ſind, aus-

Digitized by Google

genommen, ſind die übrigen Wohnungen unterirdiſch, und man ſieht von ihnen nichts als die aus der Erde hervorragenden Schornſteine, welche großen Kegeln gleichen, und aus denen der Rauch emporwirbelt. Dieſe menſchlichen Troglodyten leben wie Kaninchen oder Bären in ihren Höhlen und tragen, um das Wilde dieſes ganzen Anblicks zu vervollſtändigen, Kleider aus Schaffellen.

Comiſario und Bandolero ſollten unterwegs nicht abgelöſt werden und die Schnelltartane fuhr deshalb immer Schritt. Sie legten täglich acht Leguas zurück und zwar ſo, daß während der Feuerſtunden Raſt gehalten wurde. Sie fuhr nach Baza durch eine vortrefflich angebaute Gegend, welche man als la Hoja, den Graben, bezeichnet. Die Stadt war von den Mauren ſtark befeſtigt und hat noch einen ganz mereskiſchen Anſtrich; noch ſteht die Alcazaba, eine von den Königen Granada's erbaute Burg; die dicken Backſteinmauern und die Thürme mit Zinnen gleichen jenen der Alhambra und bezeugen, daß Baza einſt nicht ohne Bedeutung geweſen. Wir hörten, daß in der Umgegend goldführender Sand liege; unterwegs begegneten wir ſtattlich aufgeſchirrten Ochſen, welche Maſchinen, die man beim Goldwaſchen verwenden will, an Ort und Stelle zogen. Baza gelangte erſt 1489, am 25. December, in den Beſitz der Spanier, zwei Jahre vor der Einnahme von Granada; Ferdinand und Iſabella mußten die Stadt ſieben Monate lang belagern. An der Alameda liegen noch jetzt die gewaltigen Kanonen, mit welchen die Spanier die Feſtungsmauern zertrümmerten.

Waſſerträger in Lorca. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Von Baza ab wurde die Gegend immer ſteiler und wilder. In dieſer Gegend lag die kleine Stadt Galera, welche in dem vieljährigen Kampfe der granadiniſchen Mauren eine wichtige Rolle ſpielte. Nachdem dieſe ihre Hauptſtadt

verloren, ſetzten ſie den Krieg noch beinahe 80 Jahre in dem Alpujarrasgebirge fort, und er wurde erſt nach großen Anſtrengungen von Don Juan d'Auſtria beendigt. Auch in dieſem Kampfe bethätigte ſich wieder derſelbe ſcheußliche und brutale Fanatismus der ſpaniſchen Chriſten, welcher auch in Amerika ſo viele ſchmachvolle Barbareien verübt hat. Nach der Einnahme von Galera wurden nicht weniger als 2800 Moriskos planmäßig hingewürgt; Frauen und Kinder, die einen Geldwerth hatten, wenn man ſie als Sklaven verkaufte, wären faſt dem Blutbade entgangen, allein der fromme Chriſt Don Juan gab die Frauen den Hellebardieren ſeiner Garde preis, und dieſe mußten dann, vor ſeinen Augen, nicht weniger als 400 derſelben abſchlachten; — Alles zur Verherrlichung Chriſti! Nach dieſer Metzelei wurde Galera von Grund aus zerſtört, und man ſtreute Salz auf die Stelle, wo es einſt gelegen. Ginez Perez de Hita ſchreibt in ſeinem Werk über die Bürgerkriege von Granada als Augenzeuge: „Man verfuhr mit ſo großer Strenge gegen Frauen und Kinder, daß man, meiner Anſicht zu Folge, viel weiter ging, als die Gerechtigkeit erlaubt, und als es ſich für die ſpaniſche Mildherzigkeit (!) geziemt; aber Señor Don Juan hatte es nun einmal ſo befohlen."

Bauer aus der Umgegend von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Tief in einer wüſten unheimlichen Thalſchlucht, die im Lande der Räuber wegen in böſem Rufe ſteht, liegt die Venta de Gor, welche auch in Sagen und Volksliedern als Schlupfwinkel der Bandoleros eine Rolle ſpielt; die Reiſenden fanden dort aber nur Maulthiertreiber und Wollſcheerer, die allerdings auch grimmig genug ausſahen, aber ganz höflich die übliche Begrüßungsformel ſprachen, die natürlich eben ſo höflich erwiedert wurde.

Einige Stunden weiter liegt Guadiz, wo in der Poſada de los naranjeros eingekehrt wurde. Der Beſitzer war ein alter Auvergnat, der während des Unabhängigkeitskrieges gefangen genommen worden war und ſich ſpäterhin hatte naturaliſiren laſſen. Zwar trug er ſich andaluſiſch, hatte aber ſein heimatliches Palois keineswegs vergeſſen. Ueberreſte und Inſchriften aus der Römerzeit ſind in dieſer Stadt keineswegs ſelten, noch häufiger jedoch mauriſche Erinnerungen. Die Frauen von Guadiz ſtehen, gleich jenen Baza's, im wohlverdienten Rufe der Schönheit; dagegen ſehen die Männer recht kärbeißig aus. Die Criminalſtatiſtik lehrt, daß ſie häufig Unfug mit den Cuchillos, großen Meſſern, anrichten, die hier fabricirt werden. Als die Reiſenden den Conſtitutionsplatz in Augenſchein nahmen, laſen ſie auf einem alten Gebäude die Inſchrift: La Carcel, das Gefängniß. Durch ein eiſenvergittertes Fenſter guckten zwei Burſche in andaluſiſcher Tracht und wünſchten den Fremden einen guten Tag. Nun ſpann ſich eine Unterhaltung an, aus welcher ſich ergab, daß der älteſte der beiden Gefangenen, nebſt drei Anderen, eines Meuchelmordes wegen verurtheilt worden war, doch verſicherte er, daß nicht er den tödtlichen Stoß gethan habe. Der jüngere mochte etwa 25 Jahre alt ſein, hatte ein faſt weibliches Antlitz, ſchwarzes Haar und herrliche blaue Augen. Er erzählte in andaluſiſchem Dialekt und mit weicher Stimme, daß man ihn eingeſperrt habe wegen einer Puñalá, welche er in einer Anwandlung von Eiferſucht ausgetheilt habe. Beide Burſche benahmen ſich im Gefängniß ordentlich, und man hatte ihnen deshalb ein Zimmer im Erdgeſchoß eingeräumt, damit ſie dann und wann von Vorübergehenden eine Gabe bekämen.

Von Guadiz ab wird das Gelände immer ſteiler, und bald kommen die ſchneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada in Sicht, die alleſammt vom Pico de Mulhacen überragt werden. Im Vordergrunde lag die Sierra de Suſana mit ihren ſeltſam geſtalteten Einzackungen. Die ganze Landſchaft iſt unbeſchreiblich wild, großartig, gewaltig. Dieſe Gegend wird nur ſelten beſucht; unſere Reiſenden begegneten nur Baliſeros, Reitern, welche das am Sattel befeſtigte Poſtſelleiſen befördern, und dann und wann wandernden Zigeunern.

Der nächſte Ort iſt Diezma, ein von der Sonne durchglühtes Adlerneſt, in welchem viele Zigeuner hauſen; von dort kommt man nach Huetor, das nur noch zwei Stunden von Granada, der Stadt Boabdils, entfernt liegt.

Durch die Kaſſubei.

Land und Leute geſchildert von **Karl Ruß.**

Die kaſchubiſche Ebene und ihre Grenzen. — Kaſchubiſche Hütten. — Wirthshausſcene. — Kleidung. — Bei einer kaſchubiſchen Dame. — Die Landwirthſchaft, Viehzucht, Fiſchfang und Bienen. — Holzdiebſtahl und Waldwirthſchaft. — Die Formalität. — Kaſchubiſche Speiſen. — Kaſchubiſcher Adel und Majorate. — Kirche und Schulen. — Politiſche Verhältniſſe.

Wenige Meilen erſt trennen uns von den geſegneten, reichen Fluren der Umgebung Danzigs, und doch hat bereits eine öde Haidegegend mit ihrem troſtloſen Einerlei uns umfangen. Loſer, mahlender Sand, dürre Kiefern und der fahlgraue Himmel der Haide — das iſt viele Meilen weit die einzige Abwechslung, die unſeren, nur zu bald bis zum Uebermaß ermüdeten Blicken ſich bietet.

Nachdem wir durch Karthaus gefahren, wird der Boden immer magerer und unfruchtbarer, je nähee wir nach Berent kommen. Beides ſind äußerſt ärmliche und winzige Ackerſtädtchen. Bereits kurz hinter dem erſtern erſcheint dem Blicke des deutſchen Reiſenden, beſonders dem aus den ſüdlicheren Theilen unſeres Vaterlandes, ſowohl die Landſchaft, als auch das Ausſehen der einzelnen, hiee und da hinter den Hügeln oder aus dem Geſtrüpp auftauchenden Hütten, und beſonders das der Bewohner immer fremdartiger. Dieſer faſt völlig todte, kaum ſtellenweiſe magere, trockene Kräutee und dürre harte Grasbüſchel erzeugende Sand, der meiſtens nur ſpärlich mit Mooſen und Flechten überzogen iſt, dieſe ganz kahlen, wellenförmigen Hügel, die, ſoweit das Auge nur zu reichen vermag, die Ebene bedecken — —, faſt glauben wie ein veeſteiuertes, oder vielmehr zu Sand gewordenes Meer vor uns zu haben, deſſen wallende Wogen durch ein allgewaltiges Machtwort plötzlich erſtarrt und regungslos ſtehen gebtieben ſind. Dann, nach meilenlanger Weiterfahrt, wechſeln niedrige, verkeüppelte Kiefern (hier auch Kuſſeln genannt) und das die ſandige, unfruchtbare Gegend beſonders kennzeichnende Haidekraut. Dazu hören wir bald, von einem einſamen Wanderer oder Hirten mit kleinen grobwolligen Schafen, durchaus fremde, keineswegs wohlklingende menſchliche Laute und glauben uns — inmitten des guten, rings herum echt deutſchen Weſtpreußens — faſt plötzlich in eine völlig unbekannte Gegend, wohl gar in einen fernen Welttheil verſetzt.

Es iſt das Land der Kaſſuben oder Kaſchuben, in dem wir uns befinden, der jetzige ziemlich eng abgegrenzte Wohnbezirk jenes einſt mächtigen ſlaviſchen Volksſtammes, welcher früher den ganzen Landſtrich zwiſchen Oder, Oſtſee, Weichſel und Netze inne hatte — und deſſen Nachkommen uns einee näheren Betrachtung nach Lebensart und Sitten wohl werth erſcheinen dürften. Zur Berichtigung dee fabelhaften Grenzen, in welche ſelbſt die neuere Geographie die „kaſſubiſche Ebene“ meiſtens noch verlegt, ſei bemerkt, daß die Kaſſubei der Gegenwart ſich etwa zwiſchen den weſtpreußiſchen Städten Konitz, Tuchel und Berent, und dem pommerſchen Bütow ausdehnend, bis an die — uns bereits bekannte — Tuchlee-Haide (Globus IV, S. 343) ſtößt und in einigen Spitzen nach Hinterpommern ſich hineinzieht. —

Endlich ſind wir von den unheimlich bangen Gefühlen erlöſt, die in dee Einöde mehe und mehr unſere Bruſt beengten, denn in nicht weiter Entfernung blinkt uns ein Gewäſſer entgegeu, an deſſen flachen Ufern ſich die zahlreichen Hütten eines großen Dorfes erheben. Die Häuschen, oder vielmehe ſämmtliche Baulichkeiten dieſer Ortſchaft ſind faſt ohne Ausnahme in einem kläglichen Zuſtande. Die der Wohlhabenderen ſiud ganz aus Holz, ſogenannte Blockhäuſer; die der Aermeren beſtehen aus Holzgerippen, deren Wände mit Lehm, übee mit Stroh umwickelten Holzſtaken, „ausgeklehmt“, d. h. ausgefüllt ſind. Sämmtliche Gebäude, Höfe, Straßen, Wege, Gärten, Feldee u. ſ. w. tragen auch hiee nue zu auffallend den Stempel jener berüchtigten leichtfertigen ſlaviſchen Nachläſſigkeit, die man bekanntlich allenthalben als „polniſche Wirthſchaft“ zu bezeichnen pflegt. Theils Stroh-, theils Schindeldächer bedecken die Gebäude, und über alle dieſe Dächer ſiud, in der regelmäßigen Entfernung von je etwa zwei Fuß, kreuzweiſe befeſtigte Hölzer gehängt, theils zue Beſeſtigung des Strohes odee dee Schindeln, zum Schutze derſelben gegen Sturm und Unwetter, theils als Sinnbild des heiligen Zeichens der katholiſchen Religion.

Wie treten nun in eine der Hütten, eberhalb deren Thüre ein verblichenes, vom Wettee zerplatztes Holztäfelchen mit unbeholfener Schrift das ſtolze Wort „Gaſthaus“ trägt. Schon von Weitem tönt uns hier ein wirrer, wüſter Lärm entgegen, innen aber bietet ſich uns ein wirklich überraſchendes Bild. Das ganze, ziemtich umfangreiche Gemach, Gaſtſtube genannt, iſt von einem ſuechtbaren, dichten Qualm erfüllt, in dem, neben mannigfachen anderen Düften und Gerüchen, Tabaksrauch und Branntweindunſt die Hauptbeſtandtheile bilden. Nachdem das Auge ſich an das Düſtee und die Lunge einigermaßen au die Luftmiſchung gewöhnt, vermögen wie denn auch die Geſellſchaft der Gaſtſtube zu unterſcheiden, welche bunt durch einander aus Männern, Weibern und Kindern beſteht. Einen Augenblick bei unſerm Eintritl entſtand eine plötzliche Unterbrechung — im Umſehen geht aber ſchon Alles wieder ungeſtört ſeinen Gang fort. Rings um die langen, ſchweren Tiſche, auf den Bänken an den Wänden ſitzen die alten Männer und grauhaarigen Weiber, ihnen gegenüber auf den Rückbänken die in den mittleren Jahren, und den übrigen Raum füllt das junge Volk. In der hinterſten, düſterſten Ecke laſſen eine Geige und das kaſchubiſche Lieblingsinſtrument, „die Brumm“ (ein Baß) ihre wahrlich nichts weniger als melodiſchen Töne um die Wette erſchallen, und nach dem Takte derſelben ſpricht und ſchreit, ſingt, ſpringt, hüpft, wippt, tanzt und lärmt rings alle dieſe große und kleine Welt unermüdlich, unaufhörlich und ununterbrochen um die Wette — in einem Leben und einee Bewegung, die zu beſchreiben ſüe unſere Feder wirklich faſt unmöglich erſcheinen muß. Und nicht nindee iſt dies mit dem Aufputz und der ganzen Erſcheinung aller dieſer Menſchen der Fall.

Um den Leſern das Bild einigermaßen verſtändlich zu machen, müſſen wir hier eine kurze Erklärung einſchalten. Es iſt nämlich heute ein Montag — — und jene Doefbewohnee ſind hier noch in der Feier ihres Sonntagsvergnügens begriffen. An jedem Sonntag Nachmittag ziehen ſich nach und nach ſämmtliche Familienhäupter in die einzige

Schenke des Dorfes (eben das „Gaſthaus“). Hier gehts anfangs ſehr ſtill zu; die mürriſchen Alten ſitzen ſchläfrig und verdroſſen da, und erſt nach und nach, wenn der feurige Lieblingstrank, der reine, unverfälſchte Karloffelſuſel immer mehr zu wirken beginnt, da wirds lebhaft und immer lebendiger. Bald kommt auch die „Brumm“ und ſpielt dem zuſammenlaufenden jungen Volke eins zum Tanze auf. Man muß ſich hierunter aber nicht etwa das denken, was wir oder andere Völker unter Tanz verſtehen; die Brumm ſpielt eine lebhafte, zweitaktige Melodie, die ohne jegliche Abwechslung immer und immer zu erſchallt und für jeden civiliſirten Menſchen in ihrer Eintönigkeit zuletzt zur Höllenqual werden müßte. Für die Kaſchuben aber iſt dies die wundervollſte Muſik. Während das junge Volk nach derſelben wie unſinnig und toll umherſpringt, begleiten die Alten ſie bei ihrem Zechen unaufhörlich mit einem gellenden, eben ſo eintönigen Singſang. Und dies währt den ganzen Nachmittag, Abend und die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen; dann gehen die jungen Tänzer zur Ruh nach Hauſe, während die alten Zecher weiter jubeln. Hierbei darf aber „die Brumm“ ebenfalls nicht fehlen. Wenn daher die eigentlichen Muſikanten von Ermüdung und flüſſig-geiſtigem Genuß erlahmt und bei Seite gefallen ſind, ſo haben die erſten beſten Anderen die Bogen ergriffen, und Brumm und Geige ſind in unausgeſetzter Bewegung geblieben.

Dies hat nun bis in den lichten Tag hineingewährt; da endlich iſt den wartenden Hausfrauen die Geduld geriſſen, und eine nach der andern läuft ergrimmt nach dem Kruge, um ihren liederlichen Gatten nach Hauſe zu holen. Hier werden ſie indeſſen mit großem Jubel und verdoppelter Brummerei empfangen, einer der Nachbarn, Freunde u. ſ. w. nach dem andern trinkt ihnen Eins zu; anfangs wollen ſie zwar nicht, ſondern ſchimpfen und zanken um die Wette, doch hier und da beginnt bereits eine zu nippen, die andere ſetzt ſich ſchon — und nicht lange, da zechen, jauchzen und jubeln ſämmtliche Weiber mit den Männern um die Wette. Nach und nach wachen, trotz der Ermüdung der durchtanzten Nacht, dann auch die Knechte auf. Verdrießlich ſehen ſie ſich nach dem ausbleibenden Frühſtück um, ohne welches ſie doch nicht auf das Feld ziehen können. Es bleibt ihnen alſo weiter nichts übrig, als den Hausfrauen nachzugehen — und ebenfalls weiter zu zechen. Ihnen folgen wiederum die Mägde, und wenn nun gar die Kinder aufwachen, hungrig und durſtig, ſo laufen ſie den Müttern gewiß nach. Kurz und gut, bald befindet ſich das ganze Dorf wieder in der Schenke und trinkt, ſingt, ſpringt, jubelt und jauchzt — — — und das Alles, Alles nach dem Takte der köſtlichen „Brumm“.

Sehen wir uns nun die Leute genauer an. Ein ſchwerer, unbeſchreiblich ſchmieriger Schafpelz iſt des Kaſchuben Sommer- und Winteranzug; er ſo wenig als die ſchweren Stiefeln oder gar Holzſchuhe behindern den leichtfüßigen Tänzer im Mindeſten in dem wildraſenden Wirbel des wahrhaft endlos erſcheinenden Tanzes. Sehr weite leinene, in die Stiefeln geſteckte Hoſen, die ſogenannten Portkis, und eine runde, mit Ohrenklappen und einem breiten, aufrechtſtehenden Schirm verſehene, ebenfalls im Sommer und Winter getragene Pelzmütze vervollſtändigen und kennzeichnen beſonders ſeine Bekleidung. Eine Anzahl der im Kruge Anweſenden tragen weiße oder blaue wollene Jacken, Andere ſind barfüßig, und der jüngere und jüngſte Theil iſt dem Naturzuſtande äußerſt ähnlich, ja viele Kinder ſind in bloßen, unendlich ſchmutzigen und zerfetzten Hemden dorl. Die Weiber und Mädchen ſind alle barfüßig und in möglichſt bunte Lumpen gekleidet.

Solche wilden, meiſtens mehrere Tage hinter einander währenden Orgien ſind des Kaſchuben eigentliches Lebenselement. Sonſt entſetzlich träge und faul, weit durch Armuth, Elend und Entbehrungen aller Art von Jugend auf entkräftet und ſpäter eben durch dieſe Ausſchweifungen entnervt — erſcheint er doch als ein ganz anderes Weſen bei leidenſchaftlichem Tanze und der nicht minder heißgeliebten Branntweinflaſche. Da entwickelt er eine Lebens- und Thatkraft, die wir dem, bei der Arbeit uns ſo entſetzlich verkommen erſcheinenden Menſchen wahrlich nimmer zutrauen würden; — dann, wenn das ſlaviſche Blut ſtürmiſch durch die Adern rollt, der witterregte Tänzer die dunkeläugige Dirne feſt an die Bruſt preßt und in wahrhaft bachantiſcher Luſt durch den engen dunſtigen Raum dahin brauſt, dann erliſcht die flammende Gluth der tobenden Leidenſchaft nicht früher, als bis die unaufhörlich kreiſende Branntweinflaſche endlich die Köpfe und Beine ſchwer gemacht, die zuletzt nur noch zuckende Muskelkraft völlig gelähmt iſt und Männer, Weiber und Kinder ſinnlos betrunken nach Hauſe taumeln.

Uebertaſſen wir nun die Leute ihrem Vergnügen und ſehen uns nach anderen Verhältniſſen um. Wir wollen hier einen Bekannten aufſuchen, einen jungen Geometer, der ſeit einigen Tagen im Dorfe wohnt, um in der Gegend Vermeſſungen vorzunehmen. Unſere Kenntniß der polniſchen Sprache reicht hier nicht aus, denn obwohl beide Stämme gleicher ſlaviſcher Abſtammung, ſo ſind ſie doch ſowohl im innerſten Weſen, als auch in der Sprache durchaus verſchieden, wenn auch die Verwandtſchaft bei näherer Beobachtung beſtimmt und unverkennbar zu Tage tritt. Ein freundlicher Zufall hilft uns indeſſen zum Ziel, und unſer Freund zieht uns ſchleunigſt von dem wilden Treiben fort nach dem entgegengeſetzten Ende des Dorfes, wo er bei einer „civiliſirten Familie“ ſich häuslich eingerichtet hat. Die Frau, bei der er wohnt, hat einige Jahre als Kammer- oder Hausmädchen bei einer Gutsbeſitzerin des benachbarten, nicht kaſchubiſchen Weſtpreußens gedient und ſoll daher eine „ganz gewandte, nette“ Wirthin ſein. Ihre uns entgegenſpringenden Kinder ſehen zwar nichts weniger als reinlich und ſauber aus, doch ſie ſelbſt hat ja glatt geſcheiteltes Haar und ſogar ein neues Tuch um den Hals gebunden; ſie bewillkommnet uns ſehr freundlich und zuvorkommend im reinſten Hochdeutſch — und wird uns als Frau von Chudnochowski vorgeſtellt.

Wenn ſchon uns der ganze Aufzug „der gnädigen Frau“, beſonders in Bezug auf die Sauberkeit und Ordnungsliebe ihrer Kleider auch keineswegs recht gefallen will, ſo erſcheint es uns doch jedenfalls ſchon als ein ſehr gutes Zeichen, daß ſie ſowohl, als ihr auf dem Felde ackernder Gatte nicht, wie ſonſt ja das ganze Dorf, ebenfalls bei der Brumm ſind. Mit dieſem angenehmen Gedanken treten wir bei ihr ein — — — allein o weh! welchen Anblick gewährt uns ihre Stube! Gerade wie in der Schenke, beſteht der Fußboden aus der nackten, urſprünglich wohl gewalzten oder feſtgeklopften Erde, ganz wie dort haben ſich verſchiedene tiefe Gruben ausgetreten, welche mit ſcheußlichem, ſtinkendem Waſſer gefüllt ſind. Ein ungeheurer, offener Schornſtein, welcher die rauhen, ungeweißten Wände an beiden Seiten ſchwarz berußt hat, gähnt uns entgegen. In den Ecken ſtehen Holzgeſtelle mit ekelhaften Lumpen ſtatt der Betten. An den Wänden hängen bunte und goldglänzende Heiligenbilder, Kriegsſcenen und dergleichen in großer Zahl. Ein ſchwerer Tiſch mit den an den Wänden hinlaufenden Holzbänken füllt faſt ein Drittel der Stube — und ringsherum, drunter und drüber leben und weben, kribbeln und krabbeln fünf Kinder, Ferkelchen, Hühner, Gänschen, Kaninchen und ein Hund luſtig durcheinander. In der, aus einem

Digitized by Google

alten Waſchkorbe roh gezimmerten Wiege ſchreit ein Säugling, und mit ihm in die Wette lärmen, grunzen und gackern die anderen Kinder und alle übrigen Bewohner dieſes duftigen Gemaches.

Die Frau nimmt das Kind aus der Wiege und geleitet uns eine Sproſſenſtiege hinauf nach dem „Zimmer“ ihres Miethers. Dies letztere iſt nichts weiter als eine geräumige, ebenfalls ungeweißte und roh ausmöblirte Giebelſtube, deren blinde und mehrfach mit häßlichem Papier verklebte Fenſterſcheiben keineswegs einen anheimelnden Eindruck machen. Der ſchönſte Theil des Zimmers iſt die Ecke, in der ein Bette, mit polirtem Geſtell und recht ſchönen Kiſſen — ein Geſchenk der letzten Dienſtherrſchaft — ſteht, deſſen Bezüge und Decke freilich nicht mehr ſehr ſauber ſind, aber doch einen unendlichen Abſtand von allen anderen derartigen Möbeln des Hauſes, ja des ganzen Dorfes bilden.

Inzwiſchen haben wir Muße gewonnen, die Frau genauer anzuſehen. Sie iſt die zweite Gattin des bereits mit fünf Kindern geſegneten Mannes und erſt ſeit etwa einem Jahre verheirathet. Jetzt erſt erregt ſie billig unſer Erſtaunen; große tief dunkle, ſchwärmeriſche Augen bei faſt goldblondem Haar, eine hohe Stirn mit weißem, klarem Teint, ein kleiner zierlicher Mund — — wahrlich, wäre nicht dicht neben dem ihrigen das über und über mit Schmutz bedeckte Geſicht des Säuglings auf ihrem Arm, wären nicht gewiſſe nur zu ſehr auffallende Stellen an ihrer Kleidung, und zeigten nicht die Stirn und das ganze Geſicht tief gefurchte Spuren eines ſorgenvollen, ärmlichen, in Schmutz und Elend hingebrachten Daſeins — wahrlich es könnte uns bedünken, eine Raphael'ſche Madonna oder ſonſt eins der ſchönſten Frauenbilder vor uns zu ſehen. Dergleichen auffallende Schönheiten finden wir hier in dem faſt ärmſten Lande der Welt, dem verachteten Kaſchuben, *ziemlich häufig*, jedoch nur in den Familien, in denen eine Vereinigung des ſlaviſchen Elements mit dem deutſchen vor ſich gegangen. Und dies iſt bekanntlich in allen den Landſtrichen der Fall, wo Polen und Deutſche ſich berühren.

„Die gnädige Frau“ bereitete uns dann das Mittagseſſen. Teller, Gabeln, Alles, was aufgeſetzt wurde, waren in einem höchſt zweideutigen Zuſtande. Die Sauberkeit mangelte überall dermaßen, daß mir der Hunger ganz verging, und als ich ein gebratenes Huhn zerſchnitt und — ächt kaſchubiſch — die ſämmtlichen Eingeweide darin fand, beſchloß ich lieber mit einem Stücke Brot und Kartoffeln vorlieb zu nehmen, als mit den civiliſirten kaſchubiſchen Gerichten.

Die *Landwirthſchaft* zeigt hier ganz eigenthümliche Verhältniſſe. Ungeheure Flächen, die in anderen Gegenden genügen würden, den Beſitzer zum reichen Mann zu machen, bringen hier häufig genug kaum ſolche Erträge, daß ſie Menſchen und Vieh vor dem Hunger zu ſchützen vermögen. Ein Bauerngrundſtück enthält hier faſt niemals unter 300 Morgen, häufig beſteht es aber aus 800 bis 1000, ja wohl aus 2 bis 3000 Morgen. Dabei hat ſolch ein Bauerhof zwei bis drei Kühe, ein paar Ochſen und etwa 10 bis 20 grobwollige Schafe. Ein bis zwei kleine magere Pferde finden wir nur bei den Wohlhabenderen, während dagegen gar viele kaſchubiſche Bauern das Pflügen mit einigen verkommenen Kühen und das Eggen durch eigene Kraft verrichten, indem Mann, Weib und Kinder vor dies letztere Inſtrument ſich ſpannen und daſſelbe mühſelig unterſchleppen müſſen. Als Ausſaat rechnet man bei dieſem Boden auf 1000 Morgen etwa 5 bis 10 Scheffel Roggen —! Kartoffeln ſind hier, wie ja in allen armen Gegenden, das hauptſächlichſte Nahrungsmittel, und das Brod läßt man häufig, um recht ſparſam damit ſein zu können — möglichſt alt und hart werden.

So kläglich aber die Landwirthſchaft im Ganzen, ſo hoch ſteht im Gegenſatz dazu ein anderer Induſtriezweig des kaſchubiſchen Landwirths da. Dies iſt der Anbau der Wruken oder Kohlrüben, den ſie auf verhältnißmäßig kleinen, in ſehr gutem Kulturzuſtande gehaltenen Beeten betreiben. Für dieſe Wruken wird aller Dung, Moder ꝛc., wie alle Sorgfalt verwandt, und mit ihren reichen Erträgen wird dann wiederum Vieh, beſonders Gänſe und Schweine, ſo gemäſtet — daß das arme verachtete Kaſchuben durch ſein Maſtvieh doch eine bedeutende Berühmtheit erlangt hat.

Zu den in dem kaſſubiſchen Dorfe *Briesen* beſonders in der Herbſtzeit abgehaltenen Märkten ſtrömen Käufer aus weiten Entfernungen herbei, und das ſich hier entfaltende Leben iſt ein äußerſt anziehendes. Der Markt beginnt ſtets mit einer Meſſe, bei der die geräumige Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt iſt, dann erſchließen ſich die Buden der Handwerker, beſonders der Schuſter, Drechsler, Mützenmacher ꝛc., in zahlreicher Mannigfaltigkeit, welche hier faſt ſämmtlich gute Geſchäfte machen. Auf in unabſehbaren Reihen aufgefahrenen Wagen werden Gänſe, Enten, Hühner, theils todt und ſchon gerupft, theils ungerupft oder noch lebendig, ſämmtlich aber äußerſt fett und delikat, ausgeboten; ferner ſehen wir auch Ferkel, Rindvieh und die kleinen kaſchubiſchen Pferde, letztere ſtets ohne Zaum und Sattel, mit einem bebenden Jungen drauf, der, an der Mähne ſich haltend, ſauſend hin und her galoppirt, um dem Käufer die Vorzüge des Thieres zu zeigen. In neuerer Zeit iſt auch auf dieſe urvolksthümlichen Märkte nach und nach ſchon ein wenig Civiliſation, ja Luxus gedrungen — das bezeugen uns die Conditorbuden und vor Allem die gute Freundin armer Leute, die dickbäuchige, dampfende Kaffeemaſchine.

Als andere Beſchäftigungen des Kaſchuben müſſen wir noch die *Bienenzucht* und den *Fiſchfang* nennen. Die erſtere bietet reiche Erträge, weil dies nützliche Kerbthier in den weiten Haidekrautſtrecken großen Reichthum des köſtlichen Nektars findet, und der kaſchubiſche Honig bildet ebenfalls einen namhaften Handelsartikel. Trotz ihrer trockenen Unfruchtbarkeit im Allgemeinen iſt die kaſchubiſche Wellenebene doch ſehr reich an vielerlei Gewäſſern, Seen, Flüſſen, Teichen, Tümpeln und Sümpfen, und faſt alle derſelben ſind ſehr fiſchreich. Deßhalb werden ſie, meiſtens mit Staknetzen oder Reuſen, ſehr fleißig beſucht, und dies geſchieht auch auf den fremden, zum königlichen Forſt oder zu den angrenzenden Gütern gehörenden Seen heimlich. Hieran ſchließt ſich das eben ſo ganz allgemein betriebene *Holzſtehlen* in den noch ſehr ausgedehnten, doch faſt ausſchließlich aus Nadelholz beſtehenden königlichen Wäldern, welches ſo ganz allgemein dort betrieben wird, daß faſt kein einziger kaſchubiſcher Bauer in anderer Weiſe in den Beſitz des für ſeine Wirthſchaft nöthigen Feuermaterials zu gelangen ſucht — als auf meiſtens ſehr pfiffig ausgeführten nächtlichen Raubzügen. Uebrigens ſind die Begriffe über Mein und Dein, beſonders in Betreff des Holzes, hier ſo verwirrt, daß es Niemanden einfallen würde, das Holzſtehlen irgendwie für etwas Bedenkliches zu halten — wenn eben nicht die fatalen Geſetze wären.

Die unendlich dürren, unendlich öden und unfruchtbaren Landſtriche Kaſchubens ſollten eigentlich aller Welt zum warnenden Beiſpiel dienen. Menſchenhand, wahrlich — wenn auch freilich ohne Bewußtſein handelnde — ruchlos zu nennende Menſchenhand hat dies Stückchen Erde in eine Wüſte verwandelt. Mächtige Kiefernwälder, ſelbſt hier und da untermiſcht mit prächtigen Buchen- und Eichenbeſtänden

Digitized by Google

bedeckten vor noch nicht gar langer Zeit dieſe Hügel und Thäler — und wurden von den Vorfahren dieſer jetzt ſo verkommenen Generation in engherziger Habſucht ſchonungslos herunter geſchlagen. In Danzig wurden damals Wockerasche *) und Theer gut bezahlt, und die kaſchubiſchen Bauern ſchlugen die wundervollen Stämme ohne Beſinnen herunter — um aus den Kiefern Theer zu ſchwelen und die Buchen zu Aſche zu verbrennen, aus der dann die Wockerasche gelaugt wurde. Der mit einer dünnen Humusſchicht bedeckte Boden wurde dann zum Theil durch unverſtändiges Ackern erſchöpft; ein anderer Theil wurde ſpäter zur Düngung des erſteen abgeſpaltet, d. h. ſeiner obern dünnen Rinde beraubt; in dem nun zum Vorſchein gekommenen loſen Sande verſiechten ſchnell alle Quellen, und unter dem Einfluß der austrocknenden, jetzt ungehindert daherſtürmenden Winde und der Sonnenſtrahlen verwandelte ſich der ganze Landſtrich nur zu bald in eine wüſte Einöde.

Aber nicht für alle Zeiten iſt das arme Land verdammt — der Sündenfluch, der die Unthat der Väter beſtraft, könnte durch eine That der Söhne wieder gebannt werden. Unzählige Brüche ſind in der Sandwüſte zerſtreut und werden jetzt von dem magern Vieh nutzlos durchknetet, da ſie ihm kaum einmal den nothdürftigſten Lebensunterhalt gewähren. Die meiſten derſelben aber, ja ſogar eine Anzahl großer Seen könnten mit verhältnißmäßig geringen Koſten entwäſſert werden — um ſich in die ertragreichſten Wieſen zu verwandeln. Wenn mit Hülfe dieſer wiederum ein tüchtiger Viehſtand angeſchafft würde, durch deſſen Dungmittel und Arbeitskraft kleinere Strecken in gute Kultur gebracht würden — dann könnten inzwiſchen die weiten dürren Ebenen mit Kiefern angeſamt werden, welche ſelbſt im loſen Sande hier ſehr gut gedeihen, weil der Boden meiſtens in geringer Tiefe einen trefflichen, lehmigen Untergrund hat, um im Laufe der Zeit die ganze Gegend wieder in das zu verwandeln, was ſie einſt geweſen. Wie ertragsfähig und dankbar der ſandige, aber warme Boden iſt, das bezeugen uns die Wrukenernten der Kaſchuben, und bedenken wir nun noch, daß ſich dort auch zahlreiche Mergellager finden — ſo dürfte die Gegend für landwirthſchaftliche Thatkraft und Unternehmungsgeiſt wahrlich alle mögliche Berückſichtigung verdienen, zumal die Beſitzerwerbung großer Flächen dort mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln zu erreichen iſt und dieſelben in der beregten Weiſe nicht wieder ohne bedeutenden Kapitalaufwand zu kultiviren ſein dürften.

Ein eigenthümliches Verhältniß herrſcht zwiſchen den kaſchubiſchen Bauern und ihren „Fornalkis“ oder Knechten. Solch ein Knecht iſt der eigentliche Herr im Hauſe; ihm gebührt der beſte Platz am Ofen; „was werden wir morgen eſſen?“ fragt die Hausfrau den Heren Knecht, und wenn dieſer dann etwas recht Leckeres beſtimmt — da freut ſich der würdige Gatte im Stillen des Genuſſes, der ja auch ihm bevorſteht. Das Haupt- und Nationalgericht der Kaſchuben beſteht in Wrukendrei, der bereits des Morgens nüchtern als erſte Speiſe genoſſen wird. Mit ihm wechſeln Fiſche und Krebſe, Mehlbrei, die uns ſchon aus der Tuchler Haide her bekannten Saſchirken (Mehlklümpern) und Kapuſter (Grünkohl), und als Sonntagsgericht und allergrößte Leckerei eine Art von Mehlklößen, welche den Nudeln, womit man anderwärts die Gänſe ſtopft, ſehr ähnlich ſind. Dieſe Klöße ſpielen beſonders in der Erntezeit eine große Rolle; eine ungeheure Menge wird des Sonntags gekocht und muß dann für die ganze Woche ausreichen. Nachdem der Fornalki dann ſeine tüchtige Schüſſel voll Wrukendrei verzehrt hat, erhält er von der Hausfrau eine ganze Liſcke (Kober oder Spohnkiſte) voll Klöße und damit zieht er behaglich ab, an die Arbeit. Hier finden wir ihn, bis auf das Hemde entkleidet, aber mit den ſchweren langen Stiefeln an den Füßen — und in einem aus dem Hemde geſchlungenen Beutel trägt er vor der Bruſt einen Theil der Klöße, von denen er bei der Arbeit unaufhörlich zugreift. Man ſtelle ſich, um dieſe ſchöne Angewohnheit recht würdigen zu können — nur die naſſen klebrigen Klöße, das nicht minder klebrige Hemde des ſchweißtriefenden Menſchen und ſeinen geſunden Appetit vor. Oft ſind die Fornalkis auch ganz ſplitternackt bei dieſer Arbeit — doch vorſorglich mit einem Kloßbeutel verſehen — und von 13 beſitzen höchſtens ihrer drei Mützen und zwar jene ſchon erwähnten runden Klappen-Pelzmützen.

Abgeſehen davon, daß dieſer ganze ſlaviſche Volksſtamm, durch Armuth, Elend und Branntwein entnervt, in Schmutz und Laſterhaftigkeit verſunken, ſich wohl niemals mehr erheben und ermannen wird, ſo ſteht ſeinem wirthſchaftlichen Emporkommen auch ein eigenthümliches geſetzliches Hinderniß entgegen. Faſt ohne Ausnahme ſind dieſe Landbeſitzer hier Edelleute, häufig ſogar Grafen und dem höheen Adel angehörig, und nach einer Regierungs-Inſtruktion vom Jahre 1773 wird hier die Erbfolge durch das Jus terrestre nobilitatis Prussiae de anno 1599 geregelt. Hiernach erhält ſtets der älteſte Sohn das ganze Gut — den Ahnenſitz — des Vaters, während die Töchter nur mit einer kläglichen Ausſtattung abgefunden werden und die jüngeren Brüder dem traurigſten Geſchick anheim fallen. Der kaſchubiſche Stammhalter weiß mit ſeinem ungeheuren Beſitz nichts anzufangen — während derſelbe, getheilt und in kleinen Flächen in guten Kulturzuſtand gebracht, mehrere Familien ernähren könnte. In ganz natürlicher Folgerichtigkeit aber ſinken dieſe adeligen Familien in allen ihren übrigen Gliedern von Geſchlecht zu Geſchlecht tiefer hinab — und daher die unzähligen hoch- und altadeligen Dienſtmägde, Knechte, Schweinehirten ꝛc.

Im Uebrigen iſt der Kaſchube nicht wenig ſtolz auf ſeinen Adel. Hochtrabende, vornehm klingende Vornamen dürfen zu dem „Von“ nimmer fehlen, beſonders wenn daſſelbe, wie hier häufig, aus zwei bis drei zuſammengeſetzten Namen beſteht. Veronika's, Thröſel's (Thereſe), Waldemar's, Marcelluſſe ꝛc. begegnen uns in Schmutz und Lumpen — aber mit einem Point d'honneur, der den mit ihnen Verkehrenden zur Verzweiflung bringen könnte. Ein Beamter erzählte uns als nur eins der zahlreichen Beiſpiele, daß er einſt vier Stunden nach einer Verhandlung in ſpäter Nacht von einer Frau herausgeklopft wurde, welche im furchtbarſten Schneegeſtöber den zwei Meilen weiten Weg noch einmal zurückgelegt hatte — um athemlos, ſtatt ihrer „unrichtigen“ Unterſchrift: „von Hebamme Plutzki“ hinzuſchreiben. Im Gegenſatz hierzu ſind aber auch mehrfach Fälle vorgekommen, daß der kaſchubiſche Adel ein Gegenſtand des Verkaufs war.

Trotz ſeiner unendlichen Schlaffheit und Verkommenheit iſt der Kaſchube oft doch recht ſchlau und pfiffig. So war es früher, als ſie noch als Edelleute von den Behörden hohe Reiſekoſten erhielten, ſehr häufig der Fall, daß ſolch ein Spekulant zwei ſeiner Bekannten zuſammenbetzte — um als Zeuge aufs Gericht zu müſſen. Oder zwei Habenichtſe mußten auf Verabredung Streit anfangen, damit ihrer mehrere als Zeugen nach der Stadt reiſen konnten; die Zeugengebühren wurden dann gemeinſam verjubelt, während den Thäteen doch weiter nichts geſchehen konnte, als daß ſie allenfalls auf kurze Zeit eingeſperrt wurden.

*) Siehe „Globus“ VI, S. 26: „Auf der Grenze von Hinterpommern und Weſtpreußen.“

Digitized by Google

Aber auch außerdem iſt das Volk hier im Ganzen ungemein prozeßſüchtig. Dies liegt eben in allen den Gegenſätzen, in der Unruhe und Leidenſchaftlichkeit des ſlaviſchen Charakters tief begründet. Daß aber in demſelben auch immerhin noch ein reicher Fonds verborgen iſt, der, wenn er nur recht geleitet und behandelt, recht ausgenutzt wird, auch große und glänzende Früchte hervorzubringen vermag, das hat Friedrich II. von Preußen bewieſen. Jener große König ließ eine Anzahl von kaſchubiſchen Bauernſungen in das Kadettenhaus nach Stolp bringen — und aus derſelben ſind dann unter Anderen die Männer: General v. Wlok-Lipinski, der in den Befreiungskriegen rühmlichſt ausgezeichnete Oberſt v. Czarnecki, der bekannte Goſtkowski, ferner die angeſehenen Familien v. Zalewski, Trzebiatowski, Prondzinski ꝛc. hervorgegangen.

In ganz Kaſchuben herrſcht zum größten Theile die katholiſche Religion, die Kirche iſt dort noch in jeder Beziehung im vollſten Glanze, und der Probſt beſitzt eine unendliche Macht über die verdummten, ſtarrgläubigen Gemüther. In den größeren Dörfern befinden ſich allenthalben katholiſche, in leidlichem Zuſtande befindliche Elementarſchulen, während die Kinder der zerſtreut herum wohnenden Beſitzer ſowohl von katholiſchen als evangeliſchen Wanderlehrern unterrichtet werden. Bis vor nicht langer Zeit war das Schulweſen hier in trauriger Verfaſſung, und es konnte als Regel betrachtet werden, daß der Paſtor die Kinder der in ſeinem ungeheuren Pfarrbezirk weit zerſtreut umherwohnenden Bauern nur zum Einſegnen zuſammenkommen ließ und dieſe Feierlichkeit mit ihnen ohne Weiteres vornahm — ob ſie jemals eine Schule beſucht oder nicht. Jetzt iſt das mindeſtens einigermaßen anders, obgleich das Weſen der Wanderlehrerei ja leider auch ſeine großen Uebelſtände hat. Im Ganzen tragen dieſe jungen Leute, die Wanderlehrer, ja immerhin Sitte und Deutſchthum in die rohen Maſſen hinein und wirken, mehr oder weniger, auf die Alten wie auf die Jungen ſegensreich ein.

In der Zwiſchenzeit ſind freilich Buben und Mädchen ſo ganz ſich ſelbſt überlaſſen und leben eigentlich in des Wortes wahrſter Bedeutung im Naturzuſtande. Treten wir im eiſigen Winter in eine der uns ja, nach dem Vorbilde jener, in der wir Frau von Ch. nebſt Familie kennen gelernt, hinlänglich bekannten kaſchubiſchen Bauernſtuben, die Wohn-, Schlaf- und Arbeitsgemach zu gleicher Zeit bildet, da wird uns wiederum ein wunderlicher Anblick. Die ganze Bewohnerſchaft ſitzt bunt und dicht gedrängt um das wahrhaft ungeheure Kamin, in deſſen oft rieſengroßem Raume gewaltige Holzkloben lodern. Den beſten Platz, dicht vor der furchtbaren Gluth, hat der Herr Knecht, rings herum gruppiren ſich die Anderen — unter denen ſämmtliche Kinder, faſt nackt, in den bloßen Hemden ſich dicht an's Feuer drängen. Alles ſitzt ſtill, verdrießlich und ſchweigſam und ſtiert in die Gluth. Mit einem Mal aber ſpringt einer der Buben plötzlich auf — er hat den günſtigen Zeitpunkt erſehen, in dem der Vater herausgegangen iſt — ſchleunigſt fährt er in deſſen große Stiefeln und heidi! gehts damit auf die Schlidderbahn (Eisbahn), wo einige Male auf- und abgeſchurrt wird, daß das Hemde nur ſo luſtig im grauſigen Nordoſt flattert, um dann ſchleunigſt wieder zurück, möglichſt dicht in die Nähe der Gluth zu ſchlüpfen *). Auch ſonſt, z. B. in die Schule geben dieſe Buben oft mitten im Winter barfüßig, ohne Mütze und mit Lumpen bedeckt, die nicht viel mehr Schutz bieten, als das bloße Hemde auf der Eisbahn.

Die Kaſchubei gehörte in altpolniſcher Zeit zu dem Palatinat Marienburg. Obwohl aber die Kaſchuben einſt unter polniſcher Herrſchaft ſtanden und mit den Polen nicht blos ſtammverwandt, ſondern auch eng verbrüdert waren, ſo ſind doch alle ſpäteren polniſchen Bewegungen an ihnen ſpurlos vorübergegangen. Sei es, daß dieſer ſlaviſche Stamm ſchon jeden Funken von Nationalgefühl und Selbſtbewußtſein verloren, um in Verſumpfung und Verweſung gleichſam aufzugehen, oder ſei es, daß die Kaſchuben unter der preußiſchen Herrſchaft von vorn herein ſich wohl gefühlt haben — genug ſie haben nicht einmal den entfernteſten Antheil an allen Unternehmungen ihrer ſlaviſchen Brüder genommen.

Uebrigens thut die preußiſche Regierung auch immerhin Einiges zu ihrer Erhebung: Schulen und Wanderlehrer, polizeiliche Unterdrückungen ihrer zu ſehr urvölkerlichen Gelüſte und dagegen civiliſirende Anordnungen, unter denen das fleißige Bäumepflanzen an den Wegen und innerhalb der Dörfer Erwähnung verdient, ꝛc. Anderes bleibt den katholiſchen Pfarrern überlaſſen — und den Hauptbebel zu ihrer Germaniſirung und Civiliſirung wird hoffentlich Einwanderung und Kultur aus anderen deutſchen Landestheilen hierher bringen.

Auch in nationaler Beziehung hat man mindeſtens Verſuche zur Erhebung des kaſchubiſchen Volkes gemacht. Der verſtorbene Paſtor Wongrowias, ein geborner Kaſchube, in Danzig hat ſeine Sprache mit einem Katechismus, einem deutſch-kaſchubiſchen Wörterbuch und mehreren anderen Schriften beſchenkt. Ihm iſt dann der Arzt Dr. Cajnowa gefolgt, der mehrere Broſchüren in kaſchubiſcher Sprache geſchrieben und deutſche Bücher überſetzt hat. Im Uebrigen werden dieſe Beſtrebungen wohl nicht mehr nöthig ſein, da bereits jetzt der größte Theil des kaſchubiſchen Volkes der deutſchen Sprache völlig mächtig iſt und der fortſchreitende Unterricht in derſelben jedenfalls um ſo ſegensreicher wirken muß, da der Kaſchube keineswegs in dem zähen Widerſtreben gegen den Germanismus ſeinem polniſchen Bruder gleicht. Er lernt nicht, wie jener, blos deßhalb die deutſche Sprache, weil ſie ihm Vortheile bringt, und verleugnet ſie auch nicht, wie jener, ſorgfältig vor jedem Fremden, ſondern, wenn er ſie einmal inne hat, bedient er ſich ihrer faſt noch lieber, als ſeiner eigenen. Das, was jedoch ihm, wie ja eben auch nur zu häufig den Polen, auf der Bahn der Civiliſation und Kultur ſo unendlich hemmend entgegentritt — das iſt ſeine echt ſlaviſche Scheu vor jeder Anſtrengung, vor jedem Ernſt des Lebens, ſeine echt nationale Leichtfertigkeit, Sinnlichkeit und Unbeſtändigkeit: Eigenſchaften, in denen ja eben das Unglück und Verderben des polniſchen, wie faſt aller übrigen ſlaviſchen Volksſtämme tief begründet ſind.

(Die Zahl der Kaſchuben beträgt nach v. Klöden (Politiſche Geographie) in Weſtpreußen 85,000 und im Regierungsbezirke Cöslin 4080, alſo noch nicht einmal 90,000 Seelen. Schafarik ſagt in ſeinen „ſlaviſchen Alterthümeen“ (§ 38), daß die Kaſchuben ſich ſelbſt „Kaszebi“ nennen. Sie ſind ein Volk lechiſcher Abkunft, deſſen Mundart von der polniſchen nur unbedeutend abweicht. Bochwat, ſodann eine Urkunde des Fürſten Boguslaw von 1291, der ſich Herzog der Slaven und Kaſchuben nennt, gedenken ihrer am früheſten. Auch Schafarik weiß den Namen nicht zu erklären; er erwähnt nur, daß in Maſowien ein Kapaun Kaſchubka heißt. Ueber die Eigenthümlichkeiten der kaſchubiſchen Sprache handelt der ruſſiſche Staatsrath A. v. Hilferding in der „Zeitſchrift für ſlaviſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft“ 1864, S. 81. A.)

*) Wahrheitsgetreu.

Die Gegenſätze zwiſchen Morgenland und Abendland.

Die Berührungen zwiſchen den Europäern und dem Orient gewinnen alljährlich eine größere Ausdehnung, das abendländiſche Element dringt mit immer ſtärkerer Gewalt ein und übt mächtigen Einfluß. Wir ſehen, daß ganz Vorderaſien und Nordafrika in ihren äußeren Verhältniſſen eine Umwandlung erfahren, welche die Landesbewohner ſelbſt in Erſtaunen ſetzt; das Neue läßt ſich nicht mehr abwehren, und die mohammedaniſchen Gegenden ſind Paſſageländer nach Indien und China geworden, und eben deshalb kann und wird Europa ſie nicht wieder loslaſſen; ſie müſſen ſich dem Verhängniß ein für allemal fügen.

Aber die beiderſeitigen Gegenſätze treten ſcharf und ſchroff hervor, und es wird manches Menſchenalter vergehen, bevor auch nur ein leidliches Verſtändniß zwiſchen beiden Theilen ſich gebildet hat. Der eigentliche Orientale und Mohammedaner begreift platterdings weder das Weſen noch die Anſprüche unſerer europäiſchen Civiliſation, die ſich ihrerſeits überall, wohin ſie dringt, als ſouverain und allein berechtigt hinſtellt und dadurch eine unaufhörliche Reihenfolge von größeren und kleineren Conflikten, politiſchen ſowohl, wie kommerciellen und religiöſen, ins Leben ruft. Sie bereitet dem Orient unaufhörliche Verlegenheiten, ſie ſtört ihn in ſeinem ganzen Weſen und Treiben, und es darf uns ſchon deshalb nicht befremden, daß ſie mit Widerwillen angeſehen wird.

Ich habe dieſen Gegenſtand neulich an einem Unterhaltungsabende des dresdner Vereins für Erdkunde ausführlich erörtert, als von einem Mitgliede, das mit den Verhältniſſen des Orients aus perſönlicher Anſchauung vertraut iſt, die Händel zwiſchen den anglikaniſchen Miſſionären und der Pforte erwähnt wurden.

Es iſt bemerkenswerth, daß im Allgemeinen die deutſchen, amerikaniſchen und franzöſiſchen Miſſionäre im Orient kaum jemals zu Beſchwerden Anlaß geben; ſie ſind beſcheiden und mißbrauchen die Duldung nicht, welche die hohe Pforte ihnen gewährt. Jene der engliſchen Hochkirche gehen wenigſtens vorſichtig und gemeſſen zu Werke und haben durch das Engländern eigene rückſichtsloſe Gebahren den Türken ſchon oftmals Anſtoß gegeben. Bekanntlich halten die Bekenner jeder beliebigen Religion dieſe für die wahre, und zwar für die allein wahre, denn thäten ſie es nicht, ſo würden ſie ſich ſofort von derſelben abwenden. In dieſer Beziehung ſtehen Chriſten und Buddhiſten, Mohammedaner und Braminen auf derſelben Linie. Syſtematiſche Propaganda machen aber nur die Anhänger des Islam und die Chriſten. Nun denke man ſich, in Rom oder Madrid, in Berlin oder Wien, oder wo ſonſt türken mohammedaniſche Ulemas auf und predigten in Kapellen, auf den Straßen, auf den Marktplätzen, daß die Chriſtenlehre ein Unſinn, eine Irrlehre, der Stifter derſelben ein Betrüger, die Anhänger deſſelben kläglich bethörte Menſchen ſeien, die nur ſelig werden könnten, wenn ſie ſtatt der Bibel den Koran annähmen, den falſchen Propheten aus Nazareth im Stiche ließen und den Prophelen aus Mekka als den wahren anerkennten. Ueber dieſe ſyſtematiſch fortgeſetzten Angriffe kämen dann Gährung und Mißvergnügen unter das chriſtliche Volk jener Hauptſtädte, beſonders nachdem einige Chriſten zum Islam übergetreten wären, die dann, nach Renegatenart, in ihrem Eifer über die gebührenden Schranken hinausgehend, in Schlägereien mit ihren früheren Religionsgenoſſen verwickelt würden. Die Polizei teäte dann einige Vorſichtsmaßregeln und verhaftete jene, um Unruhen abzuwenden, dagegen beriefen ſich aber die Ulemas auf Toleranz und die durch Staatsverträge garantirte religiöſe Freiheit, welche keinen Fanatismus erlaube!

So verhält es ſich genau, aber umgekehrt mit dem jetzigen Streite zwiſchen den anglikaniſchen Miſſionären in Konſtantinopel und der türkiſchen Regierung.

Unter einem Theile der gebildeten Türken iſt, namentlich in Folge ihrer Bekanntſchaft mit der pariſer Literatur, eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit entſtanden. Einige ſind in religiöſer Beziehung ungläubig und deshalb gleichgültig geworden, während Andere den Mohammedanismus von allerlei überflüſſigen Zuthaten befreien, eine Reformation innerhalb des Islam durchſetzen möchten. Mit einer Hinneigung zum Chriſtenthum hat dieſe Bewegung nichts zu ſchaffen, die anglikaniſchen Miſſionäre gedachten aber aus derſelben Nutzen ziehen und dieſe Reformtürken bekehren zu können. Nun ſchreibt ein Engländer aus Konſtantinopel unterm 8. Auguſt (in der Times vom 22. Auguſt) Folgendes:

Der Eifer, Proſelyten zu machen, ging über die bisherigen Grenzen hinaus. Zwar legte man ihnen keine Hinderniſſe in den Weg, als ſie Bibeln und Traktätlein verbreiteten, denn der Türke iſt ein toleranter Menſch. Dann aber gingen die Miſſionäre in die türkiſchen Stadtquartiere, hielten auf offener Straße Controverspredigten, erklärten den Islam für eine Irrlehre, den Koran für ein Werk des Satanas und vertheilten in türkiſcher Sprache Bücher, in welchen der Mohammedanismus heftig befehdet wird. Das war den Alttürken zu viel, und die Ulemas agitirten nun ihrerſeits für ihre Religion. Bald ſpielten auch politiſche Parteiintriguen hinein, die Miniſter der Pforte kamen ins Gedränge und verhafteten einige türkiſche Agenten der Miſſionäre, die, wohlverſtanden, Unterthanen der Pforte ſind. Nun ſchrien die Miſſionäre, daß die Staatsverträge verletzt worden ſeien, und reichten bei der engliſchen Geſandtſchaft eine Beſchwerdeſchrift ein, in welcher ſie eine ganze Reihe von Mißhandlungen und Barbareien anführten, welche von Seiten der Behörden an jenen Agenten verübt worden ſeien. Als dann die Geſandtſchaft eine genaue Unterſuchung anſtellen ließ, ergab ſich, daß dieſe Anſchuldigungen rein erfunden waren. —

Von „Barbarei“ war weiter nichts nachzuweiſen, als daß die türkiſchen Behörden eine Anzahl polemiſcher Traktate „in welchen Mohammed und der Koran“ gar zu rückſichtslos behandelt ſind, mit Beſchlag belegt hat. Darüber ſchreien nun die anglikaniſchen Miſſionäre Feuer und Flamme und behaupten, daß die in dem Friedensvertrage von 1856 in der Türkei gewährleiſtete Religionsfreiheit durch den Fanatismus der Osmanen verletzt worden ſei! Ihre Verſuche, Alles in einem ihnen günſtigen Lichte darzuſtellen, haben von Engländern, welche an Ort und Stelle die Vorgänge beobachteten, eine ſcharfe Kritik erfahren, und bezeichnend iſt, daß die amerikaniſchen Miſſionäre mit dem ganzen Verfahren ihrer anglikaniſchen Kollegen keineswegs einverſtanden ſind.

Wir haben gerade dieſen Fall angeführt, weil er zeigt, wie wenig dieſe Anglikaner den Orient verſtehen und begreifen. Sie werden unter den Mohammedanern geringen Erfolg mit ihren Bemühungen haben. Die Anſicht, daß der Islam in einem Zuſtande des Verfalls und der Zerſetzung ſich befinde, iſt ganz und gar unrichtig. Er ſteht vielmehr in voller Blüthe und iſt kräftiger als je zuvor. In ihm liegt eine große Gewalt des Propagandismus, und wir haben im Globus mehrfach nachgewieſen, daß er namentlich in Afrika

Digitized by Google

ein immer größeres Gebiet erobert, Jahr für Jahr an Ausdehnung gewinnt und schon bis an die Sklavenküste vorgedrungen ist. Mekka ist und bleibt ein die Gläubigen aus drei Erdtheilen verbindendes Heiligthum, die Wallfahrt zur Kaaba hat für den Zusammenhang und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller mohammedanischen Völker eine eben so große Bedeutung wie für den Handelsverkehr, der seinerseits auch ein großartiges Bindemittel abgibt.

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die christliche Propaganda, gleichviel welcher Konfession, unter den Mohammedanern durchaus keine Aussicht auf Erfolg habe. Der Islam ist ohnehin recht eigentlich eine Religion für Nomaden und Halbnomaden, und der Koran so recht das Buch für sie, deren geistig-trägem Charakter der Fatalismus vortrefflich entspricht. Dagegen ist unter nomadischen Völkern kein dankbarer Boden für das Christenthum, und es hat auch bis heute niemals bei ihnen Wurzel schlagen können; es kann und darf, wenn es sich nicht selber aufheben will, die Concessionen nicht machen, welche der Nomade nun einmal verlangt, weil sie in seinem Wesen und in seiner Art liegen.

Als ich vor Jahren das tehereiche Werk des vortrefflichen anglikanischen Bischofs von Kalkutta, Reginald Heber, über Indien las, excerpirte ich folgende Stelle, welche mir, in Hinblick auf die Vorgänge in Konstantinopel, wieder ins Gedächtniß kam.

„Vergeblich schmeicheln sich die Missionäre, daß das Christenthum einmal im südlichen und östlichen Asien sich einführen lasse. Das wird niemals geschehen; Asien bedürfte wenigstens einer ganz andern Form des Christenthums, einer Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist. Unstreitig hat das der Islam bewiesen, der eine solche Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist ist, wenn auch eine sehr unvollkommene. Fast halb Asien hat den Islam angenommen, das Christenthum dagegen nirgends recht festen Fuß fassen können. Der Zwang hat jenes nicht allein bewirkt, denn die Portugiesen haben eben sowohl mit Zwang bekehrt wie die Araber, und doch ist es jenen nie recht geglückt. Die politische Gewalt der Mohammedaner in Indien ist gebrochen, an ihrer Stelle herrschen europäische Christen, und dennoch gehen mehr Indier zum Islam über als zum Christenthum." —

Aber während die mohammedanische Religion immer mehr Boden gewinnt, sind alte mohammedanischen Staaten im Verfall. So lange das Abendland diese Staaten sich selber überließ, konnten sie in hergebrachter Weise fortleben, denn alle gehörten mehr oder weniger derselben, oder doch einer ähnlichen Civilisationsstufe an; sobald sie jedoch mit dem aktiven Occident, mit strebsamen, ihnen in jeder Beziehung überlegenen Völkern in unablässige Berührungen kamen, wurde ihre innere Schwäche vom Ganges bis zu den Säulen des Herkules überall bloß gelegt. Dem Staatswesen wie der Gesellschaft mangeln Abstufung und Gliederung, es fehlt die Erbfolge nach der Erstgeburt, daher auch sichere Thronfolge. Die Regierung ist despatisch oder patriarchalisch, und wenn sie, wie bei den Afghanen, einigermaßen an das Feudalwesen erinnert, sind die Zustände zerklüftet und anarchisch. Wir vermissen überall geistigen Aufschwung, und so großartig auch das Princip des einen, reinen Gottes ist, so trägt der Islam doch unabwendbar das Gepräge des Barnirten. Er paßt nur für gewisse Länder und gewisse Stufen der Entwicklung, und einen Fortschritt schließt er schon deshalb aus, weil der Koran Alles in Allem ist. Also: bei noch so inbrünstigem Glauben verfallen die Staaten. —

Als ich diese Ansichten im dresdner Verein für Erdkunde entwickelte und weiter ausführte, als hier geschehen konnte, waren mir Werner Munzingees ostafrikanische Studien noch nicht zu Gesicht gekommen. Auch er hat die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und dabei namentlich Aegypten und Abyssinien ins Auge gefaßt. Zunächst hebt er hervor, daß die Europäer bei der Verschwendung der beiden letzten ägyptischen Vicekönige eine Hauptrolle gespielt haben. Ein Hauptübel für Aegypten sei der Zustand der dort angesiedelten Europäer und ihrer Consuln. „Die verschiedenen Consulate sind wie eben so viele Burgen, die jede ihre Insassen gegen die anderen wehrt, gegen die ägyptische Regierung aber sind sie alle einig. Daß die Europäer nicht auf den Fuß der Araber gestellt werden, ist recht und billig, da bei dem Charakter der Mohammedaner und ihrer Gesetzgebung Niemand mehr seines Lebens und Vermögens sicher wäre. Aber der Schutz geht zu weit, wenn er die Regierung ihren Unterthanen gegenüber bloßstellt und gegenüber den Fremden machtlos macht. Er geht zu weit, weil er das Nationalgefühl beleidigt, und es könnte der Tag kommen, wo nur eine starke Regierung den Europäer zu schützen vermöchte, den Eingeborneu und selbst den Europäern gegenüber. Wie kann sie das aber, wenn sie von Allen verachtet ist?"

Die folgenden Bemerkungen geben einen tiefen Einblick in die Zustände und können manche vorgefaßte Meinung beseitigen.

Die Ereignisse der letzten Jahre, die Revolutionen in Indien, Djedda, Syrien, hatten zur Ursache den Nationalhaß, der sich gegen die Fremdherrschaft auflehnt. In Europa, wo die Geographie sich immer nationaler zu gestalten scheint, wollen nur Wenige begreifen, daß die Orientalen auch ihr Selbstgefühl haben, welches sie dem schwachen Fremden zum Freund, den starken Anmaßlichen aber zum Feind macht, und daß der Religionsunterschied dabei am wenigsten in Betracht kommt. — — Die Leichtigkeit, womit die Türken und Araber den Orient in Besitz genommen haben, darf uns nicht zu einem Trugschluß verleiten. Der mohammedanische Eroberer theilt mit seinen afrikanischen Unterthanen eine gleiche Denkungsart, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden; er läßt Sitten und Gebräuche, Recht und Unrecht, Glauben und Aberglauben ruhig fortwuchern. Er erobert, um sich zu bereichern; er duldet Alles, was diesem Zwecke nicht entgegensteht. Erst wenn er recht eingewöhnt ist, sucht er seine Religion anzuempfehlen, aber immer eher in gütlicher Weise mit Versprechungen von materiellem Gewinn. Man muß übrigens eingestehen, daß der Islam sich sehr der orientalischen Denkweise anschmiegt.

Der eroberude Europäer dagegen begnügt sich keineswegs mit dem Tribut; er will Alles nach seiner Weise umgestalten. Unsere Kultur, die doch auch ihre Schattenseiten hat, soll dem Fremdeu aufgezwungen werden; unsere schwerbegreifliche Religiou hat Zacken, denen sich gern Schlacken anhängen. Mit unserer Sucht nach dem Neuen, unserem Hasse gegen das Hergebrachte kommen wir dem Afrikaner feemd und abstoßend, ja wild vor, während der phlegmatische Türke sich schnell eingewöhnt.

Munzinger schildert dann die Politik Europa's in Bezug auf den Orient. Sie sei im Allgemeinen auf den Status quo gerichtet, walle respektirt sein, und das Ziel sei ein freier, sicherer Handel. Wir kennen unsere Kräfte und unser Uebergewicht und schließen daraus, daß die Barbaren gezwungen seien, uns ohne Weiteres zu respektiren. Aber diese Barbaren sind sich der Machtentwicklung Europa's nicht bewußt, machen sich keinen richtigen Begriff von unserem Erdtheile. Wir sind, so fährt Munzinger fort, im Streite mit solchen Nichteuropäern, Barbaren, vielfach im Nachtheile. Erstens suchen wir sie, während sie uns meiden. Wir sind die Angreifer, und sie haben den ganzen Vortheil eines Vertheidigungskrieges. Unser Interesse ist es, mit den fremden Völkern in friedlichem Verkehr zu stehen; wir wollen sie bekehren und bekleiden. Im Gegentheil glauben die Barbaren, von unserer Annäherung Nichts gewinnen zu können; Niemand sucht uns auf. Wenn

Digitized by Google

wir in die Fremde kommen, wird man uns wohl das erste Mal recht freundlich aufnehmen. Nach den drei, der Gastfreundschaft heiligen, Tagen schauen Wirth und Gast sich näher an, und dann darf man versichert sein, daß wenig Leute, die uns kennen, an unserem Besuche Freude haben. Die Geschichte Amerika's gilt für alle Welttheile.

Da wir uns im Verkehr mit dem Auslande bereichern wollen, lieben wir den Krieg nicht. Wir fürchten kostspielige Eroberungen, wir erkaufen des Handels wegen den Frieden selbst mit Unehre; wir parlementiren, so lange wir können; wir sind unschlüssig bis zum Tod. Wie verschieden ist die Handlungsweise der Barbaren: immer entschlossen, immer zum Angriffe bereit, selbst im Frieden Feind, scheuen sie keinen Krieg, gleichviel wie; sie kennen keine ängstlichen Rücksichten; man weicht selbst der Nothwendigkeit nie für einen Tag, um morgen frisch wieder anzufangen. Wir kämpfen gewöhnlich mit Humanität, wir dürfen nicht zu sehr erbittern, da wir am Ende doch Frieden haben müssen. Die Fremden haben alle Vortheile der Barbarei, die kein Mittel scheut und Nichts zu schonen hat. Wir sind weit vom Schlachtfeld entfernt, die Barbaren sind mitten darin. — — Der Europäer streitet fürs Geld, der Barbar für sein Vaterland; wir kämpfen für eine Sache, die uns von Weitem interessirt, der Barbar kämpft für seine Existenz. Wir haben Unrecht und er hat Recht, und wir fühlen es.

Die Zersplitterung Europa's und die Eifersucht der Regierungen macht eine consequente, reife Politik dem Ausland gegenüber fast unmöglich. Alle diese Gegensätze zusammengenommen führen uns zu dem Schlusse, daß die Barbaren sich nicht ohne Weiteres von unserer Uebermacht überzeugen lassen, daß unser Handel in der Fremde friedlicher Weise nicht beschützt werden kann, daß die Protektion auf einen Krieg hinaustäuft, der nicht so schnell beendigt werden kann, als man nach der europäischen Militärmacht annehmen sollte, und der endlich immer zu Eroberungen führen muß, daß daher die Aufgabe der Diplomaten, den Handel ohne Eroberungen zu schützen, unausführbar ist, und so möchte man sich zu dem Extrem verleiten lassen, ehee gar Nichts zu thun, da doch die Mittelstraße verschlossen ist.

Unterdessen will der Europäer nicht zu Hause bleiben, er will mit dem Auslande einen einträglichen Handel treiben; der Verkehr zwischen Kulturvölkern und Barbaren muß nothwendig zu Collisionen führen, die endlich in einen ewigen Krieg ausarten. Verträge sind immer ephemer, und was kann man von Verträgen mit Barbaren erwarten? Erlittene Beleidigungen strafen und dann sich zurückziehen, das stellt den Ansiedler bloß; sich um Nichts zu bekümmern, das ist Schande und Tod vor allem. So finden wir uns in einem Labyrinthe, und es ist schwer, einen Weg hinaus zu finden. Wir verlassen Europa mit einer großen Meinung von seiner Macht, wir sind stolz und anmaßend wie römische Bürger. Dann kommen böse Tage; man sagt auf uns wie auf wilde Thiere, und der Hülfeschrei dringt bis Europa. Man schickt Flotten aus und untersucht, aber am Ende wird die Rache so kleinlich, daß die Eingebornen uns verachten und wir selber einsehen müssen, daß wir von vorn herein viel bescheidener hätten sein sollen. —

Die Ursachen dieser inconsequenten Stellung Europa's findet Munzinger in dem Protektionssystem, d. h. der durch Gesandte und Consuln kundgegebenen Solidarität der Mächte für die Sicherheit ihrer Unterthanen im Auslande, und erläutert den Gegenstand.

Stellen wir uns, sagt er, ein Land vor, mit welchem Europa keinen officiellen Verkehr hat, wie es z. B. mit Abyssinien bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Der Fremde kommt ohne alle Ansprüche an. Er weiß, daß seine Sicherheit von dem guten Willen der Eingebornen abhängt, und wird deshalb alle Vorsicht und Bescheidenheit aufbieten, um sich beliebt zu machen. Die Landeseingebornen, welche, so wild sie auch sein mögen, einen friedlichen Charakter immer zu schätzen wissen, werden den hülflosen Fremden als Gast aufnehmen, und daher wird er bei einem klugen und rücksichtsvollen Benehmen sich immer gut befinden. Deswegen sehen wir die Armenier und Griechen, die gewöhnlich sehr wenig „Protektion" genießen, allenthalben gut aufgenommen und geschützt, da sie keine falschen Ansprüche machen; sie werden allmälig wie Landeskinder angesehen, des Landrechts theilhaftig und je nach ihrem Betragen gut oder schlecht behandelt.

Ganz verschieden ist die Stellung des geschützten Europäers, der Consuln hinter sich hat und sich sicher fühlt, da er seine Nation hinter sich hat. Er vernachlässigt die Freundschaft der Eingebornen und wird stolz und rücksichtslos, und diese werden einen solchen Fremdling immer mit Mißtrauen ansehen. Auf ihn wird das Gastrecht nicht angewandt, weil ohnehin nicht in Anspruch genommen. Die Sicherheit hängt einzig und allein von dem Ansehen seines Consuls ab. Aber Franken und Barbaren machen sich jeder eine andere Definition von einem solchen; die Letzteren sehen in ihm einen Spion, welcher das Land auskundschaftet, einen Vorläufer der Fremdherrschaft, so namentlich in Abyssinien. Dort, und nicht minder in Arabien, kennt man den Eroberungsgeist der Europäer. —

Ueber die Bemühungen der Mächte im osmanischen Reiche, um namentlich den Sklavenhandel abzuschaffen, stellt Munzinger eingehende Betrachtungen an. Im Oriente, wo der Staat das Individium sehr wenig beschränkt, ist mit Verboten wenig zu erreichen. Trotz derselben nimmt jener Handel seinen Fortgang. „Der Fortschritt besteht darin, daß man sich jetzt verbirgt, um Skandal zu vermeiden. Auf meiner Rückreise von Ofedda nach Suez im Januar 1863 war das der ägyptischen Regierung gehörende Dampfschiff mit etwa 200 Sklaven befrachtet, für welche die Hälfte des Fahrpreises bezahlt wurde. Man schiffte sie in Suez ohne alle Schwierigkeit aus. Einige Aegypter sagten mir, man könne ihnen dies nicht verargen, denn seit der Isthmus-Durchschnitt (Kanaldau) den Bauer vom Pfluge wegnehme, müsse man Sklaven einführen, um die verlornen Arbeitskräfte zu ersetzen." Auch in Sudan wird es mit dem Verbote nicht streng genommen; zwischen Chartum und El'Obeid begegnete der Reisende großen Sklavenkarawanen, doch werden auf dem Markte dieser Hauptstadt Kordofans die Sklaven nicht mehr öffentlich ausgestellt.

Die öffentliche Meinung des Orients glaubt, daß die Christen die Sklaverei zu dem Zwecke ausrotten wollen, um das islamitische Reich zu Grunde zu richten. Allerdings muß die Abschaffung der Sklaverei dem Islam einen schweren Streich versetzen. Munzinger bringt Beweise dafür, wir können aber auf den Gegenstand nicht eingehen; wir wollten nur zeigen, wie mannichfaltig die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland sind. A.

Die europäiſche Auswanderung.

Der Menſchenabfluß, welcher alljährlich aus unſerem Europa nach den anderen Erdtheilen ausſtrömt, iſt viel beträchtlicher, als man gewöhnlich annimmt. Die amtlichen Nachweiſe über die Auswanderung ſind beträchtlich hoch, geben aber bei weitem nicht den vollen Betrag der Zahlen. Eine unbedingt richtige Ziffernangabe liegt bei dieſem Gegenſtand außer der Möglichkeit, aber das annähernd Richtige läßt ſich wohl treffen; auf ein paar tauſend Seelen mehr oder weniger kann es, wo die Sache im Großen und Allgemeinen in Frage ſteht, nicht ankommen.

Ein Statiſtiker von Ruf, Legoyt in Paris, iſt nach ſorgfältigen Erwägungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß mindeſtens 600,000 Köpfe im Jahr Europa verlaſſen, und Expilly, welcher im Oktoberheft der „Revue du Monde colonial" auf die Frage näher eingeht, berechnet, daß der Durchſchnitt für die Jahre 1850 bis 1860 ſich auf etwa eine halbe Million ſtelle. Wir wollen ihm in ſeiner Auseinanderſetzung folgen.

Deutſchland und Irland liefern bekanntlich den ſtärkſten Beitrag zur Auswanderung. Für Deutſchland ſtellen ſich die Ziffern für das verfloſſene Jahrzehnt in folgender Weiſe heraus:

1850	92,404	1855	81,088
1851	112,541	1856	96,573
1852	169,301	1857	115,976
1853	157,180	1858	53,206
1854	251,951	1859	45,100
	767,963		394,615

Alſo insgeſammt 1,161,976 Auswanderer in 10 Jahren, oder einen Jahresdurchſchnitt von 116,197 Köpfen.

Für Irland ſtellt ſich die Ziffer noch beträchtlich höher. Wir laſſen dahin geſtellt ſein, ob die Angabe des iriſchen Statiſtikers Lock richtig iſt, demgemäß in der Zeit von 1806 bis 1851 nicht weniger als fünfhalb Millionen Irländer ihre Heimatinſel verlaſſen haben; aber die folgenden Zahlen ſind amtlich und unterliegen keinem Zweifel.

1852	368,998	1856	176,554
1853	329,957	1857	212,875
1854	323,129	1858	59,993
1855	176,807	1859	84,589
	1,150,139		542,121

Insgeſammt 1,741,260 Köpfe, im Durchſchnitt jährlich 217,657. Die iriſche Auswanderung iſt während des Yankeekrieges wieder beträchtlich geſtiegen, zum großen Theil in Folge des Falſchwerbens und der Seelenverkäuferei der Nordamerikaner, welche längſt daran verzweifelt haben, den tapfern Süden, die conföderirten Staaten, mit eigener Kraft bezwingen und unterjochen zu können. Sie haben hunderte von Millionen Dollars, Papier natürlich, gezahlt, um europäiſche Abenteurer als Soldknechte anzuwerben, und viele tauſende rechtlicher Auswanderer ſind von den Yankeeagenten ſchmachvoll betrogen worden, indem man ihnen „Arbeit" zu hohem Lohn verſprach und ſie dann, wider Vertrag und gegen ihren Willen, in Uniformen ſteckte. Expilly ſagt ſehr richtig, daß die Yankees in ihrer frechen Unverſchämtheit die Deutſchen, welche zu ihnen kommen, als ein Düngervolk und die Irländer als Kanonenfutter bezeichnen.

Die iriſche Nationalligue veröffentlichte im Auguſt 1864 eine Adreſſe an Europa, in welcher ſie die Beſchwerden, welche Irland gegen das brutale England habe, der Reihe nach aufführt. In dieſem Documente wird angegeben, daß von 1850 bis 1864 mehr als 2,000,000 Irländer allein über das Weltmeer, zumeiſt nach den Vereinigten Staaten, ausgewandert ſeien, wo das Volk allmälig mehr iriſche als angelſächſiſche Charakterzüge bekommt.

England und Schottland liefern jährlich im Durchſchnitt zur Auswanderung einen Beitrag von 77,257 Köpfen.

Auf England kommen		Auf Schottland entfallen	
1853	62,915		22,005
1854	90,966		25,872
1855	57,132		14,057
1856	64,527		12,053
1857	78,560		16,253
1858	30,971		11,915
1859	33,930		10,182

Insgeſammt für die obigen 7 Jahre 540,798 Köpfe. Rechnet man zu der Durchſchnittszahl für England und Schottland, 77,257, jene für Irland mit 217,657, ſo erhält man für die durchſchnittliche Auswanderung aus dem vereinigten Königreiche 294,914 Köpfe.

Belgien hatte für die Jahre 1850 bis 1858 insgeſammt nur 77,239 Auswanderer; ſie vertheilen ſich in folgender Weiſe:

1850	6385	1855	9546
1851	6080	1856	13,261
1852	7781	1857	8580
1853	9559	1858	8081
1854	7905	—	—

demgemäß ſtellt ſich der Durchſchnitt auf 8582 Köpfe.

Frankreich hat erſt ſeit 1856 genaue ſtatiſtiſche Nachweiſe über ſeine Auswanderung; annähernd richtige Angaben liegen aber ſchon aus früheren Jahren vor. In den Jahren 1853 bis 1860 wanderten 117,600 Köpfe aus, im Durchſchnitt nur 14,700! Sie vertheilen ſich, der Reihenfolge der Jahre nach, ſo: 9694; 18,079; 19,957; 17,997; 18,809; 13,813; 9164; 10,087 Köpfe.

Italien. Die Zahl der Auswanderer iſt beträchtlich; es liegen jedoch keine Zahlen vor. Der Italiener geht aber nicht als Koloniſt, als Ackerbauer in fremde Länder; im Ganzen verlaſſen etwa 20,000 jährlich ihr Vaterland; ſie gehen zu nicht geringem Theil nach der Levante.

Hollands Auswanderung iſt ſchwach; ſie belief ſich für die 10 Jahre 1850 bis 1860 auf nur 15,759 Köpfe insgeſammt, im Durchſchnitt jährlich 1576.

Die Schweiz hat erſt ſeit 1860 ein ſtatiſtiſches Bureau; genaue Angaben fehlen. Aber aus dem Bericht des ſchweizeriſchen Conſulates zu Havre geht hervor, daß ſich in dieſem Hafen von 1851 bis 1858 eingeſchifft haben 29,304 Schweizer; dazu in Antwerpen 775, in Hamburg 139, zuſammen 30,218 Köpfe. Dieſe repräſentiren aber bei weitem nicht die Summe der geſammten Auswanderung aus der Schweiz.

Portugal. Zahlen mangeln; ob die Ziffer von 12,000 Auswanderern jährlich zutrifft, wiſſen wir nicht. Sie iſt in einer Bittſchrift an die Deputiertenkammer zu Liſſabon enthalten.

Dänemark. Keine amtlichen Angaben. Aus Jütland und den Inſeln gehen jährlich 1200 bis 1500 zum Mormonenthum bekehrte Köpfe nach Utah.

Norwegen. Hier haben wir amtliche Nachweiſe, denen zufolge über See in den Jahren 1846 bis 1855 auswanderten 24,183 Köpfe; Durchſchnitt 2418.

Schweden. Von 1851 bis und mit 1859 wanderten 16,275 aus; Durchſchnitt 1808.

Faſſen wir die obigen Durchſchnittszahlen zuſammen, ſo erhalten wir für das Jahr 492,772 Auswanderer, und mindeſtens 10,000 kann man für Individuen hinzurechnen, welche

Digitized by Google

ohne jeden Nachweis auswandern. Auch fehlen bei den obigen Angaben manche Länder, z. B. das russische Reich, das alljährlich an Asien eine Menge Menschen abgibt; sodann Spanien.

Mehr als 400,000 Auswanderer gehen nach Nordamerika, Australien und Indien, andere 50,000 vertheilen sich über die anderen Länder Amerika's; kaum 5000 kommen auf Brasilien. Die Einwanderung nach Chile und in die argentinischen Länder, welche große Vortheile darbietet, ist im Anwachsen. Mit vollem Recht wundert sich Erpilly, daß die Deutschen noch immer vorzugsweise nach dem Yankeeland auswandern. Er lobt sie, weil die Selbstverwaltung die „Entwicklung dieser oedeitsamen, intelligenten, rechtschaffenen und kräftigen Naturen sehr begünstigt. Die deutschen Einwanderer zeigen große Anhänglichkeit an ihr Adoptivvaterland, aber in anderer Weise als die Skandinavier, welche schon in der zweiten Generation sich den Yankees völlig assimiliren; auch nicht wie die Irländer, welche aus tief eingewurzeltem Haß gegen England sich in Amerikaner umgestalten. Die Deutschen haben gleichsam ihre Laren mitgenommen und nehmen es mit dem Titel: amerikanischer Bürger ernsthaft; sie bewahren das Grundwesen ihrer Volksthümlichkeit und siedeln sich in Gruppen massenweise neben einander an. Aber für ihr Mutterland sind sie verloren."

Der auswandernde Schweizer ist durchgängig ein kräftiger, ausdauernder, rechtschaffener Mensch, der auch in der Fremde stets sein Vaterland im Auge behält und in dasselbe zurückgeht, sobald er draußen es zum Wohlstande gebracht hat. Doch haben die Schweizer auch Ackerbauniederlassungen in fremden Erdtheilen gegründet und sind so tüchtig wie ihre deutschen Stammverwandten. Die Regierung von Neusüdwales zahlt für jeden aus der Schweiz einwandernden Ackerbauer eine Prämie von 10 Pfund Sterling. Der Schweizer gibt sich auswärts Mühe, die Landessprache zu erlernen; ihm ist jedes Land recht, wo er freie Religionsübung hat und seinem Geschäft ungehindert nachgehen kann, und überall ist er gern gesehen. Im Yankeelande leben jetzt 36,320 Schweizer.

Gute Colonisten sind eigentlich nur Völker germanischen Stammes; die romanischen Völker stehen weit hinter ihnen zurück. Erpilly benimmt seinen Landsleuten eine Täuschung, in welcher sie, allen Thatsachen und aller Geschichte zuwider, nur allzu gern befangen bleiben, indem er ihnen sagt: „Der Franzose ist kein Auswanderer, weil er kein Colonist ist. Der Begriff Colonie bedeutet eine Vereinigung von Menschen, die ein Land verlassen, um sich in einem andern Land anzusiedeln; Colonisation ist die Thätigkeit der Ansiedlung und das Resultat derselben. Nun liegen aber die Resultate vor, zu welchen es die Franzosen in ihren indischen und amerikanischen Besitzungen, und in der neuern Zeit in Algerien gebracht haben, von den übrigen Besitzungen gar nicht zu reden. Alle charakterisiren sich durch unverschämte Vergeudung und schlechte Verwaltung. Auf Canada verwandten Ludwig der Vierzehnte und Colbert große Sorgfalt; der große Minister schickte sogar zwangsweise Ansiedler dorthin. Trotz alledem hatte Canada 1676 erst 7832 weiße Bewohner, und 20 Jahre später war die Einwanderung noch eben so schwach. Im 17. Jahrhundert gingen von je fünf französischen Einwanderern in Canada allemal zwei schon im ersten Jahre zu Grunde. Heute zählt Canada über zwei Millionen Einwohner; in den 12 Jahren von 1847 bis 1859 erhielt es, Neu-Braunschweig mit eingerechnet, 330,892 Einwanderer."

„Algerien liegt vor der Thüre Frankreichs und hat noch keine 200,000 europäische Bewohner; Australien liegt bei den Antipoden, zählte 1790 erst 1030 Ansiedler und hat jetzt über eine Million. Der Franzose verläßt in größerer Anzahl sein Vaterland nur in Folge religiöser oder politischer Verfolgungen; so die Hugenotten und die Emigranten seit 1792."

Unser Gewährsmann, der sich längere Zeit in Brasilien aufhielt, schildert die Franzosen, welche nach jenem Land auswandern. Es sind, sagt er, Gelehrte, alte Soldaten, Abenteurer, Bankrottenre, zu Grunde gerichtete Familienväter und politisch Unzufriedene. Freilich kommen auch tüchtige Männer, z. B. Architekten und Offiziere. Aber es sind gerade französische Einwanderer, die in Brasilien alle Gaunereien und Betrügereien im Handel und Wandel und überhaupt Demoralisirung eingeführt haben. Bis 1830 wanderten vorzugsweise Franzosen in Brasilien ein; ein betrügerischer Handel heißt dort: ein französisches Geschäft, negocio afrancesado. „Wir waren unserer dreißig, die in Rio landeten. Zwei Jahre später waren 19 meiner Reisegefährten nicht mehr; fünf gingen nach Frankreich zurück und zwei davon mit etwas Geld, während die drei anderen physisch und pecuniär völlig ruinirt waren. Drei andere wohnten in Rio, und zwei von ihnen hatten am gelben Fieber auf den Tod gelegen; nun aber ging es ihnen leidlich. Was aus den übrigen 11 geworden ist, weiß ich nicht." A.

Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association" zu Bath 1864.

II.

Michie: China, die Mongolei und Sibirien. — Milton und Cheadle: Expedition durch die Felsengebirge nach Britisch-Columbia. — Bates: Das Delta des Amazonenstroms. — Mac Donall Stuart: Ueber die Sitten der australischen Eingebornen. — J. Crawfurd: Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

A. Michie über China, die Mongolei und Sibirien im Jahre 1863.

Im August des verflossenen Jahres reiste A. Michie von China durch Sibirien nach England. 30 englische Meilen nordwestlich von Peking erreichte er das Hochland von Nordchina. Es beginnt mit einer steilen Bergschranke, zu welcher der Nankou-Paß hinauf führt, der aber für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar ist. 10 englische Meilen weiter führt der Weg durch eine zweite Bergkette, auf deren Höhe sich die Ebene von Tschan-Kia-Kau 2500 Fuß über dem Meere ausbreitet. Eine hohe Bergkette trennt hier China von der Mongolei. Der Paß zur Mongolei ist leicht zu durchwandern, doch steigt er auf 15 englische Meilen 2500 Fuß. Die Reise durch die Wüste Gobi zur russischen Grenzstadt Kiachta dauerte einen vollen Monat, da die Wüste hier über 600 englische Meilen breit ist. Sie besteht aus einer großen sandigen Fläche, in der aber hin und wieder herrliche Weiden vorkommen, die große Pferde- und

Digitized by Google

Rindviehheerden ernähren; wo der Graswuchs dürftiger iſt, hält man Schafe und Ziegen; der größere Theil iſt aber nur dem Kameel zugänglich. Kein Baum iſt auf der ganzen weiten Strecke ſichtbar; aber da, wo die Wüſte zu Ende iſt, fand Michie auf ſeinem Wege ſtark bewaldete Berge und einen herrlichen, doch noch unkultivirten Strich Landes, der ſich in einer Breite von 200 engliſchen Meilen längs der ſibiriſchen Grenze hinzieht. Die Mongolen, welche über dieſe Ebene zerſtreut wohnen, ſind ein einfaches und gaſtfreies Hirtenvolk. Sie vertauſchen Vieh an die Chineſen gegen Baumwollenzeug, Tabak, Thee und andere Bedürfniſſe; ſtatt des Geldes bedienen ſie ſich des Ziegelthees. Vom mongoliſchen Tafelland an fällt das Land bis nach Kiachta allmälig um 3000 Fuß. Von da iſt der Weg nach Irkutsk ſehr weitſchweifig. Der direkte Weg würde am Südende des Baikal-Sees vorüberführen, dort iſt aber das Land ſo bergig, daß bisher noch kein ordentlicher Weg hindurchführt, und erſt kürzlich hat die ruſſiſche Regierung mit dem Sprengen eines ſolchen begonnen; doch wird es bis zu deſſen Vollendung noch einige Jahre dauern. Sibirien kann immer noch als ein Urwald betrachtet werden, durch den Straßen gehauen worden ſind. Der Boden iſt meiſtens fruchtbar, und zahlreiche ſchiffbare Flüſſe durchziehen das Land, auf denen man überall Schleppdampfer einführt. Michie fand den Irtiſch bis zur Stadt Omsk von Dampfern befahren. Die Hauptſtädte Sibiriens ſind groß, elegant und reich; das Land blüht im Allgemeinen und bedarf nur einer größern Bevölkerung, um ſich ſchön zu entfalten. Lehrer und Künſtler finden in den Schulen und Seminarien, die reichlich unterſtützt werden, vollauf zu thun. Der größte Theil der ſlaviſchen Einwohner ſtammt von Verbannten ab; die Freiheit, in der ſie leben, und die Gelegenheit, wohlhabend zu werden, hat ihren Charakter ſehr gehoben, denn die Leibeigenſchaft iſt hier nie eingeführt worden. Der elektriſche Telegraph geht nun bis Kiachta, 3800 engl. Meilen von St. Petersburg entfernt. Was die polniſchen Verbannten betrifft, ſo tadelt Michie das Verfahren der Ruſſen gegen dieſelben ungemein; ſie leben auf freiem Fuße und werden in die beſte Geſellſchaft von den Gouverneuren ſelbſt eingeführt. Es werden ihnen alle möglichen Erleichterungen zu Theil, und der Weg, durch eigene Arbeit zu Wohlſtand zu gelangen, ſteht ihnen offen. — (Wir geben demnächſt Auszüge aus Michie's intereſſantem Buche.)

Expedition durch die nordamerikaniſchen Felſengebirge nach Britiſch Columbia von Milton und Dr. Cheadle.

Dieſe Reiſe ward in der Abſicht unternommen, den kürzeſten Weg zwiſchen der Anſiedlung am Red River und den Golddiſtrikten von Kariboo in Britiſch Columbia zu entdecken. Der Paß, durch den die Geſellſchaft über die Rocky Mountains gelangte, war früher von den franzöſiſchen Reiſenden der Hudſonsbay-Kompagnie benutzt worden. Das darauf folgende Wegſtück nach Weſten zu ging durch das Thal des Thompſon River, welches bisher wegen des dichten Beſtandes der Urwälder und der mit großer Gefahr verbundenen Beſchiffung dieſes Fluſſes noch nicht begangen worden war. Aber Lord Milton und ſein Gefährte drangen glücklich durch, obgleich ſie all ihr Gepäck und die geſammten Vorräthe verloren und einige Mal ſelbſt in Lebensgefahr geriethen. Sie gewannen aber die Ueberzeugung, daß hier von Canada aus, durch den Red River, Yellow-Head und Leather-Paß der beſte Weg nach Britiſch Columbia führe. Ein großer Theil des öſtlich vom Gebirge liegenden Landes war in ſeinem Charakter gänzlich durch die Thätigkeit der Biber verändert worden, die früher in ungeheurer Anzahl dort hauſten. Die kleinen Thäler waren früher von kleinen Flüſſen und Ketten von Seen durchzogen, die an unzähligen Punkten von den Bibern abgedämmt wurden, ſo daß ſie ſich nun in Sümpfe und Marſchen verſchiedener Art verwandelt haben. Dieſe Umänderung in der phyſikaliſchen Geographie iſt von jenen Thieren ſo vollſtändig durchgeführt worden, daß, mit Ausnahme der großen Ströme, auf der Strecke von 200 engliſchen Meilen kein Flüßchen mehr gefunden wird. So haben die Thiere ſich ſelbſt das Waſſer zerſtört, deſſen ſie zu ihrem Leben unbedingt bedürftig ſind.

In den Thälern des Thompſon und Fraſer River beobachteten die Reiſenden eine große Reihenfolge von hohen Terraſſen, die ſich 100 engliſche Meilen längs des Thompſon und 200 Meilen längs des Fraſer hinzogen, und zwar in drei Abſtufungen, die auf der einen Seite des Fluſſes ſo hoch wie auf der andern waren. Die unterſte Terraſſe iſt die breiteſte, ſie bildet eine vollkommen ebene Fläche, die 40 bis 50 Fuß über der Waſſerfläche liegt. 50 bis 60 Fuß über dieſer erhebt ſich die zweite Terraſſe, aber nur in einer Breite von 100 Fuß. Die dritte ſteigt aber bis zu 400 und 500 Fuß an. Alle dieſe Terraſſen ſind vollkommen gleichförmig und frei von den Steinblöcken, die im Flußbette mit Sand, Gruß und Schiefer zuſammen gefunden werden und der Detritus der benachbarten Berge ſind. Die Erklärung dieſes Phänomens muß in der kaskadenartigen Schranke von Bergen geſucht werden, durch die ſich der Fraſer River ſeinen Weg in das tiefere Thal geſucht hat. In früheren Zeiten ſcheinen die Thäler des Thompſon und Fraſer von einer Reihenfolge von Seen bedeckt geweſen zu ſein, und der kaskadenförmige Rücken bildete eine Schranke, welche die Waſſermaſſe aufdämmte. Die höchſte Terraſſe zeigt ihren damaligen Standpunkt an. Es traten geologiſche Veränderungen ein, und ein Theil der Gewäſſer konnte abfließen; die zweite Terraſſe ward gebildet. Wieder gewann der auf ihr ſtehende See einen Abfluß, das Waſſer ſank abermals und gab Anlaß zur Bildung der dritten Terraſſe.

Mitton iſt der Anſicht, daß die öſtlich vom Felſengebirge liegenden Gegenden ſich ſehr zur Anſiedlung für eine ackerbauende Bevölkerung eignen. Gegen dieſe Meinung ſpricht ſich Sir J. Richardſon entſchieden aus. Aber ein Telegraph ſoll dort angelegt werden, und wenn dieſer vollendet iſt, wird man von Europa aus mit Canada und den Vereinigten Staaten direkt durch Sibirien und die Behringsſtraße telegraphiren können.

H. W. Bates über das Delta des Amazonenſtromes.

Der Raum, welcher das Delta des Amazonenſtromes bildet, nimmt die Geſtalt eines unregelmäßigen Dreiecks ein, deſſen Seiten jede etwa 180 engliſche Meilen lang ſind. Hervorzuheben iſt, daß dieſes unter dem Aequator liegende Landſtück ein angenehmes und geſundes Klima hat. Die Inſeln und das benachbarte Feſtland ſind nicht ganz von den Anſchwemmungen des Fluſſes gebildet; dieſe finden ſich nur etwa 120 engliſche Meilen weiter landeinwärts; der nach der Seeküſte zu liegende Theil hat eine felſige Grundmaſſe, über der ſich Sandboden ausbreitet, welcher durch Zerſtörung des Felsgeſteins entſtand. Aber die landeinwärts gelegenen Alluvionen bilden ein wahres Delta; die ſeewärts liegenden Theile waren vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vom Feſtland unabhängige Inſeln, die, wie aus ihrer Fauna zu ſchließen iſt, einer ſehr alten Periode angehören, da man unter derſelben eine bedeutende Menge endemiſcher Arten gefunden hat. Die nahe Verwandtſchaft der Südſeite des Delta in Bezug auf die Fauna mit jener von Guyana bezeugen auch, daß dieſe zwei Regionen früher keineswegs durch einen Golf von 180 engl. Meilen Breite getrennt ſein konnten, durch den ja die Thierarten nicht hinübergelangen konnten. Wäre dies der Fall geweſen, ſo würde der Südrand viel naturgemäßer von Braſilien aus bevölkert worden ſein, da keine Schranke nach dieſer Seite zu die Einwanderung hinderte. Alle Thatſachen, welche uns die Fauna und die phyſikaliſche

Geographie an die Hand gaben, führen zu dem Ergebniß, daß zwiſchen Guyana und den jetzigen Südufern des Delta einſt eine Landverbindung oder eine Kette von Inſeln beſtand.

A. R. Wallace beſtätigte dieſe Anſchauungen ſeines frühern Reiſegefährten Bates und bemerkte, daß er 1849 die in der Mündung des Amazonenſtroms liegende Inſel Meriona beſuchte, welche faſt ganz aus feſtem Geſtein beſtand. Nach zwei Seiten wird ſie vom offenen Meere umgeben, aber ſo bedeutend war die vom Amazonenſtrom ausgeſtoßene Waſſermenge, daß ſelbſt zur hohen Fluthzeit, wenn der Strom 12 Fuß ſtieg, das Waſſer in der Nähe des Landes ſtets ſüß und trinkbar war.

Mac Donall Stuart über einige Sitten der auſtraliſchen Eingebornen.

Der berühmte Reiſende, welcher der Verſammlung das Tagebuch ſeiner Reiſe von Adelaide nach dem Van Diemens Golf vorlegte, klärte einige irrige Anſichten über Sitten und Gebräuche auſtraliſcher Eingebornen auf.

So wird der Bumerang direkt und in gerader Linie nach einem beſtimmten Gegenſtande geworfen und die Angabe, daß er von der Richtung, in der er geworfen wurde, umkehre, iſt entſchieden falſch. Der Gebrauch von Bogen iſt den auſtraliſchen Eingebornen durchaus unbekannt. Ihre Schilde verfertigen ſie aus Rinde; ſie halten dieſelben in der Hand, tragen ſie aber nie am Arme. Feuer machen die Eingebornen im ſüdlichen Theil des Kontinents durch Reiben von zwei Stückchen Holz, die über einen Büſchel trocknen Graſes geholten werden. Im Norden Auſtraliens iſt aber dieſe Art Feuer zu machen gänzlich unbekannt; hier wird daſſelbe fortwährend brennend erhalten; geht es durch Zufall einmal aus, ſo werden große Reiſen unternommen, um es von anderen Stämmen wieder zu holen. Auch ſind dieſe nördlichen Auſtralier von den ſüdlichen ſehr verſchieden, da ſie mehr den Malayen ähneln.

Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

Dieſen intereſſanten Gegenſtand regte J. Crawfurd an. Er ſagte: Zinn wird nur an wenigen Punkten der Erde aufgefunden, und die einzigen Orte, welche bei der Frage, woher das Zinn in den Bronzewaffen des Alterthums ſtamme? in Erwägung kommen, ſind England, die malayiſche Halbinſel und das nördliche China. Zinnerz iſt leicht zu reduciren; früher fand man es in den Alluvial-Ablagerungen*). Am wichtigſten iſt das Vorkommen des Zinns in den malayiſchen Gegenden. Die Alten bedurften des Zinns ſo gut, wie der Seide und der Gewürze, und ſie holten es ſowohl von Oſten als Weſten; als Centralpunkt für das Zuſammenſtoßen dieſer beiden Bezugsquellen kann Aegypten angeſehen werden. Die weſtlich von dieſem Lande gelegenen Gegenden werden ihr Zinn wohl aus England (Cornwall und Devonſhire), die öſtlich gelegenen aber aus Hinterindien und China bezogen haben. Crawfurd glaubt, daß das engliſche Zinn auf dem Landwege über Frankreich in die Gegenden des Mittelmeers nach den alten Kulturſtaaten in Italien, Griechenland und Aegypten gelangte. Er zweifelt aber daran, daß die Phönicier nach den Scilly Inſeln an der Südweſtſpitze Englands gefahren ſeien, um von dort das Zinn zu holen. Die Entfernung vom Eingang des Mittelmeers betrage 1000 engliſche Meilen und führe über den ſtürmiſchen Ocean. Die alten Seeleute wären nur Küſtenfahrer geweſen und hätten ſich ſelbſt bei ſtürmiſchem Wetter nicht auf das freie Mittelmeer hinausgewagt, und außerdem läge kein Beweis vor, daß auf den Scilly Inſeln, den vermeintlichen Caſſiterides, je Zinn geſchmolzen worden ſei, ſo es ließe ſich nicht einmal darthun, daß Phönicier oder Griechen jemals aus den Säulen des Herkules, der Straße von Gibraltar, hinausgelangt ſeien*).

Sir Ch. Lyell bemerkte zu dieſen Mittheilungen Crawfurds, daß die Waffen und Helme der Alten genau die Zuſammenſetzung von Zinn und Kupfer haben, welche noch heute als die beſte Bronzekompoſition anerkannt wird. Henry James habe kürzlich im Hafen von Falmouth einen alten Zinnklumpen aufgefunden, der wahrſcheinlich von einem Schiffbruche herſtamme. Gewicht und Geſtalt deſſelben ſeien ſo beſchaffen, daß dieſer Klumpen gerade eine halbe Pferdeladung bilde, welche auf der andern Seite von einem ähnlichen Stücke Zinn im Gleichgewicht erhalten ward. Auf dieſe Weiſe wurde das Metall längs der Südküſte Englands hin nach einem paſſenden Hafen befördert, dort eingeſchifft und über den Kanal nach Frankreich gebracht, um zum Mittelmeer zu gelangen. Was die Zinnbergwerke von Cornwall betrifft, ſo läßt ſich deren hohes Alter ſchon allein geologiſch feſtſtellen; denn einige derſelben ſind mit Meeresablagerungen bedeckt, welche beweiſen, daß ſeit der Zeit, daß man dort auf Zinn baute, das Land unter das Waſſer verſunken war und wieder daraus auftauchte. Uebrigens glaubt Lyell, daß die Phönicier doch auch zur See nach Britannien gekommen ſeien, denn in allen Zeiten ſei das von wilden Stämmen bewohnte Gallien nicht ſicher genug geweſen, um eine Handelsſtraße durch daſſelbe hinzuführen.

Dieſe Bemerkungen Lyells fanden ihre Beſtätigung durch H. James, welcher den nun im Muſeum zu Truro befindlichen Zinnklumpen im Hafen von Falmouth entdeckt hatte. In der Form gleiche er einem Aſtragalus oder Würfelknochen. Von großer Wichtigkeit ſei es nun, daß Diodorus Siculus den Ausdruck Aſtragalus da gebrauche, wo er von der Form der Zinnblöcke ſpricht, die von der Inſel Ietis kamen. Dieſe könne aber nichts anderes ſein, als der St. Michaels Berg, der bei hohem Waſſer wie eine Inſel rings von den Fluthen umgeben iſt. Und dieſer St. Michaels Berg wäre mit den Caſſiteriden zu vergleichen, durchaus aber nicht die Scilly Inſeln, auf denen auch nicht eine Spur von Zinn vorkomme. Von Wichtigkeit iſt ferner, daß die Zinngrubenleute noch heute in ihren Gruben zuweilen Bronzegeräthſchaften finden. Dieſe brauchen aber gerade nicht eingeführt worden zu ſein, denn Kupfer kommt in Cornwall in großer Menge vor; es iſt deshalb eher anzunehmen, daß in alter Zeit in Cornwall ſelbſt Bronzewaffen und Geräthe angefertigt und dann ausgeführt wurden.

*) Das Zinnerz iſt das einzige Material, aus welchem das Zinn im Großen dargeſtellt wird, und daher von außerordentlicher Wichtigkeit. Es beſteht meiſt aus reinem Zinnoxyd und enthält einige andere Beimiſchungen. Den Bergleuten iſt es als Zinnſtein, Holzzinnerz und in Körnern als Seifenzinn bekannt. Außer den oben angeführten Orten kommt es bei Altenberg und Geier in Sachſen, bei Zinnwald und Graupen in Böhmen vor.

*) Der griechiſche Name iſt τὰ κασσιτερίδες. Ueber die Lage der Kaſſiteriden, von denen ſchon in früheſter Zeit viel Gerüchte verbreitet waren, gab es ſelbſt bei den alten Geographen widerſprechende Meinungen, ſo daß es nicht befremden kann, wenn der Alles prüfende Herodot verſichert, er kenne keine Kaſſiteriden, woher man das Zinn hole (III, 115). Bald verſtand man die britiſchen Inſeln darunter und rechnete Britannia ſelbſt dazu; bald verlegte man ſie in die Nähe von Hiſpanien, wie Strabo dies that, er wußte aber ihre Lage nicht genau anzugeben. Hierzu kommt, daß man ſie bisweilen nur der weſtlichen Inſeln (Hesperiden) überhaupt nennt. Die meiſten Nachrichten über ſie deuten jedoch darauf hin, daß man unter den Kaſſiteriden die kleinen weſtlich von Großbritannien gelegenen Inſeln, welche die Scilly Inſeln oder Sorlingen heißen, wohin allerdings die Bewohner des alten Britanniens viel Zinn zum Verkauf brachten, welches galliſche und karthagiſche Kaufleute in Empfang nahmen, zu verſtehen habe. (Schirlitz, Handbuch der alten Geographie. 1827. S. 388).

Wenn man alle einzelnen Inſelchen und Felſen zählt, ſo kommen 2000 Scilly Inſeln heraus. Sie liegen ſechs bis ſieben Meilen vom Cap Landsend entfernt; nur ſechs ſind von etwa 2500 Menſchen bewohnt, die ſich vom Lootſengeſchäft, von Fiſcherei und Viehzucht nähren. Die Hauptinſel iſt St. Mary mit dem Flecken Hengstown.

Kulturverhältniſſe in Weſtindien.

Herr von Scherzer hat in ſeinem jüngſt von uns beſprochenen Werke über „Natur- und Völkerleben im tropiſchen Amerika“ auch einen Abſchnitt über den ſchwarzen Kaiſer Fauſtin Soulouque und ſeinen Hof. Der Reiſende ſchildert denſelben aus eigener Anſchauung in ganz vortrefflicher Weiſe; er hat den Ton, welcher zur Darſtellung einer zugleich grauenvollen und poſſenhaften Epiſode in der weſtindiſchen Geſchichte paßt, ſehr gut getroffen, und wir erinnern uns nicht, eine beſſere Schilderung derſelben geleſen zu haben. Am Ende des Abſchnittes erwähnt dann Herr von Scherzer der Revolution, welche den ſchwarzen Kaiſer ſtürzte und einen reſpektabeln Mulatten, den General Geffrard, als Präſidenten an die Spitze einer demokratiſchen Republik brachte.

Es hat uns nicht wenig befremdet, Herrn von Scherzer hier auf der Bahn pſeudo-philanthropiſcher Phantaſien anzutreffen und zu ſehen, daß ein wiſſenſchaftlich gebildeter Anthropolog und Ethnolog wie er, der ohnehin die verſchiedenen Menſchenraſſen genauer zu beobachten Gelegenheit fand und namentlich die Indianer zu würdigen verſteht, den realen Boden verläßt und mit nichtsbedeutenden Redensarten hantiert. Er geht faſt zu Werke, wie manche Miſſionäre, die, unbekümmert um die Geſchichte und ihre Lehre, ſich ſelbſt und Alle, die ihnen glauben, mit Hoffnungen nähren. Sobald er auf den Neger zu reden kommt, hört bei ihm die Anthropologie und Ethnologie auf, die Fioskel überwuchert, und die Sklaverei wird der Sündenbock, welcher allein verſchuldet haben ſoll, daß der Neger nicht groß und herrlich daſteht!

„Eine hoffnungsreiche Zukunft ſcheint“, ſo ſagt Herr von Scherzer, „ſich für die Bewohner Haïti's unter der ſegenbringenden Aegide der dermaligen, freiſinnigen Regierung zu erſchließen. Ja, es wäre ein grauſames Unrecht, wollte man noch den energiſchen Beſtrebungen in den letzten Jahren bezweifeln, daß es der ſchwarzen Raſſe (!!) Ernſt ſei, der Welt zu beweiſen, daß ſie, unterſtützt von Ordnung und Geſetz, der Freiheit eben ſo würdig als die weißen Ebenbilder Gottes, daß ſie Fortſchritt und Arbeit liebt, und einmal berechtigt, ihre Kräfte und Fähigkeiten unbeſchränkt zur Geltung bringen zu dürfen, in der Entwicklung ihrer Kultur den gebildetſten weißen Nationen nachzukommen ſtrebt!“

Wie viele leere Worte und was für eine Logik! Man darf einem Ethnologen ſolche Dinge nicht ungerügt hingehen laſſen. Alſo weil ein Mulatte, gegen welchen übrigens die Neger ſchon mehr als eine Rebellion verſucht haben, ein tüchtiger Mann iſt, der Ordnung in ein Chaos zu bringen trachtet, — deßhalb iſt es der ſchwarzen Raſſe Ernſt zu beweiſen, daß ſie Freiheit und Arbeit liebt — und deshalb ſtrebt ſie, den weißen Nationen nachzukommen!!

Wir haben vor einiger Zeit nach den Mittheilungen eines Mannes, der nicht bloß einen flüchtigen Beſuch auf Haïti gemacht hat, die dortigen Verhältniſſe, namentlich die gegenſeitige Stellung der Mulatten und Schwarzen und ihre unaustilgbare Abneigung (Globus VI, S. 182) geſchildert und können auf das verweiſen, was jener gründliche und vorurtheilsfreie Beobachter ſagt. Aber auch angenommen, was himmelweit von der Wahrheit der Fall iſt, daß Herr von Scherzer für Haïti Recht hätte, was würde das für die ſchwarze Raſſe beweiſen? Gar nichts. Aber alle Erfahrung in allen heißen Ländern, wo die Neger frei ſind, ſpricht gegen Herrn von Scherzer, und den Thatſachen gegenüber ſollen luftige Hoffnungen und Redensarten nicht ſchwer ins Gewicht. Eben ſo wenig kann Herr von Scherzer nachweiſen, daß die Sklaverei, welche auf Haïti ſeit drei Menſchenaltern nicht mehr vorhanden iſt, Schuld an der Barbarei der jetzigen haïtiſchen Neger ſei. Wie ſtimmt es dazu, daß, wie wir im Globus nachgewieſen, im März dieſes Jahres Menſchenfreſſer in Cap Haïti hingerichtet wurden, und hat Herr von Scherzer nie etwas von dem Vandoux und deſſen Schlangenkultus vernommen?

Er ſagt: „Es wäre unbillig zu fordern, daß befreite Sklaven (deren es auf Haïti nicht gibt!), welche kaum erſt die Ketten gebrochen, ſofort einen „Muſterſtaat“ gründen ſollten.“ Wer aber hat das jemals von den Negern verlangt? So viel uns bekannt, kein Menſch. Was man aber erwarten zu können glaubte, war, daß der freie Neger nicht verwildern ſolle; das aber iſt mehr oder weniger der Fall; die Barbarei greift um ſich. Und wenn der Sklave die Arbeit gehaßt hat, braucht der freie Sohn und Enkel ſie zu haſſen?

Herr von Scherzer hat vergeſſen, was er früher S. 313 geſchrieben. Hier ſind ſeine Worte: „Die alten Neger (welche noch unter der Zucht der Weißen geſtanden haben) ſind auf dieſer Inſel noch die höflichſten und manierlichſten Leute. Sie haben für die Weißen, als ihre ehemaligen Herren, einen gewiſſen Reſpekt bewahrt, während die jetzige Generation, d. h. die ſchwarze Jugend, von Jahr zu Jahr arroganter und inſolenter gegen die weißen Fremden ſich benimmt.“ Hier iſt die Wahrheit geſagt; uns iſt aber wieder nicht begreiflich, wie Herr von Scherzer ein paar Dutzend in Paris erzogener Haïtier als einen Sauerteig betrachten kann, der die 800,000 Neger auf Haïti durchdringen und ſie auf eine höhere Stufe heben würde. Und nun die Fioskel: „Ein zweiter Freiheitsmorgen iſt angebrochen; eine tüchtigere, fähigere, kenntnißreichere Generation hat den Schauplatz betreten.“ Wie vortrefflich wäre das, wenn es wahr wäre; aber leider iſt das nicht der Fall.

Auf den vier Schlußſeiten des Buches finden wir ähnliche Deklamationen. Zu der Angabe, daß Sklaverei nur noch in Cuba und den nordamerikaniſchen Südſtaaten vorhanden ſei, bemerken wir, daß ſie auch in Braſilien herrſcht. Wir würden mit Herrn von Scherzer für die Emancipation ſein, wenn er ſich die Mühe genommen hätte, nachzuweiſen, was mit den freigelaſſenen Negern geſchehen ſolle. Aber dieſe Mühe erſpart er ſich. Er hätte nachweiſen ſollen, wie man es anzufangen habe, um, wie er ſelber ſagt, die „unmündigen“ Geſchöpfe zu erziehen und zu höherer Entwicklung zu bringen, ſobald ſie aufgehört haben, in irgend einem Abhängigkeitsverhältniſſe von den Weißen zu ſtehen. Wo arbeitet der freie Neger in tropiſchen Ländern? Herr von Scherzer ſagt es nicht; aber er hat Fioskeln für das Great joker and buffoon Lincoln „Bulle gegen den Kometen“, als welche, nach Herrn von Scherzer, der Sklaverei in allen civiliſirten Ländern den Todesſtoß verſetzt habe. Aber vergißt er denn, daß eben dieſer Lincoln die Sklaverei in den „loyalen“ Staaten Nordamerika's nicht im Mindeſten angetaſtet hat, daß ſie dort fortbeſteht, und daß ſeine Emancipationsakte ſich nur auf Staaten bezieht, in denen er nichts zu befehlen hat?

Als wir gerade jene Deklamationen laſen, fügte es ſich, daß wir von einem unſerer Freunde, Wilhelm Kießelbach

Digitized by Google

in Bremen, welchem Niemand ein competentes Urtheil absprechen wird, eine seiner Abhandlungen erhielten, welche den Gegenstand gründlich behandelt. Sie führet den Titel: „Boden und Menschen“ und wir entlehnen ihr die folgenden Bemerkungen, um sie den obigen Phantasmagorien gegenüber zu stellen.

„Die Frage nach der Fortdauer der Sklaverei auf dem amerikanischen Gebiete spielt bei dem sich durchdrängenden Gegensatze zwischen dem Norden und Süden allerdings eine große Rolle, allein sie bildet doch nicht eigentlich den Kernpunkt der Sache. Der Humanismus dient in der Wirklichkeit des menschlichen Lebens nur zu häufig als Mantel, um die nackte Gestalt der Selbstsucht zu verhüllen.

Es wird gewiß keinem Europäer einfallen, die Sklaverei vertheidigen zu wollen; man soll sich aber andererseits auch nicht darüber täuschen, daß, wenn schon die sociale Thatsache im Staatsleben nicht ignorirt werden darf, vollends eine naturgeschichtliche Thatsache mit einem gleichen Rechte politisch nicht ausgeglichen werden kann.

Der schwarze Mensch steht seiner Naturanlage nach unter dem Weißen; er hat auf seinem eigenen Gebiete im langen Laufe der Jahrtausende keine nur irgend der Rede werthe Kultur aus sich heraus entwickelt; das innere Afrika kennt eine fortlaufende Geschichte nicht.

Alle Bildung, welche der Neger sich im Umgange mit der kaukasischen Rasse angeeignet, ist nicht eigenes geistiges Produkt, sondern der Reflex vom Wesen der Weißen, der noch dazu sich meistens gar seltsam in diesem Spiegel bricht.

Ist die gesammte menschheitliche Kultur ein Produkt der menschheitlichen Arbeit, mit ungeheuren Leiden und Anstrengungen im Laufe der Zeit errungen, so darf auch wohl die Forderung aufgestellt werden, daß jeder, der an den Errungenschaften dieser Kultur hinterdrein Theil nimmt, seinerseits ebenfalls nach seinen Kräften auf die Weiterentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt hinwirkt.

Der Neger hat für sich in seiner Heimath gerade wegen seiner naturgeschichtlich thatsächlichen, niedrigen Eigenart Nichts für die Menschheitskultur gethan. Afrika lieferte stets und liefert noch heute seine eigenen Bewohner in fast thierischem Zustand an die übrige Welt ab. Erst durch die Berührung mit der weißen Rasse werden sie überhaupt zu Menschen, und wie alle Uebrigen im Schweiße des Angesichts für die Gesammtkultur arbeiten müssen, so fallen folgerichtig auch die Neger arbeiten, sobald sie in die Kreise der menschheitlichen Kultur ohne eigenes Kapital an Geist und Sitte eintreten.

Wegen der geradezu thierischen Unlust des schwarzen Menschen zur wirthschaftlichen, geschweige denn zur geistigen Arbeit — denn sittliche Befriedigung in der eigenen Thätigkeit kennt er nicht, — bleibt dann aber bei dem Eintritte des Negers in die arbeitende moderne Welt am Ende nichts weiter übrig, als ihn vorerst in die Arbeit einzureihen, zu der ihn sein rudimentärer Bau besonders befähigt. Darin liegt an sich noch gar keine Inhumanität; es müssen an anderen Stellen der Erde weiße, weit befähigtere Menschen oft viel ärger sich anstrengen, als es der Schwarze beim Baumwollenbau zu thun nöthig hat. Und wenn in Europa bis in unser Jahrhundert hinein die alte Leibeigenschaft fortbestand, die erst allmälig auf historischem Wege zur Lösung kam, dann darf man sich auch nicht darüber verwundern, daß im Mittelalter der nicht an die Scholle gebundene schwarze Arbeiter unter den Weißen zu dem nämlichen Sklaven wurde, wie das Städteleben des Alterthums ihn kannte.

Arbeitete der Neger überhaupt nicht ohne Zwang, so lag das Ziel einer humanen Politik einzig darin, zugleich mit der steigenden Kultur der Weißen das Arbeitsverhältniß des Schwarzen durch zweckmäßige Gesetze humaner zu gestalten. Die Anerkennung, daß er Mensch sei, konnte und durfte auf die Dauer nicht ausbleiben, allein damit brauchte noch keineswegs gesagt zu sein, daß er ein in der Gesellschaft und dem Staate völlig ebenderechtigtes Mitglied werden sollte.

Eine naturgeschichtliche Thatsache, wir wiederholen ein früheres Wort, läßt sich mit der abstrakt humanen Theorie einer allgemeinen Kindschaft Gottes, wenigstens nach der politischen Seite hin, nicht ausgleichen; nur an der Hand der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung allein konnte allmälig die Stellung der Neger unter den Weißen nach humanen Rücksichten staatlich geordnet werden, zumal in jenen Ländern, wo er mit seinem Baumwollenbau ein so wesentliches Moment für den ganzen wirthschaftlichen Haushalt der Erde abgibt.

Entkleidet man aber gar den Abolitionismus der amerikanischen Nordstaaten des äußern, humanen Nimbus, findet man sich mit der naturgeschichtlichen Thatsache ab, daß sich aus einem Esel kein Pferd, aus einem Neger kein moderner Bürger von einer individuellen Persönlichkeit in der Republik machen läßt, — und untersucht man dann die realen Interessen, welche in dem bisherigen Verbande der amerikanischen Staaten mit einander ringen, dann erscheint der ganze Ruf nach Sklavenbefreiung auf Seiten der nördlichen Staaten bei Lichte denn doch nicht blos als der unaufhaltsame Drang eines edeln Volkes nach einer Pflichterfüllung gegen die Menschheit. Der eigene sittliche Gehalt der Yankees reicht wohl nicht dazu aus, um mit großen Opfern sittliche Zwecke für andere zu erringen.“ —

Das ist die geschlossene und gediegene Argumentation Kießelbachs, und wir unterschreiben jedes Wort derselben. Sie nimmt sich ganz anders aus als die landläufige, wohlfeile Deklamation, welche zwar an sich völlig hohl und nichtig ist, aber noch immer allzu üppig wuchert, wenn vor dem großen Publikum von der Negerfrage die Rede ist. Es erscheint für die Kundigen als eine Pflicht, die Floskel in ihrer ganzen Nichtigkeit hinzustellen. Wir wollen übrigens bemerken, daß Kießelbach, einer der gediegensten unserer Gelehrten, in Bezug auf Volkswirthschaft und Handelspolitik den Neger des tropischen Amerika aus eigener Beobachtung kennt.

Wir haben im Globus oftmals durch Thatsachen und durch Schilderung von Zuständen, wie sie wirklich sind, nachgewiesen, daß die vielgerühmte Emancipation der Neger in Westindien und überhaupt in den englischen Kolonien für die Schwarzen ganz entschieden ein wahres Danaergeschenk gewesen sei. Auch in England dringt diese Ueberzeugung mehr und mehr durch, und man begreift, welch kolossaler Mißgriff gemacht worden ist. Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß in den Kolonien an die Stelle der Negersklaverei die Negerbarbarei und die Negerverwilderung getreten ist. Was hat nun der Schwarze durch einen solchen Tausch gewonnen, was hat dieser der Freiheit und der Kultur genützt? Rein gar nichts!

Zu den niederschlagenden Berichten, welche Jahr für Jahr aus allen Theilen Westindiens über die Neger einlaufen, ist jüngst eine Mittheilung über Trinidad gekommen, also über eine Insel, von welcher zeither nicht oft die Rede war. Ein Herr Guppy, welcher die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung gründlich kennt, erstattete in der anthropologischen Gesellschaft zu London einen Bericht, auf den wir eingehen wollen, weil er geeignet ist, die landläufigen Deklamationen und hohlen Redensarten kennzeichnen zu helfen. Um etwaigen Mißverständnissen zuvorzukommen, bemerken wir wieder einmal ausdrücklich, daß wir unsrerseits nicht im Mindesten für die

Digitized by Google

Form eingenommen ſind, in welcher die Negerſklaverei auf Cuba, in Braſilien oder auch in den conföderirten Staaten Amerika's noch vorhanden iſt. Wir hegen aber entſchieden die Ueberzeugung, daß der Neger, wenn er nicht verwildern ſoll, einer ſtrengen, aber wohlwollenden Obhut und Vormundſchaft bedürfe, daß ferner eine unbedingte Freigebung des ſchwarzen Menſchen ein Verbrechen gegen dieſen ſelber iſt, welches man im Namen der Pſeudohumanität begeht.

Daß wie mit dieſen, ſeit Jahren von uns erörterten Anſichten nicht etwa allein ſtehen, ergibt ſich wieder aus den Erörterungen der anthropologiſchen Geſellſchaft.

Guppy widerlegte zunächſt eine irrige Behauptung, die vielfach wiederholt wird und immer noch Glauben findet, die nämlich, daß die Neger in Weſtindien durch die Sklaverei auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt worden ſeien, als jene, die ihnen eigenthümlich iſt. (Below their true Standard.) Aber auch angenommen, daß zur Zeit der Emancipation dem ſo geweſen ſei, ſo ſind doch ſeitdem 30 Jahre vergangen, und eine neue Generation iſt herangewachſen, die frei von allem Druck ſich bewegen konnte; der Neger hat volle, ungehinderte Gelegenheit, zu zeigen, wie er wirklich iſt; er kann ſich geiſtig nach Belieben entwickeln. Es iſt nicht wahr, daß Sklaverei den Neger nothwendig degradire, wenn das auch bei anderen, höheren Raſſen der Fall ſein kann. Um hier nur ein Beiſpiel hervorzuheben, ſo hat noch vor Kurzem Waitz in ſeiner Anthropologie Gewicht darauf gelegt, daß in ſehr vielen Fällen, der Sklaverei ungeachtet, die Berührung des Negers mit dem Weißen, in den ſklavenhaltenden Staaten Nordamerika's, auf den ſchwarzen Menſchen ſittigend eingewirkt hat; ſie mildert und läuftigt dort das animaliſche Naturell deſſelben, und dadurch erhält bei Manchen das Antlitz einen intelligenteren Ausdruck.

Wenn man aber auch einräumen könnte, daß die Neger durch Sklaverei verſchlechtert worden ſeien, ſo muß man andererſeits zugeben, daß den freien Nachkommen der ehemaligen Sklaven alle Mittel, ſich zu civiliſiern, mit großer Befliſſenheit gleichſam vor die Thür gelegt worden ſind. Man hat ſich alle Mühe gegeben, ſie zu unterrichten und zu erziehen, und das Beiſpiel der Weißen haben ſie tagtäglich vor Augen. Hier zeigt ſich, daß man den Einfluß, welchen möglicherweiſe die Sklaverei auf die leibliche und geiſtige Organiſation des Negers ausüben kann, auf die größte Weiſe übertrieben hat. Es würden doch mindeſtens ein paar Generationen dazu gehören, den angeblich nachtheiligen Einfluß nachzuweiſen, welchen die Sklaverei unter einem Weißen auf einen Barbaren ausgeübt haben ſoll, der in Afrika Sklav eines ſchwarzen Barbaren, ein Fetiſchanbeter und vielleicht ein Menſchenfreſſer war. Als die Emancipation verkündet wurde, beſtand die bei weitem größte Zahl der Sklaven in Weſtindien aus geborenen Afrikanern oder deren Kindern. Nun ſind aber die ſeit etwa 40 oder 50 Jahren gebornen Neger, die alle als freie Leute da ſtehen, verwilderter, als ihre Aeltern unter der Sklaverei waren. So weit meine Erfahrung reicht, ſagt Guppy, bekleiden nur ſehr wenige reinblütige Neger Stellen oder Aemter, bei denen es auf Vertrauen oder Geſchicklichkeit ankommt.

Auf Teinidad ſind dem Neger alle Gelegenheiten dargeboten, ſich zu erheben und in eine gute Lage zu bringen, aber nur bei Wenigen iſt Trieb dazu vorhanden. Nach dem Unabhängigkeitskriege der 13 nordamerikaniſchen Colonien gegen England wurde eine Anzahl von Negern, die auf britiſcher Seite gefochten hatten, nach Trinidad überſiedelt, wo ſie unweit der Stadt San Fernando Ländereien bekamen. Schulen ſind vorhanden; an Fürſorge und Bemühungen haben die Geiſtlichen es nicht fehlen laſſen, und trotzdem ſind die Nachkommen jener erſten Anſiedler in der Civiliſation entſchieden zurückgegangen. Von dieſen Letzteren ſind noch einige wenige am Leben, ordentliche, ruhige Leute; aber ihre Kinder ſind wild, unbändig (wild, and almost ferocious savages) und im höchſten Grad ungaſtlich.

Im Allgemeinen finde ich bei dieſen Negern ein Beſtreben, ſich ſo weit als möglich aus der Nachbarſchaft der weißen Anſiedler zu entfernen; ſie ziehen abgelegene Thäler und Wälder vor, wo ſie ein träges, animaliſches Leben führen. Dort müſſen ihre Frauen ein kleines Stück Landes nothdürftig urbar machen und gelegentlich wird nie mehr, als eben zum nothdürftigſten Lebensunterhalt und zum Anſchaffen einiger Putzſachen und des geliebten Rums hinreicht. Sie bethätigen ihren an- und eingeborenen Hang zum Nichtsthun, ihre Abneigung gegen jede Arbeit. Von ſtätiger, andauernder, regelmäßiger Arbeit mögen ſie ohnehin nichts wiſſen, ſie ſind dazu gar nicht zu gebrauchen, und deshalb hat man Kulis aus Indien und China geholt; dieſe arbeiten, während der Neger nichts thut.

Es liegt einmal in ſeinem Weſen, daß er ſich der Thätigkeit entzieht, wenn nicht die äußerſte Nothwendigkeit ihn anſpornt. Ihm iſt durchſchnittlich der Ehrgeiz, ſich geiſtig auszubilden oder es bis zum Wohlſtande zu bringen, gar nicht eigen. Sobald er einige, wenn auch nur kurze Zeit ſich ſelber überlaſſen bleibt, fällt er in einen Zuſtand zurück, in welchem er ſich um die Außenwelt ſo gut wie gar nicht bekümmert und lediglich an ſeine Perſon denkt. Der Wunſch, etwas zu lernen, iſt ihm fremd, der Fortſchritt ſeiner Nebenmenſchen gleichgültig, denn die Bedeutung deſſelben begreift er nicht. Das Eine oder Andere macht wohl zeitweilig einen gewiſſen Eindruck auf ihn, allein er vergißt bald das Meiſte von dem, was er gehört hat, und fällt dann wieder in ſeinen Stumpfſinn zurück. Auch in dieſer Beziehung bildet er in Weſtindien einen unvortheilhaften Gegenſatz zu den chineſiſchen und indiſchen Kulis, welche ſich thätig zeigen, handeln, ſpekuliren und es den Weißen gleich zu thun ſuchen; dergleichen fällt dem Neger auf Trinidad gar nicht ein.

Dieſe Mittheilungen riefen in der londoner anthropologiſchen Geſellſchaft allerlei Bemerkungen hervor, insbeſondere auch über die Neger auf Haiti, die ganz entſchieden, theilweiſe bis zur Anthropophagie und zum Schlangenkultus, zurückgegangen ſind, ſeitdem ſie ihre Unabhängigkeit erkämpft haben. Sie ſind zum Theil wieder ſo gut wie wild geworden. Schon ſeit drei Generationen ſind ſie frei; kann der Umſtand, daß ihre Vorfahren einmal Zwangsarbeit leiſten mußten, ſie hindern, fleißig zu ſein? Einſt lieferte Haiti 150,000 Hogsheads Zucker zur Ausfuhr, 1823 aber nur 700 Faß.

Der Neger begreift das Weſen der Civiliſation des Europäers nicht; dieſe liegt außerhalb ſeiner eigentlichen Sphäre. Wenn er wirklich fähig ſein ſollte, es bis zu einer gewiſſen Civiliſation zu bringen, ſo würde dieſelbe doch eine ganz andere ſein als jene der Völker von kaukaſiſcher Raſſe.

Der bekannte Reiſende Wallace, welcher Jahre lang am Amazonenſtrom und ſpäter im indiſchen Archipelagus verweilt hat, betonte, daß die geiſtige Inferioritas des Negers, gegenüber dem Europäer, gar nicht in Abrede geſtellt werden könne; es bleibe aber zu ermitteln, wie weit dieſe Inferiorität gehe? Wallace meinte, aber ohne irgend einen Beweis beizubringen, und im Gegenſatze zu einer ſechstauſendjährigen Erfahrung, daß der Neger doch wohl ſo viel Intelligenz und innere Kraft habe, um bedeutend höher zu ſteigen, als bis jetzt geſchehen ſei. Wallace hätte ſich aber ſagen ſollen, weshalb ein ſolches „höher ſteigen“ nirgends ſtatt gefunden hat, am allerwenigſten in Afrika ſelbſt. Was die Neger in Weſtindien betrifft, ſo meinte er, man habe bei der Emancipation den Fehler gemacht, daß man ihnen umſonſt Ländereien gegeben; es wäre zweckmäßiger geweſen, ſie eine jährliche Pachtſumme zahlen zu laſſen; ſie

hätten dann, um eine ſolche zu erſchwingen, arbeiten müſſen. Als ob ein ſolches Gebot dem Neger innern Trieb zur Arbeit hätte einflößen können!

Ein Herr Puſey meinte, die Pflanzer wären keine „guten Volkswirthe“ geweſen, weil ſie dem freigelaſſenen Neger nicht genug „Stimulus“ zum Arbeiten gegeben hätten. Aber dieſer Hr. Puſey hätte wiſſen können, daß z. B. auf Jamaica die Neger für achtſtündige Arbeit vier Dollars Taglohn, drei Mahlzeiten und zwei Flaſchen Rum verlangten. Welcher Pflanzer hätte dabei ein „guter Volkswirth“ ſein können, und ohnehin wollten die Herren Neger ſich nicht zu anbauender Arbeit verpflichten, ohne welche doch ein Plantagenbetrieb ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Die ganze Frage beantwortet ſich ſehr leicht. Man ließ mit großen Koſten aſiatiſche Arbeiter kommen, weil die Neger eben das Nichtsthun vorzogen.

Am Schluſſe der Erörterung betonte der Präſident der Geſellſchaft, der ausgezeichnete Anthropolog Dr. Hunt, noch einmal ſehr richtig, daß der Neger nicht auf eine tiefere Stufe herabſinke, wenn er Sklav des weißen Mannes ſei. Der Neger erreicht den höchſten Stand ſeiner Civiliſation und ſeiner geiſtigen Entwicklung, wenn er ſich im Zuſtande der Sklaverei bei einem wohlwollenden und verſtändigen weißen Herrn befindet. Es iſt allerdings in verſchiedenen Regionen ſehr verſchieden behandelt worden, und nicht ſelten auch grauſam, früher namentlich in Weſtindien. Aber die Behandlung, welche den Negerſklaven in den canſödeerten Staaten Nordamerika's zumeiſt zu Theil wird; iſt wohl geeignet, ſie auf eine höhere Stufe zu beingen (to improve them), und das iſt auch geſchehen.“

Wir fügen, namentlich in Hinblick auf die oben erwähnten Aeußerungen des Herrn von Scherzer noch folgende Worte Hunts bei, mit denen wir unſrerſeits völlig übereinſtimmen: „Es iſt Pflicht der Anthropologen, der herkömmlichen Meinung entgegen zu treten, daß der Neger und der weiße Mann auf vollkommen gleicher (intellektueller) Stufe ſtehe.

Wir unſrerſeits haben dieſen wahren Satz im Globus ſchon oft in der Weiſe formulirt, daß wir ſagten, der Neger habe einen geringern Kulturwerth. Dafür zeugt die Geſchichte. Es iſt gewiß eine große Ungerechtigkeit gegen den ſchwarzen Menſchen, wenn man Anſprüche an ihn ſtellt, welche er nicht rechtfertigen kann, weil die Natur ſelber ihm das Zeug dazu verſagt hat. Non omnia possumus omnes; das gilt auch in der Ethnologie, und durch human klingende Redensarten wird an der Unmöglichkeit nichts geändert. A.

Thomas Baines' Reiſen in Südweſtafrika.*)

Flußſyſtem in Südafrika. — Aufbruch von der Walfiſchbai. — Reiſebeſchwerlichkeiten. — Die Eingebornen. — Wilde Thiere. — Wahlbergs Tod. — Die Victoriafälle. — Rückkehr.

In Bezug auf die Kenntniß der Flußſyſteme im ſüdlichen Afrika ſind noch viele Fragen zu löſen. Manche der größeren Flüſſe ſind noch von der Quelle bis zur Mündung zu bereiſen, ehe wir mit Sicherheit ihren Lauf auf den Karten eintragen können. Die verſchiedenen Namen, welche ein und derſelbe Fluß bei den Eingebornen führt, ſind nicht das geringſte Hinderniß, das ſich uns bei der Sichtung der geographiſchen Verhältniſſe Afrika's entgegenſtellt. Ueber den obern Lauf des Sambeſi haben wir in den letzten Jahren viele werthvolle Nachrichten erhalten. Aber es entſteht die Frage: iſt der Okavango, den Anderſſon unter 17° 30 ſüdl. Br. und 19° 20 L. antraf, ein Nebenfluß des Sambeſi oder vielleicht der Hauptfluß ſelbſt? Iſt der Tſchode ein Theil des Sambeſi?

Wenn dies der Fall iſt, ſo würde Macqueen Recht behalten, der nach alten portugieſiſchen Berichten die Waſſerſcheide zwiſchen den nach Oſten und Weſten fließenden Strömen Südafrika's in 18° 40' öſtl. Länge verlegte, und dann würde auch das Flußſyſtem Südafrika's mit jenem Südamerika's eine merkwürdige Uebereinſtimmung zeigen. Aehnlich wie beim Amazonenſtrom entſpränge dann ein großer Strom nahe der Weſtküſte, durchkreuzte den Continent ſeiner Breite nach und mündete an der Oſtküſte. Baines hat die hier in Frage kommenden Gebiete berührt, und trotzdem gibt uns ſein Buch wenig neues Licht in Bezug auf dieſe Caedinalfrage. Wäre er ſtatt von der Walfiſchbai aus, fünf oder ſechs Breitengrade weiter nördlich in das Innere aufgebrochen, hätte er ſich mehr nördlich vom Ngami See gehalten und ſo ſeinen Weg zum Sambeſi genommen, ſo würden ſeine Entdeckungen für die Geographie ungleich werthvoller geworden ſein.

Baines ging im Jahre 1858 als Zeichner mit Livingſtone nach Tete, dem Hauptorte der portugieſiſchen Beſitzungen an der Südoſtküſte. Er verließ dieſe Expedition im Jahre 1861 und reiſte nach der Capſtadt, wo er eine heftige Krankheit zu überſtehen hatte, in der er wochenlang blind war. Dies ſchreckte ihn aber nicht ab und er beſchloß, den ſüdlichen Continent Afrika's von der Weſtküſte an bis zur Mündung des Sambeſi im Oſten zu durchwandern. Am 29. März 1861 brach er von der Walfiſchbai (Weſtküſte, 23° ſüdl. Br.) aus in Geſellſchaft des Elfenbeinhändlers Chapman auf, der dort bereits viele Jahre gelebt hatte und mit dem Lande und den Sprachen der Eingebornen genau bekannt war.

Der erſte Theil ſeiner Reiſe, von der Walfiſchbai zum Ngami See, führte durch Länder, die bereits genügend bekannt ſind. Es iſt eine flache, unintereſſante Gegend mit wenig Waſſer, in der fleiſchige Euphorbien, Aloes und die ſonderbaren Welwitchia mirabilis den weſentlichen Charakter der Vegetation bedingen. Als Fortbewegungsmittel bedient man ſich, wie in den meiſten übrigen Gegenden Südafrika's, der Ochſenkarren. Aber die Waſſerloſigkeit des Landes, der Mangel an Wagen, das ungehorſame, faule und diebiſche Volk der Eingebornen, der Futtermangel und eine eigenthümliche Lungenkrankheit, welche die Ochſen befällt, machen die Reiſe ſehr beſchwerlich. Gegen die Lungenkrankheit impft man die Ochſen in die Schwänze und ſchneidet dieſe ſpäter ganz ab. Dieſe Krankheit iſt jedoch noch nicht die ſchlimmſte Plage für die Thiere. Die durch Livingſtone ſchon genügend bekannte Tſe-tſe-Fliege überfällt die Thiere; ja dieſe Peſt wurde ſo arg, daß Baines den letzten Theil ſeiner Reiſe zu Fuß zurücklegen mußte.

*) Explorations in South-West-Africa. Being an account of a journey in the years 1861 and 1862 from Walvisch Bay, on the western coast, to lake Ngami and the Victoria falls. By Thomas Baines. London, Longman u. Co. 1864.

Die Berichte des Reiſenden über die Eingebornen lauten nicht ſehr günſtig für dieſe. Die Hottentotten, Buſchmänner und Damaras werden als abſchreckende Menſchen geſchildert, bei denen bereits alle Laſter gang und gäbe ſind, ſo daß ſie von außen her keine neuen mehr aufnehmen können. Baines erzählt, wie ein Kanoe von einem Nilpferde umgeworfen und die Tochter eines Eingebornen von einem Alligator verſchlungen wurde. „Das ſind ſcheußliche Thiere, rief der Mann aus, ſchon vorige Nacht verſchlang einer derſelben mir eine andere Tochter und mein Halsband dazu. Es war ein ſchönes Perlenhalsband!“ Auch die Erzählungen, welche Baines über die Kriegszüge der Eingebornen gibt, bezeugen die furchtbare Grauſamkeit dieſer wilden Stämme. So trafen ſie einen Knaben, der dem Verhungern nahe war, und deſſen Eltern von den Hottentotten erſchlagen waren. Zu die wenige Milch, die man ihm darreichte, hatte man vorher Holzaſche gemiſcht, wodurch er Ausſchlag rings um den Mund bekommen hatte. Nachdem Baines noch einige Scheußlichkeiten erzählt hat, ruft er aus: „Dies ſind die Sitten eines Volkes, das man den Engländern als „edle Afrikaner“, mild, melancholiſch und gelaſſen beſchrieben hat.“

Als die Reiſenden ſich mehr der Mitte des Continentes näherten, trafen ſie häufig mit Elephanten, Giraffen und anderen großen Thieren zuſammen. Wie man ſich gegenüber den Elephanten verhalten ſoll, darüber ſind die Meinungen ſehr getheilt, und faſt jeder Jäger hat ſeine eigene Art vorzugehen. Chapman, der Reiſegefährte Baines', erzählte den beklagenswerthen Tod des ſchwediſchen Naturforſchers Wahlberg, bei dem er zugegen war. Der Unglückliche war der Anſicht, daß man ruhig ſtehen bleiben müſſe, wenn man auf einen Elephanten geſchoſſen habe, gleichviel ob derſelbe getroffen worden ſei oder nicht. Dieſer Anſicht fiel er auch zum Opfer.

Im Juli 1862 erreichten die Reiſenden die Victoriafälle, das größte Naturwunder Afrika's, das neben den Niagarafällen ſteht, ja dieſe vielleicht noch an Großartigkeit übertrifft. Die trockenen, wüſten Hochlande nördlich vom Ngami See und Bottetle Fluſſe lagen mit ihrer dürren Vegetation nun hinter Baines, und ſtatt deſſen erfreute er ſich an dem ſaftigen Grün des mit Feuchtigkeit geſchwängerten Landes, wo von jedem Berge und Felſen ein kleiner Strom zum Sambeſi hinabrieſelte. Die Victoriafälle ſind durch Livingſtone ſchon ſo bekannt geworden, daß wir hier die Beſchreibung von Baines umgehen können.

Der Reiſende hatte die Abſicht, nun den Sambeſi hinabzufahren. Zu dieſem Zwecke hatte er in der Capſtadt kupferne Boote bauen laſſen, die er durch den ganzen Continent bis zum Sambeſi mitgeſchleppt hatte. Aber ſeine Abſicht ward vereitelt. Der plötzliche Wechſel von dem trockenen, geſunden Klima der Hochebenen mit dem feuchten, in dem ſie ſich nun befanden, wirkte ſo ſehr, daß Baines und alle ſeine Gefährten von einem tödtlichen Fieber ergriffen wurden. Um ſein Leben zu retten, beſchloß er alſo, ſchleunig den Rückweg anzutreten und den Plan, die Oſtküſte zu erreichen, aufzugeben.

Der Reiſende Pedro de Cieza de Leon.

In England beſteht eine Geſellſchaft, welche ſich nach ihrem Stifter „Hakluyt Society“ benennt und, ähnlich wie der literariſche Verein in Stuttgart, den Zweck hat, alte und ſelten gewordene Werke wieder zu veröffentlichen oder in Ueberſetzungen einer unverdienten Vergeſſenheit zu entreißen. Eine ihrer letzten Veröffentlichungen iſt eine Ueberſetzung der „Reiſen des Pedro de Cieza de Leon“ durch Clements Markham, der ſelbſt die Gegenden beſucht hat, von denen Cieza's Reiſebericht handelt. Das Werk dieſes kühnen und intelligenten Soldaten, der als Augenzeuge der ſpaniſchen Eroberung von Südamerika beiwohnte; nimmt unſer volles Intereſſe in Anſpruch, denn alle die blutigen und barbariſchen Scenen der Conquiſta, der Todeskampf der alten amerikaniſchen Civiliſation gehen an unſeren Augen vorüber.

Markham führt ſeinen Autor mit folgenden Bemerkungen ein: Das Werk des Pedro de Cieza de Leon iſt in vielen Beziehungen eines der bedeutendſten literariſchen Produkte aus dem Zeitalter der ſpaniſchen Eroberung Amerika's. Trotzdem es von einem Manne geſchrieben wurde, der von Jugend auf ſein Leben im Lager zubrachte, ſo iſt es doch ſo verfaßt, daß es einem großen Gelehrten zur Ehre gereichen würde. Von den Lebensverhältniſſen des Autors iſt im Ganzen nur wenig bekannt geworden. Cieza de Leon ward wahrſcheinlich im Jahre 1519 in Sevilla geboren, wo er die erſten 14 Jahre ſeines Lebens hindrachte; dann ging er, 1532, in die neue Welt, um dort ſein Glück zu verſuchen. Damals verging kaum ein Jahr, daß nicht irgend eine neue Entdeckungs- oder Eroberungsexpedition ausgerüſtet wurde; Sevilla und Cadiz waren mit Abenteurern überfüllt, die alle nach dem wunderbaren Lande, wo die Sonne unterging, hinüber wallten. Es war damals eine Zeit wilder Erregung. Jedes Schiff, das von „Indien“ heimkehrte, brachte ſonderbare Nachrichten von neuen mächtigen Reichen, von denen man bisher nichts geträumt hatte. Leute aller Altersklaſſen und jeden Standes drängten ſich nach den Häfen, um nach dem goldreichen „Indien“ hinüber zu fahren. Unter den Führern dieſer Expeditionen gab es einige ehrenhafte Männer, wie Diego de Alvarado, Garcilaſſo de la Vega und Lorenzo de Albano; allein die Mehrzahl beſtand entweder aus rohen und habgierigen Abenteurern, oder in Ungnade gefallenen Höflingen, wie Alonzo Enriquez. Cieza de Leon war zu jung, als er ſich einſchiffte, um irgend einer dieſer Klaſſen einverleibt zu werden. Sein Charakter ſollte eine rauhe und wilde Schule durchmachen, und dabei iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß unter den Schrecken der ſpaniſchen Conquiſta ſich ein ſo liebenswürdiger Menſch aus ihm entwickelte. Sein Weſen zeigt ſich ſtets human, großmüthig, voll nobler Gefühle, und er iſt dabei ein guter methodiſcher Beobachter. Es läßt ſich nicht aufklären, mit welcher Flotte der junge Cieza Spanien verließ; doch nach der Zeit und der Geſellſchaft, in der wir ihn kurz nach ſeiner Landung in Amerika treffen, ſcheint es ziemlich gewiß, daß er mit einem Schiffe, welches zur Expedition des Don Pedro de Heredia gehörte, fortzog.

Dieſe Expedition war nach der Tierra firme beſtimmt, wo die Indianer ihre Unabhängigkeit auf das Aeußerſte vertheidigten; in Folge deſſen mußte Cieza de Leon von Anfang an harte Dienſte thun. Heredia gründete die Stadt Carthagena; ſpäter begleitete unſer Reiſender den kühnen Badlito auf ſeinem verzweifelten Unternehmungszuge aufwärts im großen Caucathale, wobei ihm nur eine Handvoll Soldaten zu Gebote

Digitized by Google

ſtanden. Dies war fünf Jahre nach ſeiner Ankunft; er war alſo damals erſt 19 Jahre alt und mußte, während ſeine Altersgenoſſen noch in der Schule ſaßen, Strapazen und Gefahren ertragen, wie ſie ſonſt nur Veteranen aushalten können. Dabei machte er fortwährend Beobachtungen und ſchrieb dieſelben nieder. Sein Bericht über die Sitten, Gebräuche und ſociale Lage der Indianer von Urabá iſt durch eine überraſchende Reiſe des Urtheils und lebhafte Anſchauung charakteriſirt. Es iſt hier nicht der Ort, die ganze gefährliche Expedition Badillo's zu ſchildern. Nodledo ward ſpäter abgeſandt, um das von Badillo entdeckte Land zu erobern und zu befeſtigen, was er auch theilweiſe vollbrachte, nicht ohne gegen die Eingebornen mit furchtbarer Grauſamkeit aufzutreten. Cieza de Leon war Augenzeuge dieſer Schreklichkeiten, die er ausdrücklich mißbilligt. Auf allen Zügen kreuz und quer durch das Land führte er regelmäßig ſein Tagebuch. Er ſagt darüber ſelbſt: „Oftmals, wenn die anderen Soldaten der Ruhe pflegten, ſaß ich und ſchrieb. Weder Müdigkeit, noch die Rauhheit des Landes, weder Berge noch Ströme, weder Hunger noch Leiden aller Art konnten mich von meinen zwei Pflichten abhalten: mein Tagebuch zu führen und meiner Fahne zu folgen."

Nichts entging ſeiner Beobachtung. Die Ruinen der Paläſte und Waarenhäuſer, die großen Inkaſtraßen, die Natur des Landes, die Produkte, die naturwiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, die Bewäſſerungserſcheinungen — Alles ward von ihm ſorgfältig niedergeſchrieben. Er wohnte der Verurtheilung und Hinrichtung Gonzalo Pizarro's bei und ging ſpäter nach Cuzco und den öſtlich von dieſer Stadt gelegenen Thälern. Im Jahre 1549 unternahm er, mit Empfehlungsbriefen des Präſidenten Garca verſehen, eine Reiſe nach der ſilberreichen Provinz Charcas, nur um dort Menſchen und Dinge kennen zu lernen. Er kam über den Collao, ging an den Ufern des Titicacaſees entlang, beobachtete die Indianer, ging nach Tiahuanaco und unterſuchte die alten Ruinen. Die Silberminen von Porco und Potoſi waren ſein nächſtes Ziel, und über Arequipa kehrte er nach Lima zurück.

Dort ſchrieb er am 8. September 1550 ſeine letzten Bemerkungen nieder und ſchiffte ſich bald darauf nach Spanien wieder ein, nachdem er 17 Jahre in der neuen Welt zugebracht hatte. Wir finden keine Angaben darüber, wann er den Boden des Heimatlandes wieder betrat, aber der erſte Theil ſeines Reiſewerkes ward 1553 in Sevilla veröffentlicht. Leider blieb es bei dieſem einen Bande; drei andere, die handſchriftlich vorhanden waren, ſind zum Schaden für die Wiſſenſchaft verloren gegangen. Auch der erſte Theil, ſchon im Druck ſehr ſelten geworden, war beinahe verſchollen, und wir können es Markham nur Dank wiſſen, daß er denſelben in engliſcher Uebertragung wieder weiteren Kreiſen erſchloſſen hat. Ueber den großen Werth der Aufzeichnungen des Cieza de Leon ſind alle Kenner einig; namentlich ſind ſie für die alte Geographie Peru's unſchätzbar, und Prescott, der Geſchichtsſchreiber der Eroberung von Peru, ſagt, daß Cieza de Leons „Cronica del Peru" eigentlich eine „Geographie Peru's" genannt werden müßte.

Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc.

Dr. W. Pitſchner, gegenwärtig Docent an der genfer Akademie für Meteorologie und allgemeine Naturgeſchichte, hatte bei ſeiner Beſteigung des Mont Blanc *) vor allen Dingen das mikroſkopiſche Leben dieſes Berges im Auge. Die erſten Unterſuchungen über ein ſtationäres Leben in den hohen Schneeregionen ſind von Ehrenberg, dem raſtloſen Forſcher auf dem Felde des unſichtbaren kleinen Lebens, 1848 im Berner Oberlande angeſtellt worden; ſie ergeben reichhaltige Reſultate. Andere Materialien aus großen Höhenpunkten der europäiſchen Centralalpen und aus den Hochpäſſen des Himalaya, geſammelt durch die Gebrüder v. Schlagintweit, erweiterten die Kenntniß der mikroſkopiſchen Lebensverhältniſſe der Hochgebirge, zu denen nun auch die unſichtbaren, kleinen Formen hinzugefügt worden ſind, die Dr. Pitſchner auf dem Mont Blanc entdeckte.

Aus den Gletſchern des Mont Blanc ſpringt eine verlaſſene Felſeninſel, der Grand Mulet, hervor; dort ruhte Pitſchner von dem erſten gefährlichen Theile ſeiner Wanderung in einer Bretterhütte aus. Dieſe 10,000 Fuß über dem Meere liegende Felſenoaſe ſcheint der einzige ſichere Aufenthaltsort in der öden Eiswüſte bis zum Gipfel des Berges zu ſein. 100 Metres hoch erhebt der Fels ſein Haupt über die Eis- und Schneemaſſen des breiten Fußes; die Wände, die nur mit dem Wolkenhimmel verkehren, ſind von Wind und Wetter ausgenagt und von tief eindringenden Eiskeilen geöffnet worden. Die von Dr. Pitſchner hier aufgefundenen Pflanzen und Thierformen ſollen in botaniſchen und zoologiſchen Fachblättern näher beſchrieben werden; einen kurzen, intereſſanten Ueberblick gibt er bereits in ſeiner ſchon berühmt gewordenen Mont Blanc Monographie *).

„Dort müſſen Urwälder von Moos ſein mit noch ungekannten Bewohnern! Der Blick ſucht lange nach einem geſicherten Aufgange zu jenem Heiligthume, welches der Fuß eines Menſchen noch nicht betreten hatte. Bewaffnet mit Hammer und Meiſel und mit Rieſenſchachteln für die Zwergbewohner des Erdreiches und ſeiner kryptogamiſchen Gebilde, beginnt die Jagd auf die Pygmäen des verſteinerten Rieſen. Einige Stufen ſind bald erkletterl, was das Auge in den Felsſpalten nur gewahrt, was der Arm nur erreichen kann, wird meine Beute, und je weiter ich vorſichtig und aufmerkſam an der ſonnenerwärmten Seite vordringe, deſto mehr ſind ſelbſt noch phanerogamiſche Gewächſe zu erkennen. Dort lacht mir freundlich entgegen mit ihren ſaftrothen Blüthen die Zwergſiene (Silene acaulis), eine nelkenartige Pflanze, deren Schweſtern in den Hochgebirgen Lapplands, Oeſterreichs und der Schweiz zerſtreut wohnen. Hier feiert die ſchweizeriſche Aretia (Aretia helvetica) das Andenken des Aretius, eines Gottesgelehrten, der neben ſeinen Berufsgeſchäften die Pflanzen ihres Friedens wegen pflegte. Auf einer andern Stelle blüht die Alpenchamille (Chrysanthemum alpinum) und die ſchwarze Schafgarbe (Achillea atrata); jener das eindüftige Erigeron (Erigeron uniflorum), deſſen Brüder auch auf den ſchwediſchen und lappiſchen Alpen einheimiſch ſind.

Doch von den Saxifragen konnte ich nur zwei Arten erreichen, Saxifraga muscoides und bryoides; ferner eine Gras-

*) Vergl. Globus II, S. 20.

*) Der Mont Blanc. Darſtellung der Beſteigung deſſelben am 31. Juli, 1. und 2. Auguſt 1859. Von Dr. W. Pitſchner. Zweite Auflage. Genf 1864. Selbſtverlag des Verfaſſers. Leipzig, Brockhaus.

lilie mit ährenförmigem Blüthenſtande, Luzula spicata. Auch zwei Gräſer bewohnen jene Felsoaſe, und zwar ein kleines Riſpengras, Poa minor, und eine Haferart mit faſt ährenförmigen Blüthen, Avena subspicata. Von dieſen 11 Phanerogamen war bis zu meiner Unterſuchung nur die kleinere Hälfte auf jenem Fels bekannt.

Die Anzahl der kryptogamiſchen Gebilde, welche ſich theils außerhalb dem Geſtein anſchmiegen, theils in ſeinen Spalten wohnen, iſt ziemlich beträchtlich.

Außer der cylindriſchen Knäuelflechte (Gyrophora cylindrica) gehören zu den bekannten Formen: Amphiloma elegans und orülnom, Rhizocarpon geographicum, Imbricaria encausta, Grimmia ovata und Lecanora ventose; während 25 Arten als weniger bekannte zu bezeichnen ſind und noch einer genauen Unterſuchung bedürfen.

Was die mikroſkopiſchen Bewohner der Moosgebilde jener kleinen Urwaldungen betrifft, ſo bezeichnete Ehrenberg nach angeſtellten Forſchungen das Reſultat in dieſer Beziehung als „unzweifelhaft intereſſant“, ſofern in allen Mooſen, obgleich ſie drei Monate lang während meiner Krankheit trocken gelegen hatten, noch lebende Formen wieder in volle Thätigkeit gebracht werden konnten. Es fand ſich in ihnen zumeiſt ein Räderthierchen, Callidina rediviva, das, ſchon nach fünf Minuten unter Waſſer präparirt, wieder ganz munter umherkroch und wirbelte. Auch Macrobiotus Hufelandii und Echiniscus actomys, zwei bärenartige Spinnenthierchen, wurden bald mit den Füßen thätig; Callidina sexdentata, ein anderes Räderthierchen, wanderte ebenfalls nach wenigen Stunden kräftig umher. Von den übrigen Formen wurde nur einmal ein polygaſtriſches Thierchen geſehen, das einem Euplotes glich und langſam auf Mooszellen umherkletterte, aber noch nicht völlig entfaltet zu ſein ſchien. Die ſogenannten Waſſerälchen, Anguillulae, lebten dagegen nicht wieder auf. Im geſchmolzenen Schnee, welchen ich in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte aufſammelte, lebten verſchiedene polygaſtriſche Thierchen. Die intereſſanteſten Formen ſind: Eine Arcella, ein Kapſelthierchen; ein Keildäumchen, Gomphonema; ein Stelzenkorn, Cocconema; ein gewöhnliches Schiffchen, Navicula, und ein Prachtſchiffchen, Eunotia.

Arten einer Anzahl ganz neuer, bisher unbekannter Formen, treten im mikroſkopiſchen Alpenleben des Mont Blanc auch ſolche Organismen auf, wie ſie bereits in noch größeren Höhen der Päſſe des Himalaya von den Gebrüdern v. Schlagintweit aufgefunden worden ſind. Aus größerer Entfernung brachte ich von dem kleinen 14,600 Fuß hohen Maulthierfelſen eine Anguillula caudata und eine Reihe polygaſtriſcher Thierchen mit, unter denen jedoch die Disiphonia austratis die auffallendſte Erſcheinung iſt, da ſie bisher nur aus Georgien und des Südoceans bekannt iſt.

Inſecten ſchienen auf jenem Felſen ſich nicht aufzuhalten, denn ich möchte mir nach einem beſtimmten Rückſchluß erlauben, von dem einen großen Flügel eines Nachtfalters, und zwar einer Phalaena, den ich in der Nähe des Felſen auf dem Gletſcher von Taconnay gefunden habe.

Nach der Ausſage der Führer ſollen aber graue Mäuſe den Grand-Mulet-Felſen bewohnen; ich habe jedoch keine derſelben dort wahrgenommen.“

Plaudereien aus Hinterindien.

Die Reiſebeſchreiber geben uns von fremden Ländern und Völkern zumeiſt Darſtellungen, die in ernſthaftem Ton gehalten und allerdings nicht ſelten recht belehrend ſind. Aber nur wenige führen uns in das Alltagsleben der Nationen ein, das doch für die Völkerpſychologie von rehendlichem Intereſſe iſt. So ſchildert zum Beiſpiel Mouhot, den unſere Leſer kennen, als Naturforſcher anziehend genug, doch ſagt er wenig über das Leben und Treiben des Volkes. Gerade darüber gibt uns aber ein Mann Auskunft, der ſich als tebensluſtiger Abenteurer in Siam und Kambodſcha vielfach umgeſehen hat, und deſſen Berichte als eine Art von Ergänzung der Aufzeichnungen Mouhots betrachtet werden können. Wir finden dieſelbe im Oktoberheft der „Revue du Monde coloniale“.

— — Wir ſind jetzt im Juni (1864) ſo recht in der vollen Regenzeit, die von Mai bis Oktober dauert. Es regnet alle Tage; manchmal mehrere Stunden lang förmlich in Strömen, ſobald aber die Wolken ſich verziehen, brennen die Strahlen der Sonne ganz fürchterlich, und man hat alle Urſache, ſich vor einem Sonnenſtich zu hüten. Zuweilen fällt ein feiner Staubregen, der ein paar Tage ununterbrochen anhält. Dieſer Wechſel zwiſchen Sonnengluth und Regen erzeugt viele Fieber, von denen ich bis jetzt verſchont geblieben bin. Gegenwärtig hat der Mekang, dieſer gewaltige Strom, welcher Laos durchſtrömt, keine Grenzen; er iſt weit und breit über ſeine Ufer getreten und gleicht einem Ocean. Ich begreife jetzt ſehr wohl, weshalb die Siameſen ꝛc. auf ihren Barken Häuſer bauen. Der Strom hat jetzt eine ſolche Waſſerfülle, daß ich glaube, ein Kriegsdampfer könnte ihn bis hinauf ins barmaniſche Land befahren, vorausgeſetzt, daß keine Kataraften ein Hinderniß darböten.

An einer der Mündungen des Mekong liegt die franzöſiſche Niederlaſſung Mytho, und draußen vor dem Delta, im Meere, Pulo Caudar, wo die Franzoſen eine Anſtalt für Militärſträflinge haben, ein Depot für die Zigottraux, welche ſich in Saigong ſo unbändig benahmen, daß die Marinebehörden mit ihnen gar nichts anfangen konnten. Als Zigottraux oder Zigos bezeichnet man in Hinterindien die aus Algerien her ſo bekannten Zephyrs, dieſe berüchtigten Leute, welche die Strafbataillone bilden. Viele ſind zu den Siameſen entflohen. Manche haben ſich an chineſiſche und ſiameſiſche Kaufleute verdungen und dienen als bewaffnete Bedeckung auf ſolchen Dſchonken, die eine werthvolle Ladung, z. B Elfenbein, Gummi gutiae, Gummi Lak, Indiga und dergleichen an Bord haben. Ein paar dieſer Desperaten, nach europäiſcher Art bewaffnetem Zigos ſind vollkommen ausreichend, um den vor den Mündungen des Menam und Mekong ſchwärmenden malayiſchen Piraten eine heilſame Furcht einzuflößen. Die Ladung iſt dann vollkommen ſicher. Die Schiffsrheder von Schantabun laſſen auf ihre Dſchonken mit großen weißen Buchſtaben ſchreiben: „Auf dieſem Schiffe befindet ſich ein rather Soldat!“ Die Zigos tragen krapprothe Hoſen und Mützen.

Die Annamiten fürchten ſich vor dieſen Geſellen wie vor dem Feuer. Es wäre den Abenteurern leicht, viel Geld zu verdienen, und ſie könnten ihre allen Begriff überſteigende Kek-

Digitized by Google

heit glänzend verwerthen, aber ſie vergeuden allen Erwerb in leichtſinnigſter Weiſe, trinken, ſchaffen ſich peächtige Kleider an, halten ſich Mädchen und was dergleichen mehr iſt.

Der Vorfall, welchen ich jetzt erzählen will, iſt chaeakteriſtiſch. Vor etwa vier Jahren deſertirten ein Schiemann (Aufſeher über Segel und Pumpen) und ein Mateoſe. Sie ließen ſich in der kambodſchaniſchen Stadt Pinhalu nieder und erhielten vom Mandarin Erlaubniß, abgabenfrei einen Handel mit geſalzenen Fiſchen zu treiben. Dieſer war nämlich buech die malayiſchen Piraten, welche alle Dſchonken abfingen, geſtört worden. Sie ließen allerdings die mit Fiſchen beladenen Fahrzeuge nach Schanlabum paſſieen; wenn dieſelben aber van dort mit werthoaller Rückladung wieder in See ſtachen, wueden ſie ausgeplündert. Jene beiden Deſerteure gingen aber den Malayen wacker zu Leibe, und ihr Fahrzeug war gefürchtet wie ein geimmiger Wolf, denn es hatte zwei Geſchütze am Bord, deren Kartätſchen nicht mit ſich ſpaßen ließen. Die beiden Abenteurer erwarben viel Geld, abee nicht bloß mit dem Fiſchhandel. Sie plünderten nämlich die Piratenſchiffe, verbeamnten die Bambushütten der Seeräubee, ſtörten ihnen den Fiſchfang, nnd am Ende ſahen die Malayen wohl ein, daß nicht längee ihres Bleibens ſei. Sie gedachten dann ihr edies Handwerk in den Deltaverzweigungen des Mekong, in bee Nähe von Mytho, fartzuſetzen, abee dort waeen ſie den ſchnelleubeenden Kanonierſchaluppen der Franzoſen nicht gewachſen. Inzwiſchen war der Mandarin, welcher den beiden Abenteurern Abgabenfreiheit zugeſichert hatte, abberufen warden, und ſein Nachfolger verlangte Abgaben. Als aber der Steuereinnehmer ſich blicken ließ, wurde er in ſehr unſanftee Weiſe fortgejagt. Der Mandarin ſchickte Saldaten, aber die Abenteurer hatten ihre Geſchütze aufgeſtellt, und der Offizier zog unverrichteter Dinge ab. Natürlich bekam er dafür Prügel mit dem Bambusrohr. Der Mandarin berichtete an den Miniſter, der ihm in ſeinem Rückſchreiben einhundert Hiebe zuerkannte, weil er dem Geſetze keine Achtung erzwungen habe. Seitdem blieben die beiden tapferen Männer unbehelligt und ſpazieren nach wie vor, ganz wie es ihnen gefällt, in den Straßen van Pinhalu umher.

In der ſiameſiſchen Küche ſpielt der Kaiman eine wichtige Rolle, und das Schwanzſtück dieſer Krokodilart gilt für einen ausgezeichneten Leckerbiſſen. Er iſt auch in der That nicht zu verachten; wenn er am Spieße mit Butter oder Piſtazienöl gebraten iſt, erinnert er an den Thunfiſch, hat aber nebenbei einen eigenthümlichen Geſchmack. Die Siameſen lieben folgendes Gericht ſehr. Sie legen Fiſch in Salzwaſſer, thun dann verſchiedene Kräntee, Knoblauch und Zwiebeln hinein und laſſen das Alles in der Sonne faulen. Mit dieſer Sauce überſchütten ſie das gedämpfte Kaimanfleiſch und gießen nach etwas Oel hinzu. Das iſt freilich für einen Europäer eine ganz entſetzliche Schüſſel, ſelbſt europäiſche Hunde können ſie nicht vertragen.

Das Fleiſch des Kaiman ſteht höher im Preiſe als alles andere, und die Delikateſſe des Schwanzes iſt nur reichen Leuten vorbehalten. Man ſchneidet den Kaiman auf dem Markt aus, wie in Europa den Wels. Nach unſeren Begriffen iſt aber der Preis billig, da man drei Tikais, 120 Pfund, mit 2 Thalern 10 Silbergroſchen bezahlt; aber für dieſes Land, wo ein fettes Huhn ſechs Pfennige koſtet, erſcheint jener Preis ſehr hoch.

Auf den Märkten ſieht man eine große Menge größerer aber kleinerer Bambusbehälter, in deren jedem ein lebendiger Kaiman aufbewahrt wird. Da waren Dutzende dieſer hungrigen Beſtien in ſchwachen Holzbehältern; wenn ſie ausbrächen und nach den Leuten ſchnappten! Ich ſah, daß manche ihre Tatzen durch das Gitter ſteckten; aber dann kam gleich der Fiſchhändler und brachte das Ding in Ordnung. Vermöge eines dünnen Hebebaums legte er das Unthier auf den Rücken.

Mit dem Fange verhält es ſich folgendermaßen. Der Kaiman pflegt um die Mittagszeit ans Ufer zu ſchwimmen und ſich dort im Graſe zu ſonnen. Dann kommt ein Jäger leiſe heran und klopft ihm mit einem langen Rohrſtabe leiſe auf den Kopf. Das thut dem Kaiman wohl und macht ihm Vergnügen; er bewegt langſam ſeinen Schwanz hin und her. Inzwiſchen kommen andere Jäger und ſetzen ihm eine Art Puppe aus Rohr oder Weidenholz auf den Rücken, während das Kitzeln des Kopfes fortdauert. An der Puppe ſind ſtarke aber biegſame Bambus befeſtigt, die nun angezogen werden und zwar unter dem Bauche hin, und zuletzt wirft man die Puppe, welche eine Art von Behälter bildet, über den Kopf. Nun iſt das Unthier gefangen, wird geſchlagen und ausgeſcholten; man verhöhnt ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, die mit abſcheulichen Benennungen beiegt werden. Unterwegs laufen die Knaben neben ihm her und ſtecken ihm Steine in den Rachen, welche er zermalmt und dann ausſpeit, zum großen Vergnügen der lieben Jugend. Die Siameſen dialogiſiren gern mit Thieren, und es iſt ergötzlich, ſolche Unterhaltungen mit anzuhören. Uebrigens könnte man den Kaiman mit leichter Mühe tödten; es kommt aber darauf an, ihn lebendig auf den Markt zu bringen und friſch auszuſchlachten.

Die Siameſen ſind vortreffliche Schwimmer, wahre Amphibien. Als ich zum erſten Mal im Mekong badete, lief eine große Menſchenmenge zuſammen; ſie wollten ſich einen Menſchen betrachten, der behaart ſei wie ein Thier. Denn ſie meinen, weil der Europäee einen Vollbart habe, müſſe er am ganzen Körper behaaet ſein. Als ſie mich im Waſſer ſahen, waren ſie enttäuſcht, auch ſchwamm ich beſſer als die Siameſen. Ich glaube, daß der Europäer, weil er viel körperkräftiger iſt als dieſe Aſiaten, es denſelben für eine gewiſſe Zeit im Laufen wie im Schwimmen zuvorthun wird. Nicht geringe Verwunderung erregten meine buntfarbigen Schwimmhoſen, für welche man mir viel Geld bot.

Ich habe mit einem buddhiſtiſchen Geiſtlichen, einem Talapoinen, Bekanntſchaft gemacht, der ganz gut Latein redet; da ich ziemlich geläufig Siameſiſch ſpreche, ſo können wir uns verſtändigen. Der brave Mann liebt Europa's Weine und Liköre, beſucht mich oft, hat durchaus keine Standesvaen theile, und wir philoſophieen ſehr unbefangen. An Geiſter und Geſpenſter, mit denen ſich ſeine ſtameſiſchen Landsleute ſo v ' zu ſchaffen machen, glaubt er nicht.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Steinkohlen auf Sumatra. Man hat dieselben während der Jahre 1858 bis 1860 in der Residentschaft Benkulen gefunden, wo sie eine ausgedehnte Hügelreihe etwa 10 deutsche Meilen von der gleichnamigen Hauptstadt bilden. Die ganze Gegend ist sehr uneben, liegt auf der Westseite der Gebirgskette, von welcher Sumatra seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und hat viele Gebirgsbäche; der Zugang ist schwierig. Man kennt bis jetzt drei ausgedehnte Lager, deren Mächtigkeit durchschnittlich 11,80 Meter beträgt, und man hat berechnet, daß ihre Ausgiebigkeit mehr als 200 Millionen Kubikmeter betrage. Der ungeheure Schatz ist aber werthlos, so lange praktikable Wege fehlen. Gegenwärtig transportirt man die Kohle, der Hügel, Flüsse und Sümpfe halber, auf weiten Umwegen, auf Karren, die von Büffeln gezogen werden, und während der Regenzeit muß man ganz feiern. Der Transport für die Tonne (20 Centner) stellt sich auf 10 holländische Gulden. Der Fluß Benkulen könnte leicht schiffbar gemacht und mit den Gebirgsrevieren durch kurze Eisenbahnen in Verbindung gesetzt werden, aber die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß ein guter Verschiffungsplatz, ein Hafen fehlt. Die ganze Küste von Benkulen nämlich ist während des Westmonsuns dem Andrange des Windes und der Wellen ausgesetzt und hat überhaupt wenige, obendrein unsichere Rheden. Die Engländer, welche während der napoleonischen Kriege einige Zeit Sumatra in Besitz hatten, bauten an der Mündung des Benkulen einen Hafendamm, den aber die Holländer verfallen ließen. Sie bringen die Kohle nun nach der Pulo-Bay, wo auch das Postschiff und die wenigen Handelsfahrzeuge anlegen, welche den Handel mit Benkulen vermitteln. Die Entfernung dorthin beträgt etwa fünfthalb deutsche Meilen. In dem Bericht der niederländischen Untersuchungscommission wird hervorgehoben, daß es in Batavia an Unternehmungsgeist und Kapital fehle, um die Hafenanlagen und die Eisenbahnen zu bauen, welche erforderlich sind, um jene reichen Schätze zu erschließen. Fremde Kapitalisten würden das Beste thun müssen. Bis jetzt wird ein großer Theil des Kohlenbedarfs im indischen Archipelagus von Labuan bezogen, einer kleinen, von den Engländern besetzten Insel vor der Nordküste von Borneo; auch die Dampfer der französischen Messageries impériales versorgen sich dort. Die Kohle von Benkulen, die vielfach zu Tage steht, ist vortrefflich.

Kaffeebau auf Nossi beh bei Madagaskar. Jene kleine Insel gehört den Franzosen, welche dort 1840 die ersten Versuche machten, Kaffee zu bauen. Sie nahmen dazu Bohnen von der Insel Réunion, und die Ernte von 1864 hat die allerdings noch unbeträchtliche Menge von 4000 Pfund gegeben. Aber während der letztverflossenen Jahre sind ausgedehnte Strecken mit jungen Kaffeebäumen angebaut worden. Die Bohne von Nossi beh ist so ausgezeichnet, daß die zu Ambanuru auf Madagaskar ansässigen arabischen Kaufleute, welche aus dem Rothen Meere Kaffee von Mokka holen, den von Nossi beh weit aromatischer finden und ihn mit jenem vermischen. Auch auf der Insel Mayotte sind Kaffeepflanzungen angelegt worden.

Einweihung einer Kirche auf Mauritius. Der Geistliche Royston schreibt über die Einweihung einer neuen Kirche für die bengalischen Christen in Port Louis auf Mauritius am 3. Sept. 1864 an die „Church Missionary Society" in London, wie folgt: „Es war ein höchst merkwürdiger Anblick, alle die verschiedenen Nationalitäten in der Kirche versammelt zu sehen. — Engländer, Franzosen, Creolen, Eurasier, Afrikaner, Bengalen, Madrassier, Malgaschen und Chinesen! Ich glaube, eine derart gemischte Bevölkerung kommt nicht noch einmal vor! Die Art, wie die Kirche eingeweiht wurde, stimmte mit dem Zwecke derselben überein, sie zu einem Gebethause für alle Nationen zu machen. Der Einweihungsgottesdienst war in Englisch; die Morgengebete und Psalmen Bengalisch; das Benite, Jubilate und die Hymnen Hindustanisch; eine Predigt in Tamil, eine andere Bengalisch, wieder eine theilweise englisch, französisch und mit bengalischer Uebersetzung. Das Abendmahl wurde 57 Personen, jeder in ihrer Heimatsprache, gespendet.

Heuschreckenfang in Kleinasien. Im Frühjahre 1864 machten die Mitglieder der englischen Missionsgesellschaft Beakley und Walters einen Ausflug in die östlich von Smyrna gelegenen Gegenden Kleinasiens, um das Christenthum unter den Türken auszubreiten. Sie konnten aber nur sehr wenige Bibeln an Türken absetzen und trafen vielfach auf Widerstand. So bemerkte ein Türke in Philadelphia ihnen: „Für die Giaurs ist die Bibel gut genug; wir haben Alles und Neues Testament im Koran zusammen, und die Urgroßväter eurer Urgroßväter haben die Bibel verfälscht." Der Bericht, welcher im „Church Missionary Intelligencer" November 1864 mitgetheilt ist, bietet manches Interessante dar. In Denislü (vergl. Globus VI, S. 275) fanden die Missionäre die Stadt eines Tages ganz leer von Menschen, denn Jedermann war ausgezogen, um die jungen Heuschrecken zu fangen. Auch an anderen Orten fing man die Heuschrecken in ungeheurer Menge, indem man sie auf Teppiche und Leintücher fegte, in Säcke stopfte und zum Gouvernementsgebäude brachte, wo sie gewogen wurden. Jeder Einwohner muß zu Folge des Gesetzes einige Oken abliefern, obgleich viele strenggläubige Türken dies für unverträglich mit den Geboten Gottes halten. Ja, in Cassada folgte ein aller graubärtiger Türke hinter den Sammlern her und streute die Heuschrecken wie Weizen wieder aus. In Denislü zog ein frommer Mohammedaner über die Felder und las den Koran gegen die Heuschrecken, indem er behauptete, daß sie hierdurch getödtet würden. Die angeblich getödteten Thiere wurden vor den Kaimakam (Vice-Gouverneur) gebracht; es stellte sich aber heraus, daß es Heuschrecken waren, die schon vor einem Jahre in die Erde vergraben worden waren.

Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863. Aus den eben erschienenen Schiffahrts- und Handelslisten der Colonie Neubraunschweig in Nordamerika geht hervor, daß diese britische Ansiedlung zu Ende des Jahres 1863 im Besitze von 891 Schiffen mit einem Gehalte von 211,680 Tons war. Die Zahl aller neuen im Jahre 1863 in den britischen Colonien erbauten Schiffe betrug 645, mit einem Gehalte von 219,763 Tons und in einem Werthe von 1,758,104 Pfd. Sterl., wobei 8 Pfd. Sterling auf die Ton gerechnet sind. Die Einkünfte Neubraunschweigs betrugen im verflossenen Jahre 854,894 Pfd. Sterling, wobei allein die Eingangssteuern mit 768,353 Pfd. Sterling vertreten sind. Dagegen nahm Canada für Zölle allein 5,169,173 Pfd. Sterling im Jahre 1863 ein. Der Werth der eingeführten Waaren betrug in dem genannten Jahre in Neubraunschweig 7,658,642 Dollars, in Canada 45,964,493 Dollars und in Neuschottland 10,201,391 Doll. Die Ausfuhr Neubraunschweigs erreichte einen Werth von 4,940,736 Dollars; in Canada dagegen 41,831,532 Doll. und in Neuschottland 6,546,488 Doll. Ein wesentlicher Exportartikel ist Zimmerholz; doch vermindert sich die Ausfuhr in Folge der Abnahme der Wälder immer mehr, so daß Neubraunschweig im Jahre 1863 nur noch 26,920 Tons exportirte. Einwanderer langten in Neubraunschweig von Europa aus nur 659 an. (Times vom 29. Oktober 1864).

Eisenlager am Oberen See. Der „Toronto Globe" vom 29. Oct. 1864 berichtet von der Entdeckung großer Eisenerzlager an der Goulais Bai, canadische Seite des Oberen Sees. Bis jetzt kannte man Eisensteinlager in Canada nur bei Fort William, die aber nicht näher erforscht wurden, weil die Gegend zur Anlage von Hüttenwerken durchaus nicht geeignet erschien. Die Landstrecke, in welcher die neuen Erzlagerstätten entdeckt wurden, ist allerdings zum Ackerbau geeignet; weist auch gute Wälder auf, allein das Klima ist doch sehr rauh. Kupfer, Blei und Nickel sind in britisch Nordamerika sehr häufig, und diese Entdeckung von Eisenerz wird der metallurgischen Industrie des Landes einen neuen Aufschwung geben; man ist bereits eifrig damit beschäftigt, Verbindungswege anzulegen, um sich dann in Bezug auf die Eisenindustrie vom Mutterlande und den Vereinigten Staaten unabhängig stellen zu können.

Digitized by Google

Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. — Missionsangelegenheiten. — Die Loyalitäts-Gruppe im Stillen Ocean besteht aus den drei größeren Inseln: Lifu, Mare und Uea, sowie aus vielen kleineren Eilanden. Lifu ist die größte und zählt 7000 Einwohner; hier haben sich schon seit 20 Jahren englische Missionäre niedergelassen und das Christenthum gepredigt, ohne dabei von irgend einer Seite behindert worden zu sein. Jetzt sind aber auf Lifu Ereignisse vorgefallen, welche für die Missionsgeschichte und den gegenseitigen Haß der katholischen und protestantischen Missionäre höchst bezeichnend sind. Wir theilen darüber nach dem „Missionary Magazine" folgenden Bericht des englischen Missionärs S. Macfarlane mit. Er ist datirt von der Wide Bay, Lifu, 20. Juni 1864.

Die Franzosen gründeten im Jahre 1852 eine Verbrecherkolonie in Neucaledonien und nahmen diese Insel in Besitz. Später erhoben sie auch Ansprüche auf die Gruppe der benachbarten Loyalitätsinseln, ohne daß aber die Eingebornen etwas von ihnen wissen wollten, denn in Bezug auf Sitten und Sprache sind sie von den Bewohnern Neucaledoniens sehr verschieden. Von dieser französischen Insel kamen auch katholische Missionäre, die aber im Ganzen wenig Proselyten machten, weil die protestantischen Engländer schon ziemlich festen Fuß gefaßt hatten; die französischen Missionäre beschuldigten aber die englischen, daß sie die Loyalitätsinseln zu einer englischen Colonie machen wollten, weil sie englische Bücher vertheilten und die englische Sonntagsfeier eingeführt hätten. Am 1. Mai 1864 erschien daher ein französischer Dampfer in Lifu und schiffte einen Officier, der sich „Gouverneur der Loyalitätsinseln" nannte, und 25 Soldaten aus. Die französische Flagge ward aufgezogen und den Häuptlingen bedeutet, daß ihre Regierung nun zu Ende sei, daß die Insel Frankreich gehöre und der Gouverneur als König zu betrachten sei. Die Franzosen erbauten Häuser, zu denen die Eingebornen das Material liefern mußten, und drohten das Dorf niederzubrennen, wenn ihnen nicht gehorsamt würde. Die englischen Missionäre durften indeß weiter lehren; als aber ein Schiff anlangte, welches Missionsschriften in der Sprache der Eingebornen enthielt, wurde ihnen untersagt, diese zu vertheilen, und die Bibel geradezu verboten. So wurde die Thätigkeit der Missionäre unterbrochen, die bisher den Götzendienst und die Menschenfresserei abgeschafft hatten. Es gab höchstens 50 Fälle von Polygamie auf der Insel; 17 Kirchen waren erbaut worden, und 2000 junge Leute besuchten die Schulen. Man hat schöne Häuser und Straßen gebaut. Der Häuptling wohnte in einem kleinen Palast mit Glasfenstern, Verandah, Betten, Sophas, Gemälden u. s. w.

Am 21. Mai 1864 kam ein zweites Dampfboot mit dem Gouverneur von Neucaledonien und 300 Truppen an. Unter den Eingebornen herrschte in Folge dessen große Aufregung, und den englischen Missionären wurde bedeutet, daß sie erst um Erlaubniß zum Lehren bei dem Gouverneur einzukommen hätten. Darauf begannen die französischen Truppen das Dorf auszuplündern; die Eingebornen selbst flohen mit ihrer besten Habe in die Wälder.

Der Missionär Macfarlane hielt in einer Kirche gerade Gottesdienst, als die Soldaten in diese eindrangen. Nur ihm ward gestattet, frei heraus zu gehen, während alle Zuhörer gefangen genommen wurden. Die Eingebornen begannen nun sich zu wehren, und sowohl auf ihrer Seite, als auf Seite der Franzosen fielen Verwundungen und Tödtungen vor. Das Dorf ward abgebrannt, die Cocasbäume wurden niedergeschlagen, die Kirche zu einer Barracke gemacht, und der Kommandant schlug auf der Kanzel sein Bett auf. Dies geschah Alles, um „Eindruck" auf die „Wilden" zu machen, die nun wieder erscheinen durften, um ihre Hütten aufzubauen. Zugleich wurde ihnen anbefohlen, Französisch zu lernen, und ein katholischer Häuptling eingesetzt, welcher die Eingebornen aufforderte, vom Protestantismus abzufallen und „wiwia" (römisch) zu werden. —

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, in welch widerwärtiger Weise die Missionäre der verschiedenen Confessionen und Sekten einander befehden. Es spielt dabei sehr häufig die politische Nebenbuhlerschaft eine Rolle; Englisch ist vielfach gleichbedeutend mit Protestantisch, und Französisch mit Römisch-katholisch. Nicht selten wird diese Rivalität geradezu skandalös. So ersehen wir aus einer der neuesten Nummern der „Annales de la propagation de la foi", daß ein katholischer und ein protestantischer Missionär einander wie auf einer Hetzjagd bis über den nördlichen Polarkreis, bis ans Eismeer, zu den Loucheux- und den Hasenindianern in Nordamerika verfolgt haben und daß sie beiderseitig einander sich, vor den braunen Wilden, als Teufel und Erzfeinde Christi bezeichnen. Wir finden dieselbe Rivalität und dieselben Gehässigkeiten auf vielen Inseln der Südsee, in Abyssinien, auf der Westküste von Afrika und in Ostindien. Aus der Kapcolonie, oder vielmehr aus Lessuto, dem Lande der Basutos, erschallen in dem Journal des Missions evangeliques bittere Klagen, weil die anglikanischen Geistlichen propagandistische Uebergriffe in den von evangelischen Franzosen gegründeten Missionen machen. Es wäre gewiß wohlgethan, wenn den Missionären der verschiednen Kirchen und Sekten eine Demarkationslinie gezogen würde, damit die skandalösen Häkeleien und Feindseligkeiten dieser Berufsschriften ein Ende nähmen. Haben doch auf den Südseeinseln schon braune Katholiken und braune Protestanten einander bekriegt und todtgeschlagen, des Dogmas wegen, von welchem beide gewiß blutwenig verstehen!

Australische Expeditionen. Die Besiedelung des fünften Erdtheils schreitet rüstig vorwärts, und die verschiedenen Regierungen der britischen Colonien in Australien lassen es sich angelegen sein, immer neue Landstrecken für die Colonisation zu eröffnen. Jüngst sind Nachrichten von Oberst Finnis, dem Gouverneur des nördlichen Territoriums, eingetroffen. Er zeigt die glückliche Ankunft des Geschwaders an, das von der Regierung Südaustraliens nach der Adams Bay gesandt wurde. Sein Brief ist von dem neuen Depot Escape Cliffs, einige Miles südlich vom Cap Hotham, 13. Aug. 1864 datirt. Dort soll eine neue Stadt angelegt werden. Für Dampfschlepper ist der Adelaide-Fluß von dort 60 Miles aufwärts schiffbar; gute Ländereien und Waldungen sind genügend vorhanden. Das Land weiter einwärts eignet sich zur Vieh-, namentlich zur Schafzucht. Die Vegetation ist im Allgemeinen eine tropische, so daß allerlei tropische Kulturgewächse angebaut werden können.

Ueber den sibirischen Telegraphen berichtet die russische St. Pet. Ztg. Folgendes: „Vor einigen Tagen gelangte das erste Telegramm aus Troitzkossawsk (Kiachta) nach St. Petersburg mit der Nachricht, daß daselbst eine Annahme telegraphischer Correspondenzen eröffnet worden. Diese Nachricht kam zugleich als Antwort auf die vielen Fragen wegen des sibirischen Telegraphen dienen. Die Errichtung dieses Telegraphen zog, sowohl durch die Bedeutsamkeit des Unternehmens als auch durch die Schwierigkeiten, mit welchen dasselbe begleitet war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aber ungeachtet des ungeheuren Raums, der obwaltenden Terrainhindernisse und der ungünstigen klimatischen Verhältnisse sind erst drei Jahre verflossen, seit der erste Pfahl auf dem langen Weg von Kasan bis zur chinesischen Grenze aufgestellt worden ist. Die Linie führt in zwei Drähten von Kasan über Tjumen, Omsk, Irkutsk nach Troizkossawsk (vier Werst von Kiachta entfernt), mit Abzweigungen nach Irbit (zwei Drähte) und nach Schadrinsk (ein Draht), was eine Linie von 5438 Werst (etwa 780 Meilen) und eine Drahtlänge von 10,725 Werst ergibt. Die Arbeiten in dem fernen Sibirien, und besonders auf dem Weg um den Baikalsee, liefern nützliche Erfahrungen für die Fortführung des Telegraphen nach Amerika und China, bei welcher man gleichfalls gegen eine wilde und unberührte Natur zu kämpfen haben wird."

Friedrich Georg Wilhelm Struve, der berühmte Sternkundige, dessen reiches Leben am 11. Novbr. erlosch, war am 3. (15.) April 1793 in Altona geboren und begab sich, noch sehr jung, nach Rußland. Hier widmete er sich anfänglich philologischen Studien; aber bald wandte er sich dem Felde zu, auf welchem er später so herrliche Erfolge erringen sollte. Schon im Jahre 1813 wurde Struve zum Observator an der Sternwarte in Dorpat ernannt. Von diesem Zeitpunkte an datirt sich eine ununterbrochene Reihe großartiger Arbeiten, die Struve's Namen unsterblich gemacht haben. Vielfache Untersuchungen über Doppelsterne beschäftigten ihn; vornehmlich das sorgfältige Aufsuchen der am nördlichen Himmel vorhandenen Doppelsterne, die wiederholten mikrometrischen Beobachtungen der entdeckten Tausende, sowie endlich die genaue Bestimmung ihrer Oerter am Himmel. Die Früchte dieser Arbeit hat Struve der gelehrten Welt in klassischen Werken mitgetheilt. Die „Deutsche St. Petersburger Zeitung" schreibt weiter: Neben diesen epochemachenden Arbeiten in der Sideral Astronomie ziehen sich von frühester Zeit an die erfolgreichsten Bestrebungen auf dem Felde der Geographie und Geodä-

sie. Die Triangulation Livlands im Jahre 1816, die Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen von 1822—1827 waren gleichsam nur vorbereitende Arbeiten für die Messung des Meridianbogens von 25° 20' zwischen der Donau und dem Nordcap, der größten Arbeit dieser Art, die bis jetzt ausgeführt ist.

Die bedeutenden Verdienste Struve's um die Wissenschaft fanden überall die größte Anerkennung; es fehlt keine namhafte Akademie oder gelehrte Gesellschaft im Verzeichniß derjenigen, welche seinen berühmten Namen unter der Zahl ihrer Mitglieder oder Correspondenten verzeichnet haben. Auch durch Ertheilung von Orden und Preismedaillen wurde Struve vom In- und Auslande hochgeehrt. Wie sehr Struve's wissenschaftliche Bedeutung auch sein ernstes Streben Allerhöchsten Ortes erkannt wurde, zeigte sich bei Gelegenheit der Gründung der Hauptsternwarte in Pulkowa, als ihm von dem Kaiser Nikolaus fast unbegrenzte Mittel zur Verwirklichung seiner wissenschaftlichen Ideen zu Gebote gestellt wurden. Wie Struve diesem Vertrauen entsprochen, zeigt die Erfahrung. Noch heute hat Pulkowa keine Rivalin, nicht an Pracht, sondern an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben Struve's besondere Bedeutung als Lehrer in Wort und Schrift. Seine Wirksamkeit an der Hochschule zu Dorpat wird immerfort ein Glanzpunkt in der Geschichte derselben bleiben, sowie seine Werke, wenngleich fast nie mehr dem ihnen Zwecke verlaßt, als Lehrbücher zu dienen, noch auf lange dem Astronomen und Geodäten unentbehrliche Hülfsmittel sein werden für das Studium der betreffenden Gebiete.

Die sterbliche Hülle des Entseelten hat ihre Ruhestätte in Pulkowa gefunden, an dem Orte, welcher der Schauplatz seiner ruhmvollen und segensreichen Thätigkeit während des zweiten Abschnitts seines Lebens gewesen. Von seinem Grabe aus sieht man die Thürme Pulkowa's — bedarf es da noch eines andern Denkmals?

Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland. In der Decembersitzung (1864) der londoner anthropologischen Gesellschaft hielt S. Laing einen Vortrag „über die vorhistorischen Ueberbleibsel von Caithneß". Am Ufer von Sinclair Bay, nördlich von Wick, hatte er verschiedene Muschel- und Grabhügel untersucht und aus denselben gut erhaltene Menschenschädel und andere Theile des menschlichen Skelettes erhalten. Ein Grabhügel war eine halbe englische Meile lang und 80—90 Ellen breit und barg viele Behältnisse mit Menschengebeinen. Von Wohnstätten oder Einwirkung des Feuers war keine Spur zu entdecken, und nur wenige Särge enthielten einige Muscheln und Vogelknochen, die wohl als Nahrung für den Verstorbenen hingelegt waren. Ein großes männliches Skelett ward mit mehreren Steinwaffen zusammen aufgefunden, den rohesten, die wohl je von Menschen angefertigt wurden. Die anderen Hügel waren die Stätten alter Wohnungen; einer stand auf einem Muschelhügel, der aus Herzmuscheln, Thierknochen und zerbrochenen Zähnen bestand. Pfeilspitzen und roh bearbeitete Knochen wurden gleichfalls angetroffen. An einer Stelle wurde das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers gefunden, das entschieden einem etwa siebenjährigen Kinde angehörte. Ein anderes isolirtes Kinnfadenbeinstück war auch in demselben Zustande wie die Knochen von Hirschen, Schweinen und Ochsen aufgefunden, woraus man schloß, daß die alten Bewohner von Caithneß gelegentlich Kannibalen waren, was Hall bei den alten Bewohnern Dänemarks aus den bekannten Kjökkenmöddings nicht nachweisen konnte. Zwei andere Hügel enthielten rohe Steinbauten, die vielleicht von den rohen Stämmen, die sie errichteten, als Opferhütten benutzt wurden. Laing verweist die Skelette in die frühere Zeit der Steinperiode. Die Schädel waren unter einander sehr verschieden, manche glichen den besten deutschen, andere wieder den niedrigsten Menschentypen. Beweise für die Verbindung dieser Leute mit anderen Völkern wurden nicht aufgefunden, und ihre Künste standen auf der niedrigsten Stufe. Professor Owen ist der Ansicht, daß die Schädel auf ein Volk von südlicher Abkunft hinweisen.

Eröffnung eines altbritischen Grabes. Ende Oktober wurde durch den als Archäologen bekannten englischen Geistlichen Greenwell zu Aylstone ein altbritischer Tumulus von 31 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe eröffnet. Unter der Rasendecke folgte eine dicke Lage gelben Thones, darauf blauer Thon, der augenscheinlich stark bearbeitet war, um ihm eine gleichmäßigere Beschaffenheit zu verleihen. Genau im Mittelpunkte des Grabhügels wurde bei 7 Fuß Tiefe in gleicher Lage mit der umgebenden Wiesenfläche ein eichener Sarg aufgefunden, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand und in südnördlicher Richtung stand. Der Kopf des Bedauerten lag gegen Süden; der Körper war in eine Art Tuch oder Sterbekleid eingewickelt, das aus rob gewebter Wolle zu bestehen schien. Der Körper selbst war durch die Einwirkung des Wassers gänzlich zerstört. Greenwell erachtet dies Grab für älter als 2000 Jahre; das Vorkommen von ehernen Särgen in derartigen Grabhügeln gehört zu den Seltenheiten. Der in Frage stehende war 7 Fuß 6 Zoll lang. Er wurde wieder an seinen Platz gestellt und eine kleine Bleitafel dazu gelegt, auf der man bemerkte, daß der Tumulus im Jahre 1864 eröffnet worden sei. Darauf schloß man den Hügel wieder und stellte die frühere Form genau wieder her. (Times 29. Okt. 1864.)

Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden. Ueber diese gibt Herr Pescosa in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins", 2 Bde. 1864, folgende Auskunft: Das durch seine schöne Lage, Kunstsinn, Gewerbfleiß und romanische Mundart bekannte Thal Gröden (Gardena) zeigt in seinen zerfallenen Schlössern nicht blos Spuren des Mittelalters, sondern war schon zur Zeit der Eroberung Rhätiens durch die Römer und wahrscheinlich viel früher bewohnt. Hierfür sind die romanische Mundart und die Funde rhätischer Gräber ein Beweis. Eine Viertelstunde von St. Ulrich wurden beim Aufbrechen eines neuen Ackerfeldes sonderbare eiserne und bronzene Justenmeule, Asche, Kohlen, verbrannte Knochen und Topfscherben kaum einen halben Schuh unter der Grasdecke aufgefunden. — Ganz ähnliche Antiken wurden zu Stadlhof in Pfalten (Baden) entdeckt, darunter ein Grabstein mit rhätisch-etruskischer Inschrift. Diese Funde sind in sofern wichtig, als sie zeigen, daß die alten Rhätier früher auch diese weit abgelegenen Alpenthäler bewohnten.

Topographische Karte von Holland. Der niederländische Generalstab hat dieselbe jetzt vollendet; Maßstab $^1/_{10000}$; sie beruht auf der 1802 bis 1811 vom General Krayenhoff veranstalteten Triangulirung und enthält 62 Blätter, von welcher die ersten im Jahre 1847 erschienen. Gegenwärtig haben sechs Staaten ihre Generalstabskarten vollendet, und es sind deutsche Staaten, welche voranschritten, nämlich Würtemberg, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Sachsen und Baden. Die niederländische Regierung läßt auch eine geologische Karte ($^1/_{200000}$) veröffentlichen; einige Blätter sind bereits erschienen.

Bevölkerung Schwedens. Die Ergebnisse der Volkszählung Schwedens vom 31. Dec. 1863 sind jetzt veröffentlicht worden. Ganz Schweden zählt 4,622,564 Einwohner, von denen 3,518,334 aufs platte Land und 474,230 auf die Städte kommen. Stockholm zählt 121,691 Einwohner; es folgen: Gothenburg mit 41,584; Norköping mit 21,679; Malmö mit 21,526; Karlskrona mit 15,095; Gefle mit 11,610 Einw.

Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich. Officielle Documente, die vor Kurzem in Paris veröffentlicht wurden, weisen nach, daß binnen 25 Jahren, in dem Zeitraum von 1836 bis 1861, die ländliche Bevölkerung Frankreichs sich um 1,18 pro Cent vermindert hat, während die Einwohnerzahl der Städte sich in einem andern Verhältnisse vermehrte. Städte zwischen 5000 und 10,000 Einwohnern vergrößern sich nicht; diejenigen aber, die über 20,000 Einwohner haben, vermehren sich um 6,9 pro Cent. Im Jahre 1816 gab es in Frankreich 75,58 pro Cent ländliche und 24,42 pro Cent städtische Bevölkerung. Im Jahre 1861 dagegen stellet sich das Verhältniß bereits folgendermaßen: Landbevölkerung 71,14 pro Cent. Stadtbevölkerung 28,86 pro Cent.

Eiereinfuhr nach England. Die „Times" meldet, daß in den ersten 10 Monaten des Jahres 1864 nach England die ungeheure Summe von 231,597,240 Eiern eingeführt wurden, mithin beinahe eine Million Stück täglich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Streifzüge an den Küſten von Madagaskar.

Volksgruppen. — Stellung der Howas. — Der Hafenplatz Tamatawe. — Die Betza betza. — Der Bazar. — Der Baobabaum und deſſen Nutzen. — Der Ravinal, Baum der Reiſenden. — Tanz der Vögel und Reiſtanz. — Die Betſimiſarakas und die Betanimenen. — Charakter der Malgaſchen. — Trachten, Sitten, Gebräuche. — Trauerfeierlichkeiten. — Thierfabel. — Madegaſſiſche Krieger. — Die Inſeln Sainte Marie und Noſſi be. — Sklavenhandel der Araber und engliſche Philanthropie.

Madagaskar wird einſt eine wichtige Rolle in der Geſchichte des fernen Oſtens ſpielen. Es iſt in der That die Perle des Indiſchen Oceans, reich an den werthvollſten tropiſchen Erzeugniſſen, es hat eine ganz herrliche Weltlage, und manche ſeiner Häfen gehören zu den geräumigſten und ſicherſten in der Welt. Kein Wunder, daß die beiden großen Seemächte auf dieſes große und ſchöne Eiland ein Auge geworfen haben und auch dort einander als Nebenbuhler gegenüber treten. Frankreich betrachtet daſſelbe ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts als ſein Eigenthum, freilich ohne auch nur einen Schatten von Rechtstitel aufweiſen zu können. Es hat im Verlauf der Zeit eine beträchtliche Menge von Punkten an der Küſte und auf den vor derſelben liegenden Inſeln in Beſitz genommen, jedoch die meiſten wieder aufgegeben. Andere behält es, gleichſam als ein Pfand für die Zukunft.

Wir haben im Globus den Verhältniſſen Madagaskars die ihnen gebührende Aufmerkſamkeit gewidmet und mehr als einmal nachgewieſen, in wie unheilvoller Weiſe die gegenſeitige Eiferſucht der Engländer und Franzoſen auf die Zuſtände des Landes wirkt. Heute wollen wir betonen, daß wir auch auf Madagaskar dieſelbe Zerklüftung und atomiſtiſche Zerſplitterung unter den Menſchen finden, wie auf dem gegenüberliegenden afrikaniſchen Feſtlande. Die Bewohner ſind theilweiſe in völliger, theilweiſe in ganzer Barbarei ſtecken geblieben, und auch heute ſehen wir kaum einen Anſatz zur Civiliſation. Die Sache erklärt ſich aber, wenn man den Umſtand ins Auge faßt, daß die Bevölkerung der Inſel in mindeſtens 25 größere Stämme zerfällt, und in etwa 60 verſchiedene Gruppen ſobald man auch die kleineren Abtheilungen in Anſchlag bringt. Genaue Ziffern über die Bevölkerung fehlen; die Angaben ſchwanken zwiſchen zwei bis vier Millionen. Im Allgemeinen theilt man ſie in vier große geographiſche Gruppen, die auch ethnographiſch zuſammen fallen. So haben die Sakalawas den größten Theil der weſtlichen Abdachung inne; nach Süden hin, öſtlich von jenen, wohnen die Betſileo, d. h. Unüberwindlichen. Die Betanimenen und Betſimiſarakas haben einen großen Theil der Oſtſeite inne. Auf den Hochebenen in der Mitte des Landes wohnen die Howas. Auf der Karte von Südafrika, welche wir dem vorigen Bande des Globus beigaben, ſind alle Stämme, die ſich im Beſitz der einzelnen Landſchaften befinden, angegeben.

Rabarisa, ein Miniſter der Howa-Königin. (Nach einer Zeichnung von Staal.)

Die eine große Gruppe hat feinen Körperbau, bräunliche und gelbe Hautfarbe, und ſchlichtes oder gelocktes Haar. Das ſind die Howas, das gegenwärtig herrſchende Volk, welches in unbekannter Zeit und auf eine Weiſe, über die wir nichts Näheres wiſſen, auf Madagaskar eingewandert iſt und einen ſcharfen Gegenſatz zu den übrigen Bewohnern der Inſel bildet, die groß und kräftig geſtaltet ſind, eine ſchwärzliche oder ſchwarze Hautfarbe und wolliges oder wollähnliches Haar haben; dieſe haben Vieles vom afrikaniſchen Typus. Uebrigens hat zwiſchen den Howas und den urſäſſigen Malgaſchen eine ausgedehnte Blutvermiſchung ſtattgefunden.

Auch die Howas waren bis gegen Anfang unsres Jahrhunderts in viele kleine Stämme zersplittert, dann aber wurden die Häuptlinge derselben von einem kräftigen Manne, Dianampuine, unterworfen, der als Eroberer auftrat und 1810 seinem Sohne Radama dem Ersten ein schon ziemlich großes Reich hinterließ. Dieser König unterwarf nach und nach den größten Theil der Insel, seine Gemahlin Ranovalo setzte das von ihm begonnene Werk fort, und die Howas sind seitdem das herrschende Volk auf der Insel, welche sie durch Militärbesatzungen in Unterwürfigkeit halten.

Als Ranoualo starb, bestieg ihr Sohn als Radama der Zweite (Rakoto) den Thron. Unsere Leser kennen seinen tragischen Ausgang. Er war ein willfähriges Werkzeug in den Händen der Franzosen, die sich im Lobe über die trefflichen Eigenschaften der Howas überboten, so lange sie glaubten, daß diese sich ihnen gefügig zeigen würden. Als aber ein sehr natürlicher und erklärlicher Umschlag erfolgte und die Howas die Pläne der Fremden durchschauten, hieß es plötzlich, jene seien abscheuliche Barbaren und Tyrannen und „Unterdrücker der gekränkten Menschheit". Aber Lob und Tadel sind zu stark aufgetragen worden. Die Wahrheit ist, daß die Howas Halbbarbaren sind, Eroberer, welche mit den bekannten Mitteln über unterworfene Völker herrschen, unter denen jetzt von den Franzosen Mißvergnügen ausgesäet wird; man hetzt sie gegen die Howas auf, hofft diese zu stürzen und am Ende Madagaskar in Besitz zu nehmen.

Alle französischen Berichte über Madagastar und namentlich über die Howas sind einseitig und mit großer Vorsicht aufzunehmen. Man verzeiht es in Paris den gegenwärtigen Herrschern in der Hauptstadt Antananarivo nicht, daß sie den Plänen der fremden Spekulanten einen Riegel vorgeschoben haben und Gebieter im eigenen Lande bleiben wollen. Radama der zweite hatte den Fremden Gebietstheile und Häfen und Gruben edler Metalle abgetreten. Die französische Madagaskarcompagnie war bereit, an die Ausbeutung der schönen Insel zu gehen, und eine Anzahl ihrer Agenten war theils schon auf Madagaskar, theils dorthin unterwegs. Da kam die bekannte Katastrophe vom Mai 1863 und machte mit einem Schlag allen glänzenden Aussichten ein Ende.

Unter den Männern, welche den Auftrag hatten, die einzelnen Theile der Insel näher zu erforschen, befand sich auch Desiré Charnay, ein Reisender, welcher schon früher eine Wanderung durch Mexico vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean unternommen hatte. Wir haben dieselbe unseren Lesern mitgetheilt (Globus II, 289. 321; III, 65), jetzt wollen wir ihn auf einem Streifzug an der Küste von Madagaskar begleiten.

Den Haupthandelshafen an der Ostküste bildet die Stadt oder vielmehr das Dorf Tamatawe, das mit den Inseln Réunion und Mauritius einen lebhaften Verkehr unterhält. Es war einst im Besitze der Franzosen, gehört aber nun seit fast einem halben Jahrhunderte den Howas, welche dort eine Besatzung unterhalten. (18° 11′ 49″ südl. Br. 17° 20′ östl. L. von Paris.) Sobald ein Schiff einläuft, begibt sich der Polizeimeister nebst einigen Beamten an Bord, welche Charnay als Spione der Regierung bezeichnet; Franzosen werden seit einiger Zeit, aus guten Gründen, strenger überwacht als andere Europäer. Ramar, der obere Polizeibeamte, trug einen Generalshut mit Federn; eine Pompieruniform mit großen englischen Epauletten und ein mit Goldstreifen besetztes Beinkleid. Charnay macht sich darüber lustig, vergißt aber, daß es die Franzosen waren, welche in die Howas drangen, ihre Beamten europäisch zu uniformiren. Jeder Halbbarbar, der sich in unsre, ohnehin keineswegs geschmackvolle Kleidung steckt, wird auf uns allemal den Eindruck eines Zerrbildes machen, schon weil die äußeren Zeichen der Civilisation nicht mit seinem innern Wesen harmoniren.

Der Reisende betrat am 2. August 1863 den Boden von Madagaskar. Tamatawe ist, wie schon gesagt, eigentlich nur ein großes Dorf; die Häuser bilden keine geschlossenen Reihen, sondern liegen vereinzelt zumeist von Bäumen beschattet. In der Hauptstraße steht das englische Consulat und unweit von demselben das Haus des reichen Ochsenhändlers Redington, in dessen Händen sich zum großen Theil der Verkauf des Hauptausfuhrproduktes der Insel, des Hornviehs, concentrirt. Aus der Hauptstraße kommt man in das, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Stadtviertel, welches nur von Malgaschen bewohnt wird. Dort haben die Hütten eine andere Bauart; sie sehen gar nicht übel aus, und das Innere ist reinlich. Wenn Fremde vorübergehen, treten die männlichen Bewohner aus den Hütten und rufen: „Marmites, Marmites!" d. h. Träger, um anzudeuten, daß sie bereit seien, als solche in Dienst zu treten. In den Verkaufsläden findet man ein buntes Durcheinander: ganze Körbe voll getrockneter Heuschrecken, die ein gar nicht unbeliebtes Nahrungsmittel bilden, leere Flaschen, europäische Baumwollenwaaren, gedörrte Fische, Stricke und Bindfaden, kleine Papageyen mit blauem Kopfe, schwarze und weiße Makis, schwarze Papageyen, große Blätter, welche die Stelle unserer Tischtücher vertreten, sodann süße Kartoffeln, Iguanen, Bananen und die auf Madagaskar unvermeidliche Betza-betza. Diese ist ein mit bitteren Pflanzensäften gemischter Zuckerbranntwein, welcher dem Europäer nicht schmeckt, aber bei den Malgaschen für ein Lieblingsgetränk gilt.

Auf dem Bazar fallen dem Fremden sofort die Chinesen auf, welche sich hier, wie überall, durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen; aber die meisten Kaufleute in Tamatawe gehören doch zum Stamme der Howas. Sie sitzen in ihren Buden ganz nach orientalischer Weise; vor ihnen liegen die Verkaufswaaren: Salz, Zeugstoffe, allerlei alles Eisen, Messer, Scheeren ꝛc., Fleisch und sonst noch mancherlei. Die Atmosphäre ist entsetzlich, weil in der Nähe Vieh in Masse geschlachtet wird und die Blutlachen, auf welche die heiße Sonne prallt, einen entsetzlichen Geruch verbreiten; dazu kommen Schwärme von Fliegen, deren man sich gar nicht erwehren kann. Aber aus dem Allen macht sich der Chinese wenig oder nichts, besonders wenn er Geld eintauschen kann. Die Malgaschen haben als Münze die Fünffrankenstücke, welche sie in kleine Theile zerschneiden; diese werden vermittelst kleiner, so ungemein genauer Waagen abgewogen, daß man den 700sten Theil eines solchen Fünffrankenstückes abzuwiegen vermag. Im Uebrigen coursiren Volmen, welche 30 Centimes gelten, Sikazi, 60 Centimes und Kirobo, 1 Frank 25 Centimes.

Auf dem Fort, in welchem Howakrieger die Besatzung bilden, flattert eine Fahne mit der Inschrift: Rasuahe-rina panjaka ny Madagaskar, d. h. R. Königin von Madagaskar; Kommandant ist der frühere Ochsenhändler, jetzt Prinz, Andriau Mandroffe.

Madagaskar hat keinen einzigen gebahnten Weg und keine anderen Transportmittel als den sogenannten Tacon, d. h. einen Sessel, der auf Stangen befestigt und von vier Männern getragen wird. Diese Marmites sind in ihrer Weise ungemein gewandt und ausdauernd, und ohne sie wäre es unmöglich, die dichten Wälder und die vielen tiefen Moräste an der Ostseite der Insel zu passiren.

Charnay machte einen Ausflug zu seinem Landsmann Clement Laborde, welcher etwa drei deutsche Meilen von Tamatawe eine Ansiedlung besaß. Er wurde auf einen

Digitized by Google

Tacon geſetzt, und die Träger liefen in einem kurzen Trott zunächſt an den Dünen hin. Die Strandvegetation war hübſch; namentlich fällt der Vacoabaum ins Auge, dieſer Pandanus utilis, der zu den Monocotyledonen gehört und einen eigenthümlichen Wuchs hat; er gewährt einen zugleich anmuthigen und doch auch traurigen Anblick. Der glatte Stamm theilt ſich in einer Höhe von ſieben bis neun Fuß in drei Aeſte, deren jeder ſich gewöhnlich weiter oben in drei Zweige vertheilt, von denen lange, in der Mitte gebrochen erſcheinende Blätter in großer Fülle herabhängen. Dieſe Blätter liefern eine Faſer, aus welcher man Säcke verfertigt, namentlich zur Verpackung des Zuckers auf Mauritius und Réunion. Der Baum wird ſelten über 30 Fuß hoch.

An der Oſtküſte fließen ſehr viele kleine Gewäſſer ins Meer. Dieſe müſſen von den Trägern durchwatet werden, denn von Brücken iſt nirgends die Rede. Dann führt der Weg, falls von einem ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, in die Wälder hinein, in denen die Zwergpalme häufig auftritt. Madagaskar iſt in der That ein gelobtes Land für die Botaniker, denen dort noch eine reiche Ausbeute bevorſteht. „Ganze Akademien müßten kommen, um dieſen Pflanzenreichthum zu erforſchen. Die Natur ſcheint ſich dorthin wie in ein ganz beſonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach ganz anderen Muſtern zu arbeiten, als man ſie ſonſt findet, denn bei jedem Schritte trifft man auf ungewohnte, eigenthümliche Formen.“ So ſprach ſchon 1771 der Botaniker Commerſon. Aber dieſe Wälder machen einen melancholiſchen Eindruck; ſie haben etwas Düſteres; Vögel ſind nicht häufig, aber dann und wann vernimmt man den Ruf eines Kuckucks.

Unter den Bäumen erregt der Ravinal (Urania speciosa) ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſer „Baum der Reiſenden“ iſt für die Malgaſchen von hervorragendem Nutzen. Die Stämme gleichen jenen der Palmen, die Blätter denen der Banane, nur ſind ſie dicker und ſtärker und bilden oft einen fächerartigen Gipfel. Man benutzt das Holz zum Bau der Häuſer, die Blätter dienen zum Bedachen derſelben; man zieht die Rippen heraus und hat dann Tiſchtücher oder Teller, von denen man den Reis ſpeiſet; man macht aus ihnen Löffel und auch becherartige Schalen, aus denen man die Betza betza trinkt; nicht minder ſchaufelt man damit das Waſſer aus den Kähnen. Charnay

Späher der Königin von Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

meint, es sei wohl nur ein Scherz, wenn man behaupte, daß er durstigen Reisenden Erquickung spende, weil er in seinen Blättern nahe am Stiel frisches Wasser ansammle, denn man finde diesen Baum vorzugsweise in Morästen und an Flußufern, wo man den Durst anderweitig nach Belieben stillen könne. Wir wollen aber dagegen bemerken, daß das Zeugniß anderer Reisenden, welche nicht

Die Niederlassung des Europäers war sehr behaglich eingerichtet, und nach Ankunft des Fremden wurde den Arbeitern der Plantage ein freier Tag geschenkt. Sie putzten sich so viel als möglich heraus, tranken Betza betza, machten Musik auf ihren Bambusinstrumenten, sangen im Chor und führten verschiedene Tänze auf. Zuerst den Tanz der Vögel, bei welchem die Tänzerin mit den Armen Bewe-

Ein Malgaschenkrieger. (Nach einer Zeichnung von Gérôme.)

bloß den Rand der Ostküste besuchten, ausdrücklich für jene Behauptung spricht.*)

gungen machte, als ob sie Flügel seien; dann folgte der

*) Charnay's Behauptung ist plattendings unrichtig. Ich will eine beweisende Stelle aus Etlis anführen. Nachdem er den botanischen Charakter des Ravinat näher beschrieben, sagt er wörtlich:

„Dieser Baum ist besonders dadurch berühmt geworden, daß er selbst in der trockensten Jahreszeit eine beträchtliche Menge frischen, reinen Wassers enthält und für den Reisenden gleich einem Brunnen in der Wüste ist. Alle von mir befragten Eingebornen behaupteten, daß dieses der Fall und das Wasser so rein und in solcher Fülle vorhanden sei, daß Leute, welche in der Nähe dieser Bäume beschäftigt sind, sich nicht die Mühe nehmen, an den Bach oder an den Fluß zu gehen, sondern das Wasser vom Baume trinken. Ich glaubte früher nicht recht an die Sache und beschloß deshalb, an einem Baume selber die Probe vorzunehmen. Ein Träger mußte mit seinem Speere vier bis fünf Zoll tief in das dicke, feste Ende des Blattstieles bohren, sechs Zoll oberhalb der Vereinigung desselben mit dem Stamme. Als er den Speer zurückzog, quoll ein Strom reinen, klaren Wassers heraus, von dem ich etwa ein Quart auffing.

Reistanz; hier war der Tänzer faſt nackt und hatte nur ein langes Stück baumwollenen Zeuges, das er mit Gewandtheit und Geſchmack um ſeine Hüften wand. Er war ein ungemein kräftig gebauter Mann, dem eine gewiſſe

Wir alle tranken davon und fanden es kühl, klar und vollkommen ſüß. Bei näherer Prüfung fand ich, daß keinerlei Vereinigung mit dem Stamme, und das Waſſer, welches ſich auf der breiten, gerippten Oberfläche des Blattes geſammelt

Eine madegaſſiſche Wittwe. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Filtrirung durch irgend einen Theil der Pflanze ſtatt fand; ich war der gegentheiligen Anſicht, als ich ſah, wie Sir William Hooker aus einem Exemplar im Palmenhauſe zu Kew Waſſer abließ. Ich fand vielmehr eine Art von natürlicher Höhle oder Ciſterne an der Baſis eines jeden Blattſtieles oberhalb deſſen hatte, war wie in einer Rinne an der obern Seite des Stiels in dieſes natürliche Becken gefloſſen, von welchem aus es dem Baume Nahrung gab und dem Reiſenden Erfriſchung ſpendete."

William Ellis, Three visits to Madagascar during the years 1853, 1854, 1856 ꝛc. London 1858. S. 303. A.

natürliche Grazie nicht fehlte. Der Tanz war pantomimiſch ſehr ausdrucksvoll. Man ſah, wie der Arbeiter im Walde Holz fällt, hörte den Klang der Art und das Krachen der Bäume; der Mann bückt ſich, trägt Holz fort, kommt wieder, zeigt große Beſtürzung, als er ſieht, wie ein Waldbrand

Vacoabaum (Pandanus utilis). (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

entſteht, den er ſelber verurſacht hat, denn er will den Boden urbar machen, ſäet die Reiskörner, bedeckt ſie mit Erde, und nachdem das geſchehen, tritt er in die Mitte des Kreiſes und wendet ſich mit einer Art von Gebet oder Anrufung an die Geiſter des Himmels. Wir wollen hier daran erinnern, daß auf Madagaskar, ähnlich wie in verſchiedenen Gegenden Amerika's, die Eingebornen ein Stück Wald abbrennen, wenn ſie Mais oder Reis pflanzen wollen. Sie werfen dann das Saatkorn in ein Loch, bedecken daſſelbe mit Erde und bekümmern ſich bis zur Erntezeit nicht mehr um das Feld. Der Malgaſche bringt bei der Ausſaat ein Opfer dar; er legt auf das Feld ein Ravinalblatt mit etwas gekochtem Fleiſch und einem kleinen Stücke Silber, und einen mit Betsa betsa gefüllten Bambus; dann ruft er die Seele eines ſeiner nächſten Verwandten an, der nicht durch den Trank des Tanghingiſtes, ſondern eines natürlichen Todes geſtorben iſt.

Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa). (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Digitized by Google

Zwergpalme auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Latanbaum auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Die Eingebornen in diesem Theile der Ostküste sind Betsimisaraks, d. h. die vielfach getheilt sind, aus einer Menge von Stämmen bestehen. Die Bauern, Feldarbeiter, bezeichnet man als Ambanivulen. Etwa in der Mitte der Ostküste wohnen die Betanimenen, in einer nach ihnen benannten Provinz. Das Wort kommt von be, viel, tani, Land und mene, roth, weil dieses Volk einst auf einer rothen Landspitze eine Niederlage erlitt und dann von den Siegern, des Hohnes halber, aus Blasröhren mit rothen Thonkugeln beschossen wurde. Deshalb hören es die Betanimenen nicht gern, daß man sie mit diesem Namen belegt.

Charnay machte von der Pflanzung aus mehrere Streifzüge in die Umgegend, meist zu Wasser auf den Strandseen, an denen er einen eigenthümlichen Pflanzenwuchs fand. So kam er nach Ambawarano, d. h. Mündung des Wassers, einem kleinen Dorf auf einer Anhöhe, beim Eingange zum See der Inseln (nossi beh; nossi, Insel, und be, viel). Die Vorsteher empfingen den weißen Mann sehr freundlich; drei Frauen trugen auf großen Ravinalblättern schneeweißen Reis und Fische. Dann wurde ein Kabar gehalten. Man bezeichnet mit diesem Worte jede Zusammenkunft oder Vereinigung, bei welcher es auf Unterhaltung oder auf ein Berathschlagen abgesehen ist. Der schwarze Mann hält mit jedem Wasa, d. h. Weißen, ein Kabar.

Der Malgasche an der Ostküste ist von sanftem, schüchternem Wesen und dabei folgsam, weil er in dem Weißen einen Menschen sieht, der ihm von Natur entschieden überlegen ist, einen Herrn, vor welchem er sich bücken muß. Wenn, sagt er, der Wasa auch, außer den anderen Wunderdingen, die er zu verfertigen weiß, noch Blut machen könnte, dann würde er geradezu ein Gott sein. Er ist unterwürfig, aber auch bei ihm zeigt sich das Grundübel und der Urfehler aller schwarzen Afrikaner: — er arbeitet nicht. Er ist gern und mit Vergnügen Diener des Weißen, weil ihm das keine Mühe oder Anstrengung verursacht und die Behandlung durchgängig sehr gut ist. Der Malgasche liebt die Bewegung; bei Arbeiten, zu denen er sich gerade aufgelegt fühlt und die seinem Wesen zusagen, ist er unermüdlich; er wird z. B. einen ganzen Tag lang bei starkem Regen oder Sonnenschein das Ruder führen und Abends keine Spur von Ermattung zeigen. Ganz besonders gern ist er Träger eines Tacon; dabei achtet er keine Beschwerden und singt vom Morgen bis zu Sonnenuntergang. Aber eine regelmäßige Arbeit, ein andauerndes, geordnetes Thätigsein, ist ihm von Grund der Seele zuwider; sie langweilt ihn. Er ist Faullenzer mit Vergnügen und Vollgenuß, und außer Stande, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen. Er ist als Sklav wie als freier Arbeiter gleich werthlos, und einem nervösen Frauenzimmer vergleichbar, das auf einem Balle die ganze Nacht hindurch tanzt, übrigens aber jede Anstrengung scheut. Am liebsten wickelt er sich in seine Lamba, den mantelartigen Ueberwurf, und läßt sich von der Sonne bescheinen. Die Frauen legen das wollige Haar in eine Menge kleiner Flechten, werfen ein Canezu, (Stück Baumwollenzeug) über die Schultern, schlagen ein anderes um den Leib und haben als Ueberwurf den Simbu, der von Seide oder Kattun ist. Auf der Reise tragen die Malgaschen weiter nichts als einen Hüftenschurz, ähnlich dem hinterindischen Laungti.

Von Betriebsamkeit kann bei diesen Leuten keine Rede sein; sie verfertigen aus den Blättern der Raffia Matten, Säcke und Stricke, oder auch zum Theil sehr feine Geflechte, welche den Frauen zur Kleidung dienen, oder auch Hüte. Aus Binsen und den Blättern des Latanenbaums bereiten sie gleichfalls Matten, mit denen sie die Wände ihrer Hütten behängen. An der Ostküste bildet Reis das Hauptnahrungsmittel, weiter im Süden tritt Pfeilwurz an dessen Stelle.

Von Moral oder überhaupt von Sitten dieser Malgaschen läßt sich nichts sagen. Nach europäischen Vorstellungen sind sie sehr unmoralisch. Eine Ehe in unserem Sinn ist unbekannt; der Mann knüpft und löst seine Verbindungen mit Personen andern Geschlechts nach Belieben, und Niemand kümmert sich darum. So weit, im Norden der Insel, der Mohammedanismus durch die Araber auf die Schwarzen in dieser Beziehung hat einwirken können, steht es damit etwas besser. Aber auf ganz Madagaskar ist die Vielweiberei gleichsam ein Grundgesetz. Jeder Häuptling hat wenigstens drei Frauen: die Wade be oder Oberfrau, deren Kinder erben; die Wade massaye oder junge Frau, welche der Malgasche wieder abschafft, wenn sie ihm nicht mehr hübsch genug ist, und die Wade sindranjong, eine Sklavin, welche die Freiheit erhält, sobald sie Mutter geworden; die jüngeren Schwestern dieser drei Frauen gehören von Rechtswegen auch dem Manne der letzteren. Wenn die Mutter das Haus und den Mann verlassen muß, bleiben die Kinder dem letztern, und die Frau, welche an die Stelle der verstoßenen tritt, liebt und pflegt diese Kinder, als wären sie ihre eigenen; das erklärt sich in einem Lande, wo die Adoption sehr häufig ist, wo häusliche Zwiste nicht vorkommen, und wo es wenig oder nichts zu erben gibt.

Die Krankheit eines Angehörigen der Familie, wenn man so sagen darf, bringt große Bewegung in das Haus; Einige suchen Kräuter, Andere befragen das Loos um Ursachen und Heilmittel der Krankheit, und ein Todesfall erregt große Trauer selbst bei den Sklaven, die sich ja als Kinder des Hauses betrachten, den Herrn als Vater bezeichnen und sich kleiden oder gehalten werden, wie freie Leute.

Frauen, welche Kinder zu haben wünschen, erholen sich Raths bei den Sikidis, Zauberern, oder rufen die Geister an. Auch ist folgender abergläubige Brauch häufig. Die Frau sucht irgend einen Stein von ungewöhnlicher Gestalt, der leicht von anderen zu unterscheiden ist, und legt denselben im Dorf an eine Stelle, welche den Geistern angenehm ist. Wenn derselbe nach Ablauf einer bestimmten Zeit dort noch unberührt liegt, dann wird ihr Wunsch erhört. Aber Kinder, die unter ungünstigen Zeichen das Licht der Welt erblicken, werden ausgesetzt oder in Folge des herrschenden Aberglaubens einer Behandlung unterzogen, welche bei den meisten tödtliche Folgen hat. Die Beschneidung ist allgemein und bildet eine wichtige Feierlichkeit, zu deren Andenken man Ochsenköpfe auf Stangen befestigt. Das Rindvieh ist dem Malgaschen über Alles theuer, der Schwanz ein dem König und den Edelleuten vorbehaltenes Gericht. Bei Freudenfesten und bei Trauerfällen werden Ochsen geschlachtet; als ein am Hofe zu Antananarivo beliebter französischer Kaufmann Namens Lastelle starb, wurden 800, nach dem Tode der Königin Ranovalo mehr als 3000 Ochsen geopfert.

Auch bei den Malgaschen, wie überhaupt bei vielen barbarischen Völkern, spielt die Trauer um einen Verstorbenen eine große Rolle. Die Frauen erheben laute Wehklagen, zerraufen ihr Haar und wälzen sich im Staube; die Männer verhalten sich ruhig und veranstalten einen Trauertanz, der aber in eine wilde Orgie ausartet, weil der Genuß starker Getränke seine Wirkungen übt. Die Bestattung selbst findet jedoch in anständiger Weise statt, und die Gräber der Häuptlinge sind von jenen des gemeinen Volkes geschieden. Man umwickelt die Leiche mit Baumrinde und legt sie dann in ein sargartiges Stück eines Baumstammes. Die Nachgelassenen bringen Sühnopfer dar, ein Blatt mit

Reis, ein Bambusrohr mit Betza betza, Hühnerbeine, Vogelkrallen und dergleichen mehr.

Aber der Schmerz iſt nur von kurzer Dauer, und viele Thränen gelten für überflüſſig, weil der Tod etwas Unvermeidliches und nun doch einmal geſchehen ſei. Die Trauer beſteht darin, daß man das Haar wachſen läßt, und dauert einen Monat; die Wittwe darf während dieſer Zeit das Haar weder kämmen noch flechten; männliche Angehörige dürfen ſich nicht waſchen.

Im Norden, bei dem Stamme der Antankars, hat man andere abergläubige Bräuche, z. B. neben großer Verehrung gegen die Todten auch den Glauben an die Seelenwanderung. Die Seelen der Häuptlinge gehen in Krokodile über, jene der gemeinen Sterblichen in — Fledermäuſe. Aus dieſem Aberglauben erklärt ſich in jenen Gegenden die ungeheure Menge von Krokodilen; man darf ſich dort Abends an kein Flußufer wagen, und während der Nacht müſſen die Leute ihre Hütten verrammeln, um gegen Angriffe dieſer Ungeheuer ſicher zu ſein. Die Betſimiſaraks begraben ihre Todten nicht, ſondern legen dieſelben auf Flechtwerk und mumificiren ſie vermittelſt ſcharfer Gewürze und heißen Sandes. Nach mehreren Tagen tröpfelt dann eine Flüſſigkeit herab, die in Gefäßen aufgefangen wird und mit welcher die Hinterbliebenen ſich die Haut einreiben! Sobald die Leiche zur Mumie geworden iſt, wird ſie mit Fähnchen geſchmückt und nach dem Begräbnißplatze gebracht. Dieſe abſcheuliche Gewohnheit erzeugt viele Hautkrankheiten, aber die Weißen haben große Mühe, die Schwarzen von derſelben abzubringen.

Die Betſimiſaraks lieben geſchwätzige Unterhaltung, Geſang und Tanz, aber Alles iſt im höchſten Grade geiſtlos, und die muſikaliſchen Inſtrumente, alle aus Bambus, ſind durchaus einfach. Den Inhalt der Geſpräche oder der Geſänge bildet oft reiner Unſinn; es ſind Worte und Redensarten, bei denen ſich platterdings gar nichts denken läßt. Uebrigens ſind auch Räthſel und Charaden beliebt; auch haben ſie Fabeln, Mährchen und Sprichwörter, ſodann eine Art von Sonnetten und Balladen.

Hier iſt eine Thierfabel. Die Schlange fing einen Froſch und hielt ihn an den Hinterbeinen feſt.

Biſt du nun zufrieden? fragte er.

Ja wohl, ich bin ſehr zufrieden, ſagte ſie und biß die Zähne ſtärker zuſammen.

Aber wenn man zufrieden iſt, dann macht man das Maul auf und ſagt: Kavo, Kavo (d. h. zufrieden).

Die Schlange öffnete das Maul und ſagte: Kavo, Kavo. Da zog der Froſch ſeine beiden Hinterbeine weg, gab der Schlange einen Klaps auf die Naſe und lief weg.

Die Moral iſt, daß man mit Geiſtesgegenwart ſich aus der Gefahr befreien kann.

Charnay beſuchte die Zuckerpflanzung Soamandrakiſai, auf der viel Rum gebrannt wird. Auch dort haben die Howas einen Militärpoſten. Im Oſten brandet das Meer an die Dünen, nach Süden hin liegen einige ſpiegelblanke Seen, der Fluß Ivondru windet ſich durch Gebirgswälder zum Meere hinab; im Norden erheben ſich Hügel, an deren Fuße ſich weite Moräſte ausbreiten, welche der Menſch wegen der giftigen Schlangen und der Krokodile flieht.

In Soamandrakiſai war ein Miniſter der Königin zu Gaſt. Dieſer Mann hieß Raharla; er iſt ein Howa, der ſeine Erziehung in England erhalten hat, und Charnay gibt zu, daß er ſich ſo geſittet und gebildet benahm, wie man nur verlangen konnte; er würde in jedem Salon an ſeinem Platze geweſen ſein. Unſer Bild zeigt ihn in ſeiner europäiſchen Tracht.

In Tamatawe wurde das Krönungsfeſt der neuen Königin gefeiert, und der Kommandant hatte die Europäer zu demſelben eingeladen. Anweſend war auch der Großadmiral der Flotte, der urſprünglich als Matroſe auf einem franzöſiſchen Kriegsſchiffe gedient hatte und Etienne hieß. Seine Streitmacht beſtand aus ein paar — Piroguen.

Die madegaſſiſchen Krieger wurden reichlich mit Betza-betza bedacht. Sie gehörten zumeiſt dem Stamme der Antaymurs an und waren grimmig ausſehende Leute. Sie ſchrien, ſprangen und ſahen entſetzlich wild aus, als ſie ein Scheingefecht darſtellten. Bald ſchwangen ſie ihre blanken Wurfſpeere in der Luft, dann ſchleuderten ſie dieſelben weit weg, holten ſie wieder und ſchlugen mit Wuth in den Sand, als ob ein Feind vor ihren Füßen läge; nachher führten ſie die Spitze zum Munde und ſtellten ſich, als ob ſie Blut ableckten. Dabei grinſeten ſie diaboliſch und thaten, als ob ſie Zuckungen hätten; kurz das Ganze hatte einen wahrhaft kannibaliſchen Anſtrich.

Von Tamatawe aus fuhr Charnay nach Norden, um einige franzöſiſche Beſitzungen zu beſuchen; zunächſt die Inſel Sainte Marie, welche vom Meer aus geſehen einen ganz prächtigen Anblick gewährt; aber im Innern iſt Alles öde, nackt und dürr, das Land ſelber unfruchtbar und ungeſund, von Anbau keine Rede. „Die Regierung hat alſo weiter nichts zu thun, als ſich ſelber zu adminiſtriren.“ Die Verwaltungsgebäude liegen auf dem kleinen Nebeneiland Madame. Charnay bemerkt, daß der Gouverneur eine große Thätigkeit entfalte; er baut Schiffswerfte, läßt Moräſte austrocknen, einen Hafendamm anlegen, aber man fragt: wozu das Alles? Ohne den Beſitz von Madagaskar iſt Sainte Marie nur ein Anhaltepunkt für die Küſtenfahrer und wird wohl über kurz oder lang ganz aufgegeben werden; es gewinnt aber ſofort eine große Bedeutung, wenn Madagaskar im Beſitz der Franzoſen iſt; dann kann es ein wichtiger Stapelplatz für die Aus- und Einfuhr und gleichzeitig ein werthvoller Zufluchtshafen werden. Auch läßt es ſich leicht vertheidigen. Die Geſammtbevölkerung beſteht jetzt aus höchſtens 7000 Köpfen. Aber auch dieſe Malgaſchen, welche „der Tyrannei der Howas“ nicht unterworfen ſind, fühlen ſich keineswegs glücklich. „Man hat ihre Civiliſirung allzuſehr beſchleunigen wollen, man hat ihre Neigungen und ihren Geſchmack brüskirt und ihrem ganzen Weſen Gewalt angethan. Ein Volk läßt ſich nicht in einem Tag umwandeln; dazu bedarf es vieler Zeit, vielleicht mehrerer Jahrhunderte, und auch dann muß Blutvermiſchung ſtattgefunden haben.“

Der Malgaſche iſt ein weſentlich ſinnlicher Menſch; ihm fehlt der religiöſe Inſtinkt, und trotzdem hat man ihm Anſichten und Bräuche aufzwingen wollen, die er weder begreift noch verſteht; man hat geglaubt, ihn ſofort mit dem Weißen auf dieſelbe Stufe heben zu müſſen. Dadurch aber iſt den natürlichen Anlagen, welche er ſeinerſeits hat, Zwang angethan worden; er iſt nun ein durch Heuchelei und Verſtellung demoraliſirtes Subjekt und hat außerdem den Reſpekt vor dem weißen Manne verloren, welchen er bisher als über ihm ſtehend zu betrachten gewohnt war.

Die Miſſionäre haben auch dort nur ſehr wenig ausgerichtet. Die erbärmliche Eiferſucht katholiſcher und proteſtantiſcher Sendboten ſpielt leider auch auf Madagaskar eine große Rolle. Charnay erzählt Folgendes. Ein engliſcher Methodiſt hielt an die Malgaſchen in Tamatawe folgende Anrede: — „Meine Freunde. Die Franzoſen ſagen, die Religion, welche ſie auch verkündigen, ſei gut. Glaubt das nicht. Als Jeſus Chriſtus, unſer Aller Herr, die Erde

Digitized by Google

durch ſeine Gegenwart heiligte, betrat er England und verkündigte uns ſeine Lehre; hallet aber wohl in Obacht, daß er niemals einen Fuß auf franzöſiſchen Boden ſetzte. Daraus allein ſchon könnt ihr abnehmen, wer die wahre Religion hat.“ Wir wollen annehmen, daß Charnay hier übertreibt, obwohl es richtig bleibt, daß gerade die Methodiſten ihre Reden oft ſehr ſtark pfeffern.

Von Sainte Marie fuhr Charnay um die Nordſpitze herum nach dem vielgenannten Noſſi be, einer kleinen Inſel vor der Nordweſtküſte. Sie iſt zumeiſt kahl, weil die Malgaſchen den Wald niedergebrannt haben, um Reis zu pflanzen; nur der Lneumberwald wird durch den Schutz der Behörden in gutem Stand erhalten. Der Boden iſt zu großem Theil vulkaniſch; die vielen erloſchenen Krater ſind jetzt mit Waſſer gefüllt. Die Rhede von Elsoille iſt gegen Nord- und Oſtwinde geſchützt und ſpiegelglatt, die Uferlandſchaft lieblich; am Geſtade liegen unter Palmen einige Dörfer der Malgaſchen und eine kleine arabiſche Stadt. Der übrige Theil der Inſel iſt faſt unbewohnt, weil die Regierung viele Ländereien an Weiße vergeben hat; die auf ſolche Art ihres Beſitzes beraubten Malgaſchen ſind zumeiſt nach Madagaskar ausgewandert. Man kann auch die Leute von Noſſi be zu keiner anhaltenden Arbeit gewöhnen, wenn man ihnen nicht Zwang auferlegt. Aber auch ſo können die Pflanzer nichts Rechtes mit ihnen anfangen und verwenden deshalb zum größten Theil Makoas (Maknas, d. h. Moſambikneger vom afrikaniſchen Feſtlande) und Kaffern, deren Lieferung von Arabern beſorgt wird.

Dieſe Araber haben zum Betrieb des Sklavenhandels und Menſchenraubes Niederlaſſungen auf der Oſtküſte von Afrika, von welchen aus ſie Streifzüge ins Land unternehmen. Sie kaufen oder rauben Schwarze; nicht ſelten verlocken ſie dieſelben durch Glasperlen und buntfarbige Zeuge und entführen ſie. Dann werden die unglücklichen Geſchöpfe unter freiem Himmel in große Verſchläge eingeſperrt, und ſobald eine genügende Anzahl beiſammen iſt, auf kleinen Schnellſeglern zuſammengepackt. Dieſe führen gewöhnlich kaum ein halbes Dutzend Seeleute als Bemannung. Die Sklaven erhalten nur ſo viele Nahrungsmittel, als unbedingt nöthig ſind, um ihr Leben zu friſten; man mattet ſie durch Hunger dermaßen ab, daß ſie kaum im Stande ſind, ſich zu bewegen, ſondern beinahe bewußtlos am Boden liegen. So können ſie den Arabern nicht gefährlich werden; ohnehin werden ſie noch eingeſchüchtert; man ſagt ihnen, daß es gut ſei, wenn ſie recht mager wären, denn die Fetten würden von den Weißen abgeſchlachtet und aufgefreſſen!

In den franzöſiſchen Beſitzungen ſind Sklavenhandel und Sklaverei wenigſtens dem Buchſtaben nach verboten, man ſchafft deshalb die Schwarzen nach einer der Comoro-Inſeln, etwa nach Mobeli oder Andſchuan, wo ſie von den Arabern an Unterhändler abgegeben werden. Dabei wird die bekannte Komödie geſpielt, daß man ſie für „freie Arbeiter“ ausgibt. Die Engländer ſpielen in jenen Meeresgegenden auch eine ſchlechte Rolle. Sie machen Jagd auf die arabiſchen Sklavenſchiffe und hängen die Bemannung auf, ſobald ſolch ein Fahrzeug in ihre Hände gefallen iſt. So weit wäre Alles gut. Aber die Sklaven ſelbſt werden von ihnen in einer ihrer Beſitzungen, natürlich auch als „freie Arbeiter“ verkauft und das bringt Profit. Die hochherzigen Briten nennen das: „dem Sklavenhandel ſteuern“! Dieſer ſcheinheilige Unfug iſt ſo bekannt, daß jeder Kommandant eines Kreuzers, der ſeinen Poſten verläßt, dem Nachfolger eine Art von Clientel hinterläßt, die gut bezahlt wird. Es iſt eine ſehr erbauliche Sache mit der engliſchen Philanthropie. Charnay lernte auf Noſſi be einen Araber kennen, welchem die Engländer alle ſeine Fahrzeuge abgenommen hatten.

Die Zigeuner in Spanien.

In der Einöde zwiſchen Guadix und Tiezma im Königreiche Granada trafen die unſeren Leſern wohlbekannten Reiſenden Doré und Davillier eine alte Frau am Wege, die ihr Frühſtück kochte. In der Gebirgswüſtenei war ſonſt weit und breit keine Menſchenſeele zu erblicken. Das Weib war eine Zigeunermutter.

Ein anderes, noch viel anziehenderes Schauſpiel hatten ſie in dem Felſenneſte Diezma. Während die Maulthiere gefüttert wurden, ſchlenderten die beiden Männer durch die Straßen, in denen noch Vieles an die Zeiten der Maurenherrſchaft erinnert. Vor einem halbverfallenen Hauſe blieben ſie ſtehen, um ſich durch das Eiſengitter eine Scene zu betrachten, die für einen Maler wie geſchaffen war. Im Hofe ſaß eine wunderſchöne Gitana, ein Mädchen von etwa 17 Jahren; in der herabhängenden Hand hielt ſie ein Tambourin; hinter ihr ſtand die Großmutter und kämmte ihr das rabenſchwarze lange Haar. Auf einem Fenſterabſatze ſaßen eine Katze und eine Elſter in traulichem Nebeneinander; dieſe Thiere ſind von je Lieblinge der Hexen und Unholdinnen geweſen. Ein großer Windhund mit erhobenen Ohren blickte die beiden Zigeunerinnen an. (S. 272.)

Noch ein anderes, zwar nicht eben delikates aber charakteriſtiſches Bild ſtellte ſich dem Künſtler in Totena dar, dem Hauptquartier der Zigeuner im Königreiche Murcia. Er ſah Gitanos in Menge beiſammen, weil eben Markttag war, und in dem Hofe einer Poſada (Herberge) betrachtete er eine jener Toilettenſcenen, die in Andaluſien, Neapel und Rom gar nicht ſelten ſind. Eine junge prächtige Zigeunerin von etwa 20 Jahren, dann wie eine Broncestatue, mit langen Augenwimpern und ſchwarzem gekräuſeltem Haar ſtand hinter einer alten Hexe, in deren Arm ein Knabe ſchlummerte; ein anderer dürftig bekleideter Bube lag neben einem Tambourin vor den Füßen ſeiner Großmutter, während der Vater des Mädchens, ein wild ausſehender Kerl, hinter demſelben ſtand.

Es iſt in Spanien eben ſo wenig wie in anderen Ländern Europa's gelungen, die Zigeuner auszurotten oder zu vertreiben, obwohl ſie gerade auf der pyrenäiſchen Halbinſel mit größerer Strenge und Barbarei behandelt wurden als ſonſt irgendwo. Sie traten dort ſchon in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf und wurden bald zu einer wahren Landplage; ſie waren und blieben unverbeſſerliche Land-

Digitized by Google

ſtreicher. Durch ein Edikt von 1499 wurde ihnen, bei Strafe der Landesverweiſung, befohlen, ſich in beſtimmten Städten anſäſſig zu machen; 1539 wurde ihnen daſſelbe geboten; wer als Vagabund betroffen werde, ſolle ſechs Jahre auf die Galeere. Philipp der Zweite verbot ihnen, auf Meſſen und Märkten etwas zu verkaufen, wenn ſie nicht eine beſondere obrigkeitliche Erlaubniß aufweiſen konnten, und Philipp der Dritte ſchärfte ihnen ein, binnen ſechs Monaten Spanien zu verlaſſen; jeder rückkehrende Gitano ſollte Todesſtrafe erleiden. Einzelnen wurde freilich erlaubt zu bleiben, wenn ſie in gewiſſen Städten von mindeſtens 1000 Feuerſtellen ſich feſt anſiedeln würden; aber es wurde ihnen unterſagt, ſich Aegypter zu nennen und ihre Sprache zu reden. Philipp der Vierte unterſagte ihnen allen und jeden Handel, verwies ſie in beſondere Stadttheile, verbot ferner ſie als Gitanos zu bezeichnen; auch ſollten ſie

Alle dieſe Verfolgungen haben nichts gefruchtet, die Zigeuner ſind immer noch da. Zwar leben die meiſten in ſehr armſeligen Verhältniſſen und werden von den Spaniern auf das Aeußerſte verachtet, aber ſie geben dieſen Haß reichlich wieder zurück. Heute ſind übrigens dieſe Gitanos doch viel harmloſer als in früheren Zeiten, indeß noch immer Diebe und Betrüger. Des Mordes macht ſich nur ſelten einer ſchuldig, aber untereinander haben ſie oft blutige Kämpfe, Riñas, die zumeiſt durch Eiferſucht hervorgerufen werden. Dann greifen ſie zu dem langen, furchtbaren Meſſer, der Navaja, deſſen Klinge die Geſtalt eines Aloëblattes hat; aber eine noch gefährlichere Waffe bilden die Cachas, langen Scheeren, welche jeder Zigeuner bei ſich führt, und die er ſowohl auf dem Vließ eines Schafes oder auf dem Fell eines Maulthieres, wie im Kampfe trefflich zu handhaben verſteht. In ganz Spanien, von den Pyre-

Eine Zigeunerin kocht ſich das Frühſtück (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ihre Tänze nicht mehr aufführen, keine Feuerwaffen tragen und ſich lediglich dem Ackerbau widmen. Ganz beſonders wurde eingeſchärft, daß kein Zigeuner das Schmiedehandwerk ausüben oder Pferde beſitzen dürfe, ſondern nur Maulthiere und Eſel.

Aber die Gitanos waren zäh, blieben bei ihrer alten Weiſe und trieben den Unfug fort; alle Strafandrohungen fruchteten nichts. Im Anfange des 18. Jahrhunderts, zur Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, wurden die Bauern durch ſie zur Verzweiflung gebracht; ſie ließen denſelben keine Ruhe, zogen in großen Banden umher und raubten in ſo frecher Weiſe, daß die Beamten angewieſen wurden, dieſe „öffentlichen Banditen“ auf dem Flecke nieder zu ſchießen, ſobald ſie ſich weigerten, ihre Waffen niederzulegen. Ja, was in Spanien unerhört war, ſelbſt in die Kirchen hinein, welche doch allen anderen Verbrechern ein Aſul boten, durften die Zigeuner verfolgt werden.

näen bis zu den Alpujarras, geht ſicherlich jedes Pferd und Maulthier, eben ſo jeder Eſel, im Jahre wenigſtens einmal durch die Hand eines Esquilador oder Scheerers, der allemal ein Zigeuner iſt, denn ein „alter ſpaniſcher Chriſt“, etwa mit Ausnahme der Aragoneſen, gibt ſich zu dieſem Gewerbe nicht gern her. Dieſe Cachas, welche der Gitano als Handwerkszeug an ſeinem Gürtel trägt, ſind von verſchiedener Größe, bis zu anderthalb Fuß lang.

Mit Vorliebe iſt der Zigeuner ein Roßtäuſcher und kennt alle Kniffe und Kunſtſtücke, um den Roſſinanten ein möglichſt hübſches Anſehen zu geben; die Frauen ſind, wie überall, Wahrſagerinnen, die Mädchen tanzen für Geld.

Es liegt für uns europäiſche Menſchen etwas ſeltſam Räthſelhaftes und Fremdartiges in dieſen Aſiaten, welche vor fünfthalbhundert Jahren zuerſt in unſerem Erdtheil erſchienen. Wo ſie auch ſein mögen, an der Donau, in Deutſchland oder England, in Rußland, in Spanien, ſie

Digitized by Google

sind und bleiben in ihrem Innern und in ihrem Wesen, wie sie immer waren, obwohl ihnen im Aeußern durch die Umstände manche Modificationen aufgezwungen wurden. Zwei heiße Länder sagen ihnen ganz besonders zu, Ungarn und Spanien; in dem letztern hat Georg Borrow sie beobachtet. Sein Buch: The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain, mit einer Originalsammlung ihrer Gesänge und Poesie, und einem reichhaltigen Wörterbuch ihrer Sprache, London 1841, 2 Bde., gilt mit Recht für klassisch. Aus Veranlassung der Doré'schen Bilder haben wir dasselbe wieder zur Hand genommen und können uns nicht versagen, einige Auszüge mitzutheilen. Kein anderer Mensch ist jemals so tief und gründlich in das innerste Wesen der Zigeuner eingedrungen, wie dieser geistvolle, gelehrte und wunderbare Mann. Davon zeugen auch seine anderen Bücher (Lavengro; die Bibel in Spanien; Rommany Rye ꝛc.).

In Spanien reiste Borrow als Agent einer englischen Bibelgesellschaft. Am 6. Januar 1836 kam er aus Portugal über den Guadianastrom nach Badajoz, der Hauptstadt von Estremadura, wo er einen kurzen Aufenthalt nehmen und dann nach Madrid reisen wollte. Als er vor der Thür seiner Herberge stand und in das trübe Wetter hinaus sah, fielen ihm zwei in weite Mäntel gehüllte Männer auf, die aus einer Seitenstraße kamen. Sofort erkannte Borrow sie als Zigeuner, berührte den Arm des einen und äußerte „ein gewisses Wort", worauf jener, auf das höchste überrascht, die entsprechende Erwiederung gab. Sofort begann eine Unterhaltung im spanischen Dialekte der Zigeunersprache, welche Borrow geläufig redete; er erfuhr, daß in Badajoz und dem sechs Leguas entfernten Merida mehrere Zigeunerfamilien wohnen, die vom Handel mit Maulthieren und Eseln leben, aber alle arm sind; nur einer war sehr halbalo, d. h. reich, denn er besaß viele Maulthiere und anderes Vieh.

Die Männer gingen fort, um den übrigen Zigeunern die Kunde mitzutheilen, daß ein Fremder da sei, der eben so gut Rommany rede, wie sie selber, und der errate, von Geblüt, zu sein scheine. Nach Verlauf einer halben Stunde war die Herberge mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt, aber mehr Schmutz und Elend hatte Borrow zuvor nie gesehen; auch konnte kein Zweifel sein, und das ganze Behaben und Aussehen zeugte dafür, daß diese Leute mit allen Lastern vertraut waren. Nach längerer Zeit gingen sie fort.

Am Abend besuchten die beiden Männer den Fremden, setzten sich um den Brasero, d. h. das Kohlenbecken, denn Oefen oder Kamine hat man in Südspanien nicht, und rauchten Papiercigarren. Der eine, ein ältlicher Mensch, war schlank und knochig, sprach wenig und war eine groteske Erscheinung; der andere mochte etwa 30 bis 35 Jahre alt sein und hatte eine herkulische Gestalt. Das schwarze Haar hing ihm gleich einer Thiermähne um Hals und Schultern, das Gesicht war entsetzlich pockennarbig, und über die Augen, welche wie jene des Frettchens glänzten, hingen buschige Brauen herab. Er trug einen mächtigen Schnauzbart und hatte vortreffliche Zähne; sein rechter Arm aber war abgemagert und hing wie ein verdorrter Zweig am Leibe, während der linke ungemein muskelstark war. Der ganze Mensch sah entsetzlich wild aus; nachdem er den Mantel abgeworfen, saß er da halb nackt und halb zerlumpt. Eine Weile verhielt er sich still am Kohlenbecken, dann brach er sein Schweigen.

„Woher kommst Du, Bruder? Ich weiß, Du bist in Portugal (Kalorò) gewesen, aber Du kommst mir nicht vor wie ein Portugiese. Bist wohl einer von den Gorahaï; dort sollen viele von unserem Blute sein. Sag, bist Du ein Gorahano?"

„Nein, ich bin kein Maure, kenne aber das Land; ich bin aus einer Insel in der Westsee gebürtig; sie heißt England."

„Von der habe ich erzählen hören; die Engländer haben ja hier im Lande Krieg geführt und diese Stadt (Badajoz) den Gabiné (Franzosen) abgenommen; ich war damals ein Kind. Sind in England viele Gitanos?"

„Eine ziemliche Menge, wie in den meisten anderen Ländern auch."

„Nähren sie sich wie wir hier?"

„Allerdings; sie ziehen mit Pferden auf Messen und Märkte, stehlen Pferde, wo es angeht; die Frauen sagen wahr und verdienen damit mehr Geld als die Männer."

„Nun, das versteht sich von selber. Ich habe eine Gitana gekannt, die in ein paar Stunden 20 Unzen Gold verdiente, während ihr Mann am Tage kaum ein paar Realen erwarb."

„Du siehst mir recht arm aus, bist Du verheirathet?"

„Ja, und mit der hübschesten Kalli von Badajoz. Aber seit unserem Hochzeitstage ist es uns schlimm ergangen, doch das wird wohl meine eigene Schuld sein. Ich war einst wohlhabend und hatte nie weniger als sechs Esel zu verkaufen oder zu vertauschen, aber zur Hochzeit verkaufte ich Alles, um eine recht große Fiesta (Festlichkeit) zu veranstalten. Drei Tage gings lustig genug, als aber die Sache vorbei war, hatte ich keinen Cuarto mehr, und kein Mensch wollte mir auch nur einen Thaler borgen. Seitdem gehts schlecht. Dann und wann scheere ich ein Maulthier, meine Frau sagt Babi (verkündet Glück); aber was hilft das? Auf einen glücklichen Schlag, der uns wieder schnell auf die Beine helfen könnte, lauern wir bis heute. Meine Kalli wäre heute Abend gern mit hergekommen, aber sie hat nicht mehr Kleider auf dem Leibe wie ich selber. Im vorigen Sommer war ich so schlimm daran, daß wir über die Grenze gingen; meine Frau sang und spielte; aber in Estremoz wurde ich als Dieb und Landstreicher eingesperrt, und dort könnte ich noch sitzen und hungern, wenn meine Frau nicht jener des Corregidor eine wunderbare Bahi erzählt und ihr große Schätze und Titel versprochen hätte. Dadurch kam ich frei."

„Aber in anderen Ländern hilft ein Zigeuner dem andern; ist das bei euch nicht Sitte?"

„El Krallis ha nieobado la liri de los Cales! d. h. der König hat das Recht der Zigeuner zu Grunde gerichtet. Wir sind nicht mehr, was wir einst waren, als wir in den Gebirgen und Wüsten lebten und uns fern von den Busné (Nichtzigeunern) hielten. Jetzt müssen wir unter ihnen hausen und sind beinahe wie sie geworden. Wir leben nicht mehr so brüderlich, und oft ist ein Gitano der ärgste Feind des andern."

„Also zieht ihr nicht mehr im Land umher, sondern habt feste Wohnungen in Städten und Dörfern?"

„Im Sommer thun sich wohl mehrere von uns zusammen und leben draußen; da trifft es sich wohl, daß wir ein Maulthier oder ein Pferd umsonst kaufen und nehmen wohl auch einem Busné das Ueberflüssige. Aber das ist auch Alles; die Busné sind gar zu arg hinter uns her, und manchmal werden wir von den Bauern angegriffen. Dann wehren wir uns, so gut es geht. Unsere Cachas sind eine gute Waffe; ich habe damit einmal einem Busné die Nase rein aus dem Gesicht weggeschnitten; das war in der Nähe von Trurille. Wir wandern nicht weit; ich meinerseits bin noch nie in Andalusien gewesen, wo doch

Digitized by Google

Viele von unſerem Geblüt wohnen; dort halten ſie auch noch unſer Geſetz.“

„Was verſteht ihr hier in Spanien darunter?“

„Nun, das wirſt Du doch wiſſen! Die Busné bei jeder Gelegenheit zu betrügen und unſeren Leuten im Leben und im Tode getreu zu ſein.“ —

Borrow verweilte längere Zeit in Badajoz, um das Leben und Treiben der dortigen Zigeuner recht genau kennen zu lernen. Er überzeugte ſich, daß ſie ganz ſo waren, wie wir ſie überall finden; ſie leben von Schwindel und Betrug, und ihre unſchuldigſte Beſchäftigung iſt das, was ſie *menrabar* nennen, die Spanier *esquilar*, d. h. ſie ſcheeren Pferde und Maulthiere. Eine Religion haben ſie nicht; Borrow hörte die Bezeichnungen Gott, Chriſtus und Maria kaum anders als in Flüchen und Verwünſchungen ausſprechen. Ihre Vorfahren ſcheinen übrigens an eine Art von Seelenwanderung geglaubt zu haben, ſie ſelber lachen jedoch über eine ſolche Vorſtellung und ſind der Anſicht, daß mit dem Leibe auch die Seele ein Ende habe. Wir ſind, ſagen ſie, ſchon in dieſem Leben ſo elend, — was ſollen wir noch einmal leben? Borrow überſetzte ihnen Einiges aus der Bibel, namentlich die Parabeln von Lazarus und vom verlornen Sohn, erzählte ihnen auch von Abraham und den Propheten. Das machte ihnen große Freude, aber nicht des Inhalts wegen, ſondern weil ſie ſich überzeugten, daß ihre Sprache geleſen und geſchrieben werden könne.

Einige Tage ſpäter kam der einarmige Zigeuner wieder und brachte ſeine hübſche Frau und deren Vater Antonio mit. Dieſer, ein Mann von etwas über 50 Jahren, trug einen Schafspelz und einen hohen andaluſiſchen Hut, ſein Geſicht war dunkel wie Pfeffer, und aus ſeinen Augen loderte eine unheimliche Gluth. Er ſprach zu Borrow:

„Gib mir deine Hand, Bruder; ich wäre ſchon früher zu Dir gekommen, mußte aber nach Olivenza, um ein Pferd zu holen. Nun bin ich hier. Du kennſt Vieles, was wir nicht wiſſen. Ich aber bin *ein Zincalo auf allen vier Seiten*, ich liebe unſer Blut und haſſe das der Busné. Ginge es mir nach, ſo wollte ich jeden Tag mein Geſicht im Blute der Busné waſchen. Sie ſind zu nichts weiter gut, als daß man ſie beraubt und todtſchlägt. Aber die *Calorè* (Zigeuner) liebe ich, und es ſoll mich freuen, wenn Du mir von unſerem Blut in fremden Ländern etwas erzählſt.“

„Haſt Du nie Calorè aus fremden Ländern getroffen?“

„O ja, Bruder, ja. Ich war Soldat, als wir mit den Franzoſen Krieg hatten. Der Krieg paßt freilich für uns nicht, aber damals waren wunderliche Zeiten. Ich mußte unter die Engländer gehen, und wir jagten die *Gabiné* (Franzoſen) bis an die Grenze. Da hatten wir eine Schlacht; die Verwirrung war groß, und wir wurden handgemein. Auf mich rannte ein Franzos mit ſeinem Bayonnet ein und es ging hart her. Dann warfen wir die Waffen weg und packten einander; aber der Franzoſe war ſtärker, riß mich zu Boden, ſetzte mir ſeine Kniee auf die Bruſt und packte mich bei der Kehle. Dann nahm er das Bayonnett und wollte es mir in den Rachen ſtoßen. Dabei war ihm ſeine Kappe vom Kopfe gefallen. Als ich ihn anſah, rief ich ſo laut, als ich konnte: Zincalo, Zincalo! Da ſchauderte er zuſammen, ließ mich los, drehte ſich um und weinte. Ich lag noch an der Erde, und war faſt todt; er aber kniete neben mir nieder, nannte mich Bruder und gab mir aus ſeiner Flaſche zu trinken. Ich erholte mich, und wir haben uns um die Busné nicht bekümmert. Laß die Hunde ſich todtſchießen, ſagte er zu mir; was geht das uns an, ſie ſind nicht von unſerem Blute. Wir blieben bis zum Abend beiſammen; er ſagte, ich ſolle mit ihm in ſein Land kommen und dort mit den Zincali leben, aber es fehlte mir an Herz und ſo ſchieden wir. Er war ein *Magyoro* (aus Ungarn).“

Die Gitanos in Eſtremadura nennen ſich *Schaï* oder *Schabos* und wollen aus Aegypten ſtammen, können aber für dieſe falſche Behauptung gar keine Gründe anführen; ſie ſagen nur, ihre Väter hätten es ſo geſagt.

In *Madrid* wohnen die Zigeuner gern in der Nähe des *Mercado*, wo Viehmarkt gehalten wird, in zwei engen ſchmutzigen Gaſſen, der Calle de la Comadre und dem Callejon de Lavapies; ihre Zahl überſteigt aber vielleicht 50 nicht, und ſie ſtammen aus Valencia. Ein angenehmes Leben führen ſie nicht, weil ſie von den ſpaniſchen *Chalanes* (Pferdehändlern und Roßkämmen) tödtlich gehaßt und nicht ſelten vom Markte fortgeprügelt werden. In den Gefängniſſen von Madrid ſitzen gewöhnlich ein Dutzend Zigeuner wegen Pferdediebſtahls.

Die Geſammtzahl der Gitanos in Spanien beträgt höchſtens 40 bis 50,000 Köpfe. Am zahlreichſten ſind ſie in Andaluſien, namentlich in *Granada*, das in der Zigeunerſprache *Meligrana* heißt. Sie befinden ſich aber dort in faſt noch armſeligeren Verhältniſſen als in Eſtremadura. Allerdings iſt Granada ſelbſt nahezu die dürftigſte Stadt in ganz Spanien, und von den 60,000 Einwohnern ſind nicht wenige Bettler.

Manche Gitanos leben wie wahre Troglodyten und haben als Wohnung eine Erdhöhle in den Schluchten, welche zu den Alpujarras hinaufführen; auf einem Ausläufer dieſes Gebirges ſteht Granada. Die Gitanos beſchäftigen ſich dort vorzugsweiſe gern mit dem Schmieden des Eiſens. Manche haben ihre Werkſtätten in Höhlen, und es gewährt einen maleriſchen und romantiſchen Anblick, ſie bei Nacht arbeiten zu ſehen. Da ſtehen denn die braunen herkuliſchen Männer faſt nackt, rußig, zwiſchen Rauch und Flammen und hämmern; ſie ſehen aus wie Dämonen. Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß die königlichen Verordnungen den Gitanos alle Schmiedearbeit verboten haben, allein dieſe kümmerten ſich darum nicht, und ſo ſtehen ſie vor dem Amboß jetzt wie immer.

Sevilla iſt ſtets ein Lieblingsaufenthalt der Gitanos geweſen, und ſie ſind dort zahlreicher als in irgend einer andern Stadt Spaniens. Ihr wahres Hauptquartier iſt in der Vorſtadt *Triana*, in welcher außer ihnen ſehr gefährliches chriſtlich-ſpaniſches Geſindel hauſt. Die Zigeuner wohnen hier in den elendeſten Gaſſen, zwiſchen eingeſtürzten Mauern und verfallenen Klöſtern. Dort führen ſie den Hammer, beſchneiden den Pferden das Haar und ſcheeren mit ihren Cachas den Rücken von Maulthieren und Eſeln. Von dieſen Schlupfwinkeln aus ziehen ſie in die Stadt und weit und breit in die Umgegend an die ſchönen Ufer des *Leu Baro*, d. h. des großen Stromes, Guadalquivir, und röſten am Feuer Kaſtanien. Viele ſtehen auch mit den Schleichhändlern in Verbindung, welche aus Gibraltar engliſche Waaren holen.

Die Zigeuner behaupten, daß ſie gerade in Andaluſien ihre Sprache, Sitten und Gebräuche am beſten bewahrt hätten; doch iſt das nicht ſo unbedingt der Fall. Borrow hat gefunden, daß die Zigeunerſprache in einigen anderen Gegenden Spaniens weniger mit fremden Wörtern vermiſcht war; die Gitanos in Cordova, welche allerdings nur ungefähr ein Dutzend Familien zählten, lebten viel brüderlicher und zigeuneriſcher als jene in Sevilla. Bei ihnen fand Borrow eine vortreffliche Aufnahme, weil ſie feſt überzeugt waren, daß er „vom Blute“ ſei. Sie ließen niemals Busné in ihre Wohnungen, außer bei Hochzeiten. Dann

Digitized by Google

Zigeunerinnen in Diezma. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Digitized by Google

Zigeuner in Totana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

gewähren ſie vornehmen Leuten Zutritt, welche ſich dann an der Unterhaltung mit den Mädchen und Frauen, an deren Spiel und Geſang ergötzen. Das bringt Geld ein. Vor Borrow verhehlten ſie auch ihre geheimſten Gedanken nicht.

Die Gitanos ſind jetzt keine Nomaden mehr und flößen anderen Leuten keinen Schrecken mehr ein. Durch den Aufenthalt in den Städten iſt doch auch etwas von Civiliſation ſelbſt an ſie gekommen, und ihre Sitten und Gebräuche ſind viel weniger wild geworden. Im Allgemeinen ſtehen ſie mit den niedrigſten Klaſſen der Spanier ſo ziemlich auf derſelben Stufe, und manche können recht gut leſen und ſchreiben. Die alten Zwangsgeſetze, deren wir weiter oben erwähnten, gelten nicht mehr; Zigeunerknaben können die Schulen beſuchen, und der Zigeuner hat mit anderen Spaniern gleiche Rechte. Sie werden, wie ſchon geſagt, bleiben, was ſie immer waren, denn ihr Grundweſen können ſie nicht ändern, aber ſie modificiren es in Folge der äußeren Einwirkungen, und das iſt immer ſchon ein Fortſchritt und ein Gewinn.

Das Saterland und ſeine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Warnungen vor dem Saterland. — Die Poſt nach Rhauderfehn. — Das Fehn. — Utende. — Aberglaube der Bauern. — Schmutzige Straßen. — Holzſchuhe. — Strücklingen. — Die Mordwieſe. — Mitunter falſche Nachrichten über das Saterland. — Ausdehnung und Lage des Landes. — Abgeſchiedenheit Saterlands. — Der Name. — Geſchichtliches. — Die Saterländer ſind Sachſen, keine Frieſen. — Dörfer und Moore. — Feldarbeit.

Gehe nicht ins Saterland! rieth man mir von allen Seiten. Es iſt nur ein großer Haufen Hochmoor, der unter den Füßen zittert und ſchwankt, und auf dem man keinen Augenblick vor dem Verſinken ſicher iſt. Bald auf, bald in dieſem Moor ſtehen die erbärmlichen Hütten, in denen die halbnackten Bewohner ihr Leben friſten; von hier aus ziehen ſie früh Morgens an ihre Arbeit, mit durchgeſtecktem Handſtock ihren rieſigen Buchweizenpfannkuchen auf der Schulter tragend; hier verſammeln ſie ſich um den Mittagstiſch, wenn man ein auf einem Klotz liegendes ausgehöhltes Stück Holz ſo nennen darf; hier ſchlürfen ſie ein beaunes Gebräu, Kaffee genannt, wobei ein an einem Faden hängendes Stück Kandis von Mund zu Mund wandert, um am folgenden Tage abermals beleckt zu werden. Menſchen und Vieh, beſonders Schweine, verkehren hier durchaus ungenirt in friedlicher Eintracht, und wenn dieſe Beſtie ihre neugierige und gefräßige Schnauze in den Topf ſteckt, ſo erhält ſie einen Schlag mit dem Löffel, der alsdann ohne Umſtände wieder in den Topf wandert. Der Schmutz klebt fauſtdick an den Wänden, die Wege ſind unergründlich, die baebariſche Sprache iſt nicht zu verſtehen! Darum gehe nicht ins Saterland!

Hilft Alles nichts; wir gehen doch ins Saterland, um denn auch einmal ſolche Urzuſtände mit eigenen Augen zu ſehen; außerdem haben wir ja dem Herrn Herausgeber des „Globus“ das Verſprechen gegeben, dieſe Handvoll deutſcher Erde zu bereiſen und für ihn zu beſchreiben. Alſo das Bündel geſchnürt und fort nach jener terra incognita, die da Saterland heißt.

Wir kamen über Leer nach Jhrhoſe und mußten nun die Eiſenbahn verlaſſen. Von hier nach Rhauderfehn, unſerm nächſten Beſtimmungsorte, gibts eine Fahrgelegenheit, aber was für eine? Ein Bauernwagen mit vorn offenem Verdeck, welches oben durchlöchert, inwendig zerfetzt, auswendig zerlumpt, hinten zerriſſen, an dem mit einem Worte keine ganze Stelle zu finden, hatte bis heute die Reiſenden hin und her getragen. Aber das Loos alles Schönen in dieſer Welt hatte auch ihn betroffen; ein Wagen neuern Datums fuhr heute zum erſten Male, und jener konnte ſein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen. Nun war freilich ſein Nachfolger keineswegs neu, ſondern nur ein alter, ausrangirter, für wenige Thaler erſtandener Poſtwagen mit dem Reſpekt gebietenden G. R. (Georg Rex.) Aber wenn derſelbe auch ſo niedrig iſt, daß er allen Hüten den Tod geſchworen hat; wenn auch ſeine Thüren ſtets das Weite ſuchen und mit Bindfaden feſtgehalten werden müſſen; wenn er uns auch bald nach dieſer, bald nach jener Seite gegen unſere Reiſegefährten warf, ſo hatten wir doch alle Urſache, uns des Tanſches zu freuen, und er brachte uns glücklich nach Rhauderfehn. Sogar die Sonne, die ſeit mehreren Tagen hinter dicken Regenwolken ſich aufgehalten, ſchien ſich dieſes neuen Vermittlers zu freuen und ſchickte reichliche Strahlen hernieder.

Das Rhauderfehn beſteht aus zwei Theilen, aus dem Weſt- und Oſtrhauderfehn, von welchen erſteres als der friedſamſte und ausgebreiteſte Theil kurzweg nur „das Fehn“ genannt wird. Das Wort Behn oder Fehn ſtammt von dem altfrieſiſchen Fen und bedeutet einen Sumpf oder Moraſt, niedriges, waſſerreiches Land. Soll ein ſolches Moor kultivirt werden, ſo wird es nach einem beſtimmten Plane eingetheilt und parzellirt und mit Haupt- und Nebenkanälen durchſchnitten. Mit den Jahren verſchwindet das Moor, der abgetorfte Boden wird kultivirt, es entſtehen Häuſer und Gärten und Wieſen. Solche planmäßig abgetorfte, mit Kanälen durchſchnittene und mit Gebäuden aller Art beſetzte Diſtrikte nennt man Fehne.

Rhauderfehn wurde im Jahre 1763 angelegt, und wo damals nur eine ungeheure öde Wüſte zu finden war, da leben jetzt mehr als 3200 fleißige und theilweiſe wohlhabende Menſchen. Es wird ſeiner ganzen Länge nach von dem Hauptkanale durchſchnitten, von dem links und rechts verſchiedene Nebenkanäle (Zwieken) zum Meere führen, um vermöge dieſer den Torf durch den Hauptkanal verſchiffen zu können. Die Bevölkerung zerfällt in eine lutheriſche und katholiſche Gemeinde; erſtere hat ſeit 1848 eine eigene Kirche. Wie ſehr Weſtrhauderfehn im Aufblühen begriffen iſt, beweiſen folgende Zahlen. Im Jahre 1823 betrug deſſen Bevölkerung 711, im Jahre 1839: 1151, 1847: 1610, 1855: 2037, 1859: 2240 Seelen, hatte ſich alſo innerhalb 20 Jahren verdoppelt, während dahingegen in dem ſo blühenden Papenburg ſich die Bevölkerung in 36 Jahren noch nicht verdoppelte, denn ſolche betrug hier 1823: 3668, 1858 aber erſt 6082 Einwohner.

Von Oſtrhauderfehn führt der Weg über's Hochmoor (d. i. noch nicht abgetorftes Moor als Gegenſatz zum Leegmoor), eine

traurig öde Gegend. Wir hatten das Glück, ſolches an der Seite unſers wortkargen Führers mutterſeelen allein durchſchreiten zu müſſen, fanden alſo hinreichend Gelegenheit, äußeren und inneren Betrachtungen Audienz zu geben. So weit das Auge reichte, war kein lebendes Weſen zu ſehen; außer einigen aufſteigenden ſtummen Haidelerchen und einer raſch dahin eilenden Eidechſe erblickten wir keine Spur animaliſchen Lebens. Aber links und rechts zeigten ſich die Produkte menſchlichen Fleißes: hier eben erſt gegrabener und zum Trocknen aufgeſtellter Torf, dort ſolcher in geſchloſſenen Haufen, zum Verſchiffen bereit ſtehend. Das Torfgraben ſelbſt geſchieht nur in den früheſten Morgenſtunden.

Dieſes Hochmoor trennt hier Oſtfriesland und Oldenburg, und ein ſogenannter Hoheitsgraben bezeichnet die Grenze beider Länder. Raſch überſchritten wie dieſelbe und befanden uns nun im Sateeland.

Das eerſte Dorf, welches man erblickt, iſt Utende; ſolches ſoll ſchon von Ptolomäus im zweiten Buche ſeiner Erdbeſchreibung erwähnt werden!! Die einzelnen Häuſer dieſes Dorfes liegen wie faſt überall im Sateeland recht weit von einander entfernt, ſo daß man meiſtens nicht weiß, ob man ſich in einem Dorfe, oder bei einzeln ſtehenden Gehöften befindet. Eben vor Utende hatten wir das Glück, einen gar nicht unwiſſenden, wohlhabenden Saterländer als Reiſegefährten zu finden. Nachdem wir ſeine neugierigen Fragen — neugierig ſind die Saterländer alle, was bei ihrer Iſolirtheit leicht zu erklären und gern zu entſchuldigen iſt — über woher, wohin? ꝛc. beantwortet, begann unſer Examen über Alles, was das Auge erblicken konnte. Unſere Frage nach den Schlangen auf dem Hochmoore öffnete vollends die Schleuſen ſeiner Beredſamkeit. Schlangen gäbe es viele, ſie biſſen beſonders die Schafe, aber auch die Menſchen, wenn auch ſelten mit tödtlichem Erfolge. Aber ſchmerzhaft ſei ſolch' eine Wunde. Doch wohne in ſeiner nächſten Nachbarſchaft ein ganz gewöhnlicher Mann, der durch bloßes Segnen, ohne daß er auch nur den Verwundeten berühre, heilen könne. Das verſtänden natürlich die katholiſchen Prieſter auch, die lutheriſchen Paſtöre aber könnten es nicht. (Wir fanden hier überall die Meinung verbreitet, Reformirte ſeien die eigentlichen Ketzer, eine Sekte, die den vollen Haß der allein ſeligmachenden Kirche verdiene. Da wir nun leider dieſen Ketzern angehören, ſo haben wie, um uns nicht von vornherein Thor und Thür zu verſchließen, in dieſer Beziehung einfach den Gattungsnamen „Proteſtant" für uns in Anſpruch genommen.)

Schlimmer ſei es aber, den oder die Teufel auszutreiben, das könnten die katholiſchen Prieſter ganz allein. In Lingen habe ein Knabe den ganzen Leib voller Teufel gehabt; er ſei ſo wild geweſen, daß oft ſechs Männer ihn hätten halten müſſen. Beim Hören des Namens Gottes ſei er wüthend geworden, wenn man aber vom Teufel geredet habe, ſei er außer ſich vor Freuden geweſen. Der lutheriſche Vater hatte von der Hülfe eines katholiſchen Prieſters nichts wiſſen wollen, aber die ebenfalls lutheriſche Mutter hätte doch einen ſolchen um ſeinen Beiſtand gebeten. Kaum trat der Prieſter ins Haus, ſo wurde der kurz zuvor noch ſo wüthende und verteufelte Knabe ruhig, und alle Teufel waren zum Teufel. Aber, ſagte unſer Gefährte, eine ſolche Austreibung iſt oft ſehr gefährlich, denn nicht ſelten fährt der Böſe aus Rache in den Austreiber und wird dieſer dann des Teufels. Darum befaßten ſich denn auch die Prieſter mit ſolcher Arbeit nicht gern, aber wenn man's verlange, müßten ſie.

Das war das erſte Pröbchen, welches wir von dem Bildungszuſtande der Saterländer erhielten.

Das Hauptprodukt dieſes Ländchens (salva venia) — Dreck, zeigte ſich in mehr als genügender Weiſe. Wie Italien außer Citronen, Pomeranzen, Feigen, Mandeln ꝛc. auch Schornſteinfeger hervorbringt, ſo findet man im Saterland nicht nur Rindvieh, Korn, Bienen, Torf ꝛc., ſondern auch das genannte Produkt in ungeheurer Maſſe. Alle Wege und Stege ſind reichlich damit bedeckt, und das wenige Pflaſter, welches man in zwei Dörfern findet, kann man nur fühlen, nicht ſehen, denn bei unſerm Dortſein wurde am Sonnabend mittelſt einer umgekehrten Horke (Rechen) wenigſtens eine drei Zoll hohe Decklage abgeſchoben. Eine weitere Reinigung erachtete man für unnöthig, und wollen wir auch gern zur Ehre der Wahrheit erklären, daß nach dieſer Procedur an einigen Stellen ſogar das Pflaſter ſichtbar geworden war, und mehr konnte man doch nicht verlangen. — Gewichſte Stiefeln ſind hier die großartigſte Verſchwendung, darum geht auch der Saterländer faſt immer in Holzſchuhen, und ſogar die wenig niedlichen Füße der Frauen ſtecken in dieſem groben Fußzeug. In Holzſchuhen geht man nicht nur an die Arbeit, ſondern auch in die Kirche. Verſchiedene Holzſchuhmachereien im Lande verſorgen dies von der Natur des Bodens und der Anti-Reinlichkeitsliebe ſeiner Bewohner erhobene Bedürfniß.

Das erſte Kirchdorf, welches wir zu durcheeiſen hatten, iſt Strücklingen. Es liegt zu beiden Seiten des mitten durch daſſelbe gehenden Weges zerſtreut umher. Bei unſerm Einzug in daſſelbe begegnete uns ein altes Weib, welches Plaggen auf dem Wagen und eine Kuh vor demſelben hatte. Sie trug ein karriertes blau kattunenes Tuch als Kopfbedeckung; daſſelbe war im Dreieck zuſammengefaltet und unter dem Kinn zuſammengebunden, der dritte Zipfel hing hinten über den Kopf. Ein rothes Tuch bedeckte Rücken und Bruſt zur Hälfte. Ein häßlicheres Weib haben wir in unſerm Leben nicht geſehen. Sind die Saterländerinnen in Folge der ſchweren Arbeiten, die ſie zu verrichten haben, überhaupt nicht hübſch, ſo ſchien dieſe Alle die Quinteſſenz alles Häßlichen in ſich vereinigt zu haben. Sogar der Teufel iſt noch hübſch gegen ſie. Hätten wie noch mitten im Hexenglauben geſteckt, wir würden das Hafenpanier gewählt haben. Der Kopf war wie der eines Bullen; die Knochen, die ihr durch die Backen ſteckten, ſchienen kleine Pfähle zu ſein, und das Augenpaar war gewiß einer Eule geſtohlen. Als ſie unſer Guten Tag! erwiederte, ging uns kalt über den Rücken. Eine ſolche Stimme hatten wir nie gehört, ſelbſt die Kuh vor dem Wagen erſchrak.

Kurz vor Strücklingen liegt eine verrufene Wieſe, nach welcher der Saterländer ſich ungern fragen läßt. Dort fand nämlich am 28. Januar 1841 ein Mord ſtatt. Ein Jüngling hatte ſein Mädchen, mit der er längſt verlobt war, verführt. Als ſie ihm ihren Zuſtand entdeckte, da faßte er gleich den Vorſatz, ſie zu tödten. Denn ſeine Eltern verlangten, daß er eine „beſſere Parthie machen ſolle". Verlaſſen durfte er ſie nicht, denn die Volksſitte nöthigt mit beſonderer Strenge die jungen Burſchen, das von ihnen entehrte Mädchen zu ehelichen. Weigert er ſich, ſo wird er gleich einem Paria ausgeſtoßen, alle anſtändigen Jünglinge und Mädchen weigern ſich, mit ihm umzugehen, und die Verwandten der Geſchwächten laſſen keinen Schritt unverſucht, die Verehelichung zu Stande zu bringen.

Zweimal war der Mörder mit ſeiner Braut ausgegangen, jedesmal mit dem Vorſatz, ſie ums Leben zu bringen, aber einmal hörte er Leute in der Nähe, ein ander Mal wurde er ſonſt abgehalten. Am genannten Tage führte er ſie ungefähr 200 Schritt vom Dorfe ab, warf ſie nieder und zerſchnitt ihr mit kannibaliſcher Grauſamkeit die Kehle. Der Arm der Gerechtigkeit ergriff aber den Doppelmörder, und wenn er auch anfangs Alles hartnäckig leugnete, ſo geſtand er doch endlich ſeine Unthat und wurde am 5. Aug. 1842 zu Frieſoythe mit dem Schwert hingerichtet.

Eine kleine vom Refeerenten Hofrath von Buttel herausgegebene Schrift erzählt aktengemäß den ganzen Hergang dieſer Sache. Trotzdem das Büchlein ſich faſt in jedem Hauſe befindet, ſo hielt es doch ſchwer, ſolches zu erhalten, und als

Digitized by Google

uns endlich das gelang, wurde es uns heimlich zugesteckt und wir wurden gebeten, es Niemand zu zeigen oder zu sagen, von wem wir dasselbe hätten, denn Alle erblicken in jener Schandthat eine Beschimpfung ihres Landes, welche zu vertuschen Pflicht sei.

Sonst ist der Saterländer sehr mittheilsam, und wenn wir an anderen Orten, sobald man unsere Absicht, über sie zu schreiben, durchschaute, oft mit großem Mißtrauen und mit noch größerer Wortkargheit behandelt wurden, kam man uns im Saterland überall mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Jeder schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, uns unsere Fragen nach Wunsch zu beantworten. Denn, meinte man, es sei endlich Zeit, daß die übrige Welt Wahrheit über sie erfahre; die wenigen Schriftstellee, die sich seither mit ihnen beschäftigt, hätten sammt und sonders ihre phantastischen Gebilde für baare Wirklichkeit ausgegeben. So erzählt z. B. Professor Dr. Minssen in Ehrentrauts friesischem Archiv: „Hat sich ein junger Bursche mit einem Mädchen verlobt, so betrachten sie sich als Ehegatten, ohne daß sie erst die Erlaubniß der Eltern einholen. Der Bursche besucht seine Braut des Abends, wenn Alles im Dorfe sich zur Ruhe begeben hat. Zuweilen wird er von ihr erhört und heimlich in ihre Kammer geführt. Man darf die Saterländer nach diesen Kommnächten, die unseren Begriffen von Moralität freilich widersprechen, nicht allzustrenge beurtheilen, denn beide Brautleute betrachten sich, wie gesagt, nach der Verlobung vollkommen als Ehegatten, und keinem von Beiden würde es einfallen, sein Versprechen zurückzuziehen ꝛc." Wir haben uns nach diesen „Kommnächten" verschiedentlich erkundigt, oder sogar eine 82jährige, rüstige, noch hiesigen Verhältnissen intelligente Frau hörte jetzt zum ersten Male davon. Alle aber waren erbost, daß Minssen, der sich lange Zeit unter ihnen aufgehalten, solche abenteuerliche Unwahrheiten in die Welt hineingeschrieben habe.*)

Es geht Saterland, wie Maria Stuart: es ist besser, als sein Ruf. Die Eingangs erwähnten Warnungen unserer Freunde sind theilweise kaum halb wahr, theilweise ganz aus der Luft gegriffen. Sehen wir uns Land und Volk etwas näher an.

Saterland, von den Bewohnern Säterlohnd genannt, erstreckt sich zu beiden Seiten der Marka oder der Sater Ems entlang, vom Zusammenfluß der Marka mit der Ohe, bis wo die Sater-Ems das oldenburgische Gebiet verläßt und unter dem Namen Leda in Ostfriesland einteilt, um sich später bei Leer in die Ems zu ergießen. Nur flußauf- und abwärts hat es Verbindungsstraßen mit der Außenwelt und eigentlich auch fast nur flußabwärts. Im Uebrigen ist es von weiten Hochmooren umgeben, durch welche nach Osten zwei Wege gebahnt sind. Durch die westwärts gelegenen Moore ist nur der oben genannte Weg nach Rhauderfehn vorhanden. Vor 1811 kannte Saterland nur Wasserwege, von denen der eine nach N., der andere nach S. führte. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt war es gleichsam ein Asyl. Wer sich hier befand oder von hier entkam, wurde nicht mehr verfolgt, denn man hielt es für eine Unmöglichkeit, hinein oder heraus zu kommen, und was vielleicht dem Flüchtigen gelang, wurde vom Verfolger nicht einmal versucht. Eigentlich offen ist das Land nur flußabwärts nach N. und wird auch von hier aus bevölkert worden sein. Wie die Sage erzählt, sollen drei aus Westfriesland eingewanderte Personen die ersten Bewohner dieses Landes gewesen sein. Das Dorf Ramsloh wäre nach derselben von Block, Scharrel von Awieck und Steücklingen von Keekhoff angelegt worden, Familiennamen, die noch heutzutage hier gefunden werden.

Ueber den Namen Saterlands ist viel gefabelt. In alten Urkunden heißt es bald Sigilterland, bald Sagelter-, Sägelter, Sägter- oder Sagterland. Der erstere Name gibt uns die Deutung selbst in die Hand. Comitia Sighiltra war das um Sögel, früher den Mittelpunkt der Grafschaft, liegende Land. Söget, lateinisch Sighiltra, verlor freilich Glanz und Macht, aber der Name blieb und wurde später von dem jetzigen Saterland in Anspruch genommen. Aus Sighilterland ist im Laufe der Zeit Saterland geworden.

Die älteste Geschichte dieses Ländchens ruht im undurchdringlichen Dunkel; erst gegen 1400 finden wir etwas Bestimmteres. Bis dahin gehörte es den Tecklenburgern, die es in diesem Jahre dem Bischof von Münster abtraten. Von dieser Zeit an ist die Geschichte ein ewiger Kampf zwischen Volk und Regierung, denn man stemmte sich mit Gewalt gegen Alles, was die Bischöfe ihnen aufzuerlegen versuchten. Nur gezwungen unterwarfen sie sich fremden Gesetzen, denn sie wollten nach alter Gewohnheit sich selbst regieren.

Alljährlich versammelten sich am Neujahrstage die zwölf Bürgermeister auf dem höchsten Kirchhof des Landes, zu Ramsloh, und jeder Hausvoter mußte bei Brüche einer Tonne Biers dieser Versammlung beiwohnen. Die Bürgermeister vertheilten die an den Bischof zu zahlenden Abgaben nach dem Verhältniß des Vermögens jedes Einzelnen; sie verwalteten das Gemeindeeigenthum; sie entschieden über Grenzstreitigkeiten; sie vertraten das Land der Regierung gegenüber; sie protestirten gegen neue Abgaben und Lasten, die man ihnen nur zu gern aufbürden wollte, sie leiteten die Volksversammlungen und sie sorgten für die Wahl neuer Magistrate. Machte man bei ihnen eine Klage anhängig, so citirten sie den Beklagten und die Zeugen, sie vernahmen beide Parteien und machten dann ihren Ausspruch öffentlich in der Volksversammlung bekannt. Maß und Gewicht stand unter ihrer Aufsicht und sie hatten das Recht, Jeden, der gegen die bestehenden Gesetze gefehlt hatte, zu strafen und ihn pfänden zu lassen, wenn er nicht gutwillig die Strafe, die meistens in einer gewissen Quantität Bieres bestand, zahlen wollte. In der Kirche aber befand sich eine Kiste mit dem Archiv des Landes; jedes Kirchspiel hatte einen Schlüssel zu den drei Schlössern, mit denen dieselbe verschlossen war. Unter französischer Herrschaft wurde das Archiv verkauft. Schwere Verbrecher wurden zu Friesoythe oder Kloppenburg verurtheilt. Der Saterländer aber, stolz auf die Ueberreste seiner Freiheit, hütete sich ängstlich, fremden Richtern in die Hände zu fallen.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges wurde Saterland Intherisch, aber nach dem westfälischen Frieden gelang es den Jesuiten, die Leute in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück zu führen, in welchem sie bis heute verblieben sind. 1803 kam es an Oldenburg; der letzte Schatten alter Freiheit und eigenthümlicher Einrichtung ging unter der Franzosenherrschaft verloren, und als es nach Vertreibung derselben solche zurückverlangte, wurde es abgewiesen und in allen Theilen als oldenburgisches Eigenthum behandelt.

Mit Stolz nannten sie sich vordem freie Leute, ja sogar Karls freie Friesen. Ihr Landesspiegel zeigte Karl den Großen in kaiserlichem Gewande von schwärmenden Bienen umgeben. Sie waren frei von allen Lehns- und Herrendiensten, sie wählten sich ihre eigene Obrigkeit aus ihrer Mitte, brauten, buken und mahlten ohne irgend welche Abgabe, und auch ihre Prediger wählten sie selbst.

Aus allem diesen, wie auch aus ihrem Körperbau hat man ihre friesische Abstammung darthun wollen. Nachfolgende Gründe scheinen uns aber hinreichend zu sein, sie dem sächsischen Stamm zuzuzählen. Der Sachse baut seine Häuser seit Jahrhunderten in Fachwerk, der Friese von massivem Stein; bei jenem ist das ganze Haus ein ungetheilter Raum ohne Schornstein, bei diesem ist dasselbe in verschiedene Räume ob-

*) Bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, S 233 ist ein saterländer Volkslied (?) mitgetheilt, welches sich auf die Sitte des nächtlichen Besuchs (Kensterens) bezieht. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, daß dieser Widerspruch aufgeklärt würde. H.

gethrilt, und der Rauch zieht durch den Schornstein; der Sachse ist weniger reinlich als der Friese; er stellt sein Vieh mit dem Kopf nach der Dirle, während der Friese es umgekehrt stellt.

Wir aus dem Folgenden hervorgeht, folgt der Saterländer in Allem den Sachsen, ist vielleicht selbst diesem Stamm entsprossen. *)

Das Saterland, wie es jetzt ist, besteht aus den vier Kirchspielen Strücklingen (mit den Ortschaften Bollingen, Utendr, Bokelesch, Uddehausen), Ramsloh (mit Hollen, Hollener Moor), Scharrel (mit Fermesand, Sedelsberg) und Neuscharrel, welches sich erst seit Kurzem von der Muttergemeinde getrennt hat. Die Einwohnerzahl des Ländchens beträgt ungefähr 3300 Seelen. Die einzelnen Kirchdörfer liegen ¾—1 Stunde von einander entfernt; das Land hat circa 5 Stunden Länge und 1¼ Stunden Breite. Die nördlichste Gemeinde ist Strücklingen, die südlichste und größte Scharrel, die kleinste Neuscharrel. Abgesehen von dem fürchterlichen Schmutz ist eine Reise durchs Saterland keineswegs eine unangenehme Tour. Nicht nur an allen Wegen, um und in Gärten findet man zahlreiche Bäume, hauptsächlich Eichen, Erlen und Birken, sondern auch als Grenzscheide der Wiesen hat man solche vielfach angepflanzt. Dadurch erhält die Landschaft ein freundliches Gepräge, und das Auge, in unserm Flachlande gewohnt, überall in die Weite schweifen zu können, findet hier aller Orten einen so sehr willkommenen Ruhepunkt.

Das eigentliche Hochmoor findet man besonders an der Grenze des Landes, aber auch im Innern desselben wird viel Moor angetroffen, welches von Sand- oder Geestrücken durchschnitten ist. Diese Geest ist an einigen Stellen ¾ Stunden, an anderen kaum einige Minuten breit. Wo das Moor den Sand durchschneidet, hat man Sandwege anlegen müssen, um die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern herzustellen. Das hier befindliche Moor ist eine Fortsetzung jenes großen Hochmoorstrichs, der sich vom Zuidersee durch Holland und einen Theil Hannovers hinzieht, dann ins Großherzogthum Oldenburg tritt, über die Weser geht und sich im Herzogthum Bremen verliert. Im Saterland hat dasselbe eine Tiefe bis zu 30 Fuß. Während fast dreier Viertheile des Jahres ist es ganz unpassirbar und läßt den, der es betritt, einsinken; nur im Winter und in ungewöhnlich wärmeren Sommern kann man dasselbe ohne Gefahr betreten.

Auf den genannten Sandrücken liegen die Dörfer und das Wiesen- und Weideland. Dort ist der Boden lehmig oder moorig-sandig, und die frischen grünen Wiesen mit neun auch leichtem, so doch wohlgenährtem Hornvieh und theils friesischen, theils Haideschafen würden einen noch freundlichern Eindruck machen, wenn die Vegetation nicht ein so wässeriges Ansehen hätte. Das kommt von der niedrigen Lage des Landes, welches bei anhaltendem Regen stellenweise fußhoch unter Wasser steht; die Wassermühle hat sich hier noch mit keinem Exemplar eingebürgert.

Jeder Familienvater besitzt wenigstens so viel Land, als er zur Ernährung seiner Familie nöthig hat, und baut hier und in seinem Garten außer den gewöhnlichen Korn- und Gemüsearten Buchweizen, Flachs, Kartoffeln; besonders kommt die rothe Kartoffel hier ausnehmend gut fort.

Man theilt das Land in Joche (das römische jugerum), Scheffelsaat und Ringe. Ein Joch hat fünf „scheppelsät“ und dieses 16 Ringe oder Ruthen. Die Leichtigkeit des Bodens gestattet leichte Werkzeuge. Ein Räderpflug vorn mit einem Messer, die von Pflanzenwurzeln kreuz und quer durchzogene obere Erdkruste abzuschneiden, und eine einfache Egge ist Alles, was zu diesem Behufe erfordert wird. Hin und wieder sieht man Kühe vor dem Pflug und eine weibliche Person dahinter; eine wohl seltene, „aber keineswegs unangenehme“ Erscheinung. Überhaupt ist den hiesigen Frauen ein bedeutender Theil der Feld- und Hausarbeit überlassen. Sie arbeiten eben sowohl auf dem Moore wie die Männer und wissen die dort erforderlichen Arbeiten mit großer Geschicklichkeit zu beschaffen; sie sind mit beim Torfgraben, bei der Ernte und spannen sich mit vor die Kühe und Schiffe, um solche durch die Kanäle zu ziehen. Ist der Mann nicht mit dem Boot unterwegs, um Torf oder andere Landesprodukte zu verschiffen, dann sieht er seinem Weibe getreulich bei, verschmäht es sogar nicht, im Winter hinter dem Spinnrad oder beim Strickstrumpf zu sitzen, da ihm alsdann alle anderen Beschäftigung fehlt. Im Sommer findet man am Tage außer den Kindern und alten und arbeitsunfähigen Personen selten Jemand zu Hause.

Bei den eigentlichen Bauern findet man gewöhnlich zwei Pferde und sechs bis fünfzehn Kühe. Weniger Begüterte haben ein bis drei Kühe, dahingegen aber eine größere Anzahl Schafe. Garten und Feld liefern Korn und Gemüse, das kultivirte Moor den Buchweizen, die Kühe Milch und Butter, das Schaf die Kleidung. Fast in jedem Hause findet man den Webstuhl, auf dem außer dem gebauten Flachs auch die gewonnene Wolle zu Kleidungsstücken verarbeitet wird.

Die Kühe werden des Nachts eingestellt, denn der Dünger ist ein zu unentbehrlicher Stoff; ohne denselben würde das Land in gar kurzer Zeit seine Dienste versagen.

Neben der Landwirthschaft gehört die Torfgräberei zu den bedeutendsten Beschäftigungen. Früh Morgens, schon vor Anbruch des Tages, ziehen die Männer, Weiber und größere Kinder, nachdem sie sich durch einen nahrhaften Buchweizenpfannkuchen hinlänglich gekräftigt haben, aufs Moor, dort den Torf zu graben, der alsdann mit kleinen Schiffen, Mutten genannt, verschifft wird. Diese Fahrzeuge werden besonders in Strücklingen, wo sich verschiedene kleine Werften befinden, gebaut. Ist man nicht zu weit von Hause, dann kehrt man des Mittags, sonst aber erst des Abends heim.

*) Ob die Saterländer friesischer Abkunft seien, ist ein streitiger Punkt. Bernhardi sagt darüber in dem Texte zu seiner „Sprachkarte von Deutschland“, S. 134: „Freilich sind gegen die altfriesische Mundart neuerdings Zweifel erhoben worden, und in soweit auch nicht ohne Grund, als keine lebende Sprache Jahrhunderte lang im Gebrauch sein kann, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden; da jedoch die Einwohner des Kirchdorfs Scharl in einer Urkunde von 1400 Scharlriesen genannt werden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dort wirklich noch Ueberreste der altfriesischen Sprache finden.“ A.

Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara.

Buchara als Knotenpunkt des Verkehrs. — Vambery in Gumüsch-Tepe bei den Yomut-Turkomanen. — Zollerhebung in Chakemir. — Eine Tekke in Buchara. — Die Bazare; Leben und Treiben in denselben; bunte Völkermischung. — Die Handelswaaren. — Die öffentlichen Plätze. — Derwische vom Nakschbendi-Orden. — Spionirsystem. — Ansichten über Europa. — Religiöse Zusammenkunft beim Weste Rahmet Bi. — Orientalische Handschriften. — Der Rigistan. — Das schlechte Wasser und der Medinawurm. — Der Serafschanfluß. — Fragen über die Türken. — Ein frommer Greis und dessen Beschaulichkeit. — Wie man Frömmigkeit erzwingt. — Die Unterthanen und ihr Herrscher. — Der Sklavenhandel. — Das Grab eines Heiligen.

„Türkistan ist noch heute ein Tummelplatz für die Nomaden, welche den friedlichen und beleidsamen Einwohnern der Städte und den Ackerbauern des flachen Landes ihr drückendes Joch aufzwingen. Durch dieses Land sind nicht blos Eroberer und mongolische Wettstürmer gezogen, sondern in allen Jahrhunderten auch Karawanen. Denn es ist eine Durchgangsregion zwischen dem mittlern und östlichen Asien einerseits und Europa andrerseits; zwischen Kaukasus und Ural liegt das große Thor, die Eingangspforte für Völkerwanderungen, Kriegsheere und Karawanen. In diesem Türkistan nimmt Buchara für den Handelsverkehr eine noch wichtigere Stellung ein, als Kabul für die Region im Süden des Parapamisus; es bildet den Knoten- und Centralpunkt des innerasiatisch-turanischen Verkehrs, von welchem aus Karawanen, wie aus einem Brennpunkte, gleichsam als Radien nach China, Indien, Persien, Sibirien und Europa auslaufen. So wird Buchara zu einem großen Markt- und Stapelplatze, auf welchem auch die Waaren europäischer Gewerbsvölker mit einander in Wettbewerb treten und wo englische Güter, die über Calcutta oder Karratschi und Kobut kamen, in den Bazaren neben russischen, deutschen und französischen Erzeugnissen, welche aus Nischni Nowgorod eingebracht wurden, zum Verkauf ausgestellt sind. Von Buchara aus werden sie über einen großen Theil Innerasiens verbreitet und gegen Landeserzeugnisse ausgetauscht. So entstand eine natürliche Zwischenniederlage für einen über ungemein weite Räume ausgedehnten Handel, der ganz und gar durch Karawanen vermittelt wird." Karl Andree, Geographie des Welthandels; mit historischen Erläuterungen, I, S. 128.

Buchara, diese innerasiatische Charakterstadt, ist seit Meyendorffs und Negri's Reise, 1820, mehrfach von Russen, Engländern und neuerdings auch von Italienern besucht worden. Wir haben namentlich durch Wolff, Chanykoff und Alexander Lehmann eingehende Schilderungen dieses wichtigen Platzes erhalten. Zu denselben ist nun jene Vambery's gekommen, welche in sehr anschaulicher Weise auf die Eigenthümlichkeiten Buchara's eingeht.

Der ungarische Reisende hatte in den letzten Tagen des Märzmonates 1863 die persische Hauptstadt Teheran verlassen, war mit einer aus Mekka heimreisenden Pilgerkarawane durch Masenderan gezogen und fuhr über den südöstlichen Winkel des Kaspischen Meeres von Aschurada an der persischen Küste nach Gamüsch Tepe (d. h. Silberberg), dem Hauptzeltlager der Yamut-Turkamanen, bei denen er als Derwisch eine sehr gastliche Aufnahme fand. Er ging dann, zuerst in nördlicher und nachher, zwischen dem 40. und 42.° nördl. Br., in nordöstlicher Richtung durch die turkamanische Wüste nach Chiwa und von dort weiter nach Buchara. Er schildert die Reise in der Wüste und das Leben und Treiben in Chiwa ganz vortrefflich, wir gehen aber jetzt nicht näher darauf ein.

Nach ungemeinen Beschwerden und mehr als einer Lebensgefahr kam er in Chakemir an, einer Ortschaft, die aus etwa 200 Häusern besteht und nur noch drei Wegstunden von Buchara entfernt ist. Die Karawane mußte dort übernachten, damit der Badschgir (Steuereinnehmer) und der Wakanüwiß (Berichterstatter) ihre Obliegenheit verrichten konnten. Beide erschienen mit höchst wichtiger Amtsmiene am andern Morgen. Die Hadschis (Mekkapilger) hatten geweihte Glas- und Porzellanperlen aus Mekka bei sich, sodann Datteln aus Medina, Kämme aus Persien, Messer, Scheeren, Fingerhüte und kleine Spiegel aus Europa, was Alles vom Einnehmer verzeichnet wurde. „Als er mich ansah, lachte er; ich sollte meinen Koffer zeigen, denn wir haben ja immer hübsche Sachen bei uns; so drückte er sich aus, wahrscheinlich um anzudeuten, daß er in mir einen Europäer vermuthe. Ich hatte meine Derwischkappe auf dem Kopfe, war in der besten Laune und entgegnete, daß ich allerdings schöne Sachen bei mir habe; dann eilte ich in den Hof, holte meinen Esel und führte denselben in das mit Teppichen belegte Gemach. Alle Anwesenden lachten, ich aber öffnete meinen Sack und zeigte ihm meine Lumpen und die paar Bücher, welche ich in Chiwa erstanden hatte. Nachher kam der Wakanüwiß, schrieb Namen und Kennzeichen aller Personen nieder und fragte nach Neuigkeiten."

Die Hadschikarawane zog auf einem Umweg in die Stadt ein, um nicht in das Volksgewühl zu gerathen, und nahm Herberge in einem Tekkie, einem für die Aufnahme von Pilgern hergerichteten klosterartigen Gebäude, das ein 84 Zellen enthaltendes Viereck bildete und dessen Hofraum mit Bäumen bepflanzt war. Der Chalfa, Vorsteher, war ein angesehener Mann, und einer von Vambery's Reisegefährten, Hadschi Salih, stellte ihm den vermeintlichen Derwisch aus Konstantinopel vor. Der Empfang bei diesem Manne, der ein sehr umgängliches Wesen hatte, ließ nichts zu wünschen übrig, und nach einer halbstündigen Unterhaltung, die ihn sehr zu erfreuen schien, erklärte er sein Bedauern, daß der Badewlet, d. h. der Glückliche, nämlich der Emir von Buchara, nicht in der Stadt anwesend sei, sonst würde er nicht säumen, den fremden Pilger aus Rum, der europäischen Türkei, bei ihm einzuführen. Er gab aber demselben eine Ehrenzelle in einer Abtheilung des Hauses, wo nur Heilige und berühmte Männer wohnten, „und so war ich," sagt Vambery, „ohne mein Zuthun recht in das eigentliche Nest des mahammedanischen Fanatismus gerathen. Aber schon die Stätte, wo ich nun hauste, gewährte mir die beste Sicherheit gegen Verdacht und Argwohn, und die Civilbehörden hätten mir dort nichts anhaben können. Der Berichterstatter hatte auf meine Person besonderes Gewicht gelegt. Der Stellvertreter des Herrschers, der eben in Chakand Krieg führte, war ein gewisser Rahmet Bi, und dieser hatte befohlen, bei allen Pilgern genaue Erkundigungen über mich einzuziehen. Aber in meiner Tekkie wurde auf seine Befehle so wenig Werth gelegt, daß ich nur zufällig Kunde davon erhielt. Wenn Leute von mir sprachen und Näheres über mich wissen wollten, sprachen meine Freunde: Hadschi Reschid (so nannte sich Vambery) ist nicht blos ein guter Muselmann, sondern auch ein sehr gelehrter Mollah, und wer gegen ihn Verdacht hegt, begeht eine Todsünde. Sie gaben mir übrigens gute Rathschläge, wie ich mich verhalten solle, und diesen verdanke ich, daß mir in Buchara keinerlei Mißgeschick widerfuhr. Der Platz ist für alle Fremden gefährlich, denn die Regierung hat ein Spionir-

ſyſtem eingerichtet, das auf die Einwohnerſchaft ſehr demoraliſirend wirkt.

Am nächſten Morgen ging ich mit Hadſchi Salih und vier anderen meiner früheren Reiſegefährten aus, um mir Buchara und ſeine Bazare näher anzuſehen. Straßen und Häuſer gewähren einen weit elendern Anblick als jene ſelbſt der armſeligſten Städte in Perſien. Der Stand lag wohl einen Fuß hoch; aber trotz alledem war mein Erſtaunen groß, als ich mich in das bunte Gewühl auf dem Bazar verſetzt ſah.

Die Bazare in Buchara ſind keineswegs prächtig und glänzend wie jene in Teheran, Tebris und Iſfahan, aber ſie feſſeln den Fremden wegen ihres mannichfaltigen Durcheinander von Raſſen, Kleidertrachten, Sitten und Gebräuchen. In der auf und ab wogenden Menge herrſcht der Typus iraniſcher Stämme allerdings vor. Man erkennt außerdem die Iranier gleich an ihrem Turban, welchen die vornehmen Leute und die Mollahs weiß, die Kaufleute, Handwerker und Diener dagegen von blauer Farbe tragen. Nächſt dieſen perſiſchen Phyſiognamien tritt jene tatariſcher Völker am häufigſten auf. Wir ſehen Usbeken (Dezbegs) und finden bei ihnen Spuren einer ausgedehnten Blutmiſchung, und Kirgiſen, welche hier in der Stadt ihre urſprüngliche nomadiſche Wildheit bewahrt haben. Um ſie zu erkennen, braucht man ihnen nicht einmal ins Geſicht zu ſehen; ſie unterſcheiden ſich ſofort an ihrem ſchweren Auftreten und gewichtigen Gange vom Turani und vom Irani. Dann fällt unſer Blick auf einige Multani, wie man hier die Handelsleute aus Indien nennt, und auf Juden. Beide müſſen als Abzeichen eine Schnur um den Gürtel und eine Art von polniſcher Kappe tragen, das Elamit Tefrikie, woran man, den Gebaten des Koran zufolge, jeden Nichtmuſelmann erkennt, damit man nicht die Begrüßung Selam Aleikum, Friede ſei mit Dir, an ihn verſchwende. Der Multani hat ein rothes Zeichen auf der Stirn und ein abſtoßendes gelbliches Antlitz; er könnte als Vogelſcheuche in einem Reisfelde ſtehen; der Jude dagegen hat ein hübſches, nobles Geſicht, ein glänzendes Auge und dürfte jedem Künſtler zum Modell dienen. Auch ſah ich Turkamanen, die vor allen Anderen kühn und ſelbſtbewußt auftraten und vielleicht im Geiſt erwogen, wie werthvoll alle die ſchönen Sachen im Bazar als Beute ſein würden, wenn man ſie in der Wüſte rauben könnte. Ich habe nicht viele Afghanen geſehen; die gemeinen Leute derſelben trugen lange ſchmutzige Röcke und heradwallendes nach ſchmutzigeres Haar.

Dieſes bunte Chaos von Bucharioten, Chiwenſen, Chokandis, Kirgiſen, Kiptſchack, Turkamanen, Juden und Afghanen fand ich in ſämmtlichen Abtheilungen des Bazars, wo überhaupt Alles in ſteter Bewegung war; aber ich vermißte das eigentliche Geſchäfts- und Handelstreiben, welches auf den Bazaren Perſiens weit lebendiger erſcheint.

In den Buden der Kaufleute bemerkte ich Waaren aus verſchiedenen europäiſchen Ländern, aber die Waaren ruſſiſchen Urſprungs waren in bei weitem größter Menge vorhanden. In Europa würde man allen dieſen Artikeln keine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden, hier aber, mitten in Centralaſien, erregt jede unſer Intereſſe, weil ſie aus ſo weiter Ferne bis hierher gelangt iſt. Uebrigens fand ich in Buchara nur ſehr wenige Großhändler und große Waarenlager. Ich kann behaupten, daß das mir befreundete Handelshaus Hanhart und Compagnie in Täbris allein mehr Baumwollenwaaren auf ſeinem Lager hat, als ich in den 284 Buden des Baumwollenbazars in Buchara bemerkte. Dieſer verdient aber unſere Aufmerkſamkeit, weil man in ihm auch Baumwollenmanufakturen aus verſchiedenen aſiatiſchen Ländern ausgelegt findet, ſo z. B. den Stoff Aladſcha, ein feines Gewebe mit zwei ſchmalen Streifen von verſchiedener Farbe, ſodann auch mancherlei Arten von Seidenwaaren, von den feinſten an, welche dem Spinnengewebe gleicht, bis zu dem ſchweren Atres. Vor Allem bemerkenswerth ſind die Lederwaaren, welche überhaupt eine hervorragende Rolle ſpielen; Schuhwerk für Männer und Frauen iſt von ſehr guter Arbeit. Auch auf dem Kleiderbazar ſieht man ſehr ſchöne Ardeilen.

In Buchara haben wir Gelegenheit, den Centralaſiaten in ſeiner wahren Eigenthümlichkeit zu beobachten. Er liebt das Tſchachtſchuch, d. h. daß ſeine Kleider raſcheln. Ich habe immer mit Vergnügen zugeſehen, wenn ein Käufer, der ein neues Tſchapan, Kleidungsſtück, gekauft hatte, auf- und abging, um ſich zu überzeugen, daß es auch das richtige Geräuſch mache. Die Kleider werden in Buchara ſelbſt verfertigt und ſind wohlfeil; die wahren Gläubiger von weit und breit her verſorgen ſich damit in Buchara; auch die Kirgiſen, Kiptſchack und ſelbſt Kalmücken kommen zu dieſem Zweck aus der Wüſte, und der wilde Mangale mit ſchräg geſchlitztem Auge lacht vor Freude, wenn er ſeinen aus ungegerbten Rauhhäuten verfertigten Anzug gegen eine leichte Sommerkleidung, den Yekley, vertauſcht. Ein ſolcher erſcheint ihm als das Ideal der Civiliſation, und Buchara iſt für ihn ein Wien oder Paris.

Nachdem ich etwa drei Stunden lang in den Bazaren umhergeſchlendert war, bat ich meinen vortrefflichen Freund Hadſchi Salih, mich an einen Ort zu führen, wo ich etwas ausruhen und Erfriſchungen zu mir nehmen könne. Alſo gingen wir durch den Theebazar, Tim tſche Tſchay Furnſchi, und über den berühmten Platz Lebi Haus Divandeghi, ein Viereck, in deſſen Mitte ſich ein tiefes, 100 Fuß langes, 80 Fuß breites Waſſerbecken befindet; die Einfaſſung beſteht aus Quaderſteinen, und acht Stufen führen zum Waſſer hinab. Am Rande ſtehen mehrere Ulmen und unter dieſen die unvermeidlichen Theebuden, in welchen rieſengroße Samowars, ruſſiſche Theekeſſel, ſauſen und ziſchen; ſie werden in Rußland expreß für den bucharaiſchen Markt angefertigt. Man trinkt, beiläufig bemerkt, nur grünen Thee. An den anderen drei Seiten des Waſſerbeckens ſind Brot, Obſt, ſüße Gebäcke, warmes und kaltes Fleiſch, Alles von Matten gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt, zum Verkauf ausgeſtellt. Um die 100 und mehr Buden oder Läden ſummt ein Schwarm von Menſchen, um ſich zu ſättigen. Die vierte, weſtliche Seite, bildet eine Art von Terraſſe, und dort liegt die Maſchee Mesdſchidi Diwandeghi. Vor derſelben ſtehen einige Bäume, und unter denſelben bemerkte ich Derwiſche und Meddah, Geſchichtenerzähler, die in gebundener wie ungebundener Rede Allerlei zum Beſten gaben, während gleichzeitig Komödianten thätig waren. Der Zufall war mir günſtig, indem gerade eine allwöchentlich ſtattfindende Proceſſion der Derwiſche vom Orden der Nakiſchbendi über den Platz hinwegzog.

Dieſer Orden iſt in Buchara entſtanden und hat dort ſeinen Hauptſitz. Ich werde den Auftritt, deſſen Zeuge ich war, nie vergeſſen. Dieſe Derwiſche waren in einem höchſt aufgeregten Zuſtande; ſie trugen hohe kegelförmige Mützen, hatten wallendes Haar, lange Stäbe und tanzten im Kreiſe wie Beſeſſene. Dabei, ich kann mich nicht anders ausdrücken, bellten ſie einen Geſang, deſſen Strophen allemal von einem graubärtigen Oberderwiſch vorgeſungen wurden. Meine Aufmerkſamkeit wurde von dieſem Schauſpiel dermaßen in Anſpruch genommen, daß ich alle Müdigkeit und Ermüdung vergaß. Dann zog mein Freund mich in eine Bude, in welcher wir den köſtlichen Schiwln-Thee tranken. Hadſchi Salih fragte: „Nun, was ſagſt du zu Buchara ſcherif (dem edeln Buchara)? — „Es gefällt mir ganz ausgezeichnet.“ Dieſe Antwort machte ihm Freude, denn obwohl er aus Chokand und dieſe ſeine Heimat eben jetzt mit Buchara in Krieg verwickelt war, ſo gewährte es ihm, als Centralaſiaten, doch ein nicht geringes Vergnügen, daß die Hauptſtadt von Türkiſtan einen ſolchen Eindruck auf mich machte.

Ich trug bucharaiſche Kleidung und war von der Sonne

Digitized by Google

dermaßen gebräunt, daß meine eigene Mutter nur mit Mühe mich erkannt haben würde, aber trotzdem war ich stets von Leuten umgeben, die mich mit forschender Aufmerksamkeit betrachteten. Sie schüttelten mir die Hände, umarmten mich und machten mich todmüde. Ich trug einen Turban von ganz gewaltigem Umfange, an meinem Halse hing ein großer Kamm, und da ich somit das Aeußere eines Ischan oder Scheich angenommen hatte, so mußte ich mich Allem fügen, was diese Würde mit sich brachte. Und ich that es um so weniger ungern, da dieser Charakter eines heiligen Mannes mich gegen Fragen von Seiten der weltlichen Beamten sicher stellte; auch hörte ich, was die Leute über mich sagten. — Welch ein außerordentlich frommer Mann ist er! Er kommt den weiten Weg von Stambul nach Buchara ganz allein, um unsern Bahaeddin zu besuchen. Dieser nämlich (nach bucharischer Aussprache Baveddin) war ein in der ganzen mahammedanischen Welt berühmter Ascet, und Gründer des oben erwähnten Naklschbendi-Ordens, von welchem Angehörige auch in Indien, China, Persien, Arabien und auch in der Türkei leben. Der große Heilige starb 1388; er ist im Dorfe Baveddin begraben, wo Abdul Afis Chan 1490 ein Kloster und eine Moschee baute.

Ein anderer Mann äußerte: Wir wollen auch nach Mekka gehen und dabei werden wir vielerlei Ungemach zu bestehen haben. Diese Leute aber, und dabei zeigte er auf mich, haben nichts Anderes zu thun; ihr Beruf besteht im Beten, in Frömmigkeit und Pilgerschaft. — Vortrefflich gedacht, sagte ich bei mir selbst, du hast's errathen, denn ich sah nun, wie nöthig mir meine Verkleidung war. Ich bin in der Hauptstadt Türkistans nicht ein einziges Mal Gegenstand des Verdachts oder Argwohns gewesen, obwohl doch sonst die Leute dort verschlagen und böswillig genug sind. Sie kamen zu mir, um sich den Segen spenden zu lassen, und hörten mir zu, wenn ich auf öffentlichen Plätzen die Geschichte des großen Scheichs von Bagdad, Abd ul Kader Ghilani, voelas. Auch ließen sie es an Lobeserhebungen nicht fehlen, aber kein Einziger hat mir jemals auch nur einen Pfennig gegeben. Diese Bucharioten, die ein so heiliges Aeußere zur Schau tragen, bilden einen schroffen Gegensatz zu den wirklich frommen und freigebigen Usbeken in Chiwa.

Das Volk also war leicht zu täuschen, nicht so die Regierung, welche gegen den angeblichen Derwisch aus Stambul Verdacht gefaßt hatte. Rahmet Bi konnte mir offen nichts anhaben, aber seine Spione waren unablässig am Werke, um mir irgend eine verfängliche Aeußerung abzulocken; in ihren Gesprächen berührten sie alle möglichen Gegenstände, und kamen dann allemal auf Europa (Frenghistan) und dessen Verhältnisse. Aber der Vogel, den sie fangen wollten, ging nicht auf die Leimruthe.

Diese Spione erzählten, daß die Frenghis (Europäer) ein großes Wohlgefallen an der edeln Stadt Buchara fänden, und daß es sie nach dem Besitze derselben gelüste, aber die beiden Engländer, Conolly und Stoddart, seien auch dafür gestraft worden. Vambery bemerkt, daß über dieser beiden Mitreisenden Schicksal noch jetzt in Buchara ganz widersprechende Angaben verbreitet seien. Der angebliche Derwisch durfte nicht so unvorsichtig sein, darüber Fragen zu stellen und nähere Erkundigungen einzuziehen. Die Spione erzählten ihm übrigens, daß vor einigen Tagen mehrere Europäer angekommen, aber sogleich eingekerkert worden seien. (Sie meinten die italienischen Reisenden, welche im Auftrag ihrer Regierung in Asien reisten und durch russische Vermittlung die Freiheit erhielten.) Diese hätten einige mit Diamantenstaub bestreute Theekisten mitgebracht, um alle Einwohner der heiligen Stadt zu vergiften; sie könnten Tag in Nacht verwandeln und treiben überhaupt viele ganz teuflische Dinge."

Vambery sagt weiter: „Diese Bluthunde waren zumeist Hadschis, die sich lange in Konstantinopel aufgehalten hatten und nun ausspüren wollten, ob ich den Dialekt jener türkischen Hauptstadt recht und mit derselben genau bekannt sei. Gewöhnlich hörte ich sie lange mit scheinbarer Gedult an, gab mir dann die Miene, als ob jedes Gespräch über die Frenghis mir höchst unangenehm sei, und bat sie, nicht weiter über solche Ungläubige zu reden. Ich habe, sprach ich, Stambul verlassen, um von diesen Frenghis fortzukommen; sie haben offenbar die vielen Sachen, welche sie wissen, vom Teufel selbst gelernt. Allah sei gedankt dafür, daß ich nun in der edeln Stadt Buchara bin; verbittert mir also meine Tage nicht durch unangenehme Erinnerungen. — In ähnlichem Sinne sprach ich auch mit dem pfiffigen Mollah Schereseddin, diesem Vorsteher der Buchhändler, der mir eine Liste von Büchern gab, welche ein russischer Gesandter einige Jahre früher in Buchara zurückgelassen hatte. Ich überflog das Papier und sagte: Gelobt sei Allah dafür, daß mein Geist noch nicht durch die Bücher und die Wissenschaft der Frenghis verderbt worden ist, was leider bei manchen Türken in Stambul geschieht!

Eines Tages führte mir ein Diener des Wesirs Rahmet Bi einen kleinen verschrumpften Mann vor, der sich für einen Araber von Damaskus ausgab; ich sollte ermitteln, ob er wirklich ein solcher sei. Sein Gesicht schien mir europäisch zu sein, und als er zu reden begann, fand ich seine Aussprache nichts weniger als arabisch. Er habe, sagte er, eine Wallfahrt zum Grabe des Dschafer ben Sadik angetreten, das sich zu Ghotan im chinesischen Türkistan befindet, und gedächte noch an demselben Tage weiter zu wandern. Der Mann war bei unserer Unterredung sichtlich verlegen, und mir that es sehr leid, daß sich keine Gelegenheit darbot, ihn noch einmal zu sehen. Ich glaube, daß er eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie ich selber.

Rahmet Bi sah wohl ein, daß er durch seine Späher nicht an mich kommen könne, und ließ mich nun zu einem Pilau (Mittagsmahl, bei welchem der Pilau, Schöpsenfleisch mit Reis, das Hauptgericht bildet) einladen; er hatte zu demselben auch die angesehensten Ulemas (Schriftkundigen) gebeten. Ich sah wohl, daß ich eine harte Nuß zu knacken hatte, denn die ganze Unterhaltung lief auf ein strenges Examen hinaus. Ich machte ihnen aber einen Strich durch die Rechnung; denn, um nicht durch irgend eine von ihnen aufgeworfene Frage in Verlegenheit zu gerathen, spielte ich meinerseits den Wißbegierigen und warf ihnen viele Fragen hin über den Unterschied der religiösen Grundsätze in Fars, Sünnet, Wadschib und Mustahab, den vier Stufen, welche die Bedeutung der respektiven Gebote des Islam bezeichnen. Fars ist die Pflicht, welche Gott durch den Propheten eingeschärft hat; Sünnet die Tradition, welche vom Propheten selbst ausgeht, aber ohne göttliche Inspiration; Wadschib und Mustahab sind Gebote, welche von neueren Auslegern des Koran eingeschärft werden. Die beiden ersteren sind obligatorisch, die letzteren nur discretionär.

Mein Eifer wurde beifällig bemerkt, und bald erhob sich eine lebhafte Erörterung über einige Punkte im Hidayet, Scheechi Wekaye und anderen Büchern. Dabei nahm ich lebhaften Antheil und pries laut die Gelahrtheit der bucharischen Mollahs, welche über jene der Ulemas zu Stambul weit emporrage. So zog ich mich glücklich aus der Klemme, und meine Brüder, eben die bucharischen Mollahs, gaben dem Wesir Rahmet Bi durch Zeichen und Worte deutlich genug zu verstehen, daß sein Berichterstatter sich gröblich geirrt habe.

Seitdem ließ man mich völlig in Ruhe. Ich erfüllte vor allen Dingen genau die verschiedenen Verpflichtungen, welche mein Stand als Derwisch mir auferlegte, und konnte mich nun auch in den Bazar wagen, wo, in 26 Buden, Bücher verkauft werden. Ein gedrucktes Buch gehört hier zu den Seltenheiten. Ich habe auf diesem Bazar und noch mehr in den Wohnungen der Buchhändler Schätze gesehen, die für unsere Orientalisten

Digitized by Google

von ungemeinem Werthe ſein würden. Ich konnte natürlich nichts davon erwerben, denn einmal fehlte es mir an den erfoderlichen Geldmitteln, und ſodann hätte meine Theilnahme für weltliche Wiſſenſchaften mir Nachtheil bringen können. Es hat mir ſchon viele Mühe verurſacht, die wenigen Manuſkripte zu erwerben, die ich von Buchara und Samarkand mit heimgebracht habe; aber mir blutete mein Herz, als ich Werke zurücklaſſen mußte, welche unſeren orientaliſchen Studien großen Vorſchub hätten leiſten können.

Vom Büchermarkte aus ging ich gewöhnlich nach dem Righiſtan, dem öffentlichen Platze, welcher ziemlich weit entfernt liegt. Er iſt größer und belebter als der weiter oben erwähnte Lebi Haus, aber nicht ſo angenehm. Auch er hat ein Waſſerbecken und Theebuden; gegenüber auf einer Erhöhung ſteht die Ark des Emirs, die Pataſtburg des Herrſchers; ſie gewährt einen düſtern Anblick. Ueber dem Eingangsthore befindet ſich eine Uhr. Mich ſchauderte, als ich an dieſer Zwingburg vorüber ging, in welcher eben damals drei Europäer ſchmachteten. Vor dem Thore lagen 14 Brancekanonen mit ſtark verzierten Läufen; Trophäen aus dem Kriege mit Chokand. Rechts vom Palaſte liegt die Mesdſchidi Ketan, die größte Moſchee in Buchara.

Von Righiſtan ging ich nach einer Theebude, welche ein Chineſe aus Komul (im chineſiſchen Türkiſtan, 40 Stationen von Kaſchgar und 60 von Buchara) inne hatte; er war mit dem Turka-Tatariſchen völlig vertraut, galt hier für einen Muſelmann, erzählte mir vielerlei aus ſeiner Heimath und führte 16 verſchiedene Sorten Thee in ſeinem Laden, die er alle durch das Anſühten von einander unterſcheiden konnte.

Auf der Wanderung von Teheran nach Buchara hatte ich von meinen Reiſegefährten ſo viel über dieſe Stadt gehört, daß ich mich nach Verlauf einer Woche dort ganz heimiſch fand. Anfangs diente mir Hadſchi Satih als Führer, dann aber ging ich allein aus und ſchlenderte in den Straßen, Bazaren und Medreſſehs, höheren Lehranſtalten, umher. Mit meinen Freunden machte ich dann und wann einen Beſuch bei einem Landsmanne derſelben, welcher in Buchara anſäſſig war. Bei ihm thaten ſie ſich gütlich, weil er ihnen die in ihrer Heimath, der chineſiſchen Tatarei, beliebten Speiſen vorſetzte, namentlich den Mantuy, eine Art Pudding aus gehacktem, mit Fett vermiſchtem und ſtark gewürztem Fleiſch, welches ſie mit Dampf kochen, der durch vier übereinander angebrachte Siebe geht. Die gekochten Mantuys werden auch wohl in Fett geſchmort und heißen dann Sendufi, Frauenküſſe. Meine Freunde aus Kaſchgar und Yarkend hatten noch andere Nationalſpeiſen, die aber nur einem Tataren gefallen können.

Die Hitze war faſt unerträglich, und nun kam die Jahreszeit heran, in welcher gewiß je der zehnte Menſch den Riſchte (Medinawurm, Filaria medinensis) bekommt. Ich trank deshalb nur warmes Waſſer oder Thee. Dieſes Uebel iſt zu Buchara im Sommer ſo gewöhnlich, daß man auf daſſelbe kein größeres Gewicht legt, als bei uns auf eine Erkältung. Der Kranke fühlt am Fuß oder irgend einem andern Körpertheil ein Kitzeln; dann entſteht ein Fleck, und aus demſelben kommt ein fadenartiger Wurm, der manchmal eine Elle lang iſt, und zu deſſen Abwicklung meiſt mehrere Tage erforderlich ſind. Das iſt die gewöhnliche, vollkommen ſchmerzloſe Behandlung, bei der aber große Vorſicht beobachtet werden muß; denn wenn der Wurm abreißt, entſteht eine Entzündung, und ſtatt eines Wurmes bekommt man deren vielleicht ein halbes Dutzend und mehr; der Kranke hat große Schmerzen und wird bettlägerig. Herzhafte Leute ſchneiden den Riſchte aus, ſobald er ſich zeigt. Uebrigens wiſſen die Barbiere recht gut mit dieſem Wurm umzugehen. Dieſelbe Krankheit tritt auch in Bender Abbaſſi in Perſien auf und kommt manchmal im folgenden Sommer wieder, wenn auch der Kranke ſich in einem ganz verſchiedenen Klima befindet. So ging es z. B. dem bekannten Miſſionär Watſſ, bei welchem der Wurm ſich zum zweiten Male zeigte, als dieſer Reiſende ſchon wieder in England war. In Buchara treten, in Folge der Hitze und des ſchlechten Waſſers, noch manche andere bösartige Krankheiten auf.

Die Stadt erhält ihr Waſſer aus dem Seraſſchan, d. h. dem Vertheiler des Gottes, welcher tiefer liegt als Buchara und in den Sommermonaten ziemlich arm an Waſſer iſt. Dieſes wird vermittelſt eines Kanals herbeigeleitet, der aber höchſt unreinlich gehalten wird. Man läßt das Waſſer durch das Derwaſt Meſarthor alle 8 oder 14 Tage, je nach dem Stande des Fluſſes, in die Stadt ein, und auch dann iſt es ſchon ziemlich ſchmutzig. Sobald es herbeiſtrömt, ſpringen Jung und Alt in Kanäle und Waſſerbecken, um ihre Abwaſchungen vorzunehmen, nachher treibt man die Pferde, Kühe und Eſel hinein, zuletzt gönnen ſich auch Hunde die Wohlthat eines Bades. Nun erſt wird verordnet, daß man das Waſſer in Ruhe laſſen ſolle. Es kann ſich ſetzen, und nachdem es ſo viele Elemente der Unreinlichkeit aufgenommen hat, dient es zum Trinken. So wird in dem „edlen und frommen" Buchara ein Hauptgebot des Islam beobachtet, das vor allen Dingen Reinlichkeit einſchärft!

Sehr oft vernahm ich den Ausſpruch: „Buchara kuvveti islam ü bin eſt", d. h. Buchara iſt die wahre Stütze des Islam. Man könnte eher ſagen, es ſei deſſen Rom, denn Mekka und Medina ſind gleichſam das Jeruſalem. Buchara fühlt ſeine Stellung und rühmt ſich anderen mohammedaniſchen Ländern gegenüber derſelben, ſelbſt vor dem türkiſchen Sultan, der doch für das officielle Oberhaupt der Religion gilt. Man vergibt ihm nicht, daß er den Europäern ſo manchen Einfluß verſtattet.

Da ich für einen Osmanli aus Stambul galt, mußte ich manche Fragen beantworten.

Erſtens: Weshalb macht der Sultan nicht um einen Kopf kürzer alle Frenghis, die in ſeinem Lande leben und doch keinen Tribut, Dſchezieh, bezahlen? Weshalb führt er nicht alljährlich den heiligen Krieg (Dſchihad), obwohl an ſeinen Grenzen Ungläubige wohnen?

Zweitens: Weshalb tragen die Osmanli, die doch Sunniten ſind und zur orthodoxen Sekte der Hanefiten gehören, weder den Turban, noch den langen, bis auf die Fußknöchel reichenden Rock, obwohl Beides vom Geſetz vorgeſchrieben wird? Weshalb tragen ſie nicht langen Bart und kurzen Schnauzbart, wie es doch der Ruhm aller irdiſchen Schöpfung, der Prophet, gethan?

Drittens: Weshalb ſingen die Sunniten in Stambul und Mekka den Eſan (Ruf zum Gebet)? Das iſt eine entſetzliche Sünde!

Viertens: Sie wohnen den heiligen Stätten nahe; weshalb pilgern ſie nicht alle dorthin? —

Ich gab mir große Mühe, die religiöſe Ehre der braven Osmanli zu retten, mußte aber freilich dann und wann Zugeſtändniſſe machen. Im Stillen jedoch wünſchte ich den Türken Glück, weil ſie trotz des corrupten Islamismus ſich doch manche gute Charakterzüge bewahrt haben, während ihre hieſigen Religionsgenoſſen, welche von ſich rühmen, daß ſie aus der Quelle des wahren Glaubens ſelber ſchöpfen, durchaus verlogen, ſcheinheilig und betrügeriſch ſind.

Mehrmals habe ich Theil genommen an einer Chalka, einem „Kreiſe", welchen die Andächtigen bilden. Sie hocken dicht nebeneinander und geben ſich dem Teoedſchüh hin, der Betrachtung und der Beſchaulichkeit über die Größe Gottes, den Ruhm des Propheten und die Hinfälligkeit aller irdiſchen Dinge. In den weſtlichen Ländern bezeichnet man dieſe Contemplative als Murakede. Da ſitzen nun dieſe Männer mit dem ungeheuern Turban in frommer Haltung, und ein Fremder

muß glauben, sie seien wahre Ausbunde von Tugend und Gottesfürchtigkeit. Wer aber näher zusieht, bemerkt bald, daß manche von ihnen so tief in die Beschaulichkeit sich versenken, daß sie einschlafen und laut schnarchen. Daran nimmt oder der Buchariot keinen Anstoß; er sagt: „Diese Männer haben es in der Heiligkeit so weit gebracht, daß sie an Gott und das Jenseits denken, auch wenn sie schnarchen!"

In Buchara kommt Alles auf das Aeußere an. Jede Stadt hat ihren Reis, Obhüter der Religion, der mit einer Peitsche in den Straßen und auf den Plätzen umhergeht und den ersten Besten über die Grundfragen des Mohammedanismus examinirt. Wer die Fragen nicht richtig beantwortet, wird auf acht bis vierzehn Tage in die Knabenschule geschickt, und wenn er auch ein graubärtiger Sechsziger wäre. Andere werden von diesem Reis mit der Peitsche zur Betstunde in die Moschee getrieben. Ob sie aber in der Schule etwas lernen, oder schlafen, oder was sie in der Moschee treiben, darum kümmert sich dann Niemand weiter.

Alle diese Verhältnisse üben natürlicherweise Einfluß auf die Regierung und auf die gesellschaftlichen Zustände überhaupt.

Zwei Drittheile der Bewohner von Buchara sind iranischer Abkunft: Perser, Mervi und Tadschicks. Durch sie werden die Bazare, Straßen und öffentlichen Plätze belebt, aber man kann sich nichts Einförmigeres und Langweiligeres denken, als das häusliche Leben. Heiterkeit und Frohsinn können nicht aufkommen, wo ein solches System der Religion neben einem Alles durchdringenden Späherwesen herrscht. Denn die Spione des Emirs dringen bis in das Innerste der Familie, und wehe dem Manne, welcher gegen die Formen der Religion oder gegen die Autorität des Herrschers verstößt! Durch langjährige Unterdrückung ist das Volk nun dermaßen eingeschüchtert, daß Mann und Frau, auch wenn kein Dritter zugegen ist, nicht wagen würden, den Namen des Emirs zu nennen ohne den Zusatz: „Allah lasse ihn 120 Jahre leben!" Die Leute hassen aber nicht etwa ihren Herrscher, denn tyrannischer Eigenwille erscheint ihnen als eine Sache, die völlig in der Ordnung ist, als ein unvermeidliches Attribut der fürstlichen Würde.

Emir Nasr Ullah, Vater des gegenwärtigen Herrschers, war in seinen letzten Lebensjahren ein höchst ausschweifender und dabei grausamer Mann; er bestrafte seine Unterthanen mit dem Tode für unsittliche Handlungen, die er selbst in schamloser Weise beging, oder darüber kam nicht einmal ein Tadel aus dem Munde seiner Unterthanen. Der gegenwärtig regierende Emir Mosaffer ed din Chan ist ein wohlgesinnter Mann, sehr streng, aber für seine Person von unsträflichem Wandel. Von seinen Unterthanen wird er gelobt und gepriesen. Ich sah ihn in Samarkand; er ist jetzt etwa 42 Jahre alt, von mittlerm Wuchs, etwas beleibt, hat ein ganz angenehmes Gesicht, schöne schwarze Augen und einen dünnen Bart. In seiner Jugend war er ein Jahr lang Gouverneur von Karschi, ist dann 18 Jahre lang Statthalter in Kermineh gewesen und galt allezeit für einen in seiner Art wohlwollenden Mann. Er hält streng an den politischen Grundsätzen seines Vaters und ist, als Mollah und strenggläubiger Mohammedaner, ein erklärter Feind aller Neuerungen, auch solcher, deren Vortheil und Nutzen ganz klar ist. Bei seinem Regierungsantritte nahm er als Wahlspruch auf sein Siegel: El hükm bil adl, d. h. Regierung durch Gerechtigkeit, und bis jetzt ist er demselben treu geblieben, wenigstens nach den in Buchara herrschenden Begriffen. Gegen seine Würdenträger verfährt er ungemein streng und bestraft auch geringere Vergehen, welche sie sich zu schulden kommen lassen, mit dem Tode, während er gegen geringe Leute nachsichtiger verfährt. Deswegen sagt das Volk von ihm, er tödte die Elephanten und beschütze die Mäuse.

Er kann es nicht leiden, wenn seine Unterthanen von der hergebrachten einfachen Art und Weise abweichen wollen, weil sie, wie er meint, sich bei derselben vollkommen glücklich befinden. Deshalb verbietet er die Einfuhr von Luxusartikeln und überhaupt von kostbaren Waaren, leidet auch keinen Aufwand an Kleidern oder im Hause. Sein Serdari Kul, Oberbefehlshaber der Armee, Namens Scharuch Chan, stammte aus einer Seitenlinie des in Persien herrschenden Königsgeschlechts der Kadscharen, war ursprünglich persischer Statthalter von Astrabad, floh dann nach Buchara und wurde hier mit Würden und Auszeichnungen überhäuft. Dieser Mann gedachte nach persischer Weise zu leben; er ließ sich eine Wohnung nach dem Muster der Häuser Teherans bauen und in derselben sogar Glasfenster anbringen. Der Emir wußte das Alles vom Anfang an, that aber keinen Schritt, bevor das Haus vollendet war. Dann aber erklärte er, Scharuch Chan habe sich gegen die Gebote der Religion versündigt, hielt ihn eine Zeit lang gefangen und schickte ihn in die Verbannung. Für das confiscirte Haus fand sich ein Käufer, aber der Emir gab Befehl, dasselbe nieder zu reißen. Selbst die Ruinen waren ihm noch zu prächtig; Alles wurde dem Boden gleich gemacht und das Holzwerk an einen Bäcker verkauft.

Mosaffer ed din Chan hat, dem mohammedanischen Brauche gemäß, vier rechtmäßige und daneben noch etwa 20 andere Frauen. Die ersteren sind Bucharinnen, die anderen Sklavinnen, mit denen er, wie man mich versicherte, keinen nähern Umgang unterhält; sie sind mit der Abwartung seiner 16 Kinder — 6 Knaben und 10 Mädchen — beschäftigt. Die Leitung des Harems liegt des Emirs Mutter ob; diese war ursprünglich eine persische Sklavin aus Kadembschiha bei Mesched; des Herrschers Großmutter, Hakim Ayim, steht ihr zur Hand. Im Harem herrscht die strengste Ordnung; es ist bei Todesstrafe verboten, denselben zu betreten; man soll nicht einmal einen Blick dorthin werfen oder auch nur an ihn denken. Das Letztere ist nur den frommen Scheichs oder Mollahs gestattet, deren Hauch, Nefes, für heilig gilt. Zu diesen Leuten gehörte mein Reisegefährte und Freund Hadschi Salih, und deshalb wurde er in den Harem befohlen, um darf eine Gabe des berühmten Chaki Schifa, d. h. Gesundheitspulvers aus Medina, auszutheilen. Die Unterhaltung des Harem kostet nur wenig; die Frauen müssen nicht nur ihre Kleider selber verfertigen, sondern auch jene für den Emir, der sehr sparsam ist und Alles beaufsichtigt. Für die Küche werden noch unserm Gelde täglich zwischen drei und vier Thaler verausgabt; Süßigkeiten kommen selten auf die Tafel, aber alle Tage Reisgerichte, bei denen Schöpsenfett eine große Rolle spielt.

Auf einen Mann, der Monate lang durch die Wüste Centralasiens wanderte, macht Buchara, so armselig es auch in mancher Beziehung erscheint, doch einen großstädtischen Eindruck. Ich genaß dort täglich Brot, Thee, Obst und gekochtes Fleisch; so ich besaß nun zwei Hemden, und diese Behaglichkeiten eines civilisirten Lebens waren mir nach langen Entbehrungen so angenehm, daß es mir ordentlich schwer aufs Herz fiel, als meine Reisegefährten mich daran erinnerten, daß wir in den nächsten Tagen noch Samarkand aufbrechen müßten. Dort mußte es sich entscheiden, ob ich über Chokand und Koschgor gehen oder über Kerki, Korschi und Herat nach Teheran zurückkehren sollte.

Bevor ich von Buchara scheide, will ich noch einige Worte über den Sklavenkarawonserai sagen. Das Gebäude bildet ein Viereck und hat 30 bis 35 Zellen, in welchen drei Großhändler ihre lebendige Waare eingesperrt hielten. Diese war theils ihr Eigenthum, theils hatten sie dieselbe von Turkomanen in Commission erhalten. Diese Turkomanen bringen ihre Sklaven selber nach Buchara und schlagen davon in den

Digitized by Google

erſten Tagen nach ihrer Ankunft ſo viel als möglich los; was ſie nicht verkaufen können, geben ſie dem Dellal, Mäkler, in Commiſſion. Man verkauft in Chiwa und Buchara Menſchen im Alter von 3 bis zu 60 Jahren.

Den Geboten des Islam zufolge ſollen nur Ungläubige als Sklaven verkauft werden, aber in dem heiligen Buchara läßt man dieſe Vorſchrift durchaus unbeachtet und macht Perſer, alſo ſchiitiſche Mohammedaner, zu Sklaven. Man hilft ſich dabei in ſehr bequemer Weiſe. Schon im Jahre 1500 hat nämlich der Mollah Schemſeddin die Schiiten kurzweg für Ungläubige erklärt. Man geht aber noch weiter, indem auch ſunnitiſche Mahammedaner, die man als Sklaven verkaufen will, ſo lange gerügelt werden, bis ſie ſich ſelber für Schiiten erklären! Der Jude gilt für zu niedrig und zu unwürdig, Sklav zu werden, und das läßt er ſich natürlich gern gefallen. Der Turkomane plündert ihn aus, zieht ihm ſelbſt die Kleider vom Leibe, wird aber dieſen ſelber nicht anrühren, weil er ſich dadurch verunreinigen würde. In früheren Zeiten vergriff man ſich auch an den Hindus nicht. Seitdem aber in den letzten Jahrzehnten viele Indier über Herat nach Buchara kamen, machten ſich die Turkomanenvölker der Telke und Sarik einen bequemen Grundſatz zurecht. Sie zwingen jeden Anhänger Wiſchnu's, ſich für einen ſchiitiſchen Mohammedaner zu erklären; dann erſt wird er ausgeplündert und verkauft. Männliche Sklaven werden öffentlich zum Verkauf ausgeſtellt; der Verkäufer muß dafür ſtehen, daß die Waare geſund ſei. Die Preiſe ſind je nach den Umſtänden verſchieden, je nachdem die Alamans, Raubzüge, der Turkomanen ergiebig ausfallen oder nicht. Als ich in Buchara war, bezahlte man einen kräftigen Mann in mittleren Jahren mit 40 bis 50 Tillah, alſo 21 bis 36 Pfund Sterling. Als die Turkomanen einen großen Sieg über die Perſer erfochten und 18,000 derſelben gefangen genommen hatten, konnte man einen ſolchen Sklaven für drei oder vier Tillah kaufen.

Vambery verweilte 22 Tage in Buchara. Bevor er von dort nach Samarkand abzog, unternahm er einen Ausflug nach dem etwa drei Wegſtunden entfernten Dorfe Baweddin, wo der ſchon oben erwähnte heilige Bahaeddin Nakſchbend begraben liegt. Er iſt Stifter des nach ihm benannten Derwiſchordens, und dieſer iſt die Quelle aller religiöſen Extravaganzen, durch welche ſich der öſtliche Islamismus vom weſtlichen unterſcheidet. Bahaeddin wird als der Nationalheilige in ganz Türkiſtan verehrt; er gilt gleichſam für einen zweiten Mohammed, und der Bucharе iſt feſt überzeugt, daß ſchon der bloße Ruf: Bahaeddin delagerdan, d. h.: a. B. du Abwender des Uebels, hinreichend ſei, den ächten Gläubigen vor jedem Uebel zu bewahren. Selbſt aus dem fernen China pilgern Wallfahrer zu ſeinem Grabe, und fromme Leute in Buchara ſtellen ſich allwöchentlich dort ein, um zu beten. Etwa 300 Eſel vermitteln eine regelmäßige Verbindung zwiſchen der Stadt und dem Dorfe, wo ſich das Grab in einem kleinen Garten befindet. Dort befindet ſich auch der berühmte Senghi murad, Stein des Verlangens, an welchem jeder Pilger ſeine Stirn reibt; er iſt dadurch ganz glatt geworden. Ueber dem Grabe ſind mehrere Widderhörner angebracht, ſodann eine Fahne und ein Beſen, mit welchem einſt das Heiligthum in Mekka ausgefegt worden iſt. Man hat einige Male den Verſuch gemacht, das Grab mit einer Kuppel zu überwölben; ſie iſt aber allemal nach drei Jahren wieder eingeſtürzt. Die Scheichs ſagen, Bahaeddin ziehe die freie Luft und das Himmelsgewölbe vor, und daſſelbe ſei auch mit den übrigen Heiligen in Türkiſtan der Fall.

Zuſtände auf der Inſel Martinique.

Bald nachdem wir unſern frühern Aufſatz (VII, S. 246) über die Kulturverhältniſſe Weſtindiens geſchrieben hatten, kam uns in der neueſten Nummer der Revue l'Orient ein Artikel zu Geſicht, in welchem Hommaire de Heil die Agrikulturzuſtände auf den franzöſiſchen Antillen in lehrreicher Weiſe erörtert. Wir können denſelben nicht in ſeiner ganzen Länge mittheilen, weil er Manches enthält, was nur für Frankreich ein beſonderes Intereſſe hat, und beſchränken uns auf das Weſentliche.

In Europa haben nicht Viele eine richtige Anſicht von dem Ackerbaubetrieb in den tropiſchen Colonien, namentlich ſolcher, deren Haupterzeugniß der Zucker bildet. Dort greifen Ackerbau und Manufaktur in einander, und ſowohl Anlagekapital wie Betriebsmittel müſſen bedeutend ſein. Der Zuckerbau verlangt anhaltende Aufmerkſamkeit und Thätigkeit, daneben auch regelmäßige Arbeit. Dieſe ſteht ihm ſeit 1848 nicht mehr zu Gebote. Statt eines fleißigen Arbeiters, auf welchen Verlaß war, finden ſich jetzt zehn, welche entſchloſſen ſind, nichts zu thun, und welche Arbeitscontracte nur deshalb abſchließen, weil ſie ſonſt der geſetzlichen Strafe unterlägen. Man producirt theuer und oft ohne nur die Zinſen vom Anlagekapital zu erübrigen.

Früher waren die Gebirgsabhänge von Martinique mit Kaffeebäumen bepflanzt, und die Ausfuhr der überall geſuchten Bohnen betrug zwei Mill. Pfund. Jetzt iſt der Kaffeebau dahin, weil man keine Arbeiter findet, welche ſich der keineswegs anſtrengenden Pflege des Baumes unterziehen. Glaube man nicht etwa, daß Menſchenmangel oder niedriger Arbeitslohn die Schuld trage. Die Arbeitskräfte mangeln und der Ackerbau leidet, weil der freie Neger in jenem warmen Klima ſich den nothdürftigſten Lebensbedarf ſchafft, ohne zu arbeiten, und weil das Geſetz ihn nicht zur Arbeit zwingen kann.

Martinique iſt nur 14 Lieues lang, 7 breit und eine der am ſtärkſten bevölkerten Inſeln, denn ſie zählt auf dieſem kleinen Raume 135,017 Seelen, darunter 67,500 „Ackerbauarbeiter", welche 30,000 Hektaren beſtellen. Die Zahl der auf den Zuckerplantagen anſäſſigen, ſowohl einheimiſchen wie eingewanderten Arbeiter, welche die etwa 15 bis 16,000 mit Zucker bepflanzten Hektaren beſorgen, ſtellt ſich auf 32,000 Köpfe. In Frankreich muß, nach ſtatiſtiſchen Ermittelungen, jeder Feldarbeiter 120 Aren Boden beſtellen, auf Martinique, das keinen Winter hat, nur 50 Aren, alſo nicht einmal halb ſo viel.

In Betreff der Arbeitslöhne ergibt ein Vergleich, wie günſtig, gegenüber den Feldarbeitern in Europa, die Kreolenneger, d. h. die auf Martinique eingebornen Schwarzen, die vor 1848 Sklaven waren, geſtellt ſind. Sie bilden die Mehrzahl jener 67,300 Köpfe, denn die eingewanderten zählen nur 15,576 Seelen. In Frankreich kommt auf einen ſolchen Arbeiter ein Durchſchnittslohn für jeden Arbeitstag von 1½ Franc (12 Silbergroſchen), auf eine Frau 75 Centimes (6 Silbergroſchen); für Kinder 25 Centimes, alſo 2 Silbergroſchen. Damit müſſen alle Lebensbedürfniſſe beſtritten werden.

Auf Martinique hat der freie Arbeiter, der arbeiten will, ein Haus, in welchem zwei europäische Arbeiterfamilien ſich ſehr behaglich fühlen würden, miethfrei; er hat daneben einen Baum- und Fruchtgarten und außerdem ein Stück Feld, das er nach Belieben beſtellen kann und deſſen Ertrag ihm gehört. Er kann jagen und fiſchen, wie und wo es ihm beliebt, und durchſchnittlich iſt ihm auch geſtattet, Rindvieh zu halten; Kleinvieh ohnehin immer. Er kann Holz holen und ſchlägt auch wohl Bäume nieder, um die Kohlen zu verkaufen. So koſten ihm Gemüſe, Obſt, Zucker gar kein Geld und faſt gar keine Mühe. Zu dem Allen bekommt er für neunſtündige Arbeit 10 Silbergroſchen (1 Fr. 25 C.), gleichviel, ob er Mann, Fron oder Knabe iſt.

Unter großem Jubel wurde 1848 die Sklaverei in den franzöſiſchen Colonien abgeſchafft. Die letzteren jubelten aber nicht, und ſeagten: welche Entſchädigung zahlt uns das Mutterland; werden die Freien arbeiten, und wenn nicht, woher bekommen wir Arbeitskräfte? —

Man zahlte als Entſchädigung für jeden freigelaſſenen Neger 400 Francs, obwohl der Durchſchnittspreis in den Colonien ſich auf 2000 Francs ſtellte; dieſe Entſchädigung war alſo ſehr gering, und die Eigenthümer erlitten ungeheuern Verluſt an Kapital. Aber die zweite Beſorgniß war noch gewichtiger. Die Neger gingen aus Rand und Band, und Mordthaten und angelegte Feuerbrünſte waren an der Tagesordnung. Alle Arbeit wurde eingeſtellt.

Die Pflanzer verloren auch unter ſolchen Umſtänden den Muth nicht; ſie thaten die Ernte ein, ſo gut es eben gehen wollte; aber Schaden hatten ſie doppelt und dreifach, weil ohnehin die Zuckerpreiſe niedrig ſtanden. So ging das mehrere Jahre hintereinander, denn das Mutterland ſorgte nicht für Arbeiter. Die Hoffnung, daß im Fortgange der Zeit der Neger ſich beſinnen und arbeiten werde, war ganz eitel, denn nur wenige kehrten auf die Pflanzungen zurück. Die meiſten waren ſeit ihrer Freigebung Landſtreicher geworden, lebten vielfach auf Koſten und zum Nachtheil ihrer früheren Herren und arbeiteten ein paar Tage, wenn ſie große Noth litten oder irgend eine Caprice befriedigen wollten. Viele gingen in die Städte, wo ſie ein gefährliches Proletariat bildeten und allerlei Unfug trieben; Andere konſten im Innern ein kleines Stück Land und verlebten dort müßige Tage.

Die Landſtreicherei wurde zuletzt eine ſolche Landplage, daß am 10. September 1855 der Code der Arbeit und der Abgaben veröffentlicht werden mußte. Die Abſicht bei Erlaß desſelben ging dahin: „einige Zucht in die Colonialgeſellſchaft zu bringen; der Confuſion der Menſchen und der Dinge zu ſteuern; jeden Bürger unter Auge und Hand des Geſetzes zu ſtellen; die Wirkung eines entnervenden Klimas und unheilbringender Gewohnheiten zu paralyſiren; die Trägheit zu bekämpfen und die menſchliche Thätigkeit rege zu halten; die Individuen um Eigenthum und Induſtrie zu gruppiren; zwiſchen Herren und Arbeitern legale und erſprießliche Beziehungen zu ſchaffen; die nothwendige Eintracht und die wirthſchaftliche Solidarität zwiſchen Eigenthum und Proletariat wieder herzuſtellen; Alle, welche das Alter erreicht haben, in welchem ſie des Unterſcheidungsvermögens mächtig ſind, zu zwingen, von ihrem freien Willen einen guten Gebrauch zu machen (!!); die Produktion aufzumuntern; die Colonie anzuregen, damit ſie in der moraliſchen und materiellen Ordnung der Dinge einen großen ſocialen Fortſchritt mache".

Wir haben das Obige Herrn Hommaire de Hell nachgeſchrieben, um eine Probe des unſinnigſten adminiſtrativen Galimathias zu geben. Es wäre einfach und klar geweſen, zu ſagen: Ihr ſchwarzen Vagabunden ſollt von nun an wieder arbeiten, weil mit Tagedieben nichts genutzt wird; deswegen ſollt ihr von nun an Abgaben zahlen, und thut ihr das nicht, ſo werdet ihr zur Zwangsarbeit angehalten. Das iſt nämlich Sinn und Bedeutung jenes Code. Es ſtellte ſich alſo auf Martinique, wie anderwärts auch, die Wahrheit heraus, daß mit dem Neger ohne Zwang gar nichts anzufangen ſei. Der Code hat aber nichts genützt. Die Neger zahlen wohl die Steuer, aber arbeiten thun ſie darum nicht. Sie müſſen nachweiſen, daß ſie Arbeit genommen haben, und der Arbeitgeber muß das in einem Buche beſcheinigen. Nun aber hat ein Viertheil der Landleute gar kein Buch, und außerdem findet jeder einen Freund, welcher beſcheinigt, daß der oder der bei ihm in Arbeit ſtehe.

Am liebſten hat der Neger eine Hütte mit einem Garten, den ihm Frau und Kinder beſtellen müſſen; er ſelber thut nichts; er baut auf ſeinen Grund und Boden ein paar Hütten und vermiethet dieſe an ſchwarze Vagabunden. Sie pflanzen Igname, Manioc und ſüße Kartoffeln, was mit leichter Mühe geſchehen iſt, haben vollauf zu eſſen, bringen den Ueberſchuß zu Markte und davon bezahlen ſie die geringe Abgabe. So ſind ſie mit Gendarmen und Steuereinnehmern in Ordnung, aber mit Allem, was Civiliſation heißt, haben ſie gebrochen. Manche arbeiten bei den Pflanzern einen Tag in der Woche; zu anhaltender Arbeit bringt man ſie auch für Geld nicht. Um das Ganze zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Neger auf Martinique kein Brot eſſen und ſich aus Fleiſch wenig oder gar nichts machen. Etwa 15,000 Neger ſind, nach der ſtatiſtiſchen Aufnahme vom 31. December 1863, unbeſchäftigte Vagabunden; ihre Zahl vermehrt ſich. Das Geſetz vermag nichts dagegen, weil dieſe Landſtreicher ſich ein paar Quadratruthen Boden erwerben und dann „Grundbeſitzer" ſind. Etwa 32,500 Neger arbeiten auf den Zuckerplantagen, oder ſehr unregelmäßig, wechſeln oft, gehorchen ſchlecht und ſind immer mißvergnügt, weil ſie lieber auch „Grundbeſitzer" wären. Die Arbeit der Creolen d. h. eingebornen Neger iſt für jene Colonie ſo gut wie verloren.

Der Leba-See in Hinterpommern.

Von Dr. **Ernſt Boll** in Neu-Brandenburg.

Unter dem 9. Dec. 1864 meldet die preußiſche Nationalzeitung aus Stettin Folgendes: „Vorgeſtern war eine Deputation aus Leba hier anweſend, welche bei der hieſigen Behörde wegen Herſtellung eines Zufluchtshafens bei Leba Vorſtellungen machte und ſich darauf nach Berlin begeben hat, um bei den Miniſterien für denſelben Zweck thätig zu ſein. Zur Herſtellung des Hafens bedürfte es in der Hauptſache nur des Durchſtichs der ſchmalen Landenge, welche den Leba-See von der Oſtſee trennt. Der See ſelbſt hat in ſeinem nördlichen Theile ſogar für die größten Handelsſchiffe die nöthige Tiefe und Raum genug zum Ankern für mehrere hundert Schiffe; auch beſteht der Boden aus Thon und Lehm, ſo daß

eine Versandung des Durchstichs nur vom Meere aus möglich wäre, also durch Erbauung von kurzen Molen verhindert werden könnte. Der Durchstich soll eine Tiefe von 20′ erhalten. Die Kosten sind vorläufig auf 160,000 Thaler veranschlagt, wovon der lebaer Kreis bereits 30,000 gezeichnet hat."

Zwar hat in neuerer Zeit die Wasserbaukunst so riesige Fortschritte gemacht, daß sie jetzt Vieles als Spielerei zu Stande bringt, an dessen Ausführung sie noch vor 100 Jahren gänzlich scheiterte; dennoch möchte es gelegentlich dieses lebaer Projektes nicht ganz unangemessen sein, einmal wieder an den Ausgang zu erinnern, den frühee ein ganz ähnliches Unternehmen an derselben Stelle gehabt hat, zumal, da es bei der geringen Aufmerksamkeit, welche man in Norddeutschland der Geschichte seiner Vorzeit zu schenken pflegt, nicht unmöglich wäre, daß man in Leba das Schreckensjahr 1779 schon gänzlich vergessen hätte. Wäre Letzteres aber nicht der Fall, so könnte es dem intendirten Zufluchtshafen vielleicht beschieden sein, einen neuen Beleg zu der Wahrheit des Hegelschen Ausspruches zu geben: „Aus der Geschichte lernt man, daß Niemand etwas aus der Geschichte lernt!" — Ueber das Schicksal jenes ältern Projektes erlaube ich mir Folgendes aus meiner noch ungedruckten Schilderung der Veränderungen, welche die deutschen südbaltischen Küsten in geschichtlicher Zeit erlitten haben, hier mitzutheilen.

Der größte der hinterpommerschen Landseen ist der Leba-See, welcher durch eine zwei Meilen lange Nehrung, deren Breite an vielen Stellen nur gegen 300 Ruthen beträgt, von der Ostsee geschieden ist; das Tief (d. h. der natürliche Canal, durch welchen der See mit dem Meere in Verbindung steht) liegt jetzt an dem nordöstlichen Ende der Nehrung, soll sich frühee jedoch etwa ¾ Meile weiter westlich befunden haben, doch aber schon längst gänzlich versandet sein. Im Jahre 1776 faßte man den Plan, das große im Süden an den See stoßende Lauenburgische Bruch zu entwässern, und der Freiherr v. Brenkenhof übernahm die Ausführung der dazu erforderlichen Wasserdämme einem Hrn. v. Genzkow. Dieser war frühee Drost in Mecklenburg und Besitzer ansehnlicher Landgüter gewesen, und war ein Mann von unläugbaren Geschäftskenntnissen; zugleich besaß er aber auch eine so ungeregelte Einbildungskraft, daß kaum von irgend einer ökonomischen Verbesserung die Rede sein durfte, an die er nicht sofort und gleichzeitig 10 andere und ganz verschiedenartige Entwürfe angeknüpft hätte. Dadurch hatte er sich schon selbst ruinirt, und auch hier verfiel er wieder in denselben Fehler. Statt bei der Melioration des Bruches, worauf es hier ankam, stehen zu bleiben, verband er damit den Plan zur Schiffbarmachung des Leba-Flusses, die sich ohne überschwengliche Kosten nicht ausführen ließ. Zu dem Zwecke sollte der Leba-See abgelassen werden, was der Natur der Sache nach ganz unmöglich war, und statt wenigstens das jetzige Tief dazu zu verwenden, wollte man den alten Ausfluß wieder herstellen. Man grub also auf kürzestem Wege gerade nach Norden, wo der Wagenandrang der Ostsee am stärksten ist, einen prächtigen, etwa 300 Ruthen langen und 108′ breiten Canal mitten durch den Flugsand der Nehrung hindurch. Er ward unter Trompeten- und Paukenschall, und unter dem Donner der Kanonen eröffnet. Der See begann sogleich sich seines Ueberflusses an Wasser durch diesen neuen Ausweg zu entledigen, die ihn umgebenden Moräste waren in unglaublich kurzer Zeit trocken, und Alles war in Freude und Herrlichkeit. Man sah im Geiste schon Leba zu einer ansehnlichen Handelsstadt emporblühen, der See sollte ein lebhafter Hafen werden, und schon stand zu beiden Seiten des Canals ein großer Vorrath von Schiffsbauholz, Stadholz und Brennholz aufgestapelt, zu dessen Ausführung zwei eben auf der Rhede liegende Schiffe bestimmt waren.

Durch diese schöne Rechnung aber machte am 4. März 1779 ein sogenannter Seebär, worunter man an der Ostsee das mitunter plötzlich bei nur mäßigem Winde eintretende gewaltige Auflaufen des Wassers an der Küste versteht, einen recht gründlichen Strich! Denn bald nach Mitternacht wurden die Bewohner von Leba durch die Sturmglocke aus dem Schlafe geweckt und sahen nun zu ihrem Schrecken, daß die Ostsee im Begriffe stehe, in die Stadt einzudringen, indem sie bereits den östlichen Strand (welcher zwar niedriger als der westliche ist, aber doch bei gewöhnlichem Wasserstande eine Höhe von 12—15′ zu haben pflegt) schon völlig überfluthet und die dicht vor der Stadt belegene Mühle unter Wasser gesetzt habe. Und immerfort noch blieb die See im Steigen, sämmtliche Gärten waren überschwemmt, und schon drang die Fluth in die ungepflasterten Gassen des Ortes und in einzelne niedriger gelegene Wohnungen. Die Lage der Einwohner war jetzt in der That sehr bedrohlich. Denn im Norden der Stadt thürmte die Ostsee ihre Wogen auf, im Osten lag der Sarbsker- und im Westen der Leba-See, und der einzige Zugang südwärts zum Binnenlande, der selbst in der trockenen Jahreszeit ein nie ganz vom Wasser befreiter, ½ Meile langer Weg war, stand jetzt mehrere Fuß unter Wasser. Nach einigen Stunden legte sich indeß die Besorgniß; gegen Morgen war Alles wieder ruhig, und die Ostsee war in ihre gewöhnlichen Schranken zurückgetreten. Der größte Schaden aber war weiterhin, eine Viertelmeile westlich von der Stadt, geschehen. Der Canal war von der heftig einströmenden Ostsee auf eine Breite von mehr als 300′ aufgerissen; die Holzvorräthe waren in die Fluth gestürzt, welche sie weit umher schwemmte und zerstreute. Von den beiden Schiffen ward das eine auf den Strand geworfen, das andere aber durch den weit aufgerissenen Canal in den Leba-See getrieben und dann bei den Gärten der Stadt auf das Ufer gesetzt. Man mußte besorgen, daß das Meer die schon um das Dreifache erweiterte Canalmündung in der Folge noch weiter ausspülen und sich zum höchsten Schaden der vielen Umwohner völlig mit dem Leba-See vereinigen würde, und daher sah man sich genöthigt, etwa 6000 Thaler darauf zu verwenden, um den mit ca. 12—15,000 Thaler hergestellten Canal wieder zu beseitigen und Alles wieder in den ursprünglichen Stand zu versetzen.

Der Canal ward also verstopft und der alte, inzwischen versandete Ausfluß schleunigst wieder hergestellt, denn mit dessen Versandung drohte der Stadt Leba eine zweite gleich große Gefahr. Es stand nämlich an der westlichen Seite dieser natürlichen Mündung eine hohe Düne, deren Grundfläche wenigstens 20 Morgen groß war, und deren Höhe den bedeutendsten Dünen an der pommerschen Küste (z. B. der bei Eirsberg zwischen der Vega und Divenow) gleichkam, oder sie gar noch überragt. Diese rückte beständig, ohne an ihrer Masse zu verlieren, gegen Ostsüdost auf Leba vor. So lange nun der alte Strom seinen gewohnten Lauf behielt, hatte es wenig damit zu sagen, da dieser ihren östlichen Fuß bespülte und stets so vielen Sand wieder mit weg nahm, als gewöhnlich West- oder Nordwestwinde ihm von der Düne zuführten. Häuften aber anhaltende Stürme hier des Sandes zu viel an, so konnte der Leba-Fluß dies gar nicht mehr bewältigen, sondern wurde matt, stockte und versandete. Doch dann war auch eine leichte und sichere Hülfe bereit. Während nämlich nun der Wasserspiegel des Sees 24 bis 48 Stunden hindurch, wegen des ermangelnden Abflusses, sich immer höher aufstaute, schickte man einige Pflüge in das versandete Strombette, ließ längs desselben eine tiefe Rinne aufpflügen und half auch wohl noch mit Spaten und Schaufel so lange nach, bis das Wasser wieder seinen Zug gewann. Der Druck des aufgestauten Wassers that dann das Uebrige und riß nicht nur das Strombett in seiner gehörigen Breite und Tiefe wieder auf, sondern

Digitized by Google

führte auch durch seine überwältigende Kraft die aufgehäuften Sandmassen ins Meer hinaus. Nachdem nun aber jener neue Canal gegraben worden, der Ablauf der Gewässer sich dorthin gezogen und der See selbst um einige Fuß gefallen war, versandete das alte Strombett so unaufhaltsam, daß seine Spur verschwand. Die furchtbare Düne, welche man durch die kostbarsten Verzäunungen und Bepflanzungen vergebens aufzuhalten versuchte, rückte nun, je nachdem die Witterung mehr oder weniger stürmisch war, alljährlich um 6 bis 10 Ruthen unwiderstehlich auf die Stadt los, so daß dieselbe unausbleiblich binnen Kurzem abermals verschüttet worden wäre, wenn man nicht, wie oben berichtet, in Folge des ungestümen Seebären den frühern Stand der Dinge wieder hergestellt hätte.

Denn das Schicksal der Versandung, welches der Stadt jetzt drohte, hatte sie früher schon wirklich einmal erlitten. Sie lag nämlich ursprünglich unter dem Namen Lebamünde ungefähr 400 Ruthen westlicher und der Ostsee näher gerückt, neben dem vorhin erwähnten ursprünglichen Tief, wurde aber, nach einer im Jahre 1642 im lebaer Stadtbuche aufgezeichneten Nachricht etwa 70 Jahre früher — also wahrscheinlich bei der großen Sturmfluth am 8. Febr. 1558 —, so gänzlich von Sand und Wasser zerstört, daß im Jahre 1784 nur noch einige Reste von dem Mauerwerk der Kirche zu sehen waren. Der Sage nach soll dort früher noch so viel mehr Vorland, und zwar ein mit Wald bedecktes, vorhanden gewesen sein, daß Lebamünde noch eine Meile von der Ostsee entfernt gelegen habe. Es ist dies auch gar nicht unwahrscheinlich, da man dort an der Küste viele Stubben von starken Bäumen unter dem Wasser findet, vor denen, da sie nicht hoch überflnthet sind, Schiffer und Fischer sich zu hüten haben, und überdies auch im und am Strande viele Eichenstubben in dortiger Gegend angetroffen werden.

Im Hinblick auf diese früheren Ereignisse wird es also wohl nicht ganz unbegründet sein, wenn man bei dem jetzigen Projekt den Bätern der Stadt Leba zuruft: Videant consules, ne respublica Lebaënsis quid detrimenti capiat!

Aus allen Erdtheilen.

Die Schiffbarmachung des Tocantins. Dieser brasilianische Strom, welcher fast unter dem Aequator mündet und das Aestuarium des Stroms von Pará, der südlichen Abzweigung des Amazonas, bildet, gehört eigentlich nicht zum Stromsystem des letztern, sondern bildet ein besonderes hydrographisches Individuum. Der Tocantins kann als Wasserweg von großer Bedeutung werden; er kommt so recht aus dem Herzen der großen Provinz Goyaz und durchströmt jene von Gran Pará. Seinen Hauptzufluß bildet der Araguay, welcher im Jahre 1864 näher erforscht worden ist. (Globus VII, S. 94.) Jetzt lesen wir in der deutschen Zeitung von Porto Alegre unterm 12. Nov., daß die brasilianische Regierung auch den Tocantius genau untersuchen läßt. Am 12. September befand sich der mit den Arbeiten beauftragte Kapitän Parahybuna in der Ortschaft Habova. In einem Schreiben an den Präsidenten der Provinz Gran Pará meldet er, daß „alle Riffe und Wasserfälle im Tocantins leicht zu beseitigen seien und daß, nach Hinwegräumung dieser Hindernisse, der Strom für tiefgehende Dampfer fahrbar sein werde. Sobald man die Steine hinweggesprengt haben wird, ist der Tocantins jedem Dampfer zugänglich. Der Canal da Inferno ist ein wichtiger Zufluß, aus dem die Canäle Capitariquara, Facunda und Habova sich bilden, so daß die Reinigung desselben das beste Mittel ist, die Verbindung mit dem schiffbaren Araguay (oder Araguaya) für Dampfer zu vermitteln."

Dieses Projekt ist von großer Bedeutung, denn der Araguay ist, wie wir schon früher bemerkt haben, in sehr weiter Ausdehnung schiffbar, und vermittelst desselben kann eine Dampferverbindung durch das Innere der Provinz Pará mit den Provinzen Maranhão, Goyaz, Matto grosso und Piauhy hergestellt werden. Alle diese Nordprovinzen sind ungemein reich an werthvollen Naturerodukten, aber sie leiden Mangel an zwei Hauptersordernissen der Entwicklung: — an Arbeitskräften und an Verbindungswegen.

In den Einöden des Amazonenstromgebietes sind viele Zustände von ganz eigenthümlicher Art. So meldet die deutsche Zeitung in Porto Alegre aus den Urwäldern von Curuá, einem Nebenflusse des untern Amazonas, daß sich dort ein „großer Quitombo" gebildet habe, d. h. eine Bande, die aus entflohenen Negersklaven, desertirten Soldaten und Indianern besteht. Sie ist mehrere 100 Köpfe stark. Der Gouverneur der Provinz Pará ließ 130 Mann Liniensoldaten gegen sie anrücken, aber die Flüchtlinge waren gut bewaffnet und in ihrem Hauptlager, mehr als 400 an der Zahl, so stark verschanzt, daß die Soldaten mit Verlust abziehen mußten. Die Quitombolas blieben Sieger, bedrohten die Städte Alenquer und Mont' Alegre und wurden überhaupt so gefährlich, daß man in Santarem genöthigt war, eine größere Expedition gegen sie auszurüsten. Die Quitombolas leben in Müßiggang; um ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, sammeln sie Kautschuck, welches sie an die Kaufleute von Santarem und Pará verkaufen. Diese aber sind gewissenlos genug, diese gefährlichen Flüchtlinge mit Waffen und Schießbedarf zu versehen.

Die Maharattenstadt Puna. Puna ist die, der Stadt Bombay durch die Eisenbahn nahe gerückte, hoch und gesund gelegene Hauptstadt der Provinz Aurengabad mit ungefähr 150,000 Einwohnern, der vormalige Hauptsitz der Maharatten-Conföderation und Residenz des Peischwa. Dort ward im Jahr 1831 unter dem damaligen Statthalter der Präsidentschaft Bombay, Hrn. Mountstuart Elphinstone, das „Dekhan College" gegründet, bestimmt für das westliche Vorderindien das zu werden, was Benares für das Gangesland ist, d. h. eine Hochschule zunächst zur Pflege der Sanskritstudien und zum Besten der brahmanischen Jugend. Die Schule ist in einem blühenden Zustand, und am 15. Oct. wurde durch den jetzigen Governor der Präsidentschaft, Sir Bartle Frere, feierlich der Grundstein zu einem neuen und größeren Schulgebäude gelegt, welches abseits von der Stadt über dem schönen Thale der durch eine neue Brücke zu überspannenden Muta-Mula in gothischem Styl erbaut werden soll. Die Mittel dazu sind großentheils durch freiwillige Beisteuern von Eingebornen, Hindus und Parsis, beschafft, unter denen die reichen Feueranbeter Sir Dschamsetdschi Dschidschibhey und dessen Verwandte in Bombay mit großen Summen an der Spitze stehen. Sir Bartle sprach in seiner Festrede sehr anerkennend über die geistige Begabung des indischen Volks und den poetischen und philosophischen Werth der ehrwürdigen altindischen Literatur, sowie über die hohe Bedeutung des Sanskrit für die „Wissenschaft der Sprache", welche erst in unserer Zeit durch die Kunde desselben möglich geworden. Der Redner äußerte u. a.: „Die Mitglieder dieser Hochschule werden, so dürfen wir hoffen, jenes Licht der alten Sanskritgelehrsamkeit wieder anzünden, welches einst so viele Jahrhunderte hell in den Wedaschulen an den Ufern des Godavery und Krischna geleuchtet hat, dort aber seit lange erloschen ist. Es ist ein eigenthüm-

Digitized by Google

liches Zusammentreffen, daß jetzt an dieser von Eingebornen gegründeten Hochschule, und auf einem Lehrstuhl, den die englische Regierung unterhält, einer von den größten Sanskritisten Deutschlands (Dr. Martin Haug) wirkt, um der brahmanischen Jugend die alte Sprache ihrer Wedas zu lehren." Uebrigens besteht in Puna auch ein Lehrstuhl für lateinische Sprache und Literatur, und für das Griechische soll einer errichtet werden.

Auswanderung der Maoris auf Neuseeland. Die Eingeborenen sind den gezogenen Feuerwaffen der Engländer unterlegen, und man hat ihnen einen Frieden aufgezwungen, demgemäß sie allerdings bedeutende Strecken ihrer Ländereien behalten sollen. Aber dasselbe hatte man ihnen auch früher versprochen, und sie wurden nichts desto weniger in ihren Rechten so rücksichtslos gekränkt, daß sie am Ende in Verzweiflung zu den Waffen griffen. Nun wollen mehrere Stämme und gerade solche, denen die Colonialregierung ihren „Schutz" angeboten hat, auswandern, um außer allee Berührung mit den englischen Unterdrückern zu kommen. Die „Australian and New Zealand Gazette" schreibt, daß sie die Absicht haben, sich auf irgend einer ihnen zusagenden Insel Polyneniens niederzulassen. Darau wird man sie gewiß nicht hindern, sondern im Gegentheil Alles aufbieten, um wo möglich alle braunen Männer aus Neuseelanb zu entfernen. Dann ist bie „Landfrage" von selber gelöst.

Volksmenge van Südaustralien. Die Zählung ergab am 31. Decembee 1863 eine Ziffee von 140,416 Seelen; davou waren 72,109 männlichen und 68,307 weiblichen Geschlechts. Man ersieht daraus, daß das frühere Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter sich allmälig ausgleicht. Sterbefälle 2221, Geburten 5966, Zuwachs durch Einwanderung 1342 Seelen.

Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking. Sie ist im 18. Jahehundert vom Pater Verbiest, einem Flaming, erbaul worden. Dieser gelehrte Jesuit war Präsidenl des mathematischen Tribunals und bewog den Kaiser Kang hi, die alten unvollkommenen Instrumenle durch desseer zu ersetzen, welche nach seiner Anleitung in Peking selbst verfertigt wurden. Nach Verlreibung der Jesuiten war kein chinesischer Gelehrter im Stande, die astronomischen Arbeilen in der bisherigen Weise fortzuführen, die Sternwarte wurde unter kaiserliches Siegel gelegt unb so kommt es, daß in ihr seit 100 Jahren Alles auf derselben Stelle geblieben ist. In der neuesten Zeit hat man dann und wann einem Europäer den Zuteitl gestattet. Durch eine schweee, nnu wurmstichige Thür gelangl man in eine Art von Hofraum mit hohen Bäumen; an den Seiten liegen halb verfallene Gebäude, in welchen ein jetzl steinaller Aufseher wohnt. In dem Hofe stehen zwei große Himmelskugeln und eine Wasseruhr. Vier kupferne Becken stehen übereinander auf Unterlagen von Backsteinen; jedes derselben ist mil den übrigen vermittelst eines kleinen Loches in Verbindung, aus welchem das Wasser tropfenweis abzieht. In dem untersten Becken zeigt eine auf einem Brelle befestigte Nadel an, wann so viel Wasser im Becken sich befindet, daß eine Viertelstunde verflossen ist. Dann schlug der Wärter auf eine Kesselpauke und verkündete salchergestall die Stunden. Diese Wasseruhr ist seit langer Zeil außer Gebrauch.

Im Hofe des Odservatoriums herrscht eine dumpfige Feuchtigkeit und ein sehr unangenehmer mulsteriger Geruch; das alte Gemäuer ist mit Moos bedeckt, Stabl und Eisen verrosten, und die kupfernen Becken sehen nun längst schon grasgrün aus. Der aite Wärter rührt nichts an, damit den Instrumenten die volle Zauberkraft bewahrt bleibe, welche das Volk ihnen beilegt.

Im Innern führt eine Terppe oben auf den Thurm, welcher etwa 15 Fuß über die Umfassungsmauer empoeragt. Dort stehen zwei Himmelskugeln, ein Azimuthhorizant, ein Quadrant und andeer Instrumente noch gerade so, wie Pater Verbiest sie dort einst gelassen hal; auch eine alte Fußbank oder vielmehr ein Austritt ist noch vorhanden. Der große Himmelsglobus hat ein Gewicht von mindestens 20 Centnern; man sieht auf demselben die Sleene und die Zeichen des Thierkreises, aber Alles ist schon sehr verwitterl. Alle Füße und Untergestelle dieser Instrumente sind von Bronce und aus dem kaiserlichen Drachen gebildet, der in allen möglichen Stellungen vorkommt; die Kunstarbeil an diesen Figuren ist vortrefflich.

Krokodilthränen in Congo. Als Adolf Bastian aus Beemen im Jahre 1857 das Wagstück unteenahm, nach San Salvador, der Hauptstadl des südwestafrikanischen Königreichs Congo, vorzudeingen, setzte er im Inland auf einem Nachen übee den Fluß Ambrisette, in welchem außerordentlich viele Krokodile leben, die dort ungewöhnlich deeist sind. Ein Kaufmann in Loanda erzählte unserm Landsmann, er habe selber gesehen, daß ein auf dem Rand eines Nachens sitzeuder Neger durch ein vorüberschwimmendes Krokodil mit einem Schlag des Schwanzes ins Wasser geworfen worden sei. Das Thier erscheint, nachdem es seine Menschenbeule hinabgezogen hat, bald nachher wieder auf der Oberfläche, und die Neger behaupten, daß es dann seine böse That beweine. Bastian bemerkt weiter: Doctor Welwitsch bestätigte mir diese Thatsache, die er selber beobachtet habe. Er erkläete sie dadurch, daß bei dem Krokodile, welches zum Athemholen wieber an die Luft kommt, die durch die Gier mit den übrigen Functionen angeregten Thränendrüsen das Auge mit einer Flüssigkeit füllen. Daß in vielen Theilen Afeika's die Wohnörter immer in einiger Entfernung von den Flüssen und nie unmittelbar am Ufer liegen, selbst da, wo diese zu hoch sind, um Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein, hat seinen guten Grund in der Furcht vor wilden Thieren, die ihre Tränkeplätze besuchen, und vor den Nachts an bas Ufer steigenden Krokodilen.

Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolanie. Sie ist mit gutem Eefolg in der Nähe von Colsberg durch einen beleidsamen Ansiedler, Heren L. van Maltzahn, versucht worden und die Blätter der Colonie geben darüber nähere Auskunft. Die Züchtung wirft „enormen Profil" ab. Herr von M. kaufte 1863 im Spätjahr 17 Stück Steauße, welche alle drei bis vier Menate alt waren, und seitdem hält er sie in einem umhägten Plaze, der etwa 26,000 Quadratruthen groß und mit Gras bewachsen ist. Von diesem Gras ernähren sich die Strauße; Geleride erhalten sie nur ausnahmsweise, wenn man sie anlocken will. Innerhalb jener Umzäunung wird noch anderes Hausvieh gehalten, und Hr. von M. ist entschieden der Ansicht, daß der Raum für 35 Strauße vollauf hinreiche. Die Federn, welche er im April 1864 „erntete", hatten nur geringen Werth, weil die Thiere noch zu jung waren Die zweite Ernte, — denn man nimmt dem Strauße die Federn zweimal im Jahre, allemal nach Verfluß von etwa sechs Monaten, — versprach aber um so besser auszufallen. Die großen Federn, deren jedes Straußenmännchen 24 an jeder Seite hat, gelten etwa 150 bis 180 Thaler das Pfund, und ein vollausgewachsener Strauß liefert im Jahr für — 600 Thaler Federn. Die Ackerbaugesellschaft in Swellendam hal von einem Strauß in zwei Jahren für 3100 Francs Federn gewonnen. Die Strauße des Herrn von Maltzahn sind ganz zahm und lassen sich von Jedermann anfassen; der Besitzer meint, daß die Straußenzüchtung, die ein so höchst geringes Anlagekapital erfordeer, für viele Theile der Kapcolonie und im Oranje-Freistaate das allervorlheilhafteste Geschäft werden könne.

Entdeckung van Maoriern in Neuseeland. Die Frage, ob der flügellose neuseeländische Riesenvogel Moa zu den ausgestorbenen Vogelarten gehört, oder ob er noch unter den lebenden weilt, ist für die Natueforscher von vielfachem Interesse. Einiges neue Licht verbreitet eine Zuschrift aus Wellington (an der Cooks Straße) in der neuseeländischen Zeitung „Nelson Examiner" vom 27. Sept. 1864. Sie lautet: „Ein Moaei ist gegenwärtig im Geschäftslocal der Herren Bethune unb Hunter ausgestellt. Es ist etwa 10 Zoll lang, hat fünf Zoll Durchmesser und ist von schmutzig weißer Farbe. Es wurde zu Kaikoros auf der Mittel-Insel untee eigenthümlichen Umständen aufgefunden. Ein Arbeiter des Herrn Tysse teaf beim Graben eines Hausgrundes auf das Ei und zerbrach leider eine Stelle der Schale. Das Ei wurde in den Händen eines Maoriskelettes dem Kopfe gegenüdee gehalten. Die Leiche war in sitzendee Stellung, das Ei lag in einer Schachtel von Rimu, die mit einer Glastafel bedeckt war. Die kleine am Ei angerichtete Verletzung ist wieder ausgebessert worden, und so erscheint es nun ganz vollkommen." Diese merkwürdige Entdeckung scheint wenigstens die Frage zu beantworten, baß der Moa zur Zeil der heutigen Maoris noch gelebt habe.

F. v. Hochstelier, in dessen Werke über Neuseelaud bie besten Nachrichten über den Moa enthalten sind, sagt: Die Eingebornen dezeichnen mit dem Worte Moa ein Vogelge-

schlecht, das wir nur aus Knochenüberresten kennen. Moa ist auf den polynesischen Inseln das Wort für Haushuhn und stammt vielleicht von dem malaischen Mna, einer Fasanenart, ab. Es gibt verschiedene Arten dieser Moavögel, unter denen Palapteryx ingens und Dinornis elephantopus die bedeutendsten sind. Der frische Erhaltungszustand der vielfach aufgefundenen Knochen, ihr Vorkommen nur in den allerjüngsten Formationen aber ganz unbedeckt an der Oberfläche und zusammen mit Knochenresten von jetzt noch auf Neuseeland lebenden Thieren, Alles das weist untrüglich darauf hin, daß diese Vögel der jetzigen Erdperiode angehören. Aus den Erzählungen der Eingebornen geht aber hervor, daß die Moas in großer Anzahl noch auf den Inseln lebten, als diese zuerst von den Maoris bevölkert wurden und daß die letzten Reste der merkwürdigen Vögel wahrscheinlich erst vor wenigen Generationen vom Schauplatz der Erde verschwunden sind.

Der Riesenalk (Alca impennis). Das britische Museum zu London, welches bereits so viele naturhistorische Seltenheiten in seinen großen Räumen birgt, erhielt vor Kurzem von der naturforschenden Gesellschaft Neuschottlands ein beinahe vollständiges Exemplar des Riesenalks zum Geschenk. Jeder Knochen, mit Ausnahme einiger Fußtheile, befindet sich in gut erhaltenem Zustande; der Körper, welcher in einer Art von Mumienzustand ist, ward vier bis fünf Fuß unter der Erdoberfläche in einem Lager von gefrorenem Gnano auf den Funk- oder Pinguin-Inseln, nördlich von Neufundland, entdeckt. Theile der Federn und Eiderdunen sind noch deutlich zu erkennen, eben so die charakteristischen senkrechten Streifen am Schnabel. Dieser Vogel, welcher gleich der Dronte (Didus ineptus), dem Barrenthier (Rytina Stelleri) und so manchen anderen in historischer Zeit ausgestorben zu sein scheint, gehört zu den Schwimmvögeln. Seine Heimat waren die nordischen Meere. Auf Island soll er einst gemein gewesen sein, und selbst auf den schottischen Inseln ist er vorgefunden worden. Man weiß von zweien, die in dem langen Zeitraum von 30 Jahren in der Nähe der Hebriden getödtet wurden; den einen schoß 1812 Samuel Bullock, nachdem er ihn in einem sechsruderigen Boote lange verfolgt hatte, der andere ward 1822 in Gegenwart des schottischen Naturforschers Flemming auf St. Kilda lebend erhascht. Von den norwegischen Küsten und den Farören scheint dieser Vogel seit einem halben Jahrhundert gänzlich verschwunden zu sein. Vielleicht hat er sich gänzlich in die von gewöhnlichen Schiffen nicht besuchten arktischen Gegenden Nordamerika's zurückgezogen. In Größe gibt der Riesenalk einer Gans wenig nach; durch die äußere Körperform erinnert er an den Pinguin.

Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland. Wir haben derselben schon kurz erwähnt und geben nachstehend noch eine ausführlichere Mittheilung. In der Sitzung der londoner ethnologischen Gesellschaft vom 15. December 1864 stellte S. Laing eine höchst interessante Sammlung von Menschenresten, Steingeräthen und anderen Gegenständen aus, die er durch Nachgrabungen in Caithneß, der nördlichsten Provinz Schottlands, erhalten hatte, und die aus einer sehr frühen Zeit des Menschengeschlechts stammen. Laing hatte schon früher die Vermuthung aufgestellt, daß etwas, wie die dänischen „Kjökenmöddings" in Caithneß vorhanden sei, und durch die Ausgrabungen verschiedener Hügel bei Keiss an der Sinclair Bay, acht englische Meilen nördlich von Wick, ward seine Ansicht bestätigt. Nach Entfernung der Rasendecke fand man, daß die Hügel aus großen Massen von Herzmuscheln (Cardium edule) und Napfschnecken (Patella vulgaris) bestanden, die mit Knochen, Feuersteinsplittern und Knocheninstrumenten der rohesten Art untermischt waren. In zwei Hügeln fand man Ueberreste alter Gebäude und in einem die festen Mauern eines Hauses und drei verschiedene Pflasterungen, eine über der andern, die entweder von verschiedenen Menschenracen herrührten oder von einer und derselben zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden. In der tiefsten Lage wurden sehr rohe Steingeräthe entdeckt, während die Instrumente, welche man in den höheren Schichten antraf, eine sorgfältigere Art der Bearbeitung zeigten. Unter den verschiedenartigen Geräthschaften aus Knochen und den von der Nahrung übrig gebliebenen Thierresten entdeckte Laing auch eine Art Scheere mit bronzenen Klingen und eisernem Handgriff. Unter den Knochen fiel der Unterkiefer eines etwa siebenjährigen Kindes auf, in dem noch die Zähne fest saßen. Er war aber so zerbrochen, als hätte man zu dem Mark gelangen wollen, weßhalb auf Kannibalismus unter jener Menschenrasse geschlossen wird. Die aufgefundenen Töpfereste waren je nach der Schicht, in der sie entdeckt wurden, verschieden. In den unteren Lagen waren sie sehr roh, in den oberen dagegen zeigten sie schon vorgeschrittenere Arbeit und waren stellenweise blau glasirt. Die Steingeräthe zeigten keine Einschnitte von Werkzeugen, ebensowenig die Steine, aus welchen die Gebäude aufgeführt waren; denn der Sandstein des Landes, der dazu benutzt wurde, spaltet sehr leicht. Die thierischen Ueberreste waren Knochen eines kleinen Walfisches, Delphine, Ochsen, Pferde, ungemein große Hirschknochen in bedeutender Menge, Wildschwein und Ziege. Schafknochen wurden nicht aufgefunden; dies weist auf ein hohes Alterthum der Hügel hin, denn auch in den schweizer Pfahlbauten kommen keine Schafknochen vor. Seltener waren Hunde und Fuchsknochen, der Kormoran, die schottische Gans und die große Alke (Alca impennis). Aber neun Zehntel der Nahrung jenes Volkes bestand aus Schalthieren. Sie hatten kein Fischereigeräth und obgleich sie am Meeresstrand wohnten, findet man doch kein Anzeichen, daß sie jemals auf die See hinaus gegangen sind. Ihre Kunst stand auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre Architectur dagegen war etwas höher geartet und ein Spinnrad (?), das ausgegraben wurde, gibt Zeugniß davon, daß sie einen Begriff von den Gewerben hatten.

Laing beschrieb auch die Eröffnung eines Begräbnißhügels an der Seeküste, der mit Särgen angefüllt war, die 15 Fuß von einander entfernt standen. Die Art und Weise des Begrabens ist gleichfalls ein Zeugniß für das hohe Alterthum dieses Volkes. Der Körper wurde seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausgestreckt und ein Steinbehälter rings um denselben gebaut, der aus flachen Blöcken von Bruchsteinen bestand. Ueber das Ganze wurde dann ein leichter Hügel von Steinen und Erde aufgeschüttet. Von Gebäuden fand man in diesem Hügel keine Spur; er wurde nur als Begräbnißplatz angesehen. Das mittelste Grab, vielleicht das eines Häuptlings, zeichnete sich durch 15 Steinwaffen aus, die darin entdeckt wurden; es waren ein Beil, Lanzenspitzen und Messer. Nach Laing gehören sie zur frühesten Steinperiode.

Professor Huxley findet, daß die menschlichen Reste jener Gräber auf zwei ganz verschiedene Menschenrassen hinweisen. Die erste wurde durch einen Schädel repräsentirt, der groß, umfangreich und wohl gewölbt erscheint und der dem Schädel, welcher von Davis und Thurnham in den „Crania britannica" als „alter Britenschädel" beschrieben ist, gleicht. Das Becken, welches zu diesem Schädel gehört, ist von dem eines heutigen, gut gewachsenen Engländers nicht verschieden. Die Schädel der zweiten Rasse stehen weit niedriger, sind eng, nach dem Scheitel zugespitzt und hinter diesem wieder abfallend, mit bedeutender protuberantia occipitalis und vorstehender Oberlippe. Das Becken dieser Rasse ist ganz eigenthümlich gestaltet, sehr verschieden von den heutigen europäischen Becken und durch die starken Muskelansätze auf eine wilde Rasse hinweisend. Diese Reste gleichen den Knochen der australischen Eingebornen.

Die ethnographische Gesellschaft war im Allgemeinen der Ansicht, daß die von Laing aufgefundenen Skelette nicht sehr alt seien, denn einmal wies Professor Busk nach, daß allerdings in deren Nachbarschaft Schafknochen vorkämen, und daß in den ältesten Begräbnißplätzen die Leichen sitzend und nicht ausgestreckt bestattet wurden.

Crawfurd sprach dagegen die Ansicht aus, daß man aus den Schädeln den Ursprung dieses Volks nachweisen könne. Er hielt dasselbe für die ursprünglichen Einwohner Schottlands, die Vorfahren der heutigen Hochländer. Auch glaube er weder an das Vorhandensein von zwei Rassen, noch an den Kannibalismus jener Menschen, denn sie hätten genug thierische Nahrung gehabt, und die Einführung des Schweines auf Neuseeland habe mindestens dort soviel zur Ausrottung der Menschenfresserei beigetragen als das Christenthum. Dem gegenüber beutete Hr. Wright darauf hin, daß St. Hieronymus den Kannibalismus der alten Schotten ausdrücklich erwähne, und Huxley wies nach, daß Menschenfresserei ungemein weit verbreitet war, daß die erste Regel nicht hieß: Liebe deinen Nächsten, sondern: Friß deinen Nächsten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Aus Paul Marcoy's Reiſen im Innern von Peru.

II.

(S. Seite 202 ff.)

Volksbeluſtigungen in der peruaniſchen Hauptſtadt Cuzco. — Antonius und Cleopatra. — Circusſpiele. — Marktſcenen; eine Pithrophagin. — Allerlei Mummenſchanz. — Huayallas, Huamanguinos und Tarucas. — Die Hundetödter. — Maleeei in Cuzco. — Auftritte am Oſtermontag; die große Proceſſion.

Wir geben heute einige Schilderungen aus dem Leben und Treiben des Volkes in Cuzco, das bekanntlich zum größten Theil aus Indianern und Miſchlingen beſteht. Es bewahet unter einer ſcheinbar chriſtlichen und halbciviliſirten Oberfläche im Innern noch viel Heidniſches und Altindia-

Der Circus vor dem Stadthauſe in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

niſches. Das zeigt ſich namentlich bei kirchlichen Proceſſionen, die als öffentliche Luſtbarkeiten betrachtet werden, an denen es im Uebrigen auch ſehe fehlt.

Bald nachdem Marcoy ſich in der alten Inkahauptſtadt für einige Zeit häuslich eingerichtet hatte, fand der feierliche Einzug eines neuen Biſchofs ſtatt; dieſer war mit einem zahlreichen Stabe von Prieſtern und Mönchen umgeben. Etwas ſpäter wurde dee Regierungsantritt eines neuen Präſidenten gefeiert, und bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich Cuzco drei volle Tage lang in vollem Glanze. Am erſten war große Dankmeſſe, dann wuede zur Mittagszeit vor der Domkirche ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Am zweiten Tage führten die Schüler des Colleginms San Bernardo ein Trauerſpiel, Antonius und Cleopatra, auf. Die Damen der Stadt waren durch Einladungszettel, die man auf Roſaatlaszeug gedruckt hatte, höflichſt eingeladen worden und verſchönerten die Verſtellung durch ihre An-

weſenheit. Ein ziemlich tiefbraun gefärbter Studioſus der Gottesgelahrtheit trug eine Perücke mit Korkzieherlocken und einen befiederten Helm, einen Panzer und darüber ein langes weißes Gewand. Dieſe Perſon ſtellte nichts Geringeres vor als die Königin Cleopatra. Ein anderer Beſtiſſener der Theologie hatte einen ungeheuern Sappeurbart angeklebt und trug einen dreimaſtigen Hut, ſchwarzen Frack und Reitſtiefeln. Das war Antonius. Dieſes ganze Trauerſpiel hatte nur einen Act, erhielt aber gewaltigen Beifall.

Am dritten Tage fand eine Corrida de toros mansos ſtatt, alſo mit zahmen Stieren. Den Platz vor dem Stadthauſe, wo ſonſt die Waſſerträger ihre Krüge füllen und ſich harmlos unterhalten, hatte man in einen Circus verwandelt, deſſen Zuſchauerbänke gedrängt voll von Neugierigen waren. Den 12 Stieren, die von Mittag bis vier Uhr Nachmittags in die Arena getrieben wurden, waren die Spitzen der Hörner abgeſägt und ſtatt derſelben große Kugeln von Korkholz angebracht; deshalb verlief dieſe Tauromachie ganz harmlos. Dann folgte ein erhebendes Schauſpiel. Als der Circus von Menſchen und Vieh rein war, marſchirte eine Compagnie Soldaten auf; ſie waren grau gekleidet und trugen Polizeimützen aus weißem Kattun, rückten unter den Tönen einer lärmenden Muſik in die Arena ein, präſentirten das Gewehr, machten wieder kehrt, führten allerlei Schwenkungen aus und zogen dann und wann auf Befehl aus ihren Patrontaſchen Blumen heraus, welche ſie umher ſtreuten. Manchmal ſchloſſen ſie einen Kreis, bildeten nachher wieder Linie, und nun ſahen die Zuſchauer, daß auf dem gelben Sande der Arena die blumigen Worte: Viva el Peru zu leſen waren. Ein raſendes Beifallgelöſe erhob ſich, und, in der That, die ganze Sache war nicht übel.

Ein Umherſchlendern in der Stadt bietet einem europäiſchen Beobachter manches Intereſſante und Neue dar. Er ſieht z. B. die Handelsleute, welche Chicharrones verkaufen, d. h. allerlei Schweinefleiſch, das in Fett gedämpft iſt, und zwiſchen den Pfeilern einer Gallerie und auf den Kirchenſtufen ſitzen indianiſche Milchverkäuferinnen oder vielmehr ſie haben ſich hingelagert in Stellung einer Sphinx und gönnen ſich manchmal ſelber einen Schluck aus dem Krug, aus welchem ſie auch den Kunden zumeſſen. Auf der Plaza mayor ſitzen die Fleiſcherfrauen; vor ihnen liegen auf einem zwiſchen vier Pflöcken ausgeſpannten Tuche Coteletten und Beefſteaksfleiſch und ganze Mürbebraten, die aus dem rohen Fleiſche herausgeriſſen worden ſind. Im Allgemeinen findet man bei allen dieſen Verkäufern eine entſetzliche Unſauberkeit, die darum nicht minder ekelerregend iſt, weil nebenbei das Ganze etwas Maleriſches hat.

Faſt an jedem Tage, ſo erzählt Marcoy, kam an meiner Wohnung ein Indianermädchen von etwa 13 Jahren vorüber, ein braunes Geſchöpf, welchem das Haar wild um den Kopf herum hing und das mit allerlei Lumpen bekleidet war. Dieſe braune Jungfrau wurde nicht ſelten von der lieben Gaſſenjugend verhöhnt, und dann ſchlug ſie wie ein Füllen mit ihren ungemein hageren Beinen hinten aus. Ich konnte ſie gewöhnlich Mittags gegen zwei Uhr beobachten; ſie trug in der rechten Hand auf einem Schüſſelbrette zweierlei Arten von Eis, rothes und weißes; mit der linken Hand fuhr ſie in den Haaren herum und ſteckte dann ab und zu mit den Fingern etwas in den Mund. Eines Tages fragte ich ſie, was ſie denn da eigentlich mache und was ſie mit den Zähnen kaue? Sie entgegnete ganz unbefangen: „un piojito, señor; ein Läuschen, mein Herr.“ *)

Mummenſchanz gehört zu den Hauptluſtbarkeiten in Cuzco; man muß aber zweierlei Arten Maskerade unterſcheiden. Die eine kommt nur während der Faſchingszeit vor und verſchwindet mit dem Carneval, z. B. der Chucchu, d. h. das Tertianfieber, die Chunchos, wilden Indianer, und der Danſante.

Das Tertianfieber ſtellt ſich vor in der Perſon eines Indianers, der einen zerknitterten Strohhut und ein Betttuch als Mantel hinter ſich her ſchleppt; in der Hand hat er eine große Malvenſtaude, und zwei junge Burſche, gleichfalls phantaſtiſch angeputzt, begleiten ihn auf ſeinem Rundgange durch die Stadt; der eine trägt einen Stuhl und der andere eine mächtige Klyſtierſpritze. Der Fiebermann bleibt oft ſtehen und zittert, als ob er vom Fieber durchſchüttelt wäre, wie Espenlaub. Er grüßt die Vorübergehenden, nimmt die Spritze zur Hand, und was er weiter thut, brauchen wir nicht zu ſchildern. Die Chunchos ſind herkuliſche Indianer mit wallendem Haar und hohen Kappen aus Weidengeflecht; ihre Kleider ſind mit Aras- und Papageyenfedern geſchmückt. Dieſe Chunchos treiben ſich vom Faſtnachtſonntag bis Dienstag in den Straßen umher, trinken viel und ſchreien gewaltig.

Die „Tänzerin“ trägt einen mit Schellen und Glöckchen beſetzten Strohhut, einen ſchwarzen Sammtſpencer, einen mit ſilbernen Flittern beſetzten Reck und tanzt vor allen Thüren den Zapateo.

Die geiſtlichen Maskeraden nehmen ſich ganz anders aus. Die Darſteller agiren im Geleit der Proceſſionen, bei denen ſie keine geringe Rolle ſpielen, ſpringen und hüpfen vor den Säuften, auf welchen die heilige Jungfrau oder die Heiligen getragen werden, führen nicht ſelten ſehr brutale Reden gegen dieſe Heiligenbilder, ſtrecken die Zunge aus und zeigen ihnen die Fauſt. Das thun zum Beiſpiel die Huvſattas, Vogelmenſchen, die Kattunfittige auf dem Rücken haben und wie Habichte ſchreien. Da ſind ferner die Huamanguinos, Leute aus der alten Stadt Huamanga, die jetzt Ayacucho heißt. In den Tagen der Inkas hatten ſie eine Art von Privilegium, die Hauptſtadt Cuzco mit Zwergen, Poſſenreißern, Komödianten und Gauklern für den Hof zu verſorgen. Jetzt ziehen die Huamanguinos auf den Jahrmärkten umher und ſpielen eine Rolle bei den geiſtlichen Proceſſionen. Sie führen Tänze auf und klappern dabei mit den Scheeren, als ob ſie Caſtagnetten hätten; manche gaukeln auch mit Dolchen und Kugeln, durchſtechen ſich die Zunge mit Nadeln oder halten ihren Arm über ein glühendes Koblenbecken.

Huvſallas und Huamanguinos haben gewöhnlich in ihrem Gefolge die Tarucas und Tarucachas, d. h. Hirſche und Rehe, junge Leute, welche in Felle dieſer Thiere gehüllt ſind. Alle dieſe wunderlich und wild angeputzten Menſchen ſpringen, tanzen, ſchlagen Rad, ſchneiden Grimaſſen und heulen entweder inmitten der Proceſſionen oder vor den tragbaren Ruhaltären, deren Ausſchmückung von den Gärtnerfrauen beſorgt wird. Dieſe Altäre ſind eigentlich lange Tiſche, die mit Zeug bedeckt, mit Flitterſternen und Spiegeln, Straußeneiern, Silbergeld und allerlei Tand aufgeputzt ſind; auch fehlen in der Regel Affen und Aras nicht, die von der übermüthigen Jugend gehänſelt und geneckt werden.

Zu den wichtigen Perſonen in Cuzco gehören die vier eingeſchworenen Hundetödter, welche der ungemeſſenen Vermehrung der herrenloſen Hunde Schranken ſetzen müſſen; ohne das würden dieſe eine noch ärgere Plage wer-

*) Das kommt gar nicht ſelten vor; was hier Marcoy erzählt, kann man zum Beiſpiel auf dem Marktplatze zu Quito, der Hauptſtadt von Ecuador, alle Tage beobachten. Die Pithirophagie iſt unter den Indianern weit verbreitet. A.

den, als ſie ohnehin ſchon ſind. Jene vier Männer nun durchziehen an jedem Montage ſchon in aller Frühe die Straßen; ihrer zwei halten einen Strick an beiden Enden und ſegen gleichſam mit demſelben an den Mauern der Häuſer hin; die beiden anderen gehen hinterher und halten ihre Porras, dicke Knüttel, bereit. Jeder Hund, der ſich auf der Straße betreffen läßt, wird mit Hülfe des Strickes unbarmherzig in die Luft geſchleudert und dann vermittelſt der Porras todtgeſchlagen. Zwiſchen 11 Uhr und Mittag werden alle Opfer vor dem Rathhauſe in einer langen Reihe zur Schau geſtellt und von einem Rathsdiener beſichtigt. Aus dem feinſten Haar verfertigt man Pinſel. Dieſes Hundeſchlagen iſt ſchon ſeit vielen Jahren üblich, und die Thiere wiſſen gar wohl, wann Montag iſt. Dann gehen ſie vorſichtig und langſam, blicken umher, halten die Naſe in den Wind und die Ohren ſteif, reißen vor jeder ihnen verdächtigen Menſchengruppe aus und kennen ihre Erzfeinde ſehr wohl. Aber von Dienstag bis Sonntag ſind ſie allezeit wohlgemuth und ſo dreiſt, daß man ſie oft mit dem Stock oder mit Fußtritten vertreiben muß.

ſchen Meiſterwerke mit chineſiſcher Treue. Manche brachten es darin zu einer ſo großen Fertigkeit, daß man anfangs verſucht iſt, ihre im Dunkel der Kirche hängenden Bilder für gute Originale zu halten, und die Täuſchung erſt bei näherer Betrachtung aufhört. Aber die heutigen Maler, wenn man ihnen dieſe Bezeichnung beilegen darf, arbeiten nur nach Copien, wiſſen nichts vom Studium der Anatomie oder von lebenden Modellen, von Linear- oder Luftperſpective, und deshalb ſind ihre Bilder ſteif und ohne Seele.

Meiſterwerke aus der ſpaniſchen Schule ſind jetzt in den Kirchen und Klöſtern Cuzco's äußerſt ſelten; doch wird dann und wann eins aufgeſtöbert, welches der Eigenthümer immer gern verkauft. Marcoy erzählt nachſtehende Thatſache. Ich hatte, ſagt er, mit einem meiner Freunde über ein Bild geſprochen, das mir ungemein gefiel; es war eine Flucht nach Aegypten und hing unter dem Treppengewölbe im Kloſter de la Recoleta. Ich zeigte ihm das Bild, und wir ſtimmten darin überein, daß es entweder von Rubens ſelber oder von einem ſeiner beſten Schüler ſein müſſe. Nach einigen Tagen beſuchte ich meinen Freund und war nicht wenig überraſcht,

Zuſchauer beim Hahnenkampf. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Cuzco hat kein Theater, aber eine Cancha de gallos, einen Circus von etwa 30 Fuß Umfang, wo an jedem Sonntag-Nachmittage von 3 bis 6 Uhr Hahnenkämpfe ſtattfinden, und die immer ein zahlreiches Publikum herbei locken.

Dicht neben dem Hahnencircus hat ein Maler ſeine Behauſung, welche unſer Bild zeigt (S. 293). Der Mann iſt ein großer Freund der Hahnenkämpfe, wettet dabei, ſo viel ſein Vermögen erlaubt, und Marcoy bezeichnet ihn als den Raphael de la Cancha.

Mit der Kunſt iſt es übrigens in Cuzco nicht ſonderlich beſtellt. Die Kirchen und Klöſter in Amerika hatten anfangs wenig oder gar keine Gemälde; Spanien hat bedeutende Maler erſt in der Zeit von Philipp dem Dritten bis zu Karl dem Vierten herab aufzuweiſen. Dann gingen allerdings Bilder von Morales, Ribeira, Zurbara, Velasquez, Alonzo Cano, Murillo und ihren Schülern nebſt Bildern aus der flämiſchen Schule nach der neuen Welt. Einzelne Indianer, die ja ohnehin ein gewiſſes Nachahmungstalent haben, pinſelten ſo gut ſie konnten und copirten die europäi-

jenes Bild bei ihm zu finden. Es war mit einem Meſſer aus dem Rahmen herausgeſchnitten worden, aber ſo ungeſchickt, daß die Füße der heiligen Jungfrau fehlten. Wie war er zu dem Bilde gekommen? Ein Mönch des Recoletaklooſters, welchem er durch eine Betſchweſter eine Unze Goldes (86 Francs 40 Centimes) für das Gemälde bieten ließ, hatte daſſelbe bei nächtlicher Weile ausgeſchnitten, weil er mit dem Prior nicht halb Part machen wollte, und ſo kam es, daß die Füße der Mutter Maria fehlen.

Die paar Maler, welche jetzt in Cuzco wohnen, würden Hungers ſterben, wenn nicht manchmal Kaufleute oder die Conducteure der Maulthierkarawanen Bilder beſtellten, um dieſelben in ihrer Heimat mit Profit zu verkaufen. Dieſe geiſtlichen Bilder werden nach dem Quadratfuße bezahlt. Farbenhändler gibt es in Cuzco nicht, und der Maler hilft ſich, ſo gut er kann.

Der oben erwähnte Raphael de la Cancha war ſo recht ein Original, und deshalb ſuchte Marcoy ihn manchmal auf; als er ihm einige Lithographien geſchenkt hatte, war die Freundſchaft zwiſchen Beiden groß. Seine Malſtube befand

ſich in einem kellerartigen Erdgeſchoß, in das man auf drei Stufen hinabſtieg. Abends war ſie in rembrandtſcher Manier beleuchtet. Auf dem Boden lagen immer Gemüſe umher, Futter für Hühner und Meerſchweinchen. Neben dem Künſtler lag gewöhnlich ein treuer Hund, und ein ſchwarzer Kater ohne Schwanz und Ohren ſaß dem Maler bei der Arbeit auf der Schulter. Seine Frau, eine dicke Indianerin, keifte unaufhörlich.

Den Holzſchnitzern oder Bildhauern ergeht es nicht viel beſſer als den Malern, denn die Chriſtus-, Marien- und Heiligenſtatuen bringen nicht viel ein; am beſten werden noch jene Unſerer lieben Frau von Belem und der Chriſtus der Erdbeben bezahlt. Dieſe Beiden ſind in Cuzco hoch verehrt, und die berühmteſte Prceſſion iſt jene des Señor de los Schiff der Kirche, wo 1000 Kerzen brennen. Die Menge wird von einem religiöſen Schauer durchbebt. Jeder reckt den Kopf empor, und Aller Augen ſind auf das Hauptportal gerichtet, aus welchem nun die Proceſſion herauskommt. Zuerſt wird das große, von Kirchendienern getragene goldene Kreuz ſichtbar; dann folgen die ſchweren ſilbernen Leuchter, die für einen Menſchen zu ſchwer ſind.

Acht Männer tragen ein Gerüſt, auf welchem ein Bild des heiligen Blaſius ſteht; dieſer hat den Vortritt, und nach ihm iſt auch eine Vorſtadt von Cuzco benannt worden. Die Menge erkennt ihn; er wird durch lauten Zuruf begrüßt, und das Händeklatſchen wird betäubend. Der Heilige trägt einen weiten Rock von ſchwarzem Sammet, der mit Schnüren und mit Gold beſetzt iſt; die unbedeckten Gliedmaßen der

Hundefänger in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

tembtores, welche am Oſtermontag ſtatt findet. Schon vor dem Feſte werden die Fenſter mit Teppichen und Blumen geſchmückt, das Krachen der Böller, Cameroles, nimmt kein Ende, ein Feuerwerk folgt dem andern, und Chicha wird in ungeheurer Menge vertilgt.

Am Oſtermontag, Nachmittags 4 Uhr, hört man drei Geſchützſalven, und gleich nachher beginnt in allen Kirchen und Klöſtern ein muntres Geläut; von dem Brunnen der Madre abadeſa — denn die größte Glocke der Kathedrale heißt Mutter Aebtiſſin — bis zum ſilbernen Esquilon in der Triumphkapelle ſind alle Glocken in Bewegung. 10,000 halbnackte, heulende Indianer drängen ſich auf dem großen Platze hin und her, und aus allen Fenſtern, die dicht beſetzt ſind, wird mit Tüchern geſchwenkt. Durch die drei Flügelthore der Kathedrale erhält man einen Einblick in das

Puppe ſind fleiſchfarben; Hals und Schultern ſind von einer großen Röhrenfraiſe bedeckt, dergleichen in manchen Gegenden Deutſchlands die lutheriſchen Paſtoren tragen; auf dem Kopf hat ſie ein mit weißen Federn geſchmücktes Sammtbarett, an den Füßen rothe Stiefel und in der rechten Hand, über welche ein blanker Handſchuh gezogen iſt, trägt ſie ein großes Brevier mit Goldſchnitt. Hinter ihr hängt an gewundenen Drahtfedern ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln und hält einen roſaſeidenen Schirm über den Heiligen.

Hinter San Blas folgt unmittelbar San Benito, den aber die Menge ſehr kalt empfängt, weil er in direkter Linie von Noahs Sohne Cham abſtammen ſoll. Sein Bild hat auch ein ſehr dunkles Geſicht und überhaupt etwas Abſtoßendes. Dann kommt San Chriſtoval, der Heilandsträger Chriſtoph, welcher ſich auf eine entwurzelte Palme

stützt. Er trägt einen weißen mit goldenen Sternen besetzten Rock, hat purpurne Bändchen im Haar, wie ein assyrischer König, und einen ungeheuern, nach oben aufgewichsten Schnurrbart. St. Joseph, Ehemann Maria's, trägt eine braune Pilgerkutte, in der einen Hand eine Säge und in der andern einen Knotenstock. Sein Filzhut ist mit einer Pfauenfeder geschmückt.

Nun erscheint das Bild der Jungfrau von Belem oder Bethlehem, deren Gerüst von 16 starken Männern getragen wird; es ist aus schwerem Holz, dick mit Silber beschlagen und mit vielen schweren silbernen Leuchtern besetzt. Das Bild hat ein hübsches, ovales Gesicht, ein mit Gold durchwirktes blau und weiß seidenes Kleid, ist umhängt mit

Sie erwarten den Christus der Erdbeben, der immer etwas auf sich warten läßt, aber das ist dem ein für allemal festgestellten Programme gemäß. Endlich bewegt sich im großen Schiff eine weiße Gestalt. Die Männer ziehen Hut oder Mütze ab, die Frauen schlagen andächtig ein Kreuz. Die Jungfrau verläßt den heiligen Joseph, um den Sohn beim Austritt aus der Kirche zu begrüßen. Sobald er unter dem Portale sichtbar wird, erschallt ein gewaltiger Zuruf.

Karl der Fünfte hat, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dieses Christusbild in einer Caravelle nach Amerika geschickt und seitdem ist es geblieben, wie es anfangs war; es ist von keinem profanen Pinsel oder Federwisch berührt worden. Die Zeit, der Staub, der Qualm von

Arbeitszimmer des Malers Raphael de la Cancha. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

einer ganzen Abstufung von Silberspitzen und hat nackte Arme, an denen kostbare Armbänder hängen. In der einen Hand hält die Jungfrau ein Skapulier, in der andern einen Fächer; das Haar ist blond und leicht gekräuselt, das Diadem viele tausende werth, das Halsband von eitel Rubinen, und in jedem Ohrringe hängt eine kostbare Perle. Um den Hals trägt sie eine kolossale Fraise. Abgesehen von diesem Putz und Pomp zeichnet sich dieses Marienbild besonders dadurch aus, daß die Glasaugen vermittelst eines Federwerkes in Bewegung erhalten werden und mit einer ungemeinen Schnelligkeit herumrollen; die Menge ruft: que ojos lindos y que dulce mirar, wie hübsch sind die Augen und wie sanft ist der Blick!

Die drei erstgenannten Heiligen stellen sich zur Linken des großen Portals auf, die beiden anderen zur Rechten.

Wachskerzen und Weihrauch ꝛc. haben der Statue eine dunkle, violett rothe Färbung gegeben. Das Blut, mit welchem der am Kreuz hängende Leib sehr reichlich bemalt war, sieht jetzt aus wie Erdpech. Die ganze Figur ist häßlich und gemahnt an ein indisches Götzenbild. Sie trägt einen engen Rock mit englischen Spitzen; die Dornen auf dem Haupte sind mit Edelsteinen von fabelhaftem Werthe besetzt, die Nägel sind drei Zoll lange Smaragde von Panama. Das sehr lang herabwallende Haar ist matt schwarz. Der frühere Haarschmuck, welchen das Bild trug, war im Verlaufe der Zeit von Würmern zernagt worden; da schnitt der gegenwärtige Polizeicommissar von Cuzco seiner Tochter auf dem Todtenbette den Schmuck des Hauptes ab und schenkte denselben der Kathedrale. Das Christusbild hat, wie schon bemerkt, etwas Abschreckendes und Zurückstoßendes. Es

Digitized by Google

ſteht auf einer ſilbernen Tragbahre, die von 30 barfüßigen und ſtruppbaarigen Cholos getragen wird, und auf der eine Menge Kerzen brennen. Vermittelſt unſichtbarer Federn zittert dieſer Chriſtus der Erdbeben unaufhörlich an allen Gliedern.

Sobald er auf dem Vorplatz angekommen iſt, ſetzt die ganze Proceſſion ſich in Bewegung. Alle fünf Minuten hatten die Träger der heiligen Jungfrau an, damit dieſe ſich umſehen könne und die Ueberzeugung gewinne, daß ihr geliebtes Sohn ſie nicht verlaſſen habe. Hinter dieſem kommt der von den hohen geiſtlichen Würdenträgern umgebene Altarhimmel mit dem Allerheiligſten; dieſem folgen die angeſehenſten bürgerlichen Beamten und die Offiziere und zu beiden Seiten die blauen, weißen, ſchwarzen und grauen Mönche; dicht hinter ihnen ſieht man eine große Schaar von Beguinen, die es ſehr übel vermerken, daß ſie beim Abſingen des Pangite lingua gloriosi von zudringlichen Leuten aus der herandrängenden Volksmaſſe beläſtigt werden; ſie rufen denſelben ärgerlich ein „Hundeſöhne“ oder „Teufelsmasken“ zu. Inzwiſchen werden von den Balkons und aus den Fenſtern herab Blumen auf das Bild geworfen, die Huyfallas, Danſantes, Hirſche und Rehe, welche in den nächſtliegenden Schenken ſich mit einem Trunke Chicha geſtärkt haben, kommen nun wieder zum Vorſchein, ſpringen um die Tragbahren herum, zeigen den Bildern die Fauſt, ſchneiden ihnen Fratzen zu und führen höchſt unerbauliche Reden. Je weiter die Proceſſion ins Innere der Stadt kommt, um ſo größer wird der Enthuſiasmus, der auch die gleichgültigſten Leute ergreift, er wird anſteckend; der Anblick dieſes Chriſtus, der immer zittert, als ſei er eben erſt aus Eiswaſſer gezogen worden, wirkt gewaltig und das Geſchrei iſt betäubend. Die Kehlen werden trocken und heiſer, aber man feuchtet ſie mit Chicha oder Branntwein wieder an; Indianer und Indianerinnen reißen ſich um Töpfe und Flaſchen und wetteifern dabei in Schreien und Heulen; wer das am längſten aushalten kann, erntet Lob und Ruhm.

Ein Altar auf den Straßen von Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Die Menge iſt nun von zugleich religiöſem und bacchiſchem Taumel wie beſeſſen und ſtürzt auf die Leute los, welche den Chriſtus tragen. Man packt ſie an Leib und Haaren, zerreißt ihnen Hemden und Kleider, jeder Gläubige will den Erlöſer, welcher die Erdbeben abwendet, tragen helfen, oder wenigſtens das heilige Holz berühren, denn wer das Letztere thut, gewinnt für 10 Jahre Ablaß ſeiner Sünde. Aber die Cholos, welche die theure Laſt auf ihren Schultern haben und ſelber des Ablaſſes bedürfen, ſtoßen die andrängende Maſſe zurück, und dabei ſind ihnen gute Freunde behülflich. Dieſe theilen Ohrfeigen, Püffe, Fußtritte aus und beißen auch. Dann folgt eine allgemeine Prügelei; es regnet und hagelt Kopfnüſſe, das Geſchrei wird gräßlich und das Fluchen entſetzlich.

Die einheimiſchen Zuſchauer, Geiſtliche wie Laien, finden das Alles ganz in der Ordnung, und nur ein Fremder, welcher Land und Leute noch nicht kennt, iſt darüber verwundert. Das Bild des Gekreuzigten ſchwankt wie ein auf dem Ocean von Wind und Wellen auf- und niedergehobenes Schiff; es ſind aber Vorkehrungen getroffen worden, daß es nicht herunter fallen kann. Deshalb ſagt man von dem Herrn der Erdbeben: mueve mucho, nunca cae, er bewegt ſich viel, fällt aber niemals.

Während Indianer und Cholos handgemein geworden ſind, werfen ihre Frauen Blumen auf das Bild, welche ſie dann, unter großer Gefahr zerdrückt oder zertreten zu werden, wieder aufſammeln. Dieſe Salbeiblumen ſind nun durch die Berührung mit dem Erlöſer geheiligt und geweiht; man verwahrt ſie ſorgfältig in Papierdüten, und ein Aufguß davon dient als heilſame Arzenei.

Die Proceſſion gelangt unter ſolchen Umſtänden nur ſehr langſam vorwärts und bedarf voller zwei Stunden, um über die Plaza mayor, die Straße San Juan de Dios, den San Franciscoplatz und die Straße des Marquis zu kommen; ein Fußgänger legt dieſe Strecke bequem in 10 Minuten zurück. Erſt um ſechs Uhr ſind die geweihten Tragbahren wieder vor der Kathedrale, deren Thüren während der Proceſſion geſchloſſen waren. Jetzt wird eine Geſchützſalve gelöſt und man öffnet ſie wieder. San Blas, San Benito und San Chriſtoval verſchwinden in der Kirche, und man bekommt nichts mehr von ihnen zu ſehen, aber Chriſtus und die Jungfrau bleiben noch draußen, wo man ſie einander gegenüber hingeſtellt hat. Die beiderſeitigen Träger führen eine Pantomime auf, bei welcher es ſich darum handelt, miſch darzuſtellen, ob Sohn oder Mutter den Vortritt haben ſolle. Nach langem Zaudern und vielem Geſtieuliren geht endlich die Jungfrau voran. Aber unter dem Thürbogen dreht ſie ſich um, weil ſie ſich überzeugen will, ob Chriſtus ihr auch folge; dann wird die Thür hinter ihr geſchloſſen, und nur das Chriſtusbild bleibt auf dem Platze. Es wird von wenigſtens 10,000 Indianern in der Quechuaſprache angeſchrien: „Wohin gehſt du? Bleibe bei uns, verlaß deine Kinder nicht.“ Nun drücken die Sänftenträger herüber und hinüber, ſo daß das Bild eine verneinende Bewegung macht, und die Menge ruft: „Du biſt ein Undankbarer, ein Gott, der kein Herz hat!“ Das Volk fängt an zu weinen und ſchreit: „Alſo bis zum nächſten Jahre willſt du uns verlaſſen?“ Die Chriſtuspuppe nickt bejahend. „So ſchere dich und packe dich fort!“ ſchreit die Menge. Die Hauptthür iſt inzwiſchen zur Hälfte geöffnet worden, ſchließt ſich aber wieder, ſobald die Menge herandrängt. Endlich verſchwindet das Bild in der Kirche.

Dadurch geräth das Volk in Verzweiflung; die Weiber kreiſchen entſetzlich und rauſen ſich in den Haaren, die Männer heulen und zerreißen ſich die Kleider. Die Kinder weinen und jammern, weil ſie ihre Aeltern in ſolchem Zuſtande ſehen, und die zahlreichen Hunde machen Chorus.

Alles iſt in Schmerz aufgelöſt und zerfloſſen, aber ſchon nach 10 Minuten macht er allgemeiner Heiterkeit Platz, und das Lachen nimmt kein Ende. Man brennt Feuerwerke ab, ſpricht der Flaſche tüchtig zu, das Guitarrenſpiel beginnt und vor der Kirche wird getanzt. Wenn am andern Morgen der Tag graut und die Sonne heraufſteigt, liegen viele tauſende von Indianern toll und voll betrunken neben leeren Krügen, und damit hat das Kirchenfeſt des Señor de los temblores ein Ende.

Das iſt die Schilderung eines Augenzeugen. Man ſieht, wie es noch heute um das „Chriſtenthum“ im ehemals ſpaniſchen Amerika ſteht und wie eigenthümlich und ſeltſam die Form iſt, in welcher kirchliche Feſte in der neuen Welt auftreten.

Yedo.*)

Lage der Stadt. — Das Handelsquartier. — Vorſtädte. — Straßen und Häuſerbau. — Die Läden. — Hausgeräthe. — Straßenleben. — Ariſtokratiſches Viertel. — Architektur.

O-Yeddo, „das große Yeddo“ — ſo nennt es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptſtadt gegenüber — bedeckt mit ſeinen Vorſtädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O-Gawa (große Fluß), ſtrömt von Nordweſten nach Südoſten hindurch und theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche iſt ganz flach und wird öſtlich von einem kleinern Flüßchen begrenzt; die weit größere ſüdliche Hälfte iſt faſt ganz mit Hügelreihen durchſetzt. Den Stadttheil nordöſtlich vom Ogawa, das Hondſcho, bewäſſert ein Netz von zahlreichen Kanälen, welche die beiden Flüſſe miteinander verbinden; auch das ſüdöſtliche Yeddo iſt reich an Waſſerläufen, natürlichen und künſtlichen, die theils den Abfluß der verſchiedenen Thalſenkungen bilden, theils aus dem Ogawa geſpeiſt werden. Dieſer Strom iſt etwa ſo breit, wie die Elbe bei Dresden, aber waſſerreicher und in ſeinem Laufe durch die Hauptſtadt von vier mächtigen Pfahlbrücken überſpannt.

Etwa eine Viertelmeile vom Ogawa zieht ſich ihm parallel die erſte Hügelkette hin, auf deren höchſter Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläſte des Taikun und des Thronfolgers liegen. Sie ſind von einer Ringmauer mit breitem tiefen Waſſergraben umſchloſſen;

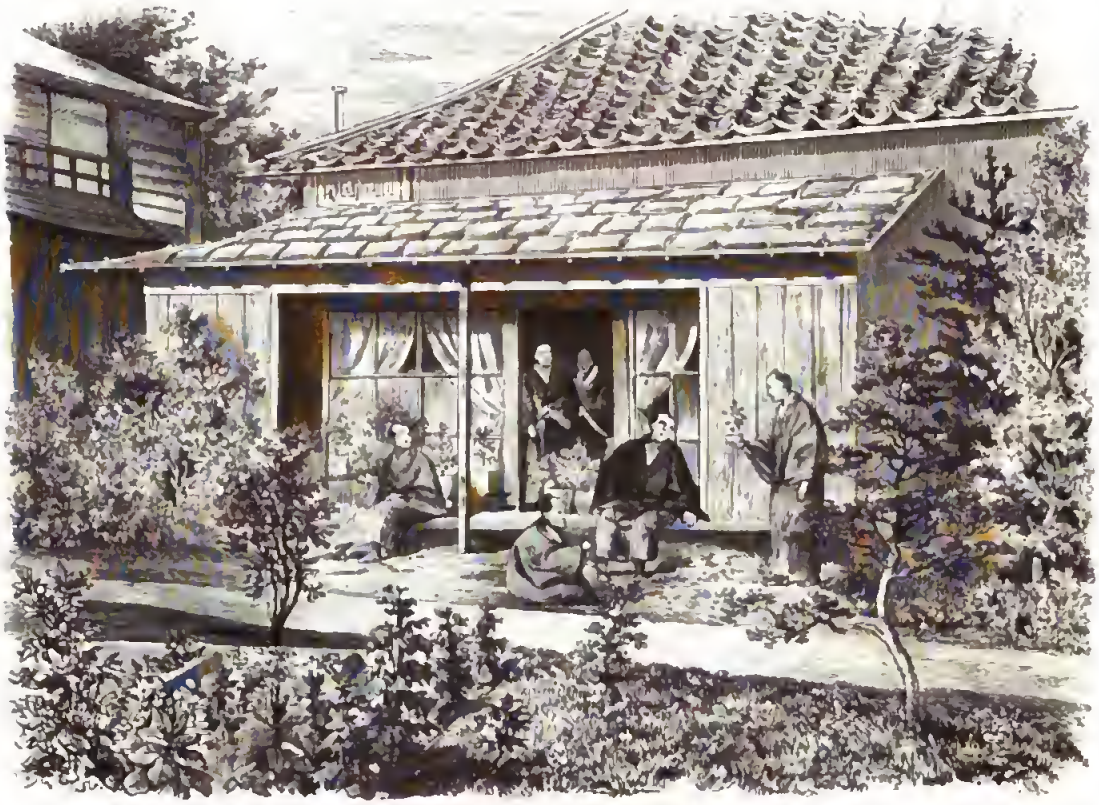
*) Die preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien. Nach amtlichen Quellen. Erſter Band. Berlin, Verlag der königl. geh. Oberhofbuchdruckerei. (R. v. Decker.) 1864.

Digitized by Google

acht Brücken und Dämme mit befestigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer aus großen polygonischen Blöcken setzt sich um das sogenannte Siro (Schloß) in unregelmäßiger Spirale fort und tritt endlich bei der zweiten Pfahlbrücke an den großen Fluß heran. In allen Canälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in sie mündenden Abzugsgräben steigt und fällt das Wasser mit der Ebbe und Fluth; die letzteren werden zur Ebbezeit meist ganz trocken.

Das große Stadtviertel zwischen dem Schlosse und dem Fluß ist der Mittelpunkt von Handel und Wandel, und von mehreren Canälen durchschnitten. Ueber einen derselben führt die Brücke von Nippon (Nippon-Basi), von wo alle Entfernungen im ganzen Lande gemessen werden. Sie ist der Endpunkt des Tokaïdo, der großen Heerstraße vom Westen und Süden des Reichs; eine andere führt von hier nach dem Norden von Nippon. Der Tokaïdo ist die einzige breite Straße dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheiles, alle übrigen sind eng; jedes Haus ist ein Laden; die meisten sind zweistöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu sein und zum Aufbewahren der Kaufmannsgüter und Fabrikate zu dienen. Am Ogawa und den in ihn mündenden Canälen liegen ganze Reihen feuerfester Pack- und Lagerhäuser, und auch in den Straßen sieht man viele feuerfeste Gebäude. Dieses Stadtviertel bildet mit dem Schlosse und seiner Umgebung den eigentlichen Kern der Hauptstadt, hier ist jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen ringsum wechseln die stark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundstücken einzelner Daïmios. Erstere liegen meist auf den Höhen, beschattet von immergrünen Gehölzen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundstücke der Großen umschließen hier prächtige Park- und Gartenanlagen. Ueberall sieht man Grünes, fließendes Wasser und die mannichfaltigsten Bauten. Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen; man kann den Hauptverkehrsadern folgend noch meilenweit zwischen zusammenhängenden Häusern wandern, gelangt aber durch die Nebenstraßen bald in lachende Landschaften; Acker- und Gartenbau ziehen sich hier und da bis mitten in die volkreichsten Quartiere, so daß die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind.

Bei Annäherung von der Rhede ahnt man die große Stadt nicht; die Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend und von Gärten und Rasenterrassen vielfach durchbrochen, die wenigen Höhen grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besäet, der Eindruck ist vielmehr ländlich. Die Bewohner von Yeddo selbst haben wenig Verkehr mit der Rhede; ihre Dschunken laufen in den Ogawa ein. Für die Fremden ist ein besonderer Landungsplatz gebaut, und von diesem gelangt man durch einen Hof und einen großen schwarzen Thorweg auf den Tokaïdo, der sich dem Mittelpunkte der Stadt zuwendet. Er ist eine gerade breite Straße von unabsehbarer Länge. Alle 800 Schritt weit stehen Thorwege, welche bei Unruhen und Feuersbrünsten und in aufgeregten Zeiten jede Nacht geschlossen werden, eine Einrichtung, die durch ganz Japan in allen Straßen und Gassen bestehen soll. An jeden Thorweg lehnt sich ein Wachthaus, das Bureau der Straßenpolizei, und aus seinem



Haus in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Dache ragt ein hohes Leitergerüst, von wo bei Nacht nach Feuersbrünsten gespäht und das Lärmzeichen mit der Glocke gegeben wird.

Viele Häuser dieses Stadttheils, wo die wohlhabenden Kaufleute wohnen, sind feuerfest. Sie haben dicke um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiß, der Stuck von so glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten so scharf und winklig, daß man polirten

überlassen. Die Häuser dieses Stadtviertels stehen zwar regelmäßig in einer Reihe, aber bald mit dem Giebel, bald mit der Seitenfront nach der Straße gewendet. Sie sind bald höher, bald niedriger, nach unseren Begriffen aber durchgängig klein und immer nur für eine Familie eingerichtet.

Die meisten haben Ziegeldächer, manche von den einstöckigen Häusern auch Schindeldächer. Erstere sind von sehr künstlicher Bauart, die Ziegel sorgfältig geformt und gebrannt, dunkelgrau und mit gleichfarbigem Mörtel zu

Vornehme Japanesen. (Nach einer Photographie.)

Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse und schließen hermetisch, das Dach besteht aus dicht gefugten schweren Ziegeln. Diese Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils das gemeinsame einer ganzen Reihe von Hauswirthen, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten meist nur Zeit haben, ihre besten Habseligkeiten dahin zu flüchten. Die Häuser werden dann verschleifen, von außen noch mit nassen Strohmatten gesichert und ihrem Schicksal

einer festen Masse verkittet. Ein hoher schwerer Balken bildet die Dachfirst und läuft in reichverzierte breite Stirnziegel aus, von denen sich zwei dicke Wülste über die Dachfläche hinablegen. Die Ziegel sind von mannichfacher Form und Größe, man könnte den ganzen Dachstuhl einen Bau aus Formsteinen nennen; diejenigen, welche die eigentliche Dachfläche bilden, von zweierlei Art, cylindrisch runde und concave. Zuweilen sind die Dachsteine des Firstbalkens und der von da herablaufenden Wülste mit schneeweißem Mör-

tel ſauber zuſammen gefügt — es ſieht auf dem ſchwärzlichen Grunde aus, wie ein Spitzenmuſter. Die Häuſer des Tokaido haben meiſt einfache Dächer von geraden Linien; bei größeren Gebäuden — Tempeln, Thoren und dergleichen — iſt der Dachſtuhl ſehr complicirt, die Linien nach allen Seiten geſchweift.

Das Colorit der japaniſchen Straßen iſt einförmig: ſchwarzgraue Dächer, hier und da mit weißer Spitzenverzierung; feuerfeſte Häuſer von ſchwarzem oder weißem Stuck; alles Uebrige iſt Holzwerk, deſſen natürliche Farbe vom hellen Gelb des friſchen Tannenholzes durch alle Abſtufungen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechſelt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgeſtaltigen Aushängeſchilder, welche deren Beſtimmung meiſt ſymboliſch anzeigen und dem Fremden eben ſo unverſtändlich ſind als die ſie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße ſtehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantiſcher Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusſtangen; vor den größeren Kaufhäuſern aber ſteht meiſt ein hohes Balkengerüſt, von dem unter zierlich geſchnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inſchrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firſtbalken ein phantaſtiſch geſchnitzter Drache mit geringeltem Schuppenſchweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen iſt durchaus harmoniſch.

Viel umfangreicher als alle anderen Häuſer des Tokaido ſind die Seidenhandlungen. Die ganze Front des untern Stockwerks iſt nach der Straße zu offen und gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in großen weißen Schriftzeichen prangt. Den Eſtrich bedecken feine Matten, auf denen viele junge Handlungsgehilfen mit Büchern oder den Kunden beſchäftigt ſind. Alle übrigen Kaufläden ſind kleiner als die Seidenhandlungen. Bei den Waffenſchmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art in größter Mannichfaltigkeit der Klingen, Hefte und Scheiden, kein einziges, bei feſtſtehender Grundform, dem andern ganz gleich. In anderen Läden werden Helme, Kriegsmasken und ganze Rüſtungen feil geboten. Letztere ſind gewöhnlich aus ſtarkem Leder und Bambus, mit lackirtem Metall überzogen. Bogen und Pfeile werden wieder in anderen Läden verkauft. Die größten Bogen haben ſieben Fuß Länge und im ungeſpannten Zuſtande eine ſtarke Krümmung nach außen. Nur der kräftigſte Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen, ihre Schnellkraft iſt unglaublich. Das Bogenſchießen wird in Japan von jedem Alter und Geſchlecht mit Leidenſchaft und großer Virtuoſität geübt; es gibt Bogen und Pfeile von allen Größen, ſelbſt Miniaturbogen, die man zerlegt in die Taſche ſtecken kann. Bei den Sattlern findet man ſtatt des Leders faſt nur Holz und Papier. Die Japaner wiſſen dem letztern ſolche Feſtigkeit zu geben, daß es das Leder in den meiſten Anwendungen erſetzt und dem Waſſer faſt noch beſſer widerſteht. In den Hutläden ſieht man die ſonderbarſten Kopfbedeckungen. Der Japaner geht meiſtens barhaupt und trägt den Hut nur zum Schutz gegen Sonne und Regen. Die gewöhnlichſte Form iſt tellerartig, aus dünnem Holze, außen ſchwarz, inwendig oft roth lackirt mit phantaſtiſchem Muſter in Goldlack, Vögeln, Fiſchen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Kleiderhandlungen, deren es in allen chineſiſchen Städten ſo viele gibt, ſahen wir in Yeddo nicht. In den Fächerläden findet man dieſes allerunentbehrlichſte Geräth des Oſt-Aſiaten in unendlicher Mannichfaltigkeit, groß und klein, fein und grob. Das Geſtell iſt aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, ſchwarz und buntfarbig mit Goldſprenkeln. Die Pfeifenläden bieten große Auswahl. Das Rohr der japaniſchen Tabakspfeife iſt gewöhnlich ſpannenlang, aus Bambus, zuweilen lackirt. Spitze und Kopf ſind aus Metall.

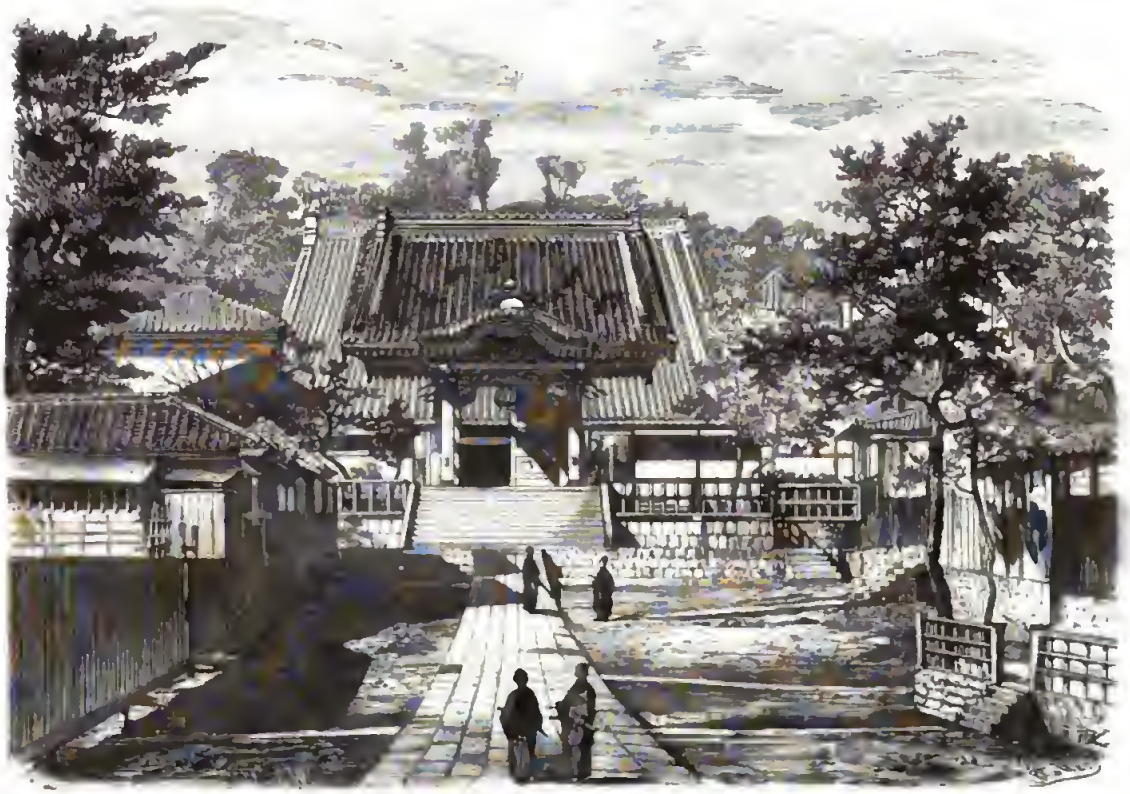
Die unterhaltendſten von allen Kaufläden ſind die Trödelbuden; es gibt deren unzählige von den verſchiedenſten Claſſen, wie bei uns. Man ſieht dort die ſchönſten Sachen und fühlt ſich jeden Augenblick verſucht ſtill zu ſtehen, alle die Raritäten zu begaffen, zu betaſten, denn in Japan hindert daran keine neidiſche Glasſcheibe. Tuſchläden finden ſich in vielen Straßen, dort werden auch Schreibepinſel und Reibenäpfe verkauft. Die Pinſel haben leichte glatte Rohrſtiele; nur die Spitze wird gebraucht, der obere Theil der Haare iſt feſt zuſammengekleiſtert. Tuſche gibt es die verſchiedenſten Arten, ſolche, die wenige Pfennige das Pfund und ſeine Sorten, die mehrere Thaler das Loth koſten. Ueber die Zubereitung iſt man merkwürdiger Weiſe noch bente im Unklaren. Die Porzellanhandlungen von Yeddo bieten wenig Auswahl der Formen, aber eine deſto größere Eigenthümlichkeit der Muſter, Farben und Zeichnungen; ſie ſind nicht für den europäiſchen Markt eingerichtet und enthalten nur die einheimiſchen Geſchirre. Die Farbe ſitzt bei dieſem Porzellan auf der Glaſur. Spielzeugläden gibt es in Yeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäiſchen Stadt; die Japaner ſorgen auf das liebreichſte für ihre Kinder und ſind erfinderiſch in Jugendbeluſtigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen. Vor den Buch- und Kunſthandlungen hängen bunte Zerrbilder voll köſtlichen Humors, zu denen jetzt die Fremden viel den Stoff liefern müſſen. Die Freude an bildlichen Darſtellungen iſt allgemein, faſt jeder Japaner ſcheint zu zeichnen. Auch findet man illuſtrirte Werke, botaniſche, zoologiſche, phyſikaliſche, anatomiſche, tactiſche Bücher — ſowohl einheimiſche als aus dem Holländiſchen überſetzte. Alle Darſtellungen ſind bei vielen Zeichnenfehlern von unglaublicher Lebhaftigkeit und zeugen von Verſtändniß und Sinn für die Bedeutung und das Charakteriſtiſche der Formen. In allen Buchhandlungen findet man Landkarten und Atlanten. Alle Bücher ſind wohlfeil; ſogar die Soldaten auf der Wache leſen, und man ſieht Frauen und Mädchen emſig in die Bücher vertieft. Conditoreien gibt es in den Straßen von Yeddo viele. Die Kuchen und Confecte ſehen zierlich und appetitlich aus, manche gleichen den unſrigen und ſind wohlſchmeckend, andere widerſtehen dem europäiſchen Gaumen.

Den kleinen Hausrath — größere Möbeln beſitzen die Japaner nicht — findet man in beſonderen Läden, die viel Hübſches und Anziehendes bieten: mannichfache Schränkchen, Käſten und Käſtchen, Schachteln, Büchſen, Präſentirbretter und Unterſätze aus Bambus, Kampher- und andere Holzarten, mit Korbgeflecht aus geſpaltenem Rotang und Binſen. Alles ſo ſauber und zierlich, wie für den Nipptiſch gearbeitet, dabei von erſtaunlicher Billigkeit. Als Kopfkiſſen dienen fußlange viereckige Käſtchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht; der Hinterkopf liegt ganz frei. Wie man auf ſolchem Geſtell ſchlafen, ſich ausruhen kann, gehört zum unbegreiflichſten der japaniſchen Kultur. Dies Käſtchen enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürſte, Zahnpulver, Schminke, Pommade und dergleichen unentbehrliche Gegenſtände der Toilette und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in ſeinen Kleidern auf dem Fußboden ſchläft und ſich gegen Kälte nur mit dickeren Röcken ſchützt.

In den Häuſern herrſchte durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierſcheiben, das Geräth

und die Matten waren in faſt allen Läden appetitlich ſauber, und man ſcheute ſich, mit ſchmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt ſeine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung; die Eingebornen ſind von Natur dazu aufgelegt, und die drolligen Mißverſtändniſſe der beiderſeitigen Geberden und Mienen geben immer neue Veranlaſſung. Unſere begleitenden Yakunine, die anfangs ängſtlich und zurückhaltend waren und uns mehrfach am Ankaufe von Waffen, Büchern und dergleichen hinderten, überzeugten ſich bald von der Harmloſigkeit dieſes Verkehrs und verſchafften uns ſpäter ſogar Vieles, was wir ohne ſie aus Unkenntniß nicht erlangt hätten. Sie bewahrten zwar eine gewiſſe ernſte Würde und Zurückhaltung, die dem japaniſchen Samraï unter allen Umſtänden eigen iſt, nahmen aber doch Antheil an der Unterhaltung und zeigten ſich bei gende Volk abzuhalten ſuchten, auch ſolche, die ſich unnütz machten, wohl tüchtig mit dem Fächer über den Kopf ſchlugen, und das Alles unaufgefordert und nur aus nationaler Gaſtfreundſchaft.

Die Straßen des Handelsquartiers ſind zu allen Tageszeiten ſehr belebt, beſonders Abends, wo viele Arbeiter von da in die Vorſtädte zurückkehren; um dieſe Zeit iſt ſelbſt der breite Tokaïdo ſo belebt wie ein Jahrmarkt. Auffallenden Anzügen begegnet man an den gewöhnlichen Tagen wenig; nur Kinder und junge Mädchen, die meiſt in Begleitung ihrer Mütter auf den Straßen erſcheinen, ſind artig in bunten Farben geputzt, die Geſichter aber vielfach durch Schminke entſtellt. Namentlich heranwachſenden Mädchen wird oft das ganze Geſicht nach dem japaniſchen Schönheitsideal angemalt, eine häßliche Maske, unter der die na-



Kaiſerlicher Tempel in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

höflicher und vertraulicher Behandlung immer hilfreich, gefällig und aufmerkſam. Auf weiteren Spaziergängen kehrte man in die Theehäuſer ein und ließ die Yakunine bewirthen, was ihren guten Humor ſehr zu ſteigern pflegte. „Okino arigato", großen Dank, hieß es dann unter vielen Verbeugungen; die Köpfe waren zuweilen etwas gerötbet, aber alle Schwierigkeiten hörten auf. Dieſe Stimmung liebenswürdiger Dienſtfertigkeit und Zuneigung wurde bald die allgemeine der uns zugetheilten Yakunine; ſie lebten gern mit uns. Das Volk zeigte uns faſt nur freundliche, neugierige Geſichter. Es war etwas ganz Ungewöhnliches in Yeddo, Fremde zu Fuße auf der Straße zu treffen. Aber zu Pferde ſieht man wenig vom Inhalt der Kaufläden. Nicht ſelten geſchah es, daß ſich fein gekleidete Männer mit höflichem Gruße zu uns geſellten und an den Seiten gehend das drän-

türlichen Züge ganz verſchwinden. Die Augen allein behalten Leben. Der Anzug und Haarputz der Kinder und jungen Mädchen iſt zierlich und geſchniegelt und muß viel Zeit und Mühe koſten. Züge von Laſtträgern bewegen ſich, den taktmäßigen Schritt mit eintönigem Rufe begleitend, durch das Gedränge. Die Laſten werden entweder im Gleichgewicht an den beiden Enden eines elaſtiſchen Traghol-zes, oder, wenn ſie ſchwer ſind, an langen Bambusrohren in der Mitte aufgehängt und dann von zwei oder mehreren Perſonen auf den Schultern getragen. Jeder Träger iſt mit einem vier Fuß langen Stabe verſehen, mit dem er beim Ausruhen das Traghol, ſtützt, um die Laſt nicht niederſetzen zu müſſen. Der Krämer, der die Kunden beſucht, trägt ſeine Kiſten und Ballen auf dem Rücken; ſie ſind gewöhnlich in ein weites Tuch gepackt, deſſen Enden vor der

Stirn zuſammen gebunden werden. Uebrigens ſchafft man in Yeddo auch Laſten vielfach auf Handwagen und ſehr unförmlichen Büffelkarren fort. Was aus der Stadt herausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in allen Vorſtädten begegnet. Reiten darf nur der Samraï; jedem Pferde läuft, es mag noch ſo ſchnell gehen, wenigſtens ein Stallknecht voraus, welcher mit lautem Jauchzen die Menge zum Auseinandergehen auffordert. Höhere Beamte laſſen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei ſich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Inſignien ihrer Würde, voranf tragen. Die höchſten Staatsbeamten und die Daïmios erſcheinen nur bei Feuersbrünſten zu Pferde auf der Straße und werden ſonſt in Norimons getragen. Die Form, Farbe und nuete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kiſten und Käſten, welche die Rüſtung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeſervice, Küchen- und Reiſegeräth, kurz Alles enthalten ſollen, deſſen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um ſtandesgemäß aufzutreten. Bei ſehr hoch geſtellten Perſonen folgen mehrere Leibpferde und ihre erſten Beamten in Sänften oder zu Roß, auch dieſe wieder von ihren Pikenträgern und Dienern begleitet. Die Kleidung aller Trabanten iſt von einerlei Schnitt und Farbe, hat aber nichts, das an Uniform erinnert. Die Begleiter marſchiren paarweiſe; der ganze Zug bewegt ſich in lautloſer Stille. Das Volk weicht ehrfurchtsvoll aus, pflegt ſich aber ſonſt nicht viel um die Großen zu kümmern. Jede Durchbrechung des Zuges iſt unerlaubt; es gilt auch für

Friedhof der Adligen in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Größe dieſer Sänfte, beſonders auch die Wölbung des Tragebalkens und die Zahl der Träger zeigt den Rang des Beſitzers an. Auch die Menge der Begleiter und die Anordnung der oft mehrere tauſend Mann ſtarken Eskorte richtet ſich nach ſeiner Stellung. Bei vornehmen Männern ſchreiten Herolde voran, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger. Die Spitzen ihrer Lanzen ſtecken in Lederfutteralen und ſind ſehr verſchieden geformt; im japaniſchen Adelslexicon findet man bei jeder Familie die ihr zukommenden Inſignien und Feldzeichen abgebildet. In Futteralen iſt alles Spitze und Schneidende, ſo auch häufig ſelbſt die Flinten verborgen, welche gewöhnlich die Leibwache führt. Der Sänfte zunächſt gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig geſattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffunanſtändig, eilig vorbeizureiten. Die Fremden kehren ſich an dieſe Regeln nicht und haben dadurch den Stolz des einheimiſchen Adels vielfach verletzt. Man begegnete ſolchen Zügen auf den Straßen Yeddo's täglich, denn die Sitte fordert große Begleitung bei jeder Entfernung aus dem Hauſe.

Beſonders belebt ſind die Straßen an Feſttagen, deren die Japaner viele haben. Jede Oertlichkeit beſitzt ihren Schutzpatron; die ihnen geltenden Feſte ſind beſonders geräuſchvoll und geben Anlaß zu theatraliſchen Vorſtellungen, zu Aufzügen und bunten Mummereien. Komiſche Masken durchziehen dann die Straßen und treiben bettelnd und muſicirend ihre Poſſen; auch Bänkelſänger kommen zahlreich herbei. Mönche und Nonnen, Quackſalber und leichte Dirnen fehlen nicht. Jongleure ſchlagen auf freien Plätzen ihre Zelte auf. Man findet Thier- und Schaubuden aller

Art. Das Volk lärmt und beluſtigt ſich ausgelaſſen, und bis tief in die Nacht ſchallen jubelnde Stimmen und fröhliche Muſik aus den Theehäuſern.

Weniger belebt und anziehend als die Straßen des Handelsquartiers ſind die ariſtokratiſchen Stadtviertel im Siro und Soto-Siro. Nur der innerſte den kaiſerlichen Palaſt umſchließende Theil blieb den Fremden unzugänglich. Die Straßen dieſer Stadtquartiere ſind gerade, rechtwinklig, einförmig und wenig belebt. Während in den vom Volke bewohnten Vierteln der Boden nur feſtgeſtampft iſt und bei naſſem Wetter leicht aufweicht, ſind die Wege hier meiſt macadamiſirt, ſtreckenweiſe auch mit Kies beſchüttet. Eigentliches Straßenpflaſter kennt man in Japan nicht, nur durch die Höfe der Parkanlagen und Tempel laufen breite Bahnen von flachen Quaderſteinen. Die Façaden der Paläſte, wenn man einſtöckige Gebäude ſo nennen darf, zeichnen ſich nach der Straße zu nur durch die ungeheure Länge aus, die oft wohl 600 Schritt und darüber betragen mag. Dieſe langen Gebäude bilden aber in der That nur die Einfaſſung des Grundſtücks und mögen Pferdeſtälle, Arbeitsſchuppen und die Wohnungen untergeordneter Diener enthalten; ſie haben nach der Straße nur kleine Gitterfenſter, welche gewöhnlich durch Läden geſchloſſen ſind. Die Wohngebäude der Herrſchaft und ihres Gefolges liegen im Innern, von Höfen und Gärten umgeben. Bekleidet iſt die Straßenfront bis zur Höhe von etwa 12 Fuß mit einfachem Bretterwerk oder netzförmigem Bewurf von weißem und grauem Stuck. Darüber läuft vier bis fünf Fuß breit ein glatter weiß getünchter Streifen hin. Das Dach iſt von grauen Ziegeln, deren vorderſte Reihe häufig das Wappen des Beſitzers zeigt. Die Fundamente beſtehen aus großen Bruchſteinen, treten aber nur bei unebenem Terrain recht zu Tage und zeigen dann ſehr ſchöne polygoniſche Mauerarbeit. Der einzige bemerkenswerthe Theil dieſer Façaden ſind die Portale. Sie nehmen bei großer Breite die ganze Mauerhöhe des Gebäudes ein und liegen etwas vertieft. Zu beiden Seiten ſpringen erkerartige Logen mit Gitterfenſtern für die Thürhüter und Wachen hervor. Daneben ſieht man häufig noch eine vom Dach geſchützte breite Mauerniſche, wo dicke ſauber geglättete Pfähle mit bronzenen Ketten und Ringen zum Anbinden der Pferde eingerammt ſind. Das Portal ſelbſt iſt aus mächtigen Balken von ſchönem Holze gezimmert, ſorgfältig geſchliffen oder lackirt und mit Buckeln und anderen Zierrathen von Bronze beſchlagen. Der Eingang beſteht aus einem breiten Mitteithor, das nur für Standesperſonen geöffnet wird, und zwei bis drei kleineren Thüren zu jeder Seite; die ganze Conſtruction iſt ſymmetriſch. Die Schwelle hat bei allen japaniſchen Thoren faſt zwei Fuß Höhe; der Stirnbalken ſpringt bis unter das Dachgeſims hervor und trägt das Wappen des Beſitzers, erhaben und maſſig in Bronze oder ſchwarzem Stuck gearbeitet. Dieſe Portale ſind die beſten Erzeugniſſe der japaniſchen Baukunſt, eine wirkliche, wenn auch ſehr einfache Architectur, denn alle Theile haben Zweck und Bedeutung und verbinden ſich zu einem organiſchen Ganzen. Der Charakter iſt ganz eigenthümlich und von allem ſonſt Bekannten verſchieden. Sie haben bei aller Schwere der Structur ein ſchönes Ebenmaß der Verhältniſſe und tragen das Gepräge vornehmen Ernſtes. Die bronzenen Balkenknäufe, Sockel und ſonſtigen Beſchläge ſind meiſt von vortrefflicher Zeichnung; ihre dunkelgrüne goldige Farbe ſtimmt ſchön zu dem natürlichen Dunkelbraun oder Grau, zu dem ſchwarzen oder tiefrothen Lack des Holzwerks und erhöht den Eindruck der ernſten Einfachheit und Strenge. Man glaubt trotz aller Unähnlichkeit mit europäiſchen Bauwerken Arbeiten des frühen Mittelalters zu ſehen.

Das Saterland und ſeine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Die Häuſer und ihre innere Einrichtung. — Der alte Kopfputz. — Handſpangen und übrige Kleidung. — Speiſen. — Charakter der Saterländer. — Sprache. — Volksfeſte, Sitten und Gebräuche. — Die Namen. — Begräbniß.

Ein ſaterſches Haus hat recht viel Eigenthümliches, äußerlich ſowohl wie inwendig, und weicht von den oſtfrieſiſchen bedeutend ab. Seine Mauern ſind ſehr niedrig, und da Vorder- und Hinterhaus nicht getrennt ſind, ſo haben ſolche überall dieſelbe Höhe. Sie beſtehen aus Fachwerk, das man mit Backſteinen ausfüllt und alsdann mit Lehm überſchmiert. Das ziemlich ſteil anſteigende Dach hat nur unten einige Ziegelreihen, ſonſt iſt daſſelbe mit Stroh oder Haide bedeckt. Hat das Haus einen Schornſtein, ſo findet man ſelbigen in der Mitte der Firſt. Die wenigen Fenſter ſitzen in den Seitenmauern; Vorder- und Hintermauern haben höchſtens kleine Guckläcker.

In ein ſolches Haus zu gelangen iſt nicht leicht. Der Eingang wird nicht von wüthenden Hunden — denn dieſe ſind hier ſehr friedlich — vertheidigt, ſondern von — Dreck. Sind ſchon die Wege ſehr reich an Schmutz, ſo iſt, wenn das Haus etwas abſeits liegt, der Aufgang faſt nicht zu paſſiren. Je näher man dem Hauſe kommt, deſto größer wird die Schmutzmaſſe, die durch die abfließende Flüſſigkeit des naheliegenden Düngerhaufens beſtändig in einem ſumpfartigen Zuſtand erhalten wird. Die letzten Schritte ſind kaum mit Schuhen zu machen, und dabei darf man noch nicht einmal vor ſeine Füße ſehen, da jeden Augenblick eines der ſich hier umhertreibenden Schweine uns über den Haufen und in den ſchmutzigſten aller Schmutze werfen kann. Endlich ſind alle Mühſeligkeiten und Gefahren überwunden, und vor uns liegt das Innere des Hauſes. Wir können es in ſeinem Ganzen, vom Schweineſtall bis zum Kleiderſchrank überſchauen, denn mit Ausnahme eines abgeſchiedenen Lochs für Heu und Torf bildet das ganze Haus — wie ſprechen von den alten, nicht moderniſirten Wohnungen — nur einen Raum. Menſchen und Vieh leben hier in friedlicher Eintracht.

Den Eingang ermöglicht die „große Thür", zwei große Flügelthüren, die oben halbrund, 12—15′ hoch und 8—12′ breit ſind. Beide ſtehen gewöhnlich ganz offen; will man das

im Innern befindliche Vieh hüten oder das da draußen im Schmutz sich wälzende abhalten, dann werden die kleinen Thüren zugemacht. Jene gleichen den Sturmthüren unserer Scheunen, diese den Fluthüren. Nur bei Nachtzeit werden die Sturmthüren durch hölzerne Riegel verrammelt. Treten wir ins Haus! Links finden wir erst den Schweinestall ohne Schwein, denn das ergötzt sich draußen in seinem reichlichen Element; danach kommt die sogenannte Hille, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gemüse und Gerümpel, und hinter diesem ein Raum, der die Küche ausmacht. Denn hier stehen Tische und grobe Mollstühle, Schränke und Kisten, hier findet man die einzigen eigentlichen Fenster der ganzen Wohnung. Gewöhnlich sind's deren fünf mit à neun Scheiben, die ohne weitern Zwischenraum neben einander folgen und gleichsam ein großes Fenster bilden. Das noch fehlende Licht kommt durch das Hauptloch des Gebäudes und durch einige zerstreut sich findende Guckslöcher. Hier steht auch der Webstuhl. An den Wänden hängen die Rakjes, drei bis vier über einander angebrachte Latten, hinter welchen besonders zinnerne, seltener porzellanene Teller zur Schau aufgestellt sind. An den untersten Latten hängen die zinnernen Korpen; Gefäße, die früher bei Hochzeiten dienten. Man füllte sie mit warmem Bier und Syrup; die zinnernen Bierkannen, die runden zinnernen Löffel, die durch ihr großes zirkelrundes Blatt die sogenannten Breimäuler erzeugen, die Kaffeekannen und anderes Geschirr von Zinn und Blech. Wer auf eine Hochzeit geladen ist, schenkt der Braut einige neue zinnerne Teller und Löffel, einen Kopp, eine Kaffee- und Bierkanne und was die Vermögensumstände sonst erlauben. Daß wir irgendwo jenes Geschirr spiegelglatt gefunden hätten, wie im Binnenlande Ostfrieslands und auf unseren Inseln, dürfen wir, da wir bei der Wahrheit bleiben wollen, nicht sagen.

Der Eingangsthür gegenüber, am andern Ende des Raums, ist der Feuerheerd oder eigentlich das Feuerloch. Dasselbe ist von allen Seiten zugänglich und kann sich also nach vollbrachter Arbeit die ganze Familie um das Feuer setzen. Damit des Nachts das liebe Vieh nicht in dasselbe geräth, wird es alsdann mit einer eisernen durchbrochenen Stülpe überdeckt. Einen Schornstein haben die alten Häuser nicht, der Rauch mag sehen, wie er fortkommt. Seit Jahrhunderten vielleicht hat derselbe in einem solchen Hause unbedingte Freiheit gehabt. Die mit dickem Ruß versehenen Balken- und Wände könnten wunderliche Geschichten erzählen. Zu Häupten glänzt Alles wie Gold, nur in anderen, nämlich schwarzen und dunkelbraunen Farben, denn der grobe Besen, der an jedem Sonntagsmorgen die leichten Rußflocken abfegt, ist nicht im Stande, das Produkt der ganzen Woche mit sich zu führen. Ob solcher wie geologische Gebilde seinen Stammbaum in seinen verschiedenen Ablagerungen in und mit sich führt, haben wir nicht untersuchen können.

Hinter dem Feuerloch findet man in einigen Häusern den Backofen, bei anderen denselben in einem eigenen Häuschen neben dem Hauptgebäude. Denn jeder Saterländer bäckt sein Brot selbst. Die wenigen Bäcker, die man hier findet, müssen ihre Fabrikate auf den ausländischen Märkten absetzen; der Saterländer bedarf ihrer nicht.

Rechts vom Haupteingang sehen wir erst den Pferdestall, dann die Viehställe und direkt daran die mit Vorhängen von buntem Kattun verhängten Bettstellen. Diese befinden sich den Schiffskojen gleich in der Wand. Zwischen denselben hängen Rosenkränze, bunte Umschläge von Schreibebüchern aus Neuruppin oder von Scholz in Mainz oder Pius IX., und drei Handtücher, nicht zum Gebrauch, sondern zum Staat. Die beiden äußeren sind an einem Zipfel aufgehängt, das mittlere oder hängt in seiner ganzen Breite an der Wand. Auch messingene Bettwärmer sind nicht selten.

Das Vieh steht nach sächsischer Manier mit dem Kopf nach der Diele, die nur aus Lehm besteht; eine Düngerrinne, wie man solche bei den reinlicheren Friesen findet, fehlt, so daß nicht selten die geschwängerten flüssigen Theile auch auf der Diele Sümpfe bilden.

Ein solches Haus repräsentirt en miniature die Arche Noahs. Auf der Diele spielen und lärmen die Kinder, gackern die Hühner, krähl der Hahn, brüllen die Kühe, blöken die Kälber und Schafe, wiehern die Pferde, grunzen die Schweine, miauen die Katzen, bellen die Hunde, schnurrt das Spinnrad, klappert der Webstuhl, Alles durch und mit einander, Alles mit Schmutz reichlich bedeckt. Etwas wirklich Reines in Saterland zu finden, hält schwer; auch in den besseren Häusern trägt Alles Schmutz an sich; Messer, Gabeln und Löffel, Tischtuch und Serviette, Nichts verleugnet seine saterische Abkunft.

Die neueren Wohnungen weichen sowohl inwendig wie auswendig von den eben beschriebenen ab; sie haben mitten auf dem First einen (nie mehr) Schornstein und im Innern Küche und Stube von dem übrigen Raum getrennt, auch ersetzt hier eine gewöhnliche Thür das dort befindliche Loch.

Viele Möbeln kennt der Saterländer nicht; außer Tisch und Stuhl findet man nur noch einen oder mehrere Schränke und eine große Kiste. In letzterer wird besonders der Sonntagsstaat aufbewahrt. Aber alle diese Sachen sind fest, massiv und kernig, wie ihr Besitzer. Doch Eines hat dieser ganz bestimmt vor seinen voraus: Freundlichkeit und Gefälligkeit. Während unsers Aufenthalts dort hat unsere gewaltige Neugierde — wie die Bewohner unsere Wißbegierde jedenfalls im Geheimen benannt haben werden — auch nie Anstoß erregt. Nun muß ich noch sehen, was darin ist! Damit haben wir manchen Schrank selbst aufgeschlossen, und wenn das verrostete Schloß nicht gehorsam sein wollte, dann wurde uns sofort hülfreiche Hand geleistet. Aber damit nicht genug! Jedes einzelne Kleidungsstück wurde herausgenommen und gezeigt, darauf aber auch die Kiste geöffnet, denn „da Er das gesehen hat, muß Er auch dies in Augenschein nehmen". Alles mit größter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Fremde werden vom Saterländer mit „Er" angeredet. Diese Kisten bergen außerdem gewöhnlich die geerbten, altmodischen Kleidungsstücke und zeigen oft die Tracht verschiedener Generationen.

Auf Wegen und Stegen haben wir uns nie nach irgend etwas erkundigt, ohne mit größter Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft zu erhalten, und unser Dank wurde ohne Ausnahme mit den freundlichen Worten: Keine Ursoche! zurückgewiesen.

Nur ein einziges Mal wurden wir mit weniger Freundlichkeit gegrüßt; das war am Sonntage, als wir, nachdem wir der Messe und Predigt beigewohnt, vor dem Amen die Kirche verlassen hatten und uns vor dem Kirchhof aufhielten, musternd die ganze Gemeinde an uns vorbei marschiren zu lassen. Da schien man nicht recht zu wissen, was man sollte. Vielleicht ahnte man den Ketzer. Das war uns aber gleichgültig, denn die beiden, bereits in der Kirche beobachteten Frauen in all-saterschem Kopfputz gingen zusammen plaudernd vor uns her, und wir hatten Muße, ihre eigenthümliche Kopfbekleidung, die sich aber besser zeichnen als beschreiben läßt, genau zu beobachten.

Auf einer eng anschließenden rund um den Kopf gefälteten weißen Mütze wird die „Purse" getragen, das ist eine aus einer Unzahl kleiner Falten zusammengelegte Kappe; diese Falten gehen rund um den Kopf, und oben auf demselben befinden sich etwa ein halbes Dutzend große aufstehende Falten. Das Ganze ist von rothem und gelbem seidenen Band, bei Leidtragenden aber ist dasselbe schwarz. Diese Purse vertritt die Stelle des Huts und wird mittelst eines seidenen Bandes unter dem Kinn festgehalten.

Dieser alte Kopfputz kommt indeß nur wenig mehr vor, wie denn auch nach allen Seiten hin die Saterländer bedeutend

von der Kultur beleckt werden; sogar Schleier, Mantillen und — Krinolinen haben bereits die Grenzen des Landes überschritten. Zur Sonntagstracht gehört aber bei allen Jungfrauen und Frauen von dem Tage der Konfirmation an ein silbernes oder goldenes Kreuz, welches an einer etliche Mal um den Hals geschlungenen Kette auf der Brust getragen wird. Es lieben die Saterländerinnen im Allgemeinen die dunkeln Farben als Kleiderstoff, die kleinen Umschlagtücher müssen die grellsten Farben: roth, gelb oder blau haben. Früher muß diese Vorliebe für lebendige Farben bedeutend größer gewesen sein; denn nach der Erzählung einer sehr alten Frau gehörte damals zum Sonntagsstaat: Eine grüne Kappe mit goldenen Blumen, einem Spitzenstreifen und gelben Bändern; ein gelbes Tuch mit Rändern und Blumen; ein Kreuz mit Kette; zwei silberne Haken im Nacken; ein rothes Wamms mit goldenen Tressen und silbernen Knöpfen; eine silberne Spange im Hemd und gestickte Anfangsbuchstaben des Namens in diesem; rothe Unterärmel; rother Rock mit goldenen Tressen und blauem Saum; rothe Schürze; Schuhe mit silbernen Schnallen; blaue, auswendig rauhe Strümpfe mit rother „Clince" (Verzierungen an den Knöcheln von der Sohle auf).

Die eben genannte silberne Hemdspange wird noch jetzt von dem ganzen weiblichen Geschlecht getragen. Sie hat die Gestalt eines Herzens, ist an der äußern Seite verziert und trägt an der Kehrseite den Namen. Eine daran befindliche Zunge wird durch das selbst gewebte, sehr grobe Hemd gesteckt und hält solches auf der Brust zusammen.

Die tägliche Kleidung der Frauen ist fast eine und dieselbe. Die Natur des Landes erfordert außer Holzschuhen warme Kleidungsstoffe, und so findet man denn auch die rothe Base hier als Stoff zu Unter- und Oberröcken eine bedeutende Rolle spielen. Eine dunkle Jacke ohne Aermel, ein umgeschlagenes, oben am Halse mit Nadeln zusammengehaltenes roth kattunenes Halstuch und ein Strohhut mit nugehemter Krempe und rothem Band vollenden den Anzug.

Eben so einfach ist die tägliche Lebensweise dieser Leute. Bleiben Mann und Frau in der Nähe des Hauses, so genießt man früh Morgens Butterbrot und Kaffee, stärkt sich gegen 8 Uhr mit einem in Speck gebackenen Buchweizenpfannkuchen, speist um 12 Uhr zu Mittag, nimmt sich um 3 oder 4 Uhr abermals Butterbrot mit Kaffee, um am Abend mit dem vom Mittag Uebriggebliebenen, sonst aber mit Buchweizen- oder Roggenbrei vorlieb zu nehmen. Des Mittags kommen die gewöhnlichen Gemüse mit Kartoffeln auf den Tisch; hat man Lust, verschiedenes Gemüse zu essen, so kommt Alles zusammen in einen Topf. — Das ist der Speisezettel für die ganze Woche, den Sonntag mit eingerechnet.

Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Maria Himmelfahrt, an den vier Hauptfesttagen, wird davon abgewichen, indem alsdann in allen Familien Grütze mit Syrup und Pflaumen, sowie Kartoffeln mit Schweinskopf aufgetischt werden.

Bei solcher Speise läßt sichs schon aushalten, und der Saterländer sieht auch wahrlich nicht danach aus, als ob Hungerleiden seine Passion sei. Man findet hier unter Männern und Frauen kräftige, gediegene Gestalten mit muskulösen Gliedern, die ihres Gleichen suchen.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen weitern Blick auf den Charakter dieses Volksstamms, um dann mit der Beschreibung einiger seiner Gebräuche und Festlichkeiten zu schließen.

Der Saterländer liebt die Freiheit. Nur zähneknirschend hat er sich dieselbe nehmen lassen. Obwohl er jetzt nichts mehr in dieser Beziehung zu verlieren hat, so bewacht er doch noch stets alle Schritte der Regierung mit ängstlicher Sorgfalt, befürchtend, diese möchte ihm damit zu nahe treten. So war ihm auch recht lange der Militärdienst in der Seele zuwider. Wer irgend konnte, kaufte sich frei, und es wurde endlich durch Uebereinkommen festgesetzt, daß Jeder alle drei Jahre 10 Rtr. bezahlte, wofür er frei vom Waffentragen war. Dieser Widerwille ist aber jetzt gebrochen, denn gerade während unsers dortigen Aufenthalts verkaufte sich ein Bursche zum zweiten Mal als Stellvertreter, ohne daß Jemand Anstoß daran nahm.

Auch auf dem Gebiete der Religion scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, daß sie einst Protestanten waren, denn sie haben ein freieres Urtheil über manche Dogmen und eine größere Unabhängigkeit ihren Priestern gegenüber gewahrt, als der größte Theil der übrigen Katholiken.

Durch sein früheres Selfgovernment hat er sich Charakterfestigkeit, Schärfe des Verstandes, gesundes Urtheil erhalten, Eigenschaften, die in vielen Fällen in Erstaunen setzen.

Vor Allem hält er auch seine Sprache in Ehren. Unter sich spricht er nur Saterisch, doch ist ihm auch das ostfriesische Plattdeutsch sehr geläufig, wodurch uns auch der Verkehr einzig und allein möglich gemacht wurde. Unsere Vorgänger hatten nur Deutsch oder Holländisch gesprochen und dadurch manches Abenteuerliche erfahren, was in der Wirklichkeit gar nicht existirt. Den älteren Leuten ist das Saterisch am geläufigsten, oder sogar kleine Kinder unterhalten sich schon darin. Alle sind stolz darauf und hören es gern, wenn man ihnen zugibt, solches nicht verstehen zu können. Welche größere Vortheile ihre Sprache gebracht, beweisen sie gern durch folgenden Vorfall zur Zeit der französischen Occupation.

Drei Männer aus Scharrel hatten mit ihrem Boote Contrebande noch Leer gebracht, sie waren aber auf frischer That ertappt und einer von ihnen war gefangen genommen und nach dem Verhör von den Douaniers in ein Wirthshaus gebracht worden. Seine beiden Gefährten, die in Erfahrung gebracht hatten, daß man ihn am folgenden Tage nach Gröningen führen wolle, um ihn dort zu erschießen, gehen in dasselbe Wirthshaus, setzen sich, ohne sich um den Gefangenen zu kümmern, an das Feuer und unterhalten sich in ihrer Mundart. Einer von Beiden redet, ohne sich umzusehen, den Gefangenen an und sagt zu ihm: Jo wollene di moden otter groningen hra-enge un di dar dod sgjote! Der Gefangene nimmt sich dies zu Herzen, zieht langsam und unvermerkt seine Holzschuhe aus, und mit einem Satz ist er aus der Thür und auf der dunkeln Straße verschwunden. Er entkommt glücklich mit den beiden Anderen nach Scharrel.

Die Zahlen von 1—20 werden vom Saterländer folgendermaßen benannt: ehn, two, thrio, fauer, fiv, seks, sogen, achte, ningen, tjon, alwen, tnelef, trettin, fiantin, fiftin, sekstin, sogentin, achtin, nlogentin, twintig. Die Wochentage heißen: saundey, mohndey, theisdey, midwike, tuhnsdey (früher goonsdey) frehindey, snelvendey.

Dem Nichtsaterländer geben sie gern die Zahl 99, ningen no nlngentig, zum Nachsprechen auf und freuen sich unbändig, wenn derselbe solche nicht rein nachzusprechen im Stande ist. Kinder nennen ihre Eltern babe (Vater) und memme (Mutter). Der Dialekt in Scharrel und Strücklingen kommt fast ganz überein, der in Ramsloh weicht oder etwas ab. Die Bewohner letztgenannten Dorfes nennen ihre Mundart das eigentliche ursprüngliche Saterisch, wie denn in manchen Fällen Ramsloh sich gern als die eigentliche Stammgemeinde des Landes hinstellt und überall das Prioritätsrecht für sich in Anspruch nimmt. Ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir unentschieden. Die frühere Abgeschlossenheit hat das Volk zu einer großen Familie gestempelt, aber trotzdem hängt Ramsloh den anderen Gemeinden und diese Ramslob gern etwas an den Mantel.

Die früheren Volksfeste, Sitten und Gebräuche sind als heidnisch von den Priestern ausgerottet worden. Was davon noch zu finden und was die noch jetzt lebende Generation davon gesehen zu haben sich erinnert, wollen wir im Folgenden mittheilen:

Das Vogelschießen — in Ostfriesland als eine Beleidigung des heiligen Geistes von fanatischen Geistlichen ausgeeottet — wird in Saterland noch alljährlich gefeiert. Schon am Himmelfahrtsfeste versammeln sich die Mädchen in dem Wirthshause, wo später getanzt werden soll, um durchs Loos die Königin zu wählen. Am Pfingstmontage wird der seitheeige Königl mit Musik aus dem Hause geholt und zu dee an der Ostseite der Kirche auf einer Wiese aufgerichteten Stange geführt, auf welche dee von ihm geschenkte hölzerne Vogel prangt. Der im voeigen Jahee erschossene Hut muß sein sinnendes Haupt bedecken, und die Anwesenden muß er mit Bier traktiren. Dee Zug bewegt sich um den aufgerichteten Vogel, und nach einem Gebet um den Schutz Gottes hat der bisherige König das Recht, drei Schüsse zu thun; nach ihm aber Jeder, dee Lust hat, bis dee Vogel fällt. Während dessen sitzt die Königin auf einem Ehrenplatz, einen neuen Hut für den zukünftigen König im Schooß haltend. Solchen zu geben, sind die Mädchen verpflichtet. Sobald dee Vogel gefallen, bringt die Königin dem Glücklichen jubelnd die neue Kopfbedeckung und krönt ihn mit den Woeten: Verbrauche ihn mit Gesundheit! Nun begibt sich der Zug wieder nach dem Wirthshause zurück, und Alle umtanzen jetzt den in dee Nacht voe dem Feste aufgerichteten Maibaum, um dann den eigentlichen Tanzboden aufzusuchen.

Dee Saterländer heirathet am liebsten unter sich, und so findet man auch nur wenige hinein geheirathete Frauen. Das ganze Völkchen bildet gleichsam eine große Familie; Alle nennen sich beim Taufnamen und duzen sich, nur dee Geistliche wird mit „Sie“ und „Er“ angeredet. Ihre Ehen sollen im Allgemeinen recht glücklich und Untreue und Ehebruch unbekannte Laster sein. Die Zahl der unehelichen Geburten ist gering; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sucht man in ihren Kirchenbüchern vergebens danach.

Hat ein Jüngling ein Mädchen lieb, dann theilt er solches, sobald er ihr seine Gefühle bekannt gemacht und erwiedert gefunden hat, den beiderseitigen Eltern mit und erbittet sich deren Zustimmung. Erwiedern die Eltern des Mädchens: Wen't woeht der mit to frë le, den ejo wi det jërne, d. h. wenn das Mädchen damit zufrieden ist, dann sehen wir es gerne. Damit ist die Sache seetig und man begibt sich zum Priester, sich öffentlich zu verloben. Zu gleicher Zeit wird der Hochzeitstag (wërseip) festgestellt, und die Proklamation erfolgt an drei nach einander folgenden Sonntagen. Am Tage vor der Hochzeit werden Freunde und Bekannte zu diesem Feste eingeladen. Der Hochzeitsbitter trug dabei früher als Zeichen seiner Würde und seines Amtes einen von unten bis oben mit bunten Bändern und Schleifen umwundenen Stock in der Hand und stiefelte mit solchem von Haus zu Haus. Aber die zugenommene Kultur hat wie so manches Andere auch diesen geschmückten Stock hinweggefegt.

Die Einladung geschieht mit folgenden Worten: „Ich bitte Euch, uns moegen zu besuchen, wir wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt; Essen und Trinken ist im Ueberfluß da; Bier und Genever und Alles, was Gott gibt, in Ueberfluß.“

Eine andere ausführlichere Einladungsformel lautet also:

„Ich bitte Euch, uns moegen zu besuchen, wir wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt, und mit einem Glase Branntwein beim Mittagsmahl vorlieb nehmen. Ihr müßt mit meiner Braut zur Kirche gehen, zu sehen, daß wir getraut werden, nach der Trauung mit uns nach Hause gehen und mit dem vorlieb nehmen, was Küche und Keller bergibt: Brot von feinem Roggenmehl, ein Stück eines fetten Ochsen, eine Tonne Bier, wenn's auch vier oder fünf oder eine halbe Stiege ist, so viel Euch mundet, und macht Euch froh; Zeit, Licht und Feuer, Stühle und Bänke, Spielleute und Geiger sollen Euch nicht verweigert werden. Dies wird anfangen Sonntag und dauern bis Freitag Morgen, wenn die Sonne über alle Berge scheint, volle 24 Stunden. Ihr werdet diese Bitte nicht abschlagen. Wenn Ihr oder Euer Kinder jetzt oder moegen uns wiederum nöthig habt, werden wir mit schuldigem Dank auch zu Euch kommen. Meine Bitte war klein, meine Woele knez; bedenkt Euch knez, Ihr wißt, daß wir es gerne haben, daß Ihr uns besucht.“

Am Abend vor der Hochzeit gehen die Verlobten zum Priester, dort zu beichten, und empfangen am nächsten Morgen vor der Trauung erst das Abendmahl. Darauf erfolgt die Verheirathung in Zeugengegenwart. Nach beendeter Hochmesse begibt sich das neuvermählte Paar in das Haus des Geistlichen und wird hier mit Kaffee bewirthet, während die Gäste draußen von den Zeugen mit Branntwein traktirt werden. Im Hochzeitshause angekommen wird wacker getafelt und sodann getanzt bis zum folgenden Tage. Die beiderseitigen Eltern eröffnen den Tanz, darauf macht das junge Paar den Ehrentanz, und nun folgen erst die Uebrigen. Dabei wird Branntwein und Bier, selten Wein getrunken.

Ist der Bräutigam der älteste Sohn des Hauses, so führt er seine junge Frau in seine elterliche Wohnung; hat er ältere Brüder und ist seine Braut das älteste Kind, so übernimmt er im Hause der Schwiegereltern die Wirthschaft; ist keines von beiden der Fall, dann baut sich das junge Paar sein eigenes Nest. In den beiden ersteren Fällen überlassen die Eltern den Kindern das Ganze und dürfen sich versichert halten, daß sie von diesen bis zu ihrem Lebensende mit voller Aufmerksamkeit und Liebe behandelt werden.

Die Saterländer müssen gewöhnlich recht viele Kinder taufen lassen, aber um Namen für ihre Sprößlinge sind sie nimmer verlegen. Das erste Kind erbt den Namen des Großvaters oder der Großmutter väterlicher Seits; das zweite Kind nennt man nach den Eltern der Mutter, beim dritten Kinde wird wieder ein Name der väterlichen, beim vierten einer der mütterlichen Familie gewählt. Hat nun freilich ein napoleonisches Gesetz es aufs Strengste befohlen und später ein oldenburgisches solches wiederholt, einen festen Familiennamen anzunehmen, so hat solches Gesetz doch hier auf das gewöhnliche Leben noch keinen Einfluß gewinnen wollen. Das Kind erhält den Taufnamen des Vaters mit einem angehängten s als Familiennamen, so daß der älteste Enkel also jedesmal eben so heißt, wie der Großvater; heißt z. B. der Vater Hinnerk Wilms, so heißt der älteste Sohn Wilm Hinnerks und dessen erster männlicher Sprosse wieder Hinnerk Wilms. Nur die oben genannten drei Familien Bleck, Awieck und Kerckhoff haben immer einen festen Stammnamen geführt.

Die gewöhnlichsten männlichen Taufnamen sind: Tebbe, Haje, Laubet, Remmet ꝛc.; weibliche Etske, Engel, Gimken, Lenke, Lucke, Mareke ꝛc.

Wie es bei Begräbnissen zugeht, haben wir uns von einem Saterländer in seiner Mundart aufschreiben lassen. Wir geben solches mit Uebersetzung nachfolgend: Wan wat dood is, dan loke se him en dodenklod aan, un lonk him in en Kiste, dan wet er de tredde dey begraven; un dan kume de trände um him de teste ër tun biwisen, un fanigje him etter det zerkhof. Erste wet hi luweid op het zerkhof un dan gunge se ettens met him umt zerkhof ton, den bigrinje se him un dan gungt me mé ta de zerke un hert miese un pretenje, un dan gunkt me etter hûs. Dan krige de neiste fründe wet iten un drinken un dan gunge se etter ok etter hûs.

„Wenn Jemand todt ist, dann ziehen sie ihm ein Todtenhemd an und legen ihn in den Sarg; dann wird er am dritten Tage begraben, und alsdann kommen die Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und folgen ihm bis auf den Kirchhof. Erst wird er beim Kirchhof eingeweiht, und dann gehen sie einmal mit ihm um den Kirchhof, dann begraben sie ihn und dann

Digitized by Google

geht man in die Kirche und hört eine Meſſe und Predigt und begibt ſich darauf nach Hauſe. Dort erhalten die nächſten Freundr zu eſſen und zu trinken und dann gehen ſie auch nach Hauſe."

Dieſes Eſſen und Trinken beſteht aus Schwarz- und Weißbrot mit ſüßem Bier oder aus Butterbrot mit Kaffee.

Die Einladung zum Begräbniß erfolgt gewöhnlich mit folgenden Worten: *N. N.* tote sick bidde, met den dode to hoge. Iten un drinken, wat Gott bilfauwt; d. h. N. N. laſſen Euch erſuchen, den Todten zum Kirchhofe zu begleiten. Eſſen und Trinken, was Gott gefällt.

Der frühere, abſcheuliche Gebrauch, Wöchnerinnen, die vor ihrem Kirchgang dahin ſtarben, nicht auf der Schulter, ſondern in den Händen zu Grabe zu tragen, iſt abgeſchafft.

Damit nehmen wir von Saterland Abſchied, offen bekennend, daß uns die dort verlebten Stunden ſehr angenehme waren, und daß wir, kurirt von allen Vorurtheilen, gern von dem maſſenhaften Schmutz ſeiner Wege, ungern aber von ſeinen freundlichen, zuvorkommenden und gemüthlichen Bewohnern geſchieden ſind.

Den Gaſtwirthen Lanwke zu Strücklingen und Ramsloh, bei denen wir ein ſehr gutes Logis fanden, ſprechen wir für ihre ſtete Bereitwilligkeit, mit der ſie unſere Bemühungen und Nachforſchungen zu allen Zeiten unterſtützten, hiermit öffentlich unſern wärmſten Dank aus.

Die deutſch-evangeliſchen Gemeinden in den Donaufürſtenthümern.

Von **A. Leiſt.**

Wenn die Auswanderungen aus Deutſchland nach den ſüdlichen Donauländern gegenwärtig nicht in Maſſe geſchehen, wie dies vor 100 und auch noch vor 60 Jahren nach dem ſüdlichen Ungarn der Fall war, ſo liegt die Urſache in den ſchwankenden, keine feſte Sicherſtellung gewährenden politiſchen Verhältniſſen jener Gegenden, theils aber auch darin, daß die Regierungen jener Länder den Werth ſolcher Coloniſationen aus ſtaatsökonomiſchen Rückſichten noch nicht gehörig gepeüft zu haben ſcheinen und daher noch keinen feſten Entſchluß zur Realiſirung derſelben gefaßt haben, obgleich ſchon den Fürſten Miloſch von Serbien die Cotoniſations-Projekte viel beſchäftigt haben. Ein Blick auf das benachbarte Ungarn würde ſene Fürſten über den hohen Werth ſolcher Anſiedlungen für ihre paradieſiſchen Länder augenblicklich rrkennen laſſen! Was wären das Banat und die Batſchka — dieſe Getreide- und Mehtkammern Oeſterreichs — auch heute noch ohne deutſche Anſiedlungen! Wie blühend und wie reich ſind jenr großen Dörfer auf der Stätte, wo noch vor 100 Jahren ödes Haideland war und der Wind nur über das ungariſche Arvaleany-haj (Stipa pennata, ungr. Waiſenmädchen-Haar) in der Puſzta wehte?

Wenn nun die bisherigen Verhältniſſe einer maſſenhaften Einwanderung nach den unteren Donauländern nicht günſtig waren, ſo ſind doch die Einwanderungen Einzelner nach jenen Gegenden ſo zahlreich geweſen, daß ſich dort die deutſch-evangeliſchen Gemeinden in der Wriſe vergrößert haben, daß dieſelben ihre rigenen Kirchenſyſteme mit deutſchen Schulen gründen konnten. Und doch ſind die deutſchen Katholiken dort weit zahlreicher vertreten.

In Bukareſt, wo die deutſchen Katholiken und die ungariſchen Reformirten längſt ihre Kirchen haben, hat ſich die deutſch-evangetiſche Gemeinde, die allerdings ſchon lange ihr Bethaus beſaß, in neueſter Zeit meiſt durch Zuzüge aus Norddeutſchtanb ſo vermehrt, daß ſich dieſelbe eine ſchöne Kirche mit hohem Thurme bauen konnte. Dieſe Gemeinde zählt über 3000 Seelen, und die Schule wird von mehr als 200 Kindern beſucht. Im Jahre 1859 haben daſelbſt auch die kaiſerswerther Diakoniſſen eine Leheanſtalt übernommen, und es fehlt nur die Conrentration der Gemeinde in der ſehr weitläufigen Stadt, weshalb man zwei Filialſchulen errichten will. Alle evangeliſchen Gemeinden der Südbonauländer ſtehen unter dem Schutze des Berliner Oberkirchenraths und werden vom Guſtav-Adolph-Verein nach Kräften unterſtützt. Auch die walachiſchen Bojaren haben zum Bau des Hospitals und der Erziehungsanſtalt der Diakoniſſen in Bukareſt reichliche Beiträge gegeben. Meheere kleine Filialgemeinden in den benachbarten Städten werden vom bukaeeſter Prediger verſorgt. Unter dieſr gehörte früher auch Kraſowa, die Hauptſtadt der Kleinen Walachei mit 400 evangeliſchen Deutſchen. Sie liegt aber zu entfernt, um deſeiedigend von Bukareſt aus verſorgt werden zu können, daher ſie ſich an den König von Preußen mit der Bitte um Hilfr und um Anſchluß an die preußiſche Landeskirchr wandte, eine Bitte, deren Erhörung die Ausſendung eines tüchtigen Predigers zur Folgr hattr.

Auch in dem Städtchen Turnu-Severin, eine Stunde unterhalb des eiſernen Thores, iſt ſeit der vor wenigen Jaheen erfolgten Einrichtung eines großen Werft-Etabliſſements, tu deſſen Folge das Städtchen raſch empoeblühte, eine deutſchr evangeliſche Gemeinde mit Peediger und Schule gegründet worden. Man zählt hier 1000 Deutſche, worunter mehr als 200 evangeliſche. Obgleich dieſe Gemeinde größtentheils aus ſiebenbürger Sachſen und daher öſterrrichiſchen Unterthanen beſteht, ſo hat dieſelbe ſich doch einſtimmig dem Berliner Oberkiechenrath unterworfen, welcher nun auch den Prediger beſoldet, da die Gemeindemitglieder größtentheils arme Arbeitrr ſind. Auch der Guſtav-Adolph-Verein ſendet jährlich 300 Thaler Unterſtützung.

Dir Gemeinde zu Ploieſcht, welche aus deutſchen Lutheranern und reformirten Ungaen beſteht, hat aus rigenen Mitteln, wir durch Geſchenke aus Ungarn und vom Guſtav-Adolph-Verein im Jahre 1861 ein Grundſtück angekauft, auf welchem zunächſt zwei durch Nationalität und Sprache geſchiedene Schulen und ſpäter eine gemeinſchaftliche Kirchr gebaut werden ſollen.

In Piteſcht baut dir deutſche evangeliſchr Gemeinde eine Schule, in welcher auch vom Prediger der ungariſchen reformirten Gemrinde daſelbſt der drutſchr Gottesdienſt abgehatten werden ſoll. Die Ungarn haben hier eine ſchöne Kirche gebaut. Auch wird dirſe Gemeinde manchmal vom Pfarrer aus Bukareſt beſucht, und es iſt hier rühmend hervorzuheben, daß dir Regierungen der Moldau und der Walachei den Predigern zu dieſem Behufe freie Extra-Poſt-Fahrt gewährt. Das Städtchen Pitetſcht liegt am Fuße der ſiebenbürger Karpathen.

In der Dobrudſcha, d. h. in dem theils aus Gebirge, theils aus Sümpfen beſtehenden bulgariſchen Ländchen ſüdlich

der Donaumündungen hat sich in Alt-Madscha eine deutsche Gemeinde konstituirt, die eine seemündliche Kirche gebaut hat, und zu welcher als Außenposten die deutschen Gemeinden in den Städten des Donau-Deltas gehören. Für die zerstreut in Bessarabien lebenden evangelischen Deutschen ist ein Reiseprediger und Reiselehrer ein dringendes Bedürfniß geworden. Die deutsche Gemeinde in Galatsch hat mit Unterstützung des Oberkirchenraths in Berlin und des Gustav-Adolph-Vereins ein schönes Bethaus errichtet, in welchem Kirche und Schule, Predigt und Lehre eine Stätte finden.

In der Moldau ist außer der Gemeinde zu Jassy Alles neuen Ursprungs. In Jassy aber stand die Gemeinde schon lange unter preußischem Schutze, dieselbe hat sich aber in neuester Zeit durch Zuzüge norddeutscher Handwerker auf über 1000 Seelen vermehrt. In Batuschany, einer bedeutenden, aber schlecht gebauten Handelsstadt haben sich die Anfänge einer deutschen evangelischen Gemeinde gebildet. Die evangelische Gemeinde Jakobsthal wurde von ausgewanderten Württembergern, welche zuerst in Bessarabien, dann aber hier sich niedergelassen haben, gegründet. Dieselbe bedarf aber ebenfalls der Unterstützungen aus dem evangelischen Deutschland. Sie wird von dem Prediger aus Galatsch versorgt.

Noch ist eines wichtigen Punktes zu gedenken, nämlich der Gemeinde zu Belgrad in Serbien, welche der Pastor Oberkirchenrath mit Predigt und Lehre schon vor acht Jahren versorgt hat. Jetzt hat die serbische Regierung das Patronat dieser Gemeinde übernommen, deren Schule auch die Bildungsstätte serbischer Kinder geworden ist. Die Anfänge zur Entfaltung des deutschen Elementes in den Donaufürstenthümern sind also geschehen und zwar mit nicht zu verkennender Hilfe des protestantischen Deutschlands. Es ist nur zu wünschen, daß sich jene herrlichen Länder diesem bildenden Einflusse nicht verschließen und die wiederholt vorgekommenen erschütternden politischen Ereignisse fern bleiben mögen.

Keltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. Richard Andree.*)

I.

1. Abstammung der Gaelen. Die Ortsnamen. Skandinavische Ansiedlungen.

Es kann als eine Thatsache, die nur wenige Ausnahmen zuläßt, angesehen werden, daß in fast allen größeren Ländern der Erde, die politisch eins sind, verschiedene Nationalitäten nebeneinander wohnen. Nur in ganz kleinen Staaten, z. B. in Portugal, Holland, finden wir vorzugsweise einen einzigen Volksstamm angesessen, während von größeren europäischen Reichen Italien das einzige ist, bei dem eine ziemlich gleichmäßige Bevölkerung das Land inne hat.

Die britischen Inseln scheinen vermöge ihrer vereinzelten Lage zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen zu sein, und doch treffen auf ihnen zwei so verschiedene Völkerstämme zusammen, wie wir sie heterogener im civilisirten Europa kaum noch einmal nebeneinander finden. Das keltische Element, aus seinem alten Besitzthum durch die überwältigende Macht germanischer Einwanderung verdrängt, liegt hier schon lange in den Todeszügen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wenn dort die letzten Laute in kymrischer, ersischer oder gaelischer Zunge erklingen werden. Die Römer fanden im Jahre 55 v. Chr. ein rein keltisches Land, in dem fünf Jahrhunderte später die Angelsachsen landeten und allmälig jene gewaltige Umwälzung hervorbrachten, deren Resultate wir jetzt vor uns sehen.

Wenden wir uns speciell nach Schottland, so finden wir dort in dem Landstrich, welcher nördlich von den Förden des Clyde und Forth liegt, soweit historische Nachrichten reichen, eine einzige Nation, welche die Römer zuerst Caledonier, später Picten nannten. Zu diesen gesellte sich im Beginn des sechsten Jahrhunderts eine irische Colonie, die unter dem Namen der Dalriads bekannt war und den südlichen Theil des heutigen Argyleshire einnahm. Von diesen alten Völkerschaften stammen die heutigen keltischen Bewohner Schottlands ab; von den verschiedenen Nationen, die mit ihnen im Laufe der Zeit in Berührung kamen, wurden sie Albiones, Caledonii, Picti, Dicaledones, Cruithne, nördliche Picten, Redschankes, Wilde Schotten und Hochländer genannt*). Sich selbst aber nennen diese Kelten Albaneich, Gael Albaneich oder einfach Gael (spricht Gahl).

Während des 11. und 12. Jahrhunderts war der von ihnen bewohnte Theil Nordschottlands in verschiedene große Distrikte eingetheilt, deren Namen sich fast alle noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gerade so, wie bei uns in Deutschland alte Gaunamen, die keine politische Bedeutung mehr haben, fortbestehen. So finden wir schon damals die Distrikte Athol, Moray, Roß, Mar, Garmoran und Buchan. An der Spitze eines solchen Gaues stand ein Maormar, ein hoher Würdenträger, der gleich nach dem Könige folgte und der in den nordischen Sagen „Scatajarl", Schottengraf, genannt wird.

Und wie die Namen dieser alten Distrikte noch heute vorhanden sind und uns daran gemahnen, daß einst alles Land hier keltischer Boden war, so thun dies auch noch fast alle anderen Ortsbezeichnungen Schottlands. Es ist daher ein Eingehen auf die topographischen Namen an diesem Orte geboten.

Genau so wie wir in der Osthälfte Deutschlands an den slavischen Namen nachweisen können, wie weit einst das Slaventhum westlich vorgedrungen war, genau so können wir auch in dem jetzt angelsächsischen Theile Schottlands durch die Ortsnamen die vormalige Ausdehnung des keltischen Elementes constatiren. Im Grunde genommen umfassen diese gaelischen Namen ganz Caledonien, aber wir finden doch einige Gegenden, wo rein germanische Namen vorherrschen, die von alten Ansiedlungen stammen, oder der keltische Name mußte einem sächsischen Platz machen, oder endlich es entstanden ganz neue Orte mit neuen Bezeichnungen, die denn natürlich germanisch sind. Aber im

*) Vortrag, gehalten im „Verein für Erdkunde" in Dresden.

*) Skene, the highlanders of Scotland. London 1837. 2 Bde. Die geschichtlichen Nachrichten des obigen Vortrages sind diesem Werke entnommen.

Allgemeinen gelten keltiſche Namen in der phyſiſchen Geographie Schottlands, die auch von den germaniſchen Bewohnern vollkommen angenommen worden ſind. Einige Beiſpiele mögen dies erläutern.

Hohe Berge, wilde von Waſſerfällen durchrauſchte Thäler und romantiſche Seen bilden im Weſentlichen den landſchaftlichen Charakter der Hochlande — und für ſie alle hat man gaeliſche Bezeichnungen beibehalten. Man benennt freilich auch Berge mit dem Ausdruck hill oder mountains, aber ein großer, durch ſeine Formen von den übrigen abſtechender Berg heißt ſtets Ben; ſo Ben Nevis, der höchſte Berg Schottlands und Großbritanniens überhaupt, Ben-mnich-dhui, der zweithöchſte bei Braemar, Ben-mor oder der große Berg, auf der Inſel Mull u. ſ. f. Es iſt derſelbe Ausdruck, den wir noch im Worte Penninen wiederfinden, der uns auf eine ehemalige Beſiedlung Italiens durch Kelten hinweiſt, wie ja auch das Wort Alpen keltiſchen Urſprungs iſt — denn die Bergſchotten nennen ſich in ihrer Mutterſprache ſelbſt Albau oder Albin*). Für Waſſerfall gebraucht man das Wort Linn, z. B. Linn of Dee, der Fall des Dee bei Braemar, Cara Linn, der ſchöne Waſſerfall, den der Clyde bei Lanark bildet.

Thäler werden im Gaeliſchen zweifach bezeichnet, einmal als Gleu, dann als Strath. Ein ſtrenger Unterſchied ſcheint zwiſchen beiden Bezeichnungen nicht vorhanden zu ſein, doch habe ich gefunden, daß wüſte, enge Thäler, die faſt vegetationslos ſind und durch die höchſtens Schafhirten mit ihren Heerden hindurchziehen, in denen ſelbſt die elenden Hochlandshütten ſelten anzutreffen ſind, ſtets Glens genannt werden, wie z. B. das Glen Tilt, Thal des Tilt bei Blair Atholl; Glen beg, das kleine Thal bei Braemar; Glen Coe, das Thal der Cona bei Ballahuliſh**). Dagegen erſchien mir ein Strath meiſt kultivirt, mit Bäumen bewachſen, ausgedehnter als ein Gleu und manchmal kleine Ebenen einſchließend. Ich erwähne das ſchöne breite Strath Glaß, das weſtlich von dem Städtchen Beauly in Inverneßſhire liegt und in das zwei kleinere Thäler einmünden, die aber Glens benannt werden. Lach iſt die gaeliſche Bezeichnung für einen See. Gleichviel ob ein rings vom Lande eingeſchloſſener Süßwaſſerſee, wie der größte aller ſchottiſchen Seen, der Loch Lomond, oder die tief ſich an der Weſtküſte in das Land hineinziehenden Salzwaſſerföhrden, ſie heißen ſtets Loch.

Da das Verſtändniß dieſer keltiſchen Namen viel zur Erklärung der Topogeaphie Schottlands beiträgt, ſo ſetze ich noch einige Erläuterungen hieher. Dun bedeutet eine mäßige Höhe, auf der gewöhnlich ein befeſtigter Platz lag. So lautet der keltiſche Name für die Hauptſtadt Edinburg: Dunedin, und ſomit iſt der jetzt gebräuchliche, den die Schotten aber Edinbora ausſprechen, nur eine Ueberſetzung. Ganz erhalten hat ſich der alte Name in der Stadt Dunedin auf Neuſeeland. Dunkeld, eigentlich Dunchalden, bedeutet Haſelhügel. Dunrabin iſt der Name des ſchönſten Schloſſes in Großbritannien; es liegt bei Golſpie in Sutherland und gehört dem mächtigen Herzog, welcher den Namen dieſer Grafſchaft führt. Seine Bedeutung iſt Robertsſchloß, und wenn wir von Dunrobin-Caſtle reden, gebrauchen wir einen Pleonasmus. — Weiter iſt Bal ein unfriedigter Platz, ein Städtchen, und ſo ſind denn Namen wie Balmoral, das Luſtſchloß der britiſchen Königsfamilie am Dee, Ballater und Ballahuliſh darauf zurückzuführen. Roß iſt eine ins Meer vorſpringende Landzunge: Roß of Mull, die granitiſche Halbinſel dieſes Eilandes, welche ſich nach Jona hinwendet. Tober, eine Quelle, daher Tobermory, Marienquelle, die Hauptſtadt von Mull.

Sehr häufig kommen die Worte Aber und Inver in Zuſammenſetzungen keltiſcher Namen vor; ſie bedeuten beide daſſelbe, nämlich Mündung; alſo Aberdeen = Mündung des Dee, Inverneß = Mündung des Neß.

Wenden wir uns nun zu den germaniſchen Namen in der Topographie Schottlands, ſo dürfen wir wohl zunächſt die auf — hill und — burgh ſich endigenden als ſolche anſprechen. Sie kommen ſehr häufig vor; doch läßt ſich nicht ſtets nachweiſen, ob die germaniſche Form auch die urſprüngliche war. So iſt es mit den auf town ausgehenden Ortsnamen auch der Fall. Sind ſie urſprünglich keltiſch oder germaniſch? Dies merkwürdige Wort iſt durch Europa weit verbreitet, es entſpricht unſerm hochdeutſchen „Zaun“, dem niederdeutſchen und ſkandinaviſchen „Tun“, und Palacky will es in dem tſchechiſchen „týn“ wiederfinden, germaniſirte Form „Tein“ (Teinkirche, Biſchofsteinitz u. ſ. w.), und ſo von den vorgermaniſchen und vorſlaviſchen Bewohnern Böhmens, den keltiſchen Bojern, herleiten.

Von zwei Seiten drangen Germanen in das ſchottiſche Keltenland vor; von Süden die Angelſachſen, welche die Niederungen oder Lowlands im Südoſten und Oſten einnahmen, von Norden her Skandinavier, die den nordöſtlichen Gegenden und Orten meiſt ſkandinaviſche Namen gaben. So nannten ſie das Land, welches ſie, von Norden kommend, zunächſt antrafen, Sutherland, Südland. Es iſt das heutige Sutherland, welches den nordweſtlichen Theil Schottlands einnimmt, größtentheils von Gaelen bewohnt iſt, aber den germaniſchen Namen bewahrt hat. Der größte Theil der Ortsnamen an der Küſte von Caithneß iſt ſkandinaviſchen Urſprungs wie die Bewohner derſelben auch.

Ich gehe hier gleich auf die ſkandinaviſche Beſiedlung von Caithneßſhire etwas näher ein*). Es iſt dies die nördlichſte Grafſchaft Schottlands, van der ich einen ziemlichen Theil durchwandert habe. Von dem nach Weſten zu gelegenen Sutherland wird ſie durch eine Bergkette getrennt. Im Norden brauſt der Atlantiſche Ocean, welcher als Pentland Firth zwiſchen dem Hauptland und den Orkneyinſeln jene gefährliche und wildtoſende Waſſerſtraße bildet, welche die Schiffer ſo gern vermeiden und, um von der Nordſee in den Atlantiſchen Ocean zu gelangen, lieber den weiten Bogen um die Orkaden vorziehen. Die Oſtgrenze bildet das Deutſche Meer.

Caithneß wird in 10 Kirchſpiele oder Parishes eingetheilt. Es ſind dies an der Nordküſte von Weſten nach Oſten folgende: Reay, Thurſo, Olrick, Dunnet, Gannisbay. An der Oſtküſte Wick und ſüdlich davon Latheron. Im Innern von Weſten nach Oſten: Halkirk, Watten, Bower.

In Reay, Halkirk und Latheron wird noch vorherrſchend Gaeliſch geſprochen, in den anderen ſieben Kirchſpielen, welche nordöſtlich von den drei genannten liegen, herrſcht aber bereits germaniſche Sprache. Es iſt theilweiſe in alter Zeit, theils neu eroberter Boden; die Küſten, das Meer gehören auch hier dem Germanen, im Innern ſitzt der unbetriebſame Kelte.

Im Jahre 910 machte Harald Schönhaar, König von Norwegen, der auf den Orkneys ſaß, einen Einfall nach dem ſchottiſchen Hauptlande. Er wurde aber wieder zurückgetrieben, und erſt ſpäter gelang es dem Norweger Sigurd, ſich in Caithneß, Sutherland und Roß, alſo dem ganzen Norden

*) Neben Ben gilt noch Tulloch als Bezeichnung eines Berges; ſo ſagt man Tulloch-hill (bei Blair Atholl) und vereinigt den keltiſchen und germaniſchen Ausdruck.

**) Wie überſchwenglich die Schotten die romantiſchen Gegenden ihres Vaterlandes oft loben, mag man aus folgenden Worten des Rev. George Gilfillan erſehen: „The name of the river Cona in Glen-coe is truly the most musical and romantic name that was ever borne by river. What famous river — Tiber, Thames, Danube, Ilissus, Rhine, Rhone, Tay, Clyde, Forth, Amazon etc. — can compare in beauty of sound, aye or grandeur of scenery with the Cona!“ —

*) Vergl. The statistical account of Caithness-shire by the ministers of the respective parishes. W. Blackwood and Sons, Edinburg 1841.

Schottlands, festzusetzen. Ihm folgten zahlreiche skandinavische Colonien, welche an den Küsten sich niederließen, Schifffahrt und Fischfang betrieben und das gaelische Element stets mehr zurückdrängten. Bis zum Jahre 1330 blieb Caithneß den skandinavischen Jarlen der Orkneys unterthan.

Betrachten wir die Leute an den Küsten von Caithneß, so sehen wir den skandinavischen Charakter entschieden vorherrschen, wenn auch eine keltische Beimischung nicht zu verkennen ist. Wenige sind ganz blond, viele dunkelblond, einige schwarz; es sind hohe Gestalten mit vorherrschend skandinavischen Namen; tüchtige Seeleute, die ein Glas Whisky nicht verschmähen und es mit der Moralität in vielen Punkten nicht sehr genau nehmen. Auch die Frauen sieht man Tabak rauchen und schnupfen.

Nun zu den Ortsnamen dieses Ländchens. Besonders häufig ist die Endung stee, abgeschwächt aus stadr und steading, was einen Wohnort bedeutet. Sie findet sich in Scradster, Canister, Scister, Ulbster, Thurster, Wester, Lybster u. s. w. Es sind wohl meist Eigennamen des Orts- oder Wohnungsgründers, welche hier mit dieser Sitte vereinigt sind; auch die Städte in Caithneß führen germanische Namen. Vor allem die Hauptstadt, das durch seine bedeutende Häringsfischerei bekannte Wick, welches an einer ziemlich weit in das Land hineingehenden Weichung oder Bucht liegt; daher der Name, gerade wie bei Wick, der Hauptstadt der Insel Föhr. Die zweite Stadt von Caithneßshire ist Thurso und zugleich die nördlichste des britischen Hauptlandes; ihr Name soll vom Gotte Thor herkommen und aus Thors-a, Thorsfluß, entstanden sein. Andere skandinavische Ortsnamen an der Nordostküste Schottlands sind noch Berriedale, Helmsdale und Dingwall; sie sind alle beredte Zeugen der germanischen Ansiedlung, eben so wie das Wort Firth, das für alle Meerbusen an der Ostküste gebraucht wird. Es ist das deutsche Wort Föhrde, das skandinavische Fjaed. An der Westküste dagegen finden wir nur den Firth of Clyde, alle anderen in das Land einschneidenden Meeresarme führen dort den keltischen Ausdruck Lach. Aber germanische Namen fehlen auch an der Westküste keineswegs, dahin gehört vor allem Staffa, was Stabinsel bedeutet, von dem stabförmigen Aussehen der schwarzen Basaltsäulen.

II. Die Clanschaften.

Das Interesse, welches die gaelische Bevölkerung Schottlands stets erregt hat, gründet sich hauptsächlich auf die vielen Eigenthümlichkeiten im Charakter und in den Sitten dieses Volkes. Wie alle Bergvölker hielten sie treu an alten Sitten und Gebräuchen und liebten ihre Heimat; sie behielten ihre eigene Sprache und lange Zeit ihre eigene Tracht bei.

Vor allem ist es aber ihre Eintheilung in Clans oder vielmehr Sippen, Stämme, die als eigenthümliche keltische Einrichtung bei ihnen herrschte und theilweise noch herrscht, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Eigenthümlichkeiten der Clans werden nirgends besser geschildert, als in dem Briefe eines englischen Officiers aus dem Jahre 1730, den Siene mittheilt.

„Die Hochländer zerfallen in Stämme oder Clans, die unter Häuptlingen stehen. Jeder Hauptclan ist wieder in Unterabtheilungen gespalten, die auch ihre eigenen Führer haben. Auch diese Unterabtheilungen zerfallen wieder in kleinere Abzweigungen von 50 bis 60 Mann, welche ihren Ursprung direkt von den Häuptlingen ableiten und auf diese als ihre natürlichen Beschützer hinschauen. Für den gemeinen Hochländer gilt es als die höchste Tugend, den Häuptling zu lieben und ihm blinden Gehorsam zu leisten, selbst wenn er zum Widerstand gegen die Regierung aufruft; denn erst kommt seine Liebe zum Stamme, dem er angehört, zuletzt zum ganzen großen Clan, dessen Namen er trägt. Als Hochländer lieben sie sich alle untereinander; sie verachten den Mann der Niederung, dem sie in Bezug auf persönliche Tapferkeit überlegen zu sein glauben, und den sie plündern, so oft es angeht; dies entspringt auch aus der Tradition, daß die Ebenen in früheren Zeiten ihnen unterthan waren.

Der Häuptling hat eine schiedsrichterliche Gewalt über seine Vasallen, schlichtet alle Streitigkeiten, die unter ihnen vorkommen, und erhebt bei außerordentlichen Gelegenheiten Steuern, wie beim Verheirathen einer Tochter, beim Bauen eines Hauses. Sollte Jemand diese Auflagen verweigern, so kann er einer schweren Strafe sicher sein; besteht er aber hartnäckig auf seiner Weigerung, dann wird er mit allgemeiner Beistimmung der übrigen Mitglieder aus dem Clan ausgestoßen. Die Macht der Häuptlinge braucht nicht durch großen Länderbesitz unterstützt zu sein, es wird nur die gerade Abstammung von den alten Familienpatriarchen verlangt; ihre Autorität bleibt, selbst wenn sie ihre Besitzungen verloren haben. Gewöhnlich sind die Clans unter sich in Fehden verwickelt, die von Generation auf Generation forterben und so manchmal Unglück und Elend über Leute bringen, deren Vorfahren vor vielen Jahren vielleicht einmal ein Verbrechen begingen."

Die Geschichte dieser Clans ist eine der verwickeltsten, die es überhaupt gibt, bei weitem noch nicht hinlänglich aufgeklärt und dem Ausländer schwer verständlich; das beste Bild erwirbt man sich noch durch Walter Scotts Romane. Von berühmten Clans erwähne ich hier den Clan Campbell, der noch in den Familien des Herzogs von Argyll und des Marquis von Breadalbane seine bedeutendsten Vertreter hat. Der Name ist nicht etwa normannischen Ursprungs (Campodello), sondern lautete früher rein keltisch Kaudel. Clan Murray, als dessen Haupt der Herzog von Athol angesehen wird. Clan Neill, vertreten durch die Mac Neill; Clan Donnachie, der aus den Robertsons bestand; Clan Ghattan, aus Mac Phersons bestehend; Clan Kenneth, der Clan der Mac Enzies; Clan Gregor, der Clan der Mac Gregors. Dieser letztere hat stets eine bedeutende Rolle gespielt, zu ihm gehörte auch der berüchtigte Rad Roy, den Walter Scott unsterblich machte, und dessen Blade (Schwert) ich in Abbotsford, dem Wohnsitze des großen Poeten, sah. Nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden im Jahre 1746, wo die Reiter des Herzogs von Cumberland selbst die Highländer, die sich bereits ergeben hatten, nach niedermetzelten, wurden alle Highlandclans aufgehoben und die wilden Mac Gregors noch besonders verfolgt; man ging so weit, diesen Namen förmlich in Bann zu thun, und bedrohte diejenigen, welche sich fürderhin noch so nennen würden, mit dem Tode. Ja, das Tragen des Kilts ward untersagt, und man verordnete, daß Jedermann in den Hochlanden von nun an Hosen tragen müsse. Lange haben diese Vorschriften nicht vorgehalten. Freilich die Clans erstanden nicht wieder, und der Kilt ist fast ausgestorben, aber weniger durch das Verbot der Engländer als durch die Macht der allgemeinen Tracht der civilisirten Völker. Aber die Mac Gregors führen ihren alten Namen wieder und sind sehr zahlreich. Ich ward mit einer jungen Dame bekannt, welche als Brosche einen silbernen gekrönten Löwenkopf trug, der sich aus einer Mauerkrone erhob und um den sich die gaelische Devise: Setochall mo dheeam, schlang. „Ich bin eine Mac Gregor", sagte sie, das ist unser Wahlspruch, er lautet: „Mein Blut ist königlich!"

So sieht man, wie noch überall die alten Verhältnisse durchschlagen, und wenn man sich auch in Schottland längst an die Union mit England gewöhnt hat, so ist doch eine Art Eifersucht, ein Gefühl der Bitterkeit zwischen Schotten und Engländern nicht zu verkennen. Man hat uns vorgeworfen, Süd und Nord in Deutschland vertrügen sich nicht gut, es würde

ein ewiger Dualismus zum Schaden des Ganzen sein u. s. w. Nun, hier hat man ein Ganzes, und was für ein Ganzes; aber die Abneigung zwischen Schotten und Engländern ist wahrhaftig größer, als die so vielfach mit Unrecht den Ober- und Niederdeutschen vorgeworfene.

Wer die Westminsterabtei in London besucht hat, wird sicher auch von dem langweiligen Führer auf das Grabmal Eduards I. aufmerksam gemacht worden sein. Es ist aus großen Marmorplatten zusammengesetzt und trägt die charakteristische Inschrift: „Edwardus primus, Scotorum malleus — hic est." Von diesem „Hämmerer der Schotten" wissen die Engländer viel zu erzählen. Aber ihre nördlichen Brüder machen es nicht besser; sie berichten sehr gern vom Paß bei Killikrouky und von der Schlacht bei Bannockburn, wo Robert Bruce am 24. Juni 1314 die Engländer besiegte.

Sie können auch ihre Stuarts, ihr altes Königsgeschlecht, noch nicht vergessen und singen und sagen noch viel vom „bonny Prince Charlie", jenem unglücklichen und abenteuerlichen Prätendenten. In der „Scotia Music Hall" zu Glasgow habe ich ein Singspiel aufführen sehen, welches „the gathering of the clans" hieß. Hochlandstracht, wehende Plaids, klirrende Blades, altschottische Lieder und Tänze wurden dem jauchzenden Publikum vorgeführt, die Handlung — wenn bei dem losen zusammengestückelten Singspiel von einer solchen die Rede sein kann — drehte sich um den Aufstand Prinz Charlies und athmete Haß und Verachtung gegen England. Die unglückliche und schöne Königin Maria Stuart lebt noch lieseingewurzelt im Gemüthe der Schotten, überall hängt ihr Bild, ja selbst an einer der neueren Kirchen in Inverneß fand ich ihr Haupt als Emblem angebracht.

III. Gaelische Sprache und altschottischer Dialekt.

Römer, Griechen und Germanen waren es, welche schon die über den Westen und Süden Europa's weitverbreitete keltische Sprache fast ganz ausrotteten. Ihre Nachkommen sind es, die auch heute noch den siegreichen Kampf gegen die Ueberreste dieser einst so weit verbreiteten Sprache fortführen. Wie er enden wird? Darüber besteht kein Zweifel; wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen die mehr passiven Kelten vor den thatkräftigen Germanen dahin. Heutzutage wird Keltisch nur in der Westhälfte Irlands, auf den Hebriden im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und endlich in der Bretagne gesprochen; in letzterm Lande soll aber die Sprache so stark mit Französisch vermischt sein, daß nicht die Hälfte des Sprachkörpers keltisch genannt werden kann. Ich habe es hier nur mit der gaelischen Sprache in den schottischen Hochlanden zu thun, die uns wie ein ehrwürdiges Sonderling aus altersgrauer Vorzeit erscheint. Zurückgedrängt durch die Germanen, wich sie Schritt nach Schritt und steht nun an den steilen Nordwestküsten Schottlands. Da klammert sie noch einmal sich krampfhaft an den Rand an, bevor sie gleichsam in das Meer hinabstürzt, um auf ewig zu verschwinden; in das Meer, das nie den Kelten hold war, aber das der Schauplatz für die Großthaten germanischer Völker wurde. Ueberall, wo ich in Schottland nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit allen Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir überall dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch sprechen oder verstehen, findet man nur noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienst an, so findet man die Alten in der gaelischen, die Jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache. In Orten, die mir als Grenze der gaelischen Sprache angegeben wurden, fand ich nur noch einzelne Leute, welche dieses Idioms mächtig waren. Ob die Engländer, die so gern über Unterdrückungen anderer Nationen in Sprachsachen, wie z. B. der Polen, das große Wort führen und an die Gerechtigkeit appelliren, hier selbst Gerechtigkeit üben, will ich dahin gestellt sein lassen, denn sie thun Alles, um das Gaelische zu unterdrücken, nicht das Geringste, um demselben aufzuhelfen. Ich nehme an, daß etwa noch einige 100,000 Menschen Gaelisch verstehen und es als ihre Haus- und Familiensprache betrachten, und doch erscheint keine officielle Kundmachung in dieser Sprache, die Behörden verhandeln nur englisch. Freilich ist es noch keinem Gaelen eingefallen, die officielle Anerkennung seiner Muttersprache zu verlangen und eine „gaelische Nationalitätenfrage" heraufzubeschwören; im Gegentheil, sie bedienen sich nach Außen hin selbst des Englischen, und so fand ich z. B. in den ganzen Hochlanden kein Firmaschild in gaelischer Sprache; selbst auf den gaelischen Hebriden sieht man nur englische Schilder. Gaelische Inschriften an Monumenten und Grabsteinen kommen wohl hier und da vor, aber äußerst selten; auffallend war mir in dieser Beziehung ein etwa sechs Fuß hoher steinerner Obelisk, der auf einer Brücke bei Golspie in Sutherland steht. Der Inhalt der gaelischen Inschrift — nach den Zeichen zu urtheilen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — betrifft die Zusammenberufung der benachbarten Clans durch den Herzog von Sutherland und lautet: Morfhaar Chaet do Choann na Drolchaito big Galrm, Chtann, Chattich, nam Buadh. —

Ist das Untergehen der gaelischen Sprache zu beklagen?

Kultur und Civilisation, Regsamkeit und Thätigkeit, mit einem Worte Alles, was zur Bildung gehört, finden wir auf Seiten der englischen Sprache. Wer ihrer mächtig ist, dem erschließt sich ein großes Kulturgebiet, er kann sein Fortkommen diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans finden. Wer aber in dem engen Kreise der gaelischen Sprache bleibt, dem verriegelt sich alles dieses von selbst. Sie genügt nicht einmal, um die tausende von Begriffen, welche die neue Zeit in den Wissenschaften und der Industrie geschaffen hat, auszudrücken; sie ist stehen geblieben, ohne jegliche Fortentwicklung und ohne jede Literatur. Man überschreite nur einmal in Schottland die Sprachgrenze und sehe sich den himmelweiten Unterschied zwischen den niedrigen Volksklassen englischer und gaelischer Zunge an; von den Gebildeten rede ich hier nicht, denn die sind überall in Schottland Angelsachsen oder bereits germanisirte Kelten; kein Städtchen trägt mehr ein gaelisches Gepräge, und der Fremde, der nur flüchtig Städte wie Inverneß und Beauly berührt, wird dort kaum das gaelische Element bemerken, soweit ist es dort schon zurückgedrängt. Von Tage zu Tage verliert es an Boden, zum Segen und Frommen derjenigen, welche diese alte Sprache redeten.

Noch hört man in den westlichen Hochlanden den Begegnungsgruß: Cha mara aibh an diugh (sprich kamarasch an ju)? Wie geht es Euch heute? Die Antwort lautet: Ta gu maith (sprich haguma). Recht wohl! — Aber kein armer Mann in den gaelischen Distrikten wagt es, einen gut gekleideten Menschen in seiner Muttersprache anzureden, von der er selbst voraussetzt, daß außer dem Herrn Pfarrer nur schlecht Gekleidete sie verstehen.

Von den keltischen Sprachen haben sich die gaelische und irische am reinsten erhalten, in Folge der Abgelegenheit von anderen Ländern und begünstigt von dem Schutze, den Berge und Meere der Nationalität gewähren. Sie haben allerdings auch in ihrem ursprünglichen Wesen vielfache Verderbniß erfahren müssen, allein am schlimmsten ist diese Verderbniß in denjenigen Bestandtheilen, welche sie sich von fremden Sprachen

angeeignet haben. Am ſchlechteſten von allen iſt die Sprache der Bretanen, welche, wie ſchon geſagt, außer dem keltiſchen Grundſtamm ſehr viel Franzöſiſch und einige germaniſche Beſtandtheile aufgenommen hat. Viel Germaniſches hat ſich auch in dee kymriſchen Speache in Wales eingebürgert, eben ſo iſt die Sprache der Manks auf der Inſel Man nicht frei von däniſchen und engliſchen Einflüſſen. Nur auf kleineren Inſeln und in den Bergen hat das Keltiſche bei ſeiner großen Hartnäckigkeit ſich erhalten tönnen, in Ebenen und auf großen Feſtländern gae nicht. Geht man nach dem Namen, den die Kelten vielen Ländern hinterließen, ſo findet man Gallien, Wallis in der Schweiz, Wälſchland, vielleicht die Galater in Kleinaſien. Was iſt da vom Kellenthum übrig geblieben? Nichts als ein Schall.

Wechſelwirkungen zwiſchen keltiſcher und germaniſcher Sprache ſind nirgends ausgeblieben, trotzdem beide Idiome dach ziemlich entfernte Aeſte des großen indaeuropäiſchen Speachſtammes ſind. Einige Aehnlichkeit zeigt ſich in den Benennungen der Zahlen, die ja überhaupt bei den verſchiedenen Abtheilungen unſerer Völkergruppe ſo vielfach übereinſtimmen. Sie tauten auf Gaeliſch:

Eins: aon. — Zwei: dha. — Drei: tri. — Vier: ceithir. — Fünf: coig. — Sechs: se. — Sieben: seachd. — Acht: ochd. — Neun: naoi. — Zehn: deig.

Die engliſche Sprache ſelbſt hat manche keltiſche Worte aufgenommen, wie z. B. to kill, tödten, van dem keltiſchen ciolaim. Cathaoir bedeutet Stuht, daher das engliſche chair; dorcha, dunkel, daher dark; glan, ſauber, daher clean. Dieſe Beiſpiele, welche ſich vermehren ließen, mögen genügen. Ungleich mehr Germaniſches iſt dagegen in die keltiſchen Speachen eingedrungen. Sa iſt das gaeliſche gaat, Pfarte, ans dem ſkandinaviſchen unb engliſchen gat, Loch, Thür, entlehnt, es iſt daſſelbe Wort, wie unſer deuſches Gaſſe. Lagh, Geſetz, iſt law. Strath, Steaße, van Street. Daß alle Ausdrücke, die ſich in der gaeliſchen Sprache auf Küuſte und Wiſſenſchaften beziehen, uur keltiſirt ſind, brauche ich nicht zu erwähnen. Selbſt für Geld braucht man das Wart peighinn, augenſcheintich aus penny, Pfennig.

Füe unſer Ohr hat die gaeliſche Sprache etwas ungemein Hartes und Rauhes, namentlich fällt das ſtark geſprachene ch auf, das noch unangeuehmee als in dee Schweiz betont wird und ſehe häufig vorkommt, z. B. erch, Pferd; froech, Haidekraut.

Ich habe noch van einee verſchwindenden Sprache, aber vielmehe van einem untergehenden Dialekte zu reden. Es iſt dies das Altſchattiſch. Unter günſtigeren Verhältniſſen, wenn die potitiſche Unabhängigkeit des Landes geehrt warden wäre, hätte ſich die ſchattiſche Mundart woht beſſer entwickeln können, ſie wäre dann naturgemäß Literatur- und Staatsſprache des nordiſchen Königthums geworden. Aber die Vereinigung mit Engtand trat dem hindernd entgegen. Um eine Parallele für dieſes Verhältniß zu finden, brauchen wir in Deutſchland nicht weit zu gehen. In demſelben Verhältniſſe, wie die ſerbiſche Sprache der Wenden zum Deutſchen ſteht, ſteht das Gaetiſche zum Engliſchen, und die Beziehungen des ſchattiſchen Dialektes zum Engliſchen ſind wieder die nämtichen wie die zwiſchen Niederdeutſch und Hochdeutſch. Dee Sieg des letztern iſt ſeit der Reformation zum Segen und Frommen des geaßen Ganzen entſchieden. Wa die ſchöne niederdeutſche Sprache in einem politiſch abgetrennten Gebiete ſich erhielt und Literatur- und Staatsſprache blieb, wie in Holland, da iſt ſie verknöchert und erſcheint in vieler Beziehung wie ein dürrer Aſt.

Das ſo ungemein praktiſche und mundgerechte Engliſche tritt überall ſiegend auf; das bemerkt jeder Deutſche an ſich ſelbſt, wenn er nur einige Zeit in engliſchen Verhältniſſen lebte. Die einfache, bequeme Sprache bringt ſich ihm, ſchon vermöge der Verwandtſchaft, ſehr leicht in einzelnen Ausdrücken auf, und er wird lieber ſagen „dee Steamer ſtappt“ (was abnehin ganz plattdeutſch iſt), als: „das Dampfſchiff hält an.“ Wie ſehr das Deutſche in Nordamerika bereits durch Anglicismen verderbt iſt, weiß Jedermann. Wie ſollte alſa dee ſchattiſche Dialekt ſich hatten, der gegenüber dem engtiſchen ſich in der ungünſtigſten Lage befand, und zu deſſen Falle ſa vielfache Urſachen beitrugen!

Die Schalten wollen in ihrem Dialekt weſenttich angliſche Elemente ausfindig machen nnd nennen ihn ſelbſt den „old Angla-Scottish Dialaet“*). Sie verkennen aber keineswegs, daß er bereits in den letzten Zügen tiege; ſie wiſſen, daß ſeine Kenntniß, ehe das Jahrhundert znr Rüſte geht, nue auf die niedeigſten Vatksklaſſen in entfernten Winkeln des Landes beſchränkt ſelu wird. Bar 100 Jahren wurde dieſe Sprache noch in allen beſſeren Kreiſen geſprochen und im Beginn dieſes Jahrhunderts noch allgemein verſtanden. Jetzt ſpeicht man in gebildeten Kreiſen nur Schulengtiſch, die jungen Schotten vallenden ihre Erziehung jenſeits des Tweed nud verſtehen die Sprache van Burns und Ramſay ahue Wärterbuch nicht mehr. Wie zutreffend iſt der Vergleich mit der plattdeutſchen Sprache! Landan iſt auch für Schottland der Centralpunkt des geiſtigen und geſchäftigen Lebens geworden, uud damit iſt zugleich der Sieg der engtiſchen Sprache ausgedrückt.

Die niederen Klaſſen in den Städleu ſprechen jetzt eine Miſchſprache van Engliſch und Schattiſch, aus der uns noch die Ueberbleibſel dee alten Mundart entgegentreten. Fragte ich, wo führt der Weg da aber daet hiu, ſo erhielt ich die Antwort: „Please, Sir, turn to the recht hand“, ſtatt right hand. Man ſagt ächt für acht, ſtatt eight; kirk, Kirche füe church; I ken ſtatt I know; auld ſtatt old; kart manchmal füe man. Wa von neuaufgeführten Beücken die Rede iſt, da tritt der engtiſche Ausdruck bridge ein. Bei alten Brücken dagegen, beſanders ſolchen, an die ſich eine geſchichtliche Erinnerung knüpft, braucht man ſtets den ſchottiſchen Ausdruck brigg. Ueber das tiefſchwarze Waſſer des Flüßchens Dan bei Aberdeen führt eine Brücke, die aus einem einzigen Spitzbogeu beſteht. Sie wurde um das Jahr 1300 erbaut und heißt nie anders als „tha brigg of Don“. Das ſind alles Beiſpiele von gut deutſchen Wörtern in der ſchattiſchen Mundart; um ſa eigenthümlicher fällt das Wort „bonny“ auf, das, ans dem Franzöſiſchen ſtammend und im Engtiſchen wenig gebräuchlich, mit Vorliebe für „gut“ oder „liedlich“ angewandt wird.

Wie Anklänge aus der Jugendzeit, aus längſt verſchwundenen Tagen, angenehm unſer Gemüth berühren, ſa durchzieht Freude das Herz jedes ächten Schotten, wenn nach hie und da dieſe Worte auftauchen, aber wenn ſie ihm in den alten ſchönen Volksliedern entgegentönen; er findet darin nicht blos eine Erinnerung an die großen Tage der Vergangenheit, ſondern auch einen Gegenlatz gegen das engtiſche Element, deſſen ee ſich nicht erwehren kann, das er annimmt, das ihm aber nicht ſympathiſch iſt.

*) Vergt. The old anglo-scottish dialect in „North britiah Review“. Mai 1864.

Digitized by Google

Eiſenbahnpaſſagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major v. **Abendroth** in Dresden.*)

I.

Eine weite Lücke klafft in dem europäiſchen Eiſenbahnnetze; noch hängt das Geſammtſyſtem der italieniſchen Bahnen mit dem von Mitteleuropa nur durch den einzigen Faden der Semmeringbahn zuſammen, und erſt in zwei bis drei Jahren wird ein weiterer Schienenſtrang über den Brennerpaß dieſe Lücke um einen Theil abkürzen. Beide Linien aber zeigen nach Oſten, die Brennerbahn erſt von Roſenheim ab über München ins mittlere Deutſchland. Die Schweiz, Weſtdeutſchland, das Rheinland, Belgien, Frankreich ſind auch dann noch ohne eine irgend annehmbare Verbindung.

Nichts iſt demnach dem heutigen Weltlaufe entſprechender, als daß der Handelspolitiker nach Verbindungen mit dem Süden ſuchte, um den überall vorhandenen bequemen Austauſch der ſüdlichen Produkte mit den nördlichen Fabrikaten auch hier zu erlangen. Seit beiläufig 20 Jahren ſind Erörterungen im Gange, deren Zweck war und iſt, Linien für den Bahnbau über die Centralalpen aufzuſuchen. Die herrlichen Alpenſtraßen genügen nicht mehr; ihre Benutzung iſt im Winter oft gehemmt, zu anderen Jahreszeiten durch Stürme und Lawinen gefährdet, allezeit aber langſam und beſchwerlich. Und doch haben ſie den Verkehr, der Jahrhunderte lang in den engeren Grenzen ſich bewegte, lediglich dem Kriege oder dem Luxus angehörend, zu einer ungewohnten Höhe erhoben und einen Binnenhandel hervorgerufen, der jetzt ſeine Erzeuger überwachſen hat und nach Schnelligkeit und Sicherheit ruft.

Es mag ſein, daß das merkantile Intereſſe allein weder die Semmering-, noch die Brennerbahn, noch den Mante Cenis-Tunnel hervorgezaubert hat, und wir können ganz gern zugeben, daß die mächtigen Intereſſen, welche mit Oeſterreich auch Deutſchland in Oberitalien zu verfechten hat, einen nicht zu unterſchätzenden Antrieb abgegeben haben. Tritt uns doch auch daſſelbe am Monte Cenis entgegen, deſſen Bahn weitaus nicht ſo gewichtige Handelsintereſſen verbindet, als es z. B. eine Simplon-, Gotthardt- oder Luckmanier-Bahn erreichen würde, die aber einen der militäriſchen Centralpunkte des neuen Kaiſerreichs, Lyon und das Lager von Sathonay, an die Ufer des Mincio rückt. Aber wenn wir auch für dieſe Flügelübergänge ſolchergeſtalt doppelte Beweggründe unterlegen können oder müſſen, ſo begegnen uns in der centralen Gegend, das heißt längs der ſchweizeriſch-italieniſchen Grenze, faſt nur Handelsintereſſen.

Die drei genannten Uebergänge ſind entweder vom Staate gebaut, oder mit weſentlicher Unterſtützung des Staates (die Brennerbahn); die centralen Linien werden dem Unternehmungsgeiſte der Privatgeſellſchaften anheim fallen.

Die Natur des Hochgebirges bringt es mit ſich, daß ſeine Ueberſchreitung an einzelne Einſenkungen — Sättel, Päſſe — gebunden iſt. Der Verkehr hat ſchon lange, ehe man an die jetzigen Alpenſtraßen dachte, ſie aufgefunden, und keine neue Technik wird im Stande ſein, ihrer zu entrathen. Werfen wir deshalb vorerſt einen Blick auf die beſtehenden Hochgebirgsübergänge.

A. Straßen aus Frankreich direkt nach Italien.

1) Die Straße der Riviera, von Marſeille nach Genua, längs der Küſte.

2) Die Monte Genèvreſtraße führt aus dem Durancethale nach Piemont und erreicht eine abſolute Höhe von 2033 Metres.

3) Die Mont-Cenisſtraße bildet die Hauptverbindungslinie zwiſchen Frankreich und Italien, ward 1805 fertig, bis dahin nur Saumpfad; erhebt ſich auf 2066 M. und hat 26 Zufluchtshäuſer. Die Straße iſt ſehr rauh; oft ſtockt im Spätfrühjahre noch der Verkehr.

4) Die Straße über den Kleinen St. Bernhard, 2192 M. Höhe, geht aus dem Iſèrethale nach dem der Dora Baltea.

B. Straßen aus der Schweiz, Frankreich oder Deutſchland nach Italien.

5) Die Straße über den Großen St. Bernhard, Saumpfad, erhebt ſich auf 2431 M., geht aus dem Rhonethal an der Drauſe aufwärts zur Dora-Baltea.

6) Die Simplonſtraße, auch von Napoleon I. erbaut, verbindet Lyon über Genf mit Mailand und erhebt ſich auf 2012 Meter.

7) Die Gotthardtſtraße verbindet die Centraltheile der Schweiz (Luzern ꝛc.) von Altdorf an durch das Reußthal mit dem Fluſſe und Kanton Teſſin. Sie iſt 1829 weſentlich verbeſſert worden und zeichnet ſich durch treffliche Brücken und breite Gallerien aus. Sie ſteigt 2111 Meter.

8) Die Luckmannierſtraße geht vom Vorderrheinthale zum Teſſinthale und erreicht in letzterm bei Biasca die Gotthardtſtraße. Trotz ihrer Nähe an dem St. Gotthardt zeigt ihr nördliches Debouchée in die Oſtſchweiz. Sie erreicht eine Höhe von 1917 M.

9) Die Bernhardinſtraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem des Teſſin, welchen ſie oberhalb Bellinzona erreicht. Sie ſteigt auf 2063 M.

Ab Bellinzona theilen ſich die drei hier zuſammentreffenden Straßen wieder, der weſtliche Zweig geht an den Lago maggiore, der öſtliche über den Monte Cenere nach Como.

10) Die Splügenſtraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem Comerſee. Sie ſteigt auf 2117 M., ward 1825 vollendet und iſt eine der ſchönſten Hochalpenſtraßen.

11) Die Julierſtraße vereinigt das Hauptthal vom Rheine durch das Oberhalbſteiner-Thal mit dem oberen Inthale, überſteigt dabei 2287 M. und geht dann mit

12) der Malaggiaſtraße über Chiavenna (1811 M.) an den Comer See oder mit

13) der Berninaſtraße, 2331 M., an die Adda.

Es iſt auffallend, wie vielfältig Verbindungen aus dem Graubündner Lande nach Italien gehen. Auf eine Straße der Weſtſchweiz (Simplon) und eine der Centralſchweiz (Gotthardt) kommen fünf Straßen der Oſtſchweiz, wobei der Julier außerdem als Binnenübergang weggelaſſen iſt. Dabei iſt noch zu bemerken, daß ſowohl die Cenis- als die Simplonſtraße im

*) Ein im „dresdner Verein für Erdkunde" gehaltener Vortrag.

politisch-militärischen Interesse von Napoleon I. erbaut sind, zu einer Zeit, wo diese Lande zu Frankreich gehöreten. Die Beschaffenheit des Gebirges, das sich mit den Hauptstöcken des Montblanc und Monte Rosa dort vorlagert, mag allerdings Einfluß haben, allein wenn man sich an den geringen Verkehr und namentlich an den vernachlässigten Zustand erinnert, in welchem die Simplonstraße von der damaligen sardinischen Regierung gelassen worden ist, so wird es erlaubt sein, auch ohne statistische Tabellen den Schluß zu ziehen, daß der Verkehr durch die Ostschweiz ein ganz anderer sein müsse, als der westlich vom Gotthardt, daß mithin das Verlangen nach einer Eisenbahn hier auch in besonders lebhafter Weise auftreten werde.

C. Aus Deutschland nach Italien.

14) Die Finstermünzstraße aus dem Innthale in das Etschthal und

15) über das Stilfser- oder Wormser-Joch nach der Adda und dem Comersee. Bei Tirano findet die Vereinigung mit der Berninastraße statt. Die Straße bildet mit 2814 M. Erhebung die höchste Kunststraße, und es möge von ihren Verhältnissen zeugen, daß sie auf der Strecke Eines Kilometers 50 Curven, 8 Gallerien und mehrere Zufluchtshäuser hat. Die Straße, allerdings mehr strategische als Handelsstraße, eilt unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen einem raschen Verfalle entgegen.

16) Die Brennerstraße, aus dem Inn- in das Eisackthal, zeigt nur 1420 M. Erhebung.

Das weiter östlich gelegene, spezifisch österreichische Netz der Alpenstraßen braucht hier keine Erwähnung zu finden; es zweigt sich im Allgemeinen von der

17) Semmeringstraße ab, die mit ihren Hauptästen über den Karst nach Triest und über Pontafel nach Venedig ꝛc. geht.

Wir unterscheiden auch für die Eisenbahnen folgende Gruppen:

A. Die Verbindung von Italien mit Frankreich.

Von den Centralplätzen Genua und Turin aus gehen zwei Bahnen nach Frankreich; die an der Küste, von Genua nach Marseille, mit einer nicht unbedeutenden Lücke von Volte bis les Arcs, aber sonst ohne besondere technische Schwierigkeiten, und die über den Mont Cenis, mit der Lücke von St. Michel bis Susa, und dem Tunnel durch den Mont Cenis, von 12 Kilometer Länge, einem Riesenwerke, dessen Schwierigkeiten kaum im Anfange stehen, dessen Vollendung zwar für 1872 kalkulirt, aber darum nicht weniger problematisch ist. *)

B. Die Verbindung von Italien mit der Schweiz.

Hier ist das Feld der Projekte, von denen wir eingehender sprechen werden. Der Centralplatz Mailand bildet den südlichen Angelpunkt, der Rayon von Paris bis Leipzig das nördliche Vorland.

C. Die Verbindung von Italien mit Oesterreich.

Seit einem Jahrzehnt besteht die Semmeringbahn; es ist aber wohl charakteristisch, daß man das militärische Interesse, welches gebieterisch sowohl die Verbindung von Venedig mit Triest als die der Südbahn mit der lombardisch-venetischen Bahn verlangte, bis nach der Krisis von 1859 nicht durchführte und dann erst die Vereinigung herstellte. Die Semmeringbahn ist der natürliche Abflußweg der Stapelartikel der österreichisch-adriatischen Häfen in das östliche Deutschland. Für die mittleren Striche unseres Vaterlandes wird dagegen die Brennerbahn in Zukunft den Verkehr übernehmen; ihr südwärtiger Fußpunkt ist Venedig, ihr nördliches Vorland Bayern. Sie wird einen Theil des Verkehrs, der jetzt die einzig vorhandene Bahn aufgesucht, wieder in die alten Handelsplätze lenken. —

Bei einer Erörterung über die Anlage neuer Alpenbahnen müssen wir nicht allein den für jede Bahn so wichtigen Lokalverkehr zu Grunde legen, sondern auch einen Blick auf die Produktenbewegung im Welthandel werfen. Es tritt uns dabei vor Allem die Eine Thatsache entgegen, daß die in den centralen Theilen des Mittelmeeres gelegenen Hafenplätze bis jetzt nicht vermocht haben, einen Rayon im Hinterlande sich zu erwerben, der im Verhältniß zu denjenigen der atlantischen oder Nordseehäfen stünde. Die nautischen Schwierigkeiten des Mittelmeeres mit der daraus hervorgehenden Verzögerung der Fahrten bringen es mit sich, daß der transatlantische Handel im Roden konzentrirt bleibt; die Dampferlinien vermögen darin zwar einige Aenderung zu erzielen, aber sie befördern doch in der Hauptsache nur Luxusartikel; die Massenbewegung bleibt den Segelschiffen und mithin dem Norden. Reicht doch für transatlantische Artikel der Rayon von Triest weitaus nicht bis Wien. Der levantinische Handel mag nach Vollendung des Suezkanales wohl einen Aufschwung nehmen; es wird aber auch hier beim Alten bleiben, die Massen der ostindischen und chinesischen Produkte werden den Kanal nicht aufsuchen; der Weg um die Kapstadt wird nicht veröden. Alles aber, was den Mittelmeerhäfen zuwächst, wird, für den deutschen Konsum, die Häfen von Triest aber von Venedig aufsuchen. Für den italienischen Konsum werden die Häfen der Ostküste benutzt werden, Ancona, Brindisi und die dort ausmündenden Bahnen werden die weitere Vertheilung im Lande übernehmen. Es bleibt mithin für Genua und seinen Handel nur ein sehr eng begrenztes Hinterland, und auch dieses nur in etwas größerer Ausdehnung für Artikel der Levante. Nach Frankreich zu ist ihm Marseille ein Konkurrent, der von der Machtfülle eines großen Staates getragen wird; jenseits der engen Grenzen der bedürfnißlosen Schweiz werden sich z. B. schon ab Basel die Rayons von Marseille und Venedig begegnen. Der genuesische Handel wird keine Alpenbahn ernähren. Ja, wenn die Staaten am Südrande des Mittelmeeres, Genua gegenüber, Produktivländer wären, möchte das Verhältniß sich ändern, und Genua könnte sich dann vielleicht Absatzwege nach Norden eröffnen, aber bis sie Das werden, hat es gute Wege.

Was ist von dem Centralplatze Mailand zu erwarten? Wie verlassen den überseeischen Handel und treten wieder in das Gebiet des Binnenverkehrs. Die Produkte des Tieflandes sind massenhaft; ihr Quantum wird sich durch Ausdehnung der benutzten Ländereien steigern lassen, und es ist wohl anzunehmen, daß verbesserte Verbindungen den Beitrag erhöhen werden, der von hier aus schon jetzt zur Ernährung der Schweiz gesteuert wird. Die reiche lombardische Ebene, die Provinzen der Emilia sind auch bessere Konsumenten als manche andere Theile von Italien; es wird also ein Rückverkehr mit Industrieprodukten stattfinden. Der bisherige Handelsweg zeigt zur Genüge den Gang der Zukunft. Die Westschweiz hat zwar Verbindungen mit Italien, aber sie betreffen Luxusartikel; die Centralschweiz und die Ostschweiz dagegen treiben wenigen Ackerbau und können ihre Bevölkerung nicht ernähren; sie bedürfen

*) Wir finden in neueren Blättern zwei Notizen, die nicht ganz in Harmonie stehen. Die „A. A. Ztg." berichtet aus Genua vom 14. Septbr., daß die Arbeiten in diesem Baujahre bis Juli 1864 auf französischer Seite 580 Meter fortgeschritten und im Ganzen auf dieser Seite 1448, auf italienischer 2017 Meter fertig seien, was von 12,200 M. zwischen 1/3 und 1/4 ist. Zugleich wird aber über eine bedeutende Zunahme der Schwierigkeiten berichtet, welche der Ingenieur Sommeiller gewiß überwinden werde. In einem andern Blatte dagegen finden wir die Bemerkung, daß von dem Pensum pro Seite und Tag 1 M. im letzten Jahre nahe an 100 M. nicht erreicht seien, was, da die Termine nicht angegeben sind, immerhin auch wahr sein kann und jedenfalls den Erwartungen der unparteiischen Ingenieure vollständig entspricht.

Digitized by Google

der Zufuhr. Sie haben im Austausch eine blühende Industrie, und das Verlangen nach guten Verbindungen mit der Lombardei ist schon alt. Hier, sehen wir, sind Elemente, um eine Bahn zu ernähren. Befördern Genua und Turin eine Bahn in die Westschweiz, so agitirt Mailand für den Osten, und wenn wir die Elemente des Verkehrs aneinander halten, so würden wie Mailand schon jetzt mit unserm Wahrspruche bevorzugen müssen. Zu einem klaren Bilde gehören aber noch die beiderseitigen auswärtigen Verbindungen. Mailand ist ein Knotenpunkt wichtiger Art; die Bahn von Turin nach Venedig hat hier einen Hauptstationsplatz und entsendet den großen Zweig nach Genua und den noch wichtigern nach Ancona und Brindisi. Die Verbindungen Mailands verzweigen sich so in alle Regionen des Binnenlandes, daß wir geneigt sind, für Mailand, als den einen Fußpunkt der Alpenbahn, uns auszusprechen.

Die Schweiz hat ihre südlichen Bahnen einerseits ins Rhonethal, andrerseits ins Rheinthal entsendet; in beiden Thälern bleiben noch Ergänzungsstrecken zu bauen übrig. Die Verbindungen des Rhonethales reichen über Lausanne nach Genf, nach Basel, nach Bern und mittelst der letztern Richtung, also auf einem beschwerlichen Umwege, in die Industriebezirke der Ostschweiz. Die Richtungen nach Genf und Basel nützen nicht gar viel, wie wir oben gesehen, weil dorthin der Verkehr geringer ist und ob Basel die Konkurrenz mit den französischen Häfen und der Brennerbahn beginnen dürfte. Das einzig rentable Vorland, die Ostschweiz, muß in einem so großen Bogen erreicht werden, daß z. B. ein wesentlicher Theil des Rheinthales fortgesetzt den Verkehr per Achse wählen wird. — Die Verbindungen des Rheinthals gehen direkt in die Ostschweiz; vom ersten Betreten des bewohnbaren Landes am Nordhange an trifft die Bahn auf ein rühriges und tüchtiges Volk, dessen Industrie wir dessen Bedürfniß an Lebensmitteln der Bahn einen Verkehr versprechen, dessen Elemente auf der andern Seite des Gotthardt fehlen. Die Bahn im Rheinthale durchschneidet fortgesetzt industriereiche Gegenden; sie nimmt die nächste Richtung nach Mitteldeutschland und die — sich jedenfalls anschließende — Bodensee-Gürtelbahn würde via Bregenz einen lebendigen Verkehr gegen Ulm und Augsburg vermitteln. Sie allein kann den Rayon der Brennerbahn auf seine natürlichen Grenzen zurückführen, ganz Westdeutschland liegt ihr unmittelbar vor.

Was von Seiten der Verkehrsinteressen, nah und fern, zu sagen ist, fällt Alles in die Waagschale der Ostschweiz. Es ist wahr, wir benachtheiligen mit einer Vertretung des ostschweizerischen Alpenüberganges die deutsche Brennerbahn; allein da die Schweiz doch jedenfalls Einen Alpenübergang erlangt, erscheint es uns besser, wir agitiren zu Gunsten der deutschen Ost- als zum Nutzen der welschen Westschweiz. Hiernächst wiegen die Verhältnisse schwer genug, um zum Bahnbau zu drängen, und wenn die gewichtigsten Parteistimmen dagegen wären.

Wir müssen uns aber, neben allem Gewichte, das auf die Verkehrsbedürfnisse gelegt wird, doch auch gestehen, daß es sich bei Hochgebirgsbahnen nicht darum allein handelt; wir werden durch sie nur in die Richtung gedrängt, in der wir nach der technischen Ausführbarkeit suchen sollen. Hat in der Ebene, mit wenig Modifikation, der Techniker nur zu bauen, was der Handelspolitiker ihm vorschreibt, so wird sich hier die Sache wohl ziemlich umkehren und der Letztere zufrieden sein müssen, wenn der Techniker ihm überhaupt Eine Ausführbarkeit nachweist, sei es auch mit den oder jenen Verkehrsunbequemlichkeiten.

Nationalitätsstatistik Westrußlands.*)

Der Endzweck der polnischen Erhebung sollte die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen und die Wiedergewinnung der Grenzen von 1772 sein. Ganz abgesehen von der Möglichkeit dieses Vorhabens würde ein so geschaffenes neues Polen nichts weniger als polnisch sein, denn die eigentlichen Nationalpolen würden in demselben nur den geringsten Theil der Bevölkerung ausmachen und von anderen Nationalitäten, Deutschen, Russen ꝛc. an Zahl überflügelt werden. Hierauf haben wir auch bereits früher im Globus hingewiesen **); neue Stützen für die Wahrheit dieses Ausspruches geben die angeführten beiden Werke.

R. v. Erkert veröffentlicht sechs colorirte Karten der Länder zwischen der Warthe und dem Dniepr. Das erste Blatt enthält ein tableau ethnographique, dessen Ergebniß etwa folgendes ist. Von den 28,100,000 Einwohnern, welche in den Ländern Polen, Kurland, Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohilew, Wolhynien, Kiew, Podolien, Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Galizien und österreichisch Schlesien sich finden, sind Polen 8,950,000, Russen 8,821,000, Deutsche 5,660,000, Litthauer und Letten 2,100,000, Juden 2,360,000, verschiedener Nationalität 209,000. Mithin 19,150,000 Nichtpolen gegenüber nur 8,950,000 Polen. Die zweite Karte enthält das Verbreitungsgebiet und die Dichtigkeit der polnischen, die dritte Karte die der russischen, die vierte der deutschen, die fünfte der litthauischen und lettischen, die sechste der jüdischen Bevölkerung. Bekanntlich besteht in Rücksicht der westlichen Gouvernements ein erheblicher Unterschied zwischen den Angaben des statistischen Bureaus in St. Petersburg und denen des katholischen Clerus, indem letzterer die Zahl der Katholiken und Polen für gleich annimmt und dabei möglichst hoch greift. Erkert nahm den Durchschnitt zwischen beiden Zahlen an. Alle Vergleiche fallen sehr zu Ungunsten der Polen aus, denn bereits hinter Lublin, diesseits des Bug, hört schon die polnische Nationalität auf, mehr als 30 Procent der Gesammtbevölkerung zu betragen, und hart an den Bug auf der andern Seite stoßen bereits Gegenden, in denen die Polen nur etwa zwischen ein bis vier Procent ausmachen.

Ein nicht so umfangreiches Gebiet wie das von Erkert angenommene behandelt Rittich. Er stützt sich auf die amtlichen Zahlen, welche das statistische Bureau in St. Petersburg ermittelt hat. Seine Karten stellen in anschaulichster Weise die ethnographischen und konfessionellen Verhältnisse dar, welche in den beiden Gouvernements Augustowo und Lublin vorwalten. Die Ergebnisse seiner Arbeit, die von großem Fleiß in der Forschung und Gewissenhaftigkeit zeugen, sind folgende:

*) Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais. Par R. d'Erkert. St. Petersburg 1863. — Materialien zur Ethnographie des Königreichs Polen vom Generalstabs-Oberstlieut. Rittich. St. Petersburg 1864.

**) Vergl. Globus I, 151.

Digitized by Google

1. Gouvernement Augustowo.

	Litthauischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Russischer Stamm.		Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Schamaiten.	Litthauer.	Kurpiken.	Masuren.	Polen.	Groß-Russen.	Weiß-Russen.					
Röm. Katholiken	204,010	52,698	22,705	38,957	140,925	—	15,008	—	—	—	474,263	75.32
Griech.-Unirte	—	—	—	—	—	—	8,751	—	—	—	8,751	1.38
Griech.-Orthodoxe	—	—	—	—	—	2,522	—	—	—	—	2,522	0.4
Altgläubige	—	—	—	—	—	3,829	—	—	—	—	3,829	0.6
Protestanten	—	—	—	—	40	—	—	28,608	—	—	28,720	4.56
Juden	—	—	—	—	—	—	—	—	111,308	—	111,308	17.68
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	—	—	166	166	0.02
	204,010	52,698	22,705	38,957	140,965	6,351	23,759	28,689	111,308	166	629,628	100%
	256,708		202,627			30,110						
% nach Stämmen	40.76		32.15			4.77		4.56	17.68	0.02	100%	

Wir ersehen hieraus, daß im Gouvernement Augustowo das litthauische Element um mehr als 8 pCt. das polnische übertrifft.

Was die Benennungen anbelangt, so wären nur die der Kurpiken und Masuren zu erklären. Erstere hält Rittich für polonisirte Jatwäger, ursprünglich litthauischen Stammes; letztere sind Polen, deren Sprache einen besondern Dialekt bildet. Den nördlichen Theil des Gouvernements, d. h. fast die ganzen Kreise Mariampal und Kalwarya, bewohnen römisch-katholische Schamaiter (Samogitier), welche die Russen Schmuden nennen. Im Kreise Seyny sind die gleichfalls römisch-katholischen Litthauer vorherrschend; in der Mitte, um Seyny herum, wohnen jedoch altgläubige Großrussen in ziemlich kompakter Masse; im Westen sind noch einige Samogitier. In den Kreis Augustowo theilen sich katholische Masuren und Weißrussen, von denen erstere westlich und südlich, letztere östlich wohnen. Von diesen Weißrussen gehören die in der Nordostecke des Kreises lebenden zur griechisch-unirten Kirche. Im Osten des Kreises Lomza wohnen zu fast gleichen Theilen Polen und Masuren, in der westlichen Ecke, jenseits einer Linie über Kowno und Nowgorod, fast unvermischt die Kurpiken; alle römisch-katholischer Konfession. Deutsche und Juden sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt und besonders in den Städten anzutreffen. Eben so sind in diesem Gouvernement (mit Ausnahme des Kreises Lomza) die eigentlichen Polen, welche die höhere Klasse der Bevölkerung bilden, als Gutsbesitzer, Schlachzizen und auch wohl als Bürger sporadisch vertheilt. Tataren wohnen nur in dem Dorfe Winkjnup, wo sie auch eine Moschee haben.

2. Gouvernement Lublin.

	Russischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Kleinrussen.	Großrussen.	Polen.	Masuren.	Lublinet.					
Röm. Katholiken	256,892	—	156,810	82,057	164,664	—	—	—	640,423	63 51
Griech.-Unirte	213,504	—	—	—	—	—	—	—	213,564	21.18
Griech.-Orthodoxe	1,920	4,605	—	104	—	—	—	—	6,629	0.65
Altgläubige	—	117	—	—	—	—	—	—	117	0.01
Protestanten	—	—	42	—	—	7,604	—	—	7,646	0.75
Juden	—	—	—	—	—	—	139,716	—	139,716	13.85
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	264	264	0.02
	452,376	4,722	156,852	82,161	164,664	7,604	139,716	264	1,008,350	100%
	457,098		403,697							
% nach Stämmen	45.32		40.02			0.75	13.85	0.02	100%	

Das Gouvernement Lublin, welches bisher fast ausschließlich polnisch erschien, enthält hiernach mehr als die Hälfte Russen. Dazu kommt, daß die Lublinet eigentlich auch nur polonisirte Kleinrussen sind und in ihren Sitten Vieles mit den Kleinrussen gemein haben. In dem ganzen nördlichen, östlichen und südlichen Theil ist die kleinrussische Bevölkerung, die fast zur Hälfte zur griechisch-unieten Kirche gehört, sehr überwiegend; eigentliche Polen kommen nur sporadisch darin vor. Masuren wohnen nur in der Nordspitze des Kreises Siedlce, fast zu gleichen Theilen mit Polen vermischt, und im Kreise Lukow in der westlichen Hälfte mit Polen vermischt, in der östlichen Hälfte sporadisch unter Kleinrussen. Der Kreis Lublin wird ganz, der Kreis Krasnystaw in seiner südwestlichen Ecke und der Kreis Samosc in seinem nordwestlichen und westlichen Theile von Lublinern bewohnt, die hier zwar stark, aber doch nur sporadisch mit echten Polen vermischt sind.

Juden, Großrussen und Deutsche, die beiden letzteren jedoch nur in geringer Zahl, sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt. Tataren wohnen in schwachen Partien auf sechs verschiedenen Punkten des Gouvernements.

Digitized by Google

Capitain Halls Reiſe nach Frobiſhers Bay, 1860 bis 1862.

Im Sommer des Jahres 1860 ſchiffte ſich Capitain Karl Franz Hall aus Cincinnati nach dem Nördlichen Eismeere ein, um womöglich noch nähere Nachrichten über das Schickſal Sir John Franklins einzuholen, als Kapitain M'Clintock hatte bringen können. Das reich illuſtrirte Werk iſt, mit einer guten Karte verſehen, jetzt erſchienen *). Hall gehört zu den Männern, welche das Leben unter wilden Stämmen den conventionellen Formen unſers civiliſirten Stadtlebens vorziehen, und er ſcheint ſich dann am wohlſten und glücklichſten zu fühlen, wenn er mit Abenteuern und dem unedelmüthigen Tode zu kämpfen hat.

Hall ging von der Anſicht aus, daß noch irgend einer der 105 Menſchen, welche den unglücklichen Franklin begleitet hatten, bei den Eskimos am Leben ſein müſſe und rüſtete, unterſtützt von vielen Freunden der Sache, ein kleines Geſchwader aus, welches aus dem Barkſchiff „George Henry" und dem Schooner „Rescue" beſtand. Sie waren bemannt mit 31 Offizieren und Matroſen, und hatten einen Eskimo als Dolmetſcher. Am 29. Mai 1860 ſegelte die Expedition ab und erreichte am 7. Juli 1860 Halſteinborg, eine däniſche Niederlaſſung in Grönland. Von hier durchſegelte Hall die Davisſtraße und gelangte nach der Field-Bay, nördlich von Frobiſhers Bay. Dort überfiel die Reiſenden ein heftiger Sturm, in welchem der Schooner „Rescue" und ein Boot verloren gingen. Kurz nach dieſem Unglücksfalle ſaß auch der „George Henry" im Eiſe feſt, und man ſah ſich nun auf Schlitten angewieſen. Zwei Winter hindurch blieb das Schiff feſt ſitzen, und 20 Monate lang dauerten die Schlittenparthien; der nördlichſte Punkt, den Hall erreichte, lag unter 63° 45'. Die ſogenannte Frobiſher-Straße wurde genau erforſcht und das umliegende Land für die Vereinigten Staaten in Beſitz genommen.

Hall iſt entzückt von der ſchönen Landſchaft, die ſich hier ſeinem Auge darbot; es war ſchwer für ihn, ſich in den Glauben zu verſetzen, daß er hier in arktiſchen Regionen weile: „Es ſteht feſt, daß am Ende von Frobiſhers Bay ein milderes Klima als in der Umgebung der Field-Bay herrſcht; die Wieſen und grasbedeckten Hügel geben dafür das beſte Zeugniß. Ich ſah nirgends in den Vereinigten Staaten, die Prairien des Weſtens ausgenommen, einen üppigern Graswuchs als in der unkultivirten Landſchaft, welche mich umgab. Es iſt hier das beſte Weideland für Vieh, das man ſich denken kann. Der Magen eines getödteten Rennthieres war ganz mit Gras, Moos und Pflanzenblättern angefüllt. Das Thier war ungemein fett und ganz mit Tub-nu (Rennthiertalg) durchzogen, das ich der Butter bei weitem vorziehe. Das Wildpret war ſehr zart und von gutem Geſchmacke. Auch die meiſten Kaninchen waren ſehr wohlgenährt."

Hall fand keinerlei Spuren von Franklins Expedition; aber die Eskimos an Frobiſhers Bay bewahren eine Ueberlieferung, daß vor vielen Jahren einſt weiße Männer in Schiffen hier landeten. Das waren die Leute von Frobiſhers Entdeckungsreiſe, und es gelang Hall mit vieler Mühe, noch einige Ueberreſte zu ſammeln, welche von dieſem berühmten arktiſchen Reiſenden herſtammen und die jetzt im Mariners Hoſpital zu Greenwich, der Ruhmeshalle engliſcher Seeleute, neben den Ueberbleibſeln von Franklins Expedition, die Dr. Rae auffand, ausgeſtellt ſind. Hall meint, daß man über das Schickſal Franklins noch nähere Nachrichten erhalten werde, wenn man im Stande ſei, ſich mit den Eskimos recht familiär zu unterhalten. Er ſelbſt bekam Aufſchlüſſe über Frobiſher durch eine alte Eskimahere, die er beim Eingange von Frobiſhers Bay traf. „Ihre Tupik (Hütte) war ſehr klein, gerade groß genug, daß ſie ſelbſt darin ſitzen aber liegen konnte; aber ich mußte doch neben ihr Platz nehmen. Die alte Ukijory Ninu nahm gewöhnlich eine liegende Poſition ein und ſtützte ihr Kinn auf die Hände; an ihrer Seite ſtand eine kleine Lampe, ihr gegenüber ein Verſchlag, auf dem einige geröſtete Bahnen und etwas Schiffszwieback lagen, den ſie von einem Matroſen erhalten hatte. Außerdem fehlte es nicht an Walroßfleiſch, mit dem ſie ihren Hunger ſtillen konnte. Während ich bei der Alten im Tupik ſaß und auf ihre Worte hörte, ſchrie ihr Enkelchen Eterlung fortwährend nach Speiſe und ſtörte mich dadurch. Die alte Eskimodame reichte dem Kind von den Bahnen und dem Zwieback, welche ich ihr gegeben. Das, was die Alte erzählte, ſtimmte ganz genau mit den gedruckten Berichten über Frobiſhers Expedition überein. Es wurden drei verſchiedene Expeditionen erwähnt, und ſelbſt die Anzahl der Schiffe traf zu. „Wenn wir ſo, ſagt Hall, durch Eskimaüberlieferungen genaue Berichte von Unternehmungen erhalten, die ſich bei den Eingebornen beinahe 300 Jahre lang wahrheitsgetreu erhielten, iſt es dann unmöglich, über den ſeit 16 Jahren verſchollenen Franklin Auskunft zu bekommen? La Perouſe's Schickſal war 38 Jahre lang unbekannt. Wenn mir Leben und Geſundheit erübrigen, ſo will ich auch von den Eskimos Franklins Schickſal erforſchen."

Der intereſſanteſte Theil von Halls Werk iſt ſeine Beſchreibung des Lebens der Eskimos. Hier liegt der Schwerpunkt des Buches. Er redete ihre Sprache und eignete ſich ihre Sitten an; dadurch wurden ſie mit ihm ſo vertraut, daß ſie ihn in ihren Hütten empfingen und als einen der Ihrigen betrachteten. Beſonders waren die Frauen aufmerkſam gegen ihn, ſie kauten ſeine Schuhſohlen, damit ſie weich und geſchmeidig würden, und wärmten ſeine halb erfrorenen Füße dadurch, daß ſie dieſelben an ihren nackten Buſen drückten, der von dem Genuſſe rohen Seehundsfleiſches, Blutes und Speckes wie ein Ofen glühte. Anfangs war ihm derlei Nahrung zuwider, aber er gewöhnte ſich daran und nahm ganz gern an Seehundsmahlzeiten Theil. „Zuerſt kam ein Stück Seehundsleber, die roh und noch warm aus dem Thiere herausgeriſſen wurde. Dies und ein Stück Speck (Ukſuk) wurde Jedermann eingehändigt, und ich wurde ſo ſchnell damit fertig, wie irgend einer der ſeit langem Eingeweihten. Dann Rippen mit dem zarten daran ſitzenden Fleiſch, aber ganz von Blut triefend. Zuletzt die Eingeweide, welche die alte Frau ellenlang durch ihre Finger zog. Man glaubte freilich, daß ich dieſe nicht eſſen würde; ich änderte aber ſchließlich dieſer „Delicateſſe" gegenüber meinen Entſchluß und erinnerte mich, „daß am Seehund Alles gut iſt". Ich zog die bandartige Nahrung durch meine Zähne, verſchlang ſie und verlangte dann nach mehr. Das gefiel den alten Weibern über alle Maßen, ſo daß ſie in Extaſe geriethen und mich für den beſten unter ihnen hielten. Sie lachten, ſie ſagten mir alle Schmeichelnamen, die ihre Sprache kennt. Ich war einer der Ihrigen."

Die Sitten der Eskimos ſind oft genug geſchildert worden; aber Kapitain Hall iſt in ihren Iglus oder Schneewohnungen

*) Life with the Esquimaux; the narrative of Capt. Charles Francis Hall, of the Whaling barque „George Henry" from the 29. May 1860 to the 13. September 1862. London, Sampſon Low und Comp. (Athenaum Nr. 1940.)

mehr zu Hause, als irgend ein anderer arktischer Reisender. Diese sonderbaren Wohnstätten sind nach den Seehundsbigtus gebaut. Der Seehund ist aber für die Eskimos eines der wichtigsten Thiere und sein Fang während der Wintermonate ihre Hauptjagdbeschäftigung.

Kapitain Hall hat sein gedrucktes Werk noch nicht gesehen; denn die letzte Seite des Manuskriptes wurde an dem Morgen geschrieben, als er sich von Neuem nach den arktischen Gegenden einschiffte, um abermals dem Schicksale Sir John Franklins nachzuspüren. Er will wieder unter seinen alten Freunden, den Eskimos, leben, mit ihnen von Ort zu Ort ziehen und all die Gegenden durchforschen, in denen sich Franklins Leute zuletzt aufhielten und verunglückten. Zu diesem Unternehmen glaubt er zwei bis drei Jahre zu bedürfen.

Neue Bücher.

Flußkarten der Donau und der Theiß. Angezeigt von Prof. Dr. Klun. Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien 1863.

In seiner bekannten, eingehenden Weise bespricht der gründliche Geograph die vom Straßen- und Wasserbau-Departement des k. k. Staatsministeriums herausgegebenen Karten. Die Donau wird ganz richtig als ein Vermittler deutschen Fleißes, deutscher Kultur mit dem Auslande, als ein Bindeglied zwischen dem Zollverein und Oesterreich, letzteres aber als kompaktes, dominirendes Donaureich hingestellt. Und für die Karpathenländer hat nächst der Donau die Theiß die größte kulturhistorische Bedeutung. An diese Auseinandersetzungen schließt sich dann die Besprechung des Laufes beider Flüsse in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung; die Abhandlung ist sehr lehrreich.

Mittheilungen des österreichischen Alpen-Vereins. Redigirt von P. Grohmann. Zweiter Band. Wien. Braumüller 1864.

Wir haben schon wiederholt im Globus rühmend hervorgehoben, mit welcher Ausdauer man sich in Oesterreich der Erforschung der Alpen hingibt, und wie werthvolle Publikationen auf diesem Gebiete in den letzten Jahren erschienen. Auch der vorliegende zweite Band der Mittheilungen des Alpen-Vereins bestätigt dies abermals, denn auf mehr als 30 Bogen bringt er wieder eine große Fülle des Anziehenden und Neuen. Es scheint, als ob selbst die entferntesten Winkel der Alpen schon durchforscht wären, aber stets werden noch fast unbetretene Thäler oder nie zuvor erstiegene Berggipfel in den regsamen Kreis der Alpenfreunde gezogen. Bei den Beschreibungen läßt sich leider eine gewisse Gleichförmigkeit und Einerleiheit nicht vermeiden; denn mag auch jede Spitze, jeder Grat, jedes Thal der Alpen in der Natur verschieden sein und dem Kenner Abwechslung gewähren, bei der Beschreibung, beim Lesen erscheint es uns, als hätten wir das Alles bereits einmal gehört.

Die „Mittheilungen" wachsen allmälig zu einem vollständigen Repertorium über Oesterreichs Alpen heran; man wird sie mit der Zeit als die beste und sicherste Quelle über alles „Alpine" betrachten lernen; denn Führer und Gasthäuser, Wege und Eisenbahnen finden darin nicht minder ihre Besprechungen, wie die Berge und Thäler selbst. Daß Gediegenes geboten wird, dafür bürgen unter anderm die Namen der bewährten Alpensteiger: Sonklar, Lipold, Ruthner und Simony.

Beigegebene Karten, Radirungen und Faedendrucke dienen zum Schmucke und zur Erläuterung des Buches. —

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen. München. E. H. Gummi. 1865.

Ein vortreffliches Buch, das nicht in der herkömmlichen Weise, wie so viele andere Schriften über die Alpengegenden, nämlich durch das Einerlei des Stoffes, ermüdet. Wir finden hier nicht jene Schilderungen von Eis, jähen Bergabhängen, Krummholz und gefahrvollen Felserklimmungen, die schon zur Genüge bekannt sind, sondern frische, ungekünstelte und natürliche Bilder; überall greift der Verfasser mit voller Hand in das Leben der Natur und der Menschen hinein. Die Phrase ist ihm fremd; ihm ist es um die Sache zu thun, und trotz des Fragmentarischen des Buches lernen wir aus demselben oft mehr über Land und Leute, als aus trockenen, systematischen, wenn auch noch so erschöpfenden Beschreibungen der bayrischen Gebirgswelt.

Der ungenannte Verfasser ist ein feiner Beobachter, der mit wenigen geschickten Strichen uns Erlebnisse und Anschauungen vorführt, die bisher wenig beachtet wurden und doch höchst charakteristisch für Menschen und Dinge sind. Er ist auch ein poetisches Gemüth und hat ein gutes Verständniß für die Kunstschätze, die er auf seinen Wanderungen hier und da antrifft. Wo er religiöse und politische Fragen zu besprechen hat, ist er durchaus freisinnig, patriotisch, und die historischen Rückblicke, welche er gibt, beweisen uns, wie sehr er in der Lokalgeschichte jener Gegenden bewandert ist.

Mit Vorliebe wendet er sich etymologischen Auseinandersetzungen zu. Es will uns bedünken, als ob er nicht immer einen glücklichen Treffer habe; aber seine Mittheilungen sind trotzdem ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Ortsnamen Oberbayerns und gut dazu geeignet, den Behauptungen die Spitze abzubrechen, welche im oberbayerischen Volke, sowie in fast allen Ortsnamen viele keltische und slavische Elemente sehen. Wo diese am Platze sind, da läßt der Verfasser ihnen auch Recht wiederfahren. So sagt er:

„Wir stehen an den Ufern der Isar, deren grüne Fluth sich schäumend zwischen Kiesufern daherwälzt. Es ist ein ächtes Kind der Alpen: klar, smaragdhell, rasch. Ueber ihren südlichen Lauf, dem entgegengewendet wir dahin schreiten, dämmern jene ewigen Berge auf, die auch dem alten Keltenvolke, das einst diesem Flusse den Namen gegeben, in das waldige Land hineinschauten. Isara, die Reißende, schnell Wandelnde, heißt unser Strom in der Sprache des untergegangenen Geschlechts. Er hat noch zwei Namensbrüder in den weiten Gebieten, welche in der Urzeit von keltischen Stämmen bewohnt waren: auch die Isère des südlichen und die Oise des nördlichen Frankreichs hießen Isara.

Es war ein Volk, dessen Sinne der Natur offen waren, dieses Volk der Kelten. Das zeigen die Namen, die sie ihren Bergen, Seen, Flüssen gaben. Von diesen weiß ich noch den

Digitized by Google

Tanaros, den donnernden, Labara, die geſchwätzige, Ilara, die Elende. Von unſerm Volke, das in den Fußtapfen der Flüchtigen und Verjagten vom Norden her in das Land zog, welches wir jetzt unſer Vaterland nennen, verſtand keiner mehr die Namen, welche ſie ihren Wäldern, Gebirgszügen, Strömen gegeben hatten; aber ſie haſteten an der wechſelloſen Natur. Erſt uns, den ſpäten Nachgebornen, blieb es vorbehalten, den Sinn der räthſelhaften Sprache aus ſyriſchen Denkmälern zu deuten."

Auch über viele gut deutſche Ortsnamen erhalten wir Auskunft. So bedeutet Heſſelohr, Haſelwald. Mit „Heſſen" und „Lohe" hat es freilich nichts gemein. Die alte Form iſt „Hazzilluoh". Pullach, alte Form „Puochloh" heißt Buchenwald. Auch der Karwendel, von dem die Iſar herkommt, hat einen deutſchen Namen, der ſeine Etymologie in der über faſt alle indoeuropäiſchen Völker ausgebreiteten Wurzel kvar, kar findet. Dieſes Zeitwort heißt krümmen, biegen. Der Name Tölz tritt erſt am Anfange des 13. Jahrhunderts auf. Die älteſte Form iſt Tolenza. Dies bezeichnet nach Karl Roths Meinung einen Ort, wo Trauben (tolun) wachſen, denn der Weinbau war im Mittelalter bis weit nach Oberbayern hinein verbreitet.

„Dieſe Anſicht, welche dem Namen Tölz ſeinen deutſchen Urſprung feſthält, iſt jedenfalls gegründeter als die geradezu willkürliche Hypotheſe des Profeſſors Sepp, der von „Wenden im Iſarthale" ſpricht und das Wort zu einem ſlaviſchen ſtempeln will.

Nie haben Slaven in Südbayern gewohnt. Ueber das Puſterthal nördlich hinaus iſt in der Alpenwelt kein ſlaviſcher Stamm gedrungen. Die Slavomanie fehlte gerade noch. Wo hat Profeſſor Sepp ſolche Behauptungen aufgegriffen? Vielleicht aus dem Costopis do hornie Italio des verrückten Kollar?

Aus Thatſachen gewiß nicht, denn es gibt keine hiſtoriſche Notiz bei irgend einem Schriftſteller, kein Denkmal, kurzum gar kein ſichtbares Zeichen, welches auf das Vorhandengeweſenſein dieſes Volkes hinwieſe. — Der andere ſlaviſche Ortsname in Oberbayern, der den Profeſſor Sepp zu ſeinen „Wenden im Iſarthal" begeiſtert, iſt die Scharnitz. Dies iſt wieder ein ganz gutes deutſches Wort. Die Stammwurzel iſt ſkar, das heißt ſoviel wie ragen, ausſtrecken — die Endung iz, die den wackern Slaviſten drthört hat, iſt ein echt deutſches Wortbildungsſuffix."

Wie der Verfaſſer das Land und die Menſchen ſchildert, können wir an ſeiner Beſchreibung des hölzernen Dörfchens Groswang, nicht weit von den Quellen der Amper, erkennen. „Alle Wohnſtätten dieſes Ortes ſehen aus wie Alpenhütten. Sie ſind aus Stämmen gebaut, und das Wetter hat ſie gebräunt. Die Fenſter ſind ganz klein und aus runden mit Blei umgebenen Glasflückchen zuſammengeſetzt. Vor den Hütten läuft oben und unten eine Altane, eine Veranda. Große Brunnen plätſchern, die Bergwaſſer rauſchen durch die taube Nacht, und die Rinder blöken in den niedrigen Ställen.

Ehrerbietig grüßt uns der Wirth, ein armer Bauer. Seine Knechte betrachten uns neugierig, rücken um das einzige Licht der halbdunkeln Stube zuſammen und heißen uns willkommen. Es ſind treuherzige Geſtalten, in denen kein Falſch iſt, Kinder der Stürme und des Wetters ſitzen ſie da und vergeſſen ihr hartes Daſein beim Klange ihres Lieblings, der Zither. Der einr von ihnen war heute Morgen vielleicht weit oben auf den ſchwindelnden Schroſen und ließ einen ſchweren Stamm mit Gefahr ſeines armen Lebens weiter herab auf eine Felsrinne gleiten; der andere hat eine erdrückende Laſt von Salz und Brot auf die höchſte Alpe getragen; der dritte iſt mit ſeinem Beil auf dem Rücken aus einer unglaublichen Entfernung vom Flachland hereingekommen, wohin er ſein Floß auf der Amper hinabgeführt hatte. Das Morgengrauen lang vor dem erſten Sonnenſtrahl ruft ſie zu neuen Mühen. Das geht ſo fort und fort, bis der rohe Sarg ſie abholt. Und noch dazu ohne Leichentuch; wir bekommen doch wenigſtens ein Leichentuch.

Auch die Civiliſation iſt vertreten. Dort gähnt ein Herr in der Städterjoppe; es iſt ein Geometer. Wo die Gemſe im ewigen Nebel um die Kuppe zieht, von welcher der Adler in die lautloſen Schneewüſten ſchaut, dort wird wieder einmal die Grenze zwiſchen Bayern und Oeſterreich regulirt.

Zwei junge Menſchen treten ein. Es ſind Hirtrn, das zeigt ihre wollene Decke und der weitkrempige Hut. Sie haben jetzt ihre Rinder eingepferchl und ruhen aus. Der zitherſpielende Sänger begrüßt ſie mit dem neckiſchen Liede:

Geſtern ſeid's zu viere g'weſen
Heut ſeid's nur mehr zwei —
Die andern ſind beim Ochſenſtehlen,
Maria ſteh euch bei!

Dieſer Vers iſt nicht dem Gebirg entſprungen, denn die Thatſache, auf die er anſpielt, gibt es dort nicht. Das iſt eine Sitte, die dem edlen Volke, das Niederbayern bewohnt, zukommt. Wenn dieſes ſie auch nicht, wir weiland die Hellenen, unter die Arbeiten eines Halbgottes rechnrt, ſo hat es doch keinen übermäßigen Abſcheu vor ihr. Das ſchöne Lird iſt jedenfalls von einrr Floßfahrt heraufgebracht worden."

Vorſchule der Völkerkunde und der Bildungsgeſchichte von Dr. Lorenz Dieſenbach, correſpondirendem Mitglied der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin ꝛc., Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag 1864. XII und 746 S.

Dirſenbach hat ſich in dieſem Werke die Aufgabe geſtellt, die Völkerkunde nach ihren mannichfachen Beziehungen in einem großen Geſammtbilde darzuſtellen. Seine Darſtellungsweiſe wechſelt nicht nur nach dem Weſen der einzelnen Beſtandtheile, bald in einfacher Federzeichnung die Umriſſe und Phyſiognomien der Gegenſtände vorführend, bald die Zeichnung durch Farben belebend, ſondern auch nach der größern und geringeen Vertrautheit des Verfaſſers mit dem betreffenden Gebiet. Dieſenbach hat eine theologiſchr Laufbahn hinter ſich, er iſt als einer der größten lebenden Sprach- und Literaturkenner allgemein anerkonut, er iſt muſikoliſch und hat durch eine unermeßliche Beleſenheit auf den verſchiedenſten Gebieten drs menſchlichen Wiſſens ſich ausgebildet. Aber bei einem Thema von ſolcher grenzenloſen Ausdehnung geht es über die Kräftr auch des begabteſten und fleißigſten Menſchen, daſſelbe gleichmäßig zu beherrſchen, und es wird ſich immer ein Unterſchied bemerklich machen zwiſchen den Fächern, wo Dieſenbach ſelbſtändig geforſcht und gedacht hat, und wo dieß nicht der Fall iſt. Indem wir weitere darauf bezügliche Bemerkungen uns auf die Beſprechung des Einzelnen verſparen, vermögen wir an dieſer Stelle eine allgemeine Bemerkung über des Verfaſſers Weiſe zu citiren nicht zu unterdrücken. Von den beiden Zwecken der Citate, die Nachweiſe der vorgebrachten Behauptungen zu geben und das Material zur weiteren Forſchung zu gewähren, kann bei der Beſchaffenheit des Publikums, welchem Dieſenbach entgegentritt, und bei der Nothwendigkeit, mit dem gegebenen Raume zu kargen, nur der zweite hier in Betracht kommen. Aber zur Erreichung dieſes Zweckes muß man auch Werke anführen, welche einem größern Leſerkreiſe, bei dem keine Fachſtudien, aber Strebſamkeit und Bildung vorausgeſetzt werden, auf die Dauer zugänglich ſind, und ſolchen Quellen gehören weder politiſche Zeitungen an, noch eine ganze Reihe von Zeitſchriften,

Digitized by Google

welche der Verfasser benutzt hat, statt nach Möglichkeit an die ersten Quellen, die Originalwerke, zu gehen.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte des Buches im Einzelnen. Die Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und der Sprachen in einem Gerippe, dessen natürliche Trockenheit und Farblosigkeit durch eine Anzahl von Beispielen gemildert wird, und welches die volle Aufmerksamkeit des Lesers verlangt, damit er es später bei den sehr mannichfaltigen Gestaltungen des bewegten Lebens nie ganz aus den Augen verliere. Dieses Leben und die Grenzmarken jedes Volksthums zeichnen sich nach folgenden Hauptmerkmalen und Kategorien. Das äußerlichste Merkmal bilden die Namen der Völker, das innerlichste und wichtigste die Sprache, welche nach ihrem Grundwesen und ihren Entwicklungsstufen betrachtet wird.

In den weiteren Untersuchungen über die Volksnatur wird diese zweiseitig (dualistisch) als Leib und Seele aufgefaßt und danach die Physiologie und Psychologie gesondert abgehandelt. Die Physiologie behandelt die körperlichen Hauptmerkmale der Verschiedenheit der Menschennatur, seien sie urangeboren oder durch äußere Einflüsse entstanden. Es werden hier die Rassen mit ihren Arten und Mischungen dargestellt und die darauf bezüglichen wichtigsten Entdeckungen der Neuzeit dargelegt. Bei der Psychologie sind hauptsächlich die Einflüsse besprochen, welche die Wanderungen und die mannigfaltigen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geistigen Kräfte und auf ihre Bildung üben. Hier schließt sich die Betrachtung des Volkslebens in seinen thatsächlichen Aeußerungen an, welche ebenfalls, soweit sich der Dualismus durchführen läßt, in leibliche und geistige, in mehr äußerliche und mehr innerliche sich scheiden. Erstere sind die der gesammten Lebensweise, welche in hohem Grade von der Natur des Erdstrichs abhängt, nämlich der Nahrung, Tracht und Wohnung; diese umfassen die Anschauungen und Lebensäußerungen, welche wir zum großen Theile mit dem Ausdruck Sitte zu bezeichnen pflegen, also Familie, Gesellschaft, Staat, Religion, Volksklassen. Seite 217 finden wir in diesem Abschnitt eine Stelle, welche die unehelichen Geburten, wenn schon mit einer Einschränkung, als Sittlichkeitsmaßstab und klimatische Einflüsse innerhalb Deutschlands auf das Temperament statuirt. Wir möchten vielmehr diese Frage aus dem Gebiet der Moral und der so höchst dunkeln Temperaments-Lehre rein auf das Gebiet der Volkswirthschaft und der Gesetzgebung verlegen. Die große Mehrzahl der unehelichen Kinder sind aus Verbindungen entsprossen, welche dauernd sind und denen nur staatliche Hindernisse den Charakter der Ehe nicht haben zukommen lassen. Daher in Altbayern, wo die engherzigsten Grundsätze über Eheconsens und Ansässigmachung herrschen, die größte Anzahl der unehelichen Geburten in Deutschland und gleichzeitig die unerhörte statistische Thatsache, daß, während im linksrheinischen Bayern die Mehrheit der Weiber vor 20 Jahre die Ehe schließen, im rechtsrheinischen das Jahrzehnt zwischen 30 bis 40 Jahren die meisten neugeschlossenen Ehen aufzuweisen hat. Eine große Anzahl dieser Ehen, welche so spät eingegangen werden, sind nur der Abschluß längst bestehender, mit Kindern gesegneter Quasi-Ehen. Aehnliche Verhältnisse herrschen in Mecklenburg. Wir führen in dieser Hinsicht die Aeußerung G. F. Kolbs an (Handbuch der vergleichenden Statistik, 3. Aufl., Leipzig 1862. S. 438 Note): „Bei den Geburten unterscheidet die Statistik zwischen ehelichen und unehelichen, — vernünftiger Weise nicht sowohl, um damit das Maß der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Bevölkerung zu bezeichnen (denn die Masse der unehelichen Geburten ist gewöhnlich das Ergebniß fehlerhafter socialer Zustände, namentlich einer Erschwerung der Ansässigmachung und Verehelichung, z. B. in Folge der Heimatsrechts-, Zunft- und Militärverhältnisse), als vielmehr wegen der im Allgemeinen viel übleren Erziehungsbedingungen und der furchtbar gesteigerten Sterblichkeit der unehelichen Kinder." Sind bisher der Volksnatur und dem Volksleben besondere Abtheilungen eingeräumt, so ist eine dritte der Volksthätigkeit bestimmt, und auch diese zerfällt in eine äußerliche und eine innerliche, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sowohl die Ausdrücke Volks-Natur, -Leben und -Thätigkeit, als auch Aeußerlichkeit und Innerlichkeit als frei gewählte Grenzbezeichnungen für Dinge erscheinen, die sich weder in der Wirklichkeit, noch in der Darstellung streng scheiden lassen. Die äußerliche Volksthätigkeit umfaßt namentlich die Lebensweise ganzer Völkerschaften als Jäger, Fischer, Hirten, Landbauer ꝛc., ferner Industrie, Handel und Verkehr. Mit diesem Abschnitt, welcher bis Seite 358 reicht, schließt der streng ethnographische Theil des Buchs, dessen zweite Hälfte die innere Volksthätigkeit, oder mit anderen Worten die Literatur- und Kunstgeschichte behandelt. Diese Hälfte reicht größtentheils über die Grenzen hinaus, welche der „Glaube" seinem Wirkungskreis gesetzt hat, wir gehen daher nicht weiter auf seinen Inhalt ein, sondern fassen unser Urtheil über dasselbe dahin zusammen, daß es sich vor den meisten populären Werken, welche die Naturgeschichte des Menschen behandeln, durch die selbständigen Forschungen des Verfassers auf dem Sprachgebiete sehr vortheilhaft von anderen ähnlichen Werken unterscheidet, daß es eine große Fülle von Thatsachen anführt und besonders dadurch ebenfalls sehr anregend wirkt; überall ist das Bestreben sichtbar, den ungeheuern Inhalt auf den möglichst engen Raum zusammenzudrängen. — Die Ausstattung ist eine sehr anständige, der Druck correct. Str.

(Diesendachs Werk ist ohne Zweifel eine bedeutende Erscheinung in der Literatur der Völkerkunde und in manchen Beziehungen bahnbrechend. Ich werde gelegentlich einige Beiträge zur Charakteristik desselben geben; das Buch verdient eine weite Verbreitung und sollte namentlich von den Lehrern sorgfältig studirt werden. A.)

Aus allen Erdtheilen.

Der Afrikareisende Graf Krakow schreibt an uns aus Kassala vom 16. Nov. 1861: „Ich verließ am 31. Oktober Nachmittags Suakin am Rothen Meere mit einer Karawane von 14 Kameelen und 10 Kameeltreibern vom Volke der Hadendoas, ziemlich sanften und unverschämten Kerlen, die mir viel Aerger machten. Unser Weg führte in süd-südwestlicher Richtung durch eine langsam aufsteigende Ebene. Das Rothe Meer entschwand allmälig unseren Blicken; der Boden war mit Kameeldorn, trocknem Gras, Sand und Gerölle bedeckt, zur Rechten (im Westen) lag das Sekeni-Gebirge. Des Nachts schlief ich, in meine Decken gehüllt, auf bloßer Erde, doch befinde ich mich fortwährend bei bester Gesundheit. Nur meine Haare sind in Folge der klimatischen Einflüsse ziemlich grau geworden. Die Temperatur betrug gewöhnlich in den Mittagsstunden 23 bis 29° R. im Schatten, an zwei Tagen sogar 30 und 31½°, sank aber Nachts auf 19 bis 22°. Zweimal hatten wir eine Temperatur von 16 und 17° R., die auf empfindlich kalt fiel. Am 2. November überraschte uns ein furchtbares

tropisches Gewitter, das fünf bis sechs Stunden anhielt. Der Platzregen goß in Strömen, es donnerte und blitzte gewaltig, und dabei fielen vereinzelte durchsichtige Hagelkörner von der Größe einer Bohne. Wir wurden bis auf die Haut durchnäßt und trockneten uns die Kleider am Leibe. Aber munter ging es am nächsten Tage weiter. Wir gelangten nun in kahle steile Felsparlien, die ohne Vorderge schroff aufsteigen. Die Vegetation war sehr ärmlich; kein Baum war sichtbar, nur der Kameeldorn und Akaziensträucher gewährten etwas Abwechslung. Einzeln oder aneinandergereiht bildeten 600 bis 800 Fuß hohe Felsenberge ein breites Thal, auf das später liefere und feuchte Thäler folgten, die wir am achten Tage der Reise erreichten. Da wächst denn bereits die Dum-Palme, der Auklapenfruchtbaum und die Tamariske, letztere jedoch nur vereinzelt. Ich habe wenig Insekten gefunden und keine einzige Landschnecke, auch war mein Jagdertrag bisher gering, denn Wild war wenig zu sehen, so daß ich nur eine Gazelle und wenig Hasen und Hühner schoß, die wir über Kohlen am Spieß brieten.

Wenn auch der Weg zwischen Suakin und Kassala nicht ganz sicher ist, so ist uns doch kein Unfall passirt. Ich hatte stets meine Gewehre geladen, benutzte sie aber nur einmal, um nächtlicher Weile ein paar unverschämte Hyänen zu verjagen. Aber 28 Stunden vor unserer Ankunft hier wurde von den Backas eine nach Suakin gehende Karawane überfallen, vier Menschen getödtet und 30 Kameele nebst Waaren geraubt.

Am 15. November Mittags 1¼ Uhr langten wir nach einer sehr anstrengenden 14tägigen Reise hier wohlbehalten an. Um Kassala sieht Alles sehr traurig aus, es ist seit einem Jahre kein Regen gefallen; außerdem haben die Heuschrecken vor drei Monaten viel Schaden gethan und fast Hungersnoth erzeugt. In Folge dessen ist Alles sehr theuer. Zudem ist die Stimmung unter den Soldaten hier eine sehr schlechte; es kam beinahe zu einer Emeute, da die Truppen nicht gegen die Beni-Amer ausziehen wollten, um dort die Steuern einzutreiben. Die Regierungsbeamten schweben noch in großer Furcht und konnten nur durch gütliche Mittel endlich 400 Mann zum Aufbruch gegen die Beni-Amer vermögen. Die Lage der Europäer ist unter diesen Umständen keine günstige; ich machte heute beim Gouverneur meinen Besuch und überreichte ihm meinen Firman, von dem er Abschrift nahm.

Die Häuser Kassala's sind nur aus Erde und einer Art harten Lehms erbaut. Aus demselben Stoffe bestehen auch die Festungsmauern, die mit kleinen Bastionen und Thürmen besetzt und unseren europäischen Werken nachgeahmt sind. Die Stadt hat drei Thore und einen langen, unregelmäßigen Platz, auf dem einige kleine Bäume stehen. Die Einwohnerzahl beträgt zwischen 15 und 18,000. Alle Nächte heulen die großen gefleckten Hyänen und stören uns am Einschlafen. Der Djebel Kassala ist ein imposanter sehr steiler Gebirgsrücken, dessen kahle abgerundete Gipfel weithin sichtbar sind. Ausflüge in die Umgebung habe ich noch nicht machen können.

Gegen Ende November brechen wir von hier wieder auf und gehen zunächst zur Mission Metamma in Galabat. Ende Decembers und im Januar 1865 gedenken wir am Flusse Setit (Quellfluß des Atbara) uns auf die Jagd zu begeben und unsere Sammlungen zu machen. Vor Mai oder Juni werden wir schwerlich wieder in Dresden eintreffen. —"

Dieser Brief kam uns am 24. Januar zu und hat seinen Weg über Chartum und Alexandrien genommen.

Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs. Ueber diesen kühnen Landsmann fehlten seit einiger Zeit Nachrichten. Jetzt schreibt ein in Tripoli wohnender Deutscher, A. G. Wernsing, an die „Allgemeine Zeitung", daß Rohlfs am 29. Dec. 1864 in Tripoli eingetroffen sei. Er war zu Anfang des verflossenen Jahres von Tanger aufgebrochen und hatte den Großen Atlas an seinem höchsten Punkte überstiegen. Von dort drang er in die Wüste und durchstreifte mehrere Oasen, in die vor ihm kaum ein Europäer zu bringen vermochte. So Tuat und Tidikelt, obgleich ihm überall Gefahren drohten, die durch den Aufstand der Eingebornen Algeriens gegen die Franzosen noch vermehrt wurden. Von da aus wollte Rohlfs in den Sudan vordringen; die Unzulänglichkeit seiner Mittel (er besaß nur noch 600 Thlr.) und die Verwirrung in Timbuktu, überhaupt am obern Niger, zwang ihn aber, nach Tripoli zu gehen. Hier bereitet er sich aufs Neue zum Eindringen ins Innere vor.

Tod des Afrikareisenden Dr. Baikie. Das Athenäum vom 14. Januar 1865 bringt die betrübende Kunde von dem Tode des Afrikareisenden Dr. W. B. Baikie, der vor neun Jahren mit dem Dampfschiff Plejade nach dem Niger ging, um dort eine Handelsstation für England anzulegen. Der Dampfer ging in den Stromschnellen des Flusses verloren; Baikie ließ sich hierdurch aber nicht abschrecken und fuhr fort, das Land nach allen Richtungen hin zu erforschen. Im Oktober 1863 sprach er den Wunsch aus, seinen alten Vater, von dem er bereits sieben Jahre entfernt war, wieder einmal zu sehen. Er trat die Heimreise an; aber seine Constitution war durch das ungesunde Klima bereits so untergraben, daß er am 30. November 1864 zu Sierra Leone einem Fieberanfall unterlag. Die zahlreichen Abhandlungen, welche er in den Schriften wissenschaftlicher Gesellschaften erscheinen ließ, zeigen, was er mit geringen Mitteln, einem schrecklichen Klima trotzend, ausführen konnte. Wir geben hier nur diese kurze Notiz, weil wir über Baikie's Wirksamkeit schon oft gesprochen haben. Es wäre sehr wünschenswerth, daß seine verschiedene Arbeiten gesammelt, übersichtlich zusammengestellt und kritisch behandelt würden. Namentlich würden seine Reisen nach Haussa und sein Aufenthalt in Kano gewiß viel Interessantes bringen.

Radde's Reise in Swanetien 1864. Ueber dieselbe theilt die „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde" nach dem „Bulletin des Naturalistes de Moscou 1864. III" Folgendes mit: Das Gebiet der freien Swanen (Swanetien) gehört zu dem interessantesten und dem am wenigsten gekannten des Kaukasus. Das Volk lebt in seinen beiden Hochthälern in unumschränkter Wildheit. Das Leben gilt den Swanen so viel wie gar nichts; die Blutrache ist im höchsten Grade ausgebildet, schon Kinder üben sie aus. Als Vertheidigungspunkte dienen ihnen 50 bis 80 Fuß hohe Raubburgen, aus Schiefer gebaute Thürme, in welche sie sich bei Ueberfällen zurückziehen. Nachdem Radde das obere Swanetien durchzogen hatte, wobei er sich zuweilen den Weg durch Geld erkaufen mußte, gelangte er zum mittlern Lauf des Ingur, in eine wilde Engschlucht mit herrlichen Hochwaldungen. Dann tritt der Fluß in die kolchische Ebene hinaus. Dort wechselt die Waldvegetation. An die Stelle der Riesenfichte (Abies Nordmanniana treten die Buche und ein Ahorn, später die Linde und Unterholz von Ilex und Kirschlorbeer, endlich Buchsbaum und Smilaxarten. Mächtige Trachytdurchbrüche scheiden die Jurakalke im Süden von den Urschiefern im Norden dieser Engschlucht des Ingur. Gemsen und Steinböcke beleben die öden Gebiete des Hochgebirges über der Baumgrenze. Der Uebergang über den Ingur und durch die Engschlucht war für Radde mit großen Schwierigkeiten verknüpft, der Proviant war ihm ausgegangen, und er mußte selbst eine Brücke über den Ingur bauen. Radde hat ein reiches Material für Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte der bereisten Gegenden gesammelt. Die botanische Ausbeute besteht in 400 Arten; ein Vocabular von 400 Wörtern und einige Volkslieder der Swanen, sowie landschaftliche Zeichnungen und ethnographische Charakterbilder bilden die weitere Ausbeute.

---

v. H. **Compagnie générale de l'Indo-Chine.** Unter diesem Titel bildet sich eine Gesellschaft, deren Zweck die Gründung einer Colonie in den Königreichen Cambodscha und Laos ist. Weiter bezweckt sie die Ausfuhr aller französischen Produkte in diesen Theil Hinterindiens, den Tauschhandel, die Errichtung von Faktoreien an allen wichtigen Punkten des großen Stromes Mekong und seiner schiffbaren Zuflüsse, die Baumwollenkultur, jene der Seidenraupe, die Ausbeutung der Bergwerke und den Handel mit dem Fischfang im großen See Talé-Sab und anderen Gewässern. Die Compagnie, welche unter der Leitung von Ed. Lefèvre u. Comp. und M. Gelley in Paris steht, beginnt mit einem Capitale von 1,500,000 Francs, und zwar mit dem Fischhandel als dem leichtesten und vortheilhaftesten, da der Centner getrockneter Salzfische im Ganzen höchstens auf 3 Francs 50 Cent. zu stehen kommt, außer Landes aber mit 15 Francs verkauft wird. Die Zeit des Fischfanges dauert vier Monate, und ein Mensch kann täglich einen Centner Fische liefern.

Der Sitz der Gesellschaft wird in Phnom-Penh, 35 Lieues von Saigon entfernt, am Zusammenfluß des Mekong und Udong sein, wo auch jetzt sich eine französische Station befindet, welche unter dem Commando eines Marine-Offiziers steht. Das Königreich Cambodscha hat sich bekanntlich im Juli d. J. unter das Protectorat Frankreichs gestellt (siehe Moniteur vom 8. Juli 1864), welches am 20. August 1864 den jetzigen König krönen ließ. Durch die beständigen Kriege mit den Nachbar-

Digitized by Google

ländern erschöpft, sind die Bewohner dieses schönen und reichen Landes geneigt, sich einem Centrum anzuschließen, welches den Handel und die Kultur zu heben verstände. Man findet in Cambodscha eine Masse ganz vorzüglicher Färbe-, Zimmer-, Mast- und Harzhölzer, deren Harz sehr geschätzt wird. Unter den Nutzpflanzen nennen wir den Ingwer, Kaffeebaum, Curcuma, Tabak und Hanf; der Maulbeerbaum gedeiht überall im Lande, welches überdies Baumwolle, Indigo, Gummigutt, Gummilak, Cardamom, Bienen- und vegetabilisches Wachs, sowie Seide liefert, die nach dem Geständniß der Chinesen die ihrige noch übertrifft. Schildkrotschalen, Elfenbein und Pelzwerk sind gemein. Die Gebirge enthalten Antimon, Ocker, Alumininm, Alabasterbrüche, Kaolin und vorzüglichen Kalk. In jenen von Battomburg, an der siamesischen Grenze, trifft man auch Gold, Steinkohle und Eisen. Stromaufwärts am Mekong, oberhalb der ersten Cascaden und im Lande der Penongs (Nieder-Laos) sind gleichfalls Gold-, Kupfer-, Steinkohlen- und Eisen-Bergwerke; noch höher oben Platina-, Silber-, Blei- und Zinnminen. Das Königreich Laos ist mit Cambodscha durch seine Natur und Produkte innig verbunden.

Es ist also die Absicht der Compagnie, eine französische Colonie in der weitesten Ausdehnung zu gründen, da ihre Comptoirs sich auf 300 Lieues bis an Birma's Grenzen erstrecken werden, um Saigon zu dem Stapelplatze eines bauernden, durch die Produkte des hinterliegenden Landes gesteigerten Verkehrs zu machen. (— Das Projekt hat einen großartigen Anstrich; es steht aber dahin, welches der Erfolg sein werde. Von Gründung einer Colonie durch weiße Menschen kann in jenen Gegenden schon aus klimatischen Rücksichten gar keine Rede sein. Das ist nameutlich durch Bineteau, einen erfahrenen Arzt, überzeugend nachgewiesen worden. A.)

Der letzte Tasmanier. Es sind noch keine zwei Jahre verflossen, seit wir den Lesern des Globus mittheilten (Bd. V, S. 318), daß die Ureingebornen der Insel Vandiemensland oder Tasmania bis auf sieben zusammengeschmolzen seien. Jetzt liegt uns, nach der zu Hobarttown erscheinenden Zeitung Mercury, ein Bericht der Times vor, die von dem letzten Tasmanier erzählt. Unter den Gästen, welche zu einem Feste des Gouverneurs von Hobarttown geladen waren, erschien dieser dunkle Mann, der einzige noch auf Erden wandelnde männliche Sprosse seines Stammes in Begleitung von drei Genossinnen, die aber durch ihr Alter und ihre ganze physische Erscheinung den Gedanken an eine Vermehrung nicht mehr aufkommen lassen. Seitdem jene Eingebornen mit der „Civilisation" der Weißen in Berührung gekommen sind, schritten sie rückwärts an Zahl, ohne je Fortschritte in der Kultur machen zu können. Es ist die alte Erfahrung, welche sich stets von Neuem wiederholt, und auf die wir im Globus schon oft hingewiesen haben. Noch im Beginn unsers Jahrhunderts schätzte man die Zahl der Eingebornen Tasmania's auf 4000 bis 5000 Seelen. Ein halbes Jahrhundert hat genügt, sie gänzlich vom Erdboden zu verwischen. Es waren harmlose Menschen, die aber von dem Uebermuthe der Weißen (Tasmanien oder Vandiemensland war Verbrechercolonie) viel zu leiden hatten. Im Jahre 1810 sah der Gouverneur Collins sich schon zum Erlaß eines Befehls gezwungen, zufolge dessen Jedermann streng nach dem Gesetze bestraft werde, welcher grundlos auf einen Eingebornen feuere oder ihn katten Blutes ermorde. Einige Peitschenhiebe genügten aber für die Weißen, wenn sie einem farbigen Nasen und Ohren abgeschnitten hatten oder den kleinen Finger abhackten, um ihn als Pfeifenstopfer zu benutzen. Unter Collins Nachfolger, Gouverneur Daeey, standen im Jahre 1815 alle diese Scheußlichkeiten wieder in der besten Blüthe; man stahl den Eingebornen ihre Kinder und schändete die Frauen. Unter Gouverneur Arthur verschlimmerten sich die Zustände noch mehr, und die Harmlosigkeit der Farbigen verwandelte sich in ein grimmiges Rachegefühl gegen die „civilisirten" Europäer. Mit 5000 Soldaten rückte Arthur gegen etwa 2000 Wilde an. Die weißen Krieger desertirten aber massenhaft, und als Resultat des pomphaft unternommenen Feldzuges ergab sich die Gefangennahme von zwei Wilden und die Verwundung eines Weißen. Dann brachte man die Tasmanier in den Jahren 1835 bis 1845 in einzelnen Schaaren auf die Flinders Insel. Die Schwarzen aber, von Natur den Wanderzügen ergeben, konnten auf dem kleinen Eilande ihrem alten Hange nicht nachgehen. Sie haben dort ihr Grab gefunden und sind nun von der Erde verschwunden. Man fand sie als Wilde, sie lebten als solche und sind nun auch so gestorben. Europa's „Civilisation" aber war es, die ihnen das Ende brachte; sie war auch hier, wie in so manchen anderen Gegenden der Erde, die wahre — Menschenfresserin.

Aus Palästina. Wir haben früher mehrmals der Expedition erwähnt, welche der Herzog von Luynes nach dem Gelobten Land unternommen hat. Jetzt werden einige Ergebnisse ihrer Forschungen bekannt. Den sorgfältig angestellten Höhenmessungen zufolge liegt Jerusalem 1170 Meter (3604 Fuß 10½ Zoll) über der Fläche des Todten Meeres; das seinerseits, eine tiefe Depression bildend, 392 Meter (1206 Fuß 9 Zoll) unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt. Der in das Todte Meer fließende Jordan hat zwei Quellen; jene von Tell el Kady entspringt 185 Meter (569½ Fuß) und die von Banias 383 Meter (1179 Fuß) über dem Mittelmeer; der See von Tiberias liegt 189 Meter unter dem Mittelmeer und 203 Meter über dem Todten Meere.

Ein englischer Lord als indischer Götze. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß in Indien Menschen zu Göttern erhoben werden. Wir haben (Globus I, S. 222) erzählt, daß der General Nicholson, der längere Zeit im Penbschab ein zugleich starkes, gerechtes und mildes Regiment über die Eingebornen geführt hatte, in der Stadt Harripur als Guru (heiliger Gott) Nikolsein angebetet wurde. Man dichtete ihm zu Ehre und Preis geistliche Lieder, welche in einem besondern Tempel gesungen wurden, und als Nicholson während des großen Sipahiaufstandes, 1857, im Kampf erschossen wurde, wollten seine Verehrer gar nicht glauben, daß er todt sei.

Jetzt berichtet die „Homeward Mail" einen ähnlichen Vorgang. Im Gebiete der Präsidentschaft Bombay liegt, unter 16° 42' n. Br., Kolapur, Hauptstadt eines Schutzstaates, der im Norden von Sattara begrenzt wird, und an dessen Ostgrenze der Kistnastrom fließt; ein Theil liegt im Tiefstande des Deccan, ein anderer in und an dem Gatesgebirge. Die Bewohner sind zumeist Maharatten und sogenannte Ramosi. Die Hauptstadt nun hat nicht weniger als 252 Heidentempel und ein christliches Bethaus. Im Stadthause ist eine Statue des Lord Cornwallis errichtet worden, die mit eben so großer Inbrunst verehrt wird wie Gott Brahma oder Siwa. Namentlich bezeigen die Frauen ihm große Andacht, und im Durchschnitt werden täglich 15 bis 20 Kokosnüsse als Opfergaben vor dem neuen Gotte zerschlagen. Dieser Lord-Cornwallis-Kultus ist so allgemein und so beliebt, daß selbst die Mohammedaner sich an demselben betheiligen.

Kapitän Melville im buddhistischen Kloster Hissin. Dasselbe liegt in Kleintibet, und Melville begab sich aus der Hauptstadt Leh dorthin. Er gab dem Abte des Lamaklosters Geschenke, befreundete sich mit den Mönchen und durfte allen ihren religiösen Festlichkeiten beiwohnen. Er erinnerte sich an die Thorheiten bei den christlichen Festen in Schottland, welche Walter Scott in seinem „Kloster" so anschaulich dargestellt hat. Die Mönche in Hissin hatten sich z. B. als Drachen verkleidet, trugen bei dieser geistlichen Maskerade Kleider aus chinesischen Seidenstoffen, Larven aus Papiermache, und drei Augen, von denen sich eins vor der Stirn befand. Auch führten sie Todtentänze auf; sie erschienen als Gerippe und klapperten, vermittelst mechanischer Vorrichtungen, mit den knöchernen Kinnbacken. Ueber den Ursprung dieser Ceremonien wußten die Mönche nichts.

Volksschulen in Paris. Nach den neuesten Berichten des Unterrichtsministeriums gibt es in Paris 109 Knabenschulen, die von 28,000 Zöglingen besucht werden. 46 von diesen Instituten, also beinahe die Hälfte, stehen unter der Leitung religiöser Gesellschaften. Von den 111 Mädchenschulen werden 54 von Schwestern geistlicher Orden dirigirt. Besucht sind sie von 27,000 Mädchen. Hierzu kommen noch 84 Kinderbewahranstalten, in denen 15,000 Kinder den ersten Unterricht empfangen. Der Kostenanschlag für diese Schulen beträgt eine Mill. Francs. Sehr bemerkenswerth ist der bedeutende Einfluß religiöser Genossenschaften.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Religionen in China.

Gleichgültiges Verhalten des Volkes. — Die drei Landesreligionen. — Die Lehren des Lao tse. Doktoren der Vernunft. — Die Pagode zu Fakua. — Confucius und deſſen Moralphiloſophie. — Der Buddhismus; ſeine vier Grundlehren und zehn Gebote. — Der Reformator Tſong Kaba und deſſen Neuerungen im Kultus. — Kloſter der Tauſend Lamas. — Lamas und Banzen. — Die Himmelspagode in Peking. — Ein Beſuch im Bonzenkloſter zu Ho kien. — Büßer und Gräber.

Alle Reiſenden und Miſſionäre, welche das Leben und Treiben der Chineſen gründlich beobachtet haben, ſtimmen darin überein, daß ſich die Bewohner des Blumeneiches der Mitte in Bezug auf religiöſe Dinge ſo gleichgültig verhalten wie kaum ein anderes Volk der Welt. Der Chineſe, ſagen ſie, gehe ſo völlig in irdiſchen Angelegenheiten auf, daß ſein ganzes Weſen und Sein einen materialiſtiſchen Anſtrich bekomme; er denke nur an Gelderwerb und Sinnenfreude. Um Seele, Gott, Unſterblichkeit kümmere er ſich gar nicht; oder wenn er es etwa thue, ſo ſei ihm das nicht mehr, als ob er eine Taſſe Thee trinke oder eine Pfeife Tabak rauche.

Eine Gebetmühle. (Nach einer Zeichnung von Mennis.)

Abbé Huc erzählt einen Vorgang, der allerdings ſehr bezeichnend iſt. Er unterhielt längere Zeit genauen Verkehr mit einem chineſiſchen Gelehrten, den er zu bekehren gedachte; er las mit ihm viele chriſtliche Bücher und erörterte die Lehrſätze. Als er dann zur Taufe drängte, ſprach der Chineſe: „Heute wollen wir über *vernünftige* Dinge reden. Es iſt für den Menſchen gar nicht gut, übertriebene Beſorgniß zu hegen. Deine Religion, mein Freund, iſt ganz hübſch und recht erhaben, ſie lehrt mit Klarheit und Methode Alles, was zu wiſſen dem Menſchen erſprießlich iſt. Aber wozu ſoll man ſich das Leben mit Sorgen verkümmern? Schon unſer Körper nimmt uns ſehr in Anſpruch; er will bekleidet, genährt und vor Wind und Wetter geſchützt ſein; er hat allerlei Gebrechen und Krankheiten. Geſundheit iſt das höchſte Gut; alſo müſſen wir dem Körper die größte Sorgfalt zuwenden und dürfen ihn keinen Augenblick außer Acht laſſen. Weshalb ſollen wir uns nun auch obendrein mit einer *Seele* beſaſſen, die wir *gar nicht ſehen*? Das Leben iſt kurz und beſteht aus einer Reihenfolge ſchwieriger und wichtiger Dinge; unſer Geiſt und Herz reichen kaum für die Anſprüche aus, welche das *gegenwärtige* Leben an uns macht; wozu könnte es nun nütze ſein, ſich auch wegen eines *zukünftigen* Lebens abzuquälen? Ein Reiſender kann gleichzeitig nicht auf zwei Straßen gehen, ſeine Füße nicht auf zwei Nachen ſetzen, ſonſt ſchlägt er um und fällt ins Waſſer. Die Klugheit gebietet, daß man ſich nicht um zu Vielerlei bekümmere.“

Dieſe Anſichten ſind durch und durch chineſiſch und können zeigen, daß jenes Volk von Religion und religiöſem Leben ganz andere Begriffe und Vorſtellungen hat als der Chriſt oder Mohammedaner. Bei ihm beziehen ſie ſich vorzugsweiſe auf alte Bräuche, äußere Gewohnheiten und Formeln und moralphiloſophiſche Vorſchriften. Der Chineſe iſt duldſam, er kennt keinen Sektenhaß, keine religiöſen Verfolgungen, keine Staatsreligion, und die Regierung duldet jeden Kultus, der ihr nicht ſtaatsgefährlich erſcheint. Auch dem Chriſtenthum legte ſie erſt Hinderniſſe in den Weg, als ſie ſah, wie ſehr die Engländer in Oſtindien erobernd um ſich griffen und Frankreich ſich zur Schutzmacht aller Katholiken in Aſien aufwarf. Die Chriſten erſchienen ihr als ein ſtörendes und eintretenden Falls gefährliches Element in

politiſchen Dingen; gegen die religiöſen Lehren und Begriffe derſelben hat ſie niemals eine Einwendung gemacht.

Die paar hundert Millionen Chineſen, mit Ausnahme der verhältnißmäßig geringen Zahl von Mohammedanern und Chriſten, bekennen ſich zu einer der drei Landesreligionen. Unter denſelben gilt die des Lao tſe für diejenige, welche am meiſten von der alten Urreligion des Landes bewahrt habe. Der Stifter Lao tſe war ein Zeitgenoſſe des Confucius und wurde von dieſem großen Philoſophen ſeines erhabenen Geiſtes wegen angeſtaunt und bewundert. Er war „ein Moraliſt von geſundem Urtheil, ein beredter Theolog und ſubtiler Metaphyſiker; ſein Styl erinnert an Plato, und oft entwickelt er Begriffe faſt mit denſelben Ausdrücken, deren der griechiſche Weiſe ſich bedient. Vom höchſten Weſen ſpricht er in folgender Weiſe: — „Vor dem Chaos, das früher war als Himmel und Erde, gab es ein einziges Weſen, unermeßlich und ſchweigſam, unbeweglich und doch in unaufhörlicher Thätigkeit. Das iſt die Mutter des Weltalls. Seinen Namen weiß ich nicht, aber ich bezeichne dieſes Weſen mit dem Worte Vernunft. Der Menſch hat ſein Muſterbild an der Erde, dieſe das ihrige am Himmel, der Himmel das ſeinige an der Vernunft, die Vernunft das ihrige an ihr ſelber. — Die Vollkommenheit beſteht darin, daß man ohne Leidenſchaften iſt, damit man um ſo beſſer zur Betrachtung der Harmonie des Alls befähigt ſei."

Bußer in einem buddhiſtiſchen Kloſter. (Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Abel Remuſat, welcher ſich eingehend mit dem Studium der Lehre dieſes weiſen Mannes beſchäftigt hat, hebt folgende Stelle hervor: —

„Wer ſich mit Lorbeeren ſchmückt, liebt Blut und verdient ausgelöſcht zu werden aus dem Andenken der Menſchen. Die Alten ſagten, den Siegern müſſe man Leichenfeierlichkeiten veranſtalten, ſie mit Thränen und Wehklagen empfangen, zur Erinnerung an die Menſchenmorde, welche ſie begangen haben. Die Denkmäler, welche man für erfochtene Siege errichtet, ſollten mit Gräbern umgeben ſein."

Erſte Urſache aller Dinge iſt die „Vernunft", ein unerſchaffenes, unvergängliches Weſen, das Urbild des Alls, das ſein Urbild, wie ſchon geſagt, nur an ſich ſelber hat. Die menſchlichen Seelen ſind dem Lao tſe, wie dem Pythagoras, Ausſtrömungen der ätheriſchen Subſtanz, welche beim Tode des Menſchen ſich mit der letztern wieder vereinen. Aber das Böſe kann nicht in den Schooß der allgemeinen Seele zurückkehren. Die Grundurſache der Dinge bezeichnet der chineſiſche Weiſe, gleich dem Pythagoras, mit Zahlen. Die Kette der Weſen knüpft er an das Eins, dann an Zwei, dann an Drei; dieſe haben alle Dinge gemacht; ein dreieiniges Weſen hat das Univerſum geſchaffen. —

Religionen unterliegen im Fortgange der Jahrhunderte und Jahrtauſende manchen Wandlungen und zumeiſt auch Ausartungen. So iſt auch aus den Lehren des Tao tſe durch die „Doktoren der Vernunft", die Tao ſſe, ein wahres Gewirr von Unſinn gemacht worden. Sie machen ſich viel zu ſchaffen mit Geiſtern und Dämonen; die Prieſter und Prieſterinnen führen ein ehebloſes Leben, geben ſich mit Magie, Sterndeuterei und Nekromantie ab, ſind Phantaſten, welche den Trank der Unſterblichkeit ſuchen und auf Mittel ſinnen, in den Himmel aufzufliegen und was dergleichen mehr iſt. Sie ſind in China zum allgemeinen Geſpötte geworden.

Die Doktoren der Vernunft haben viele Pagoden; einer dieſer Tempel, der von Faka, liegt in der Nähe von Peking auf einer Inſel. In den großen Sälen ſind zahlloſe Götter und Genien angebracht, alle aus Holz geſchnitzt, von monſtröſer Geſtalt und bemalt; in den Seitengängen ſtehen Figuren von Helden und canoniſirten Heiligen, und in der Mitte des Gebäudes erheben ſich fünf gigantiſche Geſtalten. Die mittlere ſitzt auf einem Pelſter, hat Bruſt und Bauch entblößt und ſtellt den Gott vor, welcher die Menſchheit erlöſen ſoll; die vier anderen ſind Götter zweiten Ranges. Der Leib des einen iſt von einer Schlange umwunden, der zweite trägt einen Papierſchirm, auf deſſen Spitze papierne Wolken angebracht ſind; der dritte hat ein höchſt grimmiges Antlitz und ſchwenkt einen gewaltigen zweiſchneidigen Säbel und der vierte — ſpielt auf einer Mandoline!

Dieſer Tempel wird von 15 Prieſtern bedient, zerlumpten Leuten, die ihr Haupthaar nicht völlig abgeſchoren haben, wie die buddhiſtiſchen Bonzen, ſondern auf dem Scheitel einen Büſchel ſtehen laſſen. Durch dieſen ſtecken ſie eine Nadel, und das iſt ihr Abzeichen. Treves, welcher dieſen Tempel beſuchte, ſchildert dieſe Doktoren der Vernunft als armſelige Geſellen, um die Niemand ſich bekümmere. Dann und wann erſcheinen jedoch Leute, die ſich etwas wahrſagen laſſen und Räucherſtäbchen vor den Götzenbildern verbrennen. Natürlich fällt allemal eine Gabe ab, denn umſonſt iſt bei den Prieſtern Nichts. Der arbeitſame Chineſe ſieht in ihnen verächtliche Faullenzer, Drohnen im Bienenkorbe.

Die reſpektabeln Leute im Lande bekennen ſich zur Lehre des Confucius (geboren 551 vor Chriſto), welche weder Götzenbilder noch Prieſter hat, und mit der Jedermann es nach Belieben halten kann. Die Mandarinen haben ihr eine Art von äußerm Kultus gegeben, z. B. jenen der Vor-

fahren, der Geſtirne, der Geiſter Himmels und der Erden; ſie machen ſich aber aus dieſen officiellen Dingen wenig und ſpötteln über Horoſkope, glückliche und unglückliche Tage, Looswerfen und über den aſtrologiſchen Inhalt des kaiſerlichen Staatskalenders.

Man kann die Lehre des Confucius mehr als eine Moralphiloſophie denn als eine Religion betrachten. Zu Grunde liegt ihr ein philoſophiſcher Pantheismus; Confucius ſelbſt ſcheint aber die Annahme eines vergeltenden und allmächtigen Gottes nicht ausgeſchloſſen zu haben. Er ſchärft vor Allem Gerechtigkeit ein, Bruderliebe, Ehrfurcht vor den Aeltern. Die Anhänger der Lehre kümmern ſich wenig um Urſprung, Schöpfung und Ende der Welt, ziehen aus den von Confucius aufgeſtellten Principien und Lehren praktiſche Folgen, eignen ſich aus den Moralvorſchriften den politiſchen Theil und das an, was ſie eben gebrauchen können, und halten ſich an das Poſitive; alles Speculative liegt ihnen fern. Es iſt gewiß nicht unrichtig, wenn man ſagt, daß dieſe „Religion“ vielmehr ein Stück Civiliſation ſei, eine Vorſchriftslehre für die Kunſt in Frieden zu leben, zu befehlen und zu gehorchen. Deswegen empfiehlt ſie ſich vorzugsweiſe den Beamten und den Gelehrten, welche in den Staatsdienſt treten wollen. Der Kaiſer iſt gewiſſermaßen Patriarch dieſer Lehre, und der Staat hat, als bürgerliche Einrichtung, Verehrung für die Genien des Himmels, der Erde, der Geſtirne, Gebirge, Flüſſe und die Seelen der Vorfahren. Eine Tafel mit der Namensſchrift des Confucius ſteht in allen Schulen, vor ihr verneigen ſich Lehrer und Schüler; ſein Bild hängt in den Akademien und überall, wo die Gelehrten ſich verſammeln und wo Prüfungen abgehalten werden. Die jetzt noch in nicht geringer Zahl vorhandenen Abkömmlinge des Confucius bilden den einzigen Erbadel, welchen China kennt, und ihr Stammbaum iſt ohne Zweifel der älteſte in der Welt.

Weihrauch opfernder Bonze in einem buddhiſtiſchen Kloſter.
(Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Confucius hat Tempel in allen Städten; die Hauptpagode in Peking liegt im Norden der Stadt. Sie iſt ſehr geräumig, die Decken der Säle ſind mit Farben und Gold verziert. Ueberall hängen Tafeln, auf denen mit goldenen Schriftzeichen die wichtigſten Lehren der großen Weiſen ſtehen. Die allergrößte Tafel iſt auf ein Untergeſtell geſetzt worden und hat als Inſchrift die Worte: „Dem hochheiligen Lehrer Confucius.“ Uebrigens haben ſich auch in dieſem Tempel allerlei abergläubige Bräuche eingeſchlichen, welche der Lehre ſelber vollkommen fremd ſind. Denn es kommen Leute, um Opfer darzubringen, z. B. Seidenzeug, Töpfe mit Reis und allerlei Früchte, welche dann den Dienern zugute kommen, die den Tempel fegen, die Lichter anzünden und die Tafeln abſtäuben. Dieſe Tempeldiener ſpielen eine Art von Prieſtern.

Die meiſten Anhänger zählt die Religion des Buddha, chineſiſch Fo, welche in der Mitte des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung von den Kaiſern der Han-Dynaſtie zugelaſſen und anerkannt wurde. Das Wort Buddha bedeutet das Weſen, welches Alles geſchaffen hat, die Allmacht, Gott; doch überträgt man die Bezeichnung auch auf die, welche durch Beſchaulichkeit und Heiligkeit dahin trachten, ſich bis zu Buddha zu erheben. Der Religionsſtifter Buddha gilt für eine Fleiſchwerdung Gottes, einen Gottmenſchen, der auf die Erde kam, um die Menſchen zu erlöſen. Er verkündete in ſeinem Vaterland Indien vier Grundlehren: 1) die auf unerſchütterlicher Grundlage beruhende Kraft des Mitleids. 2) Fernhalten von aller Grauſamkeit. 3) Grenzenloſe Barmherzigkeit gegen alle Creatur. 4) Unbeugſames Gewiſſen im Geſetze.

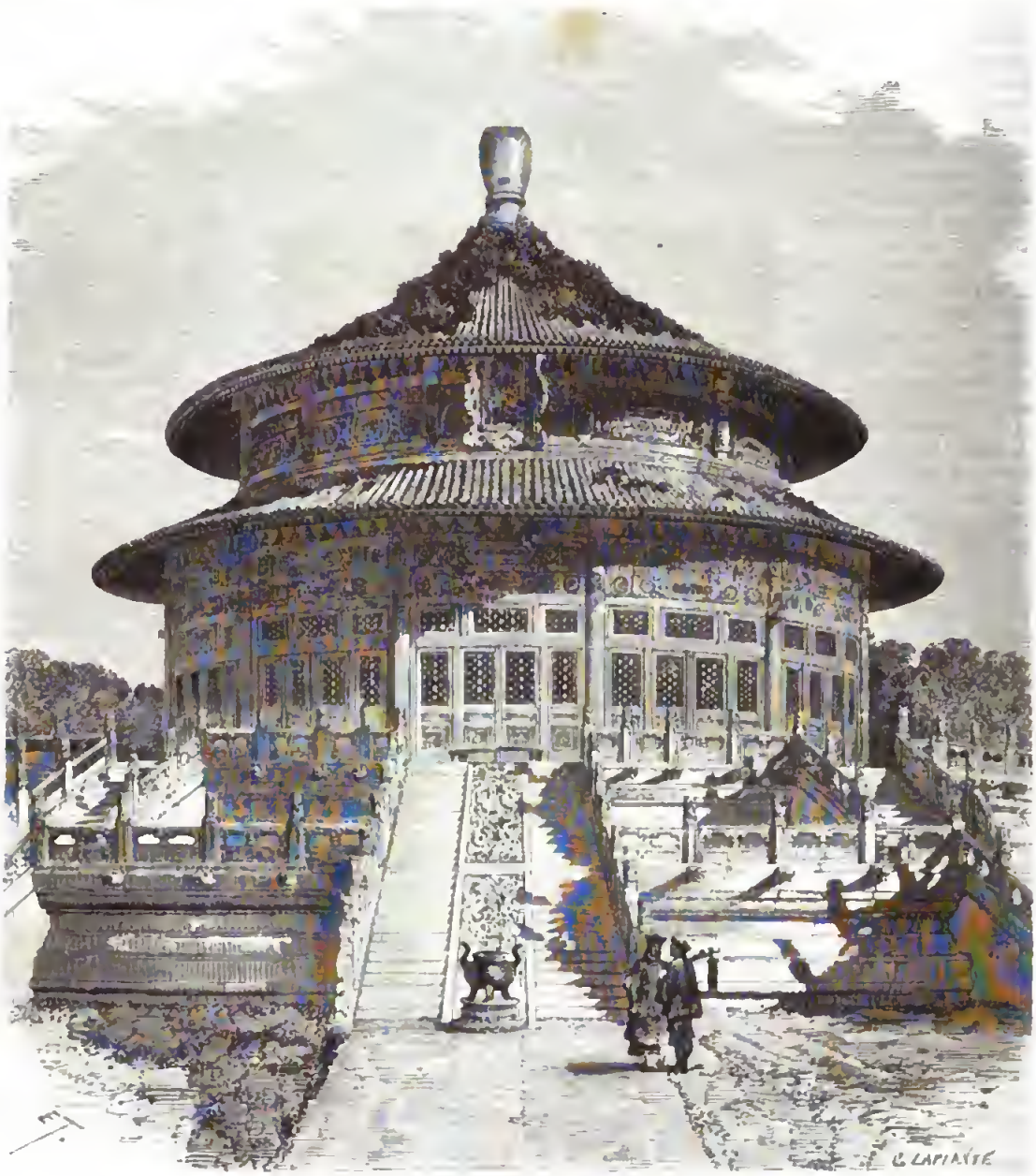
Außerdem verkündet er zehn Gebote: Nicht tödten; nicht ſtehlen; keuſch ſein; kein falſches Zeugniß geben; nicht lügen; nicht ſchwören; alle unreinen Worte vermeiden; uneigennützig ſein; keine Rache nehmen; nicht abergläubig ſein. Dieſe Gebote, ſagte er, ſeien ihm offenbart worden, nach den vier großen Prüfungen, welche er beſtanden, als er ſich dem Zuſtande der Heiligkeit widmete. Als Bekehrungsmittel hatte er Lehre und Wunder, letztere in ſehr großer Menge.

Der Buddhismus trägt den Charakter der Milde, er will Gleichheit und Brüderlichkeit für alle Menſchen; der Buddhiſt ſoll Tugend üben und nach Vollkommenheit trachten, nicht um ſich perſönlich allein zu erheben, ſondern um auch andere Menſchen der Segnungen und Wohlthaten theilhaftig zu machen. Buddha hat geſagt: „Mein Geſetz iſt ein Geſetz der Gnade für Alle.“ Er läßt Jeden ohne Unterſchied der Kaſte zu prieſterlichen und ſtaatlichen Aemtern hier auf Erden und zu Belohnungen im künftigen Leben zu. Wegen dieſer ſubverſiven Lehren wurden die Buddhiſten von den Brahmanen befehdet und nach einem 1000jährigen Kampf aus Indien vertrieben. Aber ſie verbreiteten ſich über Tibet und die Mongolei, über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan und zählen mehr Anhänger als irgend eine andere Religion, weit über 300 Millionen Seelen!

Gegen Ende des Mittelalters, im 15. Jahrhundert, trat unter den Buddhiſten ein großer Reformator auf,

Tſong Kaba (geboren im Jahre der feurigen Hennе, d. h. 1357, geſtorben 1419) in dem mongoliſchen Land Amdo; er verbeſſerte die Liturgie und entwarf in ſeinem Cam rein tſien bo, d. h. „der ſtufenweiſe zur Vervollkommnung führende Weg", einen neuen Inbegriff der buddhiſtiſchen Lehre. Seine Neuerungen haben Vieles mit den Gebräuchen der katholiſchen Kirche überein: den Krummſtab, die Biſchofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, zwei Chöre mit Wechſelgeſang, Teufelsaustreibung, das Rauchfaß mit fünf Ketten, Segnungen mit der Hand, den Roſenkranz, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, geiſtliche Uebungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Faſten, Proceſſionen, Litaneien und Weihwaſſer.

Als Tſong Kaba ſtarb, kehrte ſeine Seele in den Himmel der irdiſchen Verzückungen zurück; ſein Leib aber ruht im Kloſter Kaldan. Die Mönche behaupten, er ſei nicht ver-



Der Himmelstempel in Peking. (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

weſt und ſchwebe, durch ein Wunder, frei in der Luft; den Boden berühre er niemals.

Tſong Kaba's Reform hat ſich über alle Länder zwiſchen dem Himalaya, der ruſſiſchen Grenze und der chineſiſchen Mauer ausgedehnt und gilt auch in einigen chineſiſchen Provinzen des Weſtens. China, Japan und Hinterindien

Digitized by Google

Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking. (Nach einer Zeichnung von Hammer.)

Digitized by Google

ſind dem alten Kultus treu geblieben, und hier haben die Bonzen und Talapoinen ſich zu keinen Neuerungen verſtanden. Sie tragen in China das graue Kleid und die rothe Mütze. Die Prieſter des reformirten Kultus dagegen, die Lamas, tragen gelbe Kleider. Bonzen und Lamas betrachten ſich übrigens als Angehörige einer und derſelben Familie und leben in Eintracht. Sie haben aber ihre beſonderen Tempel und beſonderen Gebräuche. Tibet iſt der Hauptſitz des Lamaismus, deſſen eifrige Anhänger auch die Mongolen und Mandſchu ſind. Dieſe haben in Peking mehrere Tempel und das weitberühmte Kloſter der tauſend Lamas.

Dieſem hat Frau von Bourboulon, Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten, 1861 einen Beſuch abgeſtattet. Gleich beim Eintritte, ſagt ſie, fällt uns die große Menge von Bildern auf. Da ſieht man Tiger, Löwen und Elephanten auf Granitblöcken; auch die großen Rampen an den Treppen ſind mit unzähligen ſeltſamen Figuren geziert, namentlich Drachen, Chimären, Einhörnern und anderen Fabelthieren. Zur Ehrenpforte führt eine breite Treppe hindurch; man gelangt auf einen großen Perron und hat nun einen Blick auf den Tempel, der aus Holz gebaut und mit Lack überzogen iſt. Das Innere erhält ein mattes Licht durch Papierfenſter. Balken, Getäfel und alles Andere hat künſtliche Schnitzereien, ein unbeſchreibliches Durcheinander von Blättern, Früchten, Blumen, dürren Zweigen, Schmetterlingen, Vögeln und Schlangen, und dazwiſchen an manchen Stellen irgend ein Ungeheuer mit einem Menſchenkopfe, weitem Rachen und ſpitzen, langen Zähnen.

Wir traten ins innere Heiligthum ein, wo ein geheimnißvolles Dunkel uns umgab, denn die Papiervorhänge dämpfen das Licht noch weit mehr als unſere gemalten Kirchenfenſter. Die religiöſen Feierlichkeiten hatten eben ihren Anfang genommen, und ich hatte einen wahrhaft großartigen Anblick. Uns gegenüber, im Hintergrunde des Tempels, erhob ſich in majeſtätiſcher Ruhe das Bild der buddhiſtiſchen Dreieinigkeit, von einer Menge untergeordneter Götter und Genien umgeben. Dieſe Koloſſalſtatue Buddha's, 70 Fuß hoch, iſt von Holz und vergoldet, das Geſicht ſchön und regelmäßig; daſſelbe erinnert, wenn man von den unverhältnißmäßig langen Ohren abſieht, entſchieden an den kaukaſiſchen Typus. Die mongoliſchen Lamas, welchen dieſer Tempel gehört, haben die religiöſen Ueberlieferungen weit beſſer bewahrt als die chineſiſchen Bonzen.

Vor dem Bilde des Buddha ſtehen auf einem niedrigen Gerüſt verſchiedene Räuchergefäße und Leuchter aus vergoldeter Bronze. Das Innere des Tempels iſt mit Schnitzwerken und Gemälden verziert, welche Scenen aus dem Leben Buddha's und die Seelenwanderungen ſeiner berühmteſten Schüler darſtellen. In den Seitennischen ſtehen die Statuen untergeordneter Götter; auf den Stufen brennen in kupfernen Gefäßen Rauchopfer, und das Haupt eines jeden Gottes iſt mit goldgeſtickten Seidentüchern bedeckt, an denen mit Inſchriften bedruckte Bandſtreifen herabhängen; Laternen aus Papier oder gepreßtem Horn fehlen nicht.

Der Oberprieſter, Großlama, ſitzt dem Altar gegenüber auf einem vergoldeten Stuhle, und ſeine Kleidertracht gemahnt an die eines katholiſchen Biſchofs. Er hält in ſeiner Rechten einen langen Kreuzſtab, hat auf dem Haupt eine gelbe Biſchofsmütze, und über den Schultern hängt ein von einer Spange zuſammengehaltener Chormantel. Die Prieſter knieen und liegen, meiſt zu 10, auf Matten, zwiſchen denen freie Gänge bleiben. Sie tragen eine gelbe Kopfbedeckung, die faſt wie ein Helm ausſieht, ein gelbes ſeidenes Gewand mit einem Gürtel von rother Seide und ſind barfuß, weil ſie, zum Zeichen der Demuth, ihre ſcharlachrothen Sammetſtiefel draußen vor dem Eingange zum Tempel abgelegt haben. Alle haben das Geſicht dem Chor zugewandt und den Platz inne, welcher ihrem Range gebührt.

Plötzlich ertönt der gewaltige Klang des Gong; er mahnt zu Sammlung und Gebet. Der Oberprieſter kniet auf das vor ihm liegende Haarliſſen hin; die übrigen Lamas werfen ſich mit ausgeſtreckten Armen nieder und beten an. Der Sacriſtan ſchellt mit einer Glocke, und die Lamas murmeln leiſe ihre Gebete, welche ſie von kleinen Streifen beſchriebenen Seidenpapiers ableſen. Ein zweiter Schlag auf die Keſſelpauke deutet an, daß die heiligen Geſänge angeſtimmt werden ſollen, und die Wechſelgeſänge zweier Chöre beginnen. Auf die gewaltige und ergreifende, aber etwas eintönige Vokalmuſik folgt die Inſtrumentalmuſik. Drei Lamas ſchlagen den Takt; der eine paukt auf eine Trommel, ein zweiter auf ein kupfernes Becken, der dritte hat eine große Ratter oder Schnarre. Zu den Tönen dieſer Inſtrumente kommen noch die von Seemuſcheln, Glocken und Gongs, ſo daß das Ganze eine ſehr ſeltſame Muſik, ein geiſtliches Charivari, bildet. Der Gottesdienſt dauerte etwa eine Stunde; die Pauſen zwiſchen der Vokal- und der Inſtrumentalmuſik wurden ausgefüllt durch — Schweigen. Manchmal berührten die Lamas den Fußboden mit der Stirn, während der Großlama ſeine Arme erhob, um den Segen des Himmels zu erflehen. —

Der Kultus der Lamaprieſter hat etwas Würdiges und Ernſtes; man ſieht, daß die Mongolen und Mandſchu von religiöſen Gefühlen durchdrungen ſind und ihre Prieſter achten, die ſich auch anſtändig und würdig benehmen. Die chineſiſchen Bonzen dagegen bilden zu allem dem einen ſchroffen Gegenſatz, und das Volk verachtet und verhöhnt ſie; ſie werden von den Komödianten auf die Bühne gebracht, und man ſtellt ſie in den infamſten Rollen dar. Zumeiſt führen ſie ein ſehr armſeliges Leben, und ihre Zahl hat in der neuern Zeit beträchtlich abgenommen. Leute aus anſtändigen Familien werden keine Bonzen, und dieſe rekrutiren ſich in einer eigenthümlichen Weiſe. Sie kaufen von blutarmen Leuten für wenig Geld einen Knaben, dem ſie das Haar abſcheeren. Er iſt anfangs Laufburſch und Diener, wird von ſeinem Herrn in geiſtlichen Dingen unterwieſen, gewöhnt ſich an deſſen Lebensweiſe, wird ſein Erbe und Nachfolger und verſchafft ſich ſpäter ſeinerſeits Schüler auf dieſelbe Weiſe.

Bonzentempel ſind in großer Menge vorhanden, aber ſelbſt die berühmteſten Pagoden ſind im Verfall. Das gilt namentlich auch von dem berühmten Himmelstempel in Peking, welchen unſere Abbildung zeigt. Er liegt in einem großen Garten und ſteht zumeiſt öde und verlaſſen da. Die breiten, ſchnurgeraden Zugänge ſind mit Steinen gepflaſtert und auf beiden Seiten mit marmornen Balkons verſehen. Die Bäume ſtehen in Vierecken, ſind alle von einer Größe und gleichmäßig beſchnitten; am Boden kann kein Gras, kein Strauch, keine Blume wachſen; er iſt mit gelben Ceder- und Fichtennadeln bedeckt. An den alten Stämmen, durch deren Gezweig der Wind pfeift, hämmert der ſchwarze Specht.

Das Gebäude iſt rund und hat zwei Dachaufſätze in der Geſtalt chineſiſcher Hüte, alſo die Form, welche beim Pagodenbau überhaupt vorwaltet. Aber der Himmelstempel zeichnet ſich durch ſeinen gewaltigen Umfang aus, denn dieſer beträgt zwiſchen 1500 und 1600 Fuß. Die himmelblauen Dachziegel ſind wie Schuppen aufgelegt worden; das oberſte Dach iſt zum großen Theil von einem ſchwärzlichen Moos überzogen, das untere dagegen nicht ſo verfallen. Die Scheidemauer, welche ſich zwiſchen den beiden Dächern erhebt, iſt mit hellblauen Fayenceplatten bekleidet,

Digitized by Google

die man mit hellfarbigen Gemälden verſehen hat. An den vier Kardinalpunkten, den großen Treppen gegenüber, hängen vier große lackirte Holztafeln mit vergoldeten Schriftzeichen und dem kaiſerlichen Drachen. Im untern Theile ſind die Fenſteröffnungen mit Holzgittern verſehen, mit einem prächtigen rothen Lack bemalt und theilweiſe mit blauem Schmelz überzogen, in welchem überall goldene Sterne ſchimmern; das Dach beſteht aus vergoldetem Kupfer. Das Innere iſt wüſt und öde, aber koloſſale Götterbilder ſtehen noch, wiewohl von Gewürm angenagt oder ſchon durchfreſſen. Das ganze Gebäude hat etwas Plumpes und Schwerfälliges, macht aber in ſeiner Geſammterſcheinung immerhin einen großartigen Eindruck.

Das Volk iſt, wie ſchon bemerkt, ungläubig, aber es macht die überkommenen Bräuche mit, und ſo kommt es, daß die Bonzentempel manchmal ſtark beſucht werden, allerdings mehr aus Gewohnheit, Neugier und Zeitvertreib denn aus Andacht. Zu manchen Tempeln macht man Vergnügungspartien. Aber in den meiſten Pagoden wirft das Geſchäft nicht mehr ſo viel ab, daß die Bonzen gemeinſchaftlich und behaglich leben könnten; ſie zerſtreuen ſich daher weit und breit in der Umgegend, ſuchen Brot und ſtehen in keinem hierarchiſchen Verband. Jeder kann ſich auf die leichteſte Weiſe von der Welt zum Bonzen machen; er ſcheert das Haupthaar ab und zieht einen Rock mit weiten Aermeln an; wer nicht länger Bonze ſein will, ſchneidet die weiten Aermel ab und läßt ſich wieder einen Zopf wachſen. Im ſüdlichen China beſonders giebt es auch Bonzinnen, welche vorzugsweiſe die Göttin Kuanyin verehren; man ſagt dieſen Nonnen viele böſe Dinge nach. Wie verachtet Bonzen und Nonnen ſind, geht ſchon daraus hervor, daß die Staatsgeſetze ihnen verbieten, Vater oder Mutter zu beſuchen, ihren Vorfahren Opfer zu bringen oder Trauer um abgeſchiedene Verwandte anzulegen; thun ſie es dennoch, ſo bekommen ſie 100 Hiebe mit dem Bambusprügel. Alle Bonzen, welche den Taiping-Rebellen in die Hände fielen, wurden von denſelben ohne Gnade ermordet.

Uebrigens gibt es noch Pagoden und Bonzenklöſter, welche von dem allgemeinen Verfalle noch nicht berührt worden ſind. Solch ein Kloſter fand Treves in der Stadt Ho kien im Bezirk von Tien tſin. Sie befindet ſich am Abhang eines Hügels, auf welchem 25 Pagoden, Tempel und Kioske zerſtreut liegen, deren Geſammtheit dieſe „Bonzerei“ bildet. Der Vorſteher nahm den Freunden gaſtlich auf und luſtwandelte mit ihm unter den hundertjährigen Bäumen. Der Garten bildete einen ſchönen Park, die Wege führten durch Schluchten, an Bächen hin, und zu großen Teichen; an manchen Stellen waren Grotten in den Hügel gehauen, und der Haupttempel ſtand an einem kleinen See auf einer Anhöhe. Er macht mit ſeinen Granitſäulen und Marmoreingängen einen ſehr vortheilhaften Eindruck; der See iſt mit roſenrothen Nymphäen gleichſam überzogen und von vielen Mandarinenenten belebt; im Waſſer ſchimmern Goldfiſche, und im Gebüſch am Ufer ſingen und zwitſchern die Vögel. Das Ganze bildete eine in hohem Grad anmuthige Landſchaft. Der Abt geleitete den Europäer in den Fremdenſaal, bewirthete ihn mit Erfriſchungen und zeigte ihm dann alle Gebäude; Abends wurde ihm zum Nachtlager ein ſauberes Zimmer angewieſen, und am andern Morgen wohnte er dem Gottesdienſte bei. Er war überraſcht von der Harmonie im Geſange, denn eine ſolche hatte er nicht erwartet. Unter den 50 Bonzen, welche das Kloſter zählte, bemerkte er 15jährige Knaben und 80jährige Greiſe; er ſah, wie man vor den Buddhabildern Räucherſtäbchen und Kerzen anzündete. Dieſe berühmten Räucherſtäbchen werden aus Kuhdünger, Wachs und wohlriechenden Harzen verfertigt.

In den Grotten wohnten vereinzelt fünf oder ſechs Büßer, die ſich von der Außenwelt völlig zurückgezogen hatten und nur noch mit Buddha verkehrten. Sie ſind die Heiligen der Kloſterbrüderſchaft und ziehen manchen Beſucher an. Einer dieſer Büßer hatte ſich an Stirn und Arm vermittelſt eiſerner Haken im Fleiſche Ketten befeſtigt, an denen brennende Lampen hingen. Sie leuchteten zum Beſten der Erlöſung des Menſchengeſchlechts. Ein anderer Aſket ſtand mit weitausgebreiteten Beinen und Armen und war mit einer Kette an den Balken der Decke befeſtigt; dieſe Stellung wollte er drei volle Monate lang beibehalten. Treves ſah ſich die beiden frommen Mönche genauer an und bemerkte, daß der eine ſich ein Stück fleiſchfarbiger Haut auf die Stirne geklebt hatte, in welcher der Haken befeſtigt war; das herabrieſelnde Blut wird wohl einer Henne angehört haben. Der andere Büßer mit den ausgeſpreizten Armen und Beinen hat ſeine drei Monate nicht ausgehalten, denn am andern Tag erkannte ihn der Reiſende unter den Bonzen, welche ihm das Geleit gaben.

In dieſem Tempel ſtanden auch mehrere Gebetmühlen. Sie haben Aehnlichkeit mit einem Haspel oder einer Garnwinde, und auf den an ihnen befeſtigten Papierſtreifen ſind die Gebete gedruckt, welche man jeweilig an die himmliſche Adreſſe befördern möchte. Der Fromme dreht am Haspel mit der rechten Hand, während die linke auf dem Herzen ruht. Es reicht hin, daß dieſe Gebetmühle etwa eine Viertelſtunde lang in Bewegung bleibt. Uebrigens gibt es ſolcher Mühlen vielerlei, und bei manchen iſt das fromme Geſchäft den Leuten ſo bequem gemacht, daß ſie dabei in aller Gemächlichkeit ihre Pfeife Tabak rauchen können. Manche werden durch Wind oder auch durch Waſſer getrieben.

Die Gräber in dieſem Bonzenkloſter ſahen aus wie umgekehrte Pyramiden. Die Leiche eines Bonzen wird in derſelben ſitzenden Stellung, welche der Mann beim Gebet einzunehmen pflegte, in ein großes Thongefäß gethan; über dieſes ſtülpt man ein zweites längliches Thongefäß als Deckel und vermauert das Ganze bis zur Höhe des letztern.

Die Bonzen ſollen bekanntlich keine Speiſe genießen, die von lebenden Weſen herrührt. Treves war deshalb ſehr erſtaunt, als auch gebratene Hühner, Schweinebraten, Schöpsragout, Fiſche und eßbare Schwalbenneſter auf den Tiſch kamen; ſeine Verwunderung wuchs, als er fand, daß alle dieſe Fleiſchgerichte des geſchickten Pater Küchenmeiſters Werk waren; ſie beſtanden nämlich aus Erbſen- und Bohnenbrei oder Mehl und waren in Formen geknetet worden.

Selbſt die Mönche dieſes reſpektabeln Kloſters in Ho kien ſtehen beim Volk in Mißachtung. Die Kaiſer ſelber haben von Staatswegen das Ihrige gethan, um Religion und Prieſter gleichmäßig dem Spott und Hohn preiszugeben. Kaiſer Kang hi ſchrieb eine Unterweiſung für das Volk, welche ſein Sohn und Nachfolger Yung tſching mit Erläuterungen verſah; es iſt Pflicht der Beamten, ſie dem Volke vorzuleſen. Die Kaiſer dringen auf Beſeitigung aller Sekten, die ohne Ausnahme verdammt werden; insbeſondere werden die Gebräuche des Buddhismus ſehr lächerlich gemacht. Die Chineſen ſagen: „Die drei Landesreligionen ſind nur eine und alle gleich gut.“ Es gehört zur guten Erziehung, die Religion des Andern zu loben, denn man hält an dem Grundſatze: „die Religionen ſind verſchieden, die Vernunft iſt nur eine, wir alle ſind Brüder.“

Digitized by Google

Ein Beſuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inſeln.

Die Gruppe der Comoren beſteht aus vier Eilanden. Dieſe liegen im nördlichen Theile des Kanals von Moſambik, zwiſchen der Nordſpitze von Madagaskar und der oſtafrikaniſchen Küſte zwiſchen 11 und 13° ſüdlicher Breite, ſind vulkaniſch und mit Korallenriffen umzogen. Die Hitze wird durch die Seewinde gemäßigt, der Boden iſt fruchtbar und liefert Schiffsbauholz, Arekanüſſe, Reis, Honig, Wachs, und beſonders Zucker. Die beträchtlichſte Inſel iſt Groß-

Tſchumbe Sull, Königin der Comoro-Inſel Moheli. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Ein Baobab auf Mohéli. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Comoro; am meisten von Schiffen wird Anjuan (Johanna, Nzuana oder Hinzuan) besucht, weil sie gute Rheden hat; Mayotta ist im Besitz der Franzosen, die sich über die vierte Insel, das kleine Moheli, ein Protektorat anmaßen.

Die gesellschaftlichen Zustände auf diesen Inseln sind von eigenthümlicher Art. Portugiesische Seefahrer, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts die Comoren entdeckten, fanden auf denselben eine schwarze Bevölkerung, welche, ihrer Meinung nach, von der afrikanischen „Mutschambaraküste" herübergekommen waren, als bezwungenes Volk, denn den herrschenden Stamm bildeten mohammedanische Araber. Der Sultan von Comoro flüchtete vor den Portugiesen nach Mayotta hinüber und baute dort eine Stadt, von welcher noch einige Ueberreste vorhanden sind. Bald nachher kamen Sekaläven von der Westküste Madagaskars gleichfalls nach Mayotta; ein arabischer Häuptling der Suahelis vom Festlande, Mohammed ben Alissa, eroberte Groß-Comoro, Anjuan und Moheli, heirathete die Tochter des Sultans von Mayotta, wurde auch hier, nach dem Tode seines Schwiegervaters, Gebieter und baute die Ortschaft Schinguni.

Bis zum Jahr 1830 wissen wir fast gar nichts über die Geschichte von Mayotta. Um diese Zeit wurden die Howas auf Madagaskar immer mächtiger und brachten die Sekaläven ins Gedränge. Ein Häuptling oder „König" derselben, Andrian Suli, wurde von ihnen vertrieben, aber in Mayotta bot ihm Sultan Amadi gastliche Aufnahme an und — ein seltener Fall — durch seinen Sohn Buanacombe auch die Mitherrschaft. Als Andrian Suli noch nicht auf Mayotta eingetroffen war, wurde Amadi von seinem eigenen Bruder ermordet. Dann aber erschien Andrian Suli, bezwang den Usurpator, und Buanacombe verlieh ihm und den mit ihm gekommenen Sekaläven einen Theil der Insel als Eigenthum. Bald brach jedoch zwischen beiden Theilen in Folge von allerlei Unverträglichkeiten Krieg aus, Buanacombe wurde vertrieben und suchte Schutz auf Moheli bei Ramanateka, welchem er seine Anrechte auf Mayotta abtrat. Dieser erschien dort 1836 und verjagte den König Andrian Suli, der nun seinerseits flüchtete und zwar nach Anjuan zum Sultan Abdallah, mit dessen Beihülfe er dann Krieg gegen Ramanateka führte. Abdallah aber wurde gefangen und starb im Gefängniß Hungers. Sein Sohn Allany wurde mit Beihülfe seines Schwiegervaters Andrian Suli zum Sultan von Anjuan ausgerufen, aber von seinem Oheim Salim befehdet, der auch auf Mayotta eine Revolte gegen Suli anzettelte, die aber ohne Erfolg blieb.

Wir erzählen diese an sich ganz unbedeutenden Einzelnheiten, weil sie recht deutlich zeigen, wie leicht es für die Europäer ist, solche Verwirrungen zu benutzen und Vortheil aus denselben zu ziehen. Im gegebenen Falle thaten das die Franzosen. Im Jahr 1841 kam Lieutenant Jehenne mit dem Schiffe Prevoyante nach Mayotta und fand, daß sie manche Vortheile darbiete; bald folgten andere Fahrzeuge, und am 25. April 1841 schloß der Gegenadmiral de Hell mit Andrian Suli einen Vertrag ab, demgemäß dieser Sultan, gegen eine Jahresrente von 1000 Fünffrankenthaler, die Insel Mayotta an Frankreich abtrat. Drei Prätendenten wurden nacheinander unschädlich, denn Buanacombe starb; Salims Nachfolger, Said Hamza, verzichtete auf alle etwaigen Anrechte, und Ramanateka ging auch bald mit Tod ab. Die französische Regierung ratificirte am 10. Februar 1843 den Abtretungsvertrag und nahm dann in aller Form Besitz von Mayotta. *)

*) Les colonies francaises; Mayotte et dépendances. Revue maritime et coloniale, Paris 1863. VIII. 229 ꝛc.

Moheli (oder Mohilla) liegt südlich von Groß-Comoro, dessen vulkanische Feuersäulen man bei Nachtzeit sehr deutlich bemerken kann. Nach Osten hin liegt, mit einem bläulichen Schleier umhüllt, Anjuan.

Der oben erwähnte Ramanateka hatte zwei Töchter; die eine, Dschumbe Salame, starb sehr jung; die zweite, Dschumbe Suli, wurde seine Nachfolgerin und von den Häuptlingen der Insel als Sultanin anerkannt. Sie gaben aber der noch minderjährigen Prinzessin eine Regentschaft bei, und die junge braune Dame erhielt von einer französischen Gouvernante Abrichtung in der europäischen Civilisation. Sie wurde, sagt Charnay (Le Tour du Monde, Nr. 249. S. 230) mit unseren Sitten und unserer Sprache bekannt, und man durfte auch hoffen, daß sie unsere Religion annehmen werde. Dadurch hätte dann Frankreich eine neue Colonie bekommen, und in der That wäre nichts leichter gewesen als das. Zwei junge Marineoffiziere hatten nicht übel Lust, diese Tochter Ramanateka's zu heirathen; sie war jung, in ihrer Art hübsch, galt auch für intelligent, und die Wahl wäre gewiß ganz leidlich gewesen. Indessen scheiterten diese Projekte, und in Frankreich dachte man nicht weiter an die Prinzessin, welche heranwuchs und der dann die Häuptlinge der Insel einen Gemahl aussuchten. Sie holten aus Sansibar einen Araber von guter Familie und dieser wurde Dschumbe Suli's Mann. Sie bekannte sich nun zur mohammedanischen Religion.

Wir hatten uns, so berichtet Charnay weiter, vorgenommen, der Königin unsere Aufwartung zu machen und ließen uns anmelden. Sie bewohnt einen Palast, dessen Größe mit jener der Insel Moheli in richtigem Verhältnisse steht; nämlich ein kleines Haus von zwei maurisch durchbrochenen Gemächern. Vor dem einen liegt ein Hof, in welchem Kanonen und Flinten aufgestellt sind; dort stand, Gewehr im Arm, die Garnison. Sie bestand aus acht schwarzen, barfüßigen Kriegern, die weiße Hosen und eine rothe englische Jacke trugen; statt der Tschakos hatten sie rothe Bischofsmützen auf dem Kopfe.

Der Prinz-Gemahl war unser Führer und geleitete uns in den ersten, sehr langen und schmalen Saal, der als eine Art von Vorzimmer dient und in welchen auch die Garnison einrückte, während Seine Hoheit uns den hohen Würdenträgern der Krone vorstellte. Mir war es nicht lieb, den Händedruck einiger dieser Herren zu empfangen, die offenbar von Krätze oder Aussatz heimgesucht waren.

Wir nahmen Platz, aber die Unterhaltung war schleppend, obwohl der sehr zungenfertige Dolmetscher sich die größte Mühe gab, sie in lebhaften Gang zu bringen. Die Königin ließ sich noch nicht blicken, weil sie mit ihrem Anzuge beschäftigt war. Endlich erschien ein Kammerherr mit der Nachricht, daß sie uns erwarte. Der Prinz-Gemahl ging voran, wir stiegen vorsichtig eine treppenartige Leiter hinauf und gelangten dann in das Gemach der Königin. Dschumbe Suli saß auf einem Lehnsessel und hatte ein Kissen unter ihren Füßen; hinter dem Stuhle standen eine alte Amme und eine Sklavin. Sie selber war in ein seidenes Gewand von orientalischer Arbeit gehüllt, ließ aber ihre recht hübsche Hand sehen, und durch die Kopf und Gesicht verhüllende Maske strahlten in sanftem melancholischen Glanz ihre schönen schwarzen Augen. Ueberhaupt war die Verhüllung des Gesichts keineswegs vollständig, denn auch Mund und Kinn entzogen sich unseren Blicken nicht.

Dschumbe Suli sieht älter aus als sie ist, und als ich sie bald nachher unverhüllt sah, um eine Zeichnung von ihr zu entwerfen, hielt ich sie für 35 Jahre alt; sie zählt aber erst 28, und schien mir kränklich zu sein. Sie hat zwei sehr hübsche Knaben.

Digitized by Google

Die Audienz dauerte etwa eine halbe Stunde, und man bewirthete uns mit Erfriſchungen, bei denen duftendes Roſenwaſſer nicht fehlte.

Mobeli erſchien mir als die hübſcheſte und grünſte unter den Comoro-Inſeln; die vielen Kokosbäume geben der Landſchaft etwas Anmuthiges, und zwiſchen dieſen Palmen erheben ſich, vereinzelt ſtehend, als Giganten der Pflanzenwelt, gewaltige Baobabs. Das Eiland iſt von Fußpfaden durchſchlängelt, von den Berghöhen ſpringen klare Bäche herab und verbreiten erquickende Kühle.

Die tatariſchen Kolonien in Bulgarien.

Im Jahre 1861 vollzog ſich ein merkwürdiges Schauſpiel an den Ufern der Donau und an den Geſtaden der Krim. Theile großer Volksſtämme ſah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre Wohnſitze miteinander tauſchen. Dieſes wechſelnde Kehren von Ebbe und Fluth war jedoch nur für unſre Generation eine überraſchende Erſcheinung, denn im Grunde bildete es blos die Fortſetzung einer Bewegung, die mit ihrem Anfange in das vergangene Jahrhundert zurückreicht.

Unter Kaiſerin Eliſabeth und deren Nachfolgern begann die große Emigration ſlaviſcher, mit ihrem Schickſal unter der türkiſchen Zwingherrſchaft unzufriedener Stämme aus den Ländern der Balkan-Halbinſel nach den neu erworbenen wüſten Grenzgebieten Rußlands am Schwarzen Meer, damals „Neuſerbien“ genannt. Die in den Jahren 1801 bis 1806 ausgewanderten Bulgaren begründeten in den Gouvernements Taurien und Cherſon neue Niederlaſſungen, und ſchon 1821 hatte ſich die Zahl der beſſarabiſchen Bulgaren, nach zuverläſſigen Angaben, auf 38,023 Seelen gehoben. Sie betrug 1850, nach von Köppen, 85,461 Seelen, darunter befanden ſich aber über 12,000 Moldauer (Rumänen), einige Kleinruſſen, Griechen und Zigeuner. Unter dieſen Anſiedlern unterſcheidet man die „Erni Bulgari“, ſchwarze Bulgaren, Eingewanderte aus Rumelien, und Türkiſch ſprechende Butgaren, „Gaganſi“ aus der Dobrudſcha und dem Süden des Balkan. Im Allgemeinen ſind die Bulgaren Beſſarabiens wahre Polyglotten. Sie ſprechen gewöhnlich außer Bulgariſch und Türkiſch auch Rumäniſch und Ruſſiſch; manchmal auch Griechiſch.

Die Tatarencolonie Rabiſch in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kamy.)

Im Jahre 1861 veranlaßte die türkiſche Regierung die Anſiedlung der Tataren in den bulgariſchen Ländern an der Donau. Um den großen, mit dieſer tatariſchen Anſiedlung für die chriſtlichen Gemeinden verknüpften Laſten zu entgehen, verließen hingegen etwa 10,000 Bulgaren die Heimat, um ihr Heil an der Küſte Tauriens zu ſuchen. Sie waren dazu beſtimmt, Rußland Erſatz für die nach der Türkei auswandernden Krim-Tataren zu bieten.

Digitized by Google

Im Sommer 1861 verließen die Tataren des schmalen Küstenstriches zwischen der Jaila und dem Pontus ihren fruchtbaren, sanften Seelüften geöffneten Boden, der, im Norden durch einen Gebirgskranz von Balaklava bis Feodosia umsäumt und gegen die rauhen Nordwinde geschützt, mit einem herrlichen Klima gesegnet ist. Sie wollten sich ihren Stammesbrüdern anschließen, die seit langer Zeit, eingeschoben zwischen romanisch-bulgarisch-türkische Elemente, in der Zahl 33,000 Seelen (1850), unter einem von der Pforte abhängigen, erblichen Chan zu Tschetal Ormau die Dobrudscha bevölkern. Der schlimme Ruf, der ihnen vorausging, scheint nicht ganz gegründet zu sein. Man findet bei den Tataren der Gebirge nur geringe Spuren unnatürlicher Befriedigung sinnlicher Triebe, die in ihrer großen Verbreitung das Türkenthum geistig und körperlich zu erschöpfen drohen. Der Tatare der Südkrim ist deshalb von weit frischerem, kräftigerem Aussehen als der Türke. Er unterscheidet sich aber auch sehr vortheilhaft durch sein milderes Wesen von den fanatischen Nogaiern Tauriens. Wahrscheinlich ist durch ihre Vermengung mit Griechen und Genuesen der mongolische Typus zum Theil bei ihnen verschwunden. Sie haben oft ganz regelmäßige Gesichter, ohne hervorstehende Backenknochen, ohne geschlitzte schiefstehende Augen und Flachnasen, welche der Steppentatar beinahe immer zeigt. Sie sind von mittlerer Statur, öfter auch darunter und von besonders derbem Knochenbau. Die Gebirgstataren haben im Ganzen weit mehr Aehnlichkeit mit den Türken als die Tataren der Dobrudscha, welche ihren asiatischen Steppentypus vollkommen bewahrten. Beide Zweige sind höchst wahrscheinlich Abkömmlinge der Mongolenhorden, die einst unter dem gefürchteten Batu-Chan die Pontusländer (1240) eroberten und die Russen unterjochten.

Susrat Bai, der von der Pforte mit der Tatarencolonisation beauftragte Commissär, wies den Ankömmlingen die wohlhabendsten christlich-bulgarischen Dörfer zu Wohnsitzen an. Der beste Theil der Ackergründe mußte seinen Schützlingen überlassen, Wohnhäuser und Viehställe sollten ihnen von den Bulgaren ohne Entschädigung gebaut werden. Das kleine Dorf Rabisch am Artschar mußte 80, Kula bei Widin 60 tatarische Häuser herstellen. Die Bevölkerung mancher bulgarischen Gemeinde zog anfänglich die Auswanderung nach der Krim und Serbien solch' ungerechten Zumuthungen vor. Die Auswanderung vergrößerte aber nur die Last für die zurückgebliebenen Familien. Das Dorf Rakoviza, welches F. Kanitz im Sommer 1862 besuchte, mußte bei einer Zahl von 170 bulgarisch-christlichen Familien nicht weniger als 206 tatarische Gehöfte herstellen. Von Florentin, nahe am Timak, entlang der Donau bis Rustschuk hinab vertheilte man die tatarischen Ansiedlungen.

Neben den christlichen Dörfern erhoben sich lange Reihen netter, mit Stroh und Schilf gedeckter Häuser, durch Gartengründe und Holzzäune von einander getrennt. Die Pforte hatte den Colonisten ihrerseits überdies 15 abgabenfreie Jahre und jedem Hause zwei Ackerochsen und eine Kuh zur Milchwirthschaft zugesagt.

Mit nur geringer Habe, ihre halbverschleierten Frauen an der Seite oder mit den kleinsten Kindern auf dem Rücken ihrer mitgebrachten Kameele, zogen die tatarischen Fremdlinge in ihre neuen Sitze ein. Diese gefielen ihnen, wenngleich mancher die rasenbedeckte Veranda des heimatlichen Hauses vermissen mochte, die er in warmer Sommernacht gern zur Schlafstätte benutzt hatte. Aber auch der herrliche gottgesegnete schwarze Humusboden Bulgariens, zum Getreide-, Wein-, Tabak-, Seiden-, Baumwollenbau und zur Obstzucht gleich sehr geeignet, bedeckt mit Hainen von Cypressen und Terebinthen, auf dem neben immergrünen Eichen der Feigen- und Lorbeerbaum gedeihen, fand den vollsten Beifall der Ankömmlinge von den taurischen Gestaden.

Doch selbst der beste Boden muß umgeackert werden — aber womit sollten die Tataren die schönen Felder bearbeiten? Häuser und Ställe hatten ihnen die Bulgaren wohl stellen müssen; aber wer vermochte die säumigen türkischen Regierungsorgane zu drängen, die den Ansiedlern zugesagten Ochsen für den Pflug, die nährende Kuh für das Haus zu stellen?

Nach russischen Berichten sehnen sich die ehemaligen Unterthanen des Czaren wieder nach ihrer alten Heimat. Es soll sie mächtig ziehen nach den Abhängen der Jaila, auf deren Höhen bis zu 3000 Fuß die taurische Fichte, in deren von zahlreichen Wasserläufen durchrieseltem Boden der mit feuerrother Rinde bekleidete Erdbeerbaum und der feurige Krimwein gedeihen, wo Magnolien, Terebinthen, Granaten und Feigen wachsen. (Nach F. Kanitz. Bulgarische Fragmente. Oesterreichische Revue. 1864. VI.)

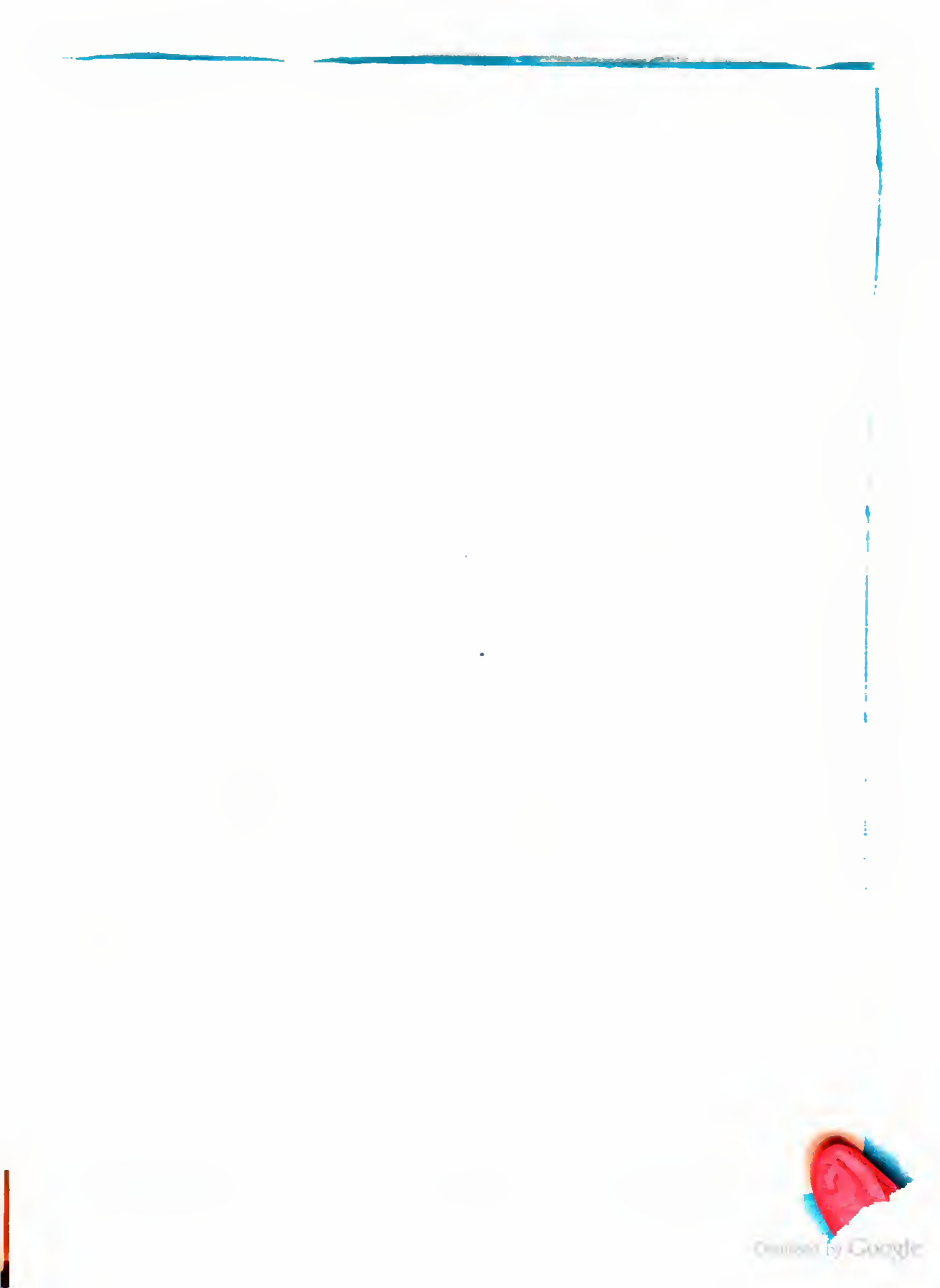
Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von Dr. **A. Stübel** in Dresden.

Wenige Gegenden der Erde sind so oft und so ausführlich beschrieben worden, wie Madeira, die kleine Insel im fernen Ocean. Dennoch begrüßt fast Jedermann die Mittheilungen, welche von dort kommen, noch immer mit Interesse. Sei es, daß der Leser selbst auf ermüdender Reise nach einem andern Continente einige Stunden sich dort erfrischte, sei es, daß er, wie so Viele, im längern Aufenthalte einen Nutzen für seine Gesundheit suchte — vielleicht auch fand — oder wissenschaftliche Zwecke verfolgte: immer und immer wieder wird er sich jenes Eiland gern in das Gedächtniß zurückrufen lassen. Aber auch die, welche den Fuß nie darauf setzten, werden durch die Schilderungen großartiger Gebirgsscenerien und einer lieblichen Vegetation, mindestens aber durch die Erzeugnisse des Weinstocks, eine Vorliebe dafür gewonnen haben.

Madeira ist in seiner äußern Erscheinung, in der Configuration seines Bodens, wie alle atlantischen Inseln, höchst wunderbar; d. h. die Gesetze, nach welchen die Berge aufgebaut, scheinen stellenweise gänzlich unerforschbar, und die Kräfte, welche



tiefe Thäler und Keſſel aushöhlten, gänzlich zu fehlen oder doch in ihrer Wirkung ſehr vermindert zu ſein. Wilde Unordnung erblickt der oberflächliche Beſchauer, nach Fremdartigem, Abſonderlichem ſuchend, in den grotesken Felſen, die ihn mit Erſtaunen erfüllen, während es dem Geologen durch mühſame Unterſuchungen gelingt, die valkammene Symmetrie, welche doch dem Ganzen innewohnt, zu erkennen.

Madeira beſteht, gleich den meiſten übrigen Gliedern der benachbarten Inſelgruppen, aus erloſchenen Vulkanen, die ſich bei gleichzeitiger Entſtehung in ihrer regelmäßigen Ausbildung hemmten, oder bei ſucceſſiver Thätigkeit gänzlich oder theilweiſe vernichteten. Noch jetzt ſind auf Madeira zwei Haupteruptions-Centra erhalten, welche ſich an die Ueberreſte der Erzeugniſſe früherer Eruptionsperioden innig anſchließen, und deren Bergabhänge mit einer Anzahl regelmäßig geformter kleinerer Krater aus ſpäterer Zeit beſetzt ſind. Das Hochplateau von Paul do Serra iſt als das eine Eruptionscentrum anzuſehen und wurde durch die allmälige Ausfüllung des Kraterſchachtes mit Laven und Schlacken bis zu ſeinem Rande (circa 4000′) gebildet; der große Curral, ein nahezu 3000′ tiefes Keſſelthal, muß als das andere betrachtet werden. An der einen Seite dieſes durch die Thätigkeit der Atmoſphärilien ſehr erweiterten Kraterkeſſels erhebt ſich faſt ſenkrecht bis zu 6000′ aufſteigend der Pico Ruivo, der höchſte Berg der Inſel. Von dieſen Centris, welche gleichſam die Brennpunkte der langgeſtreckten Inſel darſtellen, fallen die Tuff- und Lavabänke mit einer Neigung zwiſchen 12 und 20° nach allen Seiten der Küſte zu. Die Dimenſionen dieſer beiden Hauptvulkane ſind ſchon ſo bedeutend, daß es nur durch wiederholtes Beſteigen ihrer höchſten Gipfel möglich wird, ein deutliches Bild von dem Ganzen zu erlangen und im Geiſte zuſammen zu ordnen, was zuſammen gehört; das gelingt aber um ſo ſchwerer, als die Zerſtörungen, welche die Niederſchläge der Atmoſphäre verurſachen, ſehr beträchtlich ſind. Zwiſchen den tiefen Thälern, die in die Kraterumwallungen eingeſchnitten, ſind oft nur kleine Ueberreſte von jenen ſtehen geblieben und ragen als zackige Gebirgsgrate empor. Ein ſolcher Gebirgsgrat, oder hier richtiger Gebirgskamm, zieht ſich etwa von der Mitte der Inſel nach der Südküſte zu und endigt mit einem beinahe 2000′ hohen ſenkrechten Abſturze, deſſen Fuß die Wellen des Meeres toſend benagen. Es iſt dieſes das Cabo Girão (Vorgebirge der Umkehr), welches unſere Abbildung zeigt. Wohl iſt es lohnend, den mit der Pinus maritima ſchwach beſtandenen Gipfel dieſes Vorgebirges zu erſteigen, um von dort die Ausſicht über einen großen Theil der Inſel, die ſich öſtlich über die fruchtbaren Höhen von S. Martinho bis nach Funchal und den Palheiro, weſtlich nach Ponta do Sol erſtreckt, zu genießen, doch bei weitem intereſſanter und lehrreich iſt eine Fahrt im Boot, um die Felswand ſelbſt zu betrachten. Vom Meere aus iſt der Anblick dieſes Vorgebirges nach großartiger, und wir überſehen gleichzeitig ſeine innere geognoſtiſche Beſchaffenheit, die hier mit ſeltener Vollkommenheit der Beobachtung zugänglich gemacht iſt. Wir erkennen Schichten ſehr verſchiedener Dicke, von braunen, rothen und gelben Tuffen, die mit ſchwarzen Lavabänken abwechſelnd in vorherrſchend horizontaler Richtung abgelagert ſind und von Lavagängen in großer Anzahl mit mannichfaltigen Krümmungen, die jene vielfach verdrückt, verſchoben und ausgekeilt haben, durchſetzt werden. Dieſe, das ganze Schichtenſyſtem wie Adern durchziehenden Gänge ſind Felsſpalten, die vielleicht ſchon während der Bildung der Inſel oder wenigſtens bald darauf durch Erſchütterungen und Contractionen der erkaltenden Maſſen entſtanden. Feuerflüſſige Geſteine drangen in dieſelben ein, um nach dem Erſtarren den beröcklichen Tuffen ein für ihre Haltbarkeit unentbehrliches Gerippe zu werden. Es gleicht dieſe Formation der der Somma am Veſuv, deren geognoſtiſcher Bau im Atrio del cavallo für das Auge recht vollkommen aufgeſchloſſen iſt. Unzweifelhaft erſtreckte ſich der Gebirgszug in vorgeſchichtlicher Zeit viel weiter ſüdlich in das Meer, doch wurde der jetzt fehlende Theil von den Fluthen verſchlungen. Noch immer branden die Wellen mit großer Heftigkeit gegen die Felſen, aber einleuchtend iſt es dennoch, daß dieſe allein, ſelbſt ungeheure Zeiträume angenommen, ſo gewaltige Zerſtörungen nicht verurſachen konnten. Erklärlicher wird dieſe Erſcheinung, wenn man eine Veränderung im Niveau des Meeres damit in Verbindung bringt. Daß aber das Meer in früherer Zeit wirklich höher ſtand, dafür gibt es nicht nur auf Madeira, ſondern auch auf den meiſten atlantiſchen Inſeln durch die Ablagerung ſedimentärer Schichten in beträchtlichen Höhen, unzweifelhafte Belege. Wir wollen hier nicht entſcheiden, ob dieſe Thatſache durch eine Hebung der Inſeln oder vielleicht beſſer durch ein Zurücktreten des Meeres zu erklären iſt. Nicht am Cabo Girão allein, auch an anderen Punkten der Küſte treffen wir dergleichen ſenkrechte Abſchnitte, ſie überſteigen aber nur ſelten eine Höhe von 1000 Fuß; überhaupt können ſchwer zugängliche Ufer, die den Verkehr auf dem Meere zum größten Nachtheile der Bewohner behindern, als ein charakteriſtiſches Merkmal für vulkaniſche Inſeln gelten. Gute Ankerplätze, an denen es in Madeira für größere Schiffe gänzlich fehlt, gehören zu den ſeltenſten Erſcheinungen und finden ſich nur dann, wenn ganz beſondere geologiſche Verhältniſſe ins Spiel kommen.

Das Dorf Cama de Lobas (Wolfslager, der Name bezieht ſich auf Seewölfe oder Robben), welches den Vordergrund unſers Bildes einnimmt, erſcheint mit ſeinen blendend weißen Häuſern, zwiſchen denen Bananen, Orangen- und Feigenbäume, auch einzelne Palmen ſtehen, aus der Ferne recht maleriſch und nett. Eine andere Anſicht gewinnt man beim Betreten des Ortes ſelbſt. Die Häuſer, deren Fenſteröffnungen nur mit Läden zu verſchließen ſind, verlieren bei näherer Betrachtung alles Anziehende, die Straßen ſind eng und ſchmutzig; Kinder, dürftig oder gar nicht bekleidet, umlagern, nach Geld bettelnd, den Fremden. Der größte Theil der Einwohner ernährt ſich vom Fiſchfang, denn Cama de Lobos beſitzt einen kleinen Hafen. Aber auch hier beſtätigt es ſich, was wir ſo eben ſagten, daß nämlich beſondere geologiſche Verhältniſſe dazu gehörten, um ihn zu ſchaffen. — Auf den Abhängen großer Vulkane entſtehen faſt jederzeit eine Anzahl kleiner Krater, welche die großen wie Baſalten umgeben und ſich meiſt mit einer einmaligen ſehr geringen Thätigkeit begnügen. Einige ſolcher kleinerer Nebenkrater befinden ſich in der unmittelbaren Nähe von Coma de Lobos; ſie ſind mehrere 100 Fuß hoch und aus ſchwarzen und braunen Tuffen, denen ſich etwas weißer Bimsſtein beigeſellt, aufgebaut. Von ihren Gipfeln haben ſie nie Lavaergüſſe gemacht, dagegen bilden ihr Fundament Lavoſtröme, die an höher gelegenen Orten hervorgequollen ſich dammartig in das Meer erſtrecken; ſie ſind es, zwiſchen denen die kleinen Fahrzeuge der Fiſcher vor den oft mit großer Heftigkeit anbrandenden Wellen Schutz finden. Dieſe zuſammenhängenden Lavamaſſen ſind jedoch durch die benagende Brandung des Meeres vielfach durchbrochen und ſtellen ſo Inſeln und Halbinſeln dar, an denen eine ſehr vollkommene ſäulenförmige Abſonderung des Geſteins, die die Zerſtörung begünſtigte, zu beobachten iſt. Auch die Häuſer mehrerer Straßen des Ortes lehnen ſich an ſolche aus fünfſeitigen Säulen von der Natur geſchaffene Mauern an und tragen dazu bei, das Ganze zu einem ſehr maleriſchen Bilde zu geſtalten. An einem kleinen Bergplateau, dicht am Meere, hat der ärmſte Theil der Bevölkerung ſeine dürftigen Hütten aufgeſchlagen, oder es ſogar vorgezogen, nur Höhlen in den weichen Tuff zu graben, um ſie zu bewohnen. Traurig iſt der Eindruck, welchen man von hier mitnimmt. Nackte Kinder, müßig herumkauernde Frauen, Schweine, Hunde und Hühner, die bei dem mühſamen Geſchäfte, ſich ihre Nahrung zu ſuchen, häufig durch Steinwürfe beläſtigt werden, beleben den dürren

Digitized by Google

Boden, von welchem die blendenden Strahlen einer heißen Sonne zurückprallen und der Wind dichte Staubwolken aufwirbelt. Ein Gebirgsbach, der Ribeiro de Bigaeio, welcher dem Dorfe das nöthige Wasser zuführt und hier in das Meer mündet, hat sich ein tiefes Bett in die säulenförmige Lava gewaschen, doch ist es nur ein kleiner Theil des Wassers, der demselben folgen darf und die kleinen Cascaden speist, weil die Hauptmenge in Kanälen (Lovadas) nach kultivirbaren Terrains geleitet wird. Auch zu beiden Seiten des Wassers im Flußbett wird jedes kleine Fleckchen Erde benutzt, um Zucker- und Schilfrohr, Bananen, Ignamen und andere Früchte zu kultiviren. Das Auge, ermüdet von den sterilen Felsen, erfleischt sich bei dem Anblicke der großen saftigen Blätter, an dem üppigen Grün und an manchen zierlichen Blumen, die sich eigenmächtig zwischen die Kulturgewächse drängen. —

Auf den Anhöhen, die hinter Cama de Lobos aufsteigen, wächst ein vortrefflicher Wein, der eigentliche Madeira. Die Traubenkrankheit, welche nicht nur alle Theile dieser Insel stark heimgesucht, sondern sich auch weit südlicher, auf den Inseln am Golfen Borgebirge gezeigt, hat die Weinberge bald in Zuckerrohr-Plantagen verwandelt, und erst seit zwei Jahren beginnt man wieder der Rebe ihren alten Platz einzuräumen. Die neue Anpflanzung schreitet nur langsam vorwärts, weil der Portugiese die Früchte seiner Bemühungen sofort ernten will, wofür sich der junge Weinstock nicht bereit finden läßt*). — Westlich vom Cabo Girão liegen andere ausgezeichnete Weine, die den Malvasier produciren, jetzt aber dasselbe Schicksal theilen. — In dieser Gegend, unweit des malerisch gelegenen Dorfes Campanario, steht ein sehr großer Kastanienbaum, der insofern besonderes Interesse verdient, als man aus seinem hohen Alter, das er haben muß, den Schluß gezogen hat, daß die edle Kastanie schon vor der Entdeckung der Insel (1419) dort einheimisch war.

Cama de Lobos ist von Funchal, der Hauptstadt, in zwei Stunden zu erreichen, ohne daß man ein gewandter Fußgänger zu sein braucht. Eine schöne Fahrstraße, die einzige, welche das zerrissene Terrain von Madeira anzulegen gestattet, soll beide Orte mit einander verbinden. Jetzt ist sie erst bis zur Ribeira dos Socorridos, ohne besondere Schwierigkeiten verursacht zu haben, geführt; hier wird indessen eine lange Brücke, deren Bau sehr erwünscht wäre, weil der Fluß, welcher das Wasser aus dem großen Curral dem Meere zu leitet, bei den Anschwellungen durch heftige Regengüsse alljährlich seine Opfer unter denjenigen nimmt, die genöthigt sind, das steinige Bett zu durchwaten, die Vollendung sehr verzögern. Schon jetzt ist diese Straße der beliebteste Spaziergang der Bewohner von Funchal und wird besonders bei der eintretenden Kühle des Abends von vielen Reitern belebt; sie ist in der That so herrlich, so schön, daß es wohl wenige in der Welt geben wird, die einen Vergleich mit ihr bestehen können. Bei jeder Biegung, die der Weg macht, indem er genau allen Krümmungen und Steigungen der Küste folgt, ändert sich die Scenerie. Das Meer in seiner immer wechselnden Beleuchtung, die felsige Küste, an der sich das Wasser hochaufspreitzend zerstäubt, üppige Plantagen, Pflanzen mit echt südlichem Charakter, kahle Felsen, bewaldete Berge von ansehnlicher Höhe und endlich die Bucht von Funchal mit ihren freundlichen, amphitheatralisch gelegenen Gärten, Terrassen und Häusern sind die einzelnen Theile, die sich mit jedem Schritte zu einem neuen wunderbaren Bilde vereinigen. Wer hier, fern von der im tiefen Winterschlafe liegenden Heimat, dem Schauspiele eines Sonnenunterganges beigewohnt, vielleicht mit Freunden, deren Gemüth in gleicher Weise für die Schönheit der Natur empfänglich war, wird nicht leicht hoffen, genußreichere Augenblicke zu erleben.

*) Vergl. Globus V, 224.

Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major v. Abendroth in Dresden.

II.

Gehen wir also nun zur Erörterung der technischen Fragen über.

Grundbedingungen einer jeden Hochgebirgsbahn sind:

1) Diejenige Alpenregion, welche den Unbilden der Witterung, den Schneestürmen, Lawinen, Felsstürzen und der vielmonatlichen Einwinterung ausgesetzt ist, bietet keineswegs die für die Ungestörtheit des Verkehrs erforderliche Basis — sie muß vermieden werden. Die einzige Möglichkeit sichern Betriebes bietet der Tunnelbau, mittelst dessen jene Region abgeschnitten wird. Für Tunnels aber von 10,12 und 15 Kilometer Länge liegt vor der Hand keine Erfahrung weiter vor, als daß die Schwierigkeiten des Vordringens sich mit jedem Meter vorwärts in einer alle vorhergehenden Berechnungen überragenden Weise steigern. Die Schwierigkeit der Lufterneuerung, die daraus folgenden Verzögerungen der Anwendung der Sprengwirkung des Pulvers sind die bis jetzt aufgetretenen hemmenden Elemente. Was dann der Berg in seinem Schooße noch verhüllt — wer mag es wissen? Und wenn weder im Gestein, noch im Wasser, noch in den Gasen etwas Unerwartetes sich fände an den bereits im Gange befindlichen Schwierigkeiten ist es so weit genug, daß man zwar es anerkennen muß, wenn zwei große Staaten auf öffentliche Kosten das Wagniß unternehmen, und 60, 80 oder 100 Millionen Francs möglicher Weise in zwei Löcher stecken, die dann in ihrer trostlosen Oede und Finsterniß eines der schlagendsten Beispiele für die Unbedeutendheit der menschlichen Macht gegenüber den gewaltigen Kräften der Natur liefern würden, die aber, wenn sie die Oeffnungen eines durch die überwundenen Schrecken des Orkus führenden völkerverbindenden Weges werden, eben so ein unvergängliches Denkmal von Kraft und Muth auf die Nachwelt bringen. Aber von der Privatindustrie kann man Solches nicht verlangen. Sie hat die 50 oder 100 Millionen nicht übrig zu Wagnissen, deren glückliches Resultat besten Falls in 15 oder 20 Jahren zu erhoffen steht. Soll die Schweiz die Bausumme beisteuern? Wird Italien sie aufbringen? Wer mag da Ja sagen? Ein Tunnel also à la Mont Cenis ist, wie die Sachen einmal liegen, unausführbar auf den anderen Routen.

Der Tunnel muß entweder eine so geringe Länge haben, daß sein Bau die Grenzen des Gewöhnlichen nicht allzuviel überschreitet, oder er muß mit Hilfe von Schächten künstlich in diese Grenzen hineingebracht werden können. Also: ein Tunnel, dessen Ein- und Zugänge unterhalb der Hochgebirgsgrenze liegen und der entweder nur kurz ist oder von vielleren Punkten aus zugänglich gemacht und angegriffen werden kann.

2) Es muß ein Terrain vorhanden sein, auf dem sich die beiden zum Tunnel führenden Bahnen in dem anzuwendenden Steigungsverhältnisse entwickeln können, und zwar mit der nöthigen Sicherheit für den Verkehr und den Bahnkörper. Die Technik vermag hier zwar sehr viel, wenn nicht nach den Kosten gefragt wird; die Privatindustrie fragt aber sowohl nach den Anlage- als nach den Unterhaltungskosten. Dir in die Wurzel des Hochgebirges hineinreichenden tiefen Schluchten, und solche allein sind zu gebrauchen, pflegen in ihren oberen Theilen eine weit beträchtlichere Steigung zu haben, als der Bahnbetrieb anzuwenden gestattet; sie ist nächstdem ungleich verwellt zwischen beckenartigen Erweiterungen und steilen Abstürzen. Bleibt man auf der Sohle, vorausgesetzt, daß eine vorhanden, so ist man den verheerenden Wirkungen der Gießbäche (Torrents) Stein- und Schneestürze allzusehr ausgesetzt; bleibt man wesentlich höher, so hat man eine Unmasse lateraler Schluchten und Spalten zu überschreiten, und der Beückenbau erhebt dann geradezu unerfüllbare Ansprüche. Es muß also auf die mittleren oder unteren Theile der Thalwände ein genügend günstiges, d. h. menschlichen Kräften und Privatmitteln nicht ganz unmögliches Trace herzustellen sein. Je weniger Entwicklung der Gebirgsfuß in Verhältniß zu seiner Höhe hat, um so schwieriger und an die Unmöglichkeit grenzend wird die Auffindung einer brauchbaren Trace.

3) Endlich ist es vom wesentlichsten Einfluß auf die Föderung des Baues und auf die Verminderung der Kosten, wenn eine fahrbare Straße den Alpenpaß derart kreuzt, daß man von ihr aus zieulich bequem zu den wichtigeren Bauobjekten gelangen kann. Erst anzulegende Hilfswege müßten ja in vielen Stücken selbst wieder Alpenstraßen werden.

Legen wir nun diese Bedingungen als Maßstab an die vorhandenen und schon erwähnten Alpenpässe:

ad 5) Ueber den Großen St. Bernhard. Die südlichen Zugänge erreichen mit vollkommener Bequemlichkeit die italienische Basisbahn Turin-Venedig durch den Flügel Ivrea-Chivasso; der nördliche Zugang erfolgt von der walliser Bahn her und liegt zwar der Verzweigung in die verschiedenen Richtungen Genf, Basel, Bern näher, als irgend eine andere Alpenbahn der Westschweiz, die Erhebung überragt aber den Simplon um 411, den Gotthardt um 320, den Luckmanier um 514 Meter, und in Verbindung mit der Steilheit des Südhanges, den sehr schwierigen Zugangsthälern und der Abwesenheit einer fahrbaren Straße wird es schon ohne nähere Untersuchung gestattet sein, diese Route zu verlassen.

ad 6) Ueber den Simplon. Die Hauptvortheile der Simplonlinie bestehen in der bequemen Zugänglichkeit der Hochregion mit Hilfe der dicht heranreichenden Seitenthäler, in der geringen Breitenausdehnung des übrig bleibenden Sattels und in dem Vorhandensein einer brillanten Alpenstraße auf nahezu derselben Trace. Es ist ferner anzuerkennen, daß die Linie vom Simplon nach Genua eine nahezu gerade ist, und wenn Genua nur der Hafenplatz wäre, der sich ein Hinterland erwerben könnte, so möchte diese direkte Verbindung schon ins Gewicht fallen. Die Nachtheile dagegen reduciren sich auf den, der Verkehrsbewegung aufzuerlegten Umweg; er muß sich durch das lange Wallis hindurchwinden 20 geographische Meilen, ehe er, vom Genfer See aus, sich weiter verzweigen kann. So nahe der Centralschweiz, ist er doch durch unübersteigliche Schranken von ihr getrennt.

ad 7) Ueber den St. Gotthardt. Die Linie würde von Zürich über Zug, Brunnen, Flüelen, Amsteg und Andermatt zum Nordeingange des Tunnels führen und dann über Airolo, Bellinzona, den Monte Cenere, Lugano und Como zur italienischen Hauptbahn reichen und auf diese Weise die Mittelschweiz direkt und über Wallenstädt auch die Ostschweiz ziemlich direkt mit Mailand verbinden. Man wird wohl zugeben müssen, daß diese Linie sämmtlichen Interessen der Schweiz, Deutschlands und Mailands völlig gerecht wird, daß sich also auf sie hin alle Bestrebungen koncentriren sollten; allein merkwürdiger Weise hat man sich von den ungünstigen Ergebnissen der ersten Terrainerhebungen abschrecken lassen und die neueren Fortschritte der Betriebstechnik noch nicht in Rechnung gezogen, so daß jetzt die Gotthardt-Projekte ziemlich ruhen. Es wird nicht uninteressant sein, einen Blick auf jene Studien zu werfen.

Man hat mit Steigungen von dem Maxim. 0,026 (1 : 38½) eine Höhe von ca. 1200 M. erreicht, etwa 100 M. über den Orten Göschenen und Airolo. Die Linie hat dabei eine Entwicklung von Flüelen bis Biasca von 106 Kilom. und von da bis Lugano von 50,8 Kilom., aber einen Tunnel von 15,4 Kilom., der also den des Mont Cenis noch um ca. 3 Kilom. überragt. Obwohl zwei Schächte, der eine ca. 5 Kilom. vom Südeingang, der andere ziemlich in der Mitte des Tunnels, möglich wären, bleibt doch noch eine Tunnelarbeit übrig, die wir als für die Privatthätigkeit unmöglich bezeichnen müssen. Eine Variante führt die Bahn mit 18,5 Kilom. Mehrentwicklung auf 300 M. höher, also 1500 M. Meereshöhe, reducirt den Tunnel auf 9,5 Kilometer mit zwei Schächten in den Drittheilen, geht aber in schlechtem Terrain und ist immer noch nach Kosten und Zeit inkalkulabel. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß man mit stärkeren Steigungen, wie z. B. von Genua nach Alessandria, 0,035 (1 : 28,8) oder wie auf dem Semmering und Mont Cenis von 0,030, oder endlich, wie sie bei dem Simplonprojekte angenommen sind, von 0,040 (1 : 25), bessere Resultate erlangen könnte.

ad 8, 9, 10) Ueber Luckmanier, Bernardin oder Splügen — alle drei aus dem Rheinthale nach Mailand. Hiervon ist die Luckmanierlinie die entschieden vortheilhafteste in technischer Beziehung, weil sie bei der weitesten Basis (drivahe das Doppelte der Entwicklung für die eigentliche Gebirgsbahn) die geringste absolute Höhe zu überwinden braucht. Der geringe Umweg, den die westliche Ausbiegung, von Mailand aus nach dem Rheinthale gerechnet, mit sich bringt, und im Gegensatze davon, daß die Linie über den Splügen mittelst des Maloggia-Passes in nähere Verbindung zum Engadin tritt, haben wohl verursacht, daß genannte Stadt den Splügen begünstigt, indessen ist hier gewiß der Techniker entscheidend.

Die Studien für die Luckmanierbahn begannen bereits 1845, und die neuerlichen Terrainerhebungen, die auf derselben Basis erfolgten, wie sie für das Simplonprojekt angenommen ist, zeigten die günstigsten Resultate. Der Haupttunnel wird nur eine Länge von 1700 M. zu erhalten brauchen; die steilen Steigungen sind bequem zu vertheilen, niegends Schwierigkeiten erheblicher Art. — Die Schweiz und speziell Graubünden begünstigen dieses Projekt mehr, weil es ihnen die Möglichkeit gewährt, die Bahn bis Disentis zu bauen und rentabel zu erhalten. Leider oder sind wir nicht in der Lage, nähere Details über die Projekte zu bringen.

Ueber die engadiner Pässe, Maloggia und Bernino, sind keine weiteren Studien erfolgt, weil sie entweder einen zweiten Hochpaß zu überschreiten fordern, den Julier, oder im Innthale fort erst via Innsbruck bei Rosenheim das deutsche Bahnnetz zu erreichen vermöchten.

Eben so verdient das Stilfser Joch, sowohl wegen der kolossalen Höhe als wegen der geringen Bostenentwicklung, schließlich auch wegen seiner üblen rückwärtigen Verbindungen keine ernsthafte Erwägung.

Das Resultat dieser Untersuchungen führt also nur den Simplon, den Gotthardt und den Luckmanier als Linien auf, die einen Eisenbahnübergang über die Hochalpen mit verhältnißmäßigen Vortheilen zulassen. Bei keinem von ihnen hat sich das Gradscheit oder der Meißel noch in Bewegung gesetzt, wohl aber haben, wie wir gesehen, bei allen dreien ernsthafte Erwägungen und Detailstudien stattgefunden.

Mir liegt eine Zusammenstellung der auf den Simplon bezüglichen genauen Entwürfe vor. Dieselbe ist von dem k. sächs. Artillerielieutenant Edmund v. Loeben, der durch einen längern Aufenthalt an Ort und Stelle und durch seine Verbindung mit den Ingenieuren der Compagnie Gelegenheit hatte, das Projekt des Simplons genau zu studiren, und ward uns nicht blos zur Einsicht vorgelegt, sondern auch gestattet, die betreffenden technischen Notizen zum Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes daraus zu entnehmen.

Entwurf der Simplonbahn.

Es mag befremden, daß von den drei, vorher schon als möglich erkannten Linien diejenige zuerst speziellen Voraebeiten unterzogen woeden ist, welche für gewisse Distrikte ein Konkurrent der Mont Cenis-Bahn ist, welche ferner das wenigst ausgedehnte eigene Hinterland besitzt und welche endlich dem vorwaltenden Hauptbedürfnisse, Verbindung der Central- und Ostschweiz mit dem Pa-Tieflande, nur mit einem störenden Umwege entspricht. Die Compagnie des Chemins de fer de la Ligne d'Italie in ihrem Wege von der savoyischen Bahn durch das Dransethal nach dem Süduser des Genfer Sees und von da durch das Wallis mußte allerdings nach einem Ordouchee suchen, allein die Rentabilität, nicht die Existenz eines eigenen Debouchees ist doch die Hauptsache, und wir meinen, dee Ligne d'Italie hätte es vom merkantilen Standpunkte aus gleichgiltig sein können, ob sie von den französischen Knotenpunkten aus über Thonon und St. Maurice, oder über Basel, Zürich und den Vierwaldstätter-See ihren Alpenpaß erreicht. Es dürfte also wohl gerathen sein, nach einem durchschlagendern Grunde zu suchen, der gerade diesem Projekte die Unterstützung hoher Kreise zugeführt hat. Wir brauchen nur zu fragen, welche Interessen den Bau der Simplonstraße beförworteten, und wir werden den Schlüssel der Simplonbahn in derselben Antwort finden. Die militärischen oder, wenn wir das, etwas in Verruf gekommene Wort gebeauchen wollen, die strategischen Rücksichten sind es, welche hier überwiegen. So wie im Jahre 1800 der Uedergang des ersten Konsuls über die Alpen die Verbindungslinie der weit vorn in Piemont stehenden österreichischen Armeen beearl zerschnitt, daß eine von ihnen verlorene Schlacht (Maeenga) zugleich den völligen Verlust der Armee für den fernern Theil des Krieges in sich schloß, so würde wiederum der Besitz eines Debauchees an dem Lago maggiare ein Element werden, das dee französischen Strategie in wesentlicher Hinsicht dienstbae wäre. Napoleon I. daute, um die Hand sicher auf Italien halten zu können, die Heerstraßen über Mont Cenis und Simplon; Napoleon III. verwandelt dieselben wichtigen Linien in Eisenstraßen, und wenn sich an die Simplonbahn eine Linie am Süduser des Genfee Sees anschließt, so hat der militärischen Benutzung jener Bahn nur eine Besetzung der aus der Schweiz nach dem Wallis führenden wenigen Pässe vorauszugehen, um sich voe etwaigen Störungen zu sichern. Die Conception ist groß, die Ausführung leicht.

Wir gehen nun zu den Details des Entwurfes über.

Die Bedingungen einer Alpenbahn, wie wir sie schon vorher erörtert haben — Vermeidung dee Hocheeglonen, Terrain zur Entwicklung und Vorhandensein einer fahrbaren Straße — sind für die Vorstudien der Simplonbahn noch wesentlich erweitert worden.

Für die erste der genannten Nothwendigkeiten ist man zu der Einsicht gelangt, daß der Haupttunnel allein nicht schütze und den Betried nicht vor Störungen und schweren Unkosten sicher stelle. Aus der Idee, mittelst überwölbter Bahn die Alpen zu überschreiten, die aber unter den dremaligen Steigungsmöglichkeiten unausführbar ist, hat man Einiges abadirt; man geht nämlich von der Ansicht aus daß schon oan 1200 M. Höhe an die Witterungseinflüsse wesentlich störend werden; von da ab ist die Bahn zu überdachen, an bedenklichen Stellen zu überwölben und mit Rutschflächen zu versehen.

Die Steigungsverhältnisse hat man im Maximum zu 0,040 M. auf 1 M. (1: 25) festgesetzt. Die Maschinen der französischen Nordbahn mit 4 Cylindern und 12 gekuppelten Rädern, mit 62 Tonnen Eigengewicht werden diese Steigung überwinden, wie sie bereits dergleichen von 0,036 überwinden, und ziehen mit einer mittlern Geschwindigkeit von 22 Kilom. in der Stunde (über 3 Meilen) einen Train von 148 Tonnen hinauf, was etwa 11 bis 12 Waggons mit 90 bis 95 Tonnen Beladung entspricht. In dee schlechtern Jahreszeit, wo die Adhäsion geringer ist, würden sie immer noch 6 bis 7 Waggons mit etwa 50 Tonnen Beladung ziehen. Zwei Maschinen würden für einen Train von 20 beladenen Waggons ausreichen. Beim Absteigen könnte, wenn die gewöhnliche Bremsvorrichtung nicht ausreicht, das System der Bremsen auf den Schienen — rauhe Körper, die sich auf die Schienen legen und schließlich die Räder neutralisiren — angewendet werden, das bereits auf der Linie Alessandria-Genua an dee Rampe von Busalla im Gebrauch ist und absolute Sicherheit gewährt. Hiernächst ward bestimmt, daß die fortgesetzte Länge einer Rampe von 0,040 (1: 25) nicht 6000 M. überschreiten solle, daß sie vielmehr von minder steilen Stellen, 0,025, oder von Horizontalstrecken zu unterbrechen ist, um Zeit zu gewinnen, dem Dampfe wiedee die nöthige Spannkraft zu ertheilen. Dem Haupttunnel hat man nur 0,020 Neigung gegeben, weil die Erfahrung bei Busalla gelehrt hat, daß in dem dortigen Tunnel die Räder bei einer Neigung von 0,028 oft schlechter fassen, als bei der offenen Rampe von 0,035.

Die Kurven hat man auf einen Minimalradius von 200 M. gesetzt, durch welche die schon erwähnten Maschinen vermöge ihrer beweglichen Mittelachsen ohne Beschwerden hindurchgehen. Entgegengesetzte Kurven, wie sie an den Thalgehängen bei dem Umschreiten der Klippen und Nasen und dem Eingehen in die anstoßenden Schluchten oft aufeinander folgen, läßt man nicht unmittelbar in einander übergehen, sondern verbindet sie durch ein geradliniges Stück.

Für die Sicherheit des Bahnkörpers war es nicht hinreichend, die Thalsohlen möglichst aufzusuchen und die Bahn nöthigenfalls zu überwölben oder in Tunnels zu führen. Es sind auf dee Nordseite breite Gehänge vorhanden, die Rutschungen ausgesetzt sind. Alle derartig unsicheren Bodenverhältnisse waren zu vermeiden, weil sich der Umfang der Arbeiten, die zur Erlangung der Stabilität führen sollen, in diesen Boden- und Witterungsverhältnissen gar nicht übersehen läßt.

Endlich war noch festgesetzt, daß die Kunstbauten eine Bauzeit von drei Jahren nicht überschreiten sollten.

Der Nordpunkt der Bahn ist Gließ mit 731, dee Südpunkt Domo d'Ossola mit 278 M. absol. Höhe.

Beschreibung der Trace.

a) Der Haupttunnel. Sein Nordeingang liegt dicht an der Vereinigung des zue Entwicklung der Trace benutzten Saltinathales mit dem Stalden-Wildbache, in der Höhe von 1680 M. Der Südeingang ist am Beginne des sogenannten Simplonthales in 1700 M. Höhe. Die geade Linie zwischen beiden Punkten mißt zwar nur ca. 4200 Meter, würde aber unter den östlich vom Hospiz liegenden, vom Monte Leone herabsteigenden, beträchtlichen Höhen gelegen und folglich keine Schächte gestattet haben. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, hat man die Linie westlich gebrochen und kann nun mit 4 Schächten zu ihr gelangen, den Tunnel also an 10 Punkten angreifen. Daraus folgt ferner, daß die Arbeit in gewöhnlicher Weise erfolgen kann und auf 53 Monate — Maximum 5 Jahre — zu normiren wae. Die Länge stieg um ca. 450 Melee und mißt genau 4653 Meter.

b) Die Zugangsstrecken.

Das Saltinathal im Norden mit der Abzweigung des Gantherndaches, so wie das Thal dee Diveria im Süden sind die gegebenen und von der Straße benutzten Zugangsstrecken. Die Hauptschwierigkeit bei Benutzung der Thäler bestand darin, daß deeen Neigung eine höchst ungleichmäßige ist, anfänglich von 0,12, unterbrochen von flacheren und steileren Strecken. Man wäre mit der Trace und der angenommenen Steigung

von 0,040 sehr bald mit dem Bache selbst in Kollision gerathen oder man hätte so hoch anfangen müssen, daß die zerrissenen oberen Terrassen mit ihren Unsicherheiten und Kostspieligkeiten in das Bahnterrain hineingekommen wären. Es blieben zwei Auskunftsmittel: entweder man ging mittelst eines Kurventunnels herum und kam in genügender Höhe über dem Eingangspunkte, eine Art halber Spirale bildend, wieder aus dem Berge heraus, oder man wählte das System der Zickzacks, in einfachen oder doppelten Rückschlägen, um dasjenige Niveau wieder zu erreichen, auf dem man weiter gehen konnte. Beide Systeme führen die Trace im Rücklause, der Tunnel aber in ununterbrochener Steigung und ohne Aufenthalt weiter, während der Zickzack eine Haltestelle bedingt, also ein Stück horizontaler Bahn, und außerdem dazu nöthigt, entweder die Maschine auf dem rückläufigen Stück schieben zu lassen oder sie mittelst Drehscheibe, wie auf gewöhnlichen Kopfstationen, wieder an die Spitze zu setzen. Die Kurventunnels sind nicht unter 1200 Meter Länge herzustellen, also höchst kostspielig im Verhältniß zu der Haltestelle, die nur einer Weiche bedarf, um denselben Zweck zu erreichen. Nun hat überall da, wo es zulässig, die Haltestellen mit Weichenvorrichtung gewählt, die Rückschläge dabei aber auf eine Maximallänge von 2 Kilometer beschränkt, so daß durch eine genaue Bahnüberwachung jede Gefahr, die im Schieben der Maschine liegt, vorgebeugt werden kann; nächstdem sind diese Rückschläge nur mit 0,025 geböscht, damit beim Ersteigen die Maschine wieder zu der gehörigen Dampfspannung gelange, beim Absteigen aber, wo dann die Last der Maschine am oberen Ende des Zuges ist, die Bremsvorrichtungen leichtere Arbeit haben. Wo die Umstände einen langen, aber einfachen Rückschlag erforderten, vermittelt eine Drehscheibe die Umstellung der Maschine; wo aber das Terrain Gefahren zeigte, hat man sich auch zu Kurventunnels entschlossen. Das Maximum der Rückschlagslänge von 2 Kilom. gibt eine Höhendifferenz von ca. 130 M., die überall ausreichend erscheint.

Der Bahnhof Gliez mit seiner Höhe von 731 M. und der Nordeingang des Tunnels mit 1680 M. zeigen eine Höhendifferenz von 949 Meter; zu deren Ueberwindung bietet die Saltina nur eine Entwicklung von 7½ Kilom., während man deren unter den angenommenen Steigungsverhältnissen 24 bedarf. Die Ausbiegungen der Straße auf dem Südhange des Rhonethales gegen den Kalvorienberg und im Gantherthale gegen Berisal reichen bei Weitem nicht aus. Die Trace geht deshalb an dem Thalgehänge hin, nahezu 5 Kilometer, bis in die Gegend des Mattgrabens, der dem Weitergreifen in dieser Richtung ein allzu ernstes Hinderniß entgegensetzt. Hier ist eine Haltestelle mit Drehscheibe projektirt, da es sich um einen langen, aber einfachen Rückschlag handelt. Die Linie geht nun zurück, überschreitet beim ersten Zufluchtshause die Straße, reicht bis nahe an den Steilhang der Soltina, geht in einen doppelten Rückschlag von ca. 1 Kilom. Länge über, umschreibt in einer weiten Kurve das vorspringende Horn des Roßwaldberges und biegt, sich immer unterhalb der Straße haltend, in das Gantherthal ein. Während die Straße dasselbe ziemlich weit oben überschreitet und mit einigen Zickzacks den Weiler Berisal erreicht, konnte die Bahn diese Gegend nicht benutzen, weil der unsolide, bewegliche Untergrund schon für die Straße zu einer ununterbrochenen Reihe von Inkonvenienzen führt; sie zieht deshalb mittelst eines Kurventunnels zwei Mal unter der Straße weg, überschreitet den Gantherbach, dann dessen linke Zuflüsse und gewinnt in der Höhe des Zufluchtshauses Nro. 4 den Hang des Saltinathales wieder. Die Straße ruht hier auf einer Reihe von hohen gemauerten Böschungen, unterhalb deren die Bahn bis fast auf 1 Kilom. an den Nordeingang des Tunnels heranreicht, mittelst eines doppelten Rückschlages wieder zur Zuflucht Nro. 4 zurückkehrt und immer noch unterhalb der gemauerten Eskarpen nach der Vereinigung der Saltina mit dem Staldendoche zuläuft, erstere überschreitet, dadurch die vom Kallwasser-Gletscher niedergehenden Schnee- und Felsstürze vermeidet und den Tunnel erreicht, nachdem sie eine Entwicklung von ca. 27 Kilometer gefunden hat.

Im Tunnel selbst ist ein zweigleisiges Stück, mit Weichenstellung, damit bei Zügen mit zwei Maschinen auch die hintere sich vor Beginn des Niedersteigens versetzen und sonach die Last auf den tiefsten Punkt bringen kann.

Nach dem Austritte aus dem Tunnel hält sich die Bahnlinie auf dem linken Thalgehänge des Krumbachs und bleibt, bei dem ungeheuren Absturze zwischen dem Dorfe Simplon und der Brücke von Algady oder, was gleich bedeutend, der Gorge d'Algady ganz begreiflich, hoch oben über der vordern Thalstufe, die erreicht werden muß. Wer jemals hier an Ort und Stelle gewesen ist und in seine Erinnerung zurückgreift, wird kaum fassen, wie der Ingenieur hier eine Eisenbahntrace hat auffinden können. Wenn man aus dem Dorfe Simplon heraustritt und seine Schritte nach Italien hin lenkt, so erblickt man links vorerst den Schlund, den sich der Krumbach ausgewaschen, und jenseits desselben die vielfach durchfurchten terrassenförmigen Abstürze des eigentlichen Simplongebirges oder Monte Leone, weit nach Osten reichend, die einzelnen Gehänge von 6—800 Fuß, mitunter steilrechter Höhe, verbunden durch spärliche Matten und Geröllflächen. Gerade rückwärts hat man den Roßboden-Gletscher und das Fletschhorn, deren Abhang nach dem Krumbache hin mit etwa 30 Grad Neigung in einer ziemlich öden, mit Blöcken überstreuten Matte niedersteigt, weiter rechts sich nach Süden umbiegt und den linken Thalhang der la Guina Torrents bildet. Der Thalhang selbst wird zugleich mit dieser Umbiegung zerrissen, und allenthalben treten die Spuren der niedergegangenen Schnee- und Schuttmassen deutlich entgegen. Jenseits der la Guina, halb rechts vorwärts, ragen die Hörner und Schneeflächen des Col de la Furca in die Luft, eben so terrassenförmig und mit wild zerrissenen Abstürzen theils zur la Guina, theils zur Diveria niedersteigend. Tief unten aber, so tief, daß der Eindruck ein beinahe schwindelerregender ist, öffnet sich eine enge Felsspalte, mit wohl 1000 Fuß hohen, fast senkrechten Wänden; dahinein stürzt schäumend die Diveria, unmittelbar vorher von einer kühn gewölbten Brücke überspannt, jenseits deren, weil kein Raum weitere vorhanden, die Straße in den Felsen hineingeht. Dort hinunter muß die Bahn, die noch 210 Meter über der Brücke von Algody sich befindet, als ihrem östlichen Weitergehen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen. Mittelst eines doppelten Rückschlages geht sie vorerst wieder nach dem Dorfe Simplon hin zurück, überschreitet nicht weit davon den Krumbach, biegt in die Spalte der la Guina ein, geht mittelst eines Kurventunnels unter der la Guina weg, entwickelt sich wieder gegen Osten an den Gehängen des Col de la Furca, wird einem zweiten doppelten Rückschlage unterworfen und kann kurz darauf den linken Thalhang des in Diveria umgetauften Krumbachs gewinnen. Es war eine Entwicklung von fast 15 Kilometer nothwendig, um aus der Gegend des Dorfes Simplon bis hinunter an den Wildbach zu gelangen, während die Straße wenig mehr als 6 Kilometer dazu benöthigte. Wenig unterhalb, in der Höhe des Weilers Gondo, zwingt der gewaltige Fall der Thalsohle abermals zu einem doppelten Rückschlage, der in der Nähe des östlichen Wendepunktes die Eigenthümlichkeit dreier, stufenweise übereinander liegenden Tunnels aufzuweisen hat. Noch ein doppelter Rückschlag wird bei dem 4 Kilometer entfernten Iselle — der italienischen Grenzstation — nothwendig; von hier ab ward es aber möglich, die Trace ohne weitere Umwege, immer auf der linken Seite bleibend, zu striren. Vor Ceevolo wird die Diveria zum letzten Male überschritten, mittelst eines Tunnels das Thal der Toccia auf dem kürzesten Wege und bei Domo d'Ossola der südliche Fußpunkt erreicht. Nahe an 50 Kilom. beträgt die Länge des Südstückes der Bahn.

Um nun eine Uebersicht der Bauschwierigkeiten zu gewinnen, möge noch folgende Zusammenstellung Platz finden.

Die Bohndeckungen reichen auf der Nordseite bis 1150, auf der Südseite bis 850 Meter Meereshöhe herab. Sie haben zusammen eine Länge von 21,200 Metre.

Die Tunnels, an der Zahl 99, haben eine totale Länge von 23,200 M.; es wird also eine Summe von 44,400 Meter Bahnlänge bedeckt sein.

Die Steigungen betragen:

Zu 0,040	—	47731,20 M.
„ 0,035	—	7964
„ 0,030	—	4188 im Haupttunnel
		1896 anderwärts
Andere zwischen 0,035 und 0,035		11220,80
Ebene	—	7998,50

Abgerundet 80635 Meter totaler Länge.

Der Kostenanschlag ist auf 66 Millionen Francs oder ca. 807,000 Frcs. p. Kilometer berechnet.

Wie oft auch der Mensch, der gewaltigen Alpennatur gegenüber, klein und ohnmächtig erscheinen mag, so oft erscheint er auch groß, wenn er im ernstständigen Kampfe mit ihr doch noch strebt, sie zu überwinden und im Interesse des Völkerverkehrs Bahnen zu öffnen, auf denen derselbe sich sorglos be-

wegen mag. Wie Mancher wird dereinſt dieſe Straße benutzen, ohne der Männer zu gedenken, in denen jene mächtige Conception reifte und die oft genug Leib und Leben gewagt, um die Möglichkeit künftiger Sicherheit zu erforſchen.

Wir erlauben uns hier das Verzeichniß der mit den Vorarbeiten beſchäftigten Ingenieure zu geben.

Director der Kompagnie: Herr Pierren de Mondéſie. Chef Ingenieur der Vorarbeiten für die Simplonbahn: Herr Lehaître. Abtheilungschef auf der nördlichen Seite: Herr Darru. Abtheilungschef auf der ſüdlichen Seite: Herr Raſſin.

Mögen ſie die Freude erleben, ihre Arbeit ins Werk zu ſetzen!

Keltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. Richard Andree.

II.

IV. Die heutigen Gaelen.

Die gaeliſche Bevölkerung Schottlands, wie wir ſie heute noch finden, iſt auf die niedrigſten Klaſſen der Geſellſchaft beſchränkt. Alles, was aus dieſem engen Kreiſe heraustritt, ſich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, anglifirt ſich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald ſeine keltiſche Herkunft. Auf dieſe Weiſe nimmt das angelſächſiſche Element fortwährend gaeliſches Blut in ſich auf, während bei den keltiſchen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerm Maße der Fall iſt; Niemand findet darin einen Vortheil, ſich zu dieſem ausſterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelſächſiſche uns entgegentritt. Freilich haben wir, namentlich auf den äußeren Hebriden, auch einige Beiſpiele, daß dort ſkandinaviſche Niederlaſſungen, die weit abgeſchieden vom Mutterlande und ohne Nachſchub von denſelben waren, die gaeliſche Sprache annahmen; allein dies ſind Ausnahmefälle. Jene altſkandinaviſchen Colonien zeichnen ſich noch von den umwohnenden Kelten dadurch aus, daß ſie den Fiſchfang und die Schifffahrt ſchwunghaft betreiben. Dies thaten die Kelten nie; obgleich allſeits die britiſchen Inſeln vom Meere umfluthet ſind, wagten ſie ſich doch nie weit auf das Salzwaſſer hinaus; der Schiffbau blieb ſtets bei ihnen auf einer untergeordneten Stufe. Während die kühnen germaniſchen Wikinger weit auf dem Meere umherſchwärmten, während normänniſche Seefahrer ſchon 500 Jahre vor Columbus an den Küſten der heutigen Neuengtandſtaaten landeten, fuhren die Kelten Großbritanniens noch in Kähnen aus Flechtwerk von Ufer zu Ufer. Es iſt kein Zufall, daß die Oſtküſten Schottlands eine ſeetüchtige Bevölkerung und blühende Fiſcherſtädtchen aufweiſen, denn dort wohnen ja Leute unſers Stammes, während der gaeliſche Nordweſten für Schifffahrt und Fiſcherei faſt todt iſt. Freilich tragen hierzu die gefährlichen, klippenreichen Küſten im Weſten das Ihrige mit bei, aber der Unterſchied iſt zu auffallend.

Es iſt in einem Lande, wo Menſchen zweier Stämme ſich vielfeitig vermiſchten, ſchwer, durchgreifende Unterſchiede für das Aeußere derſelben zu finden. Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte in Böhmen ging es mir ſo mit Deutſchen und Tſchechen, und von Schottland möchte ich faſt daſſelbe ſagen. Im Allgemeinen glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei den Gaelen härtere Geſichtszüge, dunklere Hautfarbe, meiſt ſchwärzere oder doch dunkelbraune Haare, kleinere Geſtalten, rundere Geſichter vorherrſchen, als bei den Menſchen germaniſcher Abkunft.*) Da wir dieſes Volk überall nur in den unterſten Schichten der Bevölkerung finden, ſo muß es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht. Wer die Lebensweiſe dieſer Leute geſehen hat, der wird mir gewiß nicht Unrecht geben; im Allgemeinen befinden ſie ſich auch in ſo ſchlechten Verhältniſſen, und der Druck der Armuth laſtet ſo auf ihnen, daß auch Menſchen andern Stammes in dieſer Lage nur elend erſcheinen würden.

Der Großgrundbeſitz in der ungeheuren Ausdehnung, wie er in Großbritannien herrſcht, iſt gewiß ein ſociales Uebel zu nennen. An die Stelle des freien Bauern tritt der Pachter, auf deſſen Lage im Allgemeinen einzugehen hier nicht der Ort iſt. Ackerbau im großen Maßſtabe finden wir faſt nur in den Lowlands und an der Oſtküſte; die Hochlande, der Sitz der gaeliſchen Bevölkerung, ſind großen Theils mit dürren Schafriften und Hutweiden bedeckt. Man kann halbetagelang von einem Glen zum andern ziehen, ohne auf einen Menſchen oder gar eine Hütte zu ſtoßen; aber auf den mit ſpärlichem Gras bedeckten Hügeln weiden zerſtreute Schafheerden. Mit der ausgedehnten Einführung der Schafzucht hat die Bevölkerung weſentlich abgenommen, namentlich durch Auswanderung. So iſt Sutherland, Roßſhire, Inverneß, Argyle und ein Theil von Perthſhire verödet. Der Flächenraum Schottlands beträgt 1477 geographiſche Quadratmeilen, hiervon ſind 1030, alſo volle zwei Dritttheile, unkultivirt; wie dünn gerade in den vorzugsweiſe gaeliſchen Grafſchaften die Bevölkerung iſt, erſieht man aus nachfolgender Zuſammenſtellung. Es wohnen auf einer Quadratmeile (im Jahre 1851) in

Argyle	581	Menſchen
Inverneß	481	„
Nairn	986	„
Perth	1040	„
Roß	556	„
Sutherland	2898	„
Caithneß	1152	„

Und wie lebt nun dieſe dünne gaeliſche Bevölkerung? Sie beſteht aus Hirten, kleinen Pächtern, Fiſchern und Küſtenſchiffern im beſchränkten Maße, und hie und da Handwerkern in kleinen Städten.

Die Hirten ſind Knechte der Großgrundbeſitzer oder der größeren Pächter; ſtatt des Lohns erhalten ſie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem ſie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen ſie einige Kühe oder Ziegen halten, die ſie mit den Schafen zuſammen austreiben.

*) Man hat der Färbung der Haare in Schottland beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt, um daraus einen Schluß auf die Abkunft der Bewohner machen zu können. Im Kirchſpiel Durneß bei Cap Wrath in Sutherland fand man im Jahre 1851 bei einer Zählung unter 370 Leuten 34 rothhaarige, 78 dunkel- und ſchwarzhaarige und 256 hell- und braunhaarige; ferner 110 ſchwarzäugige, 95 grauäugige und 165 blauäugige.

Digitized by Google

Mißräth die Kartoffel- oder Haferernte, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft.

Schottland kennt keine Dörfer nach unserm Begriffe; es gibt dort nur sehr wenig Ortschaften, die dem gleich kommen, was wir nach Zahl der Häuser und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen. Aber über all' die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Werden die Hütten zahlreicher, so dauert es auch nicht lange, bis sie „Stadt" genannt werden. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa, und man kann sich bei ihrem Betreten des Gedankens nicht erwehren, warum England durch seine Missionen so viel und mit so wenig Erfolg unter Völkern fremder Erdtheile für die Civilisation und das Christenthum thut, während ihm in der nächsten Nähe daheim noch eine sehr große Aufgabe erübrigt. Freilich wird der Raum, den jene schrecklichen Behausungen einnehmen, von Jahr zu Jahr kleiner, gerade so wie das Keltenthum verschwindet, aber es ist hier noch ein weites Feld für Civilisationsarbeit offen. Ich will es versuchen, eine solche Hütte zu schildern; sie gleichen sich so ziemlich überall im ganzen Nordwesten und auf den Hebriden. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an der First abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In anderen Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster oder dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut (Spartium Scoparium). Damit diese lockeren Materialien vom Winde nicht fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und beschwert diese am untern Ende mit platten Steinen. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür, zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster; zuweilen fehlen diese aber in den Mauern, wenn ich die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus hartgestampfter Erde und zeigt bedenkliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häufig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt und selbst bei einigen Hütten, so z. B. am Loch Tummel, statt einer hölzernen Thür eine solche aus Weidenruthen geflochten sich fand. Oft besteht das Innere nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften geschieden. Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst ärmliche und elende Menschenwohnung hingehen, wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, so glaubt man einen Stall, aber keine Behausung vernünftiger Europäer vor sich zu haben. Dicht auf dem Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gaelischer Sprache selten fehlt. Ich nehme das specielle Bild zu diesen Hütten von den elenden Behausungen, wie ich sie im Kirchspiel Latheron der Grafschaft Caithnesshire fand, bemerkt aber, daß sie auf den Hebriden noch schlechter bestellt sind. Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt nun allmälig, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig. Ich habe solche Ruinen zu hunderten in den Hochlanden gesehen, und Niemand schien an ihre Wegräumung zu denken.

Unter den Geräthschaften, welche die gaelischen Bewohner in manchen abgeschiedenen Glens und auf den Hebriden heute noch gebrauchen, erwähne ich nur die Handmühlen. Bruchstücke von kleinen Mühlsteinen fand ich hier und da mit in die Mauern eingebaut, die erste Handmühle oder Quern sah ich aber auf Jona, einer der inneren Hebriden. In Thätigkeit war sie freilich nicht, aber sie wird noch zum Schroten oder Mahlen des Hafers und der Gerste dort benutzt, da auf jener Insel weder eine Windmühle steht, noch ein Bach vorhanden ist, um eine Wassermühle zu treiben. Es bestand diese Handmühle aus zwei flachen granitenen Steinen, jeder von etwa anderthalb Fuß Durchmesser. Mittelst eines hölzernen Zapfens, der im untern Steine fest sitzt, greift der obere in diesen ein; der obere Stein wird als Läufer benutzt und durch einfaches Umdrehen mit der Hand in Bewegung gesetzt. Nun, da überall Mehl leicht hingeführt wird, kommen diese Handmühlen ganz außer Gebrauch. Auf dem Hauptlande sind sie schon sehr selten.

In den Küstengegenden ist der Häring ein Hauptnahrungsmittel im Winter und Sommer; dazu kommen die Kartoffel und der trockene, geschmacklose Haferkuchen, der aussieht, als wäre er aus Sägespähnen zusammengepreßt. Aber da er eine schottische Nationalspeise ist, so fehlt er so wenig wie die merkwürdige Hotch-potch Suppe auf den Tafeln der Hotels. Alle Schotten, gleichviel ob gaelischer oder angelsächsischer Abkunft, sind große Whiskytrinker. Die Zubereitung dieses nationalen Getränks erscheint uns sehr einfach, aber es gibt bei der Herstellung Feinheiten, die einem Fremden unbekannte Dinge bieten. Ich muß sagen, daß ich in Schottland viel, sehr viel vom Whisky berauschte Leute getroffen habe und daß namentlich in allen größeren Städten am Sonnabend, trotz der vielen Straßenprediger, betrunkene Leute fast so häufig waren, wie nüchterne.

Um den geistigen Zustand der Gaelen beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den crassen Aberglauben, der unter ihnen noch vielfach herrscht, zu kennzeichnen. Freilich wirken dem die überall verbreiteten Schulen jetzt mächtig entgegen. Aber es sind noch keine 30 Jahre vergangen, daß in vielen gaelischen Gegenden von Schule und Kirche keine Rede war. Somit leidet die damals herangewachsene Generation noch an den Nachwehen ihrer Unbildung, und erst mit ihrem Absterben werden vernünftige Ansichten allgemeiner sein. Aber wie viel ist denn noch vom gaelischen Volke übrig?

Trotz der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columba und seine Culdees errichteten bereits im Jahre 563 ihr Kloster auf Jona) und der langdauernden Einflüsse desselben hat sich eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gaelischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion im Zusammenhang stehen.

Wir wissen ja, wie selbst bei uns noch heute eine Menge Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus unsrer alten germanischen Religion im Volke ganz und gäbe sind, wenn auch diesem selbst der Schlüssel dazu fehlt und erst tüchtige Forscher im Gebiete unsers Alterthums uns darüber Aufklärungen geben. In noch weit höherm Maße ist dies bei den gaelischen

Hochländern der Fall. Sie haben drei Arten von Aberglauben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, feenartige Wesen, die sie Dasine-shith nennen. Ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam regieren, steht bei ihnen fest. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; Viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf die der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen. *)

Auch einzelne Tage werden noch besonders von ihnen heilig gehalten, ohne daß gerade damit christliche Ideen verknüpft wurden. So der erste Mai oder Beltain und der erste November oder Samhuin; auf letztern fällt auch der Allerheiligen-Tag. In Caithneßshire gibt es noch viele Tumuli, welche in ihrem Innern alte, aus mehreren Zellen bestehende Wohnungen bergen, die man „Pechtish houses", Pictenhäuser, nennt. Nicht weit von Lybster zeigte man mir einen solchen Hügel und sagte mir dabei, daß das gemeine Volk vor demselben eine große Scheu habe und nicht wage, ihn aufzugraben, denn dort gingen die Feen um.

Ich bin der gaelischen Sprache nicht mächtig und bin im Ganzen zu wenig mit diesem Volke zusammen gekommen, um über seinen Charakter ein Urtheil abgeben zu können. Ich setze daher Armstrongs Aeußerung hierher, die aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Gaelen hervorgegangen ist. „Der heutige Gaele, sagt er, ist ein indolenter und unindustriöser Mensch; wird ihm aber eine besondere Gelegenheit zur Thätigkeit und Anstrengung gegeben, so wird er selten übertroffen; dabei ist er bescheiden und nie stolz. Seine Höflichkeit und sein willfähriges Benehmen sind unstudirt und ehrlich gemeint; nie wird er durch ein Gefühl von Inferiorität zu linkischem Wesen gebracht. Er ist zänkisch, wißbegierig, intelligent und hat stets seine Sinne gut beisammen. Für Güte ist er sehr empfänglich und der Dankbarkeit im hohen Grade fähig, dabei aber abergläubig, übermüthig, leidenschaftlich und rachsüchtig."

V. Kleidung.

Die Kleidung der Hochländer ist jedenfalls eine originale und nicht, wie Manche glauben, der Tracht der alten Römer entlehnt, mit der sie eine entfernte Aehnlichkeit hat. In alten Zeiten unterschied man drei verschiedene Arten der Bekleidung bei den Schotten, die aber in einander übergingen.

Im Jahre 1700 beschreibt Rev. James Beoome, in seinen Reisen in England, Schottland und Wales, die Hochländer folgendermaßen: Sie tragen Mäntel, die verschiedenartig gefärbt und gestreift sind, über die Schultern geworfen. Diese nennen sie „plaiden"; am Körper tragen sie einen eng anliegenden Ueberrock; die Schenkel sind nackt; an den Füßen haben sie Sandalen. Die Weiber gehen ähnlich gekleidet.

Der französische Cosmograph Nicolaus d'Arfeville besuchte Schottland gegen Ende des 16. Jahrhunderts und veröffentlichte über seine Reisen, die er im Gefolge des schottischen Königs Jacob V. unternahm, im Jahre 1583 zu Paris einen Bericht. „Sie tragen, sagt er, wie die Irländer, ein langes mit Saffran gefärbtes Hemd, und über diesem ein nur bis zum Knie gehendes grobwollenes Kleid. Das Haar lassen sie lang wachsen, der Kopf bleibt unbedeckt. Viele gehen ohne Strümpfe und Schuhe, Andere tragen Halbstiefel."

Ein anderer Franzose, welcher im Jahre 1548 mit französischen Hülfstruppen in Schottland war, erwähnt schon die verschiedenen Farben der Kleider. Die historischen Nachrichten reichen noch bis ins 15. Jahrhundert zurück, und überall finden wir darin den Grundtypus der jetzt abgestorbenen Hochländertracht.

Aber da, wo die schriftlichen Aufzeichnungen über diese alte Kleidung aufhören, treten uns andere noch viel ältere Zeugnisse für dieselbe entgegen. Es gibt vielfach in Schottland alte Grabsteine, unter denen Häuptlinge begraben liegen. Auf ihnen sind die Bildnisse dieser Führer in voller Rüstung und Hochlandstracht angebracht. In dem Dorfe Kilmory in Knapdale steht ein altes, sehr gut erhaltenes Kreuz, das unter dem Namen Macmillans Groß bekannt ist. Es stammt nach der Form der alten Inschrift: „Crux Alexandri Macmillan" mindestens aus dem 14. Jahrhundert. Auf der einen Seite ist ein Hochländer abgebildet, wie er einen Hirsch jagt, und seine Kleidung gleicht ungemein der der heutigen Highlandstracht.

Wir haben aber auch ein untrügliches Zeugniß aus dem 11. Jahrhundert. Der norwegische König Magnus Barfuß eroberte im Jahre 1093 die westlichen Inseln und einen großen Theil der Hochlande. In den alten nordischen Sagen hat sich nun über ihn folgender Passus erhalten: „Als Magnus von seinem Zuge gen Westen heimkehrte, hatte er die Tracht jener westlichen Lande angenommen und mit ihm ein großer Theil seines Gefolges. Sie gingen mit bloßen Beinen, trugen kurze Röcke und Oberkleider und wurden deßhalb die Barbeinigen oder Barfüße genannt."

Als ich über die berühmte Haide von Forres kam, die zwischen Elgin und Inverneß liegt, wo Shakespeare die Hexen dem Macbeth erscheinen läßt, besuchte ich auch den nicht weit vom Städtchen Farres liegenden Sweno Stein. Er ist etwa 20 Fuß hoch, in Obeliskenform aufgeführt und über und über mit Skulpturen bedeckt. Daß er sehr alt ist, steht fest; die Archäologen versetzen ihn in die Zeit König Malcolm II. und glauben, daß er ein Denkmal zur Erinnerung an die Vertreibung der Dänen aus dem Lande sei. Auf diesem Steine nun findet man ganz untrüglich die vollständige Hochländertracht wieder: kurzen Kilt, nackte Beine, kleine runde Schilde u. s. w. Einzelne Figuren sind Reiter, andere stellen im Kampf begriffene Gruppen vor, wieder andere blasen in die kurzen gekrümmten schottischen Jagdhörner.

Die Kleidung des gemeinen Volkes wich in etwas von der des Adels ab, doch treten auch bei ihm die lebhaften Farben in Streifen und Würfeln auf.

Von einer besondern Tracht ist bei den Frauen jetzt gar keine Rede mehr; sie tragen die allgemein übliche nur in einigen Fischerdörfern an der Ostküste, z. B. in Newhaven bei Edinburg und weiter nördlich hinauf fand ich eine etwas abweichende Kleidung. Da aber diese Fischerbevölkerung fast durchweg germanischer — angelsächsischer oder skandinavischer — Abkunft ist, so kommt ihre Tracht hier nicht in Frage, wo wir es mit altkeltischer Kleidung zu thun haben. Die vornehmen Damen in den größeren Städten Schottlands tragen höchst selten Tartan; durchaus nicht so viel, wie er gerade jetzt von unseren Frauen in Deutschland getragen wird.

Fragen wir nun, wie steht es heute mit dieser alten Hochlandstracht, so muß man antworten: sie ist als Kleidung des Volkes bereits gänzlich abgestorben; das aber, was wir heute noch davon sehen, ist künstlich gemacht, nicht viel mehr aber weniger als ein Maskenscherz. Daß der Kilt 1746 von den Engländern verboten ward, habe ich bereits erwähnt, und hierdurch wurde jedenfalls auch das zu Grabe tragen der alten Kleidung mit befördert.

Kommt man jetzt nach Schottland, so findet man, daß die Knaben aus den wohlhabenderen Ständen bis zum 14. Jahre noch häufig mit dem Kilt und nackten Beinen gehen, sonst aber bereits eine mehr civilisirte Tracht angenommen haben. In den größeren Städten erblickt man höchst selten einen erwachse-

*) Das zweite Gesicht heißt auf Gaelisch Daraburl, und ich weiß bestimmt, daß der Glaube daran noch heute, namentlich in der Gegend westlich von Inverneß, sehr verbreitet ist.

nen Mann in Kilt und Plaid, und nur auf dem Lande draußen, in den Bergen, in der freien Natur erlauben sich Einzelne, die mit guten Waden und Schenkeln beglückt sind, die Komödie der Hochlandstracht. Oft sind es Engländer, die, um sich den rechten Hochlandsanstrich zu geben, in Schottlands Bergen den Kilt anziehen oder doch sich wenigstens in dieser Tracht photographiren lassen. Bei den meisten Photographen liegen Highlands garbs vorräthig, damit Liebhaber nach einer schnellen Metamorphose sich in diesem Costüme abconterfeien lassen können. Die Dienerschaft, die Heger, Wildhüter und Hundedresseure der schottischen Adligen gehen meist auf den Landsitzen derselben in Hochlandstracht — aber das gemeine Volk nirgends, und darum erscheinen uns diese Leute ausgezeichnet und abgesondert, wie etwa die gelbröckigen Briefträger in Sachsen.

Wer unter den Adligen noch Sinn für das alte Keltenthum hat, der legt wohl auch noch seinen Familientartan an, wenn er zur Jagdzeit auf seinem Landsitze eintrifft. So ging der vor Kurzem verstorbene Herzog von Atholl nie anders als in Murraytartan. Er war ein großer Protektor aller Highlandgames und Vorstand eines jährlich in Dunkeld abgehaltenen Hochlandsfestes. Sein Beispiel hat auch bewirkt, daß in der Gegend von Dunkeld und Blair Atholl, wo er große Güter besitzt, noch heute mehr als an anderen Orten Schottlands die alte Tracht zum Vorschein kommt; den grün und blauen mit einem rothen Streifen durchzogenen Murraytartan sieht man dort nicht selten.

Tartan nennt man nämlich die bunten gewürfelten Stoffe, die größtentheils nach schottischen Mustern in Sachsen verfertigt werden. Alle die Tartans zu unterscheiden und zu wissen, welchem Clan sie angehören, ist gewiß ohne anhaltendes Studium nicht möglich, doch gibt es darüber eigene Werke, die mit derselben Gewissenhaftigkeit wie eine Heraldik abgefaßt sind und von den Clantartans handeln, das heißt, nur von den buntgewürfelten Stoffen, welche den alten Clans angehörten. Ausgeschlossen sind die Phantasie- oder Fancy-Tartans, die auch in großer Menge getragen und nach berühmten Personen benannt werden, z. B. Victoria and Albert Tartan. Als dritte Art kann der Schäfertartan erwähnt werden; er ist klein weiß und schwarz gewürfelt und wurde ehedem von den Schäfern getragen.

Ein wesentliches Erforderniß bei der Hochlandstracht ist noch die Purse, eine vor dem Bauch über dem Kilt hängende Tasche, gewöhnlich aus Marder-, Ottern- oder Dachsfell gemacht. Manchmal ist sie mit den ausgestopften Köpfen dieser Thiere, wohl gar mit den Schwimmfüßen des Otter verziert. Als Oberkleid dienen gewöhnlich Weste und kurze Jacke, über welche der Plaid in verschiedener Weise geschlungen wird. Auf dem Kopfe sitzt das dunkelblaue Bonnet, dessen Schnitt als „schottisch“ allgemein bekannt ist; bei vollständigem Hochlandscostume gehört noch eine Falkenfeder daran, gewöhnlich aber trägt man statt sein Clanzeichen oder eine silberne schottische Distel, das Wahrzeichen des Landes. *)

Bei den jährlich stattfindenden Hochlandsspielen sind von der Highland Society Preise für die beste Kleidung ausgesetzt, die Leute erscheinen einmal bei dem Feste darin, holen sich ihren Preis und legen dann Kilt, Purse, Plaid und Bonnet wieder in die Truhe. Etwas mehr Leben hat die Hochlandstracht durch die Freiwilligen bekommen, die in Edinburg, Glasgow und den anderen großen Städten Sonnabends einmal, oder auch nur dann, in dieser Kleidung aufziehen. Bei den schottischen Regimentern tragen mehrere den Kilt, bei anderen treten aber bunt corrirte Hosen an dessen Stelle, die dann ganz abscheulich aussehen.

Aber alle diese Anstrengungen, die Tracht aufrecht zu erhalten, werden zu keinem Resultate führen, sie mag zu den Todten geworfen werden; und so wie dieser Kleidung wird es vielen anderen sogenannten Nationaltrachten in Europa gehen, sie verschwinden vor dem Alles nivellirenden Strome der neuen Zeit. Das beweisen die Beispiele an allen Ecken und Enden.

VI. Waffen, Geräthschaften.

Bewaffnet trugen die alten Hochländer Helme und Kettenpanzer. Ihre Schwerter waren lang, Bogen und Pfeil, Speer, Schlachtaxt, Schild und Dolch fehlten nicht. Mit diesen Waffen angethan erscheinen sie uns noch heute auf alten Grabmälern; zumal auf der Hebrideninsel Jona, wo der alte ehrwürdige Kirchhof, Reilig Orain, förmlich mit solchen Grabplatten gepflastert erscheint. Interessant erscheint uns jedenfalls der einfache Bogen; er war keine komplicirte Armbrust, wie bei uns, sondern genau so gestaltet, wie ihn die Wilden noch heute führen. Der Engländer Moneypennie, welcher um das Jahr 1612 ein Buch über Schottland herausgab, schreibt: „Ihre Waffen gegen die Feinde sind Bogen und Pfeile, die mit Widerhaken versehen sind. Einige führen breite Schwerter und Aexte.“ Also noch im Beginn des 17. Jahrhunderts, als lange das Pulver erfunden waren und die Kriegswaffen schon ziemlich entwickelt waren, bedienten die Hochländer sich eines primitiven Bogens. Pfeil und Bogen spielen in der schottischen Heraldik auch jetzt noch eine große Rolle; so führen die Earls of Strathmore drei blaue Bogen im Wappen, die alt berühmten Gordons von Aberdeen haben einen Arm, der einen Bogen spannt, als Helmschmuck u. s. w.

Sammlungen solcher alten Waffen findet man noch in den meisten Schlössern schottischer Großen und in den Museen des Landes. Die Baronenhallen sind damit oft prächtig ausgeschmückt, so in Taymouth Castle, dem Sitze der Breadalbanes am schönen Loch Tay. Auch in Abbotsford fehlen diese Antiquitäten natürlich nicht. Dort hat Walter Scott sich eine Umgebung geschaffen, welche ihn ganz in die Vorzeit seines geliebten Vaterlandes zurück versetzte, und angeweht von ihrem Hauche konnte er in seinen Romanen jene treuen Bilder der alten schottischen Häuptlinge schaffen, gegen die selbst der strengste Geschichtsforscher nichts einzuwenden weiß. Da hängen an den Wänden die kleinen runden, mit Metallbuckeln versehenen Hochlandsschilder und die Schwerter — Blades — die ich am besten mit den sogenannten „Kordschlägern“ unsrer deutschen Studenten vergleiche.

Zur vollständigen Hochlandstracht gehört auch ein Dolch, der gewöhnlich mit einem großen Halbedelstein am Griffe verziert ist, ein langes Messer, das im Strumpf an der rechten Wade getragen wird, und ein dicker, knotiger Stock zum Bergsteigen.

Halbedelsteine und Kiesel, Kinder der heimischen Berge, sind dem Schotten stets der liebste Schmuck. Große, hellgelbe Topase, Rauchtopase oder Cairngorms, Achate, Amethyste und Jaspis werden, in Silber gefaßt, zu Broschen und anderen Schmucksachen verarbeitet. In der aberdeener Gegend schleift man auch verschiedenartig gefärbte Granite und fertigt aus denselben kolossale Borstecknadeln, Armbänder u. s. w. Originell sind diese Putzsachen jedenfalls, wenn auch nicht immer geschmackvoll, dem Schotten aber genügt es, daß sie aus den Hochlandsbergen stammen. Man findet auch in den Wohnungen Mancherlei mit diesen Halbedelsteinen verziert, so vor Allem jene kolossalen Schnupftabaksdosen (Snuff mulls) die aus Widderhörnern verfertigt sind und auf dem Tische zwischen den Anwesen-

*) Der Schotte liebt es, seine Distel möglichst viel an verschiedenartigen Gegenständen anzubringen, so auf Tapeten, als Giebelschmuck der Häuser, als Ornament an allen möglichen Bauwerken und Dingen. Fast eben so häufig trifft man noch auf die Lilien der Stuarts oder auf das schottische Einhorn. Letzteres meistens auf den Stadtsiegeln, crossed, so z. B. in Aberdeen, Melrose.

den hin- und hergeschoben werden. Am Ende des Hornes sitzt ein großer Amethyst in Silber gefaßt, der die schottische Distel darstellt. Ich habe auch in Schottland häufig Spaniol mit kleinen Löffeln schnupfen sehen.

Sehr wesentlich für die Schotten ist auch ein Wappen. Wappen sind in Schottland gleichsam zum Hausgeräth geworden; nicht nur der Adel führt sie, sondern auch bei den anderen Ständen sind sie im Gebrauche. Wer von einem keltischen Clan abstammt, ist gewiß auch im Besitze des Clan- oder Familienwappens, und kann er dasselbe nicht irgendwo ganz anbringen, so trägt er wenigstens den Helmschmuck als Brosche, Leibschnalle ꝛc. Die Wirthshausschilder tragen gewöhnlich die Wappen der nächstwohnenden adligen Familie. So gibt es in Broemar ein „Invercauld arms hotel“ und ein „Five arms hatel“, in Dunkeld ein „royal arms hotel“ und ein „Atholl arms hotel“. Die schottischen Wappen sind ungemein complicirt und weichen in vieler Beziehung von unseren deutschen ab. Da treten uns heraldische Figuren entgegen, von denen wir keine Ahnung haben, und denen gegenüber unsre Bären, Adler, Löwen, Eber, Greife und Hirsche sehr gewöhnlich erscheinen. Namentlich sind die Schildhalter merkwürdige Wesen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen ist. Die Macniel haben zwei Lachse als Supporters, dies Geschäft versehen bei den Maclean zwei Seehunde, bei den Robertson eine Schlange und eine Taube, bei den Macintosh und Faequarson Katzen, bei den Grahams Störche, bei den Urquhart Windhunde. Den Schild der Mackay halten ein paar Soldaten in der Uniform des vorigen Jahrhunderts, während vollständig costümirte Hochländer das Wappen der Macnab, Macfarlane, Skene und Macpherson stützen.

VII. Poesie und Musik.

Von einer Literatur ist bei den Kelten Schottlands keine Rede, in den Wissenschaften und Künsten haben sie nichts geleistet, das ganze Denken und Trachten des armen Volkes geht heute in dem Gedanken Brod auf, und da können wohl die höheren Blüthen des menschlichen Geistes nicht zur Entfaltung gelangen. Es gibt keine Zeitung in gaelischer Sprache, während doch die zahlreicheren Erse Irlands einige Blätter in ihrer Muttersprache besitzen, und Alles, was heute noch in gaelischer Sprache gedruckt wird, besteht in der Bibel, einigen Katechismen und anderen religiösen Büchern.

Desto geschäftiger ist der Volksmund gewesen, und in der Tradition leben heute noch uralte epische Gesänge fort. Die Thaten der Vorfahren werden in ein poetisches Gewand gehüllt und gelangen so, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, bis in unsere Zeiten herab. Bei den Hochländern Schottlands ist dies besonders der Fall, denn die natürliche Anlage dieses Hirten- und Jägervolkes zur Dichtkunst ward noch durch die romantische Schönheit ihres Landes erhöht, die auf ihre phantasievollen Gemüther einen besondern Eindruck machen mußte.

Es kann nicht mein Zweck sein, auf die alten Volksgesänge hier näher einzugehen. Aber sie existiren in der That noch; wenn ich sie auch nicht selbst zu hören Gelegenheit hatte, so versicherten mir doch glaubwürdige, mit den Verhältnissen des Landes bekannte Männer, daß sie existirten.

Vor Allem sind es die sogenannten ossianischen Gesänge, die ihrer Zeit hohes Aufsehen erregten. Diese singolitische oder ossianische Poesie hat ihre ersten Keime in Irland; aber unter den Seeketten der Hebriden und Westschottlands hat sie sich zur blühenden Sagenpoesie entwickelt und ist endlich das ausschließliche Eigenthum der Gaelen der schottischen Hochlande geworden. Der schottische Held heißt Fingal, das ist, wie Clement erkläret, der helle Feembting oder Fin der Fremdling. Alles weist in diesen Liedern auf germanische Helden hin, die den Kelten hoch und erhaben erschienen, ja der dänische Archäolog Finn Magnussen hat nachgewiesen, daß die Religion der ossianischen Gedichte ein genaues Abbild der alten nordischen Religion ist.

Die Macpherson'schen Fälschungen und Ueberarbeitungen darf ich füglich hier übergehen. Sie sind seit Talvjs Buch über „die Unächtheit der Lieder Ossians“ in Deutschland zu Genüge bekannt. Hier kommt es nur darauf an, die poetische Begabung der Gaelen hervorzuheben.

Wo bei einem Volke sich Anlage zur Poesie findet, sellt auch selten die Schwester derselben, die Musik; so haben auch die Hochländer von se eine große Neigung zue Musik gehabt. Die Hochlandsmetodien sind sehr eigenthümlich, ungemein einfach, dabei mild und von starkem Pathos getragen.

Die Harfe scheint das alte Nationalinstrument gewesen zu sein; ihrer wird schon in sehr alten Urkunden gedacht; entweder schlug man sie einfach mit den Fingern oder mit einer Art Plectrum; auch zeigt man in den schottischen Museen noch solche atte Harfen, die mit schottischen Halbedelsteinen besetzt sind. Ein schlagender Beweis für ihr Alterthum ist auch ihr Vorkommen auf alten steinernen Denksäulen, die zum Theil noch vor der Einführung des Christenthums aufgestellt wurden. Mit dem 17. Jahrhundert, zur Zeit als die großen Bürgerkriege in Schottland begannen, gerieth der Gebrauch der Harfe allmälig in Verfall, und an ihee Stelle trat der mehr kriegerische Dudelsack (bag-pipe). Sein Ursprung in Schottland ist unbekannt; doch scheint er nach der ganzen Art und Weise seiner Anwendung ehee ursprünglich schottisch als eingeführt zu sein.

Wie lieb dem Schotten sein Dudelsack ist, erkennt man an der Einführung desselben beim Militär, und gewiß ist Iheer britischen Mojestät Armee die einzige, bei der dies merkwürdige Instrument benutzt wird. Als ich das alte Schloß in Stirling betrat, von dem mon eine herrliche Aussicht auf die maleeischen Krümmungen des Forth und die gleichförmig gestalteten Ochillberge hat, überraschte mich zum ersten Male eine zum Schall des Dudelsacks exeecieende Compagnie Bergschotten. Es war ein eigenthümlicher Andlick, diese mit flatternden bunten Bändern besetzten Leute nach dem Takte ihres Lieblingsinstrumentes marschiren zu sehen; aber sie sotgten munter den schrillen Tönen, die vor dem Feind sie mächtig begeistern sollen.

Herumziehende Dudelsackpfeifer werden immer seltener, doch findet man unter ihnen eigenthümliche Gestalten, die an die alten ossianischen Barden erinnern. Auf dem Kirchhof zu Melrose, bei den Ruinen der berühmten Abtei, fand ich auf einem Grabstein einen Dudelsack eingehauen, auf einem andern Flöte und Geige. Dort liegen gewiß solche alte Minstrels begraben, von denen aber die Nachwelt noch zu erzählen weiß wie von dem berühmten Highland Sandy, der vor etwa 14 Jahren zu Selkirk im 99. Jahre seines Alters starb. Alexander Roß war in Rossihire an der Cromarty-Föhrde zu Hause; er war ein echter Sohn seiner gaelischen Heimat, der mit der Bagpipe seiner Vorfahren hinauszog in die Welt. Er trug die gaelischen Melodien aus uralter Zeit und aus den Tagen der Clans, deren gewaltmäßige Zersprengung noch immer den Schotten mit Wehmuth erfüllt, von Berg zu Beeg, von Glen zu Glen zu den Ohren seiner Landsleute, die bei den schrillen Tönen des urweltlichen Instrumentes, dessen Töne die Seele aufregen, wie der Sturmwind die Wellen, wunderbar ergriffen wurden. Im Lande der Sassanoch, weit entfernt von seiner meerumzogenen Heimat, da, wo man keinen gaelischen Laut mehr versteht, liegt auch dieser „last minstrel“ begraben.

Im Zusammenhang mit der eigenthümlichen Musik stehen die seltsamen Tänze der Schotten. Reel und Fling sind schwee zu beschreiben und wollen gesehen sein; sie sind es, die nebst dem Golfspiel und dem Curling den Schot-

ten überall dahin begleiten, wo er in der Fremde ſich in größerer Zahl anſiedelt. Das Curling wird mit eigens geformten ſchweren Steinen auf dem Eiſe geſpielt und erinnert an das Klotſchießen unſeer Marſchbauern. Wie viel von den ſchottiſchen Melodien, Tänzen und Spielen keltiſch, wie viel germaniſch, wage ich nicht zu entſcheiden.

Gewiß beachtenswerth iſt es, daß die gaeliſche Sprache ein eigenes Wort für Muſik hat; es lautet: Bhinn. Als Grundton waltet in allen ſchottiſchen Liedern Trauer und Wehmuth vor; Alles iſt bei ihnen naturwüchſig, urſprünglich, nirgends finden wir Kunſt. Sie ſind tief und mächtig, wild und ſtürmiſch, wie das aufgeregte Weltmeer, das an die felſigen Küſten des Landes brandet. Schmerz, Liebe und Heimatsgefühl ſind die bevorzugten Themata der tiefſinnigen ſchottiſchen Volkslieder. Anfänge ſolcher alten Lieder, die mich oft tief ergriffen, ſind: „It is pretty to be in Ballinderry", „Should auld acquaintance be forgot?" „Yestreen, I met a winsome lass, a bonnie lass was she", „Why weep ye by the tide, lady", „When ye gang awa, Jamie". —

Daß Robert Burns, der Sohn des Volkes, der unſterbliche ſchottiſche Dichter, dieſen Ton ſo herrlich zu treffen verſtand, iſt als ein Hauptgrund ſeiner weit verbreiteten Volksthümlichkeit anzuſehen.

Die Pflanze und der Menſch.

Vor uns liegt die letzte Arbeit eines zu früh für die Wiſſenſchaft entſchlafenen jungen Gelehrten, der in der Blüthe ſeiner Jahre und im Dienſte der Natur plötzlich eines jähen Todes ſtarb. Dr. Kabſch in Zürich, dem ſachwiſſenſchaftlichen Publikum als Pflanzenphyſiolog durch mehrere vortreffliche Abhandlungen in botaniſchen Zeitſchriften bekannt, hatte mit faſt erſchöpfender Anſtrengung im Winter und Frühjahre 1864 an der Vollendung ſeines Werkes: Das Pflanzenleben der Erde. Eine Pflanzengeographie für Laien und Naturforſcher (Hannover. K. Rümpler 1865) gearbeitet, als ſchöne Lenztage den leidenſchaftlichen Naturfreund zur Erholung und zu neuen Studien hinauslockten in die erfriſchende Bergluft der Voralpen. In dieſem Jahre blieb der Schnee ungewöhnlich lange in den Vorbergen liegen. Ungeachtet mehrſeitigen Abmahnens brach Dr. Kabſch dennoch auf, aber ſchon am Abend des 20. Juni 1864 traf in Appenzell die Nachricht ein, daß er am Vormittage, ohne Führer botaniſirend am Hohenkaſten über eine Felswand hinabgeſtürzt und von zwei Geißbuben todt, mit zerſchmettertem Haupte, auf Alp Sall, gefunden worden ſei. Er ſollte nicht mehr die Freude haben, ſein vollendetes Werk, auf deſſen Erfolg er große Hoffnungen geſetzt, im Drucke vor ſich zu ſehen. Sein Freund H. A. Berlepſch, durch mehrere Arbeiten über die Schweiz und die Alpen rühmlich bekannt, unternahm die Herausgabe, und ſo iſt denn nach dem Tode des Verfaſſers das von großem Fleiße zeugende Buch Eigenthum der deutſchen Leſewelt geworden.

Wie der Titel ſagt, iſt daſſelbe für Laien und Naturforſcher beſtimmt. Wie ſchwierig es erſcheint, nach beiden Seiten hin gerecht zu werden, iſt zu Genüge bekannt, und doch wird der Verfaſſer allen Anſprüchen gerecht. Seine Sprache iſt gewählt, überall beherrſcht er den Stoff, und die klare, überſichtliche Zuſammenſtellung trägt nicht wenig dazu bei, das weitſchichtige Material uns nahe zu bringen. Sorgfältig ſind die beſten Quellen des großen Gebietes benutzt und anſprechende Schilderungen überall eingewebt. Das Werk iſt weit davon entfernt, trocken zu ſein; die Liebe, welche den Verſtorbenen zu ſeiner Wiſſenſchaft beſeelte, blickt auf jeder Seite durch und ergreift auch den Leſer; er verſteht es, ſie auf ſein Publikum zu übertragen.

Der erſte Theil behandelt in 10 Kapiteln die kosmiſchen Verhältniſſe der Erde in ihrer Einwirkung auf das Pflanzenreich; dann folgt der Hauptabſchnitt über die Phyſiognomik des Gewächsreichs und die allgemeine Verbreitung der Pflanzen auf der Erde. Die Geſchichte des Pflanzenreichs macht den Beſchluß; in dieſem Theile tritt uns der ſchwächſte Abſchnitt des Buches, das geologiſche Kapitel, entgegen, welches allerdings von untergeordneter Bedeutung iſt. Hier ſind die meiſten Reſultate der Wiſſenſchaft nicht überall eingearbeitet worden.

Zuletzt behandelt Kabſch die Beziehungen der Pflanzen zum Menſchen. Er ſchildert die Kulturpflanzen und weiſt nach, welch' großen Einfluß der Menſch auf die Pflanze, ihr Leben und ihre Verbreitung gewannen. Durch den Menſchen ſind die beſtehenden Verhältniſſe der Pflanzenwelt durcheinander geworfen und durch ihn iſt die Möglichkeit zu einem neuen Werden angeregt worden. Denn das Beſte und Schönſte, was die Natur geſchaffen, trug der Menſch über Land und Meer, über Berg und Thal; er vereinigte den Weſten mit dem Oſten, ſchob Berg und Ebene in einander, um den vorzüglichſten und lieblichſten unter den Kindern Flora's ſeine beſondere Pflege angedeihen zu laſſen und zwang die Natur zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen, die ohne ihn nicht entſtanden wären. Hat ſich doch die Natur ſo mancher Pflanze bis zur Unkenntlichkeit des Zuſammenhanges mit dem Urtypus verändert, nicht zu ſprechen von den zahlloſen weniger beſtändigen Abweichungen, welche täglich durch die Kunſt des Gärtners hervorgerufen werden, und dies natürlich da am meiſten, wo die Kultur überhaupt am höchſten geſtiegen. Hier wird die Natur veranlaßt, in den mannichfaltigſten Farbenmiſchungen die auserwählten Pfleglinge des Menſchen mit neuer Schönheit auszurüſten; an einer andern Stelle wird aber durch dieſelbe Kultur vielleicht dem geſammten Pflanzenkleide der ſchönſte Schmuck geraubt. Man ſehe nur die Verwüſtungen an, welche die Kultur in Europa in den dichten ausgedehnten Wäldern, die früher Ebene und Berg bedeckten, angerichtet; verſchwunden ſind die herrlichen Buchen- und Eichenhaine, und nur ſelten erinnert ein Rieſenſtamm aus alter Zeit noch daran, daß einſtmals tauſende ſeiner Altersgenoſſen gelebt und als unumſchränkte Waldgebieter geherrſcht haben. Unter der Art des Holzfällers ſind die Könige des Waldes gefallen, immer lichter ſind die Wälder geworden, Stück für Stück iſt ihnen entzogen und in Wieſe und Feld umgewandelt — und jetzt bedecken volkreiche Städte und Dörfer den Waldgrund.

Die größte Zahl der Kulturgewächſe, die jetzt in den Ebenen des europäiſchen Nordens gebaut werden, entſtammen viel ſüdlicher gelegenen Regionen. Zu Ptinius Zeiten getang es noch nicht, den Maulbeerbaum zu kultiviren, der jetzt durch ganz Deutſchland hinauf bis nach Schweden und Norwegen gedeiht; zu Ariſtoteles Zeiten kannten in Griechenland noch keine ſaftigen Pfirſiche gezogen werden, und ſelbſt auf Rhodos

brachte es der Baum nur zur Blüthe und ſehr ſpärlichem Fruchtanſatz. Jetzt finden wir ihn faſt alle Gärten des mittlern Deutſchlands verbreitet. Und bis wohin iſt die Rebe getragen worden? Und zu welcher Ausbildung und Mannichfaltigkeit der Abarten ſind ſämmtliche Obſtarten gebracht worden? In der That, Decandolle hatte Recht, wenn er behauptet, der Nachtiſch des Lucull würde uns jetzt in beſcheidenen, bürgerlichen Verhältniſſen kläglich erſcheinen. Das Alles vermochte der Menſch über die Pflanze.

Ein einziger Gang durch den Garten kann uns in die fernſten Länder und Zonen verſetzen. Blumenſchmuck und Duft aus allen Ländern ſtrömen uns entgegen; auch hier wie bei den Kulturpflanzen iſt es dem Menſchen gelungen, die Pflanze unſeren klimatiſchen Verhältniſſen anzupaſſen. Die größte Zahl unſerer Zierpflanzen haben wir freilich aus den Ländern am Mittelmeer, wie die Hyacinthen und Narciſſen, die Tulpen und Crocus, Alles, was der Gärtner zur Orangerie rechnet, wie die Cypreſſen, die Myrthen, den Oleander, den Lorbeerbaum, die Citronen und Pomeranzenbäume. China und Japan haben uns Camellien und Hortenſien geliefert. Perſien verdanken wir die Pfirſiche, die Kaiſerkrone, den Flieder. Aus dem Hochlande Mexico's ſtammt die Georgine; Chile ſandte die Fuchſien. Die Gladiolus-Arten, Erika, Pelargonien und viele andere ſtammen aus dem Kaplande u. ſ. f.

Wenn aber in der That der Einfluß des Menſchen auf das Leben der Pflanze ein ſo bewußter und bedeutender iſt, ſo dürfte ſchon an und für ſich auf eine Rückwirkung zu ſchließen ſein. Dieſe findet auch ſtatt und nicht blos auf das Leben des Einzelnen, als äußere Anregung auf die geiſtige Thätigkeit und die augenblickliche Gemüthsſtimmung, ſondern dieſer Einfluß des vegetabiliſchen Reiches erſtreckt ſich auf die Exiſtenz ganzer Völker, auf die Entwicklung und den Charakter von Nationen. Eine ſolche Einwirkung nicht blos der Pflanzenwelt, ſondern der Natur ganz im Allgemeinen auf den nationalen Charakter iſt vielfach angezweifelt worden. Alles, was wir von den Urbewohnern der Erde wiſſen und worin ſämmtliche mythologiſchen Ueberlieferungen übereinſtimmen, iſt, daß die erſte Stufe der Selbſtthätigkeit, welche die Menſchen erlangten, die des Jäger- und Hirtenſtandes war. Erſt ſpäter, als die Menſchen zu geſellſchaftlichen Verbindungen ſich vereinigten und einen Grundbeſitz anzuſtreben begannen, ſammelten ſie auch die erfahrungsgemäß ihnen nützlichen Pflanzen, wie vorher die nutzbaren Thiere, um ihre Wohnungen. Diejenigen, welche es übernommen hatten, das Land zu bebauen, hielten darum an den alten Wohnſitzen feſt, wenn die Hirten und Jäger auszogen, und hiermit war in der Bewirthſchaftung des Bodens die erſte Kulturſtufe erreicht. Die Pflanze alſo war es, welche den erſten Anſtoß gab zur Kulturentwicklung des Menſchen.

Es iſt keine Frage, die erſte Kulturſtufe des Ackerbaus konnte an ſehr verſchiedenen Punkten der Erde erreicht werden und iſt auch ganz unabhängig von einander in den entlegenſten Zonen und Erdtheilen erreicht worden. Hat doch die Natur auf der Erde überall ihre nützlichen, Nahrung und Kleidung gebenden Pflanzen ausgeſtreut; hier freilich mehr, dort weniger; und nur die den Polen zunächſt liegenden Länder ſind leer ausgegangen. In jenen traurigen, jenſeits des Getreidebaus liegenden Gegenden, wo der Menſch, wenn er Pflanzennahrung genießen will, zum Wurzelſtock der Farne, oder wie auf Island zum Wurzelſtock der Otterwurz (Polygonum Bistorta) und des Strandſchilfes (Arundo arenaria) greifen muß, da wird er auch nie eine wirkliche Kulturſtufe erreichen, denn jede Entwicklung des menſchlichen Geiſtes iſt unvermeidlich an die Kultur der Scholle, die er bewohnt, gebunden.

Aber auch ſüdlichere Erdſtriche, welche jetzt reich bebaute Kulturländer darſtellen, waren urſprünglich kläglich mit Nahrungspflanzen von der Natur verſehen, oder doch nur mit ſolchen, welche den Menſchen nicht gerade beſonders zum Anbau anregen konnten. Es kann für uns kein Zweifel ſein, diejenigen Länder, welche die größte Zahl und zugleich die wichtigſten, d. h. die nahrhafteſten Pflanzen dem Menſchen zur Kultivirung zu bieten hatten, werden auch alle weſentlichen Bedingungen zu einer ſchnellen und glücklichen Kulturentwicklung des Menſchengeſchlechts in ſich getragen haben. Wir werden nicht zögern, als ſolche Länder die glücklichen fruchtbaren Erdſtriche zu bezeichnen, die einen großen Theil des ſüdlichen und weſtlichen Aſiens einnehmen, die Länder um den Kaukaſus, zwiſchen dem Euphrat und Tigris, bis zum Indus. Während Europa noch, in Barbarei verſunken, im tiefſten Schlummer lag, da blühte in jenen Ländern bereits ein friſches Götterſtaat, und alle Früchte, alle Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft bereiteten ſich vor, in folgerechter Geſammtentwicklung ſich zu erheben und die Grundlage alles künftigen Wiſſens und Könnens zu bilden. Jene Völker aber, denen wir den erſten Anſtoß geiſtiger und ſittlicher Bildung zu verdanken haben, ſie blieben auf einer gewiſſen Kulturſtufe ſtehen oder gingen ſogar zurück, während andere, denen die Anfänge der Kultur nur vererbt, nur übertragen waren, ſich weiter entwickelten und nun den höchſten Standpunkt menſchlicher Ausbildung einnehmen. Nur da, wo, durch die Verhältniſſe der umgebenden Welt bedingt, Körper und Geiſt ſich in der Nothwendigkeit einer beſtändigen Uebung befanden, wo ein hochorganiſirter Menſchenſchlag der Natur ihre Gaben durch Anſtrengung aller geiſtigen und materiellen Kräfte abringen mußte, nur da konnte eine folgerichtige Entwicklung des Geiſtes vor ſich gehen, wie ſie im Zwecke der Weltgeſchichte liegt.

Und dieſe Bedingungen waren denn bei den Völkern des mittlern Europa gegeben; darum ſind ſie es, welche den höchſten Stand der Kultur gegenwärtig erreicht haben und wohl auch ſtets bewahren werden. Strahlenförmig breitet ſich vom Herzen Europa's die Kultur nach allen Weltgegenden aus und wird und muß allmälig die ganze Erde in ihre vergeiſtigenden Kreiſe ziehen, bis die höchſte Stufe geiſtiger Ausbildung für die geſammte Menſchheit erreicht iſt.

Etwas Aehnliches, wenn gleich weniger beſtimmt ausgeprägt, finden wir in Amerika; dort weiſen die Verhältniſſe der Nahrungspflanzen auf Central-Amerika, den Sitz des alten Kulturvolks der Tolteken, als den Ort, von wo jene Kultur ausgegangen, welche Columbus und ſeine Nachfolger ſchon auf einer ſo hohen Stufe antrafen.

Daß die Einwirkung der Natur und insbeſondere der Pflanzenwelt auf den Menſchen ihre Grenzen hat, daß namentlich alle Phaſen der weiteren Fortbildung von den Völkern meiſt ſelbſtändig durchlaufen werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Und doch, wie tief greift das Pflanzenleben auch da in die Geſchichte ein. Oder will man es läugnen, daß ſich in dem lichten, fröhlichen Götterſtaate der Griechen nicht ein Stück ihres Blumenſchmuckes und Duftes, ihres blauen Himmels und ihrer meerumſchäumten Felsklippen widerſpiegelt, und daß die Schauerſagen des Nordens, die düſteren, mythiſchen Göttergeſtalten, die dunklen Oraket, die myſtiſchen Zauberformeln der Druiden an das ernſte feierliche Rauſchen des nordiſchen Waldes, an deſſen feuchte Schattenkühle, an die wolkenumſchleierte Sonne und die nebelbedeckte Erde anklingen?

Und weiter, welchen zerſtörenden, Geiſt und Körper zerrüttenden Einfluß hat die Pflanze auf den Menſchen! In derſelben Pflanze bietet die Natur uns ein kräftiges Nahrungsmittel, ein wirkſames Medicament oder auch je nach der Benutzung einen ſchädlichen Giftſtoff, dem ganze Völker unterliegen. Man kann wohl behaupten, daß es das Opium war, dem der Islam eine Zeit lang ſeine welterſchütternde Macht zu verdanken gehabt; jener Saft, der den Menſchen zur Nichts achtenden Tollkühnheit, zum fanatiſchen Wahnſinn trieb. In

Verbindung mit dem eingeimpften religiöſen Fatalismus mußte er ſolch' ungeheure Wirkungen hervorbringen.

Man nehme nur, was dieſes Erregungsmittel noch heute bei Malayen und Chineſen bewirkt, und man wird leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß das künftige Schickſal dieſer Völker, ihre geiſtige und phyſiſche Beſchaffenheit weſentlich an den Genuß des Opiums geknüpft iſt. Sie ſind ihm rettungslos verfallen und werden in ihm untergehen, gerade ſo untergehen, wie die rothen Indianer Amerika's im Genuß des Branntweins. Die Kulturpflanzen ſind nun einmal, wie die Kultur im Allgemeinen, in der einen Hand eine geiſtig und phyſiſch belebende Kraft, in der andern ein tabdringendes Gift. Auch der Europäer darf ſich, wie bekannt, in den tropiſchen Ländern nur mit großer Vorſicht der einheimiſchen Früchte und ſelbſt europäiſcher Genußmittel bedienen.

Die Luſt an Erregungs- und Betäubungsmitteln, die ſämmtlich das Pflanzenreich liefert, iſt dem Menſchen unter allen Zonen eigenthümlich. Es iſt wunderbar, wie er inſtinctmäßig bei der Auswahl auf Pflanzen gefallen iſt, die daſſelbe wirkende Princip enthalten, oder deren Wirkung auf den Organismus wenigſtens nahezu die gleiche iſt. Schwächere Erregungsmittel hat der Menſch überall zu ſeinen Lieblingsgetränken erkoren: den Thee, den Kaffee, den Cacao, den Maté; dieſe enthalten ſämmtlich denſelben wirkſamen Beſtandtheil, das Thein. Das Opium der Türken, der Haſchiſch des Inders, die Coca des Peruaners bringen nahezu dieſelben Wirkungen, nicht blos auf den augenblicklichen Zuſtand des Organismus, ſondern auch auf den Charakter des ganzen Volkes hervor.

An die verſchiedenen Pflanzen, deren ſich der Menſch bedient, um geiſtige Getränke daraus zu bereiten, könnte hier noch erinnert werden; ihre Wirkung auf den Volkscharakter ſcheint nicht ſo allgemein und durchgreifend zu ſein, obgleich an einem Zuſammenhang hier auch nicht zu zweifeln ſein dürfte, wenn wir den feurigen Italiener, den lebhaften Franzoſen, den bedächtigen Deutſchen und phlegmatiſchen Engländer mit ihren Lieblingsgetränken vergleichen.

Noch zahlreicher ſind die Anknüpfungspunkte, welche von einer Wirkung der Pflanzenwelt auf den Menſchen zeugen. Hängt doch der Menſch in Nahrung und Kleidung ſo vielfach von der Pflanze ab; führen doch manche wilde Volksſtämme um den Beſitz gewiſſer Nahrungspflanzen ſogar Krieg, wie die Eingebornen Braſiliens um den Beſitz des Anacardienbaumes (Anacardium occidentale). Faſſen wir dies Alles ins Auge, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Ausbreitung des Menſchen ſich innig an die Pflanzen knüpft. Mit wenigen Ausnahmen ſind nur diejenigen Länder bewohnt, welche eine, wenn auch oft ſehr geringe Anzahl von Nahrungspflanzen aufzuweiſen haben.

Alexander Michie zu Kiachta an der ruſſiſch-mongoliſchen Grenze.

Der Grenzort Maimatſchin. — Rückblick auf die Wüſte. — Kiachta-Troitzkoſawsk. — Speciſiſch-engliſche Anſichten über die Ruſſen. — Ruſſen und Chineſen. — Kaufleute und Handel. Thee. — Leben und Treiben. — Strenges Klima. — Der Weg bis zum Baikalſee.

Wir haben in der jüngſten Zeit mehrere Beſchreibungen von Ueberlandreiſen aus China nach Europa erhalten, z. B. von Grant und Frau van Baurdaulon. Die Beherrſcher des Blumenreiches der Mitte ſind durch die mit den Seemächten abgeſchloſſenen Verträge gezwungen, den Reiſenden Päſſe zu ertheilen und dürfen ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Früher war es nur, in zeitweiligen Friſten, einer ruſſiſchen nach Peking beſtimmten Geſandtſchaftsexpedition erlaubt, den Weg durch die Mongolei nach China zu nehmen, jetzt iſt die Straße durch die Gobi für alle Europäer offen.

Wir werden demnächſt eine eingehende Schilderung der Karawanenreiſe zwiſchen China und Sibirien geben und bei derſelben auch Michie's ſehr lebendig geſchriebene Darſtellungen benutzen. Heute heben wir aus ſeinem Werke (The Siberian overland route from Peking to Petersburg, through the deserts and Steppes of Mongolia, Tartaryetl, by Alexander Michie, London 1864) den Abſchnitt über die wichtige Stadt Kiachta hervor. Nach einer langen Reiſe durch die Wüſte erreichte die Karawane die mongoliſch-ſibiriſche Grenze. Die Schilderung des ruſſiſchen Volkscharakters iſt in mancher Beziehung ſehr einſeitig, wir wollen ſie aber ſtehen laſſen, um zu zeigen, wie ein gebildeter Engländer die Dinge anſieht.

Der Weg führte zunächſt durch die chineſiſche Stadt Maimatſchin, welche von Paliſaden umgeben iſt und anfangs einen ungünſtigen Eindruck macht, der ſich aber bald verliert. Die Straßen ſind regelmäßig, ziemlich rein und, vom chineſiſchen Standpunkte betrachtet, breit. Die Häuſer ſind ſolide gebaut, nett, geſchmackvoll verziert, mit kleinen Höfen und hübſchen Thorwegen verſehen. Die chineſiſchen Anſiedler haben ſich durch die Berührung mit den Ruſſen entſchieden gehoben, denn die Bauart der Häuſer von Maimatſchin, wo die Chineſen doch nur einen vorübergehenden Aufenthalt nehmen, übertrifft ſelbſt die der hübſcheſten chineſiſchen Häuſer im Kaiſerreiche ſelbſt. Der Yamun, das Regierungsgebäude, liegt am äußerſten Ende Maimatſchins und wird von einem Mongolen überwacht.

Nahe dabei iſt ein offener Platz, der als neutraler Baden zwiſchen China und Rußland betrachtet wird. An der ruſſiſchen Seite deſſelben treten wir durch ein Thor und ſind nun in Kiachta, unter den Flügeln des ruſſiſchen Doppelaars, der an allen Ecken und Enden angebracht iſt. Ein Blick auf den Ort genügt, uns wirklich davon zu überzeugen, daß wir im Czarenreiche uns befinden: Pfähle mit den Reichsfarben, zierliche, geweißte Häuſer mit rothen oder grünen Dächern, und breite, leere Straßen beſeitigen die letzten Zweifel.

Der Grenzkammiſſär Pſaffius empfing mich ſehr freundlich, händigte mir Briefe und ein Exemplar der Times ein und erklärte, daß er von ſeiner Regierung den Auftrag habe, meine Reiſezwecke in jeglicher Beziehung zu fördern.

Kiachta ſelbſt iſt nur ein kleiner Ort mit wenig Einwohnern, unter denen Beamte und Kaufleute den Hauptſtamm bilden. Die meiſten Menſchen leben in Troitzkoſawsk, das eine Wegſtunde nördlich von Kiachta liegt. Dorthin zogen wir mit unſerer Karawane und fanden bald gute Wohnungen. Der Tag neigte ſich zu Ende, und unſere Mongolen beeilten ſich, zu ihren Weideplätzen zurückzukehren. Die Kameele wurden abgeladen und der Lama erhielt ſeine Bezahlung für die Benutzung der Thiere. Der Abſchied von dieſen Leuten that uns weh, und zugleich kam auch unſer Mitgefühl ins Spiel, wenn wir bedachten, daß die armen Menſchen in der furchtbaren Kälte des Septembers über die wüſten Steppen heimwärts ziehen mußten. Als Rückfracht nahmen ſie Waaren von einem Chineſen in Maimatſchin, und bald waren ſie wieder auf dem

Wege nach der großen chineſiſchen Mauer; trotz der Winterkälte wollten ſie im December nochmals wieder in Kiachta eintreffen. Sie führen in der That ein höchſt elendes Leben; Tag und Nacht bringen ſie auf den übelriechenden Kameelen zu und ſind dabei doch allzeit fröhlich.

Für mich war ein ruſſiſches Bad eine große Erquickung; Staub und Sand, die ſich während eines ganzen Monates auf mir angeſammelt hatten, wurden weggewaſchen. Die Mongolen dagegen dachten gar nicht ans Waſchen; ſie waren nur froh, daß ſie genug Waſſer zum Kochen des Thees und Hammelfleiſches hatten. Ihre Jurten ſtehen ſelten in der Nähe von Brunnen, und das Waſſer müſſen ſie immer von ferne herholen. Einen Grund konnte ich dafür nicht ausfindig machen, doch glaube ich, daß man damit die Monopoliſirung eines Brunnens durch eine Familie umgehen will. Obgleich ſich die Mongolen gar nicht waſchen, ſahen ſie doch nicht ſo ſchmutzig aus, wie wir Europäer ſchon nach 24 Stunden; entweder haftet der Staub nicht ſo ſehr an ihnen, oder man ſieht ihn wegen der dunklen Hautfarbe nicht ſo gut. Jedenfalls beläſtigt ſie der Schmutz nicht und die einzige Reinigung, welche ich ſie vornehmen ſah, war das Abwiſchen des fettigen Mundes mit dem Zipfel ihres Schafpelzes!

Wir waren ſehr überraſcht durch die Annehmlichkeiten, welche ſich uns in dieſem fernen Außenpoſten Sibiriens darboten. Die Häuſer ſind groß und bequem, aus runden Holzſtämmen erbaut und mit Moos verſtopft, wodurch ſie ſelbſt von Außen ein warmes Anſehen bekommen. Die beſſeren werden an der Außenſeite mit behauenem Holze getäfelt, das weiß angemalt iſt, mit den rothen und grünen Dächern angenehm kontraſtirt und dem ganzen Orte ein freundliches Ausſehen verleiht. Die drei Kirchen ſind aus Backſteinen erbaut, geweißt und mit grünen Kuppeln verſehen.

Die Straßen fand ich gut gehalten, da kein großer Verkehr die Wege beſchädigt. Einige haben hölzerne Seitenwege oder Trottoirs, die aber theilweiſe ſchadhaft ſind und in der Nacht gefährliche Stellen darbieten.

Jeder Ruſſe, der über dem Bauern (Muſchik) ſteht, fährt nur. Da gibt es allerlei Arten von Wägen von der einfachen Droſchke, die ein Pony zieht, an, bis zum feinen Luxuswagen des Stutzers, vor den europäiſche Pferde geſpannt ſind und auf dem Livreebediente ſtehen. Die Ruſſen reiten hier nie zum Vergnügen oder zur Uebung; in dieſer Beziehung gleichen ſie den Chineſen, die auch nie reiten, gehen oder tanzen, ohne daß dabei irgend etwas zu erreichen wäre (ſo meint der Engländer).

Die Ruſſen haben eine Ahnung davon, daß ſie von den übrigen Europäern nur als halbciviliſirte Menſchen betrachtet werden. Darum ſind ſie auch ungemein ängſtlich in der Beobachtung äußerer Lebensformen, indem ſie die Schale für den Kern nehmen. Die Schneider und Modewaarenhändler in Kiachta ſind ſo gut wie ihre Collegen in den größeren Städten Europa's darauf bedacht, die neueſten pariſer Muſter ihren Kunden vorzulegen. Wenn man bei einem kiachtaer Kaufmann einen Morgenbeſuch in einem Jagdanzuge machen wollte, würde man ſehr anſtoßen. Ich ſelbſt kam ſehr früh des Morgens in Pantoffeln und chineſiſchem Schlafrocke zu einem Herrn, der darüber wohl zwei Minuten lang ſprachlos mich anſtaunte und während der ganzen Unterredung ſeine Faſſung nicht wieder erlangen konnte. So trägt der wohlhabende Ruſſe ſeinen Pelz auch meiſtens nur, weil er theuer iſt, und trinkt engliſchen Porter, nicht weil er ihm ſchmeckt, ſondern weil die Flaſche vier Thaler koſtet! (Echt engliſche Anſchauung!)

In den Straßen und im Bazar Kiachta's findet man eine Menge von Leuten verſchiedener Menſchenſtämme neben einander. Der behaarte, unſaubere und dem Trunk ergebene ruſſiſche Bauer und der gewandte, kleinäugige ruſſiſche Handelsmann treiben ſich neben dem ſchmutzigen, wild blickenden Buriäten tatariſchen Stammes, geſchäftigen Mongolen und zopftragenden Chineſen umher, die dem Handel am eifrigſten obliegen.

Die Kaufleute Kiachta's ſtehen im Rufe großen Reichthums; allein in der Wirklichkeit werden die vielen Millionen, von denen die Rede bei einzelnen iſt, nicht vorhanden ſein. Der Mammon hat hier ſeine großen Anbeter, allein da die ruſſiſchen „Stutzer" in Kiachta durch nichts Anderes als Reichthum ſich vor ihren Landsleuten hervorthun können, ſo ſind die vielen Millionen, die man ihnen zuſchreibt, wohl nicht immer ſo wörtlich aufzufaſſen. Daß manche Kaufleute von Kiachta demungeachtet reich ſind, darüber herrſcht kein Zweifel, und als beſtes Mittel dazu zu gelangen, gilt das Bankerottmachen. Dies geſchieht von Zeit zu Zeit. Der Kaufmann reiſt zu ſeinen Kreditoren nach Niſchni Nowgorod oder Moskau, und bietet ihnen 50 Kopeken für den Rubel oder nichts. Gewöhnlich wird auf dieſen Vorſchlag eingegangen, und der Bankerotteur kauft ſich ein neues Haus und einige Felder. Als ganz allgemeine Regel kann dies freilich nicht hingeſtellt werden, allein man zeigte mir verſchiedene Größuſſe, welche auf dieſe Weiſe zu großem Reichthume gelangt waren.

Der Handel von Kiachta zieht ſeinen Gewinn ſowohl aus dem Weſten Rußlands als aus China. Jeder Kaufmann hat einen Laden im Bazar von Troitskoſaſsk oder in Kiachta. Der allgemeine Grundſatz iſt, lieber wenige Geſchäfte mit großem Nutzen zu machen, als viele, die einen nur kleinen Gewinn abwerfen. Die Handelsleute gehen nicht leicht der Concurrenz wegen mit den Preiſen herunter, ſondern vereinigen ſich eher alle zuſammen, um dem Publikum gegenüber hohe Preiſe feſt zu halten. Daher erſcheinen die Summen, welche man für alle Gegenſtände fordert, ungeheuer hoch, ſelbſt wenn man bedenkt, daß ſie weit her transportirt werden mußten. Natürlich zum Schaden der Handelsausdehnung; überhaupt haben in merkantilen Dingen die Ruſſen keinen weiten Blick und ſtehen darin hinter ihren eigenen dem Fortſchritt huldigenden Regierung weit zurück.

Die Oeffnung der ruſſiſchen Häfen für den direkten Theehandel mit China hat in Kiachta viele Mißvergnügte erzeugt, die auf den Uebertandhandel mit dieſem Produkte wie auf ein Erbſtück blickten und glaubten, Rußland für alle Zeiten mit theurem Thee verſehen zu können.

Auch die Chineſen von Maimatſchin werden für reich gehalten, und wenn man ihre behäbigen Figuren anſchaut, kann man dem wohl Glauben ſchenken. Stattlichkeit des Aeußern gilt in China ſtets als Zeichen der Wohlhabenheit und „reich ſein" und „fett ſein" ſind dort beinahe gleichbedeutend. Manchmal trifft aber dieſer Vergleich nicht ein. Die Chineſen betrachten Maimatſchin nur als vorübergehenden Aufenthaltsort, in dem ſie ohne Familien leben und doch die beſte Zeit ihres Lebens zubringen. Sie haben eine unbeſiegbare Abneigung, ihre Familien von dem Orte zu entfernen, wo ſie und ihre Väter geboren wurden, und ſelbſt innerhalb der Grenzen ihres eigenen Landes wandern ſie ſehr ungern und nur durch äußere Verhältniſſe gezwungen.

Ruſſen und Chineſen haben ſowohl in Bezug auf den Handel als auf den diplomatiſchen Verkehr eine eigenthümliche Stellung zu einander. Beide ſind Erztügner, denn der Ruſſe, abgeſehen von ſeiner weißen Hautfarbe, iſt doch ein halber Aſiate. Dieſe Beobachtung iſt nicht neu, aber ſie dient dazu, zu erklären, wie die Ruſſen auf ſtille und friedliche Weiſe ihren Weg in das Innere China's gefunden haben, während die Engländer Feuer und Schwert anwandten. Der Ruſſe begegnet dem Chineſen, wie der Grieche dem Griechen: Kraft wird gegen Kraft, Höflichkeit gegen Höflichkeit und Geduld gegen Geduld

geſetzt. Einer verſteht den Andern prächtig, weil ſie ſich ſo ſehr gleichen. Haben ſie etwas mit einander abzumachen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſo fern als möglich vom Ziele beginnt. Es wird über dies und jenes geplaudert. Viele Pfeifen werden geraucht und manche Taſſe Thee wird getrunken, ehe man auf den Buſch klopft. Es geht auf dieſe Weiſe viel Zeit verloren, aber ſie ziehen dieſen Weg zu handeln vor und verſtehen ſich auf keinen andern. Wenn, ſo ſagt ein Engländer, ein Ruſſe oder Chineſe mit einem Europäer zuſammentrifft, weicht er ſtets direkten, geraden Verhandlungen aus, macht Winkelzüge und läßt lieber das Geſchäft fallen, ehe er von ſeiner Weiſe abweiche, wobei er gewöhnlich den Vortheil hat. Seine geduldige Gleichmuth und die Zeitvergeudung ſind für den eifrigen Europäer zu viel. Durch dieſe Gleichſtimmung des Weſens haben die ruſſiſchen Händler das Vertrauen der Chineſen erworben. Beide ſtehen in Bezug auf den Geſchmack auf gleich niedriger Stufe. Geiſtige Genüſſe und Vergnügungen ſind ihnen fremd, aber in Eſſen, Trinken, Spielen und derlei Sachen fühlen ſie ſich einander verwandt. Man hat mir geſagt, daß die ruſſiſchen Kaufleute von Kiachta zuweilen ein chineſiſches Eſſen ſich in Maimatſchin bereiten laſſen — dem gegenüber viele Europäer wohl eher verhungerten, als daß ſie es anrührten. Doch hierin und in manchem Andern zahlen die Ruſſen ihren Tribut der höhern chineſiſchen Civiliſation; denn daß die Chineſen im Allgemeinen höher *civiliſirt* ſind, unterliegt gar keinem Zweifel, wenn auch ihre Civiliſation eine eigenartige, andere iſt, als die der chriſtlichen Völker. Aber die Ruſſen bleiben, trotz Allem, was ſie von ihren weſtlichen Nachbarn erborgt haben, im Grunde doch Barbaren. Daß ſie in großen Häuſern wohnen und thrure Weine trinken, dient nur dazu, um in recht grellen Farben zu zeigen, wie Zweige einer höhern Kultur auf den Stamm des Barbarenthums gepfropft wurden. Es gilt dies natürlich nur von den untern und theilweiſe von den mittleren Klaſſen, nicht etwa von feingebildeten Ruſſen, die viel fremdes Blut in ſich aufgenommen haben und gleich uns erzogen ſind. Es gibt eine Mittelklaſſe in Rußland, aber nicht nach unſerer Weiſe; ſie beſteht aus Kaufleuten u. ſ. w., die ſich aus dem Stande der Leibeigenen emporgearbeitet haben und nun den Mittelſtand repräſentiren, zwiſchen denen aber und den uniformirten höheren Leuten ein eben ſo großer Unterſchied iſt, wie zwiſchen einem Kaufmann in Japan und einem Daimio.

Das größte Gebäude Kiachta's iſt das *Zollhaus*, welches nun aber nicht mehr als ſolches benutzt wird, da der gegenwärtige Generalgouverneur von Oſtſibirien vor Kurzem alle Waarenzölle abgeſchafft hat. Jetzt iſt das Poſtamt darin aufgeſchlagen; es liegt an einem erhöhten Punkte am Ende von Troitskoſaſk.

Um meine Geſchäfte in den verſchiedenen Theilen der Stadt beſorgen zu können, miethete ich für zwei Rubel täglich eine Droſchke, ein altes, zerbrechliches Fahrzeug mit mangelhaften Federn und zwei mit Stricken vorgeſpannten wilden Ponies. Der Kutſcher war ein ungekämmter Muſchik. So klapperten wir durch die Straßen Kiachta's; ich ſchämte mich faſt darüber und wäre lieber zu Fuße gegangen. Allein die Ehre erfordert in einer ruſſiſchen, namentlich ſibiriſchen Stadt, daß man fahre, und wir wären um alles Anſehen gekommen, wenn wir gegangen wären.

Kiachta liegt dicht gedrängt in einer Thalſchlucht zwiſchen ſandigen Hügeln, die mit Kiefern beſtanden ſind. Nach Süden, gegen die Mongolei zu, iſt es offen, gegen die Nordwinde aber geſchützt. Ein kleiner Bach läuft durch das Thal und wendet ſich dann weſtlich nach den ſandigen Ebenen der Mongolei. Kiachta und Troitskoſaſk ſollen zuſammen 20,000 Einwohner haben, die aus dem Innern mit den nöthigen Bedürfniſſen verſehen werden. Alle Morgen langen große Wagenzüge mit Gemüſen, Rindfleiſch und Hammelfleiſch an; von letzterm eſſen die Ruſſen jedoch nur wenig. Aber Alles kommt aus weiter Ferne, und die Landleute müſſen lange vor Tagesanbruch aufbrechen, um zu rechter Zeit auf dem Markte anzulangen. Der in dicke Schafpelze eingewickelte Mann leitet die Pferde, während das in eine Menge Kleider eingebündelte Weib oben auf dem Kohl und den anderen Waaren ſitzt. Ein großer Platz in der Mitte von Troitskoſaſk dient als Heu- und Kornmarkt, wo Alles nach dem Gewichte unter Aufſicht der Behörden verkauft wird. Auch in China verkauft man nur nach dem Gewichte, ſelbſt lebendige junge Hühner, denen man, um ſie ſchwerer zu machen, einige Unzen Sand in den Kropf ſteckt, worau ſie aber bald ſterben. Auch an guten Fiſchen fehlt es in Kiachta nicht; dahin gehören namentlich die Störe aus der nahen Selenga, und zum erſten Male aß ich hier friſchen Caviar.

Ein öffentlicher, von einer hübſchen Einfaſſung umgebener Park dient den Damen Kiachta's als Spaziergangsort; dort ſchöpfen ſie friſche Luft, zeigen ihre neuen Hüte und ſpielen in den kurzen Sommermonaten ihre Liebesabenteuer ab. Das Ganze heißt der Garten, und vielleicht ſieht es im Sommer auch wie ein Garten aus; als ich aber im September dort war, bot das Ganze mit dem gefrorenen Boden und den beſchneiten Hügeln einen ſehr traurigen Anblick. Jedenfalls iſt aber die Anſtrengung der Kiachtaiten zu loben, welche unter den ungünſtigen klimatiſchen Verhältniſſen überhaupt einen Garten angelegt haben. Blumen kann man faſt nur in den Stuben ziehen, und viele gleichen Gewächshäuſern, ſo ſehr ſind ſie mit blühenden Sträuchern angefüllt.

Kiachta's *Klima* iſt ſehr kalt im Winter und ziemlich heiß im Sommer; die Luft iſt trocken, der Boden ſandig; Schnee und Regen fallen wenig. Die Stadt liegt unter 50° 15′ nördl. Breite auf einer Erhebung von 2200 Fuß Meereshöhe. Der Geſundheitszuſtand iſt vortrefflich, und alte Leute über 80 Jahre ſieht man ſo munter wie die Heimchen. Die Häuſer ſind behäbig, namentlich recht warm, und dies iſt hier das erſte Erforderniß. Die dicken mit Moos verſtopften Holzmauern halten den Winter ab. Alle ſind mit Doppelfenſtern verſehen, deren Ritzen mit Baumwolle verſtopft werden. Die großen Oefen dienen zum Heizen und Kochen zugleich und ſind ſo in die Ecken und zwiſchen die Wände der Zimmer eingebaut, daß ſie mehrere zu gleicher Zeit heizen. Leider fehlt aber alle Lüftung in dieſen Räumen, die Atmoſphäre iſt dick und drückend und wirkte auf uns ſehr unangenehm, während die Ruſſen ſich dabei ganz wohl befanden. Gewöhnlich erhält man die Temperatur auf + 16° R. Als Brennmaterial dient Holz, welches die benachbarten Urwälder in ungeheurer Menge liefern.

Ganz konnten wir die ruſſiſche Art und Weiſe zu leben nicht befolgen, obgleich ſie ſchon bedeutend regelmäßiger iſt, als wir von der Reiſe her gewohnt waren. Gewöhnlich wird nur eine Mahlzeit zwiſchen 12 und 1 Uhr eingenommen. Am Abend und Morgen brodelt der ſtets thätige Theekeſſel (Samovar). Man glaubt, daß viel Theetrinken den allzu großen Appetit abſtumpfe; wir aßen daher alle das kleine Backwerk, das zum Thee gereicht wird, auf, um uns während des 24ſtündigen Darbens wenigſtens in etwas ſchadlos zu halten. Das Hauptgericht iſt eine Gemüſeſuppe mit gekochtem Rindfleiſch; ſie heißt „Schtſchi“ und iſt je nach den Zuthaten und der Kunſt des Koches gut oder ſchlecht. Schtſchi macht ſchon an und für ſich eine ganze Mahlzeit aus, gewöhnlich folgt aber noch ein Rinderbraten. Das Brot iſt gut und weiß; als ein ſonderbarer Gebrauch muß erwähnt werden, daß man noch ſchwarzes Brot neben das weiße auf den Tiſch legt; aber Niemand rührt daſſelbe an; es iſt nur dazu da, um durch ſeinen Gegenſatz die weiße Farbe des andern Brotes hervorzuheben. Das Schwarzbrot, welches von der Landbevölkerung genoſſen wird, iſt ſehr ſchwer und ſcheint mit Kartoffeln verſetzt zu ſein.

Digitized by Google

Die Beamten in Kiachta ſind eine Art Wanderbevölkerung; die Angeſtellten werden oft verſetzt, doch bleiben auch viele mit ihren Familien in der Stadt. Auch manche Kaufleute ziehen weiter nach Weſten, während die Handwerker und die Leute der niederen Klaſſen anſäſſig bleiben. Von Petersburg und Moskau iſt wenig die Rede; und ſpricht man ja davon, ſo geſchieht es mit einer Art von heiliger Scheu, wie von Dingen aus einer höhern Welt. Irkutsk iſt der Mittelpunkt ihrer Gedanken; was in Kiachta fehlt, findet man dort in Vollkommenheit: die beſten Gaſthöfe, Pferde, Wagen, Aerzte, Häuſer, Kirchen, Läden. Man reiſt daher oft nach Irkutsk — aber nach Moskau, das kommt im Leben höchſtens einmal vor.

Kiachta wurde 1728 als Zwiſchenplatz für den Karawanenhandel mit China gegründet und dieſem verdankt es allein ſeine Bedeutung. Der Haupthandelsartikel iſt Thee; aber obgleich für den Karawanenthee Kiachta der Hauptdurchgangsplatz bleiben wird, ſo iſt dieſem Handel doch durch den direkten Verkehr der Oſtſeehäfen viel Abbruch geſchehen. Die Kaufleute haben freilich in letzter Zeit verſucht, mit ihren neuen Rivalen in Konkurrenz zu treten, und hat in China an denſelben Orten wie dieſe den Thee eingekauft. Aber die ganzen Handelsbedingungen ſind andere geworden. Der Tauſchhandel mit ruſſiſchen Produkten iſt nicht mehr durchzuführen, und die Karawanenſtraßen können ſelbſt gegen die lange Seereiſe nicht mehr aufkommen.

Trotz der beſchwerlichen Reiſe, welche wir zurückgelegt hatten, eilten wir weiter. Doch da erhielten wir ſchlechte Nachrichten. Das ganze Land zwiſchen dem Baikalſee und Kiachta war von den Fluthen der Selenga überſchwemmt. Die europäiſche Poſt war ſchon lange fällig, und ſeit 10 Tagen waren keine Nachrichten vom Baikalſee angelangt. Wir mußten uns alſo gedulden, bis die Waſſer abliefen, und benutzten dieſe Zeit zu Reiſevorbereitungen. Unſer chineſiſches Silbergeld ward in ruſſiſches Papier umgewechſelt, wobei wir nur etwa ein Procent verloren. Für ein Tael erhielten wir 2 Rubel 15 Kopeken. Dann wurde mein Pony für 10 Rubel verkauft; aber mit meinen Wägen hatte ich Schwierigkeiten, da Niemand bisher ſolche in Kiachta gekauft hatte und alle, die in Gebrauch waren, aus China kamen. Einige chineſiſche Kaufleute in Maimatſchin erſtanden ſie endlich für 65 Rubel.

Statt deſſen mußte ich mir eine Tarantaſſe, einen großen Reiſewagen, anſchaffen. Es wäre auch mit einer Kibitka, einem kleinen Fuhrwerk, das man auf den Poſtſtationen erhält, gegangen; dann hätte ich aber bei jeder Station wechſeln müſſen. In Maimatſchin kaufte ich noch einige Ziegenfelle mit fußlangen Haaren, die uns bei der kalten Fahrt die Füße warm halten ſollten. An Mundvorräthen nahmen wir Branntwein, Schinken und geräucherte Zungen mit und verließen uns im Uebrigen auf das civiliſirte (?) Land, in dem wir nun reiſten.

Meine Papiere waren bald in Ordnung; unſer Gepäck wurde nirgends viſitirt. Eben ſo wenig fragte man nach einem ruſſiſchen Paß; nur der pekinger Paß wurde vom Polizeimeiſter für Irkutsk viſirt. Dies war aber nur darum nöthig, um eine Podaroſchna, einen Paß für Poſtpferde, ausgeſtellt zu erhalten. Ueberhaupt benahmen ſich alle ruſſiſchen Beamten ungemein gefällig und liebenswürdig, und der Commiſſär, Herr Pfaffius, verſah uns ſogar noch mit einem beſondern Schreiben, das bis nach Irkutsk hin der Podaroſchna noch mehr Nachdruck geben ſollte.

Die Waſſer verliefen ſich unterdeſſen immer mehr, und der 7. Oktober 1863 ward als Tag der Abreiſe feſt geſtellt. Denn der Grund war ſchon gefroren und es ſchneite gelegentlich. Die Schwierigkeiten, den ſchweren Wagen über halbgefrorene Flüſſe zu bringen, ſtand lebhaft vor mir, und jeder Tag war unter ſolchen Umſtänden koſtbar.

Mit vieler Mühe ward die Tarantaſſe beladen, drei Pferde wurden vorgeſpannt, und ein Buriäte ſetzte ſich als Jemſchik auf das feſt gebaute vierräderige Fuhrwerk, das durch ein Lederdach recht gut verſchloſſen werden kann. Die „Pferde“ waren eigentlich nur 13 Fauſt hohe Ponies. Sie ſind aber ſehr dauerhaft und nur loſe vor den Wagen geſpannt. Alle drei gingen nebeneinander, jedes unabhängig vom andern, ſo daß, wenn eines ſtürzte, die beiden übrigen dadurch nicht beläſtigt wurden. Ueber dem Mittelpferde erhob ſich ein hölzerner Bogen mit einem weithin ſchallenden Glöckchen daran, das dem Poſtmeiſter auf den Stationen unſre Ankunft anzeigte, ſonſt aber ſehr läſtig war. Die Ruſſen nennen dieſe Dreigeſpanne Traiki; es können aber auch zwei oder ſechs Pferde vorgeſpannt ſein, ſie behalten doch denſelben Namen.

Des ſchwediſchen Reiſenden Anderſſon Abenteuer unter den Damaras und Namaquas in Südweſtafrika.

Etwa unter dem Wendekreiſe des Steinbocks, an der ſüdweſtlichen Seite Afrika's, liegt die Walfiſchbay; in dieſe mündet ein Steppenfluß, der Kuiſip, der etwa in jedem fünften Jahre laufendes Waſſer hat, denn jene weite Region gehört zu den trockenſten Gegenden der Erde. Nördlich vom Wendekreiſe wohnten die Damaras, ſüdlich von denſelben die Namaquas, ein mit dem Hottentottenſtamm verwandtes Volk, während ſeine erſteren an Geſtalt und Sprache viel Uebereinſtimmendes mit den Bitſchuanas, alſo mit den Kaffernvölkern haben.

Dieſe Gegenden und Völker ſind uns erſt ſeit etwa 20 Jahren näher bekannt geworden, theils durch deutſche Miſſionäre, theils durch die beiden Reiſenden Gatlon und Anderſſon. Dieſe erforſchten den Landſtrich zwiſchen dem 23. und dem 18. Grade ſüdlicher Breite, welcher vor ihnen noch von keinem Europäer beſucht worden war. Ihnen folgten mehrere Elephantenjäger, und Anderſſon hat ſich wiederholt Jahre lang im Gebiete der beiden Völker als Handelsmann aufgehalten. Lange Zeit lebte er mit ihnen in gutem Einvernehmen, dann aber brach, in der Mitte des Jahres 1864, ein Mißgeſchick über ihn herein, deſſen Schuld er ſelber trägt. Eine in Kapſtadt erſcheinende Zeitung, die „Cape and Natal News“, erzählt Folgendes:

„Nachrichten von der Walfiſchbay (die Engländer ſchreiben Watwich-Bay, was ganz unrichtig iſt und auf deutſchen Karten nicht vorkommen ſollte) melden von einem hartnäckigen Kriege unter den Eingebornen. Längere Zeit waren die mit Schießgewehren wohl bewaffneten Namaquas den Damaras entſchieden überlegen und unternahmen ſehr oft Raubzüge in das Gebiet derſelben. Allmälig wußten aber auch dieſe ſich Flinten und Schießbedarf zu verſchaffen und konnten ſich mit Erfolg wehren. Beide Theile ſind rohe Wilde und die einen

nicht beſſer als die anderen. Zum Unglück haben die im Lande befindlichen Europäer auf beiden Seiten Partei genommen.

Nun begab es ſich, daß der Schwede Anderſſon, der es mit den Damaras hielt, einige tauſend Häupter Rindvieh nach der Kapkolonie treiben laſſen wollte. Die Namaquas benutzten eine günſtige Gelegenheit, raubten das Vieh und tödteten mehrere Treiber. Anderſſons Verſuche, ſein Eigenthum auf friedlichem Wege wieder zu bekommen, waren vergeblich, und er rief deshalb, gemeinſchaftlich mit dem von uns im Globus oftmals erwähnten Engländer Friedrich Green, ſeine Freunde, die Damaras, zum Kriege gegen die Namaquas auf, und ungefähr 3000 derſelben ſtellten ſich unter den Befehl der beiden Europäer. Der Feind hatte ſich auf einem Hügel verſchanzt, der aber bald erſtürmt wurde. Dann mußte eine zweite Bergſchanzung angegriffen werden, und bei dieſer Gelegenheit erhielt Anderſſon eine Kugel in den Oberſchenkel, welche ihm den Knochen zerſchmetterte. Ein paar Stunden lang lag er, dem Feuer von Freund und Feind ausgeſetzt, hülflos am Boden. Erſt nachdem die Damaras den Sieg erfochten und das geraubte Vieh wieder genommen hatten, brachte man ihn nach der Stadt Otſchimbingue.

Dazu kommt noch ein tragiſches Ereigniß. An dem Kampfe hatten ſich auch die Damaras von der deutſchen Miſſion Rehobath betheiligt. Als ſie heimkehrten, wurden ſie in der Nähe dieſes Dorfes von Namaquas überfallen, welche das Gras in Brand ſteckten, ſo daß die Wägen der Damaras Feuer fingen; dabei wurden viele Weiber und Kinder verbrannt. Bei dieſem Kampfe war der Miſſionär Kleinſchmidt zugegen; er entfloh und irrte vier Tage lang umher, ohne Speiſe zu finden; halb verhungert kam er endlich nach Otſchimbingue, ſtarb aber dort nach einigen Tagen vor Erſchöpfung. Er war ein braver, gaſtfreier, ſeinem (höchſt undankbaren) Beruf eifrig ergebener Herrnhuter.

Anderſſon ſelbſt ſchildert ſeine klägliche Lage in einem Briefe und hebt hervor, daß die Wilden auf beiden Seiten wie in einer regelmäßigen Schlacht gefochten hätten; ſie dauerte volle 10 Stunden, und mehr als 4000 Barbaren ſtanden ſich gegenüber. „Die Damaras wurden von mir und noch einigen anderen Europäern befehligt. Ich leide manchmal unerträgliche Schmerzen und liege nun ſchon ſeit drei Monaten im Bette. Noch vor Kurzem ging mir Alles nach Wunſch, aber an einem Unglückstage ſchloß ich Freundſchaft mit den Damaras, bewog ſie, das Joch der Namaquas abzuwerfen und unabhängig zu werden. Die Folgen davon ſind geweſen: Drei Schlachten, in denen wir die Namaqua-Hottentoten geſchlagen haben, der völlige Ruin meiner Geſundheit und der Verluſt meines Vermögens; ich werde zeitlebens nicht wieder kräftig.“

Damit geſteht Anderſſon ein, daß er durch ſeine Einmiſchung in die Händel jener Barbaren eine verhängnißvolle Thorheit begangen habe. Sein Benehmen war um ſo tadelnswerther, da gerade er dieſe Völker genau kennt. Er hat ſie in ſeinen Reiſewerken eingehend geſchildert, und dieſe ſind, nebſt jenen Galtons, eine Hauptquelle für die Kunde jener Gegenden. Wir wollen einige Erläuterungen hinzufügen und verweiſen auf die Karte von Südafrika, welche dem vorigen Bande des Globus beigegeben worden iſt; der Leſer hat auf derſelben einen deutlichen Ueberblick des Schauplatzes, auf welchem die beiden Völker ſich bewegen.

Das ſogenannte Groß-Namaqualand liegt zwiſchen dem Oranjefluſſe, der Kalahariwüſte, dem Ocean und dem Lande der Damaras. Im nördlichen Theile deſſelben und auch bei den Damaras haben vorzugsweiſe deutſche Miſſionäre mehrere Stationen gegründet und ſich alle mögliche Mühe gegeben, die Barbaren zu ſittigen, aber die Enkel bleiben, wie Galton ausdrücklich betont, ſo roh und wild wie die Geoßväter, trotz Predigt, Unterricht und Kirchengeſang. Am Fluſſe Swakop, der nördlich vom Kuiſip fließt, und in welchem viele Waſſerlöcher liegen, ſind mehrere Miſſionen angelegt worden, z. B. Otſchimbingue, wo immer Waſſer zu finden iſt und viel Gras wächſt, und Schmeleus Hoffnung. Die letztere wurde, als Galton im Lande war, von den Namaquas angegriffen; ſie erſchlugen die dortigen Damaras und verjagten den Miſſionär Kalbe, weil er ſich Mühe gab, ſie von ihren Raub- und Mordzügen abzuhalten. Er fand Zuflucht in der Miſſion Barmen, beim Miſſionär Hahn, der auch viel Herzeleid auszuſtehen hatte. Die Namaquas behandelten ihn mit der größten Unverſchämtheit, kamen betrunken ins Miſſionshaus und raubten Menſchen und Vieh. Galton ſah zwei Frauen, denen jene Hottentoten die Beine abgehauen hatten, um ſich ihrer eiſernen Knöchelringe zu bemächtigen. Ein Namaqua-Knabe, der ein ſchreiendes Kind am Boden liegen ſah, ſtach demſelben kaltblütig beide Augen aus.

Man theilt die Namaquas, welche in der „Hottentotenwüſte, dem verwünſchten und verfluchten Lande“ wohnen, in zwei Abtheilungen. Jene im nördlichen Theile ſtammen zumeiſt aus der Kapcolonie, und unter ihnen befinden ſich viele Miſchlinge von europäiſchen Völkern. Sie werden als Urlams bezeichnet, und die unvermiſchten Namaquas ſind auf ſie, die ſich für beſſer halten, ſehr eiferſüchtig; im Haß gegen die Damaras ſtimmen aber beide überein. Dieſe letzteren ſind ſchwarz oder ſchwarzgrau, aber nicht negerartig; die Hottentoten ſind gelb. Als Urlams werden übrigens von den Holländern alle jene bezeichnet, die ſich bei ihren Dörfern oder Viehgehöften umhertreiben. Vor einem halben Jahrhundert wohnten die Urlams noch an der Nordgrenze der Kapkolonie, am Oranjefluſſe, und ihr Häuptling war ein berühmter Räuber, Jouker Afrikaner, welchen die Namaquas im Norden gegen die Damaras zu Hülfe riefen. Er blieb dann dort, raubte große Heerden zuſammen und wurde ein mächtiger Mann. Die zweite Abtheilung der Namaquas ſind die Topnaars, d. h. die Größten, Höchſten; ſie bilden einen Gegenſatz zu den Eingedrungenen, den Urlams. Das Volk wohnt in runden Hütten, glaubt an den Kobold Hitſchibib, und ißt kein Haſenfleiſch. Weshalb? Der Mond ließ einmal den Haſen rufen, welcher an die Menſchen Folgendes beſtellen ſollte: — Wenn ich ſterbe und wieder geboren werde (auf- und untergehe), dann ſollt ihr ſterben und wieder auferſtehen. Der Haſe richtete aber ſeinen Auftrag ungenau aus und ſagte: „Wenn ich ſterbe und nicht wieder geboren werde.“ Darob ergrimmte der Mond, warf im Zorn einen Knüttel nach dem Haſen und ſpaltete dieſem die Lippe. Der Haſe aber nahm die Flucht und muß laufen bis dieſen Tag. — Die Namaquas haſſen den Haſen; kein Erwachſener darf von ſeinem Fleiſch eſſen; wer es doch thut, wird aus dem Dorfe verſtoßen und darf nie wieder an einer Ziege ſaugen!

Es gibt Zauberer, Kaiaobs, welche Regen machen; ein ſolcher muß Gift verſchlingen und ſich von giftigen Kriechthieren beißen laſſen. Mit ſeiner ſchmutzigen Kopfbedeckung kann er dann Wunderkuren verrichten. Nach dem Tod eines Häuptlings trauert man nicht, ſondern veranſtaltet ein heiteres Feſtgelage, bei welchem der Thronfolger mächtige Stücken Rindstalg als Krone auf ſeinem Wollkopfe befeſtigen muß; er hat ſie ſo lange zu tragen, bis ſie vertrocknet iſt, aber dann iſt ſie auch ein Amulet, mit welchem irgend eine alte Hexe Wunder thut. Ueberhaupt ſind die Leichenſchmäuſe Lieblingsluſtbarkeiten der Namaquas; die Thiere werden nicht geſchlachtet, ſondern erſtickt. Man glaubt an Währwölfe. Die Sonne iſt ein großer Feſtklumpen, der allabendlich ins Meer taucht. Dort hält ihn ein weißer Schiffskapitän feſt, ſchneidet ſich ein Stück ab und gibt dem Uebrigen einen Stoß; dann verſinkt es, geht unter dem Waſſer rundum und kommt im Oſten wieder zum Vorſchein. Die Vielweiberei iſt unbeſchränkt. Den

Digitized by Google

Miſſionären gebührt das Verdienſt, einem grauſamen Brauche geſteuert zu haben; denn früher ließ man alte oder kranke Leute elend umkommen.

Der Namaqua iſt unglaublich träge; tagelang hintereinander liegt er in der Sonne, rührt ſich kaum und erträgt lieber Hunger und Durſt, als daß er ſich rührte. Man fragt ihn, weshalb er ſo faul ſei, und er entgegnet: „Soll ich es etwa ſo machen, wie die Würmer an der Erde?“ Zur Arbeit wird keine Macht der Welt ihn vermögen; aber beim Tanz iſt er unermüdlich. Ein Schaf wird höher geſchätzt als eine Frau, aber im allerhöchſten Werthe ſteht der Tabak.

Die Damaras, mit welchen Anderſſon Freundſchaft geſchloſſen hatte, werden von Galton als „ein Volk von Dieben und Kehladſchneidern“ geſchildert. In ihrem Lande gibt es keinen Baumſchatten, außer auf den hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo, der etwa 20 Reiſeſtunden von der Miſſion Otſchimdingue liegt, und auf welchem ein Negerſtamm wohnt, die Ghu Damup, welche auf einer ſo niedrigen Stufe ſich befinden, daß ſie ſelbſt von den armſeligen Buſchmännern als untergeordnet betrachtet werden. Dieſe kamen als Eroberer zu ihnen, zwangen ihnen ihre Sprache auf und bilden eine höhere Kaſte! Der Ghu Damup wird von Allen tyranniſirt. Er hat einen prächtigen Wuchs, wolliges Haar, bemalt ſeine ſchwarze Haut mit rother Farbe, wimmelt von Ungeziefer und iſt unglaublich unſauber. Kleidung und ſchmutziger Schaum auf ſtehenden Gewäſſern werden mit einem und demſelben Ausdruck bezeichnet. Stammvater der Ghu Damup iſt, wie ſie meinen, ein Affe. „Weshalb ſollten wir und die Paviane nicht Brüder ſein? Gleich ihnen werden wir von Jedermann verfolgt; wir leben auf denſelben Bergen, eſſen dieſelben Wurzeln und kratzen ſie mit den Händen aus der Erde.“

Die Damaras ſind ein hübſch und kräftig gewachſenes Volk, können es aber an Ausdauer einem Europäer nicht gleich thun. Die Hautfarbe iſt zumeiſt ſchieferfarbig; auch ſie gefallen ſich in ungeheurem Schmutz, der ſich auf der Haut in ſolcher Menge anhäuft, daß die Grundfarbe nicht zu erkennen iſt; ſie reiben ſich mit rothem Ocker und Fett ein und riechen ſehr übel. Die Bekleidung beſteht aus Schaf- und Ziegenhäuten.

Die Damaras ſtammen nicht von einem Pavian, ſondern von einem Baum ab. Als Menſchen und Thiere aus demſelben hervorkamen, war Alles dunkel. Da zündete ein Damara Feuer an, und Zebra, Gnu, Giraffe und andere Thiere erſchraken ſo ſehr, daß ſie vor den Menſchen flohen; nur Kühe, Schafe (welche von einem großen Stein abſtammen) und Hunde ſammelten ſich um das Feuer. Jener Urbaum ſoll noch vorhanden ſein. Der höchſte Götze, Omakura, hat ſeinen Sitz weit im Norden, und jeder Stamm hat ſeinen eigenen. Die Geiſter der Abgeſchiedenen laſſen ſich blicken, gewöhnlich in der Geſtalt von Hunden mit Straußfüßen. Die Hexenmeiſter heilen Kranke durch Zauberformeln und mit Hyänenkoth, der für ſehr wirkſam gilt, wenn man ihn in den Mund und auf die Stirne reibt. Sie haben eine Art von Kaſtenweſen und zerfallen in zwei Stämme, die Ovahërees, welche zunächſt dem Meere leben und die Ovapantieren. Die Reichen beſitzen Heerden; ſie blicken auf die Armen, die Ovatſchimbas, mit tiefer Verachtung, machen ſie zu Sklaven und halten es für eine ſehr gleichgiltige Sache, ihnen das Leben zu nehmen. Kranke Leute finden keine Theilnahme, werden von den Verwandten aus der Hütte geworfen, und dieſe thun überhaupt Alles, um den Tod zu beſchleunigen; gewöhnlich erſticken ſie den Kranken, indem ſie Ochſenhäute über ihn werfen. Nur wenige Damaras ſterben eines natürlichen Todes. Aber der Damara ſchwört „bei den Thränen ſeiner Mutter“, die er vielleicht geſtern erſtickt hat. Er liebt Tanz und Muſik und ahmt dabei die Laute der wilden Thiere nach. Er iſt eben ſo träg, wie der Namaqua. Seine Sprache hat im Bau viel Uebereinſtimmendes mit dem Sitſchuana (der Sprache der Bitſchuanas) und der Sprache des Kaffern; er kann kein L ausſprechen; aus Kaffe machten ſie Korure; aus Galton = Bartonie.

Ovahërero bedeutet: das fröhliche Volk; von den Namaquas werden ſie als Damup bezeichnet, und im Munde der Urlams und Holländer iſt daraus Damara geworden. Galton meint, und Anderſſon pflichtet bei, daß die Damaras allmälig verſchwinden würden; ſie ſind ein Hirtenvolk und haben in ihrer Sprache kein Wort für Nahrungsmittel, welche man aus Getreide bereitet. Wahrſcheinlich ſind ſie von Oſten her in ihr jetziges Land gekommen, in welchem nur wenige Strecken bewohnbar ſind. Vor etwa 100 Jahren waren noch keine Damaras im Süden des Kaokafluſſes zu finden. Damals drangen ſie in dieſe von Buſchmännern und Ghu Damups bewohnte Gegend und unterwarfen die letzteren zum großen Theil, einige derſelben fanden Zuflucht auf hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo.

So ſind dieſe Barbaren im ſüdweſtlichen Afrika, mit welchen Reiſende und Miſſionäre ſich zu ſchaffen machen.

Aus allen Erdtheilen.

Bericht des Miſſionärs Jaques aus Sedhiou am Senegal. Derſelbe iſt mitgetheilt im „Journal des miſſions évangéliques“ December 1864, und ſchildert in anſchaulicher Weiſe das Leben und die Gefahren, denen die Europäer in jenen tropiſchen Gegenden Weſtafrika's ausgeſetzt ſind: „Mein Wohnort iſt das Dorf Dagorne am obern Senegal, und die Bevölkerung hier in der Umgegend iſt eine ſehr gemiſchte. Die Sarakholes herrſchen vor, doch leben hier auch viele Mandingas, weniger Joloſs, Bambaras, Futafulas, Baſſunkas ꝛc. Bei den Mandingos und Sarakholes herrſcht ein gemäßigter und nicht ſehr ſtrenger Mahammedanismus; die übrigen Völker ſind aber Heiden. Für meine Beſtrebungen, um ſie zu Chriſten zu machen, finde ich unter der Jugend den beſten Boden; aber man kann mit Jedermann frei über religiöſe Angelegenheiten ſprechen. Die Mandingos ſind die ernſthafteſten unter dieſen Negerſtämmen, und das Laſter der Trunkenheit iſt unter ihnen am wenigſten verbreitet. In Sedhiou trinkt man allein jährlich für mehrere tauſend Franken Palmwein, woraus man ſich einen Begriff von der allgemein verbreiteten Trunkſucht machen kann.

Das Klima am Caſamance iſt, wie überall in den Tropen, für die Einen gut, für die Anderen geradezu mörderiſch. Ich kenne Europäer, die hier 15 und 20 Jahre in vollkommener Geſundheit lebten, während andere es auf keinerlei Weiſe aushalten konnten und bald gezwungen waren, das Land zu verlaſſen. Die gewöhnlichſten Krankheiten ſind: Wechſelfieber, doch wenigee ſchlimm als am Senegal, Landſkorbut, den man mit der häufig hier wachſenden Kreſſe heilt, Blutgeſchwüre und Leberkrankheiten. Vor den am Senegal ſo häufigen und gefährlichen Dyſſenterien und trockenen Kakiken braucht man ſich am Caſamance nicht zu fürchten.

Die gute Jahreszeit beginnt in der Mitte des November, und ſehr ſelten ſtellt ſich nach dieſer Jahreszeit Regen ein. Im December weht ein friſcher, belebender Wind. Ohne Furcht kann man dann am Tage Reiſen unternehmen, ſelbſt

Digitized by Google

wenn am Mittage die Sonnenstrahlen heiß herabbrennen. Oft habe ich dann mehrere Meilen zu Fuß oder zu Pferde gemacht, ohne irgend wie von der Hitze belästigt zu werden. In dieser köstlichen Jahreszeit steht auch noch das Grün der Gärten in voller Pracht. Früher jedoch kann jede Landreise große Gefahr bringen. Dann verdunstet der gefallene Regen und hinterläßt die durchfeuchteten Pflanzenstoffe, die nun in Fäulniß übergehen und Fiebermiasmen erzeugen; im December ist aber diese Gefahr vorüber und es geht bis zum März Alles gut. Im April und Mai wird es sehr heiß, doch ist es dann Morgens, Abends und in der Nacht noch kühl. Im Juni dagegen wird die Hitze schon erstickend und die Luft ist mit einer ungeheuren Menge Elektricität schwanger; Mosquitos und Fliegen fallen in großen Schwärmen über uns her und verleiden die Nachtruhe. Oft ist der Körper dadurch ganz mit rothen Flecken wie übersäet, die aber keineswegs gefährlich, sondern nur ein Zeichen guter Gesundheit sind, wenn auch das Jucken und Kratzen, welches dadurch hervorgerufen wird, unerträglich fällt. Im Juli regnet es sehr stark, und furchtbare Stürme stellen sich ein, die oft große Verwüstungen anrichten und starke Bäume knicken. Läßt man dann seine Thüre nach der Windseite zu einmal offen, so kann es sich ereignen, daß der ganze Fußboden förmlich überschwemmt wird. Der schlechteste Monat ist aber der September.

Meine Wohnung ist die gesundeste in Sedhiou; dabei sehr geräumig und von einer großen Gallerie umgeben. Sie ist so fest gebaut, daß der Regen nicht durchdringen kann, und da sie etwas hoch liegt, so ist sie stets erfrischenden Winden ausgesetzt. Ein hübscher Gemüsegarten zieht sich am Hause hin, und zwei Brunnen versehen mich fortwährend mit hellem, frischem Wasser in genügender Menge. Hühner, Enten und Puter laufen auf dem Hofe umher und wandern dann in meine Küche. Unentbehrlich ist mir mein treuer Haushund, der mich vor dem Einbrechen der zahlreichen Diebe schützt. Ertappt man einen solchen, so ist der Prozeß kurz; man führt ihn auf den öffentlichen Platz und gibt ihm dort bei der Musik von Becken 70 oder 100 Hiebe mit einem Stricke.

Unsere Briefe erhalten wir am 15. oder 20. jeden Monats mit dem französischen Courier von Gorée (an der Westküste Senegals), und in dieser Stadt versehen wir uns auch mit allen Bedürfnissen; der Markt ist dort gut versorgt, nur ist Alles ziemlich theuer. Brod backen wir selbst, und Jedermann ist sein eigener Fleischer; da wir nun mit dem Schlachten wechseln, so haben wir in jeder Woche ein- aber zweimal frisches Fleisch. Gemüse zieht jeder in seinem Garten.

Wenn ich auf den Straßen von Dagorne erscheine, so werde ich von allen Seiten von den Kindern angehalten. Das eine zupft mich am Rocke, das andere nimmt mich an der Hand und ich spreche mein Salam aléïkum (Friede sei mit euch); worauf die Antwort Aléïkum salam lautet. Oder man grüßt in der Jolofsprache: Kao heraba? Wie geht's? Heraba, es geht gut. Sehr interessant ist die Art und Weise, wie die Mütter hier ihre Säuglinge tragen. Sie ist dieselbe eigentlich in ganz Afrika. Das Kind liegt in einem Tuche auf dem Rücken, die Zipfel sind vor der Brust zusammen gebunden. Das heißt in der Jolofsprache botter."

Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean erhalten wir durch die „Annales hydrographiques", drittes Semester, sehr interessante Nachrichten durch einen Franzosen: „Die Eingebornen sind vielleicht die größten Reisenden unter allen Bewohnern der Südsee. Im verflossenen Jahre kehrten einige Insulaner von der Wellington Insel heim, die 600 Meilen westlich liegt. Sie hatten kein einziges der Instrumente bei sich, welche unsre Seeleute als unentbehrlich betrachten, da sie dieselben für ganz nutzlos halten. Sie haben eine sehr genaue Kenntniß aller Inseln, die in ihrem Meere liegen und construiren sich selbst Karten, die eine genaue Uebersicht der Entfernungen aller verschiedenen Inselgruppen zulassen. Diese Karten werden aus kleinen Stäben gemacht, die man in geraden Linien aber in Kurven aneinander fügt. Die Construktion selbst ist ein streng bewahrtes Geheimniß der Häuptlinge, und der erste Mensch, der es uns verrieth, obgleich er selbst aus der Familie der Häuptlinge war, wurde mit dem Tode bedroht.

Auf den Gradhügeln ihrer berühmten Todten stellen die Marschallsinsulaner in eigenthümlicher Weise Ruder auf. Ein Besuch auf einem solchen Friedhofe ist höchst interessant. Ueberall stehen die alten Ruder unter den Cocosbäumen umher, und tausende von Ratten schwärmen zwischen den Gradstätten. Viele Leichen werden aber nicht beerdigt, sondern unter eigenen Ceremonien in das Meer geworfen.

Ich landete im Jahre 1859 auf Ebon und habe dort sieben Monate, die schönsten meines Lebens, zugebracht. Die Insel ist mit Cocospalmen, Pandanus und allerhand Fruchtbäumen bedeckt. Sie sind hier schöner und selbst fruchtbarer, als auf allen anderen Inseln. Besonders erreicht der Pandanus solche Dimensionen, wie man sie nirgends wiederfindet, und er gilt für viel wichtiger, als selbst die Cocospalme. Auch auf den weniger fruchtbaren Kingsmill- (Gilbert) Inseln machen die Einwohner aus der Cocosnuß nur Oel und nähren sich von den Pandanusfrüchten. Die verschiedenen Arten sind gerade so süß und noch nahrhafter als Zuckerrohr. Während der Erntezeit, die einige Monate dauert, nähren sich die Eingebornen nur von diesen Früchten und legen auch einen großen Vorrath davon zurück. Die getrockneten Vorräthe sind eine sehr gute Speise, an die sich auch die Fremden gern gewöhnen. Man bewahrt sie mehrere Jahre lang in Gestalt dicker Rollen auf, die in Baumblätter eingehüllt und mit Bindfaden fest umwickelt sind. Sie verderben nicht einmal, wenn sie der Luft ausgesetzt sind oder längere Zeit im Meerwasser gelegen haben. Auch das Holz des Baumes wird jedem andern vorgezogen; besonders auf den Gilbertinseln baut man die Berathungshäuser aus demselben.

Die Missionsanstalt liegt an der Nordwestecke der Ebongruppe, nicht fern von der Lagune. Diese ist beinahe ganz rund; sie ist eine der schönsten in Mikronesien und hat etwa sechs Meilen im Durchmesser. Während des Winters blieben nur etwa 500 Einwohner auf den Inseln; die übrigen, gegen 800, gingen mit dem ersten Häuptling im September 1857 nach der Inselkette des Nordens und kehrten erst im März 1860 zurück.

Der Missionär ist der einzige Repräsentant der Civilisation auf den Marschallsinseln und wird von den Einwohnern als das achte Wunder betrachtet. Sein Haus ist der große Anziehungspunkt, um den sich Alles gruppirt. Dort ist die Schule, das Lesekabinet, das Magazin, der Marktplatz und selbst der Gerichtshof.

Während meines Aufenthaltes feierte man die Wiedergenesung zweier kranken Häuptlinge durch einen großen Tanz. Etwa 600 Personen waren unter den herrlichen Brotfruchtbäumen versammelt, die längs der Lagune stehen. Eine Schaar von etwa 30 Frauen, die in einer Reihe saßen, begannen auf einer Art Trommel, die mit Haifischhaut überspannt war, eine fürchterliche Musik.

Nun trat Kaibuki (d. h. der König) vor die Musikantinnen hin. Er trägt die übliche Kleidung der Marschallsinseln, die aus einer Menge um die Hüften gehängter Pandanusblätter besteht. Der Kopf und die Ohrläppchen sind mit Blumen geschmückt und Federn an Armen und Händen angebracht. Er beginnt nun eine Art schrecklichen, unnatürlichen Gesanges, der kaum zu beschreiben ist. Er kreischt, brüllt und pustet die Töne, rollt dabei die Augen, tanzt, springt und verzieht sein Gesicht in alle möglichen Grimassen, jede Muskel an seinem Körper ist in Bewegung, bis er endlich in eine Art Verzückung verfällt. Dabei folgt ihm die entzückte Zuschauermenge mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Einige Minuten genügen, um den Tänzer zu ermüden; er tritt ab und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Nun folgen die Tänzer zu zweien und dreien, vom weißköpfigen Greise bis zum Kinde, das kaum gehen kann, herab. Die Kinder tragen Kleider von Hibiscusblättern, die mit Blumen und Hühnerfedern verziert waren. Endlich steht jedermann auf. Alle Tänzer, etwa 50 an der Zahl, vereinigen sich mit dem Kaibuki an der Spitze. Langsam marschiren sie unter einem wilden Gesange in die Mitte. Dort stellen sie sich in eine Reihe auf und erheben ein fürchterliches Geschrei, wobei sie seltsame Bewegungen machen und das Gesicht verzerren. Nach dieser lächerlichen Komödie geht Einer nach dem Andern davon, bis der Kaibuki allein übrig bleibt. Dieser grüßte mich und fragte: „E moneky", war es hübsch? Worauf ich so höflich wie möglich mit: Bon jour antwortete.

Fortschritt in Australien. Die Colonie Neusüdwales hatte zu Ende des Jahres 1864 Eisenbahnstrecken von 28 deutschen Meilen im Betrieb, und Strecken von ziemlich derselben Länge waren im Bau nahezu vollendet; dazu kam noch ein Schienenstrang, der nach Süden hin bis zur Stadt Cotbourn verlängert werden soll.

In Victoria ist die Linie von Sandhurst nach Echuca vollendet und somit der Murrayfluß durch den Schienenstrang erreicht worden.

In Harcourt ist ein 36 Tonnen schwerer Granitblock an-

Digitized by Google

gekommen; er soll als Grabdenkmal für die Entdeckungsreisenden Burke und Wills auf dem Friedhofe zu Melbourne aufgestellt worden.

In Südaustralien hat die Regierung den Major Warburton beauftragt, das Innere zu erforschen und die zur Viehzucht vorzugsweise geeigneten Weideländereien zu bezeichnen, zunächst in dem Distrikte im Norden des Mount Margaret, und dann das Romanland, das bis an die Great Bight, also an die Meeresküste, reicht. Vom Margaretheberge soll auch eine Entdeckungsreise nach der Westküste durch eine bisher noch nicht erforschte Gegend ausgerüstet werden; man will sich überzeugen, ob in jener Region hohe Berge vorhanden seien.

Aus Queensland kommen nur günstige Berichte. Man ist dort sehr eifrig darüber aus, die nordöstlichen Gegenden des großen Festlandes nutzbar zu machen. Vor zwei Jahren war die Gegend, wo jetzt die blühende Hafenstadt Rockhampton steht, eine Einöde, und über den Broad Sound war kein weißer Mann hinausgekommen. Als aber Port Denison gegründet war, gingen die Ansiedler bald über den 20.° südl. Br. hinaus, und jene am Burdekin hatten nun einen Ausfuhrhafen. Der Weg zwischen dem Innern und Port Denison wurde vorzugsweise durch die Bemühungen Dalrymple's eröffnet. Derselbe unternehmende Mann ging dann zwei Grad nördlicher, gründete die Seestadt Port Cardwell und will nun den Weg von dort aus über die Hochebene, welche das Strombecken des Burdekin vom Carpentariagolfe trennt, in Aufnahme bringen. Die neue Station am nordöstlichen Punkt ist Point Somerset. Aber die Regierung von Queensland will eine Ansiedlung auch am Endeavour River, im Distrikte South Cook, gründen, auf dem Wege von der Rockinghambay nach Kap Grenville, und damit hätte sie dann die ganze Nordostküste in Besitz genommen. Port Hitchindrook an jener Bay hat einen ausgezeichneten Hafen, der sich mit dem von Sydney messen kann. Von demselben führt nach dem Innern hin ein Weg in das Thal des Flusses Herbert, welcher nach Osten hin stürzt und in die Hakisarbay mündet. Die Bay hat vortreffliches Trinkwasser und Bauholz im Ueberfluß, es fragt sich aber, ob sie, rundumschlossen wie sie ist, auch gesund sei. Am Flinders River und in dem Quellgebiet des Burdekin sind die Horn- und Schafviehzüchter in voller Thätigkeit, und die Heerden gedeihen trefflich. Dalrymple lobt diese Gegenden außerordentlich.

Westaustralien will auch nicht ganz zurückbleiben und seinerseits die West- und Nordwestküste sich sichern. In jenen Gegenden sind vortreffliche Häfen, namentlich der von Brecknock, der aus einer Menge kleiner Buchten besteht und überall tief ist; das letztere gilt nicht von der Roebuck- und von der Lagrange-Bay.

Die englische Regierung ihrerseits hat sich mit der Colonie Queensland ins Einvernehmen gesetzt, damit die beiderseitigen Kräfte für Point Somerset wirken, der ein wichtiger Verbindungsplatz für den Verkehr zwischen Australien, Indien und Europa werden soll, eine Hauptstation für die Schiffahrt durch die Torresstraße und Kohlenniederlage für die Dampfer. Wir wollen daran erinnern, daß England wiederholt den Versuch gemacht hat, Niederlassungen an der Nordküste Australiens zu gründen, z. B. auf Melville's Island, an der Raffles Bay und zu Port Effington, man beging aber dabei viele Mißgriffe und mußte diese Militärstationen wieder aufgeben. Point Somerset wird eine bürgerliche Ansiedlung, und die Lage soll gesund sein.

Ani, die alte Hauptstadt Armeniens. Ein Engländer, John Ussher, machte vor einigen Jahren eine große Reise von London bis Persien. Sein Werk, das den Titel führt: A Journey from London to Persepolis; including Wanderings in Daghestan, Georgia, Armenia, Kurdistan, Mesopotamia and Persia, ist so eben erschienen und enthält lebhafte Schilderungen der durchreisten Länder. Nachdem der Verfasser Gumri und Kars besucht hatte, wandte er sich nach Ani, der alten Hauptstadt Armeniens, von der er folgende Beschreibung gibt: „Wir betraten die verfallene Stadt durch das mittlere Thor, denn es führen drei Eingänge durch die Doppelmauern, die aus behauenen großen Blöcken erbaut sind. Ueber dem äußern Thore stand eine armenische Inschrift, über dem innern war ein Leopard in Relief ausgehauen, umgeben von gut gearbeiteten und sehr hübsch verzierten Kreuzen. Der Boden war im Innern ganz mit zerbrochenen Säulen, Kapitälen und Fragmenten von Bildhauerwerken bedeckt. Wir kletterten über den Schutt hinweg und besuchten einige Kirchen, von denen drei oder vier noch so gut erhalten waren, als seien sie eben von den bauenden Arbeitern verlassen worden. Nur die Thüren fehlten. Namentlich eine, die neben einer Brücke, welche einen Abgrund überspannte, stand, war vollkommen gut erhalten. Die Freskogemälde im Innern des Domes hatten noch die ganze Frische ihrer Farben bewahrt und zeigten den Einzug in Jerusalem, Maria am Grabe ꝛc. Die Kirchen standen ganz verlassen zwischen den Ruinen, in denen, mit Ausnahme einiger Tauben, kein lebendes Wesen zu existiren schien. In der Mitte der Stadt stehen zwei hohe achteckige Thürme, auf denen sich kleinere Thürmchen erheben, und nicht weit von diesen ein einzelner steiler Fels, der auch ganz mit Ruinen der alten Citadelle bedeckt war. Auch die Mauern des Palastes sind noch vorhanden und zeugen von großer Ausdehnung und Festigkeit. Die Maurerarbeit daran ist ganz vortrefflich. Die ungeheuren Steine sind alle viereckig behauen und mit großer Sorgfalt zusammengefügt. Auf der Außenseite sind sie mit Skulpturen, allerhand Verzierungen und Mosaik von sehr künstlicher Ausführung versehen. Auch zwei Moscheen fand ich, deren eine im Innern mit herrlichen Arabesken bedeckt war, die im Charakter ganz denen der Alhambra entsprachen. In der That, Alles schien in dieser verlassenen Hauptstadt von der Zeit aufbewahrt worden zu sein, nur Menschenhände hatten hier Verwüstungen angerichtet. Das Kreuz herrscht in den meisten Verzierungen vor, und über den Thüren vieler Kirchen standen lange Inschriften in altarmenischer Sprache.

Eine Mördergesellschaft in Indien. Im Laufe des verflossenen Jahres wurde, wie das Journal des missions évangéliques meldet, der amerikanische Missionär Janvier zu Loodiana im nördlichen Indien von einem Sikh gemordet, und drei Tage darauf fiel auch ein anderer Missionär, Löwenthal, unter der Kugel seines eigenen Gärtners. Löwenthal, ein Jude von Geburt, hat sich als Linguist hervorgethan und war namentlich der Puschtu-Sprache mächtig, die im Norden Indiens weit bis nach Afghanistan verbreitet ist. Er hat auch eine ausgezeichnete Uebersetzung des neuen Testaments in dieser Sprache herausgegeben.

Diese beiden schnell aufeinander folgenden Mordthaten mußten Aufsehen erregen, und man war nicht wenig erstaunt, daß sie von einer vollständig organisirten, religiösen Mördergesellschaft ausgingen, die unter den Sikhs viele Anhänger zählt. Diese Leute nennen sich Akalis und verehren als den Stifter ihrer Bande einen gewissen Gobvind Sing, den Löwen. Der einzige Gott, den sie verehren, ist die blanke Waffe, ein Schwert, Messer oder ein anderes schneidendes Instrument. Es ist ihnen streng verboten, ohne ein solches auszugehen, und sie müssen stets von demselben Gebrauch machen, wo es ihnen die Regeln ihrer Gesellschaft vorschreiben. Diese lauten unter anderm: „Ist der Mensch, dem du begegnest, ein Mohammedaner oder ein Fremder, so tödte ihn; ist er ein Hindu, so prügle ihn und nimm ihm, was er hat." Vielleicht ist diese Bande mit den vielbesprochenen Thugs verwandt oder ein besonderer Zweig derselben. Der Mörder Löwenthals war ein Akali.

Einwanderung in Canada. Die Auswanderer des nördlichen Europa wenden sich im Ganzen noch sehr wenig nach Canada. Der große Zug geht noch immer noch den Vereinigten Staaten, nach Australien und Neuseeland. Von 18,420 Einwanderern, die im Jahre 1864 nach Canada gingen, blieben nur 12,000 im Lande selbst; der Rest, meist aus Skandinavien bestehend, ganz nach dem fernen Westen weiter. Nach der Nationalität vertheilen sich diese Einwanderer folgendermaßen:

Skandinavier	5438
Irländer	4590
Engländer	2084
Deutsche	2276
Schotten	2250
Amerikaner	653
Belgier	118

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Paul Marcoy's Reiſen im Innern von Peru.

III.

Bedeutung der Schifffahrt auf den Zuflüſſen des Amazonas. — Der Ucayale und Pachitea. — Der Urubamba und der Quillabamba Santa Ana. — Charakter des letztern. — Die Stadt Urubamba. — Die Schlucht von Occobamba. — Abenteuer in der Hacienda de la Lechuza. — Von Chaco nach Echarati. — Die Miſſion Cocabambillas; Fray Bobo und Fray Aſtuto. — Vorkehrungen für die Stromfahrt. — Der Strand von Chabuaris. — Antis-Indianer; bematte Hunde. — Fahrt auf dem Quillabamba. — Unzählige Stromſchnellen. — Die Uferlandſchaften. — Allerlei Abenteuer. — Eine Taufe in der Wildniß. — Die Kaskaden von Sanirato. — Fray Bobo's Untergang. — Ein tropiſches Gewitter. — Nach Tunkini.

Wir konnten vor einiger Zeit die wichtige Nachricht melden, daß ein Dampfer, welcher den Amazonenſtrom hinaufgefahren war, in einen der Hauptzuflüſſe deſſelben, den Ucayale, hineingeſteuert ſei. Er fand auf der ganzen Strecke kein Hinderniß und lieferte den Beweis, daß auch dieſe wichtige Waſſerſtraße, welche ſeither nur bis zur Miſſion Sarayacu benutzt worden iſt, weiter aufwärts, bis tief ins Innere ganz praktikabel ſei. Noch mehr. Es ergab ſich, daß ein Nebenfluß des Ucayale, der Pachitea, gleichfalls auf einer beträchtlichen Strecke ſchiffbar iſt, denn der Dampfer ſteuerte auf ihm zu Berg bis in die Nähe der deutſchen Anſiedlung Pozuzu, über die ſeit Jahren auch bei uns in Deutſchland ſo viel geſprochen worden iſt. Die Tyroler, welche ſich dort niedergelaſſen, waren bis jetzt

Urubamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

ziemlich vereinsamt und vom Verkehr mit der Außenwelt dermaßen abgeschlossen, daß sie die Früchte ihres Fleißes nicht verwerthen konnten. Zwar die peruanische Regierung hatte den Bau von fahrbaren Landstraßen versprochen, aber die Ausführung unterblieb. Dergleichen ist in jenem Land an der Tagesordnung.

Peru kann seine reichen inneren Hülfsquellen nicht entwickeln, so lange es versäumt, sich Absatzwege nach dem Amazonenstrome zu verschaffen, dessen oberer Lauf nebst mehreren wichtigen Nebenflüssen innerhalb seines Gebietes liegt. Verkehrsleben wird in das Innere des Landes nur kommen, sobald die wichtigsten Städte durch Landstraßen mit den zum Atlantischen Meere führenden Gewässern in Verbindung gebracht werden. Erst dadurch gewinnt man Absatzwege und erhält eine Möglichkeit, die werthvollen Erzeugnisse des Landes preiswürdig in den Welthandel zu bringen. Der Ucayale mit dem Pachitea bildet einen dieser Wege. Der letztgenannte Fluß hat eben durch den Beweis, daß er für Dampfer fahrbar ist, eine große Bedeutung gewonnen, und wir wollen deshalb einige Notizen über ihn mittheilen.

Der Strom, welcher in seinem untern Laufe Ucayale (nicht Ucayali) heißt, wird aus mehreren beträchtlichen Zuflüssen gebildet, welche tief aus dem Innern von Peru kommen, z. B. dem Camisea (auch Mapeche oder Pancartampu), welcher den Urubamba (oder Quillabamba Santa Ana) aufnimmt, in den weiter nach Westen hin unterhalb der Mission Santa Rosa der Apurimac mündet. Der Fluß heißt von da an bis zur Einmündung des Pachitea Apu Paro, d. h. der große Paro (nachdem er den Quillabamba Santa Ana aufgenommen hat); erst auf der Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Pachitea nimmt er den Namen Ucayale an.*) Der Pachitea seinerseits hat einen Lauf von 82 Leguas; er wird gebildet durch die Vereinigung des Palcaza und Pozuzu, die an zwei verschiedenen Seiten der Cordillera de Huanuco entspringen. Acht Leguas unterhalb dieser Vereinigung nimmt der Pachitea an seiner rechten Seite den Pichi auf; auf der linken Seite den Carapacho, Cosientata und Gallisteca. Die einzige Ortschaft von einiger Bedeutung ist Mairo, und bis dahin, also bis unter den 10. Grad südlicher Breite ist der Dampfer gekommen. Ein Blick auf eine beliebige Karte kann zeigen, von welcher Wichtigkeit dieser Umstand ist. (Globus VII, S. 222.)

Die oberen Wasserläufe des Ucayale dagegen sind für die Schifffahrt unbrauchbar. Wir haben darüber sehr eingehende Nachweise und Schilderungen durch Paul Marcoy, der unseren Lesern wohl bekannt ist. Er unternahm das große Wagniß, von unterhalb Cuzco aus die Kahnfahrt auf dem unteen Urubamba und dem Apu Paro zu wagen; das hat in solcher Weise vor ihm noch kein Europäer gethan. Seine Schilderungen bringen viel Neues, und wir wollen denselben, in freier Bearbeitung, die folgenden Darstellungen entnehmen.

Das Dorf Occobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Die altperuanische Hauptstadt Cuzco liegt in dem Hochthale, welches im Westen von der sogenannten westlichen Kette der Andes, im Osten von der Sierra de Huilcanota begrenzt und vom Urubamba durchströmt wird. Er wollte zunächst die eben genannte Sierra übersteigen, dann dem Thal und Flußlaufe des Occobamba folgen und unter 11½ Grad südlicher Breite wieder über das Gebirge nach Westen gehen, um bei Echarati den Urubamba (d. h. dort den Quillabamba Santa Ana) zu erreichen und auf demselben abwärts zu fahren. Er zog also von Cuzco aus zuerst in nördlicher, dann in nordöstlicher Richtung durch die Pampa d'Anta, welche sich bis zu 14,000 (?) Fuß Meereshöhe erhebt und etwa 20 spanische Meilen im Umfange hat. Dort fand er Gras und einige Sträucher, aber keinen Vogel und kein Insekt. Am Ostrande liegt das Dorf Mara mit Salzwerken;

*) Das Wort bedeutet, nach Tschudi: „innen fließen", von uca und yellini. Aber Paul Marcoy's Erklärung wird richtiger sein: „Begegnung, Vereinigung, Zusammenfluß". Er sagt: „Die Eingebornen bezeichneten ehemals als Ucayalé nur die Stelle, wo der Apu Paró und der Marañon sich miteinander vereinigen. Die Missionäre und nach ihnen die Geographen nahmen den Theil für das Ganze und nannten den Apu Paro, nach der Vereinigung mit dem Pachitea, Ucayale."

und schon von dort hatte der Reisende einen unbeschreiblich großartigen Anblick auf die Sierra de Huilcanota, welche einem gewaltigen Amphitheater gleicht. Ueber dasselbe steigen drei schneebedeckte Bergriesen empor: der Illahuama, der Malaga und der Salcantay. Er sah hinab in das Thal von Urubamba und in die Schluchten von Silcay.*)

Die Stadt Urubamba hat eine Brücke mit zwei Bögen und eine Kirche, und ist Hauptstadt einer Provinz; auch führt sie die Bezeichnung der „Wohlverdienten", hat aber sonst weiter keine Bedeutung. Auch in dieser Gegend haben die alten Inkas Zeugnisse ihrer Einsicht und Fürsorge hinterlassen: eine schöne Straße, welche in Schraubenwindungen zwei Wegstunden weit von der Pampa d'Anta hinab

Sierra de Huilcanota hineingerissen worden ist. Sie gewährt den Bergwassern, welche vom Malagapik herabstürzen, ein Abzugsbett und muß von den Maulthiertreibern passirt werden, welche von Cuzco nach Occobamba gehen; dieses letztere liegt im Osten der Gebirgskette. Die Schlucht bildet eine Menge von Kaskaden, gewaltige Granit- und Sandsteinblöcke liegen in wilder Unordnung durcheinander geworfen. Manche Spalten sind im Laufe der Zeit durch die Zersetzung des Gesteins, durch Moose, Flechten und hineingewebten Staub ausgefüllt worden, und auf ihnen wachsen einige litienartige Pflanzen. Weiter abwärts tritt die Magueypflanze (Agave americana) neben dem Multi (Piper americanus) auf. Der Weg war um so beschwerlicher, je höher der Reisende kam, und die Hitze wurde in den

Hacienda de los Camotes im Thale von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

in das Thal führt. Die Söhne der Sonne pflegten während der schönen Jahreszeit einige Wochen in demselben zu verweilen.

Der Weg führte in nordöstlicher Richtung weiter zur „Schlucht von Occobamba", welche durch irgend ein gewaltiges Naturereigniß in den westlichen Abhang der

engsten Theilen, in welche die Sonne ihre senkrechten Strahlen hinabschoß, wahrhaft senegambisch. Die Maulthiere hatten große Noth, vorwärts zu kommen; Menschen und Vieh athmeten leichter auf, als endlich das Ende der Schlucht vor ihnen lag und eine wellenförmige Ebene erreicht war, die sich nach Norden hin abdachte.

Der Uebergang über die Cordillere war mit großen Mühseligkeiten verbunden, aber die Landschaft bot einen, man kann sagen, gewaltigen Anblick dar. Dicht am Boden krochen manchmal dicke Nebelmassen hin, zogen sich dann wie Spinngewebe an den Höhen hinauf und bildeten nachher ein graues Dach, welches den blauen Himmel und die Sonne verhüllte, dann zuckten Blitze und der Donner rollte und grollte entsetzlich in den Thälern. Bald goß der Regen in förmlichen Strömen herab. Während dieses Unwetters

*) Der Fluß führt an seiner Quelle den Namen Huitcamayo (er entspringt auf der Hochebene von Raya); dann heißt er weiter Fluß von Quisquisana, von Urcos, von Cuica, von Yucay, und nimmt bei der Stadt Urubamba den Namen derselben an; bei der Stadt Silcay heißt er dann Silcay und als solcher strömt er in das Thal von Santa Ana ein. Dann heißt er Quillabamba de Santa Ana; im Allgemeinen bezeichnet man ihn als Urubamba, weil es doch zu unbequem wäre, alle diese einzelnen Benennungen streng festzuhalten.

Digitized by Google

Die Schlucht von Occobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

Uebergang über die Cordillere von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

traf der Reisende eine Anzahl indianischer Arbeiter, welche nach dem Thale von Occobamba gingen, um dort eine Art von Sklavenarbeit zu verrichten.

Das schmutzige Dorf Occobamba bietet keinerlei Merkwürdigkeit dar. Der Reisende zog am linken Ufer des gleichnamigen Flusses in nördlicher Richtung und überschritt ihn weiter abwärts etwa unter dem 12. Grade südlicher Breite. Unterwegs berührte er mehrere einzelne Meiereien und Viehgehöfte, namentlich die Hacienda de los Camotes (d. h. der süßen Kartoffeln), welche einen ganz leidlichen Anblick darbot, und jene von Tiocuna, d. h. die Wiege des Oheims. Dann kam er an eine einsam stehende Hütte, Uchu genannt, und war nicht wenig überrascht, in dieser abgelegenen Gegend eine „Señora Doña" zu finden, die einen Schäferhut mit lang herabflatternden Rosabändern trug. Diese Dame Manuela war — ein Wunder — mit Talgkerzen versehen und zündete eine derselben zu Ehren des Fremden an. Sie hielt einen Kaufmannsladen und hatte allerlei schöne Dinge zu verkaufen, als da sind: Pfeffer, Coca, Branntwein und dergleichen mehr. Auch verstand sie das Gericht Chuño, d. h. gefrorene Kartoffeln, sehr wohlschmeckend zu bereiten und Maiskolben gut zu rösten. Aus diesen beiden Gerichten bestand die Mahlzeit, denn ein Huhn war weit und breit nicht zu finden. Etwas besser wurde er auf der einige Stunden entfernten Hacienda Tiantan bewirthet, denn dort schlachtet man an jedem Sonntag einen Ochsen. Hier ist auch das Klima schon so günstig, daß man Cacao pflanzt.

Nachmittags erreichte Marcoy die Hacienda de la Lechuza, und hier erlebte er ein „Abenteuer", das er sehr ausführlich erzählt, über welches wir jedoch uns möglichst kurz fassen wollen. Als er vor der Pforte vom Maulthier stieg, trat ihm eine Art von Hausbofmeister entgegen, dem eine zierlich gekleidete Mestizin (eine Cholita) auf dem Fuße folgte. Der Fremde erklärte, daß er nach Chaco im Thale von Santa Ana reisen wolle; aber es sei bald spät am Tage und er bitte deshalb um ein Nachtlager. Die Mestizin entgegnete sofort, daß er bleiben könne, und führte ihn in ein geräumiges, sauber möblirtes Zimmer. Während sie ihn verlassen hatte, um für das Abendessen zu sorgen, ging er in den recht leidlich gehaltenen Garten und nahm sein Skizzenbuch mit, um Pflanzengruppen und Blumen zu zeichnen. Am Hause fiel ihm eine halbgeöffnete Persienne auf, und unter derselben stand eine Bank; diese rückte Marcoy vor und entwarf eine Farbenskizze von einem Hibiscus mutabilis, dessen schöne Blumen in der Morgenstunde weiß sind und gegen Abend in Folge einer Einwirkung der Sonnenstrahlen rosenroth werden. Inzwischen bemerkte er, daß ein weiblicher Kopf hinter der Persienne hervorsah und ihn beobachtete. Er that, als ob er nichts merke, und begann ein castilianisches Lied zu singen.

Als er seine Zeichnung vollendet hatte, sprach er mit Absicht mehr als halblaut vor sich hin: „Wie schade, daß ich den spanischen Namen dieser Blume nicht weiß!" Aus dem Fenster wurde ihm die Antwort: „Man nennt sie Mundadera." Damit war nun eine Unterhaltung angeknüpft, welche sich zunächst auf jene Blume bezog, die sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt; sie wurde am Abend fortgesetzt. Die Dame aber nahm ihren Schleier nicht ab und spannte die Neugier des Reisenden auf die Folter. Er konnte auch weiter nichts erfahren, als daß sie Besitzerin der Hacienda sei und schon seit einigen Jahren ein einsames Leben führe, nachdem sie früher als Stern in der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt Lima geglänzt habe.

Am andern Tage reiste Marcoy weiter. Der Hausbofmeister hatte ihm reichlich Speise und Trank mitgegeben, namentlich einige Flaschen des in Peru weitberühmten Branntweins von Pisco, welcher in den Thälern von Pisco und Cañete aus der großen Malagatraube fabricirt wird, die dort trefflich gedeiht; sie wird in Peru uva de Italia genannt; der Branntwein gleicht dem besten armagnacer Cognac, hat aber einen Duft, welcher an jenen der Orangenblüthe erinnert.

Die Landschaft wurde bald wieder öde, der Boden war dürr, und die Maulthiere mußten die steilen Pfade hinanklettern nach der Kette der Lomas, welche das Thal des Occobamba von jenem des Santa Ana scheidet. Man bezeichnet derartige Höhenzüge, welche von den Cordilleren auslaufen und sich allmälig im Flachlande verlieren, als Cuchillas, Messerrücken, weil sie einen scharfen Kamm haben. Große Bäume kommen sehr selten vor. Auf der andern Seite der Loma lag das Dorf Chaco, malerisch am Abhang einer bewaldeten Anhöhe, von welcher man einen prächtigen Blick auf zwei Bergriesen hat, nämlich auf den Aputinbia und den Urusayhua, die eine vollkommen regelmäßige Gestalt haben und gleichsam als Schildwachen zur Rechten und Linken das Thal von Santa Ana hüten.

In Chaco fand Marcoy eine sehr freundliche Aufnahme beim Gemeindevorstand, welchen er aus früheren Zeiten kannte. Dieser kam eilig aus dem Hause und war beim Abladen der Maulthiere thätig; seine Frau, deren dunkle Hautfarbe auf eine starke Beimischung indianischen Blutes deutete, beeilte sich, ein Abendessen herzurichten, und die Töchter zeigten sich nicht minder zuvorkommend und geschäftig. In jenen einsamen Gegenden hat man von Erziehung und von dem, was sich schickt, andere Begriffe, als in großen Städten. Jene beiden Mädchen, von 18 und 22 Jahren, benahmen sich vollkommen zwanglos, führten ein durchaus unabhängiges Leben und waren manchmal Wochen, ja Monate lang auswärts auf Besuch bei Freundinnen, von denen manche viele Meilen weit entfernt wohnten. Jetzt eben befanden sie sich zu Hause, und beim Abendessen herrschte allgemeine Heiterkeit. Ein Tisch fehlte natürlich; die Speisen wurden auf eine Matte gestellt; in der Mitte stand ein großer Napf mit Chupe, einem Gericht, das aus gedörrtem Hammelfleisch und allerlei Wurzeln bereitet wird. Die beiden ältesten Töchter, Inés und Carmen, legten dem Gaste die besten Stücke vor, denn das ist ando-peruanische Sitte, die zugleich erfordert, daß man dem Fremden die Bissen mit dem Löffel oder der Gabel in den Mund bringt; er wird also förmlich gefüttert. Dann kam ein Eierkuchen, und beide Mädchen zählten gewissenhaft die Bissen, welche sie dem Gaste reichten. Zum Schlusse gab Marcoy eine Flasche Pomeranzenwein zum Besten, dessen Wirkung die Heiterkeit noch steigerte. Die Damen spielten Guitarre und forderten zum Tanz auf, und der vom weiten Ritt ermüdete Reisende konnte nicht umhin, ihnen zu willfahren. Aber bald übermannte ihn der Schlaf und er legte sich nieder, während die Mädchen unter sich wohl noch eine Stunde lang weiter tanzten.

Von Chaco ging der Weg thalabwärts im Zickzack, und nachdem ein Zufluß des Rio de Santa Ana, der Alcusama, durchwatet war, nach Echarati. Unweit von diesem Dorfe liegt die Hacienda de Brillavista, welche einen so vortrefflichen Cacao liefert, daß man denselben in Peru selbst der berühmten Sorte von Pintobamba vorzieht.

Der Reisende befand sich jetzt schon im tropischen Tieflande und entwarf nun den Plan zu seiner Stromfahrt. Der nöthigen Vorkehrungen wegen machte er einen Ausflug in die unweit entfernt liegende Missionsstation Cocabambillas, wo er einen Kahn und zwei Ruderer mietben wollte. Mit diesen wollte er auf dem Santa Ana bis zum

ersten Dorfe der Antis-Indianer fahren und dort wilde Indianer annehmen, um mit denselben durch die Pampas del Sacramento bis nach Sarayacu, der Hauptmission in jenen Gegenden, am Ucayale zu gehen; dort brauchte er dann des weitern Fortkommens wegen nicht ferner besorgt zu sein.

In Cuzco hatte er zufällig einen Geistlichen, den Fray Bobo, kennen gelernt, und dieser war einer der beiden Vorsteher der Mission von Cocabambillas; der andere, Fray Astuto, war aber die Hauptperson. Beide Geistliche benutzten ihre Muße, und sie hatten solche vollauf, zum Handelsbetrieb. Jener war ein Catalonier, der andere aus Biscaya, und sie gehörten zum Franciskanerorden; die Mission selbst ist im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten gegründet worden. Bobo und Astuto ließen von ihren Indianern Coca und Kaffee, Kakao und Zucker bauen; sie hatten das Mönchsgewand bei Seite geworfen, ließen das Haar lang wachsen, trugen sich bürgerlich, lasen aber dann und wann eine Messe, um die zerstreut in den Wäldern lebenden Indianer um sich zu versammeln und für ihre Handelszwecke nutzbar zu machen. Fray Bobo war in seiner Jugend ein unternehmender Mann gewesen. In den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft hatte der Vicekönig demjenigen eine Prämie von 4000 Piastern gelobt, welcher den Santa Ana hinabfahren und dann die Reise über Moyobamba und Chachapoyas nach Lima machen werde. Der Franciskaner wagte das Unternehmen und gewann den Preis.

Zu jenen beiden Mönchen begab sich Marcoy. Das Missionsgebäude war nicht mehr und nicht weniger als eine armselige Hütte, aus welcher eben ein langer Mann mit scharf ausgeprägten Zügen, bleicher Gesichtsfarbe und lang herabhängendem Haar heraustrat. Fray Astuto glich viel mehr einem Pantee als einem spanischen Mönch; er nahm den Fremden mit einigem Mißtrauen, aber doch gastlich auf; Fray Bobo war abwesend. Auf die Lieferung eines Kahnes wollte jener sich nicht einlassen, denn offenbar besorgte er Handelsconcurrenz; Ruderer seien gar nicht zu beschaffen, und wenn man jedem 500 Piaster biete; sie hätten Furcht vor den Chunchos (so werden alle wilden Indianer genannt) und wagten nicht, einen Fuß auf das Land dieser Heiden zu setzen. Aber Marcoy blieb standhaft. In der nächsten Woche, sagte er, haben wir das Carmenfest; dann kommen die Antis nach Echarati, um Affen und Papageien gegen Beile, Messer und Glaswaaren auszutauschen, und ich werde mit ihnen stromab fahren.

Abendessen beim Gemeindevorstand im Dorfe Chaco in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Auf der Hacienda de Bellavista, wohin der Reisende nach dieser Unterredung zurückritt, erfuhr er vom Besitzer, daß Astuto, vermittelst der bei seiner Mission angesiedelten Cholos (Mischlinge von Weißen und Indianern) einen Verkehr mit den Chuntaquiros und den Antis unterhalte, deren Gebiet eine Menge Cacao, Vanille, Sassaparille, Arznei- und Färbepflanzen hervorbringt. Das wollte er geheim halten, damit nicht etwa irgend ein unternehmender Mann der peruanischen Regierung Bericht darüber abstatte und diese wertvollen Schätze für sich ausbeute. So erklärt sich sein Mißtrauen.

Er besaß selber vier gute Fahrzeuge und hatte 12 „Che-

Digitized by Google

napans", Ruderer, ſtets zur Verfügung. Fray Bobo, der angeblich die Miſſion verlaſſen hatte, um einem Kranken die Tröſtungen der Religion zu bringen, war in der Gegend von Putucuſi, da wo der Lares und der Santa Ana ſich in ſeinen Schilderungen ſehr ironiſch behandelt; wir übergehen aber dieſelben, weil ſie für deutſche Leſer gar kein Intereſſe darbieten. Die Sachen nahmen nun eine ganz andere Wendung, denn es handelte ſich nun um eine ge-

Der Garten der Hacienda de la Cechuza in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

vereinigen, mit einigen Cholos in den Chinchonawäldern, um Fieberrinde zu ſammeln.

Nun traf es ſich, daß um dieſelbe Zeit ein Franzoſe von angeſehener Familie mit fünf Begleitern in Echarati und Cocabambillas erſchien, um im Innern von Peru Abenteuer zu ſuchen oder wiſſenſchaftliche Forſchungen zu machen. Marcoy fand keinen Gefallen an ſeinen Landsleuten, die er meinſchaftliche Reiſe. Von Cocabambillas bis nach Chahuaris, wo die Einſchiffung ſtattfinden ſollte, hat man vier ſpaniſche Meilen zurückzulegen. Der Weg führt zwiſchen zwei Bergreihen hin, welche ſteil nach Nordnordoſt abfallen. Der Reiſende ſieht nun wohl, daß er ſich dem Punkte nähert, wo die Cordillere endlich in die Ebene ausläuft.

Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

Der „Strand von Chahuaris“ liegt auf der Grenzscheide zwischen der halben Civilisation und der Barbarei, denn jenseits hausen wilde Indianer. Der Santa Ana fließt grün und raschen Laufes an einem Hügel hin, auf dem eine armselige, von Mestizen bewohnte Hütte steht. Dort fanden sich Indianer vom Volke der Antis ein, sie hatten aber durch die Berührung mit der Halbcivilisation bereits einige Umwandlung erfahren, hießen Juan, Jose, Maria, Pancha, sprachen etwas Quechua neben ihrer Volkssprache und waren keine urwüchsige Wilde mehr. Als Kleidung hatten sie einen baumwollenen Sack mit Löchern für Kopf und Arme, das Haar hing wie ein Roßschweif herab, und das Gesicht war mit Roceu und Genipahua roth und schwarz bemalt. Alle hatten einen stupiden Ausdruck im Gesichte. Nur mit Mühe konnte man die Geschlechter von einander unterscheiden, denn beide hatten dieselbe Tracht, dieselben Rosenkränze, und Ton wie Ausdruck der Stimme war ganz gleich, eben so der Schmutz. Einige trugen silberne Platten an der Nase; die meisten hatten kleine spitzohrige Hunde bei sich.

Jetzt verstand sich Fray Ascnto dazu, drei seiner Kähne herzuleihen; die Antis waren bereit, zwei ihrer Piroguen zu stellen, und diese kleine Flotte konnte 20 Menschen fassen. Aber die Franzosen hatten auch peruanische Soldaten zum Schutze bei sich, und diese, wie auch das Gepäck und die Mundvorräthe, mußten gleichfalls fortgeschafft werden. Dafür wußte man Rath. Die Cholos gingen mit Beilen und Hackmessern in den nächsten Wald, hieben Torobbäume (Cecropia) um, höhlten dieselben aus, und als mehrere dieser korkleichten Kähne zusammen gebunden wurden, hatte man ein Floß fertig. Indeß gleich in der ersten Nacht entliefen nicht weniger als neun Soldaten, um nicht in die Gefahr eines Zusammentreffens mit den Wilden zu gerathen, vor denen diese uniformirten Helden eine heillose Furcht haben. Am andern Tage machten sich von den noch übrigen 12 Kriegern wieder fünf aus dem Staube; die sieben noch übrigen wurden unter besondere Aufsicht einiger erprobten Cholos gestellt und sorgfältig überwacht.

Der Antis-Indianer Simuco.
(Nach einer Zeichnung von Riou.)

Am andern Morgen gegen 10 Uhr sollte die gefährliche und beschwerliche Fahrt angetreten werden. Fray Bobo erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er auch geistliche Pflichten habe, holte seinen Priesterornat und die heiligen Geräthe aus einem grün angestrichenen Koffer hervor und hielt am Strande von Chahuaris ein Hochamt. Diese Feierlichkeit hatte dort, in der Einöde, etwas doppelt Ergreifendes und stimmte zur Andacht; die Antis-Indianer ihrerseits standen theilnahmlos da; sie verstanden nicht, was es bedeuten sollte, daß der Geistliche die Hände empor hob und Worte sprach, deren Sinn ihnen fremd war.

In dem einen großen Kahne saßen nun zwei Franzosen, vier Cholos, welche ruderten, und ein Antis, der das Steuer lenkte; in der zweiten großen Piregue nahmen der Obmann der peruanischen Commission, sein Lieutenant, der Corporal und Fray Bobo Platz; die dritte nahm Marcoy ein, und zu ihm gesellte sich ein französischer Geograph; die beiden anderen Nachen waren mit Cholos und Indianern bemannt, und diese fuhren voraus, um die gefährlichen Stellen zu erforschen und anderweitig Dienste zu leisten, so oft das nöthig sein würde. So schwamm nun der Reisende in einem kleinen, unbequemen Fahrzeuge auf einem Flusse, der wegen seiner vielen Stromschnellen zu den gefährlichsten in der Welt gehört. Das Unternehmen war im höchsten Grade verwegen, und gleich in der ersten halben Stunde überlief ihn mehr als einmal eine Gänsehaut. Der Kahn wurde in Wirbel hineingerissen und über Felsen getrieben, welche nur einen Fuß hoch vom Wasser bedeckt waren und die er streifte; manchmal schlugen Wellen hinein, und die Reisenden mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen.

Die Piroguen schossen rasch wie ein Pfeil stromabwärts und gelangten nach mehrstündiger Fahrt an einen Punkt, welcher Mancureali genannt wird; dort steht eine Indianerhütte, und die Antis legten an, um etwas auszubessern. Mancureali liegt auf einem der niedrigen Höhenzüge, welche hier (etwa unter 11° südlicher Breite) die äußersten Ausläufer der Cordillere bilden. Der Pflanzenwuchs besteht aus Nußbäumen (Pseudo-juglans), drei Arten von Eichen, welche dieser Gegend eigenthümlich sind, Lorbeergebüsch, duftenden Vernonias und aus Jacarandabäumen, die jetzt ohne Blätterschmuck waren und ganz winterlich aussahen. Die Hitze war so stark, daß man im Sande hätte Eier kochen können. Von hier aus betrug die Schnelligkeit des Stromlaufes acht englische Meilen in der Stunde, bis zu dem Punkte, an welchem unter 11° südl. Br. der Yanatili einmündet; er kommt aus dem Thale von Lares (nach welchem er auch zuweilen benannt wird) und nimmt dort den Occobamba auf. Der Santa Ana aber führt von Chahuaris an den Namen Quillabamba, d. h. Ebene des Mondes, und behält denselben bis zu seiner Mündung in den Apurimac, welcher dann, wie wir schon früher sagten, Apu Paro heißt. In den Stromschnellen, welche vor der Mündung des Yanatili liegen, war ein Floß nahe daran, ganz verloren zu gehen; Marcoy büßte dabei einen Waarenballen ein, in welchem sich unter anderen Dingen auch 12 Beile befanden; unter den obwaltenden Umständen war das ein sehr empfindlicher Verlust.

Der Fluß behielt auch jetzt seinen ungemein reißenden Lauf, und sein Bett war mit mächtigen Blöcken wie besäet; es starrte förmlich von Felsen. Das Nachtlager mußte allemal, wie sich von selbst versteht, unter freiem Himmel gehalten werden, gewöhnlich bei irgend einem Remanso, d. h. an einer Stelle, wo der Fluß eine Bucht mit ruhigem Wasser bildet, z. B. bei Chuliluqui, wo nicht einmal eine Indianerhütte stand. Als Musik hatten die Reisenden das Heulen der Guaribasaffen (Simia Beelzebuth), das erst gegen Tagesanbruch aufhörte; dann begann das Gezwitscher der Vögel. An manchen Stellen war der Strom

ſo gefährlich, daß die Reiſenden ausſtiegen und zu Fuße gingen, während die Indianer unter großen Anſtrengungen die Kähne durch das Labyrinth von Felsblöcken und Sandinſeln hindurchzubringen ſich bemühten. Eine Stromſchnelle folgte der andern.

Die nachſtehende Schilderung kann zeigen, welchen Gefahren und Unannehmlichkeiten die Reiſenden außerdem noch ausgeſetzt waren. Sie lagerten in der Einöde am Ufer von

Frau Bobo und Frau Aſtuto. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Urucampi. Am Abend hatten die Ruderer eine Menge Lebensmittel geſtohlen, die Nacht hindurch mit den Antis gezecht, und gegen Tagesanbruch nahmen fünf von ihnen Reißaus; den Soldaten aber fehlten zwei Säbel, mehrere Flinten und Torniſter. Die Kriegsleute waren wüthend; einmal ſollten ſie nun ſtatt der Deſerteure das Ruder führen, ſodann waren ſie ohne Waffen und von Churupacos (d. h. Nichtſoldaten) zum Beſten gehalten und beſtohlen worden. Sie baten um Erlaubniß, den Dieben nachzuſetzen; ſie wollten dieſelben todt oder lebendig wieder bringen und nach wenigen Stunden an Ort und Stelle zurück ſein. Ohne Erlaubniß abzuwarten, verſchwanden ſie in den Wäldern, und nun konnte man darauf wetten, daß auch ſie nicht zurückkommen würden. Offenbar hatten ſie die ganze Geſchichte planmäßig eingefädelt. Auch die Indianer machten nun Miene, ſich zu entfernen, um irgend wen und irgend etwas zu ſuchen. Sie nahmen ihre Siebenſachen zuſammen: Sack, Topf mit rother Farbe, Spiegel, Tabaksdoſe, Kämme, Bogen und Pfeile, und wollten ihre Piroguen beſteigen. Jetzt aber traten die peruaniſchen Offiziere ins Mittel und ſtellten ihnen vor, daß ſie bereits im Voraus Meſſer und Beile als Zahlung für ihre Dienſte bekommen hätten und daß es ihre Pflicht ſei, die Reiſenden bis in das Gebiet der Chuntaquiros zu bringen. Ein Cholo von der Miſſion diente als Dolmetſcher; man ſuchte die Antis zu begütigen und durch kleine Geſchenke, namentlich Glasper-

Fray Boba liest Messe auf dem Strande von Chahuaris in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

len, zu gewinnen, und brachte nun heraus, daß allerdings ein Complot vorlag. Zwei Flöße hatten Schiffbruch gelitten, weil die Ruderer (Balseros) darüber sich verständigten, um die Ladung zu stehlen, und den Antis war Halbpart geboten, wenn sie behülflich sein wollten. Ueberhaupt benahmen die Balseros sich ganz niederträchtig; sie hatten den Indianern gesagt, daß die Reisenden, die ja Punarunacunas, d. h. Männer von der Hochebene, seien, damit umgingen, sie zu tödten; sie hätten deshalb Lebensmittel vergiftet. Es kostete nicht geringe Mühe, den Söhnen der Wildniß diesen Wahn zu benehmen. Fray Bobo that dazu Alles, was in seinen Kräften stand; er hielt ein Crucifix in die Höhe und beschwor, daß die Reisenden von den besten Absichten für die Indianer beseelt seien. Das machte allerdings einigen Eindruck auf die Antis, sie waren aber von den guten Absichten erst überzeugt, als man ihnen wiederholt Geschenke gab.

In jener Gegend, etwa unter dem 11. Grade südlicher Breite, liegt die klimatische Zone, welche eine Scheidelinie zwischen den verschiedenen Arten der Quinquina (Fieberrinde) bildet. Aber die Grenze ist für diese Pflanze, wie auch für andere, z. B. für die verschiedenen Eichen, bei Weitem nicht so scharf, als man bisher angenommen, und die Handbücher der Pflanzengeographie bedürfen in dieser Hinsicht mancher Berichtigungen.

Ohne erhebliche Unfälle gelangten die Fahrzeuge nach Chapo, das am rechten Ufer des Quillabamba liegt und aus zwei Hütten der Antis besteht. Die Strömung war von dort ab noch heftiger als früher; auf einer Strecke von zwei Wegstunden mußten mehr als 12 Stromschnellen passirt werden, und weiter abwärts, unterhalb Coribeni, auf der acht Leguas weiten Strecke abermals nicht weniger als 11. Die Kähne waren oftmals in der größten Gefahr zu scheitern, aber Ruderer und Steuerleute waren gewandt und thaten ihre Schuldigkeit.

Bei den Kaskaden von Sirialo bot der Fluß einen entsetzlichen Anblick dar. Eine doppelte Felsenleiste reicht quer über, verriegelt gleichsam das ganze Bett und bildet zwei acht Fuß hohe Fälle neben mehreren schäumenden Stromschnellen. Es war für Menschen eine Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen; sie stiegen aus und kletterten am Ufer hin, während die Fahrzeuge von den unbekleideten Ruderern, die bis an Leib und Schultern im Wasser arbeiteten, an langen Stricken und Lianen über die Klippen hinabgelassen wurden. Und als nach zweistündiger angestrengter Arbeit alle Schwierigkeiten überwunden waren, gelangten die Kähne bald nachher wieder an zwei andere Stromschnellen, die von Saruantariqui und Imiriqui. Als man auch über diese hinweggekommen war, gereichte es den Reisenden zum Troste, daß sie an ein Indianerdorf gelangten, wo die Wildniß einmal durch Anpflanzung von Ananas, Baumwolle und Zuckerrohr unterbrochen war; auch waren einzelne Flecke Landes mit Yucca und Erdnüssen bestellt. Diese Pflanzung hieß Polubatini und gehörte einigen Antis, welche gerade nicht am Platze waren; trotzdem thaten ihre Landsleute sich an den Ananas und am Zuckerrohr eine Güte, denn in jenen Einöden wird es mit dem Eigenthumsrecht nicht so genau genommen.

Fray Bobo und seine Begleiter. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Am Ufer von Sangobatea wurde Nachtlager gehalten. Man hielt die Gegend für unbewohnt, aber sehr bald stellten sich acht langhaarige Antis ein und benahmen sich mehr als vertraulich. Sie betasteten mit einem grinsenden Lächeln, das gewiß recht gut gemeint war, die Kleider der weißen Männer, erzählten, daß sie etwas laudein in einer Schlucht hauseten und jetzt eben mit ihren langen Lanzen Fische zu speeren gedächten; auch hatten sie Angelhaken aus Knochen bei sich. Eiserne Fischhaken, die doch sonst ein sehr beliebter Artikel unter den Indianern sind, waren noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Diese Indianer führten drei spitzohrige Hunde mit sich, und diese waren von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes bemalt; zwei hatte man königsblau angepinselt mit wildem Indigo (Pseudo anil indigofera), den dritten mit Orleans (Rocou, Bixa orellana). Der Brauch, den Hunden das Haar zu färben, kommt bei vielen wilden Stämmen in Peru vor. Am andern Morgen holten die Antis ihre Frauen, und diese brachten Hühner, Eier, Bananen und geräuchertes Tapirfleisch, was Alles den Reisenden höchst willkommen war und gegen allerlei Tand eingetauscht wurde. Männer und Weiber hatten sich nach besten Kräften angeputzt, das heißt sich frisch mit rother und schwarzer Farbe die Haut bemalt und mit einer Menge von Hals- und Armringen behängt, die aus auf Stränge gezogenen Körnern und Nüssen verschiedener Art bestanden. Einige Stutzer hatten ein Dutzend Bälge von Vögeln glänzenden Gefieders nebst Tapirklauen um Hals und Schulter gehängt; vor der Stirn war das Haar in gerader Linie abgeschnitten. Vier dieser Indianer ließen sich als Hülfsruderer anwerben, und namentlich einer derselben, Namens Simuco, zeigte sich als ein höchst lübner und gewandter Lenker des Steuers. Er hatte seine beiden Frauen mitgenommen und erzählte, wie er zu den Schönen gelangt sei. Einst war er bei den Missionären in Cocabambillas gewesen und hatte dort ein Beil geschenkt bekommen; für dieses nützliche Werkzeug kaufte er einem Vater die Tochter ab. In jenen Gegenden gilt bei solchen Gelegenheiten ein Raisonnement, das wir Europäer nicht recht verstehen. Der Vater hatte gesagt: „Kinder kann ich wobl noch mehr bekommen, aber ich verstehe nicht, ein Beil zu machen.“ Marcoy traf später einen Conibo-Indianer, von welchem er ein Moskitonetz kaufen wollte. Der Mann ließ sich darauf nicht ein und sagte dem Dolmetscher: Eins seiner Kinder wolle er gern abgeben, aber das Netz nicht; denn bis seine Frau Baumwolle genug geerntet und das Netz gesponnen und gewebt hätte, würde so viel Zeit vergehen, daß inzwischen die Mücken ihn unzählige Mal auffressen könnten! Simuco war auch ein gewandter Fischer. Als einmal das Floß, welchem eine Pirogue angehängt war, durch eine Reihe von Felsen hinfuhr, bemerkte er in dem Wogengetümmel einen Sabale (Salmo andensis), welcher stromauf schwamm. Sofort bückte er sich, ergriff seinen Bogen, und im Nu war der Fisch von dem Pfeile durchbohrt.

Die Fahrt war gefährlich, aber einförmig, weil immer und immer wieder eine Stromschnelle der andern folgte. Der Reisende zählt sie alle auf, wir würden aber unsere Leser ermüden, wenn wir näher auf die Einzelnheiten einzugen. Dann und wann wurde die Einförmigkeit durch einen Zwischenfall unterbrochen. Einst kamen die Piroguen an einer Indianerhütte vorbei, in welcher einige Tage vorher ein Kind das Licht der Welt erblickt hatte. Als die Mutter dasselbe vorzeigte, beschloß Frau Bobo, diese braune Weltbürgerin den Krallen des Satans zu entreißen und ihr die Weihe der heiligen Taufe zu geben. Diese fand denn auch statt und zwar unter freiem Himmel. Die Aeltern verstanden zwar nicht, was die Feierlichkeit bedeuten sollte, waren aber doch erfreut, als die Mutter von den beiden peruanischen Pathen ein buntes Baumwollentuch, ein Messer und einige blanke Knöpfe erhielt; der Vater ward mit einem Beile beglückt und schloß gute Freundschaft mit den freigebigen weißen Männern.

Auf der kleinen Strecke von der Einmündung des Pachiri bis zu jener des Yaviro zählte Marcoy nicht weniger als 19 Stromschnellen; sie alle waren aber nur ein Kinderspiel gegen die nun folgenden, namentlich gegen jene von Saniriato. Diese versperren den Fluß, und erst bei der fünften Cascade verliert der Quillabamba etwas von seiner wilden Wuth. Es verstand sich von selbst, daß die Reisen-

Der peruanische Lieutenant.

Der peruanische Capitän nach dem Schiffbruch.

(Nach einer Zeichnung von Riou.)

den aussteigen und eine beträchtliche Strecke weil zu Fuß gehen mußten. Das wurde dem Fray Bobo sehr sauer. Der alte Mann fühlte sich durch die magere Kost, öfteres nothgedrungenes Fasten, häufige Platzregen und überhaupt durch die Anstrengungen einer solchen Reise dermaßen angegriffen, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Marcoy und ein junger französischer Naturforscher übten ein Werk der Barmherzigkeit, als sie ihm den Arm gaben. Trotz alledem hatte er seine heitere Laune nicht verloren.

Doch sein letzter Tag war gekommen. Fray Bobo bestieg mit dem peruanischen Hauptmann und dessen Lieutenant die Pirogue, während Marcoy nebst einigen Anderen zu Fuße weiter ging, um erst unterhalb der Stromschnelle seinen Kahn wieder zu besteigen. Nachdem wir, schreibt er, etwa zehn Minuten weit gegangen waren, vernahm ich ein dumpfes Brausen und Rauschen, und bald nachher kam ein weißer, wallender Wasserstreifen zum Vorschein, der sich scharf von dem dunkeln Grün der Uferwaldung abhob. Diese Stromschnelle war im höchsten Grade malerisch, aber bald zeigte sich, daß sie große Gefahren darbot. Wir sahen, wie die Pirogue offenbar zwischen Widerströme gerieth, denn sie begann im Kreise zu wirbeln; bald aber zog eine Strömung sie unwiderstehlich an und trieb sie mit Pfeilesschnelle, aber zumeist in drehender Bewegung, nach dem Felsenufer zu. Die Lage war allerdings bedenklich, doch hielten wir, ohnehin an dergleichen gewöhnt, sie nicht für unbedingt gefährlich. Aber bald begriffen wir unsern Irrthum. Die Indianer nahmen einen günstigen Augenblick wahr, sprangen ins Wasser und schwammen an das nahe Ufer, die beiden Peruaner thaten ein Gleiches, nur der unglückliche Mönch war außer Stand, ihrem Beispiele zu folgen. Er stand von seinem Sitze auf, hob flehend und in Verzweiflung die Hände empor, schwankte hin und her, sank nieder und fiel in den Nachen, der vom Strome fortgerissen wurde, umschlug und in dem brausenden Wellengewirbel verschwand.

Ein so tragisches Ende nahm dieser Mann, der länger als 40 Jahre in jenen peruanischen Einöden gelebt hatte. Die beiden Peruaner hatten all ihr Gepäck und insbesondere auch Uniformen und andere Kleider eingebüßt; was sie auf dem Leibe hatten, mußten sie ablegen und trocknen; inzwischen wurden sie von ihren Reisegefährten mit allerlei Tracht versehen, in der sie sich dann wunderlich genug ausnahmen.

Der Tag war schlimm gewesen, aber die Nacht war nicht minder bedenklich; das Blau des Himmels verwandelte sich erst in ein unheimliches Grau und dann in ein düsteres Schwarz. Bald begannen einzelne Blitze aus dem Gewölke zu zucken, und nach einer Viertelstunde sahen die am Strande Lagernden sich von einem wahren Feuermeer umgeben. Aus den Wäldern raste ein Sturm hervor; Stämme und Aeste krachten, und dann ergoß sich ein Platzregen mit einer Gewalt und Heftigkeit, die man nur in den Tropen kennt; er dauerte bis zum Morgen. Erst gegen acht Uhr trat die Sonne aus dem Gewölk hervor, erwärmte die kalten Glieder und trocknete die nassen Kleider.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren gelangte Marcoy nach Tunkini, das etwas südlich vom 10. Grade südl. Breite liegt, und wo die Region der Kaskaden und Stromschnellen ein Ende hat. Wir verlassen ihn hier, werden ihn aber demnächst auf seiner Fahrt nach Sarayacu am Ucayale begleiten.

Aus dem Volksleben in der Bretagne.

Die Léonarden, Kernéwotes und Trégorrois. — Allerlei Aberglauben. — Volksthümliche Gedichte.

Die nordwestliche Halbinsel Frankreichs, Klein-Britannien (das alte Armorieum), welche jetzt das Herzogthum Bretagne umfaßt, ist ein armes und rauhes Land, dessen Bewohner gallisch geblieben und nicht französisch geworden sind. Westlich vom 5.° bis zum Cap Finisterre herrscht dort noch die keltische Sprache, freilich vielfach mit französischen Elementen durchsetzt. Wie bei allen keltischen Völkern lebt auch in diesen Bretonen (Breizards), ein tiefes poetisches Gefühl, und ihre Balladen und Gesänge athmen denselben eigenthümlichen Geist, der auch in den irischen, wälschen und schottischen Dichtungen sich ausspricht. Ein so eben in London erschienenes Werk von Tom Taylor*) beschäftigt sich eingehend mit denselben, aber auch die Ethnographie dieses abgeschiedenen Landstriches geht in dem Buche nicht leer aus. Der Einleitung folgend, geben wir hier die Bemerkungen Taylors über die Léonarden, Kernéwotes und Trégorrois in der Bretagne.

Das Léonais (Lemovicus in der Zeit der Merovinger) bildet das äußerste westliche Horn der Bretagne und umschließt fast die ganzen Arondissements Morlair und Brest. Es ist die reichste und schönste Landschaft des Departements Finisterre. Die Felder sind fruchtbar und die Bevölkerung (wenn man von der französischen Hafenstadt Brest absieht) lebt in ihren zerstreuten Dörfern und vereinsamten Landhäusern ein ungemein einfaches Leben, das an vergangene Tage erinnert. Die Kirche ist für den Léonarden der Angelpunkt, um den sich fast Alles dreht; dort hält er seine „Pardons“ oder Heiligenfeste und den großen Todtentag (2. November). Dann trauert Jedermann, und den ganzen Tag über werden Gottesdienst, Messe und Gebete für die Todten abgehalten. Die Reste eines Mahles, welches die religiösen Uebungen beschließt, bleiben auf der Tafel stehen; sie sind für die Todten bestimmt, welche sich um den Tisch zum Schmause vereinigen. Auch der Johannistag, den das Christenthum an die Stelle des heidnischen Sonnenfestes setzte, wird hoch in Ehren gehalten. Auf den Hügeln werden Johannisfeuer angezündet, um welche die Bevölkerung in ihren Feiertagskleidern herumtanzt; dazu erklingt das „Binion“, ein einfaches ländliches Instrument, die Schalmei des Schäfers oder der Wiederhall eines kupfernen Beckens, das mit Rohr überzogen ist. Ein Mädchen, welches noch vor Mitternacht um neun Johannisfeuer herumtanzt, darf darauf rechnen, im Laufe des Jahres noch einen Mann zu bekommen. In vielen Kirchdörfern geht der Geistliche mit dem Kreuz und den Kirchenfahnen selbst zum Holzstoß hin und zündet ihn an.

*) Ballads and Songs of Brittanny. Translated by Tom Taylor from the „Barsaz-Breiz“ of Vicomte Hersart de la Villemarqué. With some of the original melodies harmonized by Mrs. Tom Taylor. London, Macmillan. 1865.

Ein angekohltes Holzstück vom Johannisfeuer wird sorgfältig aufbewahrt und schützt, zusammen mit einem am Palmsonntage geweihten Buchsbaumzweige und einem Stückchen Dreikönigskuchen, die Hütte gegen das Einschlagen des Blitzes. Die Blumen des Straußes, welcher die Spitze des Holzstoßes ziert, sind ein mächtiger Talisman gegen alle körperlichen Gebrechen. Eine ungeheure Bigoterie, die oft in den stärksten Aberglauben übergeht, ist ein vorherrschender Charakterzug der Bewohner des Léonais. Sie sind ernst, tiefsühlend, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und hängen mit zäher Liebe an ihrem Heimatlande, dessen Gebräuchen und Glauben. Die Kleidung der Léonarden ist gewöhnlich von dunkler Farbe, schwarz oder dunkelblau; sie wird bei den Männern nur durch eine rothe oder blaue Schärpe etwas gehoben, während die Frauen einen weißen Ueberwurf, ähnlich jenem der Begninen, tragen. Die Ehen werden schnell geschlossen, die allgemein geübte Gastfreundschaft erscheint als eine Pflicht, und jeder Arme, sei er auch der niedrigste Bettler, gilt als „Gottes Gast". Die Léonarden sind die ernstesten unter den Bretonen und lassen sich eher mit den Wälschen als mit den irischen Kelten vergleichen.

Die Kernéwotes dagegen, die Bewohner von Cornouaille, zeigen in ihrem Charakter eine Mischung von Freude und Pathos, wie sie dem Iren eigen ist. Ihr Land liegt um die Berge von Arré herum, zwischen Morlaix im Norden und Pontivy im Süden; im Norden haben sie das Léonais, im Süden den Distrikt Vannes zur Grenze. Der nördliche Theil ist wild und unfruchtbar; ganz anders dagegen der südliche: hier überrascht uns eine lachende, liebliche Gegend. An den Küsten, besonders bei Quimper, eröffnet sich eine großartige und furchtbare Scenerie; doch stürmt und wüthet das Wogengedränge des Atlantischen Oceans gegen Penmarch (den Pferdekopf), einen der westlichsten Punkte der Bretagne, mit grimmigem Tosen an. Dort liegt die versunkene Stadt Is, von der eine hübsche Ballade erzählt, und dort wurde noch innerhalb der letzten 40 Jahre die Messe auf einem Boote in der See vor einem Menhirien oder Druidensteine gelesen, der bei niedrigem Wasserstande aus den Fluthen emporragte; das Volk glaubte, er sei einer der Altäre der untergegangenen Stadt gewesen. Also verrichtete die christliche Fischerbevölkerung ihren Gottesdienst vor einem heidnischen Druidenstein. Der Kernéwote der Küste gleicht in vieler Beziehung dem Léonarden. Gleich diesem ist er ernst, finster und verschlossen. Im Innern dagegen spielt ein lustiger Ton in sein Wesen hinein; er ist bei Hochzeiten ausgelassen heiter, hält wilde Zechgelage auf den Jahrmärkten oder bei der Eröffnung der Dreschtennen und erfreut sich an Ringübungen. Seine Kleidung zeigt glänzende Farben; sie ist stets mit Blau, Roth oder Violett eingefaßt, und bei Quimper trägt man die „Bargu-braz", eine Art weiter türkischer Hosen, die ein Ueberrest der alten keltischen Tracht sind. Das Costume von Cornouaille ist weit und breit bekannt; auffallend sind die Jacken und Westen, in welche oft der Name des Schneiders, der sie gemacht, und das Datum, an welchem sie vollendet wurden, mit bunter Wolle auf der Brust eingenäht sind; dazu kommen der breite Gürtel und die Schnalle, die sackförmigen Hosen und der breitrandige Filzhut, unter dem die Haare bis auf die Schultern herabfallen. An der Küste hat man dagegen schmalkrämpige Hüte, die mit vielfarbigen, flatternden Bändern geziert sind. Die alten Heirathsgebräuche werden in Cornouaille am strengsten aufrecht erhalten und die Ringkämpfe häufig und unter großem Zulaufe abgehalten. Bemerkenswerth ist, daß in England das Ringen nur auf jene Seite des Landes (die westliche) beschränkt ist, wo sich das keltische Volksthum am längsten erhielt.

Die Trégorrois, Bewohner von Trégnier, sind weniger rauh und ernst in ihrem Wesen als die Léonarden oder Kernéwotes der Küste, aber auch nicht so erregbar als die Kernéwotes der Gebirge. Es liegt Etwas in ihnen, was im Vergleich mit dem Charakter der übrigen Bretonen als Milde, Sanftmuth und Unterwürfigkeit ausgelegt und in seinem Ursprung auf die Seminarien des Landes zurückgeführt werden kann. Der Trégorrois ist ungemein religiös, aber er hält sich vorzüglich an die friedlichen und hoffnungbringenden Feste der Kirche. So wird Weihnachten ganz besonders gefeiert, und Wallfahrtsörter sind in hohem Ansehen; unter diesen erfreuen sich wieder St. Mathurin und Unsre liebe Frau van Sueeour zu Guincamp großer Theilnahme. In Trégnier sind die meisten religiösen Gedichte der Bretagne entstanden, und in Lannion werden noch, oder wurden wenigstens noch vor Kurzem jene alten keltischen historischen und religiösen Tragödien aufgeführt, die mit denen, welche einst im englischen Cornwall gespielt wurden, große Aehnlichkeit haben. Dort hielten auch die zu tausenden unter offenem Himmel versammelten Bauern ihre Zauberbündnisse ab. Der Klôarek, oder Seminarist von Trégnier, ist gewöhnlich ein junger Bauer von 16 bis 18 Jahren, der Neigung zum Studium zeigt und von seinen Aeltern in eins der zahlreichen Seminarien geschickt wird, wobei denn etwas von der Ehre des Priesterthums vom Sohne auf die Aelteen zurückstrahlt. Er wohnt nicht im allgemeinen Collegium, sondern in einem Dachstübchen, oft mit vier oder fünf seiner Kameraden zusammen. Er bekommt etwas zu seinem Lebensunterhalte von den Aeltern, aber das reicht nicht aus, und deshalb erwirbt er das Uebrige durch allerlei niedrige Arbeiten, z. B. Holzspalten, Wassertragen oder im besten Falle durch Unterrichtgeben im Lesen und Schreiben, wofür er dann monatlich 10 Sous erhält! An Markttagen bringen ihm Vater und Mutter etwas Schwarzbrod, Butter, Speck und Kartoffeln zur Fristung des armseligen Lebens. Der Gegensatz zwischen dieser elenden Existenz und der darauf folgenden mächtigen und fast übermenschlichen Gewalt als Priester, die Trennung von der Heimat und allen Freuden der Jugend, ja des Lebens wirken natürlich ungemein auf das Gemüth, erregen dasselbe und stimmen es zum Mysticismus, der sich in den von jenem Stande ausgehenden Gedichten wieder Luft macht. Die Schmerzen und Leiden werden in Elegien und Idyllen, die Frömmigkeit wird in Gesängen ausgedrückt. So ist der Klôarek meistens der Held und zugleich der Dichter der „Stones", wie die eben aufgeführten bretonischen Gedichte genannt werden; von ihm stammen auch die „Buhez" oder Heiligenlegenden und die „Kanaonen" oder religiösen Gesänge, die von den Freuden des Himmels, den Schrecken der Hölle und von den Abschiedsgrüßen der verklärten Seele an den gestorbenen Körper handeln. So ist Trégnier durch seine Klôarek die Nährerin der Bretagne in der volksthümlichen elegischen und religiösen Dichtung. Daß aber in der Bretagne auch die Lyrik nicht leer ausgeht, mag die Uebertragung des folgenden Gedichtes, die Schwalben, zeigen.

Zu unserm Dorf ein Pfadweg schmal
Führt nieder von dem Rittersaal.

Ein Weg, viel weißer als er weit,
Maiblümchen blüht an seiner Seit.

Man riecht den Duft schon aus der Fern,
Des Ritters Sohn, er hat ihn gern.

O, wäre doch das Blümchen ich —
Des Ritters Sohn, er pflückte mich

Mit seiner Hand, so zart und klein,
Viel reiner, als die Maiblum rein.

Digitized by Google

O, wäre doch die Maiblum' ich,
Wohl an ſein Herz dann drückt er mich!

Von ſeinem Schloſſe eilt er fort,
Wenn Schnee bedeckt die Dächer dort.

Ins Frankenland dann zieht er weit,
Grad wie die Schwalb' zur Winterszeit.

Wenn Grün und Gras auf's Neue ſprießt,
Im Heimatland er wieder iſt.

Kornblum' blüht dann im Weizenfeld
Der Wind der Gerſte Saaten ſchwellt.

Die Lerche ſingt am Himmelsſaum,
Der Fink und Hänfling auf dem Baum.

Als lieber Gaſt kehrt er zurück,
Genießt mit uns der Feſte Glück.

Ich wollt', 's wär' Mai das ganze Jahr
Und Feſttag jede Stund' fürwahr.

Ich wollt', ich zög von Ort zu Ort
Mit meinen lieben Schwalben fort!

Und ſäh ſie fliegen immerdar
Um unſer Haus das ganze Jahr.

Die Hongieflotten und die Miſſionäre in Neuguinea.

Obſchon die Holländer bereits 1828 von Neuguinea Beſitz genommen haben, und ihre Grenzen in neuerer Zeit mit Ausſchluß der Oſtküſte immer weiter ausdehnten, ſo haben dieſelben doch, außer den aufgerichteten Grenzpfählen, eigentlich keinerlei Herrſchaft dort, und ſelbſt während der Zeit, daß ſie dort eine Colonie beſaßen, übten ſie faſt keinen Einfluß auf die umliegenden Stämme aus. Die eigentlichen Beherrſcher dieſes Landes ſind die Sultane von Tidore, und ſchon im 16. Jahrhundert ſcheinen ſie hier ihre Macht mittelſt der berüchtigten Hongieflotten ausgeübt zu haben. Dieſe ſind eigentlich nichts als großartige Razzias, die der Sultan von Zeit zu Zeit ausrüſtet, um die Küſtenvölker zu brandſchatzen. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande findet, werden deſſen Bewohner theils erſchlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Häuſer angezündet, die Cocosbäume und Anpflanzungen vernichtet und Alles geraubt. Daher flüchten die Bewohner vor den Hongieflotten, ſo ſchnell ſie nur können, und geben lieber ihre elenden Hütten und mühſelig angelegten Pflanzungen Preis, da ſie für ſich ſelber weit Aergeres, nämlich den Tod oder Sklaverei zu erwarten haben. So viel ſich auch die Holländer bemühten, dieſen Mißbräuchen Einhalt zu thun, ſo konnten ſie bisher die Hongieflotten nie ganz unterdrücken; denn obwohl mit dem Sultan von Tidore ein Contract geſchloſſen wurde, der die Ausrüſtung derſelben verbietet, ſo geſchieht es dennoch in der Stille. Der Sultan betrachtet daher auch die Bewohner der Küſtenſtriche ſüdweſtlich bis zum Cap Buru und nordöſtlich bis zu den Arimainſeln als ſeine Unterthanen, erneunt ihre Häuptlinge und wird ſehr gefürchtet, während die Bewohner des Binnenlandes ſeine Herrſchaft keineswegs anerkennen. Es geht daraus hervor, wie die Herrſchaft der Holländer nur dem Namen nach beſteht, und es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe Raubzüge noch immer ſtattfinden; ja 1849 mußte es ſogar der holländiſche Kriegsſchooner „Circe" ruhig mit anſehen, wie die „Hongie" unter ihren Augen alle Schändlichkeiten ausübte. Jedoch ſollen ſich in neueſter Zeit dieſe Zuſtände bedeutend gebeſſert haben, da die Macht des Sultans von Tidore ſehr geſunken iſt und es ihm ſchwer wird, die anſehnlichen Mittel zur Ausrüſtung einer ſolchen Flotte zu beſtreiten.

Indeß ſind die Intereſſen dieſes Fürſten als Muſelmann nach von anderer Art. Es liegt ihm nämlich daran, den Islam auf dieſen Küſten auszubreiten. Noch iſt es ihm nicht ganz gelungen, obwohl alle dieſe Völkerſchaften entſchieden mehr Sympathien für den Islam als für das Chriſtenthum hegen. Jedenfalls verdient es wohl Anfmerkſamkeit, daß eine Religion, die ſoviel ſpäter als die chriſtliche entſtand, ſich in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die meiſten Inſeln des indiſchen Archipels verbreitete, und es iſt thatſächlich, daß die mohammedaniſchen Prieſter immer mehr Proſelyten machten, als die chriſtlichen Miſſionäre. Hat doch der Islam für Völker, die auf ſo niedriger Kulturſtufe ſtehen, ſchon in der Erlaubniß der Vielweiberei viel Lockendes, und um die höhere humaniſtiſche Tendenz des Chriſtenthums aufzufaſſen, haben dieſe Menſchen noch viel zu kindiſche Begriffe, da ſie ſich oft nicht einmal die Exiſtenz eines höheru Weſens denken. Einen ſchlagenden Beweis dafür liefern die Bemühungen des eifrigen Geiſtlichen, der die Expedition mit dem Schiffe „Dourga" mitmachte, um die alfuriſchen Bewohner der Aru-Inſeln zu bekehren. Er ſuchte ihnen begreiflich zu machen: „daß ein großer Geiſt, Gott, über uns Allen ſchwebe und jede unſrer Gedanken und Thaten kennend, ſomit auch allgegenwärtig und allwiſſend ſei". Dieſe Erklärung wae aber für die Inſulaner zu hoch, denn, ſagten ſie, „nach keiner von ihnen habe dieſes erhabene Weſen je zu ſehen bekommen". Da erklärte ihnen denn der unermüdliche Miſſionär, daß dieſes Weſen zugleich unſichtbar ſei, und nun ſchien es einem der Schlaueſten einzuleuchten. „O", ſagte er, „nun weiß ich auch, wo ſich euer großer Geiſt am liebſten aufhält, und von wo er ſich uns am meiſten zu erkennen gibt; in euren Flaſchen muß er hauptſächlich ſein, denn als ich von dem köſtlichen Naß derſelben koſtete, wurde ich auf einmal ſo begeiſtert und glaubte von zwei Geiſtern beſeelt zu ſein."

Durch bloße Predigten und Bibelvorleſungen, welche die Wilden doch nicht begreifen, werden noch keine höheren Empfindungen geweckt, und die eben ſo eifrigen als uneigennützigen Herrnhuter, die ihren Pfleglingen erſt Arbeit, Leſen und Schreiben lehren, beweiſen, daß man auf dieſe Manier jedenfalls humaniſtiſche Zwecke viel ſicherer erreichen kann.

Im Jahre 1855 errichtete die niederländiſche Miſſions-Geſellſchaft eine Station auf Doreh, an deren Spitze die Miſſionäre Ottow und Geißler, ein Paar vom Zwecke ihres Berufs erfüllte Männer, ſtanden. Sie bauten ſich ſelbſt Hütten und hatten gleich Anfangs vom Fieber viel zu leiden. Ihre erſten Predigten in malayiſcher Sprache blieben jedoch gänzlich erfolglos, und als ſie 1858 in der Papua-Sprache Bibelvorleſungen hielten, verſammelten ſie nur einige Zuhörer. Bereits 1860 gaben ſie ein Geſang- und Leſebuch, das in Macaſſar gedruckt war, im Papuaniſchen heraus und unterrichteten in der Schule

Digitized by Google

im Malayiſchen, ohne jedoch bei der Bevölkerung einen weſentlichen Einfluß ihrer raſtloſen Bemühungen zu ſehen.

Unter furchtbaren Mühen, Entbehrungen und Krankheiten lebten die beiden Männer mit ihren Frauen unter den wilden Stämmen fort und hafften immer auf Erfolg. Aber noch hatten ſie Keinen getauft, da trat ein Prophet unter den Papuas auf, der mit einem Male ihre jahrelangen Bemühungen zerſchmetterte. Alle Zuhörer verließen ſie und begannen, ſo faul ſie ſonſt waren, auf Geheiß des Propheten einen Götzentempel zu bauen und Götzenbilder zu verfertigen. Von nah und fern ſtrömte die Bevölkerung herbei, um die Predigten des Propheten anzuhören.

Geißler begab ſich nun an die Küſte von Dammans Bai. Doch auch hier war ein Heiliger aufgetreten, der alle Verſuche erfolgtos machte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück, fand in Doreh die Verhältniſſe aber noch viel ungünſtiger, da die Pocken große Verheerungen angerichtet hatten und in Folge deſſen viele Einwohner geflohen waren. Aus allen dieſen Umſtänden erklärt es ſich, daß trotz ſiebenjähriger Mühe gar keine Reſultate erreicht wurden. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt den Miſſionären nur die Hoffnung übrig geblieben.*)

*) Neuguinea und ſeine Bewohner von O. Finſch. Bremen, Müller. 1865.

Die Zinzaren.

Ueber die Zinzaren liegt uns eine ethnographiſche Studie von F. Kanitz*) vor, welche einen Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien bildet und über dieſen außer der europäiſchen Türkei und den Südbonauländern nur wenig gekannten Volksſtamm einige ſehr intereſſante Aufſchlüſſe gibt, die ſich theils auf eigene Erfahrung des auf der Hämus-Halbinſel vielgereiſten Verfaſſers, theils auch auf Profeſſor Thunmanns ältere „Unterſuchungen“, ſowie auch auf die „Albaneſiſchen Studien“ des Herrn v. Hahn gründen.

Indem wir nun die ethnographiſche Studie des Herrn F. Kanitz nach den weſentlichſten Punkten einer kurzen Beſprechung unterziehen, bezwecken wir zugleich, die Leſer des Globus mit den Zinzaren, die ein ſehr wichtiges Kulturelement der europäiſchen Türkei bilden, hiemit bekannt zu machen, wobei wir auch unſere, aus eigener Erfahrung und Anſchauung geſammelten Bemerkungen nicht weglaſſen wollen.

Die Zinzaren ſind Walachen oder Rumänen, welche einen von der daka-walachiſchen Sprache verſchiedenen Dialekt ſprechen. Da ſie die walachiſche Zahl „tſchintſch“, fünf, nach ihrer Mundart wie „zinz“ ausſprechen, iſt ihnen ſcherzweiſe der Name „Zinzar“ gegeben worden, welchen dieſelben nun als bleibenden und allbekannten führen.

Wie F. Kanitz bemerkt, nennen ſich die Zinzaren ſelbſt am liebſten Rumuni und halten ſich für Abkömmlinge römiſcher in Macedonien angeſiedelter Colonien. Von den Griechen werden ſie Kutzo-Wlachen, d. h. hinkende Walachen, genannt, ein Spottname, deſſen Begründung nicht genügend nachgewieſen iſt. Der eigentlich wiſſenſchaftliche und ethnographiſche Name der Zinzaren, den F. Kanitz aber gar nicht erwähnt, iſt: Macedo-Walachen, und zwar zum Unterſchiede von den Bewohnern Romaniens, welche ſich „Dako-Walachen“ nennen. Allerdings iſt dem gemeinen Zinzaren die Benennung „macedo-walachiſch“ eben ſo wenig bekannt, wie dem gemeinen Slawonier oder Kroaten die Benennung „illyriſch“, und doch wird der größte Theil der Südſlawen mit dem Namen „Illyrier“ bezeichnet, ſowie auch die Grammatiken nicht von einer zinzariſchen, ſondern nur von einer „macedo-walachiſchen“ Sprache ſprechen. Die große Aehnlichkeit der letztern mit der walachiſchen Sprache weiſt auf die engſte Stammverwandtſchaft dieſer beiden Völkerſchaften hin. Dagegen aber zeichnen ſich die Zinzaren vor den Dako-Walachen durch ihre Betriebſamkeit und ihren Spekulationsgeiſt vortheilhaft aus, welche Eigenſchaften dieſelben auch vorzugsweiſe zum Kaufmannsſtande qualificiren, während ſie ſonſt den Hang zum Hirtenleben mit ihren geiſtig minder begabten walachiſchen Brüdern gemein haben.

Den zinzariſchen Kaufmannsfirmen begegnen wir, wie Hr. Kanitz ſehr richtig bemerkt, nicht allein in den Handelsemporien der untern Donau in Belgrad, Semlin, Pantſchowa, Neuſatz, Ofen und Peſth, ſondern auch in der öſterreichiſchen Metropole, wo die Gebäude der weltbekannten Firmen: Sina, Dumba, Tieka u. A. dem Zinzarenſtamme entſproſſen ſind, und wo man die Zinzaren allgemein für „Griechen“ hält, weil ſich dieſelben zur griechiſch-orientaliſchen Religion bekennen. Als Hr. v. Hahn im Jahre 1859 die wichtige, ganz von Walachen bewohnte macedoniſche Handelsſtadt Kruſchewo (auch Geiſchewo) beſuchte, befanden ſich ſechs Handelshäuſer allein aus Kruſchewo in Wien, und es ſind namentlich die Goldſchmiede von Kruſchewo weithin bekannt. In Bulgarien, Macedonien, Thracien und Albanien gehört die Elite des Kaufmannsſtandes dieſem betriebſamen Volke an.

Als Schlächter und Talgſieder finden wir die Zinzaren, wie wir aus eigener Erfahrung wiſſen, nicht nur überall in den türkiſchen Provinzen, ſondern ſelbſt in der ſerbiſchen Wojwodſchaft und im temeſcher Banate, wo ſie ihre wandernden Schlächtereien und Talgſiedereien aus ſanitätspolizeilichen Gründen außerhalb der Städte allerdings nur in der kältern Jahreszeit errichten dürfen. Dieſes Gewerbe wird denſelben ſo eigenthümlich zugetheilt, daß auch andere Eigenthümer ſolcher „Schaf- und Ziegenſtiche“ vom Volke ſchlechtweg nur mit dem Namen „Zinzaren“ bezeichnet werden. Auch eine Art Kuchenbäckerei wird nur dem Zinzaren zugemuthet, und den Garkoch nennt man in jenen Ländern „Zinzar“, unbekümmert, welchem Volksſtamme derſelbe angehören möge. Somit hat alſo der Name Zinzar nicht allein eine ethnographiſche, ſondern auch eine techniſche Beziehung für Gewerbe, welche vorzugsweiſe von Zinzaren ausgeübt wurden.

Ackerbau und Viehzucht treibend, finden wir, nach H. Kanitz, die Zinzaren in größeren geſchloſſenen Gruppen im Südweſten der Türkei, eingekeilt zwiſchen den albaneſiſchen Stämmen Theſſaliens, am See von Janina, dann ſüdlich an den Pindusabhängen. Nördlicher, als kleine Inſeln umſchloſſen von albaneſiſchen, griechiſchen und bulgariſchen Elementen in der Nähe von Coſtoria und am See von Ochrida. Ferner nur wenige Meilen entfernt von der adriatiſchen Küſte Mittel-Albaniens

*) Die Zinzaren. Eine ethnographiſche Studie von F. Kanitz. Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft. Wien 1863.

in den Bezirken von Elbaſſan, Pekin und Cavaja, in der Nähe des Schumiſluſſes und in den Küſtenebenen der Muſakja, im Gebiete von Berat.

Nach Hr. v. Hahn iſt auch Uskup (Skopia) von macedoniſchen Walachen bewohnt. In Thracien gibt es nur eine zinzariſche Oaſe bei Baſardſchik an der Mariza, mit dem Hauptorte Veriſtera. Dagegen bewohnen die Zinzaren den nordöſtlichen Theil Griechenlands. Als äußerſte Vorpoſten der Rumänen finden wir dieſelben ſelbſt in Iſtrien zwiſchen dem Monte maggiare und dem Tſchepitſch-See, wo ſie unter dem Namen Walachen einige Dörfer ausſchließlich bewohnen.

Wie Hr. Kanitz bemerkt, ſoll in der Landſchaft Cagorje (Zagorje), welche früher ausſchließlich rumäniſch war, das neugriechiſche Element das zinzariſche immer mehr verdrängen, und es ſollen dort im Gebiete von Mezzowo nur noch 10 Dörfer dieſer Zunge angehören. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Gebirgslandſchaft den ſerbiſchen Namen: Zagorje, d. h. jenſeits des Gebirges, führt, ſowie auch die ſchönſte Landſchaft Albaniens Lepa ſchita heißt, was auf Serbiſch „ſchönes Getreide“ bedeutet. Dieſe beiden Gegenden, welche jetzt von Albaneſen, Neugriechen und Zinzaren bewohnt werden, ſind wohl zur Blüthezeit des ſerbiſchen Reichs von dem damaligen mächtigen Serbenſtamme bewohnt geweſen, welche Bewohner aber beim Einbruche der Türken ſich nordwärts gezogen haben.

Die in Süd- und Mittelalbanien angeſiedelten Zinzaren führen größtentheils, wie Kanitz behauptet, ein nomadiſirendes Leben, weshalb dieſelben von den Albaneſen auch ſehr charakteriſtiſch „Tſchadane“ genannt werden, mit welchem Ausdrucke ſowohl die Serben, als auch die Walachen und Albaneſen die Hirten bezeichnen. Die ſchönen fleckenähnlichen Dörfer der Zinzaren ſind im Sommer ganz verödet, und es bleibt oft nicht eine Seele zur Bewachung der unverſchloſſenen Häuſer zurück. Erſt im Winter ſteigen die Nomaden mit ihren Heerden von den Höhen herab, um die wärmeren Küſtenebenen aufzuſuchen. Mit Anbruch des Winters kehren auch die Familienväter zurück, die als Wirthe an den Heerſtraßen, als wandernde Waffen- und Goldſchmiede, als Maurer, Schneider, Kürſchner ꝛc. in weiter Ferne den Sommer zubrachten. Die zinzariſchen Steinmetzen aus der Gegend von Caſtoria haben wir ſogar in der öſterreichiſchen Militärgrenze als Straßendauer angetroffen.

Ueber die eigenthümliche, der albaneſiſchen ähnliche Tracht des Zinzaren bemerkt F. Kanitz: Er trägt ein faltiges, bis auf die Knie reichendes Hemd, einen gelben Tuchrock mit engen Aermeln und ſchwarzen Schnüren. Ueber demſelben oft eine ſchwarze Jacke mit Halbärmeln und langem, nach rückwärts fallendem Kragen, einen rothen Gürtel, einen Fez von gleicher Farbe, und als Fußbekleidung Opanken.

Herr F. Kanitz hebt die große Neigung des Zinzaren für das Kunſtgewerbe und deſſen außerordentliche Befähigung für die Architektur beſonders hervor. Er ſagt, daß außer Konſtantinopel, Athen und Belgrad die Zinzaren die einzigen Architekten der Türkei und Griechenlands ſind und daß dieſelben auch in den genannten Städten das niedere Bauhandwerk beinahe monopoliſtiſch betreiben, wovon man ſich allerdings auch überall in der Türkei überzeugen kann. Die ſchwierigſten Aufgaben, die Erbauung vielbogiger Steinbrücken, von Kuppeln und Gewölbeanlagen, ſoll der Zinzar leicht mit Hülfe des ihm angebornen Scharfſinns zu löſen wiſſen. Natürlich darf man bezüglich der Stilreinheit an ſeine architektoniſchen Leiſtungen nicht den ſtrengſten kritiſchen Maßſtab anlegen, denn die Schule des Zinzaren iſt einzig jene traditionelle Bautechnik, welche der Sohn vom Vater ererbt hat.

Auch als Goldſchmied und Ciſeleur genießt der Zinzar eines verdienten Rufes, und die bewundernswerthen Filigranarbeiten von Niſch und Widdin werden von ſeinen Händen gearbeitet.

Daß in der Zinzarenſprache manche albaneſiſche Wörter vorkommen, iſt wohl ſehr natürlich bei dem gegenſeitigen Verkehr zwiſchen Albaneſen und dieſen macedoniſchen Walachen; eine ſprachliche Uebereinſtimmung kann dies aber nicht genannt werden, da die grammatiſchen Formen und die Wurzelwörter beider Sprachen ganz verſchieden ſind. Daß die Sprache der ſchon ſehr verminderten und in der Türkei und Oeſterreich faſt nur ſporadiſch vorkommenden Zinzaren mit der Zeit ganz aufhören dürfte, darin ſtimmen auch wir mit Hrn. Kanitz überein, und die von ihm angenommene Geſammtzahl der Zinzaren mit 500,000 Seelen wird in der Wirklichkeit gewiß nicht überſtiegen. Nach Pouqueville ſollen die Zinzaren am zahlreichſten im Pindus-Gebiet vorkommen, wo ihre Zahl 70,000 erreichen ſoll. Dagegen ſollen im Gegenſatze zu den Zinzaren die dacíſchen Rumänen, Hrn. Kanitz zufolge, täglich mehr unter der ſlaviſchen Bevölkerung an Ausbreitung gewinnen, was aber kaum zugeſtanden werden kann, da das ſerbiſche Element dem rumäniſchen geiſtig überlegen iſt. Die Ueberſiedlung der Walachen nach Serbien iſt in der freiern Entwicklung und im Coloniſationsprojekt des Fürſtenthums begründet, und im Banat iſt es die Gleichberechtigung, welche die Regeneration der Walachen bewirkt hat, ohne daß eine Ausbreitung derſelben ſtattgefunden hätte. **A. Leiſt.**

Die Erzeugniſſe des preußiſchen Berg- und Hüttenweſens.

Kohlen. — Eiſen. — Zink. — Blei. — Kupfer. — Silber und Gold. — Arſen und Antimon. — Schwefelkies. — Braunſtein. — Salz. — Allgemeines.

Der Bergbau hat in Preußen ſeit den Tagen Friedrichs des Großen einen ungemein raſchen Aufſchwung genommen, der Hand in Hand mit der Ländererwerbung des Königreichs ging, deſſen alte Stammlande Altpreußen und die Mark ſehr arm an Schätzen des Mineratreichs ſind; ſeit aber Schleſien, die Rheinlande, Theile von Weſtfalen und Sachſen mit Preußen vereinigt wurden, ſteht dieſes Reich unter den Zollvereinsſtaaten in Bezug auf den Bergbau in erſter Linie da. Einen ſehr klaren Einblick in alle hier einſchlägigen rechtlichen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe gewinnen wir durch eine ſo eben erſchienene Schrift, die bei gedrängter Kürze doch des Wichtigen viel enthält und davon Zeugniß gibt, wie genau der Herr Verfaſſer mit Allem, was Preußens Bergbau betrifft, bekannt iſt. Wir meinen: Die allgemeinen Verhältniſſe des preußiſchen Bergweſens mit Rückſicht auf ihre Entwicklung von Dr. A. Huyſſen. (Eſſen, Bädecker. Mit vier Karten. 1864.)

Es geht daraus hervor, daß die Steinkohle in jeder Beziehung das wichtigſte Bergwerksprodukt Preußens iſt, denn faſt ſieben Zwölftel aller Bergleute ſind mit deſſen Gewinnung

beschäftigt, und der Werth der jährlich davon geförderten Mengen beträgt 70 Procent des Werthes aller preußischen Bergprodukte. Welch' ungeheuren Aufschwung der Steinkohlenbergbau genommen hat, erkennt man am besten daraus, daß die Förderung im Jahre 1785 nur 640,000 Tonnen (à 3,8 Centner) betrug, während sie im Jahre 1862 bereits auf 65,394,470 Tonnen oder 261,767,816 Zoll-Centner gestiegen war. Der Werth erreichte die Summe von 22,565,053 Thalern, und 434 Bergwerke, die 69,468 Arbeiter beschäftigten, nahmen an der Gewinnung der „schwarzen Diamanten" Antheil. Die Zahl der nächsten Angehörigen der Bergleute, die also unmittelbar vom Steinkohlenbergbau ernähret wurden, betrug nicht weniger als 196,785 Seelen, also ein starkes Hundertstel der ganzen Volkszahl Preußens. Schon allein aus diesen Zahlen geht die große Wichtigkeit des preußischen Steinkohlenbergbaus hervor.

Das Vorkommen der Steinkohlen in Preußen beschränkt sich auf die Steinkohlenformation in Ober- und Niederschlesien, die Provinz Sachsen, die Grafschaften Tecklenburg (Ibbenbüren) und Mark der Provinz Westfalen, die Fürstenthümer Essen und Werden, die Herrschaften Braich und Hardenberg im rechtsrheinischen, endlich die Becken von Aachen und Saarbrücken im linksrheinischen Theile der Rheinprovinz. Ferner besitzt Preußen Steinkohlen in der Kreideformation Niederschlesiens, dem Innern Sachsens und der Wealdenformation bei Minden in Westfalen.

Das Ruhrbecken (Mark, Essen ꝛc.) freilich war von Anfang an und ist noch das wichtigste, denn 1862 förderte es allein 28,506,007 Tonnen; außer demselben ist in Oberschlesien mit 16,738,854 Tonnen und in Saarbrücken mit 11,251,269 Tonnen die Entwicklung die großartigste gewesen. Die riesenhafte Steigerung der Kohlenproduktion wurde möglich durch die nicht minder gewaltige Ausdehnung des Hüttenbetriebes und des gesammten Fabrikwesens, außerdem aber wurde sie durch Mangel an Brennholz und die rasche Zunahme der Bevölkerung begünstigt.

Dieselben Gründe haben die Vermehrung und das Entstehen der Braunkohlenförderung veranlaßt. Es lassen sich für dieselbe allerdings nicht so große absolute Zahlen anführen, aber relativ ist die Steigerung in den letzten Jahrzehnten fast noch größer geworden. Die Braunkohlen sind durch die ganze Tertiärformation der norddeutschen Ebene verbreitet und werden jetzt in allen Provinzen gefördert, am massenhaftesten in den Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg, auf welche drei Viertel der ganzen Erzeugung fallen. Demnächst sind Brandenburg, die Rheinprovinz und Schlesien die am stärksten betheiligten. Die Förderung der übrigen Provinzen ist ganz unbedeutend. Die große Ausdehnung des Braunkohlenbergbaus ist thatsächlich durch den Aufschwung der Rübenzuckerfabrikation möglich geworden, wozu in neuerer Zeit noch die Darstellung von Beleuchtungsstoffen trat. Im Ganzen wurden im Jahre 1862 in 442 Gruben mit 11,534 Arbeitern 24,545,975 Tonnen oder 73,637,925 Centner Braunkohlen im Lokalwerthe von 3,332,400 Thalern gefördert.

Der bei Weitem größte Theil aller Kohlen wurde im Lande selbst verbraucht, nämlich über 294 Millionen Centner, was auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 15 Centner ausmacht. Freilich bildet dies nicht den ganzen Bedarf an Brennmaterial, da zumal in den östlichen Provinzen noch viel Holz zum Brennen und Holzkohle in der Eisenindustrie angewendet wird. Es tritt außerdem noch der Torf hinzu, der in Preußen zwar nirgends eine wichtige Rolle spielt, der aber doch in manchen Hochebenen und Niederungen mit Nutzen gewonnen wird.

Die Industrie Preußens hat sich natürlich in den Kohlenrevieren selbst angesiedelt und sie ist es, die über die Hälfte der ganzen Produktion verbraucht. Der Rest wurde meist in die übrigen Theile des Staates, theilweise ins Ausland verfrachtet. Frankreich erhielt nahe ein Drittel der Ausfuhr (die ganze Ausfuhr betrug im Jahre 1862: 62,600,000 Centner), die süddeutschen Staaten und die Schweiz nicht viel weniger, Holland ein Sechstel. Auch die Hansestädte und Thüringen bezogen westfälische Steinkohle; Polen und Oesterreich erhielten oberschlesische. Auf Seedampfschiffen ist die Ruhrkohle nach Rußland, ins Mittelmeer, nach Amerika, bis China gelangt. Berlin verbraucht jährlich 2½ Mill. Tonnen Kohlen; es ist der wichtige Kampfplatz der Konkurrenz westfälischer, ober- und niederschlesischer, sächsischer, böhmischer und englischer Kohle. Letztere hat noch immer die Hälfte des Marktes, weicht aber mehr und mehr.

Bei dem gesteigerten Bedarfe liegt die Frage nahe, ob die Steinkohlenflötze Preußens nicht bald erschöpft werden; hier kann aber, wenn die Förderung die gleiche wie heute bleibt, die beruhigende Antwort ertheilt werden, daß zufolge der angestellten Berechnungen eine Erschöpfung erst in 5000 Jahren stattfinden werde.

Nächst der Kohle ist das Eisen das wichtigste Montanprodukt. Seine Erze sind durch die meisten Provinzen verbreitet, indem die Niederungen vielfach Raseneisenstein führen. Die größte Menge und reichsten Eisenerze führt das siegener Land, auch das linksrheinische Gebiet erscheint darin begünstigt. Der rheinische Distrikt hat auch die älteste entwickelte Eisenindustrie der heutigen preußischen Lande und lieferte im Jahre 1837 noch die Hälfte, 1862 dagegen nur noch zwei Fünftel von dessen ganzer Roheisenerzeugung. Schlesien hat sehr viele, aber meist arme Eisenerze; dagegen sehr billige Koks. In Westfalen hat sich die Eisenindustrie sehr schnell entwickelt, und sein Roheisen macht jetzt schon nahezu zwei Fünftel der ganzen Industrie aus. Die Eisenerze dieses Bezirks blieben lange Zeit fast unbeachtet und werden erst seit 12 Jahren in größerer Menge gefördert und verhüttet. Die Hochofenproduktion von Sachsen und Hohenzollern ist nicht groß, die von Preußen und Posen unbedeutend, die von Pommern und Brandenburg neuerdings ganz eingestellt.

Die Erzeugung betrug 1823 im ganzen Staate 919,486 Centner an Roheisen, Gußstücken und Rohstahleisen; 1862 dagegen schon 10,521,532 Centner; dazu wurden noch 3,484,180 Centner eingeführt, so daß der inländische Bedarf jetzt 14 Millionen Centner beträgt. Zu dieser Produktion wirkten 246 Hochöfen mit. Man erzeugte 8 Millionen Centner bei Koks, reichlich 1¼ Million bei Holzkohlen und nicht voll 1¼ Million bei einer Mengung beider Brennstoffe. Die Verarbeitung des Roheisens zu Gußwaaren, Stabeisen, Eisenbahnschienen, Blechen, Draht und Stahl hat durch die ausgedehnte Anwendung der Koks ihren großen Aufschwung genommen. Die außerordentliche Zunahme der Stahlfabrikation darf nicht unerwähnt bleiben. Der westfälische Distrikt war schon längst der klassische Boden dieses Industriezweiges und hat darin jetzt eine Art Weltherrschaft erlangt, besonders durch den Gußstahl der Kruppschen Hütte bei Essen, eines Werkes, das über 3000 Arbeiter beschäftigt und schon deßhalb das großartigste Montanwerk des Continentes ist. Man erzeugte 1862 in Preußen 441,292 Centner Rohstahl und 274,662 Centner Gußstahl. In der Zahl der Hütten ist durch das Eingehen von Frischfeuern und Holzkohlen-Hochöfen eine Verminderung eingetreten; ihre Zahl betrug im Jahre 1862: 929, wozu etwa eben so viel Eisenerzgruben gehören. Die Zahl der hierdurch beschäftigten Berg- und Hüttenleute beträgt 70,551 mit 158,379 Angehörigen oder über ein Procent der Gesammtbevölkerung.

Preußen ist jetzt in Betreff der Eisenproduktion das vierte Land der Erde; es erzeugt 1⅛ mal so viel Roheisen als Oesterreich, welches hierin mit Belgien etwa auf gleicher Stufe steht; dagegen erzeugen Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich ebenfalls beinahe gleichstehen, 1⅝ mal

ſo viel als Preußen, und Großbritannien hat die ſiebenfache der preußiſchen Eiſenproduktion.

Eine Specialität des preußiſchen, ſowie des belgiſchen Hüttenweſens iſt das Zink, da die Zinkproduktion aller übrigen Länder verhältnißmäßig gering iſt. Die hüttenmänniſche Erzeugung dieſes Metalls gehört erſt unſerm Jahrhundert an. Alt freilich und berühmt iſt die Meſſingindnſtrie von Iſerlohn in Weſtfalen und Stolberg bei Aachen und eben ſo alt der dortige Galmeibergbau. Ganz unbedeutend war jedoch bis in die neueſte Zeit der Galmeibergbau in Schleſien, der aber einen raſchen Aufſchwung nahm und nun mit 10,000 Berg- und Hüttenleuten zwei Drittel der preußiſchen Zinkproduktion liefert. Zu dem Galmei iſt nun, in Folge der Fortſchritte des Hüttenweſens, die bisher unbeachtete Blende mit ihrem böſen Namen hinzugetreten; aus ihr gewinnt man bereits den achten Theil des Zinks. Außer Schleſien, Weſtfalen und der aachener Gegend gewinnt man auch Zink in der untern Moſelgegend. Die nach dem Preiſe ſehr ſchwankende Produktion betrug 1862: 1,195,257 Centner, wozu 6½ Million Centner Erze verhüttet wurden, wovon der größte Theil der Muſchelkalkformation entſtammt. Im Bergbau und Hüttenbetriebe beſchäftigte man damit 14,900 Arbeiter. Die Verwendung des Zinks zu Legirungen, zu Zinkblech und Zinkweiß iſt ſehr im Steigen begriffen, die Nachhaltigkeit der Bergwerke aber ſehr unſicher.

Von dieſem jugendlichen Bergbau gehen wir zu demjenigen über, der vielleicht der älteſte von allen iſt, dem Bleierzbergbau. Das metalliſche Ausſehen des Bleiglanzes, ſeine leichte Reducirbarkeit zogen ſchon ſehr frühzeitig die Aufmerkſamkeit an und riefen Bleiſchmelzen ins Leben. So gehört die Bleierzgewinnung von Commern am nordöſtlichen Abhange der Eifel, welche jetzt ⅗ bis ¾ der preußiſchen Bleiproduktion liefert und die bedeutendſte Deutſchlands iſt, auch unſtreitig zu den älteſten und muß ſchon in der römiſchen Zeit von Bedeutung geweſen ſein. Daneben iſt auch in den übrigen Theilen Rheinlands der Bleibergbau zu erhöhter Wichtigkeit gelangt; derſelbe wird im Kohlenkalk und der devoniſchen Formation betrieben, während der weſentliche Theil der ſchleſiſchen Bleierze im Muſchelkalk vorkommt. Die übrigen Landestheile liefern nur wenig.

Noch vor 25 Jahren erreichte die inländiſche Bleiproduktion kaum mehr als ein Drittel des Bedarfs, jetzt iſt die Ausfuhr ſchon eine bedeutende zu nennen. 1862 wurde erzeugt Glaſurerz: 30,337; Blei: 416,122; Glätte 41,309 Centner.

Wie in Preußen überhaupt, ſo iſt auch für die Gewinnung der Kupfererze der Flötzbergbau überwiegend. Sehr arm im Procentgehalt und ſchwach in der Mächtigkeit, iſt doch das mansfeldiſche Kupferſchieferflötz bei ſeinem regelmäßigen Aushalten und ſeinem meilenweiten Fortſtreichen eine der wichtigſten Erzlagerſtätten und der Gegenſtand eines ſehr alten, hochberühmten Bergbaus, der heute ⅞ der Kupfer- und nahe ⅔ der Silberproduktion Preußens liefert. Nächſtdem iſt der ſiegener Bezirk am reichſten an Kupfererzen; alt, aber weniger ergiebig, der Bergbau von Kupferberg in Schleſien. Im Jahre 1862 betrug die ganze Kupferproduktion 51,640 Centner. Sie ſteht der öſterreichiſchen faſt gleich, beträgt aber nur ⅔ der franzöſiſchen und ⅛ der engliſchen und entſpricht bei Weitem nicht dem Bedarfe des Landes. Ein ſehr großer Theil des Kupfers wird zur Darſtellung des Meſſings, namentlich in Iſerlohn, Stolberg, Berlin und Neuſtadt-Eberswalde verarbeitet.

Schließen wir hier die Angaben über die Erzeugung edler Metalle an. Von der Silberproduktion entſtammt gegenwärtig ein Drittel den Blei-, zwei Drittel den Kupfererzen. Eigentliche Silbererze ſind in Preußen ſelten. Gold wird in ſehr geringer Menge (1862 noch nicht einmal ein halbes Pfund) gewonnen. Die Silbererzeugung ſteigt dagegen und betrug in dem genannten Jahre 46,157 Pfund.

Als Hüttenprodukte von untergeordneter Bedeutung ſind noch die ſchleſiſchen Arſenikfabrikate und die Antimongewinnung von Arnsberg zu erwähnen, erſtere für das Jahr 1862 mit 4468, letztere mit 1200 Centnern Produktion. Der Bergbau auf Kobalterze brachte nur noch 33 Centner, und die Smaltefabrikation iſt, in Folge daß andere blaue Farbſtoffe billiger ſind, ganz eingegangen.

Von großer und täglich ſich ſteigernder Bedeutung iſt dagegen die Gewinnung der Schwefelkieſe. Früher faſt nur zur Eiſenvitriol- und in kleiner Menge zur Schwefelerzeugung benutzt, haben dieſelben in neueſter Zeit für die Gewinnung von Schwefelſäure in den chemiſchen Fabriken einen außerordentlichen Werth erlangt und es ſind ſeitdem die Gegenden, wo man ſie früher verächtlich ſtehen ließ oder bei Seite warf, Gegenſtand des Bergbaus geworden. Drei Schwefelkiesgruben bei Meggen im Arnsbergiſchen lieferten im Jahre 1862 allein faſt 300,000 Centner, den Reſt der 354,221 Centner betragenden Förderung lieferten die übrigen Gruben dieſes Regierungsbezirkes, die Grafſchaft Stolberg, die Inſel Wollin u. ſ. w.

Eiſenvitriol- und Alaunbereitung iſt in den letzten Jahren zurückgegangen, weil der Bedarf dieſer Produkte abnimmt. Es wurden erzeugt 1862 an Vitriol 41,435 und an Alaun 60,802 Centner.

Als ein den chemiſchen Fabriken ſehr nothwendiges Bergwerksprodukt iſt noch des Braunſteins zu gedenken, der theils auf ſelbſtändigen Gruben, theils mit Eiſenerzen in der Rheinprovinz in ziemlicher, bei Suhl in geringer Menge gefördert wird. Die Gewinnung iſt 1862 auf 35,559 Ctr. geſtiegen, welche zu ⅞ aus dem Kreiſe Wetzlar herrühren. Flußſpath liefert meiſtens die Grafſchaft Stolberg am Harz (im Ganzen 87,834 Ctr.) und Graphit nur Schleſien in ungenügender Menge (1862: 5687 Ctr.).

Auf keins der bisher erwähnten Produkte beſitzt Preußen als Staat ein Vorkaufsrecht oder Monopol. Dieſes findet nur beim Salz ſtatt und iſt in Verbindung mit der Salzſteuer, die mehr als das Vierfache des Werthes beträgt, wohl die einzige Veranlaſſung, daß die reichen Schätze, die das Land an Salz beſitzt, bisher nur in mäßigem Umfange ausgebeutet ſind.

Mehrere der noch heute benutzten Soolquellen ſind ſicherlich ſchon in der erſten Zeit, wo das Land bewohnt war, ausgebeutet worden; eine große Anzahl früher benutzter Soolen in allen Landestheilen iſt verſiecht oder wegen Geringhaltigkeit aufgegeben; ſehr viele Orte haben ihren Namen von der Salzgewinnung.

Die reichſten Soolquellen beſitzt und benutzt die Provinz Sachſen in der Trias- und der Zechſteinformation; ärmere Weſtfalen in der Kreideformation, ganz arme Pommern und die Rheinprovinz. In den übrigen Provinzen beſtehen keine Salinen.

Bis vor wenigen Jahren wurde in Preußen nur aus Soole Kochſalz gewonnen; bis dahin benutzte man auch die ſeit 1837 in der Provinz Sachſen durch Bohrlöcher gemachten Steinſalzfunde nur zur Gewinnung von geſättigter Soole durch Auslaugung. Eine neue Aera trat mit der Eröffnung des Steinſalzlagers ein, daß in großer Mächtigkeit im Zechſtein bei Staßfurt im Regierungsbezirk Magdeburg ſich befindet. Als zweites Steinſalzbergwerk iſt im Jahre 1858 das zu Stetten in Hohenzollern und als drittes im vorigen Jahre das erfurter hinzugetreten. Preußens Steinſalzbergbau lieferte im Jahre 1862 durch 536 Arbeiter 1,395,757 Centner. Hierunter befinden ſich 392,190 Ctr. Kaliſalze und Kieſerit, welche zu Staßfurt in mächtiger Ablagerung über dem Chlornatrium liegen

und in vielen chemiſchen Fabriken verarbeitet werden. Bei der ſonſtigen Seltenheit ihres Vorkommens bilden ſie einen Schatz, der noch werthvoller iſt, als das eigentliche Steinſalz. Sie werden zu 8 bis 9 Sgr. der Centner abgeſetzt, das Steinſalz für Fabriken zu 2 bis 3 Sgr. Ein Theil der Steinſalzförderung wird zu Siedeſalz umgeſotten. Die ganze Kochſalzproduktion betrug im Jahre 1862: 3,132,765 Centner. Die 18 im Betriebe ſtehenden Salinen beſchäftigten in jenem Jahre 1348, alle Salzwerke zuſammen 1884 Arbeiter.

So mannichfaltig wie in Oeſterreich ſind die Bergwerks- und Hüttenprodukte Preußens allerdings nicht und auch nicht ſo werthvoll; aber ſie erhalten ihren relativen Werth durch ihre Brauchbarkeit für die Induſtrie durch den Sporen, den ihre Gewinnung, Verwerthung und weitere Verarbeitung für die Thätigkeit der Bewohner abgibt, und ſie erreichen durch die große Menge, in welcher die wichtigſten derſelben gewonnen werden, einen ſehr hohen Geſammtwerth. Wie groß ihre volkswirthſchaftliche Bedeutung iſt, geht daraus hervor, daß im Jahre 1862, auf welches ſich die meiſten der oben angeführten Zahlen beziehen, die Zahl der Bergleute 121,238 und der Werth der gewonnenen Bergwerksprodukte 33,248,480 Thlr. betrug; während 67,342 Hüttenleute mit der Verhüttung dieſer Produkte beſchäftigt waren und daraus Hüttenerzeugniſſe im Werthe von 77,517,413 Thlr. darſtellten. Mit ihren Angehörigen beträgt die berg- und hüttenmänniſche Bevölkerung 519,261 Seelen (im Jahre 1861), mithin $^1/_{26}$ der ganzen Volksmaſſe Preußens.

Als das wichtigſte Hilfsmittel beim Bergbau und Hüttenbetriebe gelten in unſeren Tagen die Dampfmaſchinen. Im Jahre 1858 betrug ihre Zahl beim Bergbau in Preußen 1225 mit 45,920 Pferdekräften und beim Hüttenbetriebe 1117 mit 29,700 Pferdekräften. Von der weitgreifendſten Bedeutung für die Entwicklung des Bergbaues iſt ferner die Anwendung von Schienenwegen für die Streckenförderung. Den Weſtfalen gebührt das Verdienſt, denſelben als die erſten in Deutſchland bei ihrem Steinkohlenbergbau eine allgemeine Anwendung gegeben zu haben. Mit Schluß des Jahres 1862 hatte man auf den Bergwerken des ganzen Staates 421 Meilen Eiſenſchienenwege und 58 Meilen Holzbahnen, bei Weitem der größte Theil unter Tage. Das unterirdiſche Eiſenbahnnetz iſt danach $^9/_{10}$ ſo lang wie die für den großen Verkehr beſtimmten Eiſenbahnen auf der Oberfläche, welche zu Ende 1862 zuſammen 756$^1/_2$ Meilen maßen.

Es würde uns zu weit führen, auch hier auf die Verhältniſſe der Verwaltung und Geſetzgebung (es beſtehen in Preußen noch 12 verſchiedene Bergordnungen) im Bergweſen einzugehen, ſo intereſſant und belehrend auch dieſer Abſchnitt der Huyſſen'ſchen Broſchüre iſt, der eben ſo wie die anderen ſich durch die überſichtliche Klarheit auszeichnet, mit welcher die Fülle des Stoffes beherrſcht wird.

Sherard Osborns Vorſchlag zur Erreichung des Nordpols.

Capitain Sherard Osborn machte am 23. Januar 1865 der londoner geographiſchen Geſellſchaft folgenden merkwürdigen Vorſchlag zur Erreichung des Nordpols. Er ging davon aus, daß in den arktiſchen Regionen verhältnißmäßig wenig Menſchenleben verloren gegangen ſeien, denn von 1818 bis 1854 verlor England dort nur zwei Schiffe mit 128 Menſchen, während 42 Expeditionen glücklich abliefen. Zur Auffindung Sir John Franklins wurden allein 40,000 engliſche Meilen in jenen eiſigen Gegenden zu Fuß zurückgelegt, und dabei ging nicht eine der Reiſegeſellſchaften zu Grunde. Gleiches kann keine geographiſche Entdeckung auf der ganzen Erdoberfläche ſich nachrühmen. Es iſt aber eine durchaus falſche Anſicht, wenn man annehmen will, daß dieſe Reiſen weiter kein Ergebniß hatten, als unſre Karten mit ſo und ſo viel Meilen Küſtenlinien zu bereichern, denn für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften waren dieſe Expeditionen von großer Wichtigkeit. In den arktiſchen Regionen fand man erſt den Schlüſſel zu den Geſetzen, nach denen ſich die myſtiſchen Waſſer des Golfſtroms und des Eisſtroms bewegen, und in Boothia fand Roß den magnetiſchen Nordpol, um den die Magnetnadel im Kompaß aller Schiffer auf der nördlichen Halbkugel rotirt, und die vielen Beobachtungen unſrer Nordpolfahrer haben weſentlich zur Kenntniß von der magnetiſchen Declination beigetragen.

Um den eigentlichen Nordpol zu erreichen, kommen zwei Wege in Betracht. Der eine führt über Spitzbergen, der andere über Nord-Grönland. Hackluyts Head in Spitzbergen iſt etwa 600 Meilen vom Nordpol entfernt; Schiffe haben ſich ſchon bis auf 500 Meilen dem Pol genähert, ja Capitain Parry war am 22. Juli 1827 nur 435 geographiſche Meilen von demſelben, als ihn eine Eiswand am weitern Vordringen verhinderte. Seine Boote konnten nicht durchdringen, und er war genöthigt umzukehren. Das war in der Höhe des arktiſchen Sommers; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß er beſſer gethan hätte, auf Spitzbergen zu überwintern und im Februar aufzubrechen. Gegen den Weg über Spitzbergen iſt aber einzuwenden, daß auf dem Meridian dieſes Landes kein weiterer Punkt bekannt iſt, auf dem man Mund- und Kohlenvorräthe niederlegen könnte. Dagegen iſt Smiths Sund in Nord-Grönland ein weit beſſerer Ausgangspunkt. Es liegt 120 Meilen dem Pole näher, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß von dort aus ſich Feſtland oder Inſeln noch weiter nach Norden hin ausdehnen. Dies geht vor Allem aus dem Eis hervor, welches hier als Eisberge auftritt, die nur vom Lande oder von Gletſchern herſtammen können. In Smiths Sund ſind die Eisberge ſehr häufig, was nicht der Fall wäre, wenn das Land gleich hinter dem Humboldtgletſcher aufhörte. So ſind ſie uns Zeugen von hohen Bergen und tiefen Thälern, welche die Feuchtigkeit und den Schnee von vielen Jahren aufbewahren, und beweiſen das Vorhandenſein einer gefrorenen Seeküſte, auf welcher die Entdecker zum Pole vordringen können. Capitain Osborn ſetzt kein Vertrauen in Privaterpeditionen zu dieſem Zwecke. Er ſagt aber, daß viele Holzſchiffe nun in den Häfen Englands verfaulen und daß die alten Damen in den Seeſtädten ihren Thee mit dem Eichenholz überflüſſig gewordener Kanonenboote kochten. Aber auch von der Admiralität ſelbſt ſei nicht viel zu erwarten, und man müſſe durch den Druck der öffentlichen Meinung eine Nordpolexpedition erzwingen.

Osborn nimmt an, daß im Frühjahre 1866 zwei Schiffe zum Auslaufen bereit liegen. Sie würden in die Baffinsbay ſegeln und Cap York im Auguſt erreichen. Ein Schiff müßte mit nur 25 Mann bei Cap Iſabella zurückbleiben, während das andere mit 95 Mann am weſtlichen Ufer in der Richtung von Cap Parry weiter ginge und nur dafür zu ſorgen

Digitized by Google

hätte, daß es sich nicht über 300 Meilen von seinem Gefährten entfernte: Das im Süden zurückgebliebene Schiff müßte sich durch Niederlagen mit dem nördlichen in Verbindung halten, während das nördliche Depots weiter nach dem Pole zu anlegte, die den Operationen des kommenden Frühjahrs zur Basis dienen sollten. Im folgenden Jahre 1867 bis 1868 sollten dann Schlitten und Baatzüge nach dem Pole zu unternommen werden, und 1869 sollte die Expedition zurückkehren, so daß sie im Ganzen nur zwei Winter und drei Sommer in den arktischen Gegenden zubrächte.

Bis jetzt ist ein Flächenraum von 1,131,000 englischen Geviertmeilen rings um den Pol herum für uns unbekanntes Land, das als weißer Raum auf den Karten erscheint, und es ist jedenfalls für uns vom höchsten geographischen Interesse, zu erfahren, ob hier nur ein großer gefrorener Raum, oder, wie Einige annehmen, Land und Wasser mit belebten Wesen zu finden ist. Auch in ethnalagischer Beziehung würde diese Expedition von großer Wichtigkeit sein, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß der Mensch viel weiter nach Norden zu vorkammt, als bisher angenommen wurde. Seine Lebensweise muß in jenen Gegenden der ähnlich sein, welche unsere Vorfahren führten, als sie Feuersteingeräthe benutzten und ein arktisches Klima im größern Theile unsers Continentes herrschte.

Nicht minder wichtig dürften die Ergebnisse für die Meteoralogie ausfallen; in dieser Beziehung sind noch sehr viele Probleme zu lösen, die von wissenschaftlich gebildeten Leuten angegriffen werden müssen. Für die Wissenschaft würde aber der allergrößte Nutzen durch die Messung eines Meridiandagens in der arktischen Zone erwachsen, ein Wunsch, den die Royal Society bereits aussprach, als die schwedische Expedition zu diesem Zwecke nach Spitzbergen unternommen wurde. Bereits am 30. November 1863 hatte General Sabine, der Präsident der Royal Society, erklärt, daß er schon vor 40 Jahren auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hingewiesen und sich persönlich zur Ausführung erboten habe. Diese große Sache, die Messung von vier Graden des Meridians, könnte sehr gut von dem Schiff ausgeführt werden, das in der Nähe von Cap Isabella während des Sommers zurück bleiben soll, während das andere seinen Weg zum Pole verfolgt.

Im Anschluß an diesen Vortrag Osbaens wieß General Sabine nach, wie gerade jetzt die friedliche Zeit günstig für das Projekt sei, und wie viele englische Marineoffiziere es sich zur Ehre schätzen würden, an einer solchen Expedition Theil zu nehmen. Ja, selbst Leopold Mac-Clintock würde gern das Commando seiner schönen Fregatte aufgeben, um die Unternehmung zu leiten. Die Royal Society würde, so schloß General Sabine, gern ihre Bestrebungen mit denen der geographischen Gesellschaft vereinigen, um den Vorschlag zur That werden zu lassen. *)

*) Diese Vorschläge Osborne sind übrigens nicht ganz neu, denn in England hat das Interesse für die Erreichung des Nordpols seit Cabots Zeit (1497) nicht geruht. Sir William Edward Parry gab bereits im November 1845 in einem Schreiben an Barrow die Grundzüge zu dem jetzt von Osborn entwickelten Plane. Auch er wollte weiter nach Norden zu Niederlagen von Mundvorräthen anlegen. Admiral Wrangel besprach am 12. April 1847 in der londoner geographischen Gesellschaft denselben Gegenstand ausführlich. (Journal of the Royal geographical Society. 1848. Bd. XVIII, S. 19.) R.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren.

Vom 23. Februar bis zum 28. März 1858 hielt sich die durch ihre Erdumsegelung berühmt gewordene k. k. österreichische Fregatte Novara auf den Nikobarischen Inseln auf. An ihrem Bord befand sich auch Dr. Karl von Scherzer, der unermüdliche Chronist dieser Expedition, dem wir bereits einen beschreibenden Theil der ganzen Reise verdanken. Aus diesem weitverbreiteten Werke wurde aber das specifisch Statistische und Commercielle ausgeschlossen, da es in einem besondern Buche veröffentlicht werden sollte. Der erste Theil desselben liegt uns jetzt vor, und er gibt wiederum Zeugniß von dem ausdauernden Fleiß desselben viel gewanderten Autors, den wir schon so oft im Globus erwähnen konnten. Der stattliche Quartband von beinahe 400 Seiten ist so elegant ausgestattet, wie wir es an allen Erzeugnissen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gewohnt sind, und die vielen in den Text eingedruckten Karten sind nach einem neuen Verfahren sehr übersichtlich gearbeitet. Der Titel lautet: Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde. Statistisch-commercieller Theil von Dr. Karl von Scherzer. Wien. In Commission bei Karl Gerolds Sohn. 1864.

Ueberall in dem ganzen Werke leuchtet uns die Absicht entgegen, dasselbe für das handeltreibende Publikum praktisch nutzbar zu machen. Nach unserer Ansicht ist dieselbe auch vollkommen erreicht und somit den deutschen Kaufleuten ein werthvolles Geschenk gemacht. Gibraltar, Madeira, Rio Janeiro, die Capstadt, die Inseln St. Paul und Amsterdam, die Insel Ceylan, Madras, die Nikobaren und Singapore werden aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, alle Handelsprodukte dieser Plätze aufgeführt und eingehend besprochen. Der Herr Verfasser, welcher sich viel mit dem Colonisationswesen beschäftigt hat, läßt dasselbe auch in diesem Buche nirgends außer Acht, und die gescheiterten Projekte Oesterreichs, im vorigen Jahrhundert auf den Nikobaren eine Ansiedlung zu gründen, geben ihm Gelegenheit, ausführlicher auf dieses Thema einzugehen.

Die Nikobarischen Inseln liegen im Meerbusen von Bengalen auf einem der besuchtesten Handelswege der Erde, welcher durch den Ausbau der Eisenbahnen von Belgrad bis an den Persischen Meerbusen, sowie durch die Vollendung des Suezcanales noch gewinnen muß. Dabei wird der Werth der Inselgruppe auch durch den Umstand erhöht, daß die daselbst herrschenden regelmäßigen Winde die Ueberfahrt von den benachbarten Küsten wesentlich erleichtern. Das Klima des Archipels, obwohl ein tropisches, gehört nur aus dem Grunde nicht zu den heißesten der Erde, weil es ein insulares ist und die Inseln dicht mit Wald bedeckt sind. Nach den angestellten meteorologischen Beobachtungen beträgt die mittlere Jahreswärme nicht über 25° C. Die mittlere Menge des fallenden Regens ist ziemlich bedeutend, denn sie beträgt keinenfalls unter 100 Zoll, ja vielleicht 150 Zoll. Die Gesammtoberfläche des ganzen Archipels beträgt etwa 34 Quadratmeilen, ist also ungefähr doppelt so groß als das Fürstenthum Schwarzburg Rudolstadt; davon kann man 24 Quadratmeilen ertragsfähigen Boden rechnen, die jetzt nur 5000 Wilde ernähren, aber leicht einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen zum ersprießlichen Aufenthalt dienen könnten.

Das Hauptprodukt der Inseln ist jetzt die Kokospalme,

Digitized by Google

die am Seeufer wächst und das Nahrungsmittel für die indolente Bevölkerung abgibt. Kokosnüsse bilden den Hauptausfuhrartikel der Inseln, während eßbare Vogelnester, Schildpatt, Ambra und Tripang von untergeordneter Bedeutung sind. Der Handel geschieht nicht durch Baarzahlung, sondern mittelst Tausch, obschon Silber bereits großen Werth hat und sich auch hier, trotz Allem, was über die Begehrlichkeit der Nikobaren nach Taback, Glasperlen und Flitterwerk verlautet, die Richtigkeit des Satzes bestätigt, daß Geld die allgemeine Waare ist. Ein sehr beliebter Tauschartikel sind Säbelklingen, deren eine gleich 300 Kokosnüssen geschätzt wird; eine Messerklinge gilt nur 100, eine Doppelflinte aber 2500 und ebensoviel ein Faß Rum; eine Flasche Arrak ist gleich 10 Nüssen und ein Halstuch gleich 100. Außer der Kokospalme sind noch der Pandanus, der Brodfruchtbaum, die Banane, das Zuckerrohr, die Cardamome, die Muskatnuß, die Arekapalme und der Betelpfeffer werthvolle Erzeugnisse der Inseln.

Selbst diese flüchtige Skizze über die geographische Lage und die Naturbeschaffenheit der Inselgruppe wird hinreichen, um das Interesse zu erklären, welches nicht nur Seefahrer seit Jahrhunderten nach den Nikobaren zog, sondern das sogar fremde Regierungen zu verschiedenen Malen veranlaßte, von diesem Archipel Besitz zu ergreifen und auf einigen der Inseln Niederlassungen zu gründen. Und unter diesen war es außer Dänemark namentlich Oesterreich, welches durch die merkwürdige Expedition des Schiffes „Joseph und Theresia" im Jahre 1778 von den Inseln Besitz nahm.

Ueber die Reise ist wenig bekannt geworden, und der vorliegende commerciell-statistische Theil der Novaraexpedition bringt zum ersten Male einen ausführlichen Bericht nach den amtlichen Quellen.

Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts, machte im Jahre 1775 der Kaiserin Maria Theresia den Vorschlag einer direkten Handelsverbindung der österreichischen Häfen mit Persien, Ostindien, China und Afrika. Seine Projekte wurden vom Fürsten Kaunitz günstig aufgenommen, und man verlieh ihm außer dem Staatsbürgerrecht ein Privilegium zur Gründung einer Handelsgesellschaft unter folgenden Begünstigungen: Die Verwaltung in Triest wurde beauftragt, ihm die nöthigen Kanonen zur Armirung seiner Schiffe zu überlassen; der Hofkriegsrath mußte die erforderliche Anzahl Matrosen und Unteroffiziere zu seiner Verfügung stellen, und seine Schiffe durften die kaiserliche Flagge führen. Zugleich wurde Bolts autorisirt, im Namen der Kaiserin von Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten abgetreten erhalten würde.

Bolts gründete nun in den Niederlanden eine Handelscompagnie, erhielt von derselben 25,000 Pfd. Sterl. und kaufte in London das Schiff „Joseph und Theresia", das er mit 155 Mann bemannte. Zugleich wurde er zum österreichischen Oberstlieutenant befördert. Im September 1776 segelte er von Livorno ab, litt aber im März 1777 bei der Delagoabay am Sacramentoflusse, Madagaskar gegenüber, Schiffbruch. Er benutzte seinen unfreiwilligen Aufenthalt, um eine Factorei anzulegen, kaufte von zwei afrikanischen Königen Grundstücke und empfing den Eid der Treue für die Kaiserin. Zur Vertheidigung der Factorei legte er zwei Forts an, die er St. Joseph und St. Theresia taufte und mit Kanonen armirte.

Bolts ging dann nach Bombay und Goa und legte an der Küste von Malabar, im Centrum der Pfefferkultur bei Mangalore, Carwar und Balliapatam, Factoreien an, zu denen er die Grundstücke von dem einheimischen Nabob kaufte. Von den Nikobarischen Inseln hatte Bolts, oder vielmehr der Kapitain des Schiffes Joseph und Theresia, Namens Bennett, bereits im April 1778 Besitz ergriffen und Factoreien dort errichtet. Aus dem Tagebuch des Schiffszimmerarztes geht hervor, daß die Oesterreicher vom 1. April bis 4. September 1778 dort verweilten und mit Genehmigung der Eingebornen von den vier Inseln Nanklauri, Kar Nikobar, Trincutt und Katschal im Namen Kaiser Joseph II. Besitz nahmen. Die Kosten der Ansiedlung betrugen über 48,000 Gulden.

Im Jahre 1781 kehrte Bolts nach Europa zurück; aber die Ergebnisse seiner Expedition waren für die Handelsgesellschaft ungünstig, die Verluste überstiegen die Einnahmen, und die Gesellschaft befand sich außer Stande, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Auch eine zweite Gesellschaft wurde zahlungsunfähig, und Bolts starb 1808 in großer Armuth in Paris.

Ueber die Bedeutung einer überseeischen Ansiedlung zur Förderung des Handels und der Industrie, zur Erhöhung des politischen Ansehens und der Weltmachtstellung einer Nation, zur Erhaltung und Entwicklung einer Kriegsmarine ist wohl eine weitere Auseinandersetzung und Beweisführung nicht mehr nöthig, und es mag sich höchstens um die Erwägung der Frage handeln, in wie fern die Nikobarischen Inseln der geeignete Punkt für eine solche Niederlassung seien. Aber auch hier können sich die Bedenken kaum auf etwas Anderes als auf die klimatischen Verhältnisse beziehen; denn was geographische Position, Vortrefflichkeit der Häfen und Fruchtbarkeit des Bodens anbelangt, dürfte sowohl im Indischen, als im Großen Ocean schwerlich mehr eine zweckentsprechendere Inselgruppe zu finden sein, welche nicht schon von einer fremden Macht in Besitz genommen wäre. Die Zahl der herrenlosen Inseln wird auf der Erde mit jedem Jahre geringer.

Das Klima der Nikobaren ist in Folge der überaus üppigen Vegetation, der großen Feuchtigkeit des Bodens und der vielen, an der Küste bestehenden Mangrove-Sümpfe allerdings kein gesundes. Es erzeugt ein sehr bösartiges Fieber, das für Europäer tödtlich werden kann. Allein überall ist das tropische Klima den Einwanderern schädlich, und ähnliche Verhältnisse treten selbst in Europa an Orten auf, wo Sümpfe und unkultivirte Orte dem Einflusse einer hohen Temperatur ausgesetzt sind. Wie man aber durch Unternehmungsgeist und Ausdauer diese Verhältnisse bekämpfen kann, davon liefert die nur 350 Seemeilen vom Nikobaren-Archipel entfernte Insel Pinang am Eingange in die Malaccastraße den treffendsten und glänzendsten Beweis. Denn binnen wenigen Jahrzehnten wurde sie durch die fortschreitende Kultur des Bodens aus einem von Menschen gemiedenen Fieberorte eine der gesundesten Localitäten Indiens, ja sogar eine Erholungsstation für Reconvalescenten.

Die meisten der bisherigen Ansiedlungsversuche auf den Nikobaren scheiterten wegen Mangels an Sorgfalt bei der Wahl und Anlage des ersten Niederlassungsortes, und wegen Unzulänglichkeit der darauf verwandten Geldmittel. Die Missionäre, welche diese Inselgruppe zum Brennpunkte ihrer bekehrungseifrigen Thätigkeit machten, hatten durchaus nicht so gute Häuser und Nahrung, wie es in solchen feindlichen Klimaten die erste Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit ist. Mit dem Spaten in der Hand, oft schon fieberleidend, mußten sie, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, in der erdrückendsten Hitze den Boden bebauen, oder sie sammelten am Strande Conchylien und jagten im sumpfigen Urwalde Vögeln und Reptilien nach, um durch deren Verkauf in Europa sich die Mittel für ihre weitere Existenz zu verschaffen.

Die Niederlassungsversuche der Dänen waren von keinem glücklichern Erfolge begleitet. Mit geringen Mitteln unternommen und durchgeführt, konnten sie nicht mehr als eine vorübergehende Erscheinung bleiben und höchstens der Wissenschaft einigen Gewinn bringen. Gleichwohl gab man, trotz verschiedenen mißglückten Versuchen, das Interesse für die Nikobaren nicht auf, und im Jahre 1846 nahm Kapitain Steen Bille im Namen des Königs von Dänemark Besitz von den

Digitized by Google

Inſeln. Die Eingebornen erhielten däniſche Flaggen zum Aufhiſſen, dieſe wurden aber 1848 wieder abgeholt, und dadurch wurde der Beſitzanſpruch der Dänen faktiſch wieder aufgegeben.

Alſo, was das Klima ſowohl, wie den Rechtsanſpruch einer andern Regierung auf die Nikobaren betrifft, ſcheint kein Grund vorhanden, die Flagge Oeſterreichs nicht neuerdings und dauernd zu entfalten, da wo ſie ſchon einmal vor 86 Jahren gewehl hat.

Nur wenige Tage Seefahrt von Madras, Moulmein und Calcutta entfernt, zwiſchen Ceylon einerſeits und der malayiſchen Küſte anderſeits, faſt in der Mündung der Malaccaſtraße ganz nahe von Pinang und Sumatra gelegen und mit den großen Inſelgruppen in den japaniſchen und chineſiſchen Gewäſſern im leichten Verkehre ſtehend, bieten die Nikobariſchen Inſeln für eine maritime und commercielle Macht Anziehungspunkte genug, um noch deren Beſitz zu ſtreben. Soll aber ein Coloniſationsverſuch nicht neuerdings mißglücken, ſo dürfen dabei weder Geldmittel noch Menſchenkräfte geſpart werden. Die Koſten der erſten Kultur und Lichtung müßten auf mindeſtens ein bis anderthalb Millionen Gulden veranſchlagt werden. Die Zahl der unter Aufſicht von Europäern zur theilweiſen Lichtung der Wälder, zur Regulirung der Flüſſe, Austrocknung von Sümpfen, Kultur des Bodens verwendeten malayiſchen und indiſchen Arbeiter müßte wenigſtens 4—500 betragen. Die für die erſte Anlage verausgabten Summen wären indeſſen keineswegs als verloren zu betrachten, indem die große Fruchtbarkeit des Bodens, welcher ſich zum Anbaue der wichtigſten Tropenprodukte wie Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Gewürzpflanzen, Tabak u. ſ. w. eignet, unter dem Einfluſſe der Kultur und Induſtrie raſch unzählige Quellen des Gewinnes erſchließen würde.

Alle Inſeln ſind reich an vortrefflichem Baumateriale. Während ſich die plaſtiſchen Thonarten der nördlichen Inſeln eben ſo gut zu Ziegeln und Backſteinen, wie zu Töpferwaaren verarbeiten laſſen, liefern die Sandſteine der ſüdlichen Inſeln vortreffliche Quadern. Dabei bietet der Meeresſtrand allenthalben Kalk in unerſchöpflicher Menge aus den natürlichen chemiſchen Laboratorien der Korallenthiere.

Zu den Lichtungsarbeiten wären hauptſächlich Chineſen aus dem benachbarten Singapore oder Pinang zu verwenden und mittelſt Beitrag zu werben, während man Handwerker und Maſchinen aus Europa mitbrächte.

Was die einheimiſche Bevölkerung betrifft, von welcher kaum mehr als 500 bis 600 Menſchen auf den einzelnen Inſeln leben, ſo dürfte dieſelbe der Anſiedlung von Weißen nur geringe Schwierigkeiten entgegenſtellen. Es müßte für die Eingebornen wie für Unmündige geſorgt werden, um ſie auf ſolche Weiſe für die materiellen Zwecke des Unternehmens zu gewinnen und einer weitern geiſtigen Entwicklung entgegen zu führen. Um aber ſolche Punkte der Tropenwelt der Kultur, dem Handel und der Induſtrie zugängig zu machen, ſind außerordentliche Maßregeln nothwendig, ähnlich wie ſie von den Engländern am Cap der Guten Hoffnung, in Pulo-Pinong, Singapoer, Sydney, auf den Norfolk-Inſeln u. ſ. w. mit großartigem Erfolge in Anwendung gebracht wurden. Dr. von Scherzer, welcher aus perſönlicher Anſchauung den gewaltigen Einfluß kennen gelernt, welchen das Syſtem der Deportation in Auſtralien auf die Entwicklung des Landes und die ſittliche Umwandlung der Deportirten geübt hat, ſpricht ſich mit Entſchiedenheit, trotz der Abneigung gegen derlei Maßregeln in gewiſſen philantheopiſchen Kreiſen Europa's, für die Gründung der Colonie durch Sträflinge aus, welche ſich dabei zugleich wohler und zufriedener befinden und der Menſchheit nützlicher erweiſen werden, als gegenwärtig daheim in ihren dumpfen Gefängnißzellen.

Die Schutzpatrone der Ruſſen.

Von Prof. Dr. **Hermann Schmidt** in Lemberg.

Beim ruſſiſchen Volke herrſcht der Glaube, daß die Heiligen, ſeine Patrone, im Himmel in menſchlicher Geſtalt wohnen, dort überhaupt ganz und gar wie Menſchen leben und vor dieſen nur den Vorzug haben, übernatürliche Macht zu beſitzen und mit den Engeln zu verkehren. Gelegentlich, beſonders an ihrem Namensfeſte, ſteigen ſie zur Erde herab, um in das Leben und Treiben der Sterblichen einen Einblick zu thun und dabei die Guten zu belohnen und die Böſen zu beſtrafen. Sie erſcheinen in mannichfaltiger Geſtalt, unter Donner und Blitz, in Flammen gehüllt, auf feurigem Roſſe oder in Engelsgeſtalt auf den Wolken ſchwebend. Der ruſſiſche Bauer iſt überzeugt, daß nichts ohne Vermittlung der Heiligen geſchieht, bringt ihnen daher Opfer und bezeigt ihnen göttliche Ehren. Er wird ſich eher entſchließen, an irgend einem ſonſtigen hohen Feiertage zu arbeiten, als an dem Tage ſeines Namenspatrons. Jede Provinz, jede Stadt, ja faſt jede Ortſchaft und jede Gemeinde hat ihren eigenen Schutzpatron, dem außer der allen Heiligen verliehenen Macht noch eine beſondere Befähigung zukommt, an deſſen Feſt ſich irgend ein Naturereigniß knüpft oder dem eine partikulare Einwirkung auf gewiſſe Weſen und Sachen zugeſchrieben wird, welche er bei der geziemenden Verehrung und den gebührenden Opfern vor Allem zum Beſten ſeiner ſpeciellen Schützlinge ausübt. Dieſe Ueberantwortung eines gewiſſen Bezirks an einen Heiligen hat, da häufig ein und derſelbe von vielen Gebieten und Corporationen erwählt und daſelbſt durch ein Bild repräſentirt wird, beim Volke eine Pluralität ein und deſſelben Heiligen zu Wege gebracht. Es gibt für den Ruſſen nur eine hl. Maria oder Mutter Gottes; gleichwohl iſt doch die Mutter Gottes von Kaſan eine ganz andere, als die von Theodorow, und dieſe wieder eine andere, als eine zu Kiew ꝛc. Daſſelbe iſt auch mit anderen Heiligen der Fall, aber nur mit ſolchen, die Gott weiß durch welchen Zufall beliebter und populärer ſind, denn auch unter den Heiligen gibt es darin gewaltige Unterſchiede. — Vorzüglich ſteht der Ackerbau mit allen ſeinen Perioden und Verrichtungen und das zum Gedeihen der Feldfrüchte nöthige Wetter unter der unbedingten Herrſchaft der damit belehnten Tagesheiligen. Auch mit der Viehzucht, mit mehreren ſonſtigen Geſchäften und mit den Krankheiten haben ſie viel zu thun. Ganz ähnliche Anſchauungen findet man auch bei dem Volke in anderen griechiſch- und römiſch-katholiſchen Ländern, wie ſich viele Leſer ſelbſt überzeugt haben werden. Es ſoll hier in Kürze der ruſſiſche Kalender ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit einer Revue bezüglich der eigenthümlichen Funktionen und Attribute ſeiner Heiligen unterzogen werden.

Die H. Tatinena (12. Jan. alten Styls, nach welchem weiterhin ſtets datirt wird) heißt die Feaſtige, weil zu dieſer Zeit die größte Kälte herrſcht. Starke Fröſte und ein heiterer Himmel an ihrem Namensfeſte verkünden ein geſegnetes Jahr, ſteht dagegen der Wind aus Süden und fällt feuchtes Schnee, ſo ſtehen Düere und Mißwachs bevor. — Es gibt einige deutſche ähnliche Wetterregeln, welche aber wie dieſe ſich wenig bewähren.

Die hl. Xenia (24. Jan.) regulirt die Marktpreiſe des Getreides. Steigen ſie an dieſem Tage, ſo wird das Getreide für dieſes Jahr theuer, fallen ſie, ſo wird es wohlfeil.

Die hl. Eudoxia (1. März) hat den Zunamen die Pfeiferin, denn ſie erweckt durch ihren Pfiff die Thiere aus ihrem Winterſchlafe (in den ſüdlicheren Gegenden) und verkündet das Herannahen des Frühlings. An ihrem Namensfeſte läßt ſich in Kleinrußland zum erſtenmale der Baibak und Bobak (Arctomys Bobak) hören, ſo wie am Tage des hl. Haeaſim (Erasmus, 4. März) die Saatkrähen vom Süden angezogen kommen, weshalb er auch der Krsdhenheilige heißt und an ſeinem Feſte ein Weizengebäck in Form von Krähen gebacken wird.

Der Tag der vierzig Märtyrer (9. März) theilt die großen Faſten in zwei Theile, und am Vorabende kann man in irgend einem Winkel der Hütte den Keach dieſer Spaltung hören. An dieſem Tage werden Bröchen in Form einer Lerche gebacken, in welchen, ſo wie in den Haraſim-Semmeln auch der geübteſte Ornithologe dieſe Vögel nicht erkennen würde. Indeſſen muthet man dieß den lebendigen Originalen zu, denn die Kinder ſteigen damit auf die Dächer, um dieſe Frühlingsboten damit herbeizulocken.

Am Tage der hl. Johanna (30. März) wird abermals der Backofen zu frommen Zwecken verwendet und die Andacht in Teig zur Erſcheinung gebracht. Es werden Brote von der Form einer Leiter gebacken und an Arme vertheilt, womit ausgedrückt werden ſoll, daß Almoſengeben eine Leiter in den Himmel ſei.

Der hl. Alexis (17. März) zieht die Schleußen auf. An dieſem Tage beginnt es von den Hügeln herab zu fließen und die Fiſche fangen an, ſich an die Ufer zu ziehen, was denn auch in der That meiſt der Fall iſt.

An Mariä Verkündigung (25. März) und eben ſo am erſten Oſtertage dreht ſich die Sonne am Himmel und ſchießt Strahlen von ſich. An dieſem Tage iſt es ſündhaft, ein Feuer anzublaſen und am Herde etwas zu eſſen. Kein Vogel baut an dieſem hohen Feiertage an ſeinem Neſte außer den fluchbeladenen Sperlingen, welche das Judenthum repräſentiren, ſowie hinwieder die Schwalbe das Sinnbild des Chriſtenthums iſt. Dem neſtbauenden Vogel werden auf einige Tage die Flügel gelähmt. Sogar die Hexen können an dieſem Tage nicht fliegen und müſſen ſtill zu Hauſe ſitzen.

Der hl. Antypas (11. April) iſt Dentiſt, aber ohne Geld ſtillt er die Zahnſchmerzen nicht. Man muß nämlich eine kleine Silbermünze auf den ſchmerzenden Zahn legen, dann ein Loch in ſie bohren und ſie am Bilde des Heiligen aufhängen. Das hilft zuverläſſig. Ein Inquirent ohne Gleichen iſt der hl. Iwan, der Krieger (18. April), und hat deshalb den Beinamen der Diebsrichter. Iſt man beſtohlen oder verleumdet worden, ohne daß man weiß, wer der Dieb oder Verleumder iſt, ſo darf man nur eine Meſſe für den hl. Iwan leſen laſſen und dabei denjenigen, den man als den Uebelthäter im Verdacht hat, im Namen dieſes Heiligen beſchwören, und es befällt den Schuldigen eine derartige Angſt, daß er ſofort freiwillig ſein Geſtändniß ablegt. Auf alten Bildern aus dem 17. Jahrhundert iſt dieſer Heilige in Gold- und Silberſtaff gekleidet und ſitzt ohne Kopfbedeckung, ein Schwert in der Rechten ſchwingend, auf einem weißen ſich bäumenden Roſſe. Eine Umſchrift lautet: „Singet Loblieder! Der Wunderthäter erfreut dem Gekränkten reichlich ſeinen Schaden und bewahrt die Rechtgläubigen vor jeder Noth.“

Der hl. Georg (23. April, das zweite gleiche Namensfeſt am 26. November) wird als Beſchützer der Heerden und des Ackerbaues hochverehrt. Die Bedeutung ſeines Namens im Griechiſchen mag hiezu die Veranlaſſung gegeben haben. Der St. Georgstag wird in mannichfaltiger Beziehung gefeiert. Der von ihm getödtete Lindwurm bedeutet das Heidenthum, auf deſſen Trümmern die chriſtliche Kirche ſich erhoben, wie es in der Legende heißt:

Swatl Juri anamana Christa spasitela
A Drak Satana, alaho napritela
Panna Cirkow swiatu znamena
Katera jest Krowi Christoson wykapiana

(Der hl. Georg bedeutet Chriſtus den Erlöſer, und der Drache den Satan, den böſen Feind; die Jungfrau bedeutet die heilige Kirche, welche mit Chriſti Blut losgekauft [erlöſt] iſt.)

Der hl. Georg bildet bekanntermaßen einen Theil des ruſſiſchen Staatswappens und wird auf die Münzen geprägt. Die Münzen des alten Moskau trugen nur das dieſes Heiligen, wozu ſich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts das griechiſche Wappen, der griechiſche zweiköpfige Adler, geſellte und erſt Peter I. die Attribute des Andreasordens hinzufügte. In Klein- und Großrußland wird an dieſem Feſte das Vieh mit geweihten Weidenzweigen (ſogenannten Palmen) auf die Weide getrieben, an manchen Orten wird es aber zuerſt vom Geiſtlichen nach gehaltenem Gottesdienſt, ſowie die Raufen und Krippen in den Ställen mit Weihwaſſer beſprengt, wodurch die böſen Geiſter und Hexen vom Vieh ſeien gehalten werden. Die Hirten bekommen an dieſem Tage Pirogi (Maultaſchen mit Quarkkäſe gefüllt), welche Feſtſpeiſe beim Volke ſind und überhaupt als die größte Leckerei gelten. Steht das Getreide ſchon hoch, ſo wird in vielen Gegenden Rußlands zu Ehren des hl. Georg, dem man den üppigen Stand der Saaten zuſchreibt, auf dem Felde eine Andacht gehalten und dieſes mit Weihwaſſer beſprengt.

Ueberhaupt iſt in ganz Rußland der Georgstag ein Hirten- und Volksfeſt. Ueberall werden Andachten gehalten, denen gegenſeitige Bewirthungen mit Branntwein, Eiern und Pirogi folgen. Der Frühlings-Georg (der ſtets glänzender gefeiert wird) bildet den Beginn, der Herbſt-Georg den Schluß der Feldarbeiten. Noch iſt zu bemerken, daß man vor Viehſeuchen geſichert iſt, wenn es an ſeinem Feſttage regnet. Uebrigens iſt er in der Ukraine auch der Patron der Wölfe, und wenn ſie heulen, ſo heißt es, ſie bitten ihren Herrn um die nöthige Beute. Das Volk betet daher zu ihm um Schutz gegen dieſe Viehräuber, da ſie ohne ſeine Erlaubniß kein Stück niederreißen dürfen. Bei den galiziſchen Kleinruſſen iſt der St. Georgstag ein Schülerfeſt, welches unter dem Namen Gregoriauki gefeiert wird, wobei die Bretzeln eine Hauptrolle ſpielen und die Kinder von Haus zu Haus gehen und ſingen:

Ja maty zaczek — Wylaztem na krzaczek oder Wylaztem na bania — Powiadatem kazanie; d. i. Ich kleines Schülerchen kroch auf ein Strauchelchen, oder: Ich kroch auf die Kuppel (der Kirche) und hielt eine Predigt.

An den Georgstag knüpft ſich in Rußland für das Landvolk eine ſehr traurige Erinnerung. In alter Zeit war es an dieſem Tage den Bauern geſtattet, von einem Grundherrn zum andern überzugehen. Sie hatten demnach jährlich einmal die freie Wahl ihrer Herrſchaft und waren nur auf ein Jahr zur Arbeit für den erhaltenen Grund verpflichtet. Erſt Boris Godunow hob dieſes Recht der Freizügigkeit auf und machte ſo die Bauern zu eigentlichen Leibeigenen der Herren, auf deren Beſitzungen ſie ſich gerade befanden. Die Freiheit war ihnen geraubt, der Georgstag war dahin, und ſo iſt es in Rußland zur allgemein verbreiteten, ſtehenden Redeformel geworden, um

Digitized by Google

eine Täuschung oder etwas Unerreichbares zu bezeichnen: „Da hast du einen Georgstag", oder: „Warte bis zum Georgstage."

Seines Berufs und Wirkungskreises halber gehört der auf den 3. Februar fallende hl. Märtyrer Blasius (russ. Wlasii) hieher, der selbst Kuhhirt gewesen und einst einen Wolf vermochte, das einer Wittwe geraubte Ferkel derselben gesund und frisch wieder zu bringen. Er gilt gleichfalls als ein großer Beschützer des Viehstandes und dürfte wohl wegen der Namensähnlichkeit an die Stelle des Wlas, des Gottes des Viehes bei den heidnischen Slawen, gerückt sein, dessen Standbild erst Wladimir der Große ins Wasser werfen ließ. Sein Tag wird in Rußland als Volksfest gefeiert. Das Hornvieh wird noch dem Gottesdienst mit Weihwasser besprengt, eben so die Pferde, auf denen in manchen Gegenden die Landleute reitend in die Kirche kommen. Dieser Heilige wird auf allen Bildern zu Pferde abkonterfeit, während im Hintergrunde sich Rosse auf einer grünen Wiese herumtummeln.

Bei Viehseuchen wird besonders zum hl. Blasius Zuflucht genommen (in Süddeutschland bei Halsweh) und vor Allem das Bild desselben im Stalle aufgehängt. Wenn aber dieses Verfahren sowie verschiedene Räucherungen und Zaubersprüche fruchtlos bleiben, so wird bei einer heftig wüthenden Seuche zu einem großen Weibermumgange Zuflucht genommen. Sowie dazu geschritten wird, darf sich kein männliches Wesen in den Dorfgassen erblicken lassen. Das ganze schöne Geschlecht, die Unschönen darunter mit eingeschlossen, versammelt sich auf einem bestimmten Platze. Ein junges Mädchen mit dem Bilde des ht. Blasius schreitet voran, und der Umgang um das Dorf beginnt. Auf die Bildträgerin folgen nach Alter und Rang geordnet die Mädchen und Frauen mit Kränzen, Stroh- und Heubüscheln. Dann kömmt ein altes Weib auf einem Ofenwische reitend im bloßen Hemde und mit aufgelösten Haaren, umringt von ihres Gleichen, die mit Ofengabeln bewaffnet, schreien, tanzen, sich im Kreise drehen und Brotpfannen u. dgl. aneinanderschlagen. (Die Alte stellt unzweifelhaft eine Hexe vor.) Endlich wird die nackte Alte in einen Pflug gespannt und unter Begleitung einer Horde von alten Weibern mit brennenden Kienspänen und von unhold haften Jungfrauen mit Sensen und Sicheln nach verschiedenen Räucherungen der dreimalige Umzug um das Dorf gehalten. An den Kreuzwegen werden Lufthiebe mit den Sensen geführt, gleichsam um der Seuche den Weg abzuschneiden. An jeder Hütte wird Halt gemacht, ein gewaltiges Geschrei erhoben und mit den Brotpfannen aneinandergeschlagen. Jeder Hund und jede Katze, die den Weibern in den Weg kommen, werden in der Meinung, die Seuche damit zu treffen, erschlagen. An manchen Orten wird noch ein schwarzer Hahn als Opfer auf einem angezündeten trockenen Düngerhaufen verbrannt.

In Südrußland wird in mehreren Gegenden der Viehseuche durch ein Roth- oder Wildfeuer ein Ziel gesetzt, wobei fast ganz so verfahren wird, wie in Deutschland, Schottland und Irland. Man sehe hierüber Grimms Mythologie, S. 571 ff., welcher aber von dieser Sitte bei den Slawen noch nichts weiß. Auch in Galizien finden sich Spuren davon.

Nicht nur die Heiligen, sondern auch die Propheten gelten für Beschützer des Feldbaues. Der Prophet Jeremias hat, da sein Namenstag gerade auf den 1. Mai fällt, um welche Zeit der Ackerbau recht in Gang kommt, gar sehr schwere Pflichten auf sich nehmen müssen. Wenn nämlich die Pferde beim Pflügen und bei anderen Feldarbeiten müde werden, so spannt sich, sehr herabtossend, der Prophet Jeremias selbst vor, und sofort geht die Arbeit wieder leicht von Statten. Er heißt deshalb Jeremios der Einspannee. Gelegentlich kommen wir noch auf die von manchen anderen Propheten freiwillig und auf höhere Ordre übernommenen Leistungen und Pflichten zurück. Jetzt wollen wir chronologisch weiter fortfahren.

Die hl. Marco (Mauro, 13. Mai) heißt die Kraut- und Kohlpflanzerin, weil man an ihrem Feste das Kraut und den Kohl pflanzt. Viele nennen sie auch die Milchmarro, weil um ihre Zeit die Milch am fettesten ist, natürlich mehr durch den Einfluß der Heiligen, als in Folge des üppigen Graswuchses. An ihrem Feste kochen sich die Hirten ihr zu Ehren und sich zu Gefallen Buchweizen-(Heidegrütze)Brei mit Milch.

Wie kommen nun zum heil. Nikolai (auch Mikolai), dem Schutzpatron des Zarenreiches, der in Rußland mehr verehrt wird, als irgend ein Heiliger und der in dem großen Reiche eine Anzahl von Kirchen und Kapellen besitzt. Außerdem gibt es nicht eine Hütte, so weit Russen wohnen, in der nicht sein Bild hinge. Bei allen Unfällen im Leben wendet sich der Russe mit inbrünstigem Gebet an den Wunderthäter Nikolai, den besten Vermittler zwischen Gott und den Menschen, dessen Bild der Russe beim Eintreten in eine Kirche stets ehe als das des Heilands sucht, vor dem geweihte Kerzen in Masse aufgestellt sind und vor dem er sich andetend zur Erde wirft. Der Russe begibt sich gänzlich unter seinen Schutz und Schirm und zittert vor seinem Zorn. Bettler und besonders Blinde bitten in seinem Namen um eine milde Gabe, die ihnen dann Niemand abschlägt. Das Fest des heil. Nikolai wird zweimal gefeiert, nämlich am 9. Mai und am 6. Dezember. An diesen Tagen müssen besonders die Pferde vor der Gewalt des Bösen bewahrt werden. Die Seeleute und Schiffer haben einen Meer- und Wasser-Nikolai, der bei Gefahr des Schiffbruches auf dem Meere und auf großen Flüssen angerufen wird, wobei man bei Stürmen sein Bild auf dem Verdeck herumträgt, statt wacker zuzugreifen. Der Metropolit Jefem (Ephraim) setzte Ende des 11. Jahrhunderts fest, daß der 9. Mai zu Ehren des heil. Nikolai gefeiert werde (bei den römischen Katholiken geschieht dieß nur am 6. December), weil an diesem Tage die Gebeine desselben aus Lycien in die Stadt Bari gebracht wurden.

Selbst wenig bedeutsame Thiere, sowie Pflanzen, ja sogar Insekten haben bei den Russen ihre Heiligen. Am Tage der heil. Glyceria (13. Mai) und wenigstens um diese Zeit kommen die Mücken zum Vorscheln; deshalb ist sie die Mückenheilige. Der heilige Isidor (14. Mai) dagegen muß für die Gurken, die sieben heiligen Jungfrauen müssen für den Hanf sorgen, der heil. Mikita (Nicetas) bewahret die Gänse insbesondere und das Hausgeflügel überhaupt vor den Raubvögeln, so daß man sie ganz ruhig ganz kleinen Jungen zur Hütung übergibt. Die heil. Märtyrerin Theodosia heißt die Aehrenheilige, weil an diesem Tage (24. Mai) die Aehren bereits gefüllt sind, wobei sie natürlich auch zu thun hat. Die heil. Märtyrerin Akilina (13. Juni) steht dem Buchweizen vor, weil er im südlichern Rußland um diese Zeit blüht und unzähligen Bienenschwärmen Nahrung liefert. Man reißt einige Büschel dieser Feldfrucht aus und steckt sie an das Bild der Heiligen. Kurz, der Russe weiß alle seine Geschäfte auf dem Felde und bei der Heerde unter die zahlreiche Schaar seiner Heiligen so zu vertheilen, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt, falls die Heiligen nur ihre Schuldigkeit thun, wozu sie durch die Gebete, das Nichtsthun und das Branntweintrinken an ihren Festen eigentlich verpflichtet sind. Gedeihen dann Feldfrüchte und Vieh nicht, so ist das nur ihre Schuld. Wie werden übrigens später noch auf ein paar Heilige stoßen, die der russische Bauer bei der Landwirthschaft angestellt hat.

Die Heiligen Boris und Gleb (24. Juni) heißen die Schrecklichen, weil sie, wenn es Jemand wagt an diesem Tage zu ackern, zur Strafe durch einen fürchterlichen Sturm das auf den Wiesen aufgeschoberte Heu aus einander werfen und zerstreuen und das Getreide durch Blitze in Brand stecken. Wer das Fest aber durch Enthaltung von aller Arbeit gewissenhaft feiert, dem geht Alles flink von der Hand. Obwohl der russische Bauer solche Pflichten sehr gewissenhaft erfüllt, so be-

Digitized by Google

merkt man doch nicht viel von den erſprießlichen Folgen, die dafür in Ausſicht geſtellt ſind.

Der Apoſtel Peter (29. Juni) heißt auch der Fiſcher, und ſeine irdiſchen Collegen richten daher ihre Bitten an ihn, wenn ſie ihre Netze auswerfen aber wenn ein Sturm ſie auf dem Waſſer überraſcht, ſowie ſie ihm denn auch für einen glücklichen Fang und für Rettung aus Waſſersgefahren ihren Dank darbringen, der gewöhnlich in einer großen Wachskerze beſteht. Nach der Behauptung des Volkes bildet die Sonne beim Aufgange am Peter- und Paulstage vielfache Regenbogen.

Am Tage der heiligen Muller Golles van Kaſan (1. Juli) muß man die Würmer aufſuchen und vertilgen, denn ſie ſammeln ſich an dieſem Tage alle an einem Orte. Dieſe verrichtet alſo ihr Geſchäft nur halb, indem ſie das Aufſuchen und das Tödten Anderen überläßt, ſtatt es ſelbſt zu beſorgen.

Das Namensfeſt des heil. Prakay (8. Juli) iſt zugleich das Feſt der beginnenden Ernte; die Landleute braten an dieſem Tage ganze Lämmer und bitten den Heiligen, ihre Ernte zu ſegnen.

Der Prophet Elias (20. Juli) heißt der Donnerer und iſt eine wichtige Perſon, offenbar der Vertreter des heidniſchen Perun. Blitz und Donner, Regen und Ueberſchwemmung, Dürre und wohlthätiger Thau hängen von ſeinem Willen ab, denn ſchon ein altes Kirchenlied ſagt: „Das Wort Eliä zieht den Regen vom Himmel herab.“ Wenn es lange nicht regnet, ſo ſtellt man ein Gefäß mit etwas Roggen und Hader vor die Thüre und richtet zugleich Gebete an den Propheten, den Regen herabzuſenden. In Kleinrußland ſowie in Galizien herrſcht der Glaube, daß bei Gewittern Elias auf einem Feuerwagen durch die Lüfte ſchwebe und den Teufel mit glühenden Pfeilen verfolge. Wer ſich beim Donner nicht bekreuzt, in den fährt der Böſe (wahrſcheinlich, indem er ihn nur als einen ſichern Zufluchtsort betrachtet). Der Blitz dringt in die Tiefe der Erde und bleibt dort drei Jahre, nach welcher Friſt man ihn als Feuerſtein findet. (Iſt wohl die unvollſtändige Ueberlieferung von den allenthalben beim Volke bekannten Donnerkeilen, welche aber fünf und ſieben Jahre unter der Erde bleiben und jedes Jahr heraufſteigen, bis ſie an die Oberfläche gelangen.) Bei Krankheiten aller Art trinkt man von dem Waſſer, in welchem ein ſolcher Stein gelegen. Hiebei möge gelegentlich bemerkt werden, daß, wer zum erſtenmale donnern hört und ſich mit Waſſer wäſcht, in welchem ein Silberſtück gelegen, davon eine weiße Haut bekommt. Die Weißruſſen betrachten den Eliastag als den Anfang des Herbſtes, und es heißt bei ihnen: „Am Eliastag iſt bis Mittag Sommer und Nachmittag Herbſt.“ Wenn es an dieſem Tage regnet, ſo hat man das ganze Jahr hindurch keine Feuersbrünſte zu befürchten. Dem Propheten Elias opfert man nicht ſelten einen Stier, zu deſſen Ankauf mehrere Gemeinden beiſteuern und ihn dann gemeinſchaftlich verzehren. Da hat man einmal ſich in Fleiſch ſatt gegeſſen und zugleich ein nützliches und frommes Werk gethan!

Der heil. Panteleman oder Pantaleon (27. Juli) heißt der Erntehellige, indem an ſeinem Feſte Getreidebüſchel in die Kirche gebracht und geweiht werden, welche dann als Heilmittel dienen.

Der Erzdiakonus Sirphan (2. Aug.) verleiht den Pferden Kraft und Schönheit; deshalb ſind ihm Heu und Hader geweiht. Zur Zeit des griechiſchen Kaiſerreiches wurde er beſonders von den Kriegern zu Konſtantinopel verehrt.

Am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers (29. Aug.) darf man keinen Schtſchi (Kohlſuppe) kochen, weil der Kohlkopf an das ihm abgeſchlagene Haupt erinnert. Der heil. Sergei (Sergius, 25. Sept.) beſchützt die Hühner, und man wendet ſich an ihn, wenn man ihnen Eier zum Brüten unterlegt.

Die Mutter Gottes vom 1. Oktober iſt den Heirathen günſtig; die Mädchen bitten ſie deshalb um einen Bräutigam. Wenn ſie einen luſtigen Mann haben wollen, ſo müſſen ſie an dieſem Tage auch recht luſtig ſein.

Der Freitag war bei den alten Slawen zu verſchiedenen wichtigen Angelegenheiten, als Zahlterminen und Verſammlungen, beſtimmt. Landleute und Krämer kommen von Stadt und Land zuſammen, um gegenſeitig ihre Waaren und Produkte zu verkaufen und zu vertauſchen. Der Freitag erhielt dadurch eine ſolche Wichtigkeit, daß ihn das Volk ohne Weiteres kanoniſirte und dieſen heilig geſprochenen Freitag auf den 28. Okt. als den Tag der heil. Paraskewa verlegte und feierte. Man ſchreibt ihm einen großen Einfluß aufs Vieh zu, und es gilt als eine große Sünde, an dieſem Tage mit dem Vieh zu arbeiten. Wegen gewiſſen an beſtimmten Tagen vorkommenden Geſchäften gelten dieſe Tage für mehr und weniger glücklich. So darf man am Montag ja keine Reiſe antreten und überhaupt etwas beginnen. Man ſchreibt dieß dem Umſtande zu, daß bei den baltiſchen heidniſchen Slawen die Fürſten in den heiligen Hainen Gericht hielten und die Schuldigen ſogleich ſtrafen ließen, und daß nach Annahme des Chriſtenthums das Volk, das ſich dem Zwang des jahrtäglichen Kirchenbeſuches nicht fügte, am Montag dafür geſtraft wurde. Da brachte denn der Montag freilich kein Glück.

Am Feſte der heil. Paraskewa wird das Bild dieſer Heiligen mit Bändern, Blumen und wohlriechenden Kräutern geſchmückt, und das Volk drängt ſich, um ſich durch Berührung deſſelben vor Krankheiten zu bewahren. Die Blumen und Kräuter werden in der Kirche aufbewahrt, und ein Dekokt davon gilt als unfehlbares Mittel bei gefährlichen Krankheiten. Dieſe Heilige, deren Name für den heiligen Freitag als Synonym gebraucht wird (im Ruſſiſchen iſt nämlich pjatniza, der Freitag, weiblichen Geſchlechts) nimmt auch die Ehen unter ihren Schutz, und darum werden an ihrem Namensfeſte ländliche Bälle abgehalten, bei welchen die jungen Paare Reigentänze ausführen. Auf denſelben Tag fällt auch das Feſt Simon und Juda, und die römiſch-katholiſchen Polen halten ein Mahl für die Ruhe der Verſtorbenen.

Die Märtyrerin Anaſtaſia (29. Okt.) beſchirmt die Schafe und iſt ſelbſt im Stande, ein Schaf dem Rachen des Wolfes zu entreißen, indem es genügt, ihr Bild an einen Baum zu befeſtigen, um die unter oder nicht weit von demſelben weidenden Schafe vor dieſem Ränder zu ſchützen.

Die Zwillingsheiligen Koſmas und Damian (1. Nov.) heilen alle Krankheiten durch ihr Bild und zwar, wie ſie es in ihrem Leben gethan, ohne die geringſte Belohnung zu fordern, eine Uneigennützigkeit, welche bei ſehr vielen Heiligen nicht zu finden iſt. Sie ſind außerdem ebenfalls Beſchützer der Ehe und werden deshalb von den Bauermädchen in ſehr luſtiger Weiſe gefeiert. Schon mehrere Tage vorher erbitten ſich dieſe von ihren Eltern und Verwandten Mehl, Eier, Butter, Bier u. ſ. w., was man ihnen nicht freiwillig gibt, das nehmen ſie ſich insgeheim, und manche Speiſekammer wird geleert, mancher Hühnerhof decimirt, um mit Schmauſen, Tanz und Geſang die Zwillingsheiligen zu ehren, wobei ſich die jungen Burſche als Bären, Teufel u. ſ. w. maskiren.

Im ſüdweſtlichen Rußland faſten die Junggeſellen einen Tag vor dem Feſte der Märtyrerin Katharina (24. Nov.) um ſie, die Frauenſpenderin, günſtig zu ſtimmen, wogegen der heil. Andreas (wie in Deutſchland) ſich damit befaßt, Männer zu verſchaffen. Wenn ein Mädchen erfahren will, wen ſie zum Manne erhält, ſo braucht ſie nur neun Vaterunſer ſtehend, neun kniend und neun ſitzend zu beten und dann etwas Leinſamen unter Herſagung des Sprüchleins zu ſäen: „Sw Andrekt ja na tobe len ſija, daj mene uznati s kim budu obiratí“, d. h. „heil. Andreas, ich ſäe dir Lein, laß mich wiſſen, mit wem ich ihn einſammeln werde.“ Hierauf muß ſie beim

Digitized by Google

Schlafengehen noch ein Stück Brod rechts unter den Polster zu legen und dann ſieht ſie im Traume ihren Zukünftigen.

Der heil. Waſſili (Baſilius) hat die Schweine unter ſeiner beſondern Obhut, und die Schweinehirten verehren ihn daher ganz beſonders.

Der Prophet Nahum gilt als Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Der ruſſiſche Bauer ſchickt, wenn er es überhaupt thut, ſeinen Sohn am liebſten am 1. Dec. als am Namensfeſte des Propheten das erſtemal in die Schule, wenn nämlich eine da iſt, und bittet den Propheten um die Entwicklung von deſſen Fähigkeiten. Unbedingt hat Nahum wenigſtens zu thun, als der heil. Waſſili.

Der heil. Spiridion (12. Dec.) heißt der Sonnendreher, weil er die Sonne ſo dreht, daß der harte Winter beginnt.

Sabbatius und Saſius ſind die Bienenheiligen, und ihnen werden die erſten Honigwaben dargebracht.

Selbſt der König David, der von den Ruſſen bei ihrer religiöſen Richtung hoch verehrt wird und deſſen Pſalmen ein Gemeingut des Volkes auch in den unterſten Schichten des Volkes geworden ſind, hat ſeine beſtimmten Obliegenheiten, die übrigens ſeinem Dichterberufe entſprechen. Er heißt der Saitenbrauſiger und Thierbändiger und ſpielt ganz die Rolle des griechiſchen Orpheus. Bei anhaltendem Gähnen und Schluchzen iſt die Erinnerung an ihn ein probates Mittel dagegen.

Schließlich ſollen noch einige Heilige erwähnt werden, die bei gewiſſen beſtimmten Gelegenheiten angerufen werden. So wendet man ſich bei Feuersbrünſten auch noch an den heil. Nikita (Nikolas), an den heil. Charlampius, um vor einem plötzlichen Tode bewahrt zu werden, an Maelinian, um ſeine Leidenſchaften zu zügeln, an die Märtyrerin Photinia, um vom Wechſelfieber geheilt zu werden, an den Märtyrer Theodor, um geſtohlene Sachen wieder zu erlangen, an Ipatius (Hypatius) und Raman, um fruchtbar zu werden, an die Mutter Gottes zu Theodoſow, um leicht zu gebären, an die heiligen Moſes und Boniface, um von Trunkſucht befreit zu werden. Johannes der Täufer heilt auch Kopfſchmerzen, der heil. Gneius vermehrt die Liebe des Mannes, und die heil. Evangeliſten erhalten die häusliche Eintracht u. ſ. w. Kurz, es gibt nicht leicht ein Verhältniß im Leben des ruſſiſchen Bauern, kaum eine bei ihm vorkommende Verrichtung und einen ihm angehörigen wichtigen Gegenſtand, womit nicht ein Heiliger zu thun und ſchützend und helfend einzutreten hätte. Er hat ſo viele Helfer, daß er ſich ſelbſt nicht viel hilft, und der Spruch „Hilf dir ſelbſt, ſo wird Gott die helfen“ hat bei ihm wenig Geltung. In mehreren dieſer hülfreichen oder auch ſtrafenden Schutzpatrone laſſen ſich leicht die Stellvertreter der altſlawiſchen Götter erkennen, andere gehören aber ganz den chriſtlichen Sagenkreiſen an. Hierauf näher einzugehen, iſt hier nicht der Ort.

Aus allen Erdtheilen.

Der Nachlaß Moritz von Beurmanns. Der unermüdliche Dr. H. Barth in Berlin hat ſo eben den fünften Bericht der Karl Ritter-Stiftung veröffentlicht. Leider erſehen wir daraus, daß wenig Ausſicht vorhanden iſt, den Nachlaß des im Dienſte der Wiſſenſchaft in Centralafrika umgekommenen deutſchen Reiſenden Moritz von Beurmann (Globus V, S. 120) zu erlangen. Der engliſche Generalconſul in Tripoli, Oberſt Herman, iſt nämlich von ſeinem Poſten abberufen worden, wodurch die ziemlich ſichere Ausſicht, den Nachlaß zu erlangen, vereitelt wurde. Der Herrſcher von Bornu hatte nämlich Herman angezeigt, daß Alles ausgeliefert werden ſolle, was der unglückliche Reiſende bei Antritt ſeiner Reiſe nach Wadai über Kanem in jenem Lande zurückgelaſſen habe. Eine ſpätere Meldung des engliſchen Vicecanſuls in Benghazi benachrichtigte die Karl Ritter-Stiftung aber, daß Beurmanns Habſeligkeiten von dem Kaufmann, dem ſie in Bornu überliefert waren, angeblich in Zuila, zurückgehalten würden, und daß es faſt unmöglich ſei, ihre Auslieferung zu erlangen. Zuila bildet aber einen Theil der türkiſchen Provinz Fezzan; man wandte ſich durch den türkiſchen Geſandten in Berlin an die Pforte, welche auch Schritte in dieſer Beziehung gethan hat, die aber bisher ohne Erfolg blieben. Es würde jedenfalls die mit dem Leben bezahlten Bemühungen des kühnen Reiſenden krönen, wenn wir die Reſultate ſeiner Arbeiten vollſtändiger, als es bisher der Fall war, beſitzen würden. Ueber ſeinen Marſch von Murzuk nach Bornu, der auch von europäiſchen Reiſenden bisher noch nicht beſuchte Oertlichkeiten berührte, und über ſeine Reiſe von Bornu nach Yakoba wiſſen wir bis jetzt ſo gut wie gar nichts.

Tod des Dr. Hugh Falconer. Einer der bedeutendſten Kenner Indiens, Dr. H. Falconer, ſtarb am 31. Januar 1865 zu London im Alter von erſt 55 Jahren. 20 Jahre ſeines thatenreichen Lebens hatte er im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie zugebracht und dieſelben dazu verwandt, Indien in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung nach allen Seiten hin zu durchforſchen. Namentlich auf dem Gebiete der Verſteinerungskunde und Botanik hat er ſich große Verdienſte erworben; ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe wurden von Allen, die ihn kannten, geradezu angeſtaunt. Geboren war Falconer zu Forres in Nordſchottland; ſeine Studien vollendete er auf den Univerſitäten von Aberdeen und Edinburg. Im Jahre 1830 ging er nach Indien, wo er zuerſt dem botaniſchen Garten in Saharunpore, dann jenem in Calcutta vorſtand. Er war es, der die Kultur der Theeſtaude in Aſſam einführte, und auf ſeine Anregung hin wurde nach vielen mißglückten Verſuchen die Chinarinde in Indien gepflanzt. Nicht minder groß als um die Botanik ſind ſeine Verdienſte um die Paläontologie, und von ſeinen bedeutenden Ausgrabungen in den Siwalikbergen zeugen die großen Knochenſammlungen, die im britiſchen Muſeum aufgeſtellt ſind. Vor etwa 10 Jahren kehrte er aus Indien heim; aber das Klima hatte ſeine Geſundheit untergraben, und er ſtarb eines zu frühen Todes im beſten Mannesalter.

Die Wälder in Algerien. Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand wird der Allgemeinen Zeitung aus Buſarik Folgendes berichtet: — Man hat gefragt, ob es in Algerien Wälder gebe. Die, welche wiſſen, daß es gute und ſchlechte Holzarten gibt und unter dem Hauptprodukt eines Waldes das Brennholz verſtehen, ſagen Ja. Die, welche den Namen eines Waldes für eine mehr oder minder ausgedehnte Bodenfläche zur Gewinnung von Bauholz in Anſpruch nehmen, antworten Nein. Ich laſſe in Uebereinſtimmung mit unſerer Forſtverwaltung beide Definitionen gelten und ſage, daß es in Algerien zahlreiche Wälder gibt. Laut einer Tabelle von 1855 enthält die Provinz Algerien 890,000 Hektaren Waldland. In den großen Ebenen der Seeküſte, an den Ufern der Gewäſſer findet ſich in der Form des Hochwalds und in üppiger Fülle der Johannisbrodbaum (caroubier), die Pappel, die Zitterespe (tremble), die Weide, die Tamariske, die Ulme, die Eſche, die Sykomore, zuweilen auch die grüne Eiche (chêne vert) und der wilde Oelbaum. Die Waldungen in mäßiger Höhe über der Meeresfläche zeigen den Johannisbrodbaum, die Korkeiche, den wilden Oelbaum, oft auch die grüne Eiche, die Seefichte von Aleppo, den Mirtenkaulier (Lotusbaum), den Sumach Thézéra (Rhus pentaphylla), den Cedernwachholder (genevrier oxycèdre) und den

Digitized by Google

phönicischen Wachholdee, und als Unechtholz den Schwarzdorn (aerprun), den Mastix, den Erdbeerbaum (arbousier), den Cistus, die Myrte, den Stachelginster (genêt épineux), das Haideskraut (bruyères arborescentes), die Zwergpalme.

In den großen Gebirgswaldungen herrscht die Korkeiche, die grüne Eiche, Speiseiche (chêne ballotta), die Aleppo-Pinie, die Ceder und besondees eine Eichenart, im Buchs unseree weißen Eiche, im Blatt dem Castanienbaum ähnlich, dahee auch Castanieneiche genannt, jedoch sehr veeschieden von dem gleichnamigen amerikanischen Baum (quercus prinus); man hat sie seitdem nach ihrem arabischen Namen Seen oder Sahan, oder, nach dem Officier, dee sie entdeckt aber zuerst eewähnt hat, quercus Mirbecki genannt. Diese Baum scheint riesige Dimensionen zu erreichen, jedoch mehr im Umfang als in der Höhe, eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit der Baumvegetation Algeriens. Hr. Moll hat auf seiner Reise im Jahr 1842 eine große Zahl dieser Bäume im Wald von Edough gemessen und einen Umfang von 4 bis 5 Metern, einen Meter über dem Boden, gefunden.

Die Provinz Constantine hat nach den letzten statistischen Tabellen der Forstverwaltung 765,973 Hektaren Wald. Für die Provinz Oran hat dee Inspektor dee Forste, Hr. v. Cyérier, in seiner wichtigen, im Moniteur, Novembee 1856 und März 1857, veröffentlichten Arbeit ein Waldgebiet von 444,580 Hektaren angegeben, so daß sich also das gesammte Forstgebiet Algeriens auf 2,100,553 Hektaeen beläuft.

Handel mit Straußfedeen in der Capstadt. Die Ausfuhr dieses Luxusartikels hat in den letzten Jahren, unterstützt von dee Mode, ungeheure Dimensionen angenommen. Trotzdem, daß derselbe auch aus anderen Theilen Afrika's, wo der Strauß noch heerdenweise voekommt, wie z. B. aus Aegypten, Marokka und Algerien, exportirt wird, beträgt der Werth des jährlich vom Caplande ausgeführten Straußfedern über 60,000 Pfd. Sterling. In den letzten vier Jahren (1860 bis 1864) sind die Preise derselben um 300 Procent gestiegen. Dieselben betrugen zu Anfang 1864: Erste Sorte weiße Straußfedern pr. Pfd. = 27 Lstr., zweite Sorte 23 Lstr., dritte Sorte 16 bis 18 Lste. Die grauen Federn stehen schon niedrigee im Preise, man zahlt für ein Pfund nur 7 Lstr., während die schwarzen Schwanzfedern nur ein bis 3½ Lstr. gelten.

London und Paris sind die Hauptmärkte für diesen Artikel, welcher vielfach mit den Federn des südamerikanischen Geiers gefälscht wird. Die Federn des zum Storchengeschlechte gehörigen indischen Marabu, welche früher viel getragen und theuee bezahlt wurden, sind jetzt durch die graciösceen Straußfedern völlig verdrängt worden und aus dee Mode gekommen. (Vergl. Globus VII, 287.)

Die Saedellenfischerei im Mittelmeer. Professor L. K. Schmaeda macht in einem höchst interessanten Aufsatze der „Oesterreichischen Revue" (1864, Bd. 6) auf die Abnahme der maritimen Produktion im Mittelmeere aufmerksam und erörtert, wie derselben wiedee aufgeholfen werden könne. Für ihn ist der österreichische Standpunkt maßgebend, und ee beschäftigt sich daher namentlich mit den Erzeugnissen des Adriatischen Meeees. Er sagt: „Daß an unseren Küsten eine Veemindeeung der Seelhieee eingetreten ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn sie auch nicht solche Ausdehnung angenommen hat, wie bei den Süßwasseefischen. Der Schrei der Consumenten nach Nahrungsmitteln und des Fischers nach Verdienst lassen sich nicht längee überhören. Nur Venedig wird noch einigermaßen genügend mit Fischen versorgt um fast unveränderte Preise; an allen anderen Orten der Küste ist der Fisch theuer geworden, und trotz den steigenden Fischpreisen decken die Fischer oft nicht mehr ihre Kosten. Leider besitzen wir keine statistischen Angaben über die Höhe und Art der Abnahme; nur in Pirano wae ich im Stande, mir für ein Jahrzehnt annähernde Zahlen zu verschaffen. Dort wae das Ergebniß der Saedellenfischerei:

1852	= 3500 Centner.
1855	= 3000 „
1856	= 2000 „
1861	= 1000 „

Der Fang dee Saedani (Anschovis) eehielt sich fast unveränderet. Die Sardellenfischerei unterliegt auch an anderen Orten Schwankungen, und Risso machte die Beobachtung, daß bei Nizza erst jedes fünfte Jahe ein gutes Sardellenjahr sei. Diejenigen Orte der österreichischen Küste, welche alle vier bis fünf Jahre eine reiche Sardellenfischerei haben, schätzen sich glücklich; an mehreren Punkten haben die Sardellen seit 7 bis 14 Jahren gefehlt. Aehnliches gilt vom Makrelenfang. Die venetianische Regierung hatte schon manche Uebelstände eingesehen und ihnen durch Gesetze abzuhelfen gesucht. Die Gesetze bedürfen aber einer zeitgemäßen Revision um so mehr, als in spälerer Zeit Gesetze und Verordnungen erschienen sind, welche früheren Verfügungen nicht entsprechen, ohne daß diese wirklich aufgehoben wären."

Statistik von Neu-Süd-Wales. Dee jährliche statistische Ausweis über diese älteste australische Colonie ist jetzt ausgegeben worden. Nach demselben betrug die Einwohnerzahl zu Ende des Jahres 1863: 378,934, was nur eine Vermehrung von 11,439 Seelen während dieses Jahres anzeigt. Ende Juni 1864 tegab eine Zählung 385,893 Seelen, daeunter 213,290 Männee und 172,603 Frauen, woraus hervorgeht, wie sehr es noch an letzteren in Neu-Süd-Wales fehlt. Ausfuhr und Einfuhr stellten sich günstig. Erstere ereichte einen Weeth von 6,936,839 Pfund Sterling, letztere betrug 8,319,576 Pfund. Hierin ist abee der bedeutende Ueberlandhandel nicht mit eingegriffen. Die Hälfte der Einfuhren kam aus England und der größere Theil der zweiten Hälfte aus anderen Colonien. Von den Ausfuhren gingen für 2,287,000 Pfund Sterling Wolle nach England. Gold ging, meist gemünzt, für 2,361,949 Pfund außee Landes, zumeist nach Indien. Weizen wurde 808,919 Bushels geerntet; Mais nicht weniger als 2,925,950 Bushels. Die Menge des 1863 in Privatbesitz befindlichen Landes betrug 7,310,343 Acee, von denen aber nur 308,260 kultivirt wurden. Die Zahl der Schafe betrug im März 1864: 7,790,969; Rindvieh hatte sich vermindert; man zählte nur 2,032,522 Stück. Die britische Regieeung zahlte für Militär und Flotte, die in Neu-Süd-Wales stationirt sind, 46,554 Pfund, die Colonie selbst für Kirchen 32,372 Pfund und für Schulen 92,489 Pfund. Letztere wurden von 46,810 Kindern besucht und zwae von 4600 mehe als im Jahee 1862.

Ein Giftstrauch Australiens, dee, wie jetzt die Blätter aus Neu-Süd-Wales melden, viel Unheil anrichtet, ist das Gastrolobium grandiflorum; er wird vier Fuß hoch und hat eine hellrothe Schmetterlingsblüthe. Zuerst fand man diesen Strauch in Arnheims Land. In den nördlichen Gegenden, wo jetzt Colonien angelegt werden und der Schafzucht eine große Zukunft bevoesteht, wird er abee dem Vieh sehr gefährlich. So verloren zwei Farmer, Deolin und Simpson, binnen kurzer Zeit 2200 Stück Schafe, die von dem Strauch gefressen hatten.

Ungeziefer auf Cypern. Dr. Theodor Katschy erzählt in dem türzlich eschienenen Werke: „Die Insel Cypeen von Dr. F. Unger und Dr Th. Kotschy (Wien 1865)", wie sehe er dort von dee Unreinlichkeit bee Menschen und dem zahllosen Ungeziefer zu leiden hatte. Man wurde damit behaftet, wenn man auch nue von fern mit den Eingebornen in Berühreung kam. Hiee stehen jene kleinen dunklen Insekten obenan, die sich durch alle Hüllen bis auf die Haut des Menschen drängen, und ihm jeden Genuß, jede Ruhe vergällen, von deeen blutsaugenden Rüsseln er sich veegebens zu befreien sucht, bevor er das Eiland nicht verlassen hat. Durch vielfältige traurige Erfahrungen veranlaßt, halte der Reisende, sobald er in einee Bauernhütte sein Lagee aufschlug, sich stets nach dem Zustande der Reinlichkeit derselben eekundigt, aber dabei nicht selten die Antwort erhalten: „Fürchtet euch nicht, wir haben eben ausgeflohl!"

Wie unangenehm der Bevölkerung selbst endlich diese Peinigee werden, gehl daraus hervor, daß man im Sommer, wo die Zahl, sowie die Blutgiee derselben den höchsten Grad erreicht, häufig sein Bett auf dem Dache des Hauses, auch wohl zwischen den Aesten eines Baumes heerichtet. Aber wie mit den Heuschrecken, welche jährlich die ganze Insel verwüsten, so geht es auch mit diesen Thierchen; man kann ihrer nicht Meistee werden und greift in der Veezweiflung ehee zu den abenteuerlichsten Rettungsmitteln als zu den vermeintlich natürlichen. Auch in diesen Fällen werden endlich die Heiligen des Himmels aufgefordert, sich ins Mittel zu legen und dem Ungemache abzuhelfen. So sah Kotschy zu seinem großen Eestaunen einmal in der Nähe einer Stadt auf seelee Straße

Digitized by Google

ein Feuer auflodern und einen Knaben fortwährend darüber hin- und herspringen, der dabei folgendes Liedchen sang:

Flöhe, Flöhe flieht davon,
Tod sei aller Wanzen Lohn,
Denn Johannes nahet schon!

Ekancialeben am la Plata. Ein Engländer schreibt darüber in seine Heimat: „Da das Frühjahr nahe vor der Thüre steht, so habe ich alle meine Peones zum Anpflanzen von Pfirsichbäumen ausgeschickt, von denen schon 3000 Stück auf meiner Farm wachsen. Außerdem wird der Garten nicht vernachlässigt; ich habe Reben zu beiden Seiten des Weges angepflanzt, der nach meinem Hause führt, so daß in einigen Jahren dadurch ein schattiger Laubgang entstehen wird. Die Blumenbeete haben ein lachendes Ansehen, Jonquillen, Hyacinthen, Veilchen, Stiefmütterchen und Goldlack, denen später Fuchsias folgen, sind angepflanzt. Baumwolle und Melonen kommen aber wegen des wechselnden Klimas nicht besonders fort. Unser Küchengarten ist wohl versehen, Erbsen, Bohnen, Sellerie, Möhren, Rüben und Zwiebeln versprechen eine gute Ernte, besonders wenn das Klima feucht und warm bleibt. Es thut dies um so mehr Noth, weil wir in den letzten zwei Jahren schlechtes Wetter hatten. Dies milde Klima hat mich auch veranlaßt, Erdbeeren, Stachelbeeren, Aprikosen, Pflaumen, Aepfel- und Birnbäume zu pflanzen. Die Gewächse wurden aus England dazu herübergeschickt.

Das Einbrennen der Marken auf die Lämmer ist ganz gut vorübergegangen. Freilich habe ich viele Thiere durch einen Schneesturm verloren und ein hartes Frost, welcher darauf folgte, ist auch nicht ohne Wirkungen vorübergegangen, aber im Allgemeinen sind die Aussichten gut. Am meisten Unheil haben die Frösche in den Obstbaumpflanzungen angerichtet; so sind die Anlagen, welche ich an einer und derselben Stelle fünf Jahre hinter einander pflanzte, stets wieder eingegangen. Wenn der Frost nicht wirkte, so thaten Würmer und Ameisen das Übrige. Die Pferde sind im besten Stand; vom Hornvieh läßt sich nicht dasselbe sagen. Wir haben lange kein Rindfleisch gegessen und uns mit jungen Hühnern und Puten beholfen. —"

Die deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien feierte am 26. Dec. das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Ihr Hauptzweck ist die Unterstützung armer deutscher Einwanderer durch Aerzte; bedürftige Landsleute wurden auch mit Advokaten in vorkommenden Fällen versehen und die deutschen Schulen und Bibliotheken vermehrt. Ausgegeben wurden in 100 Jahren:

für	Armenpflege	50,948 Dollars.
„	Krankenpflege	2,500 „
„	die Agentur	6,800 „
„	Schulen	7,500 „
„	Bibliotheken	16,000 „
	Zusammen:	83,748 Dollars.

Den Einwanderern ward Arbeit verschafft und, wenn nöthig, Correspondenz für sie geführt. Die jährlichen Einnahmen, welche in den ersten Jahren nur 200 bis 300 Dollars betrugen, sind jetzt auf 4000 Dollars per Jahr angewachsen und die Mitgliederzahl, die bei der Gründung 61 betrug, ist auf 570 gestiegen. Der Gründer der Gesellschaft, welche ihren Sitz in Philadelphia hat, hieß Ludwig Kappele.

Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865. Nach der officiellen Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen von Dr. W. Koch hatte am 1. Januar 1865 das Bahnnetz der 64 zum Verband gehörigen Verwaltungen eine Gesammtlänge von 2641,$_{94}$ Meilen, wovon 852,$_{25}$ Meilen Staatsbahnen, 188,$_{42}$ Privatbahnen unter Staatsverwaltung und 1600,$_{28}$ Meilen reine Privatbahnen waren. Auf deutschem Bundesgebiete liegen und gehören nicht zum allgemeinen Verband 35,$_{97}$ Meilen Bahnen (meist Kohlenbahnen), so daß das gesammte deutsche Bahnnetz zu Anfang 1865: 2677 Meilen zählte. Der Zuwachs an neuen Bahnen betrug im verflossenen Jahre nur 58½ Meilen, er wird aber 1865 weit bedeutender ausfallen.

---

v. H. Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. Der in Wien neu gegründete Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich hielt am 16. Dezember 1864 seine erste Generalversammlung. Unter den 261 Mitgliedern, welche bis jetzt den Verein bilden, zählen viele hervorragende wissenschaftliche Persönlichkeiten, von welchen wir in geographischer Richtung Herrn Dr. Anton von Ruthner, den ersten Alpenkenner und Bergersteiger des Kaiserstaates, und den Schulrath Herrn Becker nennen, der zugleich Vicepräsident des Vereins ist und sich durch sein schönes Werk über den Oetscher um die Landeskunde Nieder-Oesterreichs sehr verdient gemacht hat. Den Geoplastiker Franz Heil, den Präsidenten der wiener geographischen Gesellschaft Herrn Franz Ritter von Hauslab sowie den Geologen Bergrath Franz Foetterle zählt der Verein, dessen Präsident Freiherr v. Pratobevera ist, gleichfalls zu Mitgliedern. Der Zweck desselben ist, das schöne Kronland Nieder-Oesterreich in jeder Beziehung zu durchforschen und auf diese Weise das Material zu einer großen Topographie zu gewinnen, in welcher, an die Oertlichkeiten anknüpfend, alle Wissenszweige vertreten sein sollen. Vom Standpunkte der Wissenschaft darf man dem jungen Vereine jedenfalls nur das beste Gedeihen wünschen.

Die deutsche Besiedlung Preußisch-Polens. Als polnische Lande an Preußen kamen, war die Bevölkerung zumeist polnisch. Das Land war verwildert und adlig verwahrlost, mit einem Worte im schrecklichsten Zustande und „polnische Wirthschaft" herrschte an allen Enden und Ecken. Schon Friedrich der Große hatte daran gedacht, dem Lande „Weltpreußen" ein deutsches Ansehen zu geben; er wußte, daß mit den Polen selbst nichts anzufangen sei, und richtete sein Augenmerk auf deutsche Einwanderung. Er befahl dabei in einer Kabinetsordre, „die Attention auf Pfälzer, Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Deutsch-Polen zu richten, die im Rufe tüchtiger Arbeiter standen, schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen".

Es wurden preußische Justiz eingeführt, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Roboten ermäßigt, das Hypothekenwesen geregelt und Schulen gegründet. In den verödeten Städten wurden neue Gebäude aufgeführt; dem unbemittelten Adel wurden Vorschüsse bewilligt, den Landleuten setzte man Prämien für Pferde- und Schafzucht aus und brachte Merinoböcke aus Spanien. Die Feldbaumethoden bestimmte der König selbst, die Forstwirthschaft wurde geregelt und Getreidemagazine angelegt. Wie segensreich alle diese Einflüsse wirkten, ersieht man aus dem Werke des Dr. M. Beheim-Schwarzbach: Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den 1772 neuerworbenen Landen. Berlin 1864.

Mit ganz besonderer Vorliebe leitete der König persönlich die Einwanderung von Deutschen nach Posen. Friedrich fand seinen Plänen bereits vorgearbeitet; schon im 13. Jahrhundert waren Deutsche als Ackerbauer und Städtegründer in das Weichselthal gedrungen, und zahlreiche Reste hatten sich davon erhalten. Diese Deutschen waren protestantisch geworden und geblieben.

Unter den neuen Einwanderern waren am stärksten die Schwaben vertreten. Ihre Nachkommen sind noch heute an Sprache und Sitte unter der übrigen deutschen Bevölkerung erkennbar. Sie haben den schwäbischen Typus, und ihre Dörfer zeigen manches Besondere. Die Männer sind schlank, die Frauen üppig. Sie sind sinnlich, dabei aber streng religiös. Ihre Haupttugenden sind Fleiß und Ausdauer; sie sind tüchtige Feldbauer, und fast jeder Wirth ist sein eigener Fleischer, Maurer, Zimmermann, Dachdecker. Charakteristisch ist ihr starker preußischer Patriotismus. Dabei sind sie abergläubig und treiben mit Vorliebe Zauberstudien. Die schwäbische Tracht hat sich ganz und gar verloren, dagegen blieben manche Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache erhalten. In den Colonien bei Kulm, Kulmsee und Gniewkowo tragen die Leute noch zuweilen ihre Körbe und Krüge auf dem Kopfe. Das Kirchweihfest (Kirbe) wird in alter Weise gefeiert. Der Verfasser theilt mehrere schwäbische Volkslieder mit, die noch mit denen im alten Stammlande übereinstimmen. Aber Kirche und Schule führen gegen den schwäbischen Dialekt Krieg, der so immer mehr verschwindet.

Das Buch ist eine werthvolle Arbeit, die in allen Einzelnheiten zeigt, wie segensreich unsere Landsleute in den einstmals slavischen Ostmarken wirken. Jetzt ist etwa die Hälfte der Provinz Posen bereits deutsch, und wir können den Bemühungen der preußischen Regierung zu weiterer Germanisirung des Landes im Interesse des Deutschthums und der Kultur nur Glück wünschen.

Digitized by Google

Ueber die Auswanderung der Tscherkessen nach der Türkei theilt die „Mosk. Ztg." folgende interessante Nachrichten mit, die ihr Gen.-Maj. Fadejew eingesandt hat:

Die Auswanderung der Tscherkessen machte sich ganz ohne unsern Willen. Die Regierung verfolgte nur das eine Ziel, die Bergbewohner von der östlichen Küste des Schwarzen Meeres zu entfernen und auf dieser Russen anzusiedeln. Diese Maßregel war für die Sicherheit unserer Besitzungen durchaus nothwendig; im Uebrigen hatten wir keinen Grund, die Eingedornen nach der Türkei zu vertreiben, und Raum war genug für sie da. Das Land, über welches die Regierung in der Nähe zur Ansiedlung der Bergvölker disponirte, maß 1,500,000 Deßj. (300 Quadratmeilen). Die Masse der in den Jahren 1863 und 1864 nach der Türkei Ausgewanderten beträgt höchstens 200,000 Personen beider Geschlechter, während sich ungefähr 70,000 auf unseren Besitzungen angesiedelt haben. Dies scheint der ganze Rest der Bergbevölkerung zu sein, den der Krieg übrig gelassen hat. Auf diese Weise wären über 11 Deßj. auf die männliche Seele gekommen, was ein sehr vortheilhaftes Verhältniß gegeben hätte. Auf der Ebene, von allen Seiten von unseren Stanizen umgeben, hätten uns die Bergvölker durchaus nicht mehr gefährlich werden können.

Wir hatten andererseits aber auch keinen Grund, sie wider ihren Willen zurückzuhalten, und der Krieg hätte sicher noch ein gutes Jahr länger gedauert, wenn der Oberbefehlshaber nicht darein gewilligt hätte, die Auswanderungslustigen zu entlassen. Man darf diese nicht vergessen, daß die Tscherkessen und Abasiner*) im wahren Sinne des Wortes Barbaren sind, mit allen guten, aber auch mit allen kindischen Seiten der barbarischen Natur begabt. Von allen Völkern der Welt kannten sie nur uns als Feinde und Giaurs und die Türken als Freunde und ein heiliges Volk. Es war daher natürlich, daß sie, als die Feinde gesiegt hatten, Zuflucht bei den Freunden suchten, und zwar um so mehr, als ihre Habe durch den Krieg fast ganz vernichtet war. Die Bergbewohner haben sich hartnäckig gegen uns vertheidigt. Hätte man die Eroberung aber nicht bloß auf ihr Land beschränken, sondern auch auf ihre Personen ausdehnen wollen, wäre der Kampf doppelt hartnäckig gewesen. Als sie sich unterwarfen, war die erste Bedingung freier Abzug nach der Türkei. Das Land der Transkubaner war uns nöthig, keineswegs die Adatschen selbst.

Die erste Auswanderung aus dem Kaukasus fand gleich nach dem Falle Schamils statt. Dieses Faktum beweist, daß viele kaukasische Muselmänner unsere Herrschaft nur so lange ertragen wollten, als noch die Hoffnung vorhanden war, daß sie durch ihre Glaubensgenossen würden befreit werden. Als diese Hoffnung schwand, begannen sie, ihre Heimat zu verlassen. Die Behörde erschwerte ihnen Anfangs wohl die Auswanderung, wollte sie ihnen jedoch auch nicht ganz verbieten. Seitdem hat dieselbe fast ununterbrochen fortgedauert. In den Jahren 1859 und 1860 wanderte der größte Theil der Abasiner aus, welche den Gebirgsstrich zwischen Kuban und Urup bewohnt hatten; 1861 folgte ihnen der ganze Stamm der Besleneier und einige kleinere Gesellschaften. Im folgenden Jahre fanden keine Auswanderungen statt, weil die Bergbewohner ihre Heimat zu vertheidigen hofften; sie begannen aber sofort wieder, als diese Hoffnung schwächer wurde. Zum 1. Decbr. 1863 befanden sich in Trapezunt gegen 4000 Bergbewohner; Ende Februar 1864 kamen 20,000 und Mitte März noch über 40,000 hinzu. Die Einschiffung fand ohne unser Zuthun auf den noch nicht eroberten Küstenstrecken auf Fahrzeugen türkischer Kontredondisten statt, welche zu 10 und mehr nach den Bergbewohnern kamen. Es war sehr natürlich, daß bei der Ueberfahrt zahllose Unmenschlichkeiten vorkamen und unerhörte Leiden zu ertragen waren. Die türkischen Fahrzeuge waren größtentheils nur zum Sklavenhandel noch der östlichen Küste des Schwarzen Meeres gekommen, sie brachten denselben Geist auch in den Transport freier Leute. Da diese weder Geld noch Sachen hatten, wurde mit Weibern und Kindern bezahlt. Für die Tscherkessinnen war dies übrigens ganz gleich; denn sie wußten sehr gut, daß sie, unter welchen Verhältnissen man sie auch noch der Türkei gebracht hätte, bei der Ankunft sogleich auf den Sklavenmarkt wandern würden.

*) Zu den Bewohnern des westlichen Kaukasus gehörten drei verschiedene Völker, welche man gewöhnlich mit dem Namen Tscherkessen belegt: die Abchasen, ein Stamm derselben sind die Abasiner, die eigentlichen Tscherkessen oder Adigé, zu denen auch die Adadschen, Besleneier ꝛc. als besondere Stämme gehören, und die Ubychen.

Ethnographisches Museum in Moskau. Ueber dasselbe entnehmen wir einem Briefe des Herrn Dr. v. Renard, ersten Sekretair der moskauer naturforschenden Gesellschaft, Folgendes: „Auch bei uns in Moskau beginnt man auf die Ethnographie immer größeres Gewicht zu legen. So hat man auch seit Kurzem eine ethnographische Abtheilung im hiesigen Museum eröffnet, die einen gedeihlichen Aufschwung verspricht. Diese Abtheilung steht unter meiner speciellen Leitung. Wir erhalten wohl im Laufe dieses Jahres einen andern, dessen Etat für das Museum und hoffen sa, auch mehr für diese Abtheilung thun zu können. In ganz Rußland wurden die Gouverneurs aufgefordert, von ihrer Seite diese Section des hiesigen Museums zu unterstützen, und so gehen fortwährend Gegenstände zu ihrer Bereicherung ein. Auch das Ausland ließ uns Manches und selbst Bedeutendes zukommen, so reiche Geschenke von den Inseln Timor, Celebes, Zerambe, Sumatra."

Die Verbrechercolonie in Cayenne. Anfang Decembers 1864 segelte der französische Dampfer Ceres mit 500 Gefangenen nach Cayenne ab. Die Verbrechercolonie zählt dort, sa melden jetzt französische Blätter 6,425 Einwohner. Von diesen sind 4,248 zu harter Arbeit lebenslänglich verurtheilt, 1,116 wurden zur Transportation nach zweiter Gefangenschaft verurtheilt, 813 sind unter der Bedingung im Lande zu verbleiben in Freiheit gesetzt, 8 sind Fremde, die aus Frankreich ausgewiesen wurden, 102 sind Frauen ꝛc. Französisch Guyana ist seit 1852 Verbrechercolonie. Außer den zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und wegen wiederholter Criminalvergehen bestraften Franzosen schafft man noch die afrikanischen und asiatischen Verbrecher aus den betreffenden französischen Colonien dorthin. Gefangene, die sich gut aufführen, erhalten ein Stück Land zu eigener Benutzung. Die Niederlassungen befinden sich zu St. Laurent und St. Louis an den Ufern des Maroni. Die französische Regierung ist nun auch darauf bedacht, den Verbrechern Weiber zum Heirathen zu verschaffen.

Aberglauben in Frankreich. Der „Courier du Havre" berichtet aus der Nachbarschaft dieser Stadt folgenden Fall, der sich Ende Octobers 1864 zutrug und ein eigenthümliches Licht auf den Bildungsgrad der dortigen Bevölkerung wirft. „Ein Heer Lemonnier jagte in einem Wäldchen, das in der Nähe des Kirchhofs St. Adraffe liegt, und fand dabei den Leichnam einer alten Frau in ein Bahrtuch eingewickelt. Er machte der Behörde Anzeige, welche in dem Leichnam die am 24. October begrabene, 82jährige Frau Allain erkannte. Man glaubte zunächst, daß der Körper in räuberischer Absicht ausgegraben worden sei; bei näherer Untersuchung zeigte sich jedoch, daß die Haut theilweise abgezogen und Bauchhöhle und Brustkasten geöffnet waren. Die Behörde schloß hieraus, daß Fett und Haut der Verstorbenen bei Beschwörungen benutzt worden wäre. Dieser Aberglaube ist in der Umgegend Havre's noch sehr weit verbreitet; denn vor einigen Monaten grub ein junger Maurer einen Leichnam aus, schnitt ihm eine Hand ab, brannte sie zu Asche und mischte diese unter das Schießpulver, in dem festen Glauben, daß die Schüsse, die er damit thue, von den Wildhütern nicht gehört würden, wenn er auf Wilddiederei ausginge."

Photographisches Album der indischen Völker. Die Regierung Ostindiens bereitet ein großartiges photographisches Werk vor, welches im Laufe des Sommers erscheinen wird und in fünf Foliobänden 400 Photographien von den wichtigsten Rassen Indiens enthalten soll. Die verschiedenen Völker sollen nach ihren Kasten, Gebräuchen, Sitten, noch ihrer Lebensweise und ihren Beschäftigungen dargestellt werden. Auf diese Weise wird eine vollständige ethnographische Sammlung Indiens erzielt werden, die neben den Gesichtsmasken, welche die Gebrüder Schlagintweit mitbrachten, uns einen interessanten Einblick in das Völkergewimmel südlich vom Himalaya gibt. Die Herausgeber des photographischen Werkes sind Dr. Forbes Watson und W. Kaye, beide Mitglieder des India Museums.

Herausgegeben von Kurt Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google